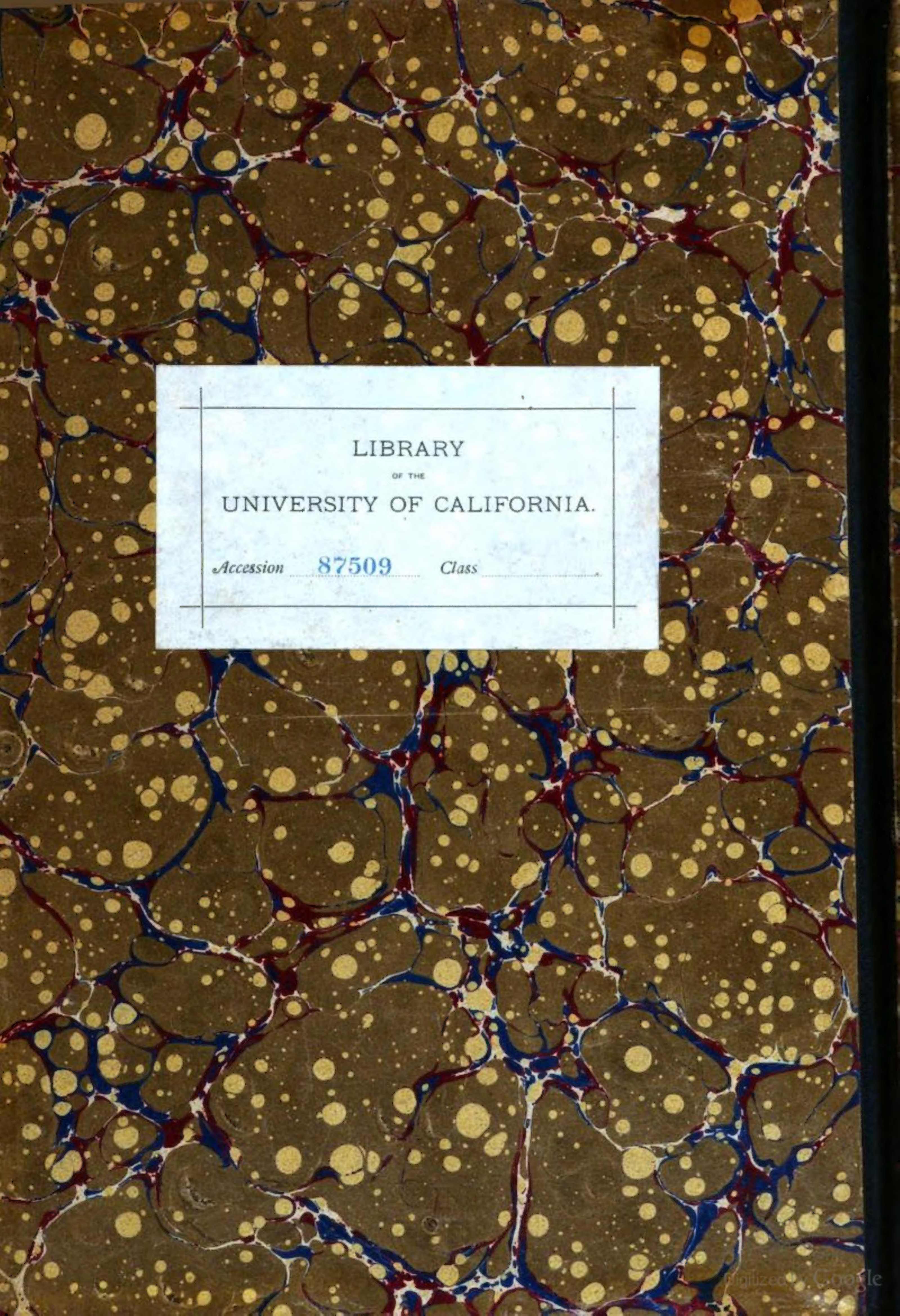
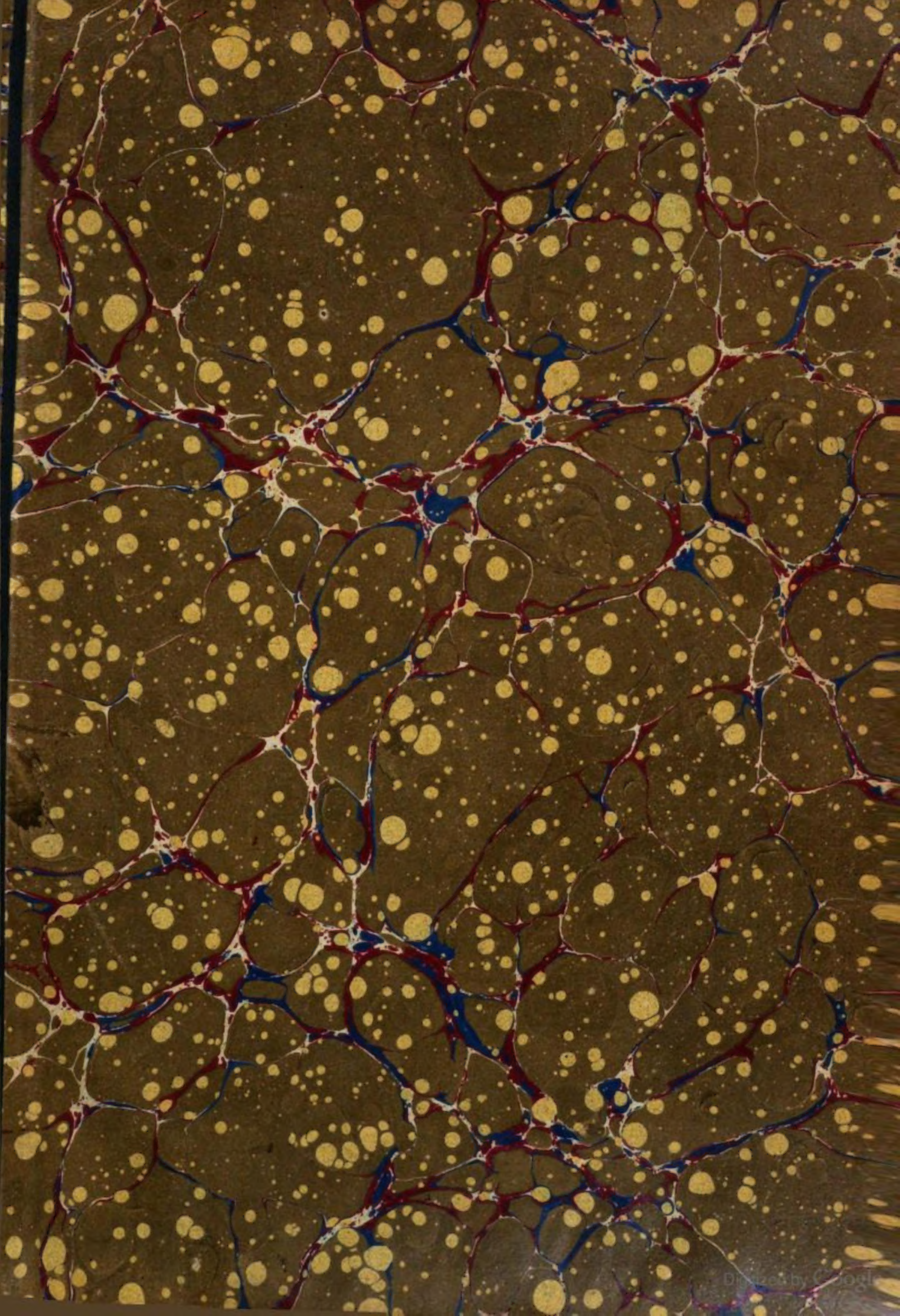
ARENA




LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.
Accession 87509 Class



I. Band. 17. jahr. 1901.



Inhalts-Verzeichnis.

I. Band. 1901. Heft 1—5.

Die mit einem * bezeichneten Artikel sind illustriert.

Romane, Novellen und Erzählungen.

Skizzen und Aufsätze.

Wissenschaft. Kultur- und Sittenbilder.

Geschichte und Zeitereignisse.

Biographien und Charakteristiken.

Aus hohen Kreisen.

Länder- und Völkerkunde.

Kunst.

Baukunst.

Bildnerkunst.

Malerei.

Gemälde.

Zeichnungen.

Farbige Reproduktionen.

Kunstgewerbe.

Technik, Industrie, Handel und Verkehr.

Militär und Marine.

(siehe auch „China“ unter „Geschichte und Zeitereignisse“).

Theater, Sport und Alpines.

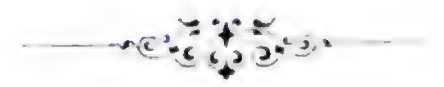
Poesie.

Litteratur.

Für müßige Stunden.

Schach.

Briefmappe.







Karl Albert Baur

In Föhring.



Karl Albert Baur: Am Main (bei Miltenberg).

Herzfeuer und Herzschnee.

Eine Tiroler Geschichte.

Von **Margarete von Oertzen.**

I. Philomena.

Der steinige Dorfweg windet sich jäh den Berg hinan, flimmernd in den goldtönigen Schatten der stolzen Edelkastanien, flimmernd in dem Hauche von Silberstaub, der über Schutt und Geröll versprüht ist.

Schroff fallen die Felsen hier zu Thale; in den von Bergwassern tausendfach zerrissenen Flanken der niederen, mit Gestrüpp bewachsenen Gelände kocht die Sonnenwärme, und über dem Vintschgau schwimmt sanft ein rosiger Dunst ... und es rauscht ... und es rauscht ... und Schloß Tirol grüßt herüber, vereinsamt auf hoher Warte, leuchtend, verklärt, ein Traum seliger Zeit.

Oberhalb des Dorfes Algund, auf einer jener mächtigen Moränen erbaut, die als Wahrzeichen eisiger Tage vor grauen Jahren sich hier gebildet, thront Schloß Dillenberg. Zähe Epheupflanzen spinnen sich in unlösbarem Gewirr von Zinne zu Zinne, klettern an den Türmen empor und hangen in üppigen Büschen von den schlanken Säulen der römischen Doppelbogenfenster hernieder.

Durch das weite Burgthor strömt der volle Tag, getränkt mit Milliarden feiner, glitzernder Lichtperlen; die Alpenfirnen blicken in den Hof, als kennten sie ihn und das wackere Schloß seit vielen Jahrhunderten, als seien sie gute Freunde geblieben, während Geschlecht um Geschlecht ins Grab sank und auch der Fluß das Heldenlied vergaß, das von Rittern und Knappen an seinen Ufern gesungen worden.

In diesem Hof ist es längst still geworden. Die Stiege mit dem geschnitzten Geländer, der hölzerne Vorbau mit dem spitzen, rotgeschindelten Dach, der starke, sechseckige Turm und die köstlich geschmiedeten Gitter vor den Fenstern erzählen ein Märchen von alter Tiroler Macht und dem Reichtum verfallener Edelsitze — hier und da ist ein Stein aus dem Gefüge gebröckelt, verblaßt sind die frommen Malereien an der Außenwand. Das Türmchen an der Ostseite der Burg hat sich nach links geneigt ...

Unter dem Türmchen hatten die edlen Herren von Dillenberg ihre Kapelle gehabt. Jetzt gemahnte nichts mehr daran als ein Schnitzwerk, das im Hintergrunde des hohen, dunkeln, ovalen Raumes in die Mauer eingefügt war und nicht enfernt werden konnte. Es stellte die büßende Magdalena dar, und im Dorfe erzählte man sich, das Bild sei

dorthin von Zauberhänden gehext, nach einer schweren Sünde, welche die jüngste Tochter des letzten Schloßherrn begangen. Alsbald sei das Schnitzwerk aus der Mauer gesprungen und habe die Verirrte zur Buße und Umkehr vermocht. Doch sei sie gleich darauf eines raschen Todes gestorben. Ihren Grabstein fand man mit einiger Mühe noch heute an der Außenwand der Kapelle. „Hier ruht die edle Jungfraw Diemuthis von Dillenberg, Herrin von Rosen und Gargazon, hier endelig kunnt sie schlafen."

Auch der Rittersaal zeigte Spuren ihres Daseins; neben dem gewaltigen, schwarz angerauchten Kamin, dicht unter der getäfelten Decke hing eine Leinwand, von bunten Farbenresten schwach belebt: ein schmales Antlitz und dunkles Haar und brennend rote Lippen, — das war alles, und das war Diemuthis von Dillenberg.

Lange, lange hatten Regen und Wind hier gehaust, und zur Zeit des Bauernaufstandes galt Dillenberg für ein berüchtigtes Verschwörernest — der Geist echt tirolischen Freiheitsdranges war aus diesen Mauern hinausgezogen und trug seine Brandfackel in die engen Laubengassen der Stadt Meran.

Frieden ward im Lande, Dillenberg verfiel. Niemand wußte, wem es gehörte. Und als die Reben grünten und sich immer dichter an die Burg schmiegten, da kam ein Weinbauer des Weges und kaufte der Stadt die Rebgelände und die Burg ab und taufte das alte Schloß mit den grimmen Mauern und kriegerischen Türmen in einen zahmen, freundlichen „Niederhof" um.

Kaum wohnte er ein Jahr dort mit seinem Weibe und seinem fünfjährigen Töchterlein Cenz, als ihm noch ein Kind geboren wurde. Es kam im Rittersaal zur Welt, und die Mutter schwor bei allem, was ihr heilig, das in Buße verstorbene Edelfräulein Diemuthis sei ihr nachts erschienen, habe sich über die Wiege gebeugt und eine Locke von dem eignen Haar dem Kinde aufs Haupt gelegt. In der That wuchsen dem kleinen Ding tiefschwarze Locken von so seltsam rötlichen Farbenspiel, daß der Niederhofer selbst geneigt war, zuzugeben: mit rechten Dingen gehe das nicht zu; die Cenz, seine Aelteste, sei so blond wie reifes Korn — da hätte Philomena, die Jüngste, auch blond werden müssen, das sähe ein Kind ein!

Er trug sich mit dem Gedanken, heimlich die Reste jenes Edelfräuleins an der Kapellenmauer ausgraben und dem Beinhause von St. Peter überweisen zu lassen, aber seine Frau meinte, damit beleidige er den Geist, und dieser könne dem Kinde aus Rache Böses zufügen. Das Edelfräulein sei ja gewissermaßen „Göd"*) geworden, man dürfe es nicht in seiner Totenruhe stören. So verblieben die Gebeine Diemuths in der Mutter Erde, die sie gleich nach dem Abschluß eines heißen, unheilvollen Liebeslebens kühl empfangen.

Als Philomena heranwuchs, mußte sie für die Seelenruhe Diemuthis' beten und lauschte oft mit großen Augen und offenem Munde, wenn am Tisch des Abends zur „Liachten"**) von ihrer geheimnisvollen Patin die Rede war.

*) Patin.
**) Dämmerung.

„Das Diandl ist geboren, es soll der Seligen ihre Sünden abbüßen," seufzte die Niederhoferin, „und ich verlob' das Kind dem Kloster, und eh' laßt's mir keine Ruh' net, — sag' ja, Niederhofer, wir verloben's dem Kloster!"

Der Niederhofer zuckte die Achseln und ließ sein Weib gewähren . . . Die Frauen waren ja von jeher abergläubisch, und wenn seine Bäuerin behauptete, in ihr Kind sei die Seele Diemuthis' von Dillenberg gefahren, so konnte er ihr das Gegenteil nicht beweisen.

Philomena ward also dem Kloster verlobt oder vielmehr dem heiligen Antonius. Sie ging in die Schule wie andre Kinder, spielte, lachte wie andre Kinder — niemand verlor mehr ein Wörtlein über das Verlöbnis. Bis aus der kleinen Philomena ein großes, schönes Diandl geworden war und aus der Cenz eine Hochzeiterin.

Die Cenz heiratete einen Bauern aus dem Vintschgau. Die Hochzeit wurde nicht im Wirtshaus, sondern auf dem Niederhof gehalten, und ganz Algund hatte sich eingefunden. Wein gab es die Hülle und Fülle, feurigen Eigenbau — Wein, in dem noch die Sonne steckte —, und Philomena, die so manchen Herbsttag mit den glänzenden Trauben um die Wette das flüssige Sonnenlicht genossen, hingestreckt unter das Laubdach duftender Reben, sie trank gar zu gern Wein, besonders den roten, schillernden . . .

Heiß war ihr nach dem ersten Tanz geworden, sie sprang aus den Reihen der sie umwerbenden Burschen in eine dämmerige Ecke und fächelte sich mit dem Schürzenzipfel Kühlung zu.

Ihre Mutter näherte sich ihr mit gewichtigen Schritten und warf einen mißmutigen Blick auf den Schwarm, der ihr nachstrebte.

„Das Diandl da braucht net zu tanzen," verkündete sie laut. „Es kommt net jeder zum Springen und Singen auf die Welt. Und die Philomena geht ins Kloster, mirkt's euch!"

Totenstille folgte diesen Worten. Philomena hielt inne mit Fächeln und hob den Kopf, ihr junges Gesicht erblaßte. Die Burschen krauten sich verlegen hinter den Ohren.

„Moanst, die kann die drei Gelübd' halten?" fragte der Niederhofer.

„No, das will i hoff'n," sagte die Mutter hochrot, „müßt sich schamen, wann's anders wär'!"

Unter den Hochzeitsgästen war einer, der Kirchsteiger-Tobi.

Als die Rede von Philomena war, zündete er seine Pfeife an und blinzelte über den aufflackernden Schein hinweg in ihre Augen.

„Heilige Philomena," sagte er spöttisch, „bittest alsdann auch für mich, den Kirchsteiger-Tobi?"

„Für Mannsbilder bitten? Thät' mir just noch fehlen!" warf die Mutter dazwischen. „Mit die Mannsbilder hat's da ein End', Gott sei Dank!"

„Mußt dich jetzt dran halt'n, Diandl," raunte der Tobi in Philomenas Ohr. „Verstehst mich?"

„Versteh' schon," gab sie zurück, „etwan an dich?"

Tobi drehte sich schnell herum auf dem Absatz und trat dicht neben sie.

„Sakra, du hast's in die Augen! Schad' fürs Kloster, die Aug'n . . .“

„Ich bin noch net im Kloster.“

Der Tobi pfiff leise und gedehnt vor sich hin. „Was die Alt'n immer mit die Jung'n wollen! Woaßt, Diandl, mir geht's wie dir.“

„Sollst auch ins Kloster?“ fragte Philomena gespannt.

„Das net. Na! Das wär' mir eh' z' dumm. Aber die Wirtschaft soll ich führ'n — woaßt, die Wirtschaft zum Kirchsteiger —, und mein Sinn steht nach was anderm.“

Philomena stemmte einen Arm in die Seite. Ihr voller, üppig blühender Körper dehnte und reckte sich zu stattlicher Größe.

„Nach was steht dir der Sinn?“

„No, Diandl, das sagt ma net so auf die erste Bekanntschaft!“

„Laß bleib'n!“ trutzte Philomena.

„So war's net g'meint,“ flüsterte der Tobi. „Es giebt halt Leut', die taugen net zum Bauern, Leut', denen's net paßt, jedem Lapp'n ein Viertel Wein zu servier'n. — Schau mich an!“

Philomena sah ihm gerade in die Augen. Sie leuchteten stahlblau über der scharfgebogenen Adlernase, über den mageren, gebräunten Backen.

„Was ist an dir zu schauen?“ fragte sie gleichmütig.

„Meine Urgroßmutter war eine von die tapferen Tiroler Jungfrauen —“

„Das sieht man dir net an,“ spottete Philomena, „geh weiter!“

„Wohl sieht man mir's an. Mein Ahnl war ein großer Maler, und heut' noch kannst an die alten Häuser die frommen Heiligenbilder sehen, die er g'malt hat. Und mein Vater war der erste Zitherspieler weit und breit —“

„Jetzt hör' auf,“ sagte Philomena. „Völlig angst wird mir's, wenn ich bedenken thu', was du für ein Bua bist.“

„Du, spott' nur. Wann ich will, eh' du ins Kloster kommst, tanzest nach meiner Pfeif'n.“

„Wohl, wann du mein Beichtvater wirst,“ lachte Philomena.

Der Kirchsteiger-Tobi stampfte in überquellender Lebenslust den Holzboden, daß es bedenklich in den alten Dielen krachte.

„An mich denkst!“ rief er.

„Da müßt schon ein andrer kommen!“ rief sie.

„Er kommt!“ schrie der Tobi, kirschrot bis in die Haarwurzeln, „der andre kommt — und doch ich!“

Damit warf er sich in die Flut der Tanzenden. Philomena stand und wunderte sich. „Das versteh' ich net — er — und doch ein andrer?“

„Madl,“ flüsterte die Mutter ihr zu, die heute auf Philomena ein besonderes Auge zu haben schien, „hat's denn nie ka End' mit dem Gezickel und Gezackel hin und her? Siehst den Wendel net, wie's ihn wieder alloanig hock'n lass'n, die Goschen, die dummen, weil's ihn fürcht'n? Hän?“

Philomena senkte die Lider. „Ich sieh ihn wohl.“

„No — so thu' deine Schuldigkeit! Aber natürlich! Die jung'n greanen Lapp'n, die nicht z' beißen hab'n, die san dir lieber, als an ausg'wachsener Mann, der trucken hinter die Ohr'n is . . .“

„Laßt das Diandl, Niederhoferin,“ sagte eine ruhige, tiefe Männerstimme, „ich bin der Mann, ich muaß sie such'n, sie hat recht.“

„No — no —“ stotterte die Niederhoferin schwer atmend, da Aerger ihr bei ihrer Korpulenz nicht zuträglich war, „wann Ihr's selber sagt, so — so —“

Der große Mensch mit dem dichten, fast verwilderten Haar und den buschigen Brauen blickte sie fest an. Und unter diesem Blick befiel es sie wie eine Schwäche, eine Ohnmacht — sie besänftigte sich, ward ruhig und entfernte sich mit demütigen, kleinen Schritten, ohne Philomena zu beachten.

Diese wiegte sich leicht in den Hüften, immer noch mit niedergeschlagenen Augen. Sie wartete, daß er sie anrede. Eine Weile — eine ganz kurze — blieb der Mann neben ihr stehen, dann wandte er sich stumm ab und setzte sich in die Fensternische unter dem gotischen Bogen, wo er vorher gesessen.

Er war allein. Nichts kümmerte ihn. Drei oder vier durch den Wein erregte Madeln näherten sich ihm und fuhren dann lachend und aufkreischend zurück. So trieben sie es wohl ein halb Dutzend Male, ohne daß er Notiz von ihnen nahm.

„Philomena,“ raunte ihr eine der Diandln zu, „is's wahr, daß du den Wendel kennst, seit du ein Menscherl von zehn Jahr' warst?“

„Ja,“ erwiderte sie, „was weiters?“

„Hat er immer der ‚Stoan-Wendel‘ geheißen?“

„Fragt's ihn selber.“

„Den und frag'n? Ich moan, seit er die Leich'n im Haus g'habt hat, kann er mit lebendige Leut' nimmer red'n.“

Wendel nahm einen Schluck.

„Von dir will er net viel wiss'n, will mir's scheinen,“ sagte die erste Sprecherin laut, „hast alle am Bandel — den net.“

Empört trat Philomena auf sie zu. Doch schon stoben die Mädchen auseinander.

„Hast alle am Bandel — den net . . .“ Einen hilflos zornigen Blick sandte sie zu Wendel hinüber.

Er rührte sich um keinen Fußbreit, das Stück Diele zwischen ihr und ihm zu überschreiten. Als trüge er eine Last auf dem Rücken, weit vorgebeugt, stützte er sich auf den Tisch.

„Was schaffst?“ fragte ihn der Pfarrer, „magst keinen Steirischen tanzen?“

„Ihr wisset, Hochwürden, die Diandln fürchten mich.“

„Weil's dumme Gäns' san,“ fuhr die Niederhoferin von neuem dazwischen. „Philomena, der Herr Pfarr' ist da . . .“ und leise fügte sie hinzu: „Schau, daß er dich anredet, die zukünftige Klosterfrau sollt' schon im weltlichen Stand dazu thun.“

Philomena gehorchte. In ihren blauen Augen schlummerte eher alles andre als friedliche Frömmigkeit



Karl Albert Baur: Eichenhain (Aibling).

und Ergebenheit; mit einem kecken, frischen „mit Verlaub!“ setzte sie sich neben den Pfarrherrn, der von der Seite einen scharfen, prüfenden Blick auf ihre roten Wangen that.

„Ich höre, du willst dich von der Welt und ihren Versuchungen zurückziehen, Philomena,“ sprach er, an seinem Wein nippend, „mich dünkt aber, du bist noch gar jung zu solchem Entschluß. Eh' einer es lernt, sich völlig abtöten . . .“

„Abtöten?“ fragte Philomena atemlos. „Was ist das?“

„Frag' den da,“ erwiderte der Pfarrer, auf Wendel deutend. „Der hat's auch ohne Kloster fertig gebracht. Sich abtöten heißt, allen irdischen Wünschen entsagen, die Stimme des Herzens stumm, ganz stumm machen, das Auge blind und das Ohr taub, mit Füßen treten, was man sonst wohl Gefühl nannte, kühl werden wie Schnee . . . alles an sich abprallen lassen, wie wenn das Hochwasser gegen die Felsen brandet und von ihnen zurückgeworfen wird, — so wirft das Herz die Leidenschaften zurück.“

„Das heißt abtöten?“ sagte langsam Philomena. Ein Blitz wie Haß flog aus ihren Augen über Wendel hin. „Herr Pfarrer, wenn's Leut' giebt, die das können, so hab'n sie nie ka Herz net g'habt — und ich kann's net —, ich thät' schreien, wenn s' mich einsperr'n thäten in a Zell'n . . . ich muß singen und jodeln, sonst wir i krank . . . und Mensch'n, die sich auch ohne Kloster abtöten, die — die fürcht' ich —, wie die andern sie fürcht'n.“

Wendel hatte mit flehendem Auge an ihr gehangen. Nun erhob er sich kurz und nahm seinen Hut vom Fenstergesimse.

„Behüat Gott und gute Nacht,“ sagte er dumpf.

„Was, Wendel? So früah?“ forschte der gutmütige Pfarrer erstaunt. „Ja, bleibt noch a bissel — ja —“

„Es thuat's net mehr. B'hüat Enk Gott.“

Ehe die andern sich dessen versahen, war er verschwunden.

Philomena benützte des Pfarrers sprachlosen Schrecken, um unbemerkt hinter den Ofen zu gleiten.

Sie sah das Hochzeitspaar aus einem Glase trinken und flüstern; fast meinte sie jedes Wort zu verstehen, das zwischen ihnen hin- und herflog, das so süß und traut klingen mußte — in dem weiten, niederen Saal duftete der Wein aus eignen Reben, und dämmerig ward es draußen und drinnen —, das Raunen und Murmeln nahm kein Ende mehr.

Endlich brach der Pfarrer auf, gefolgt von den übrigen Gästen.

„Philomena,“ sprach die Bäuerin, „was hat er zu dir gesagt?“

„Wer?“

„Der Herr Pfarr'.“

„Abtöten muaß ich mich — aber woaßt, Mutter — das thu' ich so wenig, wie die selig' Diemuthis von Dillenberg es than hat —“

Die Mutter stieß einen Schrei aus.

„— Und ob's mich dann auch an der Kapellen zu ihr vergrab'n — es ist mir eins — und amal, abtöten thu' ich mich net — guat' Nacht!“

Damit schritt sie in ihrem ganzen Staat und festlichen Schmuck hoch erhobenen Kopfes aus der Thür.

„Da hab'n wir's,“ murmelte die Bäuerin. „Da

hab'n wir's. Jetzt helf' mir der Himmel, daß ich alle Knecht vom Hof bring', die a saubere Fratz'n hab'n — abtöten — no — der Herr Pfarr' — er hätt' auch gescheiter sein können, mit Respekt, als wie dem Diandl so was zu sag'n."

Bald erlosch das letzte Licht in der alten Burg. An dem einen dunkeln Fenster des Eckturmes aber stand Philomena und blickte weit hinaus in das von Mondschein beglänzte Thal.

„Philomena!"

Sie horchte auf.

„Philomena!"

Ein Schatten löste sich von den andern Schatten. Das war Tobis dunkler Kopf . . .

„Diandl, du sollst di abtöten!" klang es leise und spöttisch von unten herauf, „soll ich dir helf'n dazu?"

„Dummer Bua!" rief sie halblaut und schloß das Fenster.

Er lachte und schlich von dannen — ein Teil des Lebens und Treibens der geheimnisreichen Mondnacht.

2. Die Komedi.

Sein Heim, das war die Wirtschaft „zum Kirchsteiger", ein altes Haus mit unzähligen Schlupfwinkeln und Stufen, engen, warmen Gängen, in denen der Duft heißer Asche und saurer Milch schwebte, und mit schmalen, schiefen Holzveranden, nach Süden gelegen. Auf diesen Veranden träumt es sich wonnig, in ihrer Abgeschiedenheit ist gut leben — sanft, wie das Blut im Körper des Menschen zum Herzen fließt, gehen die Stunden dahin — dies Goldlicht der Thäler umschlingt die einsamen Träumer wie eine Umarmung eines geliebten Wesens.

Wenn die Morgenfrische gleich einem Silbergespinste über der Niederung wallte, dann drängte sich ein Stück lautere Sonne durch das kleine Fenster in die Wirtsstube „zum Kirchsteiger". Doch nur während einer kurzen Stunde. Sonst wohnte hier eine ewige Dämmerung, braun getönt in dem schwachen Feuerschein vom Herde.

Jetzt, zur Nacht, brannte ein bescheidenes Lämpchen auf dem Simse, und Tobis Mutter, die Kirchsteigerin, stellte eine Krystallkaraffe voll feurigen Kamegers nach der andern auf den Tisch vor ihre Gäste. Es waren späte Gäste, zwei Herren, die seit einer Stunde mit lobenswerter Geduld den Tobi erwarteten.

Endlich rumorte es draußen im Flur, und Tobi erschien, den Hut im Nacken.

„Da ist er ja!" rief einer der anwesenden Männer. „Bringt Wein, Kirchsteigerin; was wir zu red'n hab'n, soll net trucken bered't werden!"

„Grüß Gott," sagte der Tobi gleichmütig und holte sich einen Teller Kastanien aus der Asche.

„Wir hab'n lang gewartet," nahm der erste Redner wieder das Wort, „aber es reut uns net, wenn Ihr uns nur anhör'n wollt. Schon neulich hab' ich's g'sagt — es ist eine ehrenwerte Sachen. Anstatt daß Ihr wie die beschränkten Bauern am Feierabend hinterm Ofen sitzt und jedes Jahr dummer werdet, staunen Euch Hunderte von Leuten an und beneiden Euch. Ihr führt ein Leben wie die Künstler in der Stadt, könnt Geld verdienen und Euer Glück machen und ein Mann werden, von dem weit und breit die Rede ist."

Tobi schloß halb die Augenlider.

„Es ist so, Herr Apotheker," sagte er langsam.

Der halb herrisch in grünen Loden gekleidete Sprecher legte beide Arme auf den Tisch und reckte den Hals im Eifer weit vor. „Ob Ihr Talent habt, kann ich noch net wiss'n. Ich seh' nur, daß



Karl Albert Baur. Der Pass.

Ihr ein verdammt sauberer und verdammt hitziger Kerl seid. In den fünf Jahren, die ich das Bauerntheater leiten thu' und meine Künstler überall selber zusammensuch', ist mir keiner begegnet, dem es in den Gliedern steckt wie Euch. Und ich hab' eine feine Spürnas'n . . ."

„Meint Ihr?" fragte der Tobi so ruhig wie vorher. „Müßt's halt probier'n."

„Ihr willigt ein?" rief der „Herr Apotheker", vom Stuhle springend, vor Freude. „Ihr sagt ja?"

„Ich hab' mir amal so a Stück angeschaut in Eurem Theater, Herr Apotheker. Ich mein', es haltet net schwer, das Komedispielen, — und warum sollt' ich's net auch thun wie andre?"

„Komedispielen!" klagte die alte Frau in der Ecke. „Und das Geschäft vernachlässigen und —"

„Haha," lachte Tobi auf, „halt' mi einer, wann ich ins Rennen komm'. Komedispielen will ich und muß ich — der Schneider und der Jagerhiesl und der Martl am Eck spielen ja auch! Aber sie können's net — weißt, sie reden so hin. Und da hab' ich schon gedacht: wie der Teufel möcht' ich dreinfahr'n und den Lapp'n zeigen, was Spielen is! Und die Madeln, die sollen sich hüten, wann der Tobi spielt; der busselt sie net zum Schein und rührt sie net an wie Wachsfigurlen, die inwendig hohl sind — wann der Tobi spielt, der reißt sie zusammen, als ob's fürs Leben wär'!"

Dem Apotheker ward schwarz vor Augen. „Ihr spielt und zwar in vierzehn Tagen in dem neuen schauerlich-schönen Volksstück, das ich selber g'schrieben hab': ‚Der Wilderer vom Galgenberg oder die Geliebte des falschen Grafen'!"

„Das ist dasselbige Stück, das ich g'sehn hab'! Merkt auf: So muß der Wilderer ausschaun — so —"

„Ausgezeichnet!" lobte der Apotheker. „Tröstet Euch, Frau — der Bua hat Komödiantenblut in den Adern!"

„Wollt mir's verbeten hab'n!" rief die Kirchsteigerin zornig. „Wann der Bua unter das Komödiantenvolk geht, no schnür' ich mein Bündel!"

„Nein, Muatterl, das wirst net," sprach Tobi, „es kommt eine Zeit, wo d' stolz auf ihn bist, auf dein'n Buam — wo die Leut' dich ehr'n und achten werd'n um dein'n Buam — wo sie dir 'n neid'n werd'n, dein'n Buam —"

Der Apotheker lächelte still vor sich hin. „Es hat ihn. Das Fieber hat ihn."

Zum erstenmal öffnete nun der andre der Männer die Lippen. „Das ist recht schön und gut. Aber könnt Ihr Euch auch fügen?"

„Fügen? Wem denn?" fragte Tobi und legte die Faust sacht auf den Tisch.

„Mir," sagte der Herr, der einen städtischen braunen Rock trug und ein glattrasiertes Gesicht hatte, das von Linien die Kreuz und Quer durchfurcht war.

„So? Darf ich frag'n, warum?" meinte der Tobi höflich, indem er seinen Stuhl vorrückte und dem Fremden seine Nase bedenklich näher brachte. „Dem Teufel füg' ich mich; nichts für ungut, Euer Gnaden, oder wie Ihr sonst heißt."

„Ich bin nämlich Regisseur," sagte ärgerlich der andre, den der Spott getroffen, „ich leite die Aufführungen."

„Bedank' mich, ich kann's schon selber," sprach der Tobi, „ich kann's, Herr Reschossir!"

Der Herr mit dem liniierten Gesicht ließ sich herab, zu lächeln. „Ich studiere die Stücke ein, mein Lieber. Ich war früher Berufsschauspieler. Alle müssen sich mir fügen, nicht nur Ihr. Ich erlaube mir, einige Winke zu geben — das ist alles — aber eine gewisse Disciplin . . ."

„Wann ich aber grad' net will?"

„No, Tobi, so denkt an Eure Solbatenzeit. Da muß auch einer kommandier'n," warf der Apotheker rasch dazwischen, indem er dem Regisseur einen gelinden Stoß verabfolgte, „gelernt muß alles sein."

Der Tobi lachte herausfordernd und lustig. „Wenn ich anfang', Herr Rechossir," rief er halb treuherzig, halb keck, „no können's die lieben Englen im Himmel pfeifen hör'n — ich bin noch überall Meister geword'n, ich, der Kirchsteiger-Tobi von Algund!"

Der Apotheker nahm einen Schluck.

„Da, Tobi," sagte er dann mit schwacher Stimme, „da ist ein dünnes Heft mit Eurer Rolle. Die rot unterstrichenen Worte, das sind die Stichworte. Wenn Ihr könnt, lernt das in drei Tagen auswendig. Und dann kommt zu mir, wir bereden das Weitere."

Der Tobi hielt das Büchlein in den Händen, und ein feierliches Gefühl übermannte ihn.

„Ich lern's," sagte er kurz, und ohne noch einen Blick auf die Herren zu werfen, verließ er mit langen Schritten die Stube.

Der Apotheker legte einige Münzen auf den Tisch, und mit einem lauten „Gute Nacht" traten Direktor und Regisseur auf die mondfrische Bergstraße.

„Gebt acht, Euer Gnaden," rief da eine helle Männerstimme hinter ihnen her, „gebt acht auf die spitzigen Stein' — den Weg da heißt man den Ochsentod!"

Das Fenster klirrte.

„Was hat er gemeint?" fragte der Regisseur Beda Rührmüller, kurzweg Herr Beda genannt, mißtrauisch.

„O, nichts Besonderes," erwiderte der Apotheker, sich abwendend.

„Ja, da haben wir uns was Rechtes aufgeladen," sagte Herr Beda verstimmt und hatte Mühe, das Zittern seiner Lippen zu meistern. „Es wird Unannehmlichkeiten setzen. Die Insubordination dieses Bauern kann ich doch schon um der andern willen nicht dulden!"

„Der Kerl hat Temperament," sagte der Direktor vergnügt. „Schauen's, daß Sie mit ihm fertig werd'n. Ich muß meine Leut' nach ihrem Genie aussuchen und net nach dem, wie sie sich mit Ihnen vertrag'n."

„Das übersteigt meine Kräfte!"

„Dann muß ich halt an Ihrer Statt ein'n andern suchen," sagte der Apotheker scheinbar unbefangen.

„Den Tobi, den lass' ich net aus die Fingerl — richten Sie sich darnach!“

„Sie sind grausam. Leidet meine Künstlernatur nicht darunter, dämlichen Bauernschädeln Kunst einzutrichtern . . .“

„Jetzt halten S' aber schon Ihr Goschen mit Ihrem hochdeutschen Gewäsch! Dämliche Bauernschädel? Daß i net lach'! Waren Sie net etwa Kassier an einer Menagerie, wie ich Sie kennen gelernt hab'?“

„Ja, aber nur vorübergehend!“

„Haha! Hab' ich Sie net aus dem — wie haben S' g'sagt? — ‚menschenunwürdigen Zustand‘ Ihrem Beruf wieder zugeführt? Meine Bauern schimpfen S' mir net —“

Herr Beda sandte einen verzweifelten Blick gen Himmel.

„Ich bin ja still,“ sagte er, „ganz still!“

„Soll mich freuen,“ erwiderte der Apotheker, „kann ohnehin das viele Reden net vertrag'n!“

Unterdessen hatte der Tobi in seiner Kammer das Fenster geschlossen und ein Lichtlein angezündet. Seine Lippen bewegten sich murmelnd — er lernte.

Draußen hantierte die Mutter noch mit dem Geschirr. Sie warf die Teller absichtlich mit lärmendem Klappern übereinander, und von Zeit zu Zeit legte sie das Ohr an das Schlüsselloch, gespannt lauschend.

„. . . Ha, meine Büchsen bringt ihm noch den grausigen Tod . . . den grausigen Tod — meine Büchse — bringt ihm — noch den grausigen Tod. Feiger Schurke, der du mir die Geliebte — die Geliebte —“

Die Kirchsteigerin entschloß sich kurz und trat ein.

Da stand ihr Sohn in Hemdsärmeln, das Bett war aufgerissen, und die Kissen lagen am Boden verstreut.

„Ist das ein Aufzug für einen Christenmenschen?“ begann die Kirchsteigerin zornig, indem sie die Kissen empornahm.

„Laß liegen, Mutter!“ rief der Sohn. „Das weiße Kissen, das ist die Geliebte. Und das rotg'würfelte, das ist der finstre Graf Wolf zu Bärenklau. — ‚Feiger Schurke, der mir die Geliebte stahl — und du, Diandl, was schaust mi an mit deine schwarzen Augen? Die Augen, die hab'n mi verrat'n, um ein'n Elenden verrat'n . . .‘“

„No, Tobi,“ sagte die Mutter, „ins Bett, wann d' net gehst, i nimm dir 's Liacht!“

„Diandl!“ fuhr er fort, und seine Stimme schmolz zu einer Zärtlichkeit, die der Frau eisige Schauer über den Rücken jagte, „Diandl, für di sterb' i, für di werd' ich fromm wie a Lamperl und vergiß die Gamsen . . .“ Er bückte sich und nahm das Kissen in den Arm.

„Jessas Maria,“ bat die Kirchsteigerin, „roll net so mit die Augen!“

Der Tobi ließ das Kissen sinken.

„Muatterl,“ sagte er, „das Stück ist schön. Das Diandl betrügt mich. Aber nur, um mich zu retten. Hast verstand'n? Denn ich bin ein Wilderer — und das rotg'würfelte Kissen da — der Graf zu Bärenklau, mein' ich — der verfolgt mich. Hast verstand'n? Und das Diandl, das thut, als ob's den Grafen möcht' — weißt? Dafür verlangt's, daß er mich leben laßt. Hast verstand'n? Und ich glaub', sie lieb' ihn. Und mich will ich umbring'n. Aber dann kommt's heraus, daß der Graf ein Räuber ist und ich der wirkliche Graf bin, weißt? Im Buch steht's: Alle erheben die rechte Hand zum Zeichen des Staunens! Zuletzt heirat' ich das Diandl und lass' den Grafen in den Turm werfen. Hier steht's: Der Graf wird gebunden und gefesselt und knirscht mit den Zähnen! Und zu allerletzt verzeih' ich ihm noch, — hast das verstand'n, Muatterl?“

„Nein,“ sagte die Kirchsteigerin schon halb versöhnt, „verstand'n net, aber schön muß es sein!“

„Waßt, Muatterl, dann könntest du das Diandl vorstellen. Setz dich nur da hin und thu', als ob d' mich verraten hätt'st. Aber du mußt es wirkli glaub'n!“

Die Kirchsteigerin zögerte noch einen kurzen Augenblick, dann fügte sie sich.

„Im Buch steht's: Das Mädchen errötet hilflos. Kannst net a bisserl rot werd'n, Muatter?“

„Müßt's schon von Rechts wegen,“ sagte sie anzüglich, „müßt schon rot werd'n, daß ich altes Weibsbild in der Nacht mit meinem Buam Komedi spiel' . . . schamen müßt' ich mich in Grund und Boden —“

„‚Diandl,‘“ flüsterte der Tobi, „‚weißt, was eine Wildrerlieb' ist? Weißt, was ihm die Büchsen aus der Hand reißt und ihn selber wund macht, als sei er eine angeschoss'ne Gams'n?‘ — Nicht, Muatterl, das ist schön — und das hab' ich zu sag'n!“

„Spielen Madeln auch da drin?“ fragte die Kirchsteigerin mißtrauisch.

Tobi horchte auf — wie ein zündender Funke schlug es ihm ins Herz — ihm fiel etwas ein.

„Sakra, das Diandl, wann es spielet . . .“ murmelte er abgebrochen. „Sakra — d a s Diandl . . .“

„Was hast, Tobi?“ forschte die Kirchsteigerin. „G'hört das auch zur Komedi?“

„Freilich, freilich,“ erwiderte er und warf seine Kissen ins Bett mit gewaltigem Schwung, „und jetzt schlaf'n ma, i muß schlaf'n, sonst . . .“

„No, no, es wird so eilig net sein. Guat Nacht! Ich bin völlig umdraht, das macht die Komedi . . .“

Als Tobi allein war, schlug er mit der Hand auf die Kerze, daß sie erlosch. „Und i zwing s', das Diandl spielt, ich zwing s' . . . sie muß — sie muß!“

3. Das Zwiegespräch.

Der warme Oktobertag lugte in tiefroten und hellgelben Tinten durch eine Thürspalte in den friedlichen Raum, Sonnenstäubchen flogen hin und wieder, und ein Schneeblick grüßte von der Muispitze herüber.

Nach und nach fanden sich Bauern und Bäuerinnen, Knechte und Mägde ein, und das Mittagsgebet, vielstimmig gesprochen, erfüllte die Luft wie mit einem Summen von Bienen, Hummeln und feinen Mücklein zugleich. Der eine sprach „grob“, der andre „fein“.

Die Bienen, das waren die Männer, die Mücklein, das waren die Frauen.

Philomena kam zuletzt mit der dampfenden Schüssel.

„Heut' hab' ich eine Krax'n voll Holzwaren auf dem Markt zu Meran gekauft," berichtete der Niederhofer. „Auf dem Hoamweg hab' ich mir denkt: könntest beim Kirchsteiger marenden.*) Ich thu' die Krax'n ab. Also ab thu' ich die Krax'n — wißt's, Holzwaren hab' ich drin g'habt . . ."

„Und —?" entfuhr es Philomena.

„Schau, Diandl, pressiert's aso? Wo war ich?"

„Bei der Krax'n war der Vater!"

„Ich geh' in die Schwemme — alles leer. Kein Mensch drinnen. Ausgestorb'n."

Der Niederhofer zündete seine Pfeife an, sah sich im Kreise um und fuhr fort: „Ich klopf' mit die Händ' und mit die Füß'. Ich ruf'. Nutzt alles net. Auf amal, was meint ihr, daß i hör'?"

„Schnaufen."

„Singen."

„Beten."

„Busseln."

Diese letzte Vermutung stammte von Philomena.

„Busseln, moanst?" sagte der Vater. „Nichts hab' ich g'hört!"

Philomena errötete ärgerlich. „No, was dann?" stotterte sie und langte mit dem Löffel in die Schüssel.

„Da hab' ich das Thürl zur Kuchen aufg'macht. Und vorm Herd steht der Kirchsteiger-Tobi und neben ihm d' alt' Kirchsteigerin. Und alle zwoa hören's net und sehen's net. ‚Feiger Schurke,' schreit der Tobi, ‚der du mir die Geliebte —'"

Alle starrten den Niederhofer mit offenem Munde an. „Und was ist dann g'schehen?" fragte die Bäuerin.

„Ich hab' dann g'sagt, ich trink' ein'n Wein. Die Kirchsteigerin dreht sich um, sieht mich an und sagt: ‚Gleich'. Und ich wart' — endlich kommt sie, bringt den Wein und sagt: ‚Es hat lang' gedauert, aber wir hab'n gerad' den Graf'n in Ketten g'legt!'... Was sagt's jetzt?"

„Feiger Schurke — hat er g'sagt? Der du mir die Geliebte — hat er g'sagt?" fragte Philomena.

„Ja. Und ich glaub', die zwoa san alle beid' narrisch word'n."

„Narrisch?" lachte Philomena und erhob sich, mit ihren schönen, kräftigen Armen die Schüssel über die Köpfe der Knechte hinweglüpfend, „der Bua hat's net im Verstand — eh'r im Gefühl — im Herz'n."

Als sie hinausging, folgten ihr die Augen Cyrills, des ältesten Knechtes. Er war ein lediger Mann von vierzig Jahren und hatte verträumte Augen und einen blonden Backenbart. Lächelnd stand er auf und folgte Philomena.

„Bist da, Cyrill? Was traamst?" neckte sie ihn.

„Was soll ein Lediger traamen," erwiderte er. „Ich bin auch ledig und traam' doch."

*) Frühstücken.

„Ja, bei dir ist's was andres. Du därfst es!"

Philomena sah ihn lange an. „Cyrill, geh'," sagte sie, und ihre Zähne blitzten ihm in verlockender Nähe, „in mich bist verliabt, oder net?"

„Schau," antwortete er bedächtig, „was du net alles woaßt. Ja, ja, es stimmt schon. Bist halt a sauberes Diandl, net schön wie die g'malten Heiligen, na, dazu ist dein' Nas'n zu kurz . . . aber so zum Anbeißen, so . . ."

„Es ist g'nug!" rief sie, feuerrot. „Meine kurze Nas'n wird lang g'nug für di sein! Und mirk' dir's — bild' dir net ein, ich möcht' di —, i mag einen so gern wie den andern, wer halt zuerst kommt!"

„Weiß schon," sagte der Knecht und klopfte seine Pfeife aus. „Bitt' du deine heilige Schutzpatronin, daß du net an den Unrechten kommst!"

„No, no!" sagte Philomena hochmütig.

„Ja, ich sag's. Jetzt weißt du noch net, was eine Lieb' ist — und wie einen das ausfrißt und nach und nach verderben thut —, das weißt du net."

„So?" fragte Philomena, „bist so sicher?"

Cyrill nahm die Pfeife aus dem Mund.

„Was?" sagte er verblüfft.

„Ja! Aber eh' mich die Lieb' ausfress'n thät' — eh' müßt einer kommen — ein Schneidiger — anders wie alle andern — der mir net nachrennet, weil ich halt a Diandl bin — vor dem ich an Respekt hab'n könnt', daß ich die Augen net vom Boden bring', wann er in der Stub'n ist!"

Cyrill blickte Philomena fest ins Gesicht. „Vielleicht wie der Stoan-Wendel in der einsamen Schneehütten im Passeier?" sagte er langsam dabei.

Philomena fuhr auf, wie von einem Schlage getroffen. Sie blieb Cyrill die Antwort schuldig.

„Es redet manche leichtsinnig daher," rief er, „und manche thut stolz, weil sie meint, es sieht's niemand, wie's in ihr ausschaut — auch eine stolze, schöne Bauerntochter kann's erleb'n, was es heißt, verschmäht werd'n. Schau, Diandl, die Häßlichen und G'ringen, die hat ma oft am liebsten auf der Welt."

Philomena schürzte übermütig die Oberlippe. „Verdemütigen lass' ich mich so wenig, wie ich mich abtöten thu' — schneid' a Rosen vom Stamm, es wachst immer wieder eine."

„Kannst mit dem Wendel weiterreden. Er steht schon lang da. Behüt' Gott, ich geh' zur Arbeit."

„Wendel!" sagte Philomena tonlos. An der Küchenthür stand er, den knorrigen Bergstock in der Hand, den vom Regen verwaschenen Lodenmantel über die rechte Schulter gehängt. „Ist der Vater daheim?" fragte er kurz.

„Ja," sagte Philomena, „ja, er ist daheim. Tritt in die Stub'n, der Cyrill wird ihn holen."

„Recht," erwiderte Wendel, ohne eine Miene zu verziehen.

„Du trinkst an Kaffee, bis der Vater kommt."

„Ich trink' net, bedank' mich."

Philomena zog sich in eine Ecke zurück. Sie brachte in der That die Augen nicht vom Boden. Kein Wort wurde mehr zwischen den beiden gewechselt.

Endlich trat der Niederhofer ein.

„Ihr habt mir sag'n lassen, daß Ihr mich braucht," sprach Wendel. „Was ist's?"

„No, Wendel, so werd'n wir doch das net abmachen sollen? Wir werden doch a Wort mitanander red'n, das sich hören laßt?"

„Hab' das Reden verlernt," erwiderte der andre.

„Ist auch ka Wunder, da drob'n im Schnee! Nichts als ein Häuserl mit drei Stub'n und das liebe Vieh, und vor der Thür hangt der Nebel wie ein Tuch, und der Schnee wachst ins Fensterl eini. Na, Wendel — und wie könntet Ihr's hab'n! Ein wohlhabender Mann, der sich einen Hof im Thal kaufen könnt' und das schönste Diandl im Landl zu seiner Bäuerin mach'n. Ein Mann, wie Ihr!"

„Was soll ich Euch helf'n?"

Der Niederhofer rückte ein wenig. „Ich hab' g'hört — man erzählt sich von Euch —, ein Mann aus Gratsch hat's g'sagt —, Ihr habet den guten Blick. Er hab's erlebt, wie Ihr durchs Anschauen ein wildes Roß zum Stehen bracht habt — daß es worden is, wie a Lamm."

„Das ist so," sagte der Wendel.

„Ein andrer hat wissen wollen, Ihr habet durch einen Blick ein'n bösen Hund in seine Hütten g'jagt, no, und es giebt Leut', die können Wunder thun."

„Das sind keine Wunder," sprach der Wendel, „das ist die Ruh', die macht's. Das g'spüren die Wilden und Händelsüchtigen."

„Der raaflustigste Bua hab' si still verhalt'n, wann Ihr kommen seid."

„Ja, aber das ist lang her, Niederhofer. Die Zeit ist begrab'n. Wenn ich jetzt in a Wirtsstuben tret', so ist's, als ob ein Eisklotz ins Fenster g'fallen sei, so friert's die Leut'. Sie frag'n mi wohl dies und das, aber sie woll'n ka Antwort — sie fürchten mi —, könnt Ihr das leugnen, Niederhofer?"

„Na, na," stotterte der. „Ich mein' halt —"

„Und das ist, seit mein Muatterl droben vor zwei Jahr im Winter verstorb'n is. Ich hab' die Leich'n net begrab'n lassen können — und bis zur Schneeschmelz'n hat sie unterm Dach g'legen, sechs Wochen lang, Tag und Nacht, zu Eis g'fror'n*) . . . Da, ja da, Niederhofer — eine Tote als Kamerad —, das bleibt einem hangen, das verwindet die Welt net."

Der Niederhofer seufzte. Er wußte keine Antwort. Denn daß die Leute den Wendel die „lebendige Leich'n" nannten, das hatte er wohl gehört.

Noch jemand seufzte leise. Es war Philomena, die nun still das Zimmer verließ. Hatte auch sie ein Grauen empfunden vor dem einsamen Manne? Fröstelte es auch sie in der Grabesluft, die ihn umgab? Des Nachbars Gaisbub hatte ihm einmal eine Krax'n voll Rauchfleisch, Käse und Maismehl hinauftragen sollen, war jedoch durch nichts zu bewegen, das Haus zu betreten; er hatte seinen ganzen Vorrat auf die Schwelle, in den Schnee gelegt. Diandln und Burschen, über das Joch heimkehrend von der Stadt, mieden die Stelle und machten lieber den weitesten Umweg, als daß sie Wendels Bereich betraten.

*) In harten Wintern schon mehrmals geschehen in den Bergen von Passeier.

Philomena erinnerte sich dessen.

„Wißt," flüsterte inzwischen der Niederhofer in der Stube. „Ihr seid ein erfahrner Mann, kein Bua mehr. Um Rat will ich Euch frag'n."

„Mich? Bin ungeschickt dazu."

„Das seid Ihr net. Ihr allein könnt mir rat'n. Es ist wegen dem Diandl, der Philomena."

Jetzt hob Wendel den Kopf und blickte den Niederhofer voll an. Das war so gut wie eine Frage.

„Das Diandl hat ein gar so hitzig's Geblüt. Es giebt keine Ruh' im Haus, keine Ruh' draußen. Wir hab'n sie wollen ins Kloster geb'n, es ist der Wille ihrer Muatter. Der Pfarr' hat ihr zugesprochen. Es nutzt alles nichts, Wendel — sogar die Knecht hat's verruckt g'macht. Und es freut sich dran."

„Soll etwa ich dem Diandl die viele Lieb' austreib'n?" fragte Wendel ruhig.

„Ihr? Na," stotterte der Niederhofer. „Das net. Aber mir rat'n — was ich mit dem Diandl anfang'. Das ist auch ein wild's Roß, Wendel, wie das, was Ihr mit dem Blick . . ."

„Ich rat' Euch, Bauer, laßt Eure Tochter gewähr'n. Menschen kann ma net mit einem Blick zahm machen wie a unvernünftig's Tier. Einen Menschen macht 's Leben zahm —"

„Ich hab' g'meint, wann Ihr der Philomena zureden könntet. Ich schick' sie mit einem Auftrag zu Euch, und der Cyrill kann sie g'leiten. Sie besinnt sich am End', wann sie amal in andre Luft kommt. Keine Buam zum Necken, keine Madeln zum Plauschen. Geht s' ins Dorf, kehrt s' z'ruck mit einem Dutzend Kameraden. Lachen hört man s' a Viertelstund'n weit. Singen thuat s' in der Kirchen über die ganze Gemoan' weg."

„Und zu was soll ich ihr zured'n, wann ich frag'n darf?"

„No — daß Ihr g'hört hättet, sie treib' es gar so arg — und daß das Leben im Kloster für ein Diandl wie sie das größte Glück sei. Jede Familie sei stolz, wann sie eine Tochter bei die Klosterfrauen hab'."

„Also, zum Kloster soll ich ihr zured'n?"

„Ja. Das hab' ich bitten wollen. Ihr kennt das Madel von klein auf —, Ihr seid ein g'setzter Mann von dreißig und fünf Jahr'n, und doch net so alt, daß die Philomena von vornherein ein Mißtrauen hätt'."

„Und Ihr glaubt, Ihr könnt das Diandl dazu bewegen, in mein Haus mit einem Fuß zu treten?" fragte bitter der Wendel. „Ich hab's aus seinem Mund: es fürchtet mi, Niederhofer, es fürchtet mi, wie alle andern — und gar ins Haus, wann ich's wollt' zwingen —, es vermeinet zu sterben!"

Ein schlaues Lächeln flog um die schmalen Lippen des Niederhofers. „Gerad' weil's Euch und Euer Heim fürchten thut, Wendel, darum g'rad muaß es aufi. Daß ihm das Lachen vergeht, Wendel, darum muaß es aufi. Furcht ist gut. Wann nix helfen





J. v. Brandt
Transport gefangener Türken und Tataren durch Kosaken.

will, die Furcht hilft. Zeigt ihm den Platz, wo die tote Frau g'legen hat, und gemahnt es ans Sterben und ans Alter und an alles Traurige, und dann nehmt Ihr dem Diandl a Versprech'n ab . . ."

„So!" sprach der Wendel, sich erhebend, „ein'n Schreck'n wollt Ihr aus dem ohnehin so g'fürchteten Dausiedel mach'n, ein'n Schrecken, der die jungfrischen Diandln das Blut in die Adern erstarren laßt? Ist der einsame Wendel guat g'nug dazu, Niederhofer?"

Der Bauer wurde stumm unter den Blicken des großen Mannes. Das war der berüchtigte Blick, den man gewissermaßen im Rückgrat spürte, der dann ins Gehirn flog und von dort ins Herz. Er selber, der Niederhofer, wäre um keinen Preis zum Wendel aufs Joch gegangen. Aber er fühlte, daß dieser Mensch einem alles nehmen konnte, was er wollte, und sei's auch nur ein Versprechen.

„Ich hab' nur g'moant," stotterte der Bauer endlich, „es sollt' dem Diandl zum besten dienen."

Wendel lächelte. Es war jetzt nichts Furchtbares an ihm.

„Wann das Diandl zu mir kommt, ohne daß Ihr's habt zwingen müss'n, no will ich's mit ihm versuchen . . . aber freiwillig muß es kommen . . ."

„Der Cyrill kann mitgehen."

„Ja, damit es doch a Menschenseel um sich hat," sprach Wendel, seinen Hut nehmend. „Behüat Enk Gott, Niederhofer."

„Was, heut' abend wollt Ihr noch den schlimmen Weg auffikraxeln, Wendel?"

„Ein schlimmer Weg ist net alleweil das ärgste," gab er ruhig zurück.

Die Sonne sank hinter den Marlinger Berg, und plötzlich ward es kalt im Thale. Wendel verließ die Burg.

Philomena sah ihm nach durch das schmale Bogenfenster der alten Kapelle, dessen blinde Scheiben im letzten Tagesstrahl opalmatt glänzten. Da, wo die Schatten schwarzblau aufzogen, wo von November bis Februar kein Sonnenfunken den Bergsaum erreichte, dort ging sein Weg. Die Wasserleitung entlang, die aus hohlen Baumstämmen gefügt war, von denen es unaufhörlich tropfte, bis auch hier das rauschende Leben zu Eis erstarrte.

4. Die erste Probe.

In dem großen Saale des Gasthauses „zur Post" standen alle Stühle umgekehrt auf den Tischen, so daß man in dem nüchtern grauen Dämmerlicht nichts unterscheiden konnte als Stuhlbeine.

Eine Magd, mit einem langen Besen bewaffnet, hantierte da herum. Es roch nach Petroleum und kaltem Rauch. Der Vorhang der kleinen Bühne war heruntergelassen. Seine himmelblaue Pracht, auf Leinwand gemalt, entbehrte nun jenes heimlichen, erwärmenden Reizes, der an den Abenden der Vorstellungen schon vor Beginn die Brust durchbebte.

Eine heisere Uhr zeigte die vierte Stunde an. Neugierig reckte die Magd den Hals, denn nun hörte sie Schritte hinter dem Vorhang. Mit klapperndem Geräusch, ruckweise, ward er aufgezogen. Herr Beda Rührmüller, eine Lampe tragend, erschien auf den Brettern, schob sich ein Tischlein herbei und setzte sich auf einen alten Lederstuhl. Ihn fror —, er war schlechter Laune —, hinter ihm kam der behäbige Apotheker und Direktor Strnzer, den Arm voll zusammengerollter Papiere.

Jeder Schritt, jedes Räuspern schallte so laut in dem leeren Saale, — da fröstelte einen, denn nun fehlten ja die hundert atmenden, warmen, lebenden Menschen, der Sonnenschein inniger, anspruchsloser Heiterkeit.

Herr Beda nahm eine Glocke, die vor ihm auf dem Tischchen stand, und läutete heftig.

Es trippelte wie von vielen Füßen, und eine bunte Schar drängte sich durch die engen Kulissen, die noch von der vorigen Aufführung stehen geblieben waren.

Ein junges Madel mit linkischen Bewegungen, sehr roten Backen und einer demütig-verlegenen Haltung, das war die „Geliebte" des Stückes. Ein solid aussehender Mensch, Hausknecht im „Andreas Hofer", mit einem herabhängenden Schnurrbart, das war der fürchterliche Graf zu Bärenklau. Eine Wäscherin, die den Kopf stets wiegte, als trüge sie einen Waschkorb darauf, das war die rührselige alte Mutter, die in keinem Volksstück fehlt, ebensowenig wie der „dumme Lapp", dessen Dummheit nach all den Aufregungen dem Publikum zur Erholung dienen muß. Dann war da noch das unter der Rubrik „Ehhalten" auf dem Theaterzettel verzeichnete Bauernvolk, Madeln, die immer nur Resl, Moni und Liesl hießen und, die Arme in den Seiten, mit vorgestrecktem Leib und eingezogener Brust, meist nur ein Wort einzuwerfen hatten: „O Gott!" — „Ach, ach!" — oder „Jessas Maria!"

„Der Kirchsteiger-Tobi fehlt," sagte der Regisseur mit schlecht verhehltem Triumph.

„Fallt ihm net ein!" rief es hinter den Kulissen, und mit langen Schritten, als wandle er auf einer Kühalm, trat der Tobi auf die Bühne. Ohne jede Verwirrung blickte er um sich; offenbar empfand er durchaus keine Verlegenheit.

Keck, frisch, die braunen Backen gerötet von der herben Oktoberluft, musterte er die Anwesenden.

„Jetzt könnt's anfangen," sprach er ruhig. Ein unterdrücktes Kichern antwortete ihm.

„No?" fuhr er die „Geliebte" an. „Was hast z' lach'n? Kennst mich net, den Kirchsteiger-Tobi?"

„Doch," stotterte sie, „aber —"

„Ruhe!" donnerte Herr Beda, der es in seinem Gehirn kribbeln fühlte —, wenn es kribbelte, mußte er seinem Zorn Luft machen.

Der Tobi drehte sich auf dem Absatz herum. „Will mir der Herr das Maul zubinden?"

Wieder das unterdrückte Kichern.

„Wir beginnen," sprach Herr Beda mit zitternder Stimme, ohne die drohende Haltung des Burschen weiter zu beachten. „Der Wilderer tritt auf."

Tobi hatte den Anfang. Der Apotheker im Hintergrunde beugte sich weit vor in atemloser Spannung. Ob er diesmal Glück gehabt? Glück

und Zufall, das waren seine Diener — und seine Herren.

Tobis Gesicht veränderte sich. Sein Blick wurde böse und scheel; er lachte verzweiflungsvoll auf — „Feiger Schurke, der mir die Geliebte —“, so begann das Stück.

„Halt!“ unterbrach Herr Beda schnarrend den Anfänger. „Was fällt Euch ein, zu lachen? Von dem steht nichts im Buche.“

„So? Das steht net im Buch? Aber in meinem Kopf steht's!“

„Lassen S' den Mann,“ flüsterte der Direktor Herrn Beda zu. „Das ist neu.“

„Weiter!“ donnerte der Regisseur, dem zu Mute war, als halte der dort seine Nervenstränge in einer Hand und zerre daran. „Die Geliebte tritt auf. Liesl, wird's bald? Bauch herein.“

Liesl sagte auf, wie am Schnürchen. „Bist du's wirkli? Du? Ja, lügen meine Augen net?“ fragte sie, ohne eine Spur von Erstaunen und hörte sonder Gemütsbewegung die lebensgefährlichen Drohungen ihres Wilderers an, bis der wütige Graf zu Bärenklau mit einem gutmütigen Grinsen die fürchterlichen Worte ausstieß: „Sein Blut soll die Walderde rot färben, sein Hirn verspritzt werden auf die Steine der Teufelsfelsen!“

„Hoher Herr habet Erbarmen o o lasset das Schwert in der Scheiden erhöret die Bitte der Sennerin,“ flehte die Liesl, ohne Punkt und Komma.

„Wenn du mir folgen willst in die finstre Burg,“ erwiderte der Hausknecht und deutete mit dem Zeigefinger in die Kulissen, wo Herrn Bedas Ueberzieher hing.

Der Tobi reckte sich — und duckte sich dann —, griff eine Büchse aus der Ecke, wo er sie bei seinem Erscheinen niedergelegt, und stürzte mit einem Fluch auf die „Geliebte“ los. Der Lauf seiner Büchse blitzte dicht vor ihr auf. Sie schlug mit einem Schrei die Schürze über den Kopf und rannte hinter Herrn Bedas Stuhl.

Herr Beda schwang die Glocke.

„Halt! Tobi Kirchsteiger — woher habt Ihr die Büchse? Was fällt Euch ein, eine wirkliche Flinte hierherzubringen?“

„Es ist die meinige,“ sagte Tobi trotzig.

„Hier wird nur mit einer Kinderbüchse gespielt,“ rief Herr Beda, „auf der Stelle fort mit dieser — hier, nehmt!“

Damit reichte er dem Tobi ein Ding, das dieser höhnisch in der Hand wog. „Was? Mit so einem Kinderg'spiel soll ein Mann sich abgeb'n?“ fragte er. „Das hofft net, Herr Reschossier! Müßt mi schamen!“

Herr Beda schwieg in sprachloser Wut, denn wieder tönte des Direktors Stimme in sein Ohr: „Lassen S' den Buam, wie er will!“

„Weiter!“ keuchte Herr Beda.

„Komm, Diandl, sie is net g'lad'n,“ winkte der Tobi gutmütig tröstend der Liesl zu. „Brauchst di net vor mir zu fürcht'n.“

Liesl platzte heraus. Der Graf zu Bärenklau kämpfte ebenfalls mit einer unwiderstehlichen Lachlust.

„Folge mir auf die Burg — hi, hi — dort lauert finsteres Verderben, hi, hi, hi — doch deine Liebe, Diandl, hi, hi — soll den wilden Bärenklau, ha, ha, ha — der sechsfachen Morde, hi, hi, hi —“

Tobi fuhr auf seinen Partner los. „Du Lapp,“ knirschte er wütend, „das Lachen, wann's net laßt, ich lupf' di zur Thür außi!“

„Tobi Kirchsteiger!“ zeterte Herr Beda, „Ihr seid nicht im Wirtshaus oder auf dem Tanzboden!“

„Euch lupf' ich auch,“ schrie Tobi, „erst bittelt und bettelt Ihr ein'n, daß ma spiel'n soll, und dernach behandelt Ihr ein'n wie Euern Knecht — das paßt dem Kirchsteiger-Tobi net! Euch setz' ich mit samt dem Tisch und der Glocken an d' Luft!“

Der Tobi schlug auf den Tisch, daß die Lampe darauf tanzte.

Herr Beda erhob sich und nahm seinen Hut.

„Unter diesen Umständen —“ begann er.

Der Apotheker rieb sich die Hände. „Sie wollen in die frische Luft,“ sagte er freundlich. „Kann mir's denken — gehn Sie nur ruhig ...“

Herr Beda warf sich gekränkt in die Brust. „Dieser Bauer hat mich beleidigt!“

„Und Sie hab'n ihn gereizt,“ warf der Apotheker ein. „No — das übrige besorg' ich.“

Tobi sah mit herausfordernder Miene dem geschlagenen Feinde nach.

„So!“ rief er dann. „So — jetzt will ich euch amal zeig'n, was Spielen heißt.“

Der Apotheker verhielt sich still, und das Herz lachte ihm. Er sah, wie seine hölzernen Gliederpuppen von Leuten, unbehelligt durch kleinliche Einwürfe, wie elektrisiert dem Tobi nacheiferten, wie die ehrliche Begeisterung gleich einer Flamme aufschlug unter den einfachen Künstlern — wie jeder seine Rolle ausstattete mit eignen Ideen und Erfindungen.

Ja, der Tobi, an dem hatte er mehr, als er zu hoffen gewagt. Der war zehn Bedas wert.

Mit der grausamen Selbstsucht eines Mannes, der das wegwirft, was ihm keinen Nutzen mehr bringt, beschloß er, Herrn Beda im Notfalle dem Tobi zu opfern.

5. Bühnenzauber.

„Ja, ich hab's g'sagt, und es bleibt dabei!“

„Wann's der Vater will,“ murmelte Philomena und wiegte sich sanft in den Hüften. „Aber ich hätt' auch an Wunsch.“

„Diandl, was hast wieder für Muck'n im Kopf?“

„Ob der Vater mich in die Komedi laßt.“

„So? Schaut's da heraus? Also die Komedi!“

„Der Kirchsteiger-Tobi spielt zum erstenmal. Und es sein viel' Leut' da, die Herrschaften von Rametz und Vernaun und ganz Bozen und Meran.“

„Eine Sünd' und Schand' ist's, wie der Wolf in die Herden reißt und die besten Schaf' holt. Jetzt hab'n s' den Tobi, einen bis heut' braven, fleißigen Bua, derwischt, hab'n ihm die Raup'n in 'n Kopf g'setzt und ihn zur Komedi g'schleppt. Das ist freilich keine harte Arbeit, das Komedispielen, da braucht einer nur für die andern seine Sprüng mach'n.“

„Der Vater ist ungerecht gegen den Tobi. Der Tobi spielt ein'n ganz wilden, traurigen Menschen."

„Ein arbeitsscheuer Tagdieb ist er," schalt der Bauer, „der sein G'schäft und seine alte Mutter vernachlässigt. Da ist der Wendel ein andrer Mann. Aber ihr Weibsbilder geht nur nach der Fratz'n, net nach dem Herzen."

Philomena besah ihre Fußspitzen. „Es wird einem jungen Diandl doch erlaubt sein, sich amal zu verlustier'n?"

Der Vater zögerte. ‚Verwehr' ich ihr alles' dachte er, ‚so könnt's trutzen und sich verhärt'n.' — „Geh zur Komedi," sagte er ärgerlich, „aber die Mutter wird dich geleiten. Dafür verlang' ich, daß du dich den andern Morgen aufmachst zum Wendel, ohne a weiters Wörtl. Ich will dir schon die Furcht vor ihm austreib'n!"

Philomena schwieg.

„Und so a Furcht wegen nix und wieder nix — daß du di net schamst!"

In Philomenas Augen wetterleuchtete es. „Was soll i beim Wendel?"

„Ihm ein'n Brief bringen, den ich am Knecht net anvertrau'. Du sollst die Furcht überwind'n!"

„Und jetzt geh an die Arbeit, hast nichts als die Komedi im Kopf?" herrschte die Mutter sie an, die hinzugetreten war. „Der Vater war schwach, aber ich sag' — mit meinem Willen geschieht's net, daß du in die Komedi gehst — du, ein dem Kloster anverlobt's Diandl, das in wenig Jahr'n den Schleier tragen soll!"

Philomena nahm den Melkkübel und wandte sich der Thür zu. „Daß ich ins Kloster geh', is noch net g'schworen," sagte sie trotzig.

„Ach Gott, die Sünd'! Ja, Diandl, weißt denn net . . ."

„Daß ma ein Wickelkind, das noch kein'n Willen hat, dem Kloster anverlobt, und oft, das weiß ich! Daß so ein arm's Diandl aber später so ein unklug's Gelöbnis halten soll, das sieh ich net ein — eh'r sterben, Muatter! Und was ich net einsieh, das thu' ich auch net! Ich bin ein Mensch mit Menschenverstand — kein armes Lamperl, das ma gerad' hinschlachtet . . ."

„Ein ungehorsames Kind bist du, und Gott verzeih' dir die Sünd'. Und wann du vom Wendel z'ruckkommst, so gehst du mit mir ins Kloster und bleibst a Wochen dort bei die frommen Schwestern."

Philomena lächelte triumphierend. „Die Schwestern sein froh, wann s' mi net kriag'n. Ich hab' zu rote Back'n — und hab' die Buam zu gern!"

„Schamst di net?" fragte die Bäuerin. „Die Knecht' sind im Lauben am Fluß. Könnt' dir net schaden, wann d' ihnen helfest. Ich verlang' bis zum Abend doppelte Arbeit!"

Singend und jauchzend, die Kraxen auf dem Rücken, zog Philomena den Flußwiesen zu. Die Mutter hörte sie noch eine Weile.

„Das Diandl ist net still zu kriag'n," brummte sie. Mehr und mehr setzte sich in ihrem Kopf der Gedanke fest, das gefährliche Stücklein Mensch in die Sicherheit des Klosterzwingers auf immer zu retten. Sie hatte es nun einmal gelobt, und dem leichtsinnigen Diandl drohte ja in der bösen Welt nichts als Unheil und Gefahr. „Es geht amal schiach bei der ewigen Herumzieherei mit die Buam, und dann hab'n wir 's Unglück im Haus. Das will i fein net."

Philomena war auf der Wiese angelangt und warf die leere Kraxen Cyrill über den Kopf.

„Ich schaff' heut für zwei," spottete sie und sang dann aus voller Brust:

„Die Buam sind im Laub'n,
Ham Schnürlen am Hut,
Eins grün wie a Graserl,
Eins brennrot wie Blut!"

Cyrill sah sich um:

„Das Diandl is kommen,
Hat Aeuglen zum Schaun,
A Goscherl zum Busseln,
A Handerl zum Haun!"

Philomena bog den Kopf zurück, daß die Sonne durch ihre Zähne schien:

„Und wann halt das Goscherl
Sich zuspitzt recht fein,
No möcht' wohl der Bua gern
A Rahmnoderl sein!"

Cyrill erwiderte:

„Und wer halt a Narr is,
Die Diandln net kennt,
Dem g'schicht's, daß er damisch
Das Maul si verbrennt!"

Alle lachten laut auf. „Da magst recht hab'n," rief Philomena.

Der Gaisbub' kam gerannt. „Die Bäurin laßt sag'n, das Diandl möcht' aufhör'n mit die G'sangeln."

Philomena packte den Buben bei der Hand und sang ihm halblaut ins Ohr:

„Die Botschaft is kommen,
Die Katz' is im Haus,
Das Vogerl is g'fressen,
Das Liedl is aus!"

„Diandl," sagte Cyrill, „wann dich die Katz' net noch amal frißt . . ."

„Kannst wieder recht b'halt'n," sagte Philomena und machte sich schweigend an die Arbeit.

So lang war ihr der Tag noch nie erschienen, wie heute, bis sie endlich an der Seite ihrer Mutter, den silbernen Pfeil in dem tief aufgesteckten Haar, der Stadt und der „alten Post" zuwandern durfte. Ihr Gesicht strahlte; das faltige Gewand aus weichem, seidigem schwarzen Stoff ließ ihr gut zu der jungen Gestalt.

Die Mutter ging in ihrer Würde als reiche Bäuerin von Algund feierlich und stolz daher, und als man die „alte Post" erreichte, schritt sie allen voran die Steintreppe hinauf und an die Kasse.

Sie nahm ersten Platz für ihre Tochter und für sich und konnte sich schmeicheln, daß ihre Anwesenheit wohl bemerkt werde.

In dem Saale summte und surrte, lachte und flüsterte es, Stühle wurden gerückt, Tische herumgetragen. Der himmelblaue Vorhang bewegte sich leise in der Zugluft. Die Musikanten stimmten ihre Instrumente, hin und wieder einen Schluck aus den Gläsern nehmend, die sie auf den Boden zwischen ihre Beine gestellt hatten.

Dies Stimmen, dies Schieben, Rollen und Poltern hinter dem Vorhang ließ Philomenas Herz

Cipriano Cei

Die Pfleglinge.

hoch aufschlagen. Und dann der Petroleumgeruch und die vermummten Gestalten, die durch ein Seitenthürlein schlüpften — eine so köstliche Aufregung hatte Philomena noch nie empfunden. Das war der echte und rechte Bühnenzauber, der alle Sinne in sein Netz spinnt, sie zugleich verschärft und träumen macht. Ein Schauer überlief das Diandl, als die Musik einsetzte.

Ein Glöckchen schlug an — der Vorhang hob sich. Stille. Das Bierglas der „ersten Geige" fiel dumpf polternd von der Bühnenrampe, und der Thürhüter schaffte mit einem wohlgezielten Tritt einen Hund aus dem Saal — dann verstummten auch die letzten Laute dieser Welt, und für Philomena versank alles, außer dem gemalten Pappdeckelwald und dem einen Mann darin.

Unter dem wilden Haarwust, unter den gemalten Brauen und Runzeln erkannte sie kaum Tobis hübsches Gesicht; er hatte sich mit größter Selbstverleugnung häßlich und — schmutzig gemacht; seine Lumpen waren sogar zerrissen. Nachdem er die ersten Worte, wie es schien, achtlos, dahingeworfen, nachdem er nur wenige Schritte gethan, eine Handbewegung gemacht — da schworen alle darauf, dies sei ein Wilderer, frisch von den Bergen herab, da vergaßen alle den Tobi, ihren Kirchsteiger Tobi, um den Menschen dort oben.

Philomena fühlte abwechselnd Hitze und Kälte in ihren Gliedern, bis der Tobi verschwand und der Graf zu Bärenklau mit dünner Stimme unter seiner Perücke hervor seine haarsträubenden Drohungen ausstieß.

Nach dem ersten Aufzuge brach heller Jubel aus. Man winkte mit Hüten, Gläsern und Krügen, trampelte mit den Füßen und klatschte in die Hände.

„Das ist grausig schön," sagten die Leute.

„Der Apotheker will ja mit der ganzen Gesellschaft eine Reis' thun, hab' ich g'hört."

„Ja, und in alle Städt', wo er hinkommt, spiel'n. Es heißt, er ginget bis München."

„Seit er den Kirchsteiger-Tobi hat, ist ihm sein Glück in Kopf g'stieg'n. Er will viel Geld verdienen mit dem."

Philomena wurde erst rot, dann blaß, als sie diese Reden hörte. Sie fühlte nicht den funkelnden Blick, der durch eine Oeffnung des Vorhangs sie suchte. Sie vernahm auch nicht die Worte, die Tobi dem Apotheker zuraunte, der neben ihm in den Zuschauerraum lugte.

„Das Diandl an dem runden Tisch vorn ist's. Das mit die schwarzen Haar und der silbernen Nadel drin, mit dem weiß und roten Gesicht."

„Ein schönes Madel," flüsterte der Apotheker. „Sakra, die thät' sich ausnehmen neben dir auf der Bühnen! Schönheit fehlt uns just, ich kann net reisen mit die Ausbünd', die ich da hab'."

„Und die hat ein Feuer," sagte der Tobi. „Sie können s' kaum halt'n derhoam. Wann die mit mir spielet . . ."

„Tobi, ich verlass' mich auf dich," rief Struzer, den schon jetzt der Tobi völlig beherrschte.

Herr Beda Rührmüller hatte sich für den Abend entschuldigen lassen — er sei krank.

„Er hat das wütige Magenweh," spottete Tobi. „Brauchen ihn net. Ich bin ja da!"

Das Stück nahm seinen Fortgang. Der Tobi spielte „wie der Teufel", er riß seine Zuhörer hin, er wirkte auf sie wie ein Ereignis. Philomena zitterte vor Spannung, in ihren Ohren tönten all die leidenschaftlichen Worte fort, die Tobi gesprochen.

„Es ist aus," sagte trocken die Bäuerin, da Philomena nicht Miene machte, sich zu erheben, „es ist aus!"

Philomena folgte ihr willenlos. Die Leute rückten näher, drängten sie vorwärts und wieder rückwärts. Kaum konnte sie einen Schritt thun oder sich umsehen. Zwischen sie und ihre Mutter schob sich ein dichter Menschenknäuel; sie lehnte sich gegen die kleine Seitenthür, erschrocken und hilflos. Plötzlich fühlte sie ihre Rechte von einer warmen Hand ergriffen und sich selbst in einen schmalen, dunkeln, leeren Gang gezogen. Von dem Saal und seinen Menschen sah sie nichts mehr.

„Tobi!" rief sie. Der Schreck zuckte ihr blitzartig in die Füße.

Er war's, dem Hunderte heute abend bewundernd zugejauchzt hatten — ein Mensch, auf den nach ihrer Meinung die ganze Welt schaute.

„No, wie hat dir's g'fall'n?" fragte er mit einem Lächeln.

„G'fall'n!" sagte sie nur, und ihre Brust hob sich, als fände sie keine Worte für ihre Gefühle.

„Ja, und der Direktor hat schon nach viele Städt' g'schrieben, und wir machen eine Reis', die ganze G'sellschaft!"

„Schau!" stammelte Philomena. „Spielt's vielleicht auch vor dem König in Münch'n?"

„Das will i meinen. Vor lauter Grafen und Fürsten, und nachher steht's in der Zeitung!"

Philomena seufzte. „Die Mutter! Sie wird mi such'n. Laß mich hinaus, Tobi, zur Mutter!"

„Ich lass' dich hinaus, Philomena. Aber eins mußt du mir versprech'n."

„Was dann?"

„Daß du zu uns kommst zum Komedispiel'n, und daß d' mit uns reist. Ehren und Geld warten auf dich, Philomena, und — und ich!"

Wie betäubt taumelte sie gegen die Wand. „Was du net sagst," stammelte sie und traf seinen befehlshaberischen Blick. „Ich — zur Komedi?"

„Hast keine Lust?"

„Lust schon — aber — die Eltern!"

„Die kannst herumkriegen, Diandl, wann du nur magst. Du woaßt net, wie's is, wann ma da drob'n steht und führt alle Leut' am Bandel, daß sie lach'n und weinen, wie ma will — und —"

Philomena nickte. Der Schauer des Geheimnisvollen umwehte sie; der Hang zum fahrenden Volk, zur Kunst, wie sie sie verstand, der Reiz des Abenteuerlichen, das alles stürmte auf sie ein. Ja, der Wald von Pappendeckel und die Berge, auf Leinwand gemalt, dünkten sie herrlicher und stolzer als die wirklichen Wälder und Thäler ihrer Heimat — und

der Tobi in seiner Verkleidung war viel interessanter als der Tobi, den sie am Hochzeitstage ihrer Schwester einen „dummen Buam“ genannt hatte.

„In fünf Tag reisen wir,“ sagte Tobi. „Die Eh'frau vom Direktor, die Struzerin, geht mit, von wegen die Diandln. Komm! Ich will Sorg' zu dir trag'n, wie zu einer lieben Schwester — wie zum Liebsten, was ich hab'. Kannst es den Eltern sag'n — der Tobi wird di hüten und schützen. Diandl! Versprich mir's, daß du kommst — sag ja ...“

„Tobi,“ sprach sie mühsam, „laß mir a paar Tag' Zeit. Jetzt müßt' ich nein sag'n. Vielleicht — vielleicht kann ich in a paar Tag' ja sag'n. O, der arm' Vater, die arme Muatter! Sie wollen mich ins Kloster thun, die guten Seelen, und ich . . .“

„Sixt,“ flüsterte er leidenschaftlich, „ins Kloster! Und sie bringen dich so weit, wann d' net ein'n Ruck giebst und ein End' machst. Sixt!“

Sie wich zurück und suchte die Thür.

„Behüt' di Gott, Tobi!“ rief sie ihm unter Thränen zu. Er zeigte seine weißen Zähne. Zweifelte er doch keine Minute daran, daß er sie gewonnen.

„Pfüat Gott!“ sagte er und schlich in den Vorderraum.

Philomena fand ihre Mutter rufend und suchend im Saal.

„Diandl! Da bist! Gott sei Dank. Aber — wie schaust du aus?“

„Ich — ich — hab' mich geängstet — ich hab' dich verloren g'habt.“

„So, desderweg. Hoam jetzt! Die Komedi ist am End' — und morgen in der Fruah mußt dich zeitig aufmach'n.“

„Der Wendel!“ sagte Philomena und blieb stehen.

„No, was ist's mit'm Wendel? Komm!“

Dunkel war's auf der Straße, die Lorbeerbüsche in den Gärten dufteten scharf und bitter. Der erste Reif war gefallen.

6. Schneezauber.

Die Nacht schlief noch über den Landen, die erste Morgenstunde hatte Eis gebracht, doch nur eine dünne Decke wie Glas, auf kleinen Tümpeln und seichtem Wasser in dem schmalen Bachbett.

Gelbrot blitzte es auf an den Fenstern der Turmstube. Philomena hatte Licht gemacht, um sich für ihre Wanderung zu rüsten. Fröstelnd sah sie sich um, rauh und nüchtern griff es ihr ans Herz. Ueber ihr zitterte der Boden. Cyrill lief mit dumpfen Tritten durch seine Kammer; er hatte ebenfalls den Schlaf abgeschüttelt, um das Diandl zu geleiten.

Philomena ging in die dunkle, warme Küche und legte ein paar Scheite in den Herd, die im Nu laut prasselnd aufflammten. Dann verbarg sie die rotgefrorenen Hände unter der Schürze, gähnte —

„Schon auf?“ sagte Cyrill an der Thür.

„Laß mi aus mit deine Frag'n,“ gab sie mißmutig zurück.

„Bist mit dem linken Fuß zuerst aus'm Bett?“

Philomena antwortete nicht und stellte nur mit hartem Ruck die braune Kaffeeschale vor ihn hin.

„Also so sieht ein Diandl aus morgens um fünf,“ begann er wieder. „Ein Diandl, das den Hamur im Bett vergessen hat.“

Statt aller Antwort ein ärgerliches Gähnen.

„Es wird Tag,“ fuhr Cyrill fort, „der Hahn kräht.“

„Laß mi aus mit deinem Hahn.“

„Der Wendel wird a Freud' hab'n, a wilde Katz' lauft ihm zu!“

„Laß mi aus mit dem Wendel und mit der Katzen.“

Cyrill pfiff leise und sah Philomena zu, wie sie sich in ein Tuch wickelte und den Stock zur Hand nahm.

„Merk dir's, Cyrill, hab' fein keine Lust, mit dir zu schwätzen, bis mir die Zung' lahm wird!“

„Hab keine Angst, Diandl. Mit an bissigen Hund bandelt ma net gern an.“

Philomena trat zornig vor die Thür und auf eine vereiste Pfütze, daß die Splitter flogen. Cyrill lachte. Kaum konte er ihr folgen, so leichtfüßig lief das Madel ihm voraus in seinem Aerger.

Das Passeier streckte sich wie ein Nebelmeer zwischen den zerklüfteten Gebirgsketten hin. Eiskalt und schwarz starrten die Bergkuppen in den eiskalten und schwarzen Himmel. Ja, wenn selbst der Himmel schwarz war, wie konnte man von einem Diandl verlangen, daß ihm blau zu Mute sei?

Das Gehöft des Kirchsteigers tauchte jetzt aus dem Nebel. Hinter jenen Fenstern schlief er, der Tobi, und wußte nicht, welchen Gang sie heute ging. Einen Gang, der sie vielleicht auf immer von der Komedi und von ihm trennte, der ihr eine Entscheidung brachte . . .

Der Tobi, das war Feuer; der Wendel, das war Schnee. Und Feuer und Schnee kämpften in ihrem Herzen, ohne daß sie sich Hilfe wußte in diesem schweren Zwiespalt. So mußte denn das Schicksal, die Vorsehung entscheiden. Philomena beugte sich dieser höheren Macht und fragte sich nur still in ihrer Pein: ‚Was ist für mich bestimmt? Tobi und Komedi — oder Kloster — oder Schnee und —‘ das letzte dachte sie nicht aus. Das trieb ihr so jäh das Blut zum Kopfe und machte sie schwindelig.

„Mußt dich rechts halten, sonst könntest abstürz'n,“ sprach hinter ihr Cyrill, die Pfeife im rechten Mundwinkel.

Philomena sprang zur Seite, hochrot im Gesicht. „Hab' ich dir net g'sagt, du sollst den Mund halten?“

„No, wann du auf dem glatten Weg hinfallst, no lass' ich dir a schöns Marterl malen, wie sie's dem Direktor von der Komedi, dem Struzer, g'macht hab'n. Der is vor seiner Thür in 'n Rinnstein geplumpt, und am andern Morgen hat er am Platzel a Marterl g'funden mit Bildl und Namen und Jahr und Tag . . .“

Philomena biß sich auf die Lippen. Das Wort „Komedi“ genügte schon, sie aufzuregen. Und Cyrill wurde immer lustiger, als sähe er ihre schlechte Laune gar nicht.

Sie hatten die Höhe des Berggrats erreicht und zugleich auch den Steg, der in Schlangenwindungen, wie angeklebt an die nasse, schroffe Felswand, über dem Abgrund schwebte. Mit Pfählen war das Menschenwerk in den harten Granit gerammt, erzitternd bei jedem Schritt der beiden Wanderer, als wolle es zusammenbrechen und die Tollkühnen in die tiefste Tiefe schmettern, in das zürnende Brausen des Stromes. Von den jachen Steinblöcken starrten aufgewühlte Wurzeln riesenhafter Bäume, die dem Wasser zum Opfer gefallen waren. Aus klaffenden Spalten rieselten unaufhörlich kleine Steine, Sand, Geröll; in tausend schmalen Rinnen und Schrunden dröhnten die Quellen des Gebirgs, das Blut, das in den Adern des gewaltigen Leibes kreiste.

Philomena beugte sich über das mit grünlichem Eis überzogene Geländer und blickte hinab ins Unendliche.

Die Anziehungskraft des Abgrundes, die nie versagende, begann auf das lebfrische Diandl zu wirken. Es erblaßte. Da berührte Cyrill Philomenas Arm und deutete auf die gegenüberliegende Bergwand.

Emportauchend aus den grauen Schleiern des Morgens, in stiller Glut ruhend, himmelstürmend leuchtete die Zinne des Taufen herüber. Um die Rosen ihres Schnees schlangen sich feine Silberfäden, Gespinste von Gold; und das spann sich weiter von Gipfel zu Gipfel, von Schlucht zu Schlucht, von Kuppe zu Kuppe. Ein Berg entzündete den andern, die eisumhüllten Dornen und Zweige an den Gesträuchen funkelten in blauen, roten, gelben Blitzen — und da unten wogte der Sonnenschwaden in den engen Thalmulden, gehoben von der Morgenfrische, gejagt vom Bergwind.

Philomena und Cyrill hatten das freie Schneefeld an der Gebirgsstraße erreicht. Weich, unberührt, so flockig und schaumig war dieser Schnee . . . so heilig . . .

Philomena nahm das Tuch vom Kopfe und sah sich um. Das also war Wendels Reich! Das war wohl so gut wie der Himmel. Hier gediehen die Leidenschaften nicht — da lag Himmelsschnee — Herzschnee . . .

„Da!“ sagte Philomena, die Augen in ihrer strahlenden Bläue zu Cyrill aufschlagend.

„Was weiters? Dem Wendel sein Haus,“ sagte Cyrill scheinbar gleichgültig. „Warum gehst net 'nein? Willst anwachs'n hier? Aber natürlich — die Angst. Die Furcht vor seiner toten Mutter — vor ihm selber — ja, die macht's.“

„Schwätz net so daher,“ zürnte Philomena errötend.

„Die Angst, die macht's,“ wiederholte Cyrill. „Bist ja ganz rot!“

„Sag's ihm, ich sei draußen,“ befahl Philomena und stampfte mit dem Fuß, „geh du erst.“

Cyrills Mundwinkel zuckten verdächtig. Er ging dem Häuslein zu, klinkte ohne weiteres die Thür auf und rief, so daß Philomena es hören konnte: das Diandl sei draußen und thät' sich damisch fürcht'n, und der Wendel mög' es selber holen.

Philomena meinte, vor Scham weinen zu müssen. Der Schnee schillerte ganz rot vor ihren Augen.

„Grüß di Gott, Diandl,“ sprach heraustretend der Wendel, „wirst müd' sein nach deiner Wanderschaft. Wann du 's Haus fürchtest, ich bring' dir a Bankl heraußen und a Teppich.“

Sie schwieg. Er wollte sie nicht im Hause — er ließ sie stehen im Schnee —

„Oder,“ flüsterte Wendel, ohne sie anzusehen, „in der Stub'n wär' a Feuer und schön warm wär's a — und — und — ich kann ja außergehn so lang!“

Philomena runzelte die Stirn. „Wann ich dir aso z'wider bin, no kehr' ich um und hoam und —“

„Du — mir?“ fragte Wendel. „An mir ist's net. An dir. Du hast ja selber g'sagt, du fürchtest mi. Unheimlich bin i dir. Und das hab' i net vergess'n und vergiß es net leicht.“

„Wendel, ich will an dein'n Herd und an dein Feuer sitzen,“ sagte Philomena rasch und leise, „und unter dein Dach.“

Eine Ader schwoll an seiner Schläfe. Heftig packte er ihre Hand.

„Und der Vater hat di net zwungen? G'wiß net? Freiwillig — bist freiwillig kommen?“

Seine Berührung durchzuckte sie wie ein elektrischer Schlag.

„Freiwillig,“ erwiderte sie ernst. Sie glaubte, ihm damit alles gesagt zu haben — alles — dies eine Wort dünkte sie mehr als ein Gelöbnis.

Wendel ließ ihre Hand los und öffnete weit seine Thür. Und Philomena trat über seine Schwelle.

Wo war Cyrill geblieben? Keins von beiden hatte sich um ihn gekümmert.

„Den Brief vom Vater soll ich dir geb'n,“ stammelte Philomena, als sie auf der traulichen Bank unter dem Kruzifix saß.

Wendel nahm den Brief nicht — er antwortete nicht — er sah sie nur an, so fremd, so merkwürdig.

Sie zupfte in stiller Qual an ihren Fingern. Flehend blickte sie zu ihm auf, die Thränen waren ihr nahe. Aber er schwieg.

„Wendel,“ stieß sie endlich abgebrochen hervor, „Wendel — ich weiß, warum du kein Wörtl mit mir reden magst. Ich weiß, was dir am Herz'n nagen thut —“

„Das weißt?“ sagte er und lächelte bitter.

„Ja. Und warum du mich lieber hättest draußen g'lassen im Schnee vor deiner Thür, als daß du mir ein Platzl unter dem Dach anbietest, wo dein arms Muatterl g'legen hat. Und ich bitt', thu mir's net nachtrag'n — und verzeih es mir!“

„Was — soll ich dir net nachtrag'n — was soll ich dir verzeihn?“

„Ich hab's im Trotz gesagt — das, mit'm Fürchten — woaßt, Wendel — denn ich hab' nie keine Furcht vor dir g'habt — und so wohl — und so wohl war mir noch nie wie da droben im Schnee . . .“

Er atmete tief auf. „Du wärst net die erste gewesen, die a Kreuzl hinter mir macht! Ich bin halt nur die Toten g'wohnt.“

Philomena faltete die Hände. „Was ist dir g'schehen, Wendel, daß du so hart bist?“

Er rückte näher. „Mir is g'schehen, daß ich amal mit einem Diandl versprochen war — no — und es hat die tote Frau g'fürchtet — und das Haus und mich — und —“

„Und die kannst net vergess'n?“ fragte Philomena tonlos.

„Vergess'n? Wie das Madel so herzlos von der toten Mutter gesproch'n hat, daß die auch just im Winter hat sterb'n müssen — so recht aus Bosheit — daß man's net vergrab'n könnt' —, da ist alle Lieb' aus mir g'wichen. Und da hab' ich mir auch gelobt, nie keinem Diandl mehr zuzumuten, ein'n Menschen, wie ich bin, zu heiraten. Desderweg — Diandl — scheu' ich die Versuchungen . . .“

Philomena senkte den Kopf. „Magst mir net den Platz zeig'n, wo dein Muatterl g'legen hat?“ fragte sie sanft.

Verwundert blickte er auf — verwundert und still glücklich. Er nahm ein Licht und zündete es an.

„Ich kenn' di von Kind an, Philomena, und dein Vater hat di zu mir g'schickt wie zu einem alten Mann. So ein alter Mann hat halt auch seine Muck'n. Und ich hab' bis jetzt niemand den Boden betreten lassen — du bist die erste.“

Verstummend ging er voraus, die enge Stiege empor.

Kalt und dunkel war der leere, weite Raum unter dem Dache. Ein Heiligenbild hing an einem Querbalken, die Gesichter darauf schwarz vor Rauch und Alter. Ein Topf mit Stechpalmenreis und Buschen roten Herbstlaubes stand darunter auf einem Stuhl.

„Hier hat's mit dem Kopf g'legen,“ sagte Wendel halblaut.

Philomena überlief ein eisiger Schauer. Nicht aus Angst — aber vor der Erkenntnis der stillen, großen Liebe, die der starke Mann dort seiner toten Mutter entgegengebracht.

„Ja, und, Diandl — wie dann der Schnee g'schmolz'n is — sowie man einen Weg hat bahnen können, hab'n s' mir's forttrag'n. Und da erst bin ich allein g'wesen, Diandl, da erst hab' ich niemand mehr g'habt!“

„Du guter Mensch,“ sagte Philomena, „du guter Mensch!“

Wendel erschrak: der Niederhofer! ‚Nimm ihr ein Versprech'n ab!‘ hatte der ihm geboten. Und er? Hier stand er und vergaß alles außer dem einen — vergaß auch, daß er ein alter Mann war — sein sollte!

„Komm, ich hab' dir was zu sag'n!“ sprach Wendel, plötzlich das Licht löschend. „Komm in die Stub'n!“

Sie errötete heftig und tappte hinter ihm in das warme Zimmer, wo die volle Sonne lag. Der Schneeschimmer fiel blendend durch die Scheiben.

Schneezauber . . .

„Frag'n wollt' ich dich —“

„Was, Wendel?“ sprach sie leise.

Er sah sie nicht an. „Du möchtest doch deinen Eltern folgen und ihnen das Herzleid net anthun. Warum du dann net ins Kloster wolltest? Da höret alle Unruh' auf. So hat dein Vater g'sproch'n. Aber ich —“

„Das — Wendel — das hast mich frag'n wollen?“ unterbrach sie ihn und blickte ihn funkelnd an. „Das hättest dir sparen können — ha, ha! das —“

„So hat dein Vater g'sprochen,“ wiederholte er bedeutsam. „Und ich —“

„Nein, ich hör' dich net an. Wir zwoa hab'n ausg'redet. Kannst dem Vater sag'n, du habest seine Botschaft ausg'richtet — und ich hab' dir drauf geantwortet, ins Kloster ging' i net — nie net — so wahr ich Philomena Niederhofer heiß'!“

„Philomena!“ rief Wendel, ihr den Weg zur Thür vertretend, „so laufst aus meinem Haus — ungessen und ungetrunken — moanst, ich hätt' a Freud', wann du ins Kloster gingst? Dein Vater hat g'sproch'n, und ich hab' treu mein Wort g'halten — und jetzt — sprech' ich — für mich — noch amal im Leb'n für mich —“

Philomena, fast besinnungslos vor Schmerz, Enttäuschung und verletztem Stolz, schob ihn beiseite, blind und taub, und stürmte ins Freie.

Blaue Schlagschatten lagen auf dem Schnee wie dunkle, hingestreckte Körper.

Cyrill wartete mit verschmitztem Lächeln. Als er Philomena sah, erstarb es auf seinen Lippen.

„Hoam!“ herrschte sie ihn mit einer Stimme an, vor der er sich entsetzte. Er wagte keinen Widerspruch.

Wendel stand allein in seiner Stube.

„Sie mag mi net,“ sagte er laut, „sie mag mi net!“

Und dann sah er nichts Lebendiges mehr weit und breit, nur Schnee, Schnee — Schnee.

7. Klosterglocken und Eiswasser.

Die Niederhoferin hatte einen bösen Traum gehabt. Diemuthis von Dillenberg war ihr erschienen und hatte sie an ihr Gelöbnis gemahnt — und so beschloß sie, schon am nächsten Tage ihr Kind auf eine Woche den Klosterfrauen zu übergeben. Hatte Philomenas Sinn sich nach Verlauf dieser Zeit nicht geändert und bestätigten auch die Schwestern ihr, daß die Tochter zum Klosterleben keinerlei Beruf zeige, nun, in Gottes Namen, so wolle sie weiter keinen Zwang mehr ausüben und Philomena gewähren lassen und für Diemuthis' Seelenruhe eine Messe spenden.

Der Niederhofer war's einverstanden. Doch weder er noch die Mutter teilten ihren Entschluß Philomena mit, die ganz dunkeln Angesichts vom Wendel zurückkam, und so erfuhr sie nur, daß sie am nächsten Morgen, von der Mutter geleitet, auf eine Woche ins Kloster fahre.

Sie widersprach nicht und schien nicht sonderlich erschüttert. Was droben bei Wendel vorgefallen, blieb dem Niederhofer Geheimnis, sogar Cyrill wußte auf seine Fragen keine Antwort. Die Niederhoferin aber behauptete, Philomena sei noch verrückter heimgekommen, als sie hinaufgegangen.

Der Morgen brach an, unter den mannigfachen

Vorbereitungen ward es schnell Mittag. Cyrill saß auf dem Bock des gelben Wägeleins, prächtig in der grünen Weste mit roten Aufschlägen.

Die Bäuerin und Philomena sprachen kein Wort miteinander; was da im strahlenden Sonnenglanze an ihnen vorüberzog, Berge und Fluß, Dörfer, Brücken, altersgraue Schlösser — sie sahen es nicht. Jede blickte dumpf vor sich hin, und jede verhärtete sich innerlich.

Nach einigen Stunden beschwerlicher Fahrt bergan erreichten sie die Höhe und das kleine, einsame Wirtshaus „Zum Bergkogel“. Der „Buschen“ an der Thür lud zu erquickendem Trunke, und die Niederhoferin befahl Cyrill, „a Rast zu mach'n“.

Sie traten in die einzige Stube, und die Bäuerin bestellte „einen guten Roten, aber ein'n alten“. Nachdem sie das ziemlich hell schillernde Getränk gekostet, ließ sie die Blicke durchs Fenster schweifen.

„Von hier sieht man das Kloster, gottlob!“ sagte die Bäuerin und deutete mit dem Finger ins Thal hinab.

Dort lag's — ein weißes, viereckiges Gebäude, wie ein Würfel anzuschauen mit seinen schwarzen Fensteraugen. Die Abendsonne spielte darüber hin, friedlich träumten die Gärten ...

„Dank Gott, daß du so weit bist,“ sagte die Niederhoferin. „Zahl'n, Wirtin!“

Cyrill paffte nachdenklich aus seiner Pfeife große Wolken.

Philomena wurde blaß. Acht Tage! So sagte die Mutter. War sie aber erst drinnen in dem großen Hause, so kam sie im Leben nie mehr heraus. Immer klarer erkannte sie, daß es ihr, dem Kloster, den Eltern — daß es allen zum Unheil gereichen würde, wenn sie nachgebe.

„In einer halben Stund'n sind wir da!“ rief die Bäuerin. Sie zählte ihre Hellermünzen nach.

Philomena huschte wie ein Schemen der Thür zu und schloß sie ganz leise hinter sich. Die Niederhoferin bemerkte es nicht. Nur Cyrill stutzte, erhob sich halb — und setzte sich dann ruhig nieder.

Draußen fegte der Abendwind um das einsame Bergwirtshaus. Der trockene Buschen raschelte und rauschte.

Die Niederhoferin wandte sich um, nachdem sie den Geldbeutel in der weiten Rocktasche wohl verwahrt.

„Vorwärts!“ mahnte sie kurz und hart. „Ich will vorm Läuten da sein.“

„Sakra, hab' ich jetzt mein'n Tabakssack verlor'n!“ rief Cyrill aus, am Boden suchend.

„No, wirst ihn finden, ein Tabakssack ist kein Weizenkorn net.“

„Ja, Bäuerin, da habt Ihr recht. Find'n werd'n schon.“ Und er drehte alle seine Taschen um.

„Wo ist das Diandl?“

„Ja, den Sack muß ich derhoam vergess'n hab'n. — Das Diandl? Es wird beim Wagen sein. Es war gerad' noch hier.“

Schwerfällig näherte er sich der Thür. „Hat der Wirt ein Spagat? Es is mir am Lederzeug was g'riss'n!“

„Das wird uns schön aufhalt'n!“ schalt die Bäuerin. „Hast's net eh richten können?“

Der Wirt hatte ein Spagat. Cyrill begann daran zu zerren, ohne daß es ihm gelungen wäre, den Knoten zu lösen, und die Schnur verwirrte sich immer mehr.

„Gieb's her!“ schrie die Bäuerin, ihm die Schnur aus der Hand reißend, „es wird ja völlig Nacht!“

„Was Ihr net sagt!“ rief Cyrill. „Da werd'n wir am End' ein Liacht am Wag'n brauchen. Jetzt mein Feuerzeug ...“

„Cyrill, in dich ist heut der Teixel g'fahr'n,“ begehrte die Niederhoferin sehr unfromm auf, „alles hast vergess'n, alles ist verriss'n. Der Wirt mag wohl Feuerhölzer hab'n.“

Als endlich Zündhölzchen gefunden waren, öffnete Cyrill die Thür und trat hinaus.

Alles ausgestorben. Nur das Roß scharrte ungeduldig mit den Hufen im tiefen Sande. Cyrill machte sich an der Laterne zu schaffen. Das Lächeln in seinem Gesicht wurde immer heller. Er spähte verstohlen in die Runde. Er sah nichts.

„Philomena!“ rief die Bäuerin.

Keine Antwort.

„Phi—lo—mena!“ In heftigem Ton.

‚Aha,‘ dachte Cyrill. Er saß nun auf dem Bocke und kitzelte leise den Hals des Pferdes mit der Peitschenschnur.

„Auf das Diandl ist auch kein Verlaß net!“ schrie die Bäuerin, keuchend vor Wut.

„Vielleicht ist's voraus ins Kloster!“ meinte der Knecht und sah in die Wolken.

„Ins Kloster? Eher ist's hamg'laufen!“

Cyrill sprang vom Bock und half suchen und rufen. Auch der Wirt und die Wirtin erschienen und beteiligten sich an der Jagd.

„Führt da noch ein Weg abwärts?“ erkundigte sich die Bäuerin atemlos.

„Keiner. Ihr sehet's selber. Nur die Landstraßen. Und da fallt die wilde Felswand zur Schlucht ab, da kann man kein'n Weg bauen.“

Cyrill blickte hinab und wurde blaß. Sein Blick verschärfte sich; jedoch er sah nichts.

„Dann ist das Diandl, das sakrische, ham zu g'laufen,“ keuchte die Bäuerin, in den Wagen steigend. „Hau aufs Roß, Cyrill, wir holen's ein — die Schand' und den Spott, daß i erleb'n muaß —“

Cyrill wendete den kleinen Braunen.

Bald lag das Wirtshaus nur noch wie ein weißer Punkt auf dem gewitterblau gefärbten Berge, und fern, fern im Kloster begannen die Abendglocken zu läuten.

So voll und friedlich schwangen sich die Töne empor — der Niederhoferin liefen die Wuttränen über die Backen. Wehe dem Diandl! Es sollte die Mutter kennen lernen!

„Das Unglücksschloß ist schuld an allem!“ sprach sie vor sich hin. „Und daß dem Edelfräulein seine Seel' in die Philomena g'fahr'n is, lass' ich mir net ausred'n.“

„Ist das ein Glauben für eine christliche Bäurin?“ fragte Cyrill auf dem Bock. „So etwas glauben

die Heiden und Mohren, daß eine Seel' wandern thut. Aber wann's so wär', no wüßt' ich, was für eine Seel' in Euch g'fahr'n ist, Bäurin!"

„Hab' dich net g'fragt!" schrie sie ihn an.

„Thät's auch net sag'n, Niederhoferin."

So fuhren sie in die Nacht hinein . . .

Philomena hatte sich, sobald sie das Haus verlassen, hinter das Gärtlein begeben, wo die Felswand zur Kluft abfiel. Die kühle Besinnung war von ihr gewichen und hatte einem wilden Instinkt Platz gemacht. Schlau berechnend, wie eine Katze und ebenso lautlos, suchte und fand sie zwischen zähem Gestrüpp eine fußbreite Schrunde im Felsen, die sich in der Tiefe verlor.

Ob drunten ein reißender Gebirgsstrom sie aufnahm oder ein Abgrund, ob feste Straße oder Gebüsch — sie wußte es nicht und dachte nicht darüber nach. Jede Sekunde war ein Leben wert. Sie packte einen knorrigen Epheustamm und schwang sich von Stein zu Stein. Sie ließ sich an dem Gestrüppnetz herab wie an einer Strickleiter. Kalter Dunst wehte aus dem offenen Grabe ihr entgegen, — diese dichte Schwärze, diese Höllenschwärze, wollte sie das arme Menschenkind verwirren und bedräuen?

Als das Läuten der Klosterglocken begann, sandte Philomena ein stilles Gebet zum Himmel empor, ein Gebet um Hilfe in ihrer Verlassenheit — sie schwebte an einem Aste, die rechte Fußspitze auf einen Kiesel stützend, — und nun, nach Art der holzfahrenden Bergler, bog sie den Leib vor, zog den Rücken ein und stemmte die Hacken gegen den Felsen. Einen Stock, den sie unterwegs gefunden, als Leitstange benutzend, glitt sie erst langsam, dann rascher dem schwarzen Nichts zu — in rasender Fahrt zuletzt. Ihr Haar hing in wirren Strähnen um ihr blasses, mit blauen Linien gezeichnetes Gesicht, dünne, schwanke Zweige peitschten ihr fortwährend Hals, Arme und Nacken, so daß blutige Striemen über ihre Haut sprangen. Und plötzlich vernahm sie immer näher ein drohendes Donnern und Brausen, ein Plätschern und Fließen — sauste sie denn geradeswegs ins Verderben?

Ein Ruck. Ein gewaltiger, gefällter Baumriese, der quer über dem hier sich verflachenden Felsen lag, hielt sie auf.

Philomenas klingendes und singendes Gehirn vergegenwärtigte sich, daß sie im Zustande der Ruhe sich befand — ihr Körper war wie zerbrochen.

Sie war noch etwa zehn Meter vom sicheren Boden entfernt — einem Engpaß, der sich zwischen Felsschroffen hindurchzwängte —, und neben dem Pfade wälzte sich der Strom vorüber, die wilde, tolle Etsch.

Philomena glitt vollends zur Erde. Sie blickte empor, den Weg messend, den sie gekommen, und faltete in starrem Entsetzen die Hände. Dann kniete sie am Strome nieder und füllte mit den eiskalten Tropfen die hohle Hand und besprengte Gesicht und Arme mit dem köstlichen, smaragdgrün schimmernden Naß. Neue Kraft floß durch die matten Glieder; Philomena setzte sich auf einen Granitblock und flocht das gelöste Haar. Und immer undeutlicher wurden alle Umrisse.

In dem letzten Tagesgrauen entzifferte sie noch die halb verwischte Schrift auf einer Tafel, die an den Felsen befestigt war: „Meran — fünf Stunden".

Die halbe Nacht wandern, hieß das — und dann — wohin, bis der Tag anbrach? Wandern, immer das Ufer entlang, den Windungen des Stromes folgend.

Philomena schaute bestürzt in das rastlos schäumende Element . . . Da es ganz dunkel geworden war, stieg aus der Tiefe eine zauberhafte Helle — hier war sie und dort — erstehend, ersterbend wie eine Täuschung — das lockte und lockte — wo die Flußniederung sich weitete, aus schwarzen Büschen, entfaltete sich in silberner Weiße ein einziger, breiter Streifen. Dann wieder große, weiße Blumen, Wasserrosen gleich, aber zerschmelzend, zerrinnend, wachsend.

Philomena ging ihnen nach. Sie wußte, das war das Etschwasser.

Schattenhafte Weidengebüsche, von denen es tropfte wie leuchtende Beeren von leuchtenden Trauben.

Philomena suchte den Mond am Himmel, da seine bläulichen Gespinste über die Bergrücken zogen und mit dem Glanze des Wassers verschmolzen.

Und mit dem Mond zog eine neue Welt für sie auf, unbekannt, ruhevoll schön, fremd.

Daß die Strahlen dieses Mondes eben jetzt das Dach berührten, unter dem Wendel einsam schlief — Philomena dachte nicht daran. Sie wußte nicht einmal, daß sie Sehnsucht hatte nach dem stillen, weltfernen Heim.

8. Unterwegs.

Der behäbige Apotheker und Theaterdirektor Struzer saß im Kreise seiner Lieben zu Hause auf einem Koffer. Neben ihm stand Herr Beda Rührmüller, während der Kirchsteiger Tobi in der Sonntagstracht, einen Fuß auf seine Reisetasche gestützt, mit mißmutigem Blick das halbe Dutzend Leute betrachtete, das in einer Ecke zusammenstand. Die Diandln hatten verweinte Gesichter und die „Geliebte" sogar eine geschwollene Backe. Sie trug ein Bündel in der Linken und wischte mit der Rechten unausgesetzt über ihre Augen.

Des Tobi funkelnde Blicke schossen Blitze im Kreise; es war klar, er wollte wieder „anbinden". Irgend etwas mußte ihm in die Quere gekommen sein.

Herr Beda zuckte krampfhaft mit der Nase . . .

„Also, Tobi, das Diandl hat nichts von sich hören lassen. Thut mir leid."

Tobi schlug sich mit der geballten Faust aufs Knie. „Sie muß bei!" schrie er. „Ich geh' mit keinem Fuß weiter ohne sie!"

Herr Beda grinste schadenfroh. Struzer zuckte die Achseln.

Da klopfte es leise — dann lauter.

„Herein!" rief Tobi.

„Jetzt spielt er sich sogar hier auf den Herrn," seufzte Herr Beda.

Ins Zimmer trat niemand anders als Philomena.

„Diandl!" sagte Tobi, die andern beiseite schiebend, „du hältst mi also net für 'n Narr'n? Denn i hab' mein Wort für di geb'n —"

Mit erloschenen Augen sah die Erschöpfte ihm ins Gesicht.

„Das Mädchen ist zum Umfallen müde,“ sagte Herr Beda vorwurfsvoll und streckte seinen langen Arm vor.

Tobi rührte ihn nur an, und er wich zurück.

„Was ist dir, Diandl?“ fragte Tobi weich, „hat's schwer g'halten?“

Sie lächelte sanft und zog ihn unbefangen an der Hand in eine Ecke. „Davong'laufen bin ich,“ raunte sie ihm ins Ohr, „sag's niemand, daß ich davong'laufen bin — ich, die Philomena —“

Tobi strich sein Schnurrbärtchen über den zitternden Lippen. Ja, dies Zittern durchlief den ganzen Menschen! Mit Mühe unterdrückte er einen Juchzer wilder, heißer Freude. Davongelaufen! Zu ihm. Es wurde ihm rot vor den Augen.

Philomena schmiegte sich in ihrer Angst vor den fremden Leuten an Tobis Schulter, fast in seinen Arm.

Struzer musterte sie und rief dann seine Frau, die als Pflegemutter mitreisen sollte und sich nun auch dieses Zuwachses ihrer großen Familie annahm.

Die Struzerin war dick und gutmütig und hatte Neigung, ihr Hauswesen im Unterrock zu besorgen. Der Billigkeit halber sollte sie auf der Kunstreise als Garderobefrau und Köchin mitwirken, denn Struzer hatte in München in einer alten Schenke Wohnung mit Küche gemietet; die Kosten des Verzehrten wurden mit den Schauspielern verrechnet, von denen nicht einmal alle ein festes Gehalt erhielten. Viele bekamen nur Kost und Logis, und zu diesen gehörte Philomena. Wer konnte wissen, ob sie so gut spiele, wie Tobi versichert hatte.

Man gab ihr sofort ein Heft mit ihrer Rolle. Während die Struzerin Kasserollen, Töpfe, Quirle, Löffel sinnreich in eine Kiste zu den Schwertern, Spießen und bunten Röcken der Schauspieler packte, während der Struzer Wald, Büsche und ganze Häuser in Leinwand einnähte, mußte Philomena hundertmal denselben Satz wiederholen, hundertmal das Gelernte laut Herrn Beda vorplappern.

„Bedenkt,“ rief der Regisseur feierlich in das Menschenhäuflein hinein, „bedenkt, daß ihr vor allen Dingen natürlich, volkstümlich sein sollt. Wir ziehen nach München, wo viel besser Theater gespielt wird als sonstwo in der Welt, besser, als ihr's euch nur vorstellen könnt. Was euch den Reiz verleiht, der sogar den Münchnern neu ist, und auf den wir bauen in unserm Unternehmen, das ist die unverfälschte Volkstümlichkeit!“

„Bravo!“ sagte Struzer.

„Ja,“ fuhr Herr Beda fort, angefeuert durch das unerwartete Lob, „der Tobi zum Beispiel ist schon viel zu raffiniert, längst nicht mehr volkstümlich genug. Viel zu geschniegelt und gebügelt. Er weigert sich, im ‚Herrgottschnitzer zu Ammergau‘, wo er den Pauli spielt —“

„Ja, da weiger' ich mich, ungekämmt und ung'waschen auf die Bühn' zu kommen!“ schrie Tobi. „Der Herr Rechossir meint halt, je dreckiger, desto volkstümlicher. Haha!“

Herr Beda wurde aschfahl.

„Wißt's,“ rief Tobi, „sogar der Struzerin ihre Hennen sind schon so gut eing'lernt beim Herrn Rechossir — die gackern net, wann sie g'legt hab'n . . . nein, die jodeln!“

Alle brachen in lautes Lachen aus, bis auf Philomena, deren Kopf verwirrt war von den sonderbaren Reden, die sie führen mußte — und wo so viel von „Lieb'“ vorkam — von einer fremden „Lieb'“ zu fremden Männern . . . doch nein, sie mußte ja mit Tobi spielen . . .

Philomena ward unruhig. Sie wagte sich nicht ins Freie, aus Furcht, erkannt zu werden, und doch war ihr's eng in dem kleinen Raum mit den vielen Leuten, dem Stimmengewirr, dem Hinundher, Packen und Poltern, Rollenaufsagen und Schwatzen. Noch nie hatte sie so nah und so lange mit Tobi verkehrt wie heute. Immer war er da, immer spürte sie die sonderbare Wärme, die von ihm ausging — das Herzfeuer. Und so sollte es bleiben, wochen-, vielleicht monatelang?

Gegen Abend wurde ein Teil des Gepäcks auf den Bahnhof geschafft. Die Struzerin hantierte in der Küche, und in der halbdunkeln Stube fand sich so zusammen, was zusammen gehörte.

„Jetzt melken s' derhoam die Küah,“ sagte das kleine Diandl mit der geschwollenen Backe.

„Mir hab'n heut Mist g'fahr'n,“ sagte der finstere Graf zu Bärenklau.

„Und dein Muatter, was meint die dazua?“ fragte eine andre. „Die moanig' hat mir verkündet, wenn ma wiederkommen, muaß ich 's Nähen lernen.“

„Und ich thu' als Magd gehn.“

„Und du?“ fragte das Diandl Philomena, „was ist dein G'schäft, wann die G'sellschaft wieder ausanandergeht?“

„Jessas Maria,“ stöhnte Philomena, „da hab' ich noch net dran denkt!“

Tobi rückte näher. „Mach dir keine Sorgen dadrüber, Philomena,“ flüsterte er ihr zu. „Ich bin ja da . . .“

Aber sie starrte düster vor sich hin und wiederholte nur immer im stillen die Worte: ‚Ich hab' ja net g'wußt, wohin — ich hab' ja net g'wußt, wohin!‘

Der Tobi empfand bereits in allen Gliedern, mit allen Sinnen den geheimen Zauber dieses steten Beisammenseins. Als der Tisch gedeckt wurde, und zwar von der Struzerin selber, nahm er ohne weiteres Herrn Bedas Teller und Löffel neben Philomenas Gedeck weg und vertauschte sie gegen seine eignen, und auch fürder blieb ihm dieser Platz an Philomenas Seite.

„Wo hast deine Granatketten?“ fragte Tobi im Laufe des Abends, da sämtliche Mitglieder der „Theatergesellschaft Struzer“ die Tracht, in der sie zu reisen gedachten, vorzuführen hatten.

„Frag net nach der,“ murmelte Philomena und wandte sich ab. „Verkauft. Ich hab' ja kein Geld net g'habt, und so bettelarm hab' i net mögen kommen.“

„Und wann d' gar nix an dir g'habt hättst, ich hätt' dich . . .“ Er hielt inne, seine Leidenschaft

zu bekämpfen, zumal sie bei seinen Worten dunkelrot wurde.

„An wen hast sie verkauft?“ fragte er sanfter. „Und wann?“

„Heut früh an den Goldschmied Passer.“

„Is gut.“ Tobi pfiff leise. Er sah sie nicht an dabei.

Philomenas Gewand wurde für recht befunden. Auch dasjenige Tobis, trotz Herrn Bedas Einwendungen, ob die Kniee nicht zu bloß seien.

„Wer Kniee hat, derf s' zeig'n; wer nur a Paar Steck'n hat, thut s' verbergen,“ sagte Tobi anzüglich.

Das Diandl mit der geschwollenen Backe war von seiner Mutter zur Reise ganz neu ausstaffiert worden — „daß d' Leut auch sehn, daß wir mitmach'n können!“ Es erschien — o weh — in einem brennroten Kleide, vorn mit Sammet garniert, neumodischen Aermeln und enger Taille, hatte baumwollene Handschuhe an und einen Hut auf mit Sammetschleifen, Sammetblumen und einem ausgestopften Vogel.

„O, sakra!“ entfuhr es Herrn Struzer.

Herr Beda war wortlos.

„A Gamskrickel auf'm Kopf wär' volkstümlicher,“ sagte Tobi.

Dies verlieh Herrn Beda neue Kraft.

„Seid Ihr des Satans, Liesl, was soll uns der Putz, dieser scheußliche Tand? Ihr begreift auch gar nicht den Geist des Unternehmens. Bauern seid ihr, als Bauern gekleidet sollt ihr reisen und herumwandern, daß alles sich nach euch umschaut!“

Liesl begann zu weinen. Ihr alter Bauernrock, Mieder und Halstuch wurden ihr von der Struzerin buchstäblich an den Kopf geworfen, und ihr Traum von Sammet und Federn nahm so ein klägliches Ende.

Tobi schlief nicht viel diese Nacht, tausend Gedanken ließen ihm keine Ruhe. Vor der Abreise, in aller Frühe, ging er hin und klopfte den Goldschmied aus dem süßesten Morgenschlummer. Er kaufte Philomenas Granaten.

Tobi bildete sich ein, daß sie noch warm seien von ihrem Halse. So eine vielreihige Kette kleiner, unregelmäßig geschliffener, dunkelroter Steinchen, was ist das doch etwas Sonderbares, Liebes! Tobi hielt sie in der Hand, erwärmte sie, und ihm war, als hielte er Philomena so.

Es war ihm unmöglich, sich von der Kette zu trennen; in seiner Einfalt hielt er sie für einen Talisman, und glücklich sprang er die Treppe des Struzerhauses hinan, gerade noch rechtzeitig, um sich den Abreisenden anzuschließen.

Thränen flossen wie Regen im April. Herr Beda, der einen Ueberzieher mit fünfzehn Taschen trug und in diesen Fahrkarten, Zeitungen, Butterbrote, Mütze, Handschuhe, Taschentuch, Nähzeug, Rollenhefte, sah gelb und nervös aus. Die Struzerin rief unausgesetzt im Wagen, im Gepäckbureau und auf dem Bahnsteig: „Gebt's acht auf das Kupferg'schirr, gebt's acht auf die Pfandeln!“

Herr Beda ward so konfus, daß er fast seine ganze Gesellschaft im Viehwagen untergebracht hätte, und nur Tobi behielt die Geistesgegenwart und schob im letzten Moment „seine Leuteln“, Stück für Stück in ein leeres Coupé zweiter Klasse.

„Meine Pfandeln, mein G'schirr!“ schrie die Struzerin, als der Zug sich in Bewegung setzte. Da stand der Korb auf dem Perron, verlassen, und die Stiele der Pfannen ragten in die Luft — Herr Beda hatte den Korb vergessen.

Langsam, keuchend ging's dem Brenner zu.

Die „Leuteln“ machten bereits Aufsehen an den Stationen. Der Tobi stieg an jeder Haltestelle aus und lachte jedem ins Gesicht, der ihn anstaunte. Philomena lag im Halbschlummer und erwachte erst, als die eisige Luft des „Brennerbadls“ ihr um die Stirn strich.

So still war's, der Zug hielt auf einsamer Höhe; niemand sprach, nur der Schneewind fuhr um das Dach des kleinen Stationsgebäudes, und aus der Tiefe rauschten die Stimmen des Gebirges. Ein Pfiff, und weiter keuchte der eiserne Riesenleib mit den Feueraugen.

Philomena blickte müde in die wilde, zerklüftete Felslandschaft. Und dann rundeten sich die Bergkuppen mehr und mehr, weicher flossen alle Linien ineinander, das Eckige, gewaltig Geformte blieb zurück, Hügelland, zuletzt Ebene. Philomena erschrak, als sie diese endlos graubraune Fläche gewahrte. Und wieder vermischten ihre wachen Gedanken sich mit wirren Träumen . . .

„Aussteigen!“

„München!“

Alles fuhr auf, drängte sich in die frische Luft, überstürzte sich, sprach durcheinander. Philomena erblickte die Pracht der Münchener Bahnhofshalle, die leuchtenden Kugeln in der Höhe, heller als die Sonne, den schwarzen Menschenschwarm.

Hier verschwand die „berühmte Bauerntheatergesellschaft“, wie Struzer sie auf dem Zettel nannte — ein Häuflein müder Leute, bebend in dem feinen Geriesel eines kalten Oktobernebels, der das Straßenpflaster wie mit Politur überzog, hinter ihnen ein Karren mit Kisten und Gerätschaften, durchweichte Leinwand und Pappendeckel.

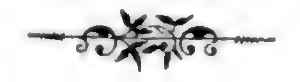
So zog die Bauerngesellschaft in die Schenke ein, wo die Wohnung und ein warmes Abendessen vorausbestellt waren.

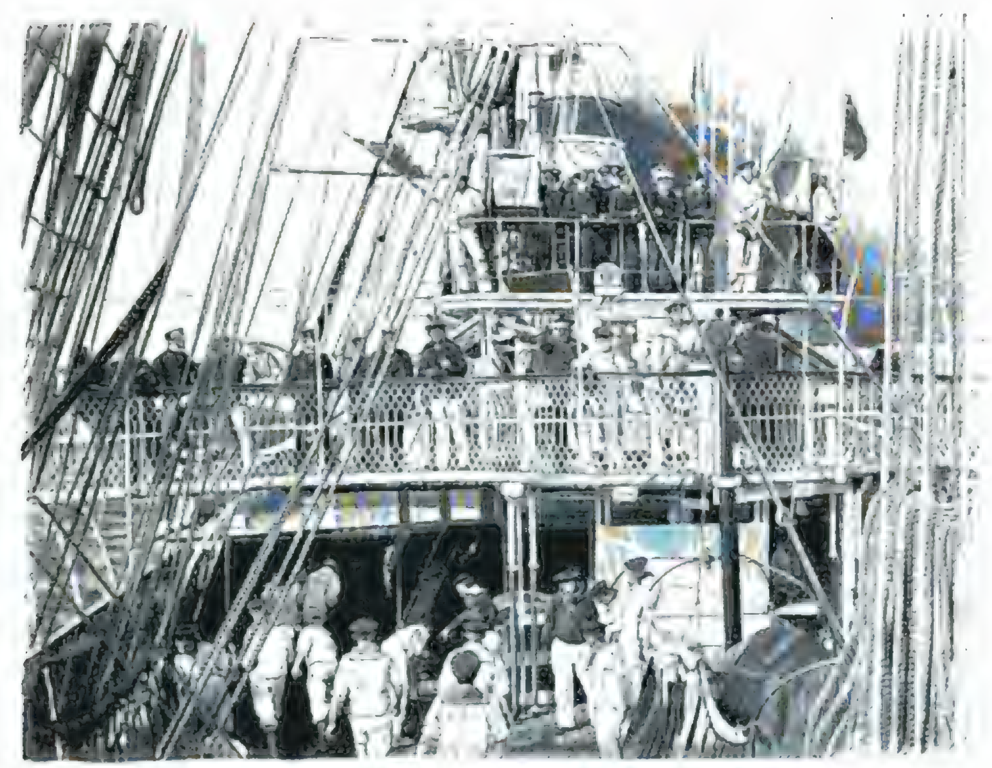
Doch eh' man an Essen und Trinken denken durfte, wurden die vor Nässe triefenden „Requisiten“ ausgepackt.

Philomena legte zur Nacht ihre Rolle unter ihr Kopfkissen. So hatte die leichtsinnige Kleine es in der Schule gemacht, wenn sie faul gewesen. Dann wußte sie am andern Morgen alles, was im Buch stand!

Doch sie träumte nicht von ihrer Rolle. Sie träumte von weiten Schneefeldern, auf denen sie einsam wanderte, um jemand zu suchen — wen?

(Schluß folgt.)





Auf der Kommandobrücke während einer gefechtsmässigen Uebung.

Marinebilder*)

aus dem Bordleben Sr. Maj. Seekadetten- und Schiffsjungenschulschiffe.

Photographiert und erläutert von **Rudolf Schneider**, Marinepfarrer.

Im Manöver. (Herbstübungsflotte und Landungsmanöver.)

„Es ist erreicht!“ — Die Herbstübungsflotte braucht die Schulschiffe nicht mehr. Bis zum Jahre 1898 waren sie zur einheitlichen, geregelten Durchführung größerer seetaktischer Uebungen in der Flotte unentbehrlich. Nun aber ist, dank des Flottengesetzes von diesem Jahre, das zwei Schlachtflotten zu je 17 Linienschiffen vorsieht, sogar die Zeit nicht mehr fern, welche nur noch ganz moderne, voll- und gleichwertige Panzerlinienschiffe in der Herbstübungsflotte kennt, so daß selbst Schiffe wie die von der „Sachsen-“ und „Odinklasse“ (Küstenpanzerschiffe) das Los der Schulschiffe teilen und aus der Uebungsflotte verschwinden werden.

Auf den Schulschiffen sah man dieser Zeit mit geteilten Empfindungen entgegen. Trotz des angestrengtesten, ungewohnten Dienstes, den sie erfordert, bietet sie doch so viel des Interessanten und Lehrreichen, namentlich für Offiziere, daß diese im eignen Interesse des „Auf-dem-Laufenden-Bleibens“ gern die Strapazen des Manöverdienstes auf sich nahmen. Allein die eigentliche Aufgabe, die die Schulschiffe als „schwimmende Gymnasien“ zu erfüllen haben, wurde durch solche unruhige Zeit nicht gefördert. Wie oft mußte die „Schule“ an Bord ausfallen, wenn's „Krieg“ und der „Feind“ heranrückte.

Auch das Schiff selbst kam nicht ohne einige Wunden bei dem Geschwaderfahren davon. Die Werft hatte dann genug zu flicken, und Eile that not, denn die Ausreise stand vor der Thür.

Die alten Schulschiffsmaschinen wurden bei dem Fahren im Geschwaderverbande arg mitgenommen. Mußten sie doch meistenteils „mit aller Kraft“ arbeiten, um mit den modernen Panzerschiffsmaschinen gleichen Schritt halten zu können. Und wehe, wenn ihnen die Puste ausging! Das ganze Manöverbild wurde verschoben, — und an der Signalleine des Flaggschiffes ging das Zorneszeichen des Admirals hoch und flatterte lustig im Winde, so daß das arme, aus allen Kesseln keuchende Schulschiff für den Spott der „vornehmen Kameraden“ von der Panzerflotte nicht zu sorgen brauchte. Aber wie sagt doch der Lateiner? Ultra posse nemo obligatur: mehr, als man kann, kann man nicht. Niemand atmete leichter, wenn diese Zeit vorüber war, als der Ingenieur und sein Maschinenpersonal. „So ganz ohne alles“ kam er selten davon.

Das ist alles durch das Ausscheiden der Schulschiffe aus der Herbstübungsflotte anders, besser geworden.

Nun braucht die „Schule“ kriegshalber nicht mehr auszufallen; das Pensum für die Schiffsjungen- und Seekadettenausbildung wickelt sich ohne wesentliche Unterbrechung und Störung glatt ab, und die Uebungen des Manövergeschwaders haben gewonnen an Einheitlichkeit und Uebersicht. Es fährt

*) Fortsetzung der Artikel-Serie im vorigen Jahrgang.

sich eben ganz anders, ob man zwei Kutschpferde vor dem Wagen hat, oder ob man mit einem Kutschpferde und einem Ackergaul zusammen fahren muß.

Unsre Bilder geben nur Skizzen und Scenen aus jener „guten alten Zeit", wo man mit Kutsch- und Ackerpferden zusammen in der Herbstübungsflotte fuhr, aber das Gesamtbild von dem Leben und Treiben auf der Flotte im Manöver, soweit es für diese Zeilen in Betracht kommt, wird dadurch nicht beeinträchtigt.

Die Herbstübungsflotte setzt sich bis jetzt aus zwei Panzergeschwadern (später werden es vier) zu zwei Divisionen von je vier Linienschiffen zusammen, welchen schnellfahrende Kreuzer zum Aufklärungsdienst und große und kleine zum Vermitteln der Signalbefehle des Admirals an die ihm unterstellten Schiffe attachiert sind. Letzteres geschieht in der Weise, daß der betreffende Kreuzer stets so seine Position zu den Schiffen seines Geschwaders wählt, daß er von allen gesehen werden kann und dann einfach die Signale des Flaggschiffes wiederholt. Daher sein Name „Wiederholer". Jedem Geschwader ist außerdem eine Torpedobootsflottille zu zwei Divisionen mit je einem Torpedodivisionsboot (D-Boot, auch Torpedojäger häufig genannt) und sechs Torpedobooten zugeteilt. (In Zukunft zählt die Division fünf große Hochseetorpedoboote.) Die erste, größere Hälfte der Manöverzeit wird gewöhnlich mit taktischen Fahrtübungen (Wendungen, Schwenkungen, Evolutionieren, Marschübungen) im Geschwaderverbande ausgefüllt, die zweite Hälfte dient den eigentlichen strategischen Uebungen der Seetaktik. Wie bei den Manövern der Armee wird den Uebungen der Flotte eine bestimmte strategische Idee zu Grunde gelegt, welche die deutsche und „gelbe" Partei miteinander zu lösen haben. Letztere, nach der gelben Flagge, die sie als Unterscheidungszeichen unter der Kriegsflagge an der Gaffel führt, so genannt, wird mit irgend einer kriegführenden Nation bezeichnet, deren Schiffe auch von denen der „gelben Partei" unter Annahme ihres Besatzungsetats, ihrer Armierung, ihrer Größe und Geschwindigkeit repräsentiert werden.


Geschwaderfahren mit den Schiffsbooten.

Mit dem Eintritt in den Geschwaderverband der Herbstübungsflotte veränderte das Schulschiff seinen äußeren Aufputz. Die Takelage wurde wegen ihres großen Windfangs, den sie bei dem forcierten Fahren bietet, verkleinert; die Marsstengen (mittlerer Teil des Mastes) gestrichen und sämtliche Rahen bis auf die Unterrahe an Deck genommen. Signalflaggen werden hervorgeholt und an Deck übersichtlich geordnet aufgehängt, der Scheinwerfer wird geprüft, die Nachtsignalapparate werden geschoren (in der Takelage angebracht), der Stopp- und die Ruderbälle erhalten ihren Platz, selbst die ehrwürdige Schiffsroutine muß sich manche Eingriffe in ihre althergebrachten und an Bord streng geübten Rechte gefallen lassen. Denn nun befiehlt der Admiral, über das Haupt derselben hinweg, die Zeit zum Wecken und zur Hängemattenausgabe, er regelt die Zeit und Art des täglichen Dienstes, ob „Klar Schiff" oder „Rein Schiff", ob „Dienst nach der Routine" oder „nach eignem Ermessen" sein soll, er bestimmt, wann Mittag gegessen werden und wann „Bank und Banken" zum Abendbrot und zur Ruhe sein soll. Einheitlich ist alles Leben und jeder Dienst an Bord der Geschwaderschiffe von oben herab geordnet. Pünktlich zur Sekunde geht der Mittagswimpel hoch, und jede Zeit des Dienstes wird pünktlich eingehalten nach Befehl des Herrn Geschwaderchefs und nicht nach eignem Ermessen auf die Launen Neptuns und Aeolus, hin. Ja, die Geschwaderzeit hat so viel Angenehmes, sie bietet Neues und Interessantes für jeden an Bord.


Torpedo-Schiessübungen mit der Dampfpinasse.

Aber wo Licht, da ist auch Schatten, und wahrlich, — „das viele Kohlen“ gehört nicht zu den erfreulichen Lichtseiten der Geschwaderzeit, und trotz alledem — „Spaß macht's doch!“

Figuren versammelt sind, wie sie interessiert und mit Spannung der Entwicklung der seetaktischen Uebungen folgen. So neu freilich ist ihnen das alles nicht mehr als den jungen Kadetten (jetzt



Der Winkspruch.



Signaldienst.

Da frage nur die Seekadetten (jetzt Fähnriche zur See und nicht mehr an Bord der Schulschiffe), die oben auf dem Kartenhause zur praktischen Instruktion über das Geschwaderfahren mit seinen Wendungen und Schwenkungen, Evolutionen und strategischen

Seekadetten), die zum erstenmal die deutsche Flotte in See manövrieren sehen, aber zu lernen giebt's nicht nur für sie unendlich viel, auch der Offizier läßt sein seemännisches Auge sich gern an dem interessanten Marinebilde weiden und schärfen sowie

wird und der Kommandant des Schiffes von Bord aus als Höchstkommandierender durch Signal die Uebungen des Geschwaders en miniature leitet.

Während der Manöverzeit bildet die Kommandobrücke, wo alle Telegraphen- und Telephonlinien des Schiffes zusammenlaufen, den Sammelpunkt aller irgendwie an der Leitung und Führung des Schiffes Beteiligten. In erster Linie ist es der Kommandant, der eigentlich nur zur Frei- und Nachtzeit die Brücke verläßt; nächst ihm der Navigationsoffizier mit seinem Steuermannspersonal, den die Navigierung des Schiffes jede Stunde auf die Brücke fesselt; ferner der Signaloffizier mit seinem Personal, der über scharfe Augen und flinke Hände verfügen muß; endlich der alle vier Stunden wechselnde wachhabende Offizier, der verantwortliche Leiter der richtigen Ruderführung; bei den gefechtsmäßigen Uebungen kommt noch der Batterieoffizier hinzu, der von hier aus seine Befehle an die gesamte Schiffsartillerie erteilt; auf den neueren Schiffen kommt noch der Torpedooffizier hinzu, der von hier aus mittels elektrischen Zielapparates dem Torpedo in den untersten Räumen seine Richtung giebt und ihn selbst auf elektrischem Wege abfeuert.



Durch Flut und Gischt.



D-Boot in Fahrt. Vorderansicht.

den Geist des Seemanns und Soldaten sich strategisch üben und bilden. „Das ist doch kolossal interessant!“ hört man des öfteren bei jeder neuen Wendung der Dinge im seetaktischen Betriebe der Flotte sagen.

Es wird häufig vor dem Eintritt in den Geschwaderverband der Uebungsflotte, um „wieder in das Geschwaderfahren hereinzukommen“, die alten Kommandos und ihre Ausführungen aufzufrischen, mit den Schiffsbooten des Schulschiffes ein Geschwaderfahren, gleichsam das Bataillonsexerzieren der Flotte, in einem stillen Hafen abgehalten, wobei die Dampfpinasse als Flaggschiff „aufgezäumt“



Ein Torpedo-Schuss. Links das Torpedo-Ausstossrohr.

Geräuschlos gehen die Befehle der leitenden Offiziere an ihr untergebenes Personal, schnell und exakt werden sie ausgeführt. Denn kein Schiff will das letzte

sein in der Ausführung erhaltener Signalbefehle.

Dem Signaloffizier mit seinen Maaten und Gasten liegt die wichtige Aufgabe ob, schnell und sicher das Signal des Flaggschiffes zu erkennen, um durch sofortiges Wiederholen desselben das Erkannt- und Verstandenhaben zu beweisen. Jedes Schiff ist mit zwei vollständigen Flaggenalphabeten und Flaggenzahlenreihen ausgerüstet. Es wird jedoch nicht Wort für Wort mittels Flaggen signalisiert, was zu umständlich und zeitraubend sein würde, sondern ganze Kommandos. Es sind sämtliche Fragen und Antworten, die irgendwie in Betracht kommen können, in einen bis vier Buchstaben und gleichzeitig in ein- bis vierstellige Zahlen zusammengefaßt und übersichtlich in dem Signalbuch geordnet. Sobald also ein Signal erspäht ist, — und es wird schon im Hochgehen an der Signalleine des Flaggschiffes erkannt —, ruft der Signaloffizier die einzelnen Buchstaben, etwa a, w, e, den Signalgasten unter der Brücke zu, worauf diese mit Blitzesschnelle die betreffenden Flaggen heraussuchen und hintereinander an der Flaggleine anstecken und — auf Kommando — hochheißen, während ein andrer Signalmaat gleichzeitig die Bedeutung des Signals aus dem Signalbuche entnimmt und diese laut auf der Kommandobrücke meldet.



Das D-Boot geht zum Angriff vor. Schulschiff im Hintergrund.

S. M. Schulschiff „Moltke“ in der Herbstübungsflotte.

Es gehört wohl mit zu den großartigsten Einrichtungen der modernen Marine, daß nicht bloß Kriegsschiffe derselben Nation, sondern auch Schiffe der Handelsmarine aller Nationen und Gattungen sich weithin auf dem Meere miteinander verständigen können. Neben den voneinander abweichenden seemilitärischen Signalsystemen der einzelnen Nationen besteht ein einheitliches internationales Signalwesen, das alle seefahrenden Nationen verbindet und ihnen eine Verständigung über alle einschlägigen Fragen auf See bei Tag und Nacht ermöglicht.

Unsre Kriegsmarine ist für alle Fälle mit verschiedenen Signalarten ausgerüstet. Für den einfachen Nahverkehr von Schiff zu Schiff bedient man sich der Winkflaggen, zweier verschiedenfarbigen kleineren Flaggen an einem kurzen Flaggenstock, mittels deren ein Mann, je nachdem er die beiden Flaggen zu einander hält, wie der Telegraphist an seinem Apparat Wort für Wort mit seinem Gegenüber sprechen kann. Ein zweiter Mann beobachtet gleichzeitig mit dem Glase die Wirkung des „Winkspruches“ oder Semaphors, ob er verstanden ist oder nicht. An Stelle der Winkflaggen hat man auch einen einfachen Apparat, bei dem zwei bewegliche Arme die Flaggen ersetzen.

In größerer Entfernung, die die Signalflaggen nicht mehr mit dem Glase erkennen läßt, vermitteln


Die Bootsflotte vor der Brandung.

gewährt; weiß-, rot- und grünfarbige Leuchtkugeln, aus der Signalpistole geschossen, erweitern das Maß der gegenseitigen Verständigung in die Ferne hin, und schließlich beschließen verschiedenartige Raketen die nächtlichen Unterhaltung.

Selbst der Nebel vermag dem Signalwesen keine Einschränkung aufzuerlegen. Die Dampfpfeife schrillt, die Sirene heult, und der Scheinwerfer leuchtet schweigend Signale von Schiff zu Schiff durch Nacht und Nebel.

die Fernsignale so weit, als zwei Schiffe sich nur einander erkennen können, eine allerdings beschränktere Verständigung von Schiff zu Schiff.

Die Nacht- und Nebelsignalapparate vervollständigen diese wirklich großartige Schöpfung des Signalwesens. In nicht allzu weiter Ferne flimmern des Nachts rote und weiße elektrische Glühlämpchen Rede und Antwort von Schiff zu Schiff, was bei der Pflicht des Wiederholens jedes Signals von seiten jedes Schiffes oft einen märchenhaften Anblick


Torpedoboots-Angriff. In der Mitte des Bootes schlägt die weisse Gischtwelle über.

Es leuchtet von selbst ein, welch einschneidende Bedeutung solch ein klar ausgeprägtes Signalwesen für die Seekriegführung hat. Nicht minder erfolgreich unterstützt wird die Durchführung eines Gefechtes durch die Möglichkeit, genau die Abstände von Schiff zu Schiff messen zu können. Der Batterieoffizier erhält während des Gefechtes fortlaufend durch das Personal des Navigationsoffiziers Meldungen über die jeweilige Veränderung in


Landungsmanöver. Ausschiffen des Landungscorps.

dem Abstande von dem feindlichen Schiffe, das aufs Korn genommen werden soll, und kann danach seine Kommandos an die einzelnen Geschütze betreffs Höhen- und Seitenrichtung telegraphieren beziehungsweise zurufen lassen.

Man unterscheidet zwei Arten Gefechte: das Ferngefecht und das Nah- beziehungsweise Passiergefecht. Letzteres entwickelt sich aus dem Ferngefecht,



Flottmachen in der Brandung.

in dem die Gegner sich hauptsächlich darin messen, daß sie durch überraschende Wendungen und geschickte Evolutionen die günstigste Position (Luvseite) zum vernichtenden oder wenigstens entscheidenden Schlage im Nahgefecht zu gewinnen suchen, wodurch das Ferngefecht oft lange hingezogen wird, während das eigentliche Gefecht, das Passiergefecht, wohl kaum länger als 15 Minuten dauern dürfte. Ein Bild von einem Passiergefecht zu geben mit dem Krachen, Donnern, Rollen, Schmettern, Zischen, Pfeifen der verschiedenen Geschütz- und Feuerarten, mit dem Blitzen, Zucken, Leuchten aus den Hunderten von Feuerschlünden, das ungemein kontrastreich und malerisch den dichten weißlichen Pulverqualm und den schwarzen, voll und dick aus den Schornsteinen hervorquellenden Rauch durchbricht, worin schließlich Freund und Feind eingehüllt sind, dazu die kleinen schwarzen, pfeilschnell die Flut durchschneidenden Torpedoboote, wie sie, in dicken Qualm gehüllt, aus allen Richtungen geheimnisvoll urplötzlich hervorsausen und sich in den Knäuel kämpfender Panzerkolosse mischen, das ist leider nicht möglich.

Es sei gestattet, in diesem Zusammenhange einiges über Torpedos und Torpedo**boote** einzuflechten. Zunächst sei, um einer weitverbreiteten Verwechslung von Torpedo und Torpedo**boot** zu begegnen, darauf hingewiesen, daß der Torpedo das Geschoß —

„Donner ist sein Sprechen,
Er spricht, und alle Felsen brechen,
Sein Atem ist dem Feuer gleich —“ (Goethe)

— und das Torpedoboot der Schütze ist, der dasselbe mittels des Torpedoausstoßrohres als des Geschoßlaufes des Torpedos entsendet.

Der Torpedo, eine Erfindung der siebziger Jahre, wird aus Bronze hergestellt, hat die Form einer Riesenzigarre von etwa fünf Meter Länge. Er zerfällt in drei Teile. Der vordere Teil, der Kopf, enthält die Sprengladung aus gepreßter Schießbaumwolle im Gewicht bis 120 Kilogramm. Die Spitze desselben trägt einen Zünder, die sogenannte Pistole, welche beim Auftreffen den Explosionsstoff zur verheerenden Wirkung bringt. Der mittlere Teil dient als Kessel, der mit etwa 100 Kilogramm Preßluft gefüllt ist, wodurch die dahinterliegende Maschine des Torpedos in dem Augenblick angetrieben wird, in welchem der Torpedo das Ausstoßrohr verlassend, ins Wasser eintritt. Das Ausstoßen, Abfeuern des Torpedos wird ebenfalls durch



Landungsmanöver.
Ausschiffen der Feldbatterie.

Preßluft bewirkt. Jedes Torpedoboot hat zwei bis drei solcher Torpedoausstoß- oder Lancierrohre, welche dem Torpedo die Seitenrichtung, seinen Kurs geben. Durch eine sinnreiche Vorrichtung an der Steuerung ist es ermöglicht, den Lauf des Torpedos auf eine beliebige Wassertiefe (gewöhnlich drei Meter) einzustellen, welche er im geraden Kurse, mit einer Geschwindigkeit von 30 Seemeilen in der Stunde laufend, innehält, bis die treibende Kraft der Preßluft aufhört.

Die Kosten einer solchen bronzenen „Riesencigarre", eines Torpedos, der in seinem äußerst komplizierten Mechanismus ein Kunstwerk ersten Ranges auf dem Gebiete der Technik darstellt, betragen etwa 8000 Mark.

Landungsmanöver.
Am Landungsgeschütz.

Wie die Torpedoboote, so haben auch die Linienschiffe und Kreuzer mehrere Torpedoausstoßrohre (zwei bis sechs) über und unter Wasser, mittschiffs, im Bug und Heck. Die Torpedoboote aber sind berufen, gleich der Kavallerie bei der Armee, aus dem Versteck unvermutet, urplötzlich und in sausender Fahrt sich auf die feindliche Flotte loszustürzen und gegen sie ihre vernichtenden Geschosse zu schleudern, um dann ebenso schnell, wie sie gekommen, hinter bergende Panzer durch Flut und Gischt zu verschwinden.

Schon bei Tage gewährt ein Torpedobootsangriff einen stolzen und aufregenden Anblick. Nun aber erst bei Nacht, wenn die Flotte, in schweigendes Dunkel gehüllt, vor Anker liegt — kein Licht, kein matter Schimmer von ihrem Vorhandensein durchbricht verstohlen die Nacht — da, in weiter Ferne blitzt es auf, die wachehaltenden Außenposten haben den unheimlichen Feind gesichtet; vorläufig bleibt noch alles still und dunkel, die Geschützmannschaften und Scharfschützen lugen gespannt in die finstere Nacht hinaus; wieder ein Blitz — schon näher — noch einer — bumm! ein Schuß vom Flaggschiff! — Der Feind ist da! — Und im Nu wird die Nacht zum Tage gewandelt durch die weithin leuchtenden Strahlen des Scheinwerfers, in deren Lichtkegel die schwarze Schar, jedes Boot einzeln, genommen wird, um mit einem prasselnden Feuerregen aus allen schnellfeuernden Geschützen, das Maschinengewehr voran, überschüttet zu werden. Die Torpedoboote lassen sich indessen durch den blendenden Strahlenbüschel des „Torpedosuchers", in dem sie fahren müssen, an den Feind heran, durch die feindliche Flotte hindurch, in keiner Weise bei ihrer sausenden Fahrt beirren, sondern folgen kühn ihrem mutigen Führer, dem voraussfahrenden D-Boot, und feuern ruhig ihre roten Leuchtkugeln aus der Signalpistole gegen das angegriffene Schiff, damit den Torpedoschuß markierend.

Nur wenige Minuten dauert der fürs Auge großartig schöne, in der rauhen Wirklichkeit jedoch entsetzlich verheerende nächtliche Torpedobootsangriff. Nach erfolgtem Angriff sammeln sich die Boote außer Schußweite aufs Signal des D-Bootes, die ankernde Flotte hüllt sich wieder in stilles Dunkel oder flammt plötzlich in tausendfachem Lichte auf, das täuschende Bild einer Stadt bei nächtlicher Beleuchtung wiedergebend, je nachdem ein neuer Torpedobootsangriff zu erwarten ist oder nicht.


In der Brandung quergeschlagen.

Früher hatten auch die Schulschiffe zwei Torpedos an Bord, die von der zu diesem Zweck mit einem seitlichen Torpedoausstoßrohr versehenen Dampfpinasse ausgestoßen werden konnten. Seit jüngster Zeit jedoch sind die Schulschiffe der grundlegenden Ausbildung im Torpedowesen enthoben. Bei derartigen Uebungen ist der Torpedo natürlich nicht

geladen, nur der Kessel wird mit gepreßter Luft gefüllt, um die Maschine zum Vorwärtsbewegen des Torpedos zu treiben. Nach erfolgtem Schuß wird derselbe sofort wieder gefischt und an Bord genommen. —

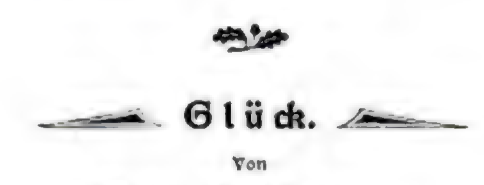
Landungsmanöver kommen eigentlich nur für die Auslandsschiffe in Betracht, wenn es sich darum handelt, den Feind im eignen Lande anzugreifen und zu Lande zu schlagen. Da auch die Schulschiffe den größten Teil des Jahres in außerheimischen Gewässern kreuzen und leicht in die Lage kommen können, deutsches Gut und deutsche Ehre im Auslande zu schützen, (S. M. Schiff „Charlotte“ und „Stein“ am 6. Dezember 1897 vor Haiti), so sind sie mit Landungsgeschützen (einfache Feldgeschütze) ausgerüstet, die, in ein größeres Schiffsbeiboot (Pinasse oder Barkasse) genommen, von hier aus gefeuert oder ausgeschifft werden können.

Es ist in einer Bucht der dänisch-westindischen Insel St. Thomas, in deren Gewässer ein oder mehrere Schulschiffe jedes Jahr ihre Hauptschießübungen abhalten, von wo aus das Landungscorps einen Angriff auf die kleine Felseninsel Water Island machen soll, die, in Privatbesitz befindlich, dem Schiffskommando in liebenswürdiger Weise für militärische Uebungen zur Verfügung gestellt war.

Die Boote sind von Bord des Schulschiffes ausarmiert, die größeren, Barkasse und Pinasse, erhalten das Bootsgeschütz mit einer Feldlafette; Gewehre, Munition, Wasser, Proviant sind in die Boote „gemannt“, Feldflasche und Brotbeutel um die Schulter gehängt, und nun geht's im Gleichtakt der Ruderschläge eiligst auf das Inselchen los, dessen einziges und einfaches Häuschen, ein starkes Fort markierend, mit Hurra genommen werden soll. Man läßt die Boote in voller Fahrt auf den flachen, sandigen Strand auflaufen und — Marsch, Marsch! — setzt die Besatzung über Bord und sammelt sich still und eiligst im Schutze des kleinen Gehölzes zu Gefechtsgruppen und -abteilungen und beginnt sofort, sich geschickt anschleichend, den Sturmlauf auf das Bretterhäuschen auf der felsigen Anhöhe, während die zum Sicherungsdienst für die Boote abgeteilten Leute und die Geschützbedienungsmannschaften die Landungsgeschütze und ihre Lafetten mittels Laufplanken ausschiffen, um mit ihnen den Angriff vom Strande aus erfolgreich zu unterstützen.

Parademarsch des Landungscorps.
Vom Seekadetten.

Natürlich wird das „starke Fort“ mit fester Hand genommen, „die Besatzung“ — ein schwarzer Knecht mit Weib und Kind — ergiebt sich ziemlich erschrocken und — erfrischt dann die „wackeren Blaujacken“ (in den Tropen sind es „Weißjacken“) — um nicht zu euphemistisch zu reden! — mit „beinahe angekühltem Regenwasser“. Mit einigen Handwunden, welche die scharfen Felsen den Ungestümen und Ungeschickten unter den Angreifern beigebracht, mit Kaktus- und Aloëstacheln in den Beinen, vielleicht auch Löchern in den Beinkleidern, kehrt das mutige Streifcorps zu den Booten zurück. Vor der Einschiffung wird Kritik gehalten, und ein schneidiger Parademarsch beendet die Uebung des Landungsmanövers.



Glück.

Von

August Friedrich Krause.

O, daß das Glück doch seine Zweige böge
Um uns in grüner Träumereinsamkeit
Und ewig uns um Zeit und Raum belöge
Im Goldgeleuchte heißer Seligkeit.

Mir ist zu heilig diese seltne Stunde,
Als daß in Lauten sich mein Glück verrät,
Ich hänge wortlos nur an deinem Munde,
Ein jeder Atemzug ein Dankgebet.

Großleuchtend sehn der Liebe Augensonnen
Uns tief ins wünschestille Herz hinein,
In ihrem Goldnetz hält uns eingesponnen
Der Einsamkeit tiefstilles Seligsein.

O, daß das Glück doch seine Zweige böge
Um uns in grüner Träumereinsamkeit
Und ewig uns um Zeit und Raum belöge
Im Goldgeleuchte heißer Seligkeit.



Nur am Rhein, da will ich leben.

Eine Rhein- und Weingeschichte

von

Louise Schulze-Brück.

Rüdesheim! Aussteige!"

Herr Eberhard Avenars, in Firma J. E. Avenars selige Erben, Thee-Import, Königsberg, fuhr aus tiefem Schlafe in die Höhe und starrte verwirrt und geärgert den Schaffner an.

„Aussteige, Herr, aussteige, d'r Zug hot nur zwoi Minute Aufenthalt."

Verdrossen raffte Herr Avenars sein Gepäck zusammen. Er war sehr schlechter Laune. Seit vierundzwanzig Stunden ließ er sich im Zuge rütteln, hatte nichts Ordentliches zu essen bekommen und noch weniger zu trinken. Ueberhaupt, seit den letzten acht Tagen hatte er nichts als Aerger. Er ärgerte sich, daß ihn sein Hausarzt an den Rhein schickte, statt wie alljährlich nach Karlsbad, wo er immer dasselbe Zimmer hatte, dieselben Gerichte in demselben Restaurant aß, mit denselben langjährigen Kurgästen seinen Skat kloppte und beinahe denselben Rotspohn trank, als bei sich zu Hause. Was sollte er am Rhein? Nun, dieser Tyrann von Arzt hatte erklärt, er müsse gerade mal Abwechslung haben. Ein andres Zimmer, andres Essen, andern Wein, andre Gesellschaft. Amüsieren sollte er sich mit den fidelen Rheinländern, den Rhein befahren, schöne Ausflüge machen, in der Sonne braten und vergnügt sein, damit er kein Hypochonder würde.

Nun stand er also auf dem Perron zu Rüdesheim und blinzelte nach dem Rhein. Hm, soweit ganz nett! Ordentliches Wasser das. Keine See natürlich, aber das wäre ja auch von einem Fluß zu viel verlangt.

Da drüben, das war wohl Bingen, mit den eng gedrängten Häusern um die altersgraue Burg! Ganz romantisch, jawohl! Anständige Berge hatten sie hier; gerade vor ihm stieg auch einer steil auf, ganz mit Reben bepflanzt! Da wuchs ja wohl der berühmte Rüdesheimer! Herr Avenars machte sich nicht viel aus Rüdesheimer, er trank lieber seinen Rotspohn. Nun, er wollte versuchen, ob er's hier aushalten konnte. Eine Hoteladresse hatte er ja auch von seinem Arzt, der mal selber dort gewohnt hatte. So überlieferte er also sein Gepäck dem wartenden Hausdiener und schritt hinter ihm drein. Na, braten in der Sonne, das würde er hier können. Wie sie herunter brannte vom blauen Himmel, und wie sie im Rheine sich funkelnd widerspiegelte! Und die Leute lachten alle so laut und sprachen ein ganz unverständliches Deutsch.

Wie weit es denn noch wäre bis zum Hotel?

„No, grad am Disseldorfer Bock!"

„An was für 'nem Ding?"

„Am Bock, do, grad vorne."

Was ein „Disseldorfer Bock" war, wußte Herr Eberhard Avenars auch nicht, und auf sein nochmaliges Fragen bekam er nur ein ungeduldiges „Ae Brick" heraus, so daß er wieder mißvergnügt dem Manne nachsteuerte, der ihn denn auch gegenüber dem bewußten „Bock" oder der „Brick" — der Landebrücke der Rheindampfer nämlich — in einen kühlen Hausflur expedierte, wo ihn ein sehr freundlicher Wirt mit einem runden, roten Vollmondsgesicht und funkelnden Blauaugen in Empfang nahm und ohne weiteres eine altmodische Treppe hinauf, über einen mit alten Schränken bestellten Korridor, in ein großes, niedriges Zimmer brachte.

Das wäre ihm zu niedrig, erklärte Herr Avenars.

Der freundliche Wirt lächelte: „Des sage die Herrschafte all' zeerscht, aber nachher sin se alle gern do," sagte er gelassen.

Ob er denn kein höheres haben könne?

„Noi, do mißt er holt in ä anderes Hodell gehe."

Das kam mit solcher Freundlichkeit heraus, daß sogar Herr Avenars nicht widerstehen konnte und „es versuchen wollte".

„Die Herrschafte prowiere all' und bleiwe all' da," sagte der Wirt, — „un deß Sie des Zimmer kriege, is ä besonnerer Zufall, sonscht is alles schon besetzt . . ."

Damit verschwand er, und Herr Avenars nahm eine genaue Inspektion vor. Hm, Das machte sich! Das Bett tadellos, breit, weich und blendendweiß bezogen, guter Teppich, große Waschtoilette, eine Riesenwaschschüssel, keine des sonst üblichen Kaffeetassenformates, vier Handtücher, sauber und trocken, — er wollte es wirklich „prowiere".

Er trat zum Fenster und prallte beinahe zurück vor der Flut von Licht, die auf ihn eindrang. Im Morgensonnenschein lag der gewaltige Strom blitzend und glänzend vor ihm, drüben am geschwungenen Bergabhang leuchteten weiße Schlösser und auf der Höhe eine Kirche, zur Rechten waldige Berge und ein schlanker Turm mitten im Rhein.

Herr Eberhard Avenars nickte wohlwollend. „Ganz hübsch," sagte er halblaut, „aber nun wollen wir vor allen Dingen mal schlafen. Eisenbahnfahrt von Königsberg bis Rüdesheim, das ist ein wenig viel für einen vernünftigen Menschen mit schonungsbedürftiger Leber."

Drei Minuten später sank er in das Bett, stöhnte ein befriedigtes „Ah" und versank in tiefen Schlummer.

Schallende Musik weckte ihn nach einer Stunde. Er fuhr erschrocken in die Höhe: „Nur am Rhein, da möcht' ich leben, nur am Rhein, da möcht' ich sein", klang es aus hundert Kehlen. Herr Avenars



stürzte ans Fenster. Gerade vor ihm am „Disselдorfer Bock“ lag ein bewimpeltes, bekränztes Schiff, dicht gedrängt voll Menschen. Die Musik spielte, die Menschen sangen, winkten mit Hüten und Tüchern, schrieen Hoch und Hurra und strömten dann hinaus, über die „Brick“ vorbei an seinem Fenster. Frisch gewaschene und geplättete weiße, blaue, rosa Jungfräulein, junge Männer mit erhitzten, fröhlichen Gesichtern, seelenvergnügte Matronen und alte Herren. Na, da kam er ja gerade ins richtige Fahrwasser! Augenscheinlich war was ganz Besonderes los, und er konnte die berühmte rheinische Fröhlichkeit ganz kondensiert genießen. Hoffentlich war's dann damit vorbei, und er hatte genug davon.

Er stapfte nach unten und befragte den Wirt. Der lachte über sein ganzes rotes Gesicht:

„Was Besonn'res los?“ sagte er behäbig. „Noi, bester Herr, des is nur ä Verein mit'm Extraschiff. Die komme alle Dag'! Das geht von morgens bis awends hier so. Mal 'n Extraschiff un mal 'n Extrazug, un mal komme se so mit'n Schiff oder Zug. Dann gehe se uff de Germania, un denn fahre se nach Binge, un denn komme se wieder redour und trinke Schoppe, un awends fahre se kreizfidel widder nach Haus.“

Herr Avenars machte ein kurioses Gesicht. Das konnte ja gut werden! Da würde er sich wohl noch komisch vorkommen! Und dann betrachtete er kritisch die Menschenwelle, die sich jetzt auch in den Vorgarten seines Hotels ergoß und mit lauter Fröhlichkeit den ganzen Raum erfüllte. Kritisch und kopfschüttelnd. Der alte, respektabel aussehende Herr mit dem hellen Sommeranzuge und dem schneeweißen Haar über dem fröhlichen roten Gesicht, der eine ebenso alte, ebenso weißhaarige und ebenso fröhliche Dame am Arm führte, seinen Stock schwenkte und aus voller Kehle sang: „Wenn ich einst gelebt in Wonne“ — wenn er sich den in Königsberg dachte! Na, und erst den jungen, eleganten Menschen mit Gigerlkragen und gelben Schuhen, der an jedem Arm ein junges Mädchen führte, zwei sehr reizende junge Mädchen in weißen Kleidern und offenbar aus guter Familie, die mit langen Pfauenfedern das vorgehende Pärchen an den Ohren zu kitzeln versuchten und ein paar Minuten später tapfer aus riesengroßen Gläsern tiefe Züge thaten. Herr Eberhard Avenars schüttelte sehr bedenklich mit dem weisen Haupte. Er schüttelte noch mehr, als die ganze Gesellschaft zu singen begann, — natürlich „Nur am Rhein, da will ich leben“, — welcher Ansicht Herr Avenars ganz und gar nicht war, als immer neue Riesengläser herbeigeschleppt wurden, als die Fröhlichkeit immer intensiver wurde. Und als ein vorlauter junger Mann ihm fröhlich zutrank und ein kräftiges: „Na Prosit, alter Herr“ zurief, da wußte er wirklich nicht, ob er sich ärgern oder verwundern sollte, und deshalb that er beides.

Freilich, als er nachher mit der Bergbahn die gesegneten Abhänge des „Rüdesheimer Berges“ erklomm, als der sonnenbestrahlte Rheingau sich vor ihm aufthat, als jedes Pusten der Lokomotive ihn einem herrlicheren Rundblick entgegenführte, und als er dann endlich oben stand, auf das zauberschöne Land hinab- und zu dem stolzen Germaniastandbild hinaufschaute, da war Aerger und Verwunderung vergessen. Sie kamen in ihm sogar nicht mehr auf, als die ganze fröhliche Gesellschaft von unten jubelnd und singend den steilen Weg hinaufkletterte und derselbe vorlaute Jüngling ihm ein wohlwollendes „Na, alter Herr, so was giebt's bei Ihnen zu Hause doch nicht!“ zurief. Denn derselbe Jüngling stimmte gleich darauf mit einer prächtigen Tenorstimme das „Es braust ein Ruf“ an, und das sangen sie dann alle mit solcher Begeisterung, und der alte, weißhaarige Herr hielt eine so famose, kernige Rede, daß es Herrn Eberhard Avenars ganz seltsam weich und warm ums Herz wurde. Und so weich und warm blieb es ihm auch da, bis am Abend das bunte bewimpelte Schiff all die frohen Menschen wieder aufgenommen hatte und unter hundertstimmigem Gesang, unter Tücherschwenken und Hochrufen wieder den Rhein hinauf brachte.

Und dann saß er noch lange einsam an einem Tische, sah die Lichter auf dem Strome und am jenseitigen Ufer aufblinken, den Mond groß und rot hinter den Bergen heraufkommen und eine Märchenbrücke über den Rhein bauen von flimmerndem, silbernem Schein. Dazu trank er Rüdesheimer Wein, der ihm merkwürdig leicht die Kehle hinabrann, trotzdem er anders schmeckte als alles andre Getränk, das er bis dahin als solches ästimiert hatte. Er saß und sann und dachte allerlei sonderbares Zeug, lauter Dinge, die ihm seit vielen langen Jahren nicht mehr durch den Kopf gegangen waren, und die ungehörigerweise durchaus nichts mit dem Thee-Import von J. E. Avenars selige Erben in Königsberg zu thun hatten. Und diese seltsamen Gedanken begleiteten ihn auch in sein Bett, in dem er merkwürdigerweise sofort einschlief, während er in Königsberg doch regelmäßig eine geschlagene Glockenstunde lang wach lag. Und als er am nächsten Morgen erwachte, schien die Sonne schon hell und klar, es war sehr, sehr spät, und Herr Avenars merkte zu seinem Staunen, daß er vom Abend bis zum Morgen durchgeschlafen hatte, ohne die zwei wachen Stunden, die er sich doch so hübsch eingeteilt hatte, indem er nämlich bei seinem ersten Erwachen, etwa gegen zwölf Uhr, lange und tief über den vergangenen, gegenwärtigen und mutmaßlichen zukünftigen Geschäftsstand von J. E. Avenars selige Erben, und bei dem zweiten, gegen vier Uhr, — über den vergangenen, gegenwärtigen und mutmaßlichen zukünftigen Zustand seiner Leber nachzudenken pflegte. Und das alles hatte er verschlafen. Seit zehn Jahren war das nicht mehr vorgekommen.

Sehr nachdenklich schlürfte Herr Avenars seinen Morgenkaffee, der besser war, als er in einer bösen Vorahnung vermutet hatte, sah aus dem leichten Nebelschleier, der über dem Strome lag, langsam das jenseitige Ufer auftauchen, sah die bunten Schiffe kommen und gehen. Und dann war's gerade wieder

wie am vorigen Tage: Musik, Gesang. „Nur am Rhein, da will ich leben“, — „O du wunderschöner, deutscher Rhein“, — „Deutschland, Deutschland über Alles“ — fröhliche Menschen, weißgekleidete Mägdlein, Becherklang und Jubel.

Und wieder staunte er fassungslos das alles an, ärgerte sich wohl auch ein bischen, wenn auch nicht so viel wie am ersten Tage, ließ sich zutrinken und auf die Schulter klopfen und trank abends einsam und in einer merkwürdigen zwiespältigen Gemütsverfassung seinen Schoppen. Wirklich, zwiespältig war ihm zu Mute. Ertappte er sich nicht schon an diesem zweiten Tage auf höchst ungehörigen Reflexionen darüber, daß es für ihn — für J. E. Avenars selige Erben — doch eigentlich ein höchst eintöniges, langweiliges und auch unnützes Leben sei, das er da oben in Königsberg führte, tagsüber auf seinem düsteren Comptoir und des Abends in seinem düstern Hause, in das keine Sonne hineinschien, keine weißgekleideten Mägdlein hineinguckten, und wo niemand sang: „O du wunderschöner, deutscher Rhein.“ Eigentlich hätte er das alles ja haben können, — Geld genug hatte er, und mit seinen sechsundvierzig Jahren war er auch noch kein Greis, wenn ihm auch seine Leber zu schaffen machte ... Ach was, es gab Leute mit kranken Lebern, die doch Licht um sich hatten, — Sonne, — ihr Leben nicht so hindusselten, wie er, — Frau, Kinder, Gesang.

So weit war er gekommen. Aber da schlief er auch schon ein, schlief die ganze Nacht, schlief, bis die Sonne ihn weckte, die Pfeife und Glocke der Dampfschiffe, der ganze, heitere Lärm dieses Lebens, das so fremd und doch so anmutend ihn umbrauste.

Am Abend dieses Tages saß Herr Eberhard Avenars nicht mehr einsam sinnend und grüblerisch hinter seinem Glase. Am Nachmittag war eine unendlich fidele Gesellschaft gekommen — ein halbes Dutzend Herren, mit phantastischen weißen Strohhüten, von denen lange Federn auf ihre vergnügten Gesichter nickten. Sie sprachen einen seltsamen Dialekt, den Herr Avenars natürlich nicht verstand, sie saßen wie festgeklebt um ihren Tisch herum, der sich mit großer Schnelligkeit mit einer zahlreichen Flaschenbatterie bedeckte, sie lachten so dröhnend aus tiefster Brust, so ansteckend, daß Herr Avenars beinahe selbst mitlachte, ohne zu wissen warum. Sie schienen alte Bekannte im Hause zu sein, und als Herr Avenars sich beim Wirt erkundigte, hörte er, daß es „die Kölner Herre“ seien, „ä Doktor, ä Rechtsanwalt, zwei Assessore un zwei annere Herre“, die jedes Jahr acht Tage lang da wohnten und „von owe bis unne voll Späß“ seien. Einer so reputierlichen Gesellschaft konnte man sich wohl schon nähern, und als deshalb am Abend einer der Herren mit seinem vollen Glase zu ihm herüberkam, lustig mit ihm anstieß und ihn dringend aufforderte, doch an ihrem Tische Platz zu nehmen, keine einsamen Grillen zu fangen, und „Jott 'ne jute Mann sein ze losse“, da widerstrebte er nicht lange. Er saß stillvergnügt unter den fidelen Brüdern, er stieß mit an, er lachte kräftig, wenn er eine der trockenhumoristischen Bemerkungen verstand, die einander jagten, er trank ein Glas nach dem andern und mußte sich schließlich ernsthaft an seinen Arzt und an seine schonungsbedürftige Leber erinnern, um — allerdings zu sehr später oder sehr früher Stunde — den schützenden Hafen seines Schlafgemachs zu erreichen.

Aber noch in seinen Schlaf hinein hörte er einzelne Liederworte: „Und er saß — und vergaß — in seiner Burg — am Rhein — seinen Schmerz, denn das Herz — tröstet — Rüdesheimer Wein —“, die sich gar wunderlich in seine Träume verwoben, seltsame Träume, wie sie ihn früher zu keiner Zeit heimgesucht hatten.

Am nächsten Morgen waren die „Kölner Herre“ bereits längst munter, Herr Eberhard Avenars wurde ohne weiteres ins Schlepptau genommen und auf einen der Dampfer bugsiert, um eine „echte und gerechte Rheinsfahrt“ zu machen.

So ging es denn stromab, an Burgen und Bergen, an schmucken Villen und altersgrauen Dörfern vorbei, deren Mauern und Türme als echte „Märchen aus alten Zeiten“ in die Lüfte ragen. Herr Avenars hätte hundert Augen haben mögen, um all die Schönheit genau zu betrachten. Dazu rann der würzige Wein gar sanft durch seine Kehle, der wie Rosen und Reseda duftete und angenehm und gefahrlos zu trinken war. Ueberhaupt, wie viel Wein man am Rheine trinken konnte, das war geradezu fabelhaft. Wenn er so am frühen Morgen in Königsberg solche Mengen Rotspohn in sich gegossen hätte, na, das würde eine schöne Geschichte geworden sein. Herr Eberhard Avenars war ein „trinkbarer“ Herr, aber so was, das konnte man sich doch nur bei diesen leichten Rheinweinen zutrauen. Das sagte er auch, als sie alle am Nachmittag auf der weltberühmten Terrasse des „Hotel Schneider“ saßen, natürlich wieder hinter einer geradezu unheimlichen Flaschenbatterie.

Die Sonne glänzte auf den Rheineswellen und den weißen Häusern von St. Goarshausen — Burg Katz und Maus reckten sich trotzig aus dem rotbraunen Felsen herauf, die Feste Rheinfels dräute vom Bergeshang herunter, und die lustigen bunten Schiffe kreuzten auf dem grünen Strome. Ach, und das Leben war so schön, und Königsberg so weit, und der Thee-Import von J. E. Avenars so ledern, und sein Hausarzt ein ganz famoser Kerl, daß er ihn hierher geschickt hatte. Und der Wein war gut, ja, sehr gut, und leicht zu trinken, — was man nur immer von schwerem Rheinwein fasele, lauter Blödsinn — leichtes, schönes Weinchen, süffiges Weinchen, thut niemand was.

Dabei war Herr Avenars auf einen Stuhl gestiegen und schwang sein Glas in der Luft und hatte kleine, schwimmende Aeuglein und schwankte ein bißchen hin und her. Die andern lachten.

„Na, na,“ meinte der Rechtsanwalt, „thut niemand was? Das wollen wir denn doch dahingestellt sein lassen. Der Rheinwein ist ein verflixter Bursche! Zu tief darf man sich nicht mit ihm einlassen.“

Aber da wurde Herr Avenars hitzig. Ihm, J. E. Avenars, thue er nichts, ihn kriege er nicht unter, erklärte er, darauf wolle er jede Wette eingehen. Herr Avenars verabscheute sonst alles Wetten, aber jetzt fühlte er sich ordentlich dazu gezwungen: „Jede, jede!“

Warum sie nur alle so lachten und sich zuwinkerten?

Und Herr Avenars wiederholte seine Beteuerungen aufs kräftigste! „Was würden Sie denn etwa ‚unterkriegen‘ nennen, mein Verehrtester?“ fragte der Rechtsanwalt.

„Hm, nun — nun irgend was, wenn ihn der Rheinwein zu irgend etwas Unvernünftigem brächte.“

„Vielleicht, wenn er im seligen Nachtgewande einen Aufstieg nach dem Niederwalddenkmal zu nachtschlafender Zeit unternähme,“ schlug einer vor.

Aber den Vorschlag verwarfen die andern als schnupfengefährlich und unoriginell.

„Heureka,“ rief der Rechtsanwalt mit Stentorstimme, „ich hab's! Einen ganz unanfechtbaren Beweis Ihres ‚Untergekriegtseins.‘ Und dann stieg er seinerseits auf einen Stuhl, nahm feierlich sein Glas in die Hand und apostrophierte die Korona: „Würden Sie, mein hochgeehrter und lieber Herr Avenars, und ihr, meine nicht minder hochgeehrten und lieben Freunde, es als einen vollgültigen Beweis totalen ‚Untergekriegtseins‘ betrachten, wenn wir Ihnen, verehrtester Herr Avenars, ein verschlossenes Couvert überreichten, in welchem eine genaue Angabe dessen eingeschlossen ist, was Sie Ungewöhnliches vollbringen werden? Wenn Sie nun morgen früh bei Eröffnung des Couverts bemerken, daß Sie buchstäblich dieser Weisung nachgekommen sind, würden Sie dann das ‚Untergekriegtsein‘ zugestehen? Ich bitte die hochverehrten Anwesenden, sich darüber äußern zu wollen, und erlaube mir in diesem Sinne aufs allgemeine Wohl kräftigst zu trinken.“

Herr Avenars hatte mit unendlichem Erstaunen zugehört. Er, J. E. Avenars, sollte unter dem Einfluß dieses „Weinchens“ etwas thun, wovon er selber keine Ahnung hatte? Thun, was die Spaßvögel sich ausdenken würden. Aber, das gab's ja überhaupt nicht.

Und Herr Avenars erklärte, diese Wette nicht eingehen zu können, da er sie ja unbedingt — unbedingt gewinnen müsse, und darauf wolle er ein feines Frühstück wetten, pikfein —, und von dem „Weinchen“ ganz nach Belieben und Geschmack jedes Einzelnen. Das wurde mit Hallo aufgenommen. Sie redeten so viel auf ihn ein, daß er wohl oder übel sich entschließen mußte, und so wurde er in ein Nebenzimmer verbannt, von wo aus er zusehen durfte, wie nach kurzer Beratung, die mit einem schier nauslöschlichen Gelächter endigte, etwas auf ein Blatt geschrieben und in ein Couvert gesteckt wurde; dann durfte er wieder nach der Terrasse herauskommen, und nun wurde mit großer Feierlichkeit das Couvert mit Herrn Avenars Siegelring fünffach verschlossen und ihm eingehändigt.

„Unheil, geh deinen Gang,“ deklamierte der Rechtsanwalt, und dann mußten sie alle auf die geschlossene Wette trinken, und auf den „leichten“ Rheinwein und auf Herrn Avenars und auf alles Mögliche und Unmögliche.

Es war ein herrlicher Tag. Ein echter Rhein-Sommertag, wie man ihn nur dort erleben kann. Als man am Nachmittage das Dampfboot wieder bestieg, als Strom und Ufer, Felsen, Berge und Burgen, Dörfer und Schlösser sich allmählich in Gold und Purpur zu tauchen begannen, als der Dampfer im Abendsonnenschein in Rüdesheim, dem Stammquartier, anlegte, da gelangte Herr Avenars wieder einmal zu der Ueberzeugung, daß das Leben doch schön sei und wert, gelebt zu werden, und daß es noch etwas Besseres auf der Welt gebe als die Beschäftigung mit Thee und einer kranken Junggesellenleber. Er fühlte sich schon wieder gedrungen, das in einer Rede zu äußern und zu erklären, daß ihm die ganze Welt rosa vorkomme, und golden und purpurn, und daß alle geehrten Anwesenden famose Kerls seien, und daß er ihr Freund sei und auf ihr Wohl trinken wolle.

Der Rechtsanwalt hatte mittlerweile eine geheime Unterredung mit dem Wirt gehabt, und der brachte einen Pokal getragen, in dem es seltsam grüngolden schimmerte und blinkte, und reichte ihn mit bedeutungsvoller Miene Herrn Avenars: „Echter 86er Rüdesheimer Berg, Beeren-Auslese,“ sagte er feierlich.

Herr Avenars nahm den Pokal und roch daran. Ein Duft strömte ihm entgegen, wie aus einem Blumenbeet, aber doch kräftiger, voller, gemischt mit andern geheimnisvollen Düften. Und Herr Avenars setzte an und trank — trank — trank. —

„Prost Rest“, riefen die andern, aber das war nicht nötig, denn Herr Avenars setzte den Becher nicht ab. Er schlürfte den letzten Tropfen aus, machte die Nagelprobe, und rief ein kräftiges dreimaliges Hoch! Aber dann wurde auf einmal alles um ihn her noch viel rosiger, als es gewesen war, und noch viel goldener und purpurner, und Herr Avenars hatte nicht länger die Kraft, so viel Rosa und Gold und Purpur anzuschauen und setzte sich selig lächelnd in seinen Stuhl und schloß die Augen.

•

Kling-ling-ling! Kling-ling! Ein gänzlich ungewohntes, aber sehr intensives Klingeln weckte Herrn Avenars am nächsten Morgen aus seinem festen Schlafe auf. Er fuhr ärgerlich in die Höhe. Was hatten sie denn zu klingeln am frühen Morgen! Es war ja noch halbdunkel draußen, während ihn sonst die helle Sonne erst zu wecken pflegte.

Uebrigens, — aufmerksam waren sie im Hotel, das mußte man dem Wirt lassen. Kaum hatte er gestern ein Wort fallen lassen von der hellen Sonne, die ihm in die Augen scheine, flugs hatte man sein Bett schon umgestellt. Und schon wieder frische Bettwäsche. Ein solch elegantes, spitzenbesetztes Plumeau hatte er doch nicht gehabt, und — Herr Avenars sperrte plötzlich die Augen auf, und schaute erstaunt um sich. — Donnerwetter, da war er ja in ein andres Zimmer geraten. In ein viel nobleres

Zimmer, viel höher als das seinige. Und da hatte ihm der Wirt gesagt, er habe keine höheren! — Na, warte.

Herr Avenars sprang aus dem Bette und zog den Vorhang beiseite. Die Rolljalousie war auch niedergelassen. Na, das wäre nun nicht nötig gewesen, das wollte er sich verbitten. Er versuchte sie aufzuziehen, es ging nicht.

Draußen in der Rheinallee klingelte es schon wieder und rollte seltsam. Was nur da wieder los war: alle Tage hatten sie doch was andres vor in diesem Rüdesheim. — Aber wie kam er denn nur in dies Zimmer? Er hatte also richtig einen Schwips gehabt gestern abend und war in die falsche Thür gekommen. Na, dies Zimmer war ja leer gewesen, es war also nicht so schlimm. Da wollte er sich nun ein bißchen anziehen und nach seiner Stube gehen. Herr Avenars kleidete sich langsam an und dachte mit etwas gemischten Gefühlen an den gestrigen Tag. Na, allerlei dolle Geschichten hatten sie ja wohl gemacht. Er entsann sich allmählich der Einzelheiten undeutlich. Aber famos war's doch, das mußte er sagen. Famose Kerls, diese Rheinländer! Man fühlte sich ordentlich wieder jung in ihrer Gesellschaft. Und das unsolide Leben bekam ihm ganz gut, merkwürdigerweise! Ein bißchen Brummschädel hatte er freilich, aber einen ganz soliden Hunger.

Also nun schnell nach seiner Stube und dann zum Frühstück. Herr Avenars öffnete vergnügt seine Zimmerthür und prallte entsetzt zurück. Ein weiter, hocheleganter Korridor öffnete sich vor ihm, Marmorsäulen, Spiegel, deckenhohe Wandgemälde, japanische Möbel, Smyrnafußteppiche. — Um des Himmels willen, was war das? — Wo war er? — Wie kam er hierher, was war mit ihm geschehen?

Er rieb sich die Augen. Vielleicht träumte er noch, er hatte ja so seltsame Träume in der letzten Zeit. — Aber Säulen, Spiegel und Smyrnateppiche blieben. Er kniff sich in den Arm, um wach zu werden. Das that weh, aber das Bild blieb dasselbe.

Er trat ins Zimmer und schaute in den Spiegel. Er war es ohne Zweifel selbst, J. E. Avenars selige Erben, wenn auch etwas blaß und übernächtig aussehend und augenblicklich mit einem äußerst wenig intelligenten Gesichtsausdruck. Er fühlte nach seinem Tascheninhalt. Alles vorhanden. Er stürzte ans Fenster und zog mit aller Anstrengung die Jalousie in die Höhe. — Aber, wo war der Rhein? Wo der Rochusberg drüben, wo der „Disseldorfer Bock", wo Schiffe und Segelkähne? — Eine breite, doppelte Allee lief dicht an ihm vorüber, still, vornehm, nur von vereinzelten Spaziergängern belebt. Auf der andern Seite Parkanlagen, weiße Villen, ein Denkmal, aus dem Grün schimmernd. Herr Avenars sank vernichtet in einen Stuhl und starrte stumpfsinnig vor sich hin. Dann fiel ihm etwas Schreckliches ein. Er zog hastig sein Portemonnaie aus der Tasche. Na, natürlich! Sechs Mark waren noch drin! Er hatte ja darauf bestanden, auf dem Dampfboot den ganzen Schwamm zu bezahlen. Nun saß er hier, — er wußte nicht einmal, wo er war, — mit lumpigen sechs Mark in der Tasche. Freilich, er konnte ja nach Rüdesheim telegraphieren, aber unangenehm war die Sache immerhin. Wenn er nur wüßte, wie er hierher gekommen war! Aber er konnte sich absolut auf nichts besinnen. Uebrigens brummte sein Schädel jetzt gründlich. Natürlich — der Schrecken, die Leber — und Hunger hatte er, oder vielmehr Durst. Und sechs Mark waren all sein Hab und Gut. Herr Avenars taxierte das Zimmer — hm — fünf Mark allermindestens. Blieb also eine Mark, abgesehen davon, daß er an einem wildfremden Orte, wer weiß wo, saß.

Aber was nutzte das alles! Hier oben bleiben konnte er nicht, hungriger wurde er jeden Augenblick, wo er eigentlich war und wie er hierher gekommen war, wollte er auch wissen, — also hinunter in den Speisesaal.

Herr Avenars stapfte entschlossen in den Korridor. Im Notfalle hatte er ja seinen Brillantring, der zweitausend Mark wert war. Verhungern konnte er also nicht, und unter zivilisierten Menschen war er auch.

Unten stürzte ihm ein halbes Dutzend dienstfertiger Kellner entgegen.

„Befehlen Frühstück? Befehlen Kaffee, Thee, Schokolade?"

Ja, Kaffee, befahl Herr Avenars. Und dann Zeitungen, eine hiesige Zeitung!

„Bedaure sehr, hiesige Zeitungen sind noch nicht da!"

„Nun, dann eine von gestern."

Suchen, Uebereinanderstürzen. „Bedaure, gestrige Zeitungen sind nicht mehr da."

Es kam ihm vor, als ob die Kerle grinsten. Niederträchtiges Gesindel das!

„Oberkellner!"

Ein wie ein Gesandtschaftsattaché aussehender Herr näherte sich mit einem diskreten Lächeln.

„Hm!" Herr Avenars wußte nicht recht, wie er den Gesandtschaftsattaché zum Reden bringen solle. —

„Hm — Herr Oberkellner," — da hatte er eine glänzende Idee, „was könnte man denn eigentlich heute morgen am besten unternehmen?"

Der Gesandtschaftsattaché schien tief über diese schwierige Frage nachzusinnen.

„Wenn der Herr vielleicht mit der Zahnradbahn nach dem Neroberge fahren möchten," schlug er dann vor.

„Neroberg!" Ein Name, Herrn Avenars gespitzten Ohren so fremd, als seinem Herzen!

„Oder eine Wagenfahrt ins Dambachthal."

„Dambachthal?" Nein, das Dambachthal hatte auch Herrn Avenars Beifall nicht.

„Oder vielleicht nach der Platte?"

Herr Avenars kannte eine „Platte" im Riesengebirge, aber da konnte er doch unmöglich sein.

„Zum Nachmittagskonzert ist es wohl zu heiß?" meinte der Gesandtschaftsattaché.

Nachmittagskonzerte gab es also hier!

Aber Herr Avenars kannte unendlich viele Orte, in welchen Nachmittagskonzerte veranstaltet wurden. Nein, so kam er nicht zum Ziel. Er versuchte die Sache humoristisch zu fassen.

„Sie hatten wohl diese Nacht etwas — hm — etwas Arbeit mit mir —" fragte er, vertraulich lächelnd.

Der Gesandtschaftsattaché war ganz Diplomat. „Arbeit," sagte er erstaunt, „wie meinen der Herr?"

Herr Avenars mußte sich entschließen, deutlicher zu werden.

„Nun, ich meine, — weil ich so etwas" — Er machte eine bezeichnende Bewegung nach der Stirn.

Der Diplomat lächelte diskret.

„O, aber nicht im geringsten."

„Nun, — ich meinte nur, — sehr heiter?"

Abermaliges diskretes Lächeln, das sich diesmal auf dem Gesicht des servierenden Kellners widerspiegelte.

„Heiter waren der Herr allerdings, aber durchaus nicht übermäßig."

Herr Avenars hatte das ganz bestimmte Bewußtsein, daß er sehr heiter gewesen sein müsse. Aber er sah ein, daß er so absolut nicht zum Ziele komme, er mußte wohl oder übel ganz deutlich werden.

Er gab dem Gesandtschaftsattaché einen Wink, und dieser warf dem Kellner einen Blick zu, vor dem der verschwand, wie hinweggeweht.

„Herr Oberkellner," sagte Herr Avenars vertraulich, — „die Sache ist nämlich die, daß — daß — ich keine Ahnung habe, wie ich hierher gekommen bin."

Wenn der Diplomat schauspielerte, so hatte er jedenfalls auch dazu ein großes Talent. Er schaute Herrn Avenars wenigstens mit einem äußerst natürlich aussehenden Erstaunen an.

„O, o," — stotterte er, — „der Herr belieben zu scherzen."

„Ich scherze durchaus nicht," sagte Herr Avenars eifrig, „ich habe absolut keine Ahnung! Nicht die blasseste. Ja, ich weiß nicht einmal, wo ich bin —"

Der Diplomat machte große, runde Augen.

„— und was das Schlimmste ist," fuhr Herr Avenars einigermaßen verwirrt fort, „ich finde nicht einmal so viel Geld bei mir vor, um meine Hotelrechnung bezahlen zu können."

Der Diplomat ließ den Bruchteil einer Sekunde lang einen musternden Blick über Herrn Avenars schweifen; dann verneigte er sich beflissen. „Aber ich bitte, mein Herr! Sie werden uns die Kleinigkeit zusenden, und falls Sie irgend einen Betrag wünschen, ich stehe Ihnen zur Verfügung."

Herr Avenars fühlte eine Art Hochachtung vor dem Manne. Das war ein Menschenkenner; der konnte seine Leute taxieren. Ein fürstliches Trinkgeld sollte er haben.

„Sehr nett von Ihnen," sagte er kopfnickend. „Aber so schlimm ist's nicht. Ich telegraphiere einfach meinem Wirt nach Rüdesheim, der meine Kasse in Verwahrung hat. — Aber nun, ums Himmels willen, sagen Sie mir nur, wo ich denn eigentlich bin, sagen Sie mir, wie ich hierher gekommen bin?"

Der Diplomat lächelte kaum merkbar und sah einen Moment lang ordentlich listig aus. Dann sagte er mild nachsichtig:

„Sie sind in Wiesbaden und vermutlich mit dem Nachtzuge hierher gefahren, denn Sie sind zu dieser Zeit mittels einer Droschke hier angekommen."

„In Wiesbaden?" Herr Avenars vergaß vor unbegrenztem Erstaunen seinen ziemlich weitgeöffneten Mund wieder zu schließen. — In Wiesbaden? Barmherziger Himmel! — Und in einer Droschke angekommen? — Und keine Ahnung, keine Spur einer Idee zu haben, wie man in den Zug und wieder heraus, wie in die Droschke hinein und wieder heraus, wie man ins Bett gekommen ist! Das war ja geradezu furchtbar! Er zermarterte sein Gehirn nach einem Lichtstrahl, es kam keiner. Alles war dunkel in ihm. Wie war das doch gestern abend? Hatten sie denn nicht eine Wette gemacht? Ja was denn nur für eine? Und plötzlich begann Herr Eberhard Avenars ein krampfhaftes Suchen in allen Taschen, das denn auch von Erfolg gekrönt war! Herr Avenars zog aus irgend einem Behältnis einen fünffach versiegelten Brief heraus und starrte ihn eine Weile mit langsam aufdämmerndem Verständnis an. Richtig, so war's! Was in diesem Briefe stand, das sollte er ja wohl thun. Und hastig riß er das Couvert auf, entfaltete den sorgsam zusammengelegten Bogen und las. Nur drei Worte standen darauf, aber drei bedeutungsschwere: „Wiesbaden, Hotel Monopol." Er las sie so lange, bis sie riesengroß wurden und sich zuerst in hübsche farbige Römergläser und dann in langhalsige Rheinweinflaschen mit silbernen und goldenen Kapseln verwandelten und einen wilden Tanz vor ihm aufführten. Da ließ Herr Avenars das Blatt sinken, sprang auf und rief ein höchst unchristliches „Himmelkreuzdonnerwetter" laut in den Saal hinaus. Und dann lachte er, erst halb ärgerlich, aber zu dem Aerger kam allmählich ein ganz vergnüglicher Ton, und zuletzt lachte er so aus vollem Halse, daß das Comptoir des Thee-Import-Hauses in Königsberg sich baß verwundert haben würde, wenn es dies Lachen gehört hätte. Und auf dies Lachen hin tänzelte der Diplomat nach der Thür eines Nebenzimmers und öffnete dieselbe so weit und so feierlich als möglich.

Herr Avenars hielt mitten im Lachen inne, als er die „Kölner Herre" erblickte, die im Gänsemarsch herausmarschierten, ihn umringten und ihm mit sittlichem Ernst ein dreifach donnerndes Hoch ausbrachten. Und dann gab es ein solches Händeschütteln und solche Wiedersehensfreude und ein solches Durcheinanderreden, daß Herr Avenars nur mit schwerer Mühe herausbringen konnte, was denn eigentlich mit ihm geschehen war. Aber nach und nach erfuhr er doch, daß er am gestrigen Abend, nachdem er den Humpen Rüdesheimer 86er Beeren-Auslese „binnen" gehabt habe, in seliger Vergessenheit auf einen Stuhl gesunken sei und auf alle Fragen erklärt habe, daß er „in die Hölle mitgehen" wolle, wenn man das für nötig und nützlich erachte. Und unter Absingung des schönen Liedes: „Der Graf von Rüdesheim", das er zwar sehr falsch, aber mit desto innigerem Ausdruck gesungen habe, sei er mit der fidelen Gesellschaft nach dem Bahnhof gewandelt,

allerdings nicht in ganz gerader Linie, aber mit anerkennenswerter Ausdauer. Dort seien sie alle in ein Coupé gestiegen und gen Wiesbaden gefahren, wo es allerdings einiger Mühe bedurfte, Herrn Avenars aus dem Coupé und in eine Droschke zu schroten. Ebenfalls habe es einige Mühe gekostet, ihn aus der Droschke und in sein Bett zu bugsieren, weil er beständig mit großer Hartnäckigkeit „noch einen Schoppen" verlangt und sich auch wirklich nicht eher beruhigt habe, bis man ihm ein Glas Wasser an den Mund gehalten, das er mit einer Miene höchster Seligkeit ausgetrunken habe, um dann sofort in einen tiefen Schlaf zu versinken. Und nun seien sie alle hier und alle kreuzfidel, und seine Wette habe er glänzend verloren.

Herr Avenars hatte kopfschüttelnd und erstaunt zugehört. Einigermaßen erstaunt und kopfschüttelnd blieb er auch den ganzen Tag, während sie in Wiesbaden herumbummelten und wirklich den Neroberg erstiegen. Und ganz fidel wurde er erst wieder, als sie am Abend glücklich wieder in Rüdesheim anlangten, und als das „Frühstück", welches durch einstimmigen Wunsch in ein Abendbrot verwandelt wurde, mit allem Glanz in Scene ging. Wie viele Flaschen „leichten" Rheinweines getrunken und wie viele Reden gehalten wurden, darüber schweigt die Geschichte. Das aber ist authentisch, daß zu sehr später Stunde Herr Avenars seine sechste Rede hielt, die eine enthusiastische Lobrede war auf den Rhein und seinen Wein, auf rheinischen Humor, auf rheinische Männer, auf 86er Beeren-Auslese und auf ein Dutzend ähnliche Dinge. Und daß er zuletzt mit Feuer erklärte, er sei zwar mit seiner Ansicht vom Rheinwein und mit seiner Wette der „Reingefallene" und ein „blamierter Europäer", aber trotzdem werde er diesen Tag zu den schönsten seines Lebens zählen, und wenn er auch kein großer Sänger vor dem Herrn sei, so müsse er doch jetzt sein übervolles Herz durch Gesang erleichtern, und deshalb schlage er vor, daß sie alle zusammen anstimmten das schöne Lied „Nur am Rhein, da will ich leben". Und übrigens habe er eingesehen, daß es nicht gut sei, daß der Mensch allein sei und nur über Thee und Leber nachdenke, und deshalb habe er den Entschluß gefaßt, ein nettes, liebes Weibchen zu nehmen, und seine Hochzeitsreise werde er an den Rhein machen, und dann hoffe er, sie alle fröhlich hier wiederzusehen.

Darauf klangen natürlich die Gläser noch einmal so hell und so voll zusammen, und das „Nur am Rhein, da will ich leben" schallte so machtvoll über den Strom hin, daß der Mond verwundert aus den Wolken blinzelte und der Vater Rhein sein ehrwürdiges Haupt in Person aus den Wellen hob und schalkhaft und zustimmend Herrn Avenars zunickte. Das sah Herr Avenars ganz deutlich, und deshalb sang er mit heller Begeisterung die letzten Verse:

„Nur am Rhein, da will ich leben,
Nur am Rhein, da will ich sein,
Wo die Berge tragen Reben
Und die Reben edlen Wein."



Phot. Etting & Sohn, Barmen.

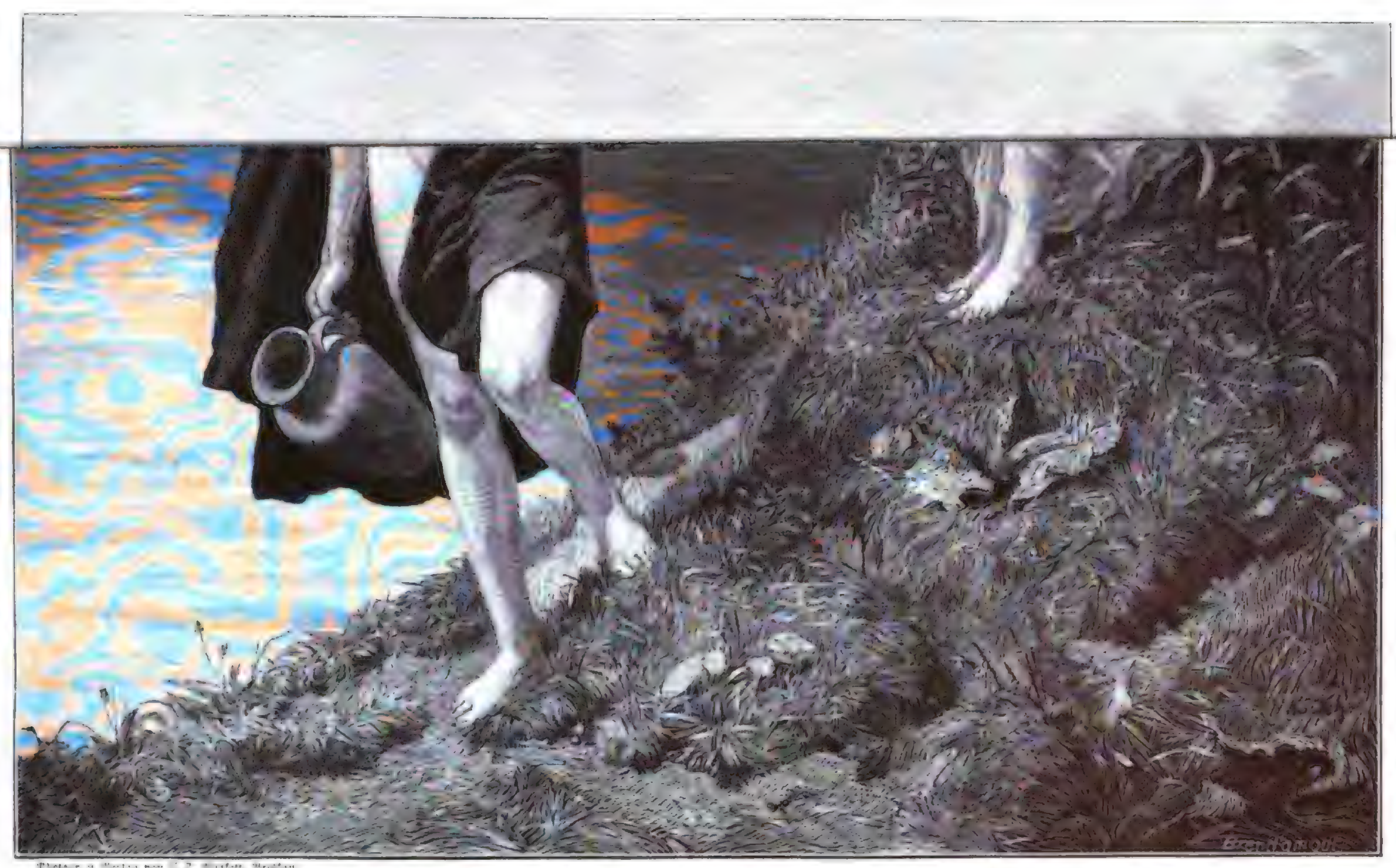
Das Emil Rittershaus-Denkmal in Barmen.



Das Emil Rittershaus-Denkmal in Barmen.

In Barmen wurde kürzlich das Denkmal für Emil Rittershaus enthüllt, den am 8. März 1897 verstorbenen Dichter, der weit über die Grenzen seiner engeren Heimat als Schöpfer fröhlicher, innig empfundener und formschöner Lieder geschätzt wird. Ausgeführt nach einem Entwurf von Professor Fritz Schaper in Berlin, dem Schwiegersohn des Verewigten, zeigt das $2\frac{1}{2}$ Meter hohe Denkmal den Sänger in prächtiger Lebenswahrheit, in offenem Mantel, den Wanderstab in der Rechten, den Hut in der Linken.





Photogr. u. Verlag von E. R. Kiefert, Breslau.

Hermann Katsch

Der Tau.

Modernes Meissner Porzellan.

Von

A. Brunnemann.

Mit 15 Abbildungen nach Aquarellen von Chr. Votteler.

Das kostbare Porzellan, einst das begehrteste Schmuckwerk stolzer Prunksäle und koketter Boudoirs, hat heute einen schweren Stand, und unter ihm vor allem das durch eine unübertroffene Blütezeit unsterblich gewordene Meißner Rokoko. Angesichts seiner Schöpfungen steigen vor uns die niedlich heiteren, hellfarbigen Zimmer mit verschnörkelten Schränkchen und Etageren auf, von denen die allerliebsten Figürchen in unzähligen, immer gleich graziösen Varianten herniederlächeln. Oder wir durchschreiten im Geiste weite Prunksäle à la Louis XV. und XVI., wo prachtvolle Leuchter, Girandolen, Uhren, Konsolen, Tafelaufsätze, große historische Vasen und Gruppen einen würdigen Rahmen für ihre stilgerechte Schönheit und Eigenart finden.

Heute aber ist das „Vieux Saxe" heimatlos geworden. Kann es sich nicht mehr in die Räume versunkener Herrlichkeit oder in die Wohnungen seiner besonderen Liebhaber flüchten — im modernen Zimmer wird es vergebens nach einer geeigneten Folie suchen, von der sich seine tändelnde Zierlichkeit reizvoll abhebt.

Eine gewaltige Umgestaltung des Kunstgewerbes hat der Ausstattung des modernen Wohnhauses einen ganz neuen, an keine der Stilarten vergangener Kulturperioden erinnernden Charakter verliehen. Höchstens macht der Japanismus, dessen künstlerische Prinzipien sich mit den modernen begegnen, da und dort seinen Einfluß geltend.

Malerei, Plastik, die Kleinkunst (oder angewandte Kunst) drängen, einem gewaltigen Impuls gehorchend, in neue Bahnen. Sie ringen unablässig nach neuen Ausdrucksformen, die sie durch Zurückgreifen auf die ewig reiche, ewig unerschöpfliche Natur zu finden suchen, getreu dem Vorbilde der Meister aller großen Kunstepochen.

Beim Betreten der modern ausgestatteten Wohn- und Gesellschaftsräume, die dem Auge einfache Formen, anmutiges Linienspiel, harmonisch abgetönte Farben auf der einen, ganz bizarre Willkür, tollste Originalität auf der andern Seite bieten, fühlen wir sofort: hier ist kein Vieux Saxe am Platz. Soll das Porzellan darum ganz daraus verbannt sein, und sollen Steinzeug und Majolika nun seine Stelle einnehmen? Nein, es ringt danach, seinen alten Platz als edelstes Produkt der Keramik zu behaupten und sucht sich taktvoll in Form und Farbe dem modernen Stilgefühl anzupassen. Die nordischen Porzellanfabriken, vorwiegend die Kopenhagens, schlugen die neuen Bahnen ein; ohne sie nachzuahmen, ist ihnen Meißen auf ganz persönliche Weise gefolgt. Ein Kind des Rokoko, wollte es nicht immer nur am Gängelband seiner tändelnden Mutter trippeln. Dank seinen ungeheuren technischen Fortschritten vermag es auf eignen Füßen zu stehen, und bei aller Pietät gegen das mütterliche Vermächtnis und dessen treue Erhaltung weiß es auch seine eignen Wege zu gehen. Individualismus, Originalität, Selbständigkeit sind die Losungsworte der neuesten Zeit. Individuelles, originelles Gepräge tragen auch alle Meißner Erzeugnisse, die den jüngsten Bestrebungen ihre Entstehung verdanken. Kein Anlehnen an vorhandene Stilarten, kein Nachahmen fremder Fabriken, sondern nur eine geniale Ausnutzung aller Eigenschaften des spröden, aber größter Leuchtkraft fähigen Hartporzellans und aller technischen Fortschritte auf dem Gebiet der Scharffeuerfarben.

Als Uebergang zum Neuen kann die Limoges-Malerei angesehen werden, die allerdings noch vom Ausland (Limoges in Südfrankreich) übernommen worden ist. Sie besteht in einer Art Emailmalerei auf dunklem, königsblauem oder braunem Grunde. Eine Emailmasse wird auf dem fertig gebrannten und glasierten Gefäß mit gewandtem Pinsel zu zarten, duftigen Figuren und Blumen gestaltet.



Ihre Nachfolgerin ist die Pâte-sur-pâte-Malerei, doch nur insofern mit ihr verwandt, als gleichfalls die Porzellanmasse selbst die Farbe ersetzt. Der Name aber: „Masse auf Masse" deutet darauf hin, daß jene unmittelbar auf den roh geformten, noch ungebrannten Gegenstand aufgetragen wird. Hier stehen wir vor einer der schwierigsten Techniken der Porzellankunst überhaupt, deren glänzende Erfolge die angewandte Mühe und Geduld vergessen lassen. Skulptur und Malerei reichen sich die Hand; es wird ebensoviel modelliert als gemalt, und die fein herausgearbeiteten Basreliefs empfangen erst nach ihrer Vollendung das Bad der Glasur. Anfangs gelangte nur weiße Masse zur Verwendung; die Reliefs glichen fein geschnittenen Kameen, die sich von einem einfarbigen Grunde zart abhoben. Und diese Grundtöne zeigten aus Mangel an feuerbeständigen Farben wenig Abwechslung.

Binnen wenigen Jahren ist die Palette der Scharffeuerfarben durch glückliches Experimentieren so bereichert worden, daß fast alle Wirkungen der eigentlichen Malerei durch die Massemalerei erzielt werden können. Der fast plastische Charakter dieser komplizierten Dekorationsweise verleiht ihr etwas ungemein Lebendiges, Kraftvolles. Wunderbar begegnet sie sich mit den Anforderungen des modernen Geschmacks, welcher naturalistische Farbeneffekte, auf große, einheitliche und harmonisch abgeschlossene Flächen verteilt, bevorzugt und die ruhige Linienführung dem tändelnden Spiel der Linie vorzieht. Alles wird neu und frei in der großen Studierstube der Natur ersonnen. Wir finden Pflanzenmotive von unmittelbarer Naturwahrheit und in schlichter, ihrem Wesen entsprechender Anordnung. Oder sie treten uns in vornehmer Stilisierung entgegen, die ein feines Verständnis für die Anmut der Linie bekundet. Meist ist es eine Blume mit langem Stiele und breitem Kelch, für die der heutige Geschmack eine besondere Vorliebe zeigt. Die keusch aufstrebende Lilie, die schlanke Iris, der große, ruhige Kelch der Wasserrose, die anmutig sich windende Clematis, die bizarre, farbenprächtige Orchidee. Hier bedecken zartrosa Magnolien eine schlicht geformte Vase, die träumerischen Blüten personifiziert ein weicher Mädchenkopf, der im Halbschlummer auf dem duftigen Bette ruht.



Hervorragende jüngere Künstler der Anstalt beschäftigen sich unausgesetzt mit neuen Entwürfen, deren bedeutendste bis jetzt die Maler Henschel und Grust geschaffen haben. Für die moderne Figurenmalerei sind die Schöpfungen des Neu-Idealismus bisher vorbildlich gewesen, während die nordischen Fabriken auch ganz realistische Darstellungen aus dem Volksleben wählen. Die figürlichen Dekorationen sind rein poetischem Empfinden entsprungen. Bald umtanzen ideale Gestalten in duftigem Frühlingsreigen eine hohe Ziervase, bald haschen sie auf Tellern, Schalen, Bechern und Dosen nach breitblättrigen Blumenkelchen oder schlingen sich mit den aufstrebenden Blüten empor, ihren geschmeidigen Körper weich an die Grundform anschmiegend, lebendige Ranken von holdem Liebreiz.



Auch Tiermotive, Vögel, Fische und so weiter bilden ein eigenartiges Schmuckwerk. Auf kleineren Schalen, Tassen und dergleichen werden vereinzelte naturalistische Blüten hingestreut; beim landschaftlichen Teil sucht man mit wenig Linien ruhige Harmonien, gefällige Windungen zu erzielen, weite, freie Ausblicke in unendliche Fernen zu eröffnen, — ein Kunstgeheimnis, das bisher nur ein Volk in wunderbarster Weise zu lösen verstand: die Japaner. Wo die farbige Masse als bloße Dekoration verwendet wird, findet sie reichliche Unterstützung durch die Sgraffito-Arbeit: ein Eingraben von Mustern in den weichen Porzellankörper, das, verbunden mit dem Aufhöhen durch farbige Masse, effektvolle Kontraste hervorbringt.

Zum Gebiet der Scharffeuerfarben gehört das der farbigen Glasuren, für welche die moderne Keramik eine große Vorliebe hegt. Die wirkungsvollste dieser neuen, eigenartigen Färbungen ist die sogenannte Schildpattglasur, die vom dunkeln,

satten Braun sich wechselvoll abtönt bis ins weichste Mattgelb. Durcheinanderfließende Glasuren rufen überraschenden Farbenzauber hervor. Neuerdings hat man auch das alte Kupferrot der Chinesen wieder gefunden, das eine brennende Farbenglut ausstrahlt.



Die neue Dekoration bedingt zum Teil auch ihre eignen Formen; alles, was an die verzweigten Windungen des Rokoko oder an die Geradlinigkeit des Empire erinnert, ist hier unmöglich geworden; alles, was modern heißt, strebt nach größter Ruhe und Vereinfachung, nach den schlichten Formen des Steinzeugs, wie sie die erste Arbeit auf der Drehscheibe ergiebt.

Völlige Abhängigkeit von dem spröden Material zeigt die Fliesenmalerei, die Kolossalgemälde von bedeutender Fernwirkung herzustellen vermag und das Porzellan seiner Bestimmung als Kleinkunst, nur für die Intimität des Hauses geschaffen, enthebt. Sie eröffnet ihm das weite Reich der weiten Hallen, der Giebelfelder und Fassaden. Wegen seiner Unvergänglichkeit dürfte es dort auch von hohem praktischen Werte sein. Die Riesenhallen des neuen Dresdener Zentralbahnhofes sind mit solchen Kolossalbildern geschmückt, landschaftliche Darstellungen aus den schönsten Teilen Sachsens enthaltend. Ihre Ausführung, stumpfes Kobaltblau mit transparenter Goldmalerei, bildet eine vornehme, malerische Wandzierde.

Die Plastik ist hinter der so selbständig emporstrebenden dekorativen Malerei nicht zurückgeblieben. Moderne Statuetten, Schöpfungen hervorragender deutscher, französischer und belgischer Künstler, ringen neben den Lieblingskindern Alt-Meißens um die Gunst des Publikums. Ernst naturalistisch aufgefaßt oder rein ideal, tragen diese Meisterwerke der Kleinplastik das Gepräge größter Schlichtheit und natürlicher Anmut.

Zu den schönsten modernen Gruppen gehören: ideale und reale Liebe von Deloye-Paris, die ihre keusche Innigkeit gegen das tändelnde Rokoko ausspielen und hinter dessen gefälliger Linienanmut nicht zurückstehen. Ferner die berühmte humoristische Scene des Belgiers Samuel: „Ulenspiegel und Nele", die graziöse „Kugelspielerin" von Schott (Berlin), der realistisch-treue „Hunne auf Pferd" von Hösel Dresden) und andre mehr.

Weiter wird versucht, nach dem Vorbilde der Meister des achtzehnten Jahrhunderts die Jetztzeit plastisch und malerisch festzuhalten. Es ist dies allerdings eine weit schwierigere Aufgabe, als sie Kändler und Acier zu lösen hatten, denn kaum eine Kulturperiode ist ärmer an malerischen Kostümen als die Gegenwart. Dennoch gilt auch hier der Wahlspruch: „Greift nur hinein ins volle Menschenleben, und wo ihr's packt, da ist es interessant!"



Am Meeresstrande, in eleganten Badeorten, auf den Sportplätzen haben die Künstler Umschau gehalten und den raffinierten „Chic" der Modedame, sowie das flotte Sportkostüm der Lawn-Tennisspieler oder Radfahrer zierlich in Porzellan geformt. Die Damen mit graziös aufgenommenen Kleidern, koketten, mit Rüschen, Falbeln und Bändern überladenen Mänteln und nickenden Federhüten

rivalisieren mit den Reifrock-Damen des achtzehnten Jahrhunderts. Sie haben durchaus nichts Puppenhaftes an sich; ihre lebensvolle Haltung, das individuelle Gepräge der feinen nervösen Gesichtchen charakterisieren sie sofort als Kinder. Der moderne Herr allerdings ist bei der trostlosen Monotonie seiner Kleidung höchstens als Gigerl oder Sportsman zu gebrauchen. Charakteristische Typen aus dem deutschen Heere, Gruppen zur Erinnerung an das große Kriegsjahr 1870/71 vervollständigen ferner die plastische Verkörperung unsrer Zeit. Darunter ragen hervor: „Auf Vorposten", „Verwundet", „Heimkehr der Sieger" und „Heldentod".

Als besonders glücklicher Gedanke muß das Bestreben angesehen werden, die immer mehr verschwindenden deutschen Volkstrachten in Porzellan festzuhalten. Professor Spieler (Dresden) hat zunächst eine Serie sächsischer Volkstypen von überraschender Treue geschaffen, den köstlichen erzgebirgischen Kastenmann, die wendische Kirchgängerin, Altenburger Bauern in ihrer steifen, schweren Tracht, Hochzeitsbitter und andre mehr.

Die kleinen Figürchen von durchaus individueller Eigenart werden dereinst einen unschätzbaren Wert für den Kulturhistoriker haben. Bei allen diesen Bemühungen, ein getreues Bild der Jetztzeit zu geben, hat die Staffierung einen schweren Stand. Sie begegnet in der Wirklichkeit groben, unkünstlerischen Farben, die das edle, nur für geringe Größenverhältnisse taugliche Material zu schwerfällig machen würden. Peinliche Naturwahrheit würde derbe Plumpheit, steife Monotonie oder groteske Komik hervorrufen. Taktvoll muß das echte Kunstgefühl aus den gegebenen Farben das Einheitliche, für seine Zwecke Passende auswählen und es zu jener reinen Harmonie vereinen, die unerläßlich ist, wenn ein Kunstwerk einen wirklich ästhetischen Genuß hervorrufen soll.



Auf der Pariser Weltausstellung, welche die Königlich Sächsische Porzellanmanufaktur zu Meißen mit einer vorzüglichen Auswahl ihrer Kunsterzeugnisse beschickt hat, sind sehr viele originelle Neuheiten zu sehen, welche den keramischen Schöpfungen des Auslandes nicht nur würdig zur Seite stehen, sondern sie teilweise sogar in den Schatten stellen. Die Meißener Manufaktur besitzt auf der großen Weltschau einen eignen Saal für sich, der in den Abteilungen des deutschen Kunstgewerbes eine besondere Anziehungskraft ausübt und nicht nur die zahlreichen Besucher zu lebhaften Aeußerungen der Bewunderung hinreißt, sondern auch sehr viele Käufer anlockt.







Aus der Rosenzeit.

„Rosen gefällig, schöner junger Herr?“ — eine Alte in grauem Haar mit klugen guten Augen hielt ihm ihr Blumenkörbchen vor. Die vorderste Rose traf sein Blick, eine dunkelrote Rose.

Groß war sie und voll. Weitaus entfalteten sich ihre äußeren Hüllblätter, an den Rändern leicht nach hinten geknüllt, tief dunkel an der Wurzel, sammetartig gedämpft, als wären sie schwarzen Sonnenstäubchen zum Ruhebett geworden — einen Ton heller nach oben und vorn. Dichter schlossen sich die mittleren Blütenblätter aneinander, rund im Kreis, immer rund im Kreis eines sich vor das andre schiebend — ohne Regelmäßigkeit, doch in fest gedrängter Geschlossenheit umwallten sie prangend das Innerste. Dieses Innerste der Rose, das einer scheu und starr sich öffnenden Knospe glich, dessen feste und zarte Wandungen ein Heiligtum zu umschließen schienen — etwas Unsichtbares im dunkeln Untergrund — das Geheimnis der Blume.

Wie schön! Seine Finger wühlten in der Westentasche, zogen ein paar Groschen hervor und legten sie auf den Tisch. Da nahm die Alte die schöne Rose aus dem Korbe. „Nicht wahr, junger Herr, die meinten Sie doch?“ — —

Nun saß er allein — im Musikpavillon klopfte der Dirigent des Frühkonzerts aufs Pult, und sie spielten „Erinnerungen aus dem Tannhäuser“.

Während die Klänge aus dem Venusberge tönten, nahm er die Rose an dem zartdornigen Stengel in die Hand.

Sinnend schaute er sie an. Seine Gedanken suchten. „— wie schön!“ Aber das war nicht alles. „— meine Rose.“ Auch das war's noch nicht — undeutliche Vorstellungen, Erinnerungen drängten zum Licht — eindringlicher tönte die Musik — ein steigendes Gefühl leichter Beklemmung legte sich auf ihn. Plötzlich traf ihn in leisem Luftzug schwer und stark der Duft seiner Rose, daß er wie in lauter Rosenluft war und es ihm fast den Atem benahm. Da klang's, als habe er leise gewimmert.

Und nun wußte er, was es war. Daß es das alte Lied war, das von Arbeit und Sorgen und Willen so sorgsam zugedeckte.

Denn so war ja die Rose gewesen, die sie im Haar trug. Damals, als er vor ihr stand und sie das Haupt vor ihm senkte, das feine, schöne Haupt mit dem wilden schwarzen Haar und den flammenden Augen, die jetzt verhalten unter den gesenkten Wimpern starrten. Da hatte auch eine weiche Frühlingsluft geweht und war über ihr Haar gestrichen und hatte den feinen Duft des Haares und den starken Duft der prangenden Rose mitgenommen und zu ihm getragen; und er hatte darunter gezittert. Denn dieser Hauch aus der Welt der Schönheit brachte ihm noch einmal zum Bewußtsein, worauf er im Begriff war zu verzichten.

Wenn sie sagte, sie sei jung und lebensdurstig, sie verlange nach Luft und Licht, viel leuchtendem Licht, Sonnenschein und strahlendem Kerzenglanz und Sternen und Blumen, und könne nicht leben im Schatten und im Bann kleiner Alltäglichkeit und trüber Lebensanschauung — sie wolle und müsse in der herrlichen Freiheit, die ihr Reichtum ihr gewähre, leben, l e b e n — !, ach und von Zeit zu Zeit sich einmal unbändig austollen können . . .



Gerade dieser Augenblick hatte ihm gezeigt, daß auch er ihr ähnlich war, in leidenschaftlichem Verlangen nach starker Lebenslust — wie fern er war von trüber Lebensanschauung. Von seiner Mutter hatten sie nämlich gesprochen. Von der alten Frau mit dem vergrämten Gesicht und dem schwermütigen Sinn, die ein unendlich schweres Leben müde und aufgeregt zugleich gemacht hatte und ernst und ein wenig hart und wunderlich. Nun war ausgesprochen, was er sich selbst gesagt hatte, wenn er je den Mut gehabt hätte, zu Ende zu denken, nämlich daß die beiden Frauen nie würden Freund werden, nie ein Zusammenleben würden finden können.

So hatte er damals dagestanden, den Blick offen in zwei Welten:

Ein Leben, reich, unendlich schön und, fügte er hinzu: ein gutes Leben, denn so wenig wie er hatte Hildegard Freude am Niedrigen oder Gemeinen, auch an eitlem Schein haftete nicht dauernd ihr Sinn — eine weite Welt mit allen Möglichkeiten des Guten, Wahren, Schönen . . .

Und ein Leben der eintonigen Werktagsarbeit und Sonntagsruhe, gleichmäßig nüchtern und eng, eine Welt, in



der sich die Sachen stoßen; über ihr die dunkeln Wolken und die das Düster beleuchtenden Blitze einer tiefen, ungestillten Sehnsucht; eine Welt — — — durchwärmt, sanft erhellt nur von Einem . . . Mutterliebe; einer armen, wunderlichen Mutter Liebe. — Wie lange noch? Vielleicht fünf oder zehn oder zwanzig Jahr. Und dann? Ganz graue Zukunft.

Er hatte es damals gewußt: heute muß ich wählen. Er war zu klug und zu stark, um sich durch Vermittlungsversuche über die Alternative hinwegzutäuschen.

Er hatte für seine Mutter entschieden. Und so vernünftig hatte er geredet, daß Hildegard gar nicht merkte, wie lieb er sie habe, wie rasend er gerade jetzt sie, die Stolze, Eigensinnige, Unfräftige, doch Ehrliche, liebe.

*

Schwerer und schwerer legten sich die Erinnerungen an den sonst von den Gedanken gemiedenen Tag auf Friedrich Wilhelm Langers Seele. Von der Musikbühne tönte die Klage des gebannt heimkehrenden Sängers — „so bist auf ewig du —“ — wie ein Stich fuhr's ihm durchs Herz, der scharfe Schmerz lebendig gewordener Sehnsucht. Da stand er auf. Einen Augenblick stützte er sich, ihm schwindelte ein wenig.

„Die dummen Gedanken,“ murmelte er.

Dann schob er den Stuhl unter den Tisch und ließ die Rose auf dem Tische liegen.

Nach ein paar Schritten kehrte er aber doch wieder um. Ihm war der Gedanke gekommen, die Blume seiner Mutter mitzunehmen.

Als er dann ging, drückte er die Rose vors Gesicht, und während die Geigen und Trompeten jauchzten und schmetterten: „Erlösung ward der Welt zu teil,“ waren seine Lippen von einem glücklichen Lächeln umspielt und flüsterten zwei Worte: „Liebe Mutter!“

Fritz Erdmann.



Das Franz Hals-Denkmal in Haarlem.

Mit der Errichtung des Franz Hals-Denkmals hat die Stadt Haarlem eine Ehrenschuld an ihren größten Sohn abgetragen. Der Meister ist zwar nicht in dieser Stadt geboren, sondern in Antwerpen oder Mecheln, aber er hat sein ganzes Leben von früher Jugend an in Haarlem zugebracht. Bekanntlich hat ihn die spätere Zeit zum argen Zecher gestempelt, doch scheint es damit nicht so schlimm gewesen zu sein, denn sonst wäre er nicht Obmann der Lukasgilde gewesen und hätte auch keine städtischen Ehrenämter bekleiden können. Im Gegensatz zu andern großen holländischen Meistern sind seine meisten Gemälde, und darunter die schönsten, seinem Vaterlande erhalten geblieben, wenn sich auch in verschiedenen Museen des Auslandes eine erkleckliche Anzahl seiner Bilder befindet. Außer Porträts hat Franz Hals, wie fast alle großen Meister des siebzehnten Jahrhunderts, Regentenstücke und Schützenmahlzeiten gemalt; die bedeutendsten hängen im Rathause von Haarlem, und im Hofje von Berenstein, einer Zufluchtsstätte für alte, unbemittelte Einwohner Haarlems. Den Akt der Enthüllung nahm die Königin Wilhelmine selbst vor, worauf sie einige Worte an die Anwesenden richtete und ihrer Freude darüber Ausdruck gab, einem der größten Söhne der Niederlande ihre Huldigung darbringen zu können. Dann trat der deutsche Gesandte Graf Pourtalès hervor und legte im Auftrag des Deutschen Kaisers am Fuße des Denkmals einen Lorbeerkranz mit den deutschen Farben nieder; auf der Schleife standen die Worte: „Der Deutsche Kaiser dem Andenken von Franz Hals.“ Das Denkmal, ein Werk des jungen Bildhauers Scholz aus Amsterdam, stellt den Künstler in stehender Haltung dar; das rechte Bein streckt sich vor; die einen Pinsel haltende rechte Hand ruht auf einem Gestell mit einer Skizzenmappe, worüber der Mantel des Künstlers hängt.



Selbstporträt von Franz Hals

Die Klausenstrasse.

Zu Anfang Juli wurde die neue Klausenstraße als die vierzehnte unter den schweizerischen Alpenpoststraßen dem Verkehr übergeben. Von Linthal (Glarus) nach Altdorf (Uri) führend und hier in die Gotthardstraße einmündend, schafft sie eine direkte Verbindung zwischen dem Reußthale und dem Thale der Linth, welche auch von militärischer Bedeutung ist. Was einen Vorzug der neuen Straße in touristischer Hinsicht ausmacht, ist die dem Wanderer mühelos sich erschließende Schönheit der Hochgebirgswelt, zu der er ganz nahe herangeführt wird.

Die Länge der Klausenstraße, die zum Teil dem alten Paßwege folgt, beträgt rund 46,5 Kilometer. In der Mitte, ungefähr auf 1952 Meter über dem Meere, liegt die Paßscheide. Von Linthal aus, der Endstation der Bahnstrecke Glarus-Linthal, und dem letzten Orte des Thales, welches durch das Felsmassiv des schneebestäubten Selbsanft seinen Abschluß erhält, zieht sich die Klausenstraße in langgeschlungenen Windungen durch das Mattengelände der Fruttberge rechts aufwärts, nachdem sie schon bald bei Beginn das Felsgestein in Galerien durchbrochen hat, von denen aus sich prächtige Blicke in das Linthal bieten. Links der Straße, den bewaldeten Bergkamm entlangfließend, stürzt der Fatschbach in tosenden, schäumenden Fällen zu Thal, die weiß aufblitzen im Sonnenschein, während nach dem Verlassen der Fruttberge rechts die grauen Zackenwände der schroffen Marenberge über der Straße sich zu erheben



Das Franz Hals-Denkmal in Haarlem.

beginnen, die mit ihren bastionenartig vorgelagerten Felsterrassen und Schutthalden sich bis zur Paßhöhe hinziehen. Sie bilden die eine, wie der dunkelgrüne Wängiswald gegenüber die andre Schutzwand der größten und schönsten Alp der Schweiz, des Urnerbodens (1389 Meter über dem Meere), durch dessen grünen Weidegrund der ganzen Länge nach das weiße Band der Straße sich mitten hindurchzieht. Zerstreute Gruppen von Alphütten, einige Wirtshäuser und eine Kapelle geben Zeugnis von der Besiedelung dieser uralten Stätte der Alpwirtschaft, die schon 1196 urkundlich als solche erscheint und bis auf den heutigen Tag alljährlich der „Sömmerung“ der Herden dient. Weiße Firnen schimmern schon in den Urnerboden herein, den die Straße erst nach anderthalb Stunden ebenen Laufes verläßt, um sich die Paßhöhe hinanzuwinden. Fast scheint es, als wollten die Straßenkehren bei Vorfrutt, die wildeste und vielleicht auch schönste Partie der Straße, den Wanderer mitten in die Gletscherwelt hineinführen, aber sie geleiten ihn nur bis zu deren Grenze. Im Halbkreis rundet sich der steil abfallende Felsenkessel der „Klus“, an dessen Wänden silberstrahlige Gletscherwasser in die verborgene Tiefe herniederstürzen, darüber reckt und breitet sich der Koloß des Claridenstocks im Schimmer seiner glänzenden Schneefelder und leuchtenden Eisgrate. Von einer Windung der Straße aus richtet sich der Blick noch einmal zurück über das friedliche Grün des Urnerbodens bis weit hinaus zu dem Karpfstock und den glarnerischen Freibergen, die, Spitze an Spitze



Die Klausenstrasse: Strassenkehre bei Vorfrutt.

gereiht, das Bild abschließen; dann geht es über Schnee, der im Juni noch oft zwei Meter hoch die Straße deckt, zur Paßscheide. Die Höhe ist erreicht. Freudig überfliegt das Auge das Gebiet des ewigen Schnees und Eises, den Glaridenfirn, den Griesgletscher, den Kammlistock, das Scheerhorn und andre, die ihre Silberschilde herüberblinken lassen. Durch Karrenfelder, spärlich mit bräunlicher Grasnarbe bedeckt, gleitet anfänglich die Straße wieder abwärts. Jenseits über der Thalschlucht zeigt sich die jäh abfallende Balmwand, an welcher der alte Klausenweg hinführt; unter dröhnendem Getöse, das zur Straße herüberschallt, stürzt der Stäubifall in wallenden Schleiern hernieder, hellschimmernd eilen in den Runsen des Bergwaldes Wasser um Wasser ins Thal. Jetzt tauchen aus dem grünen Wiesensammet der Tiefe die Häuser des Weilers Aesch, weiterhin das Dorf Unterschächen mit seinem Hügelkirchlein auf, und ganz draußen erhebt sich als gewaltig abschließender Prospekt, in Blau getaucht, der Urirotstock und Gitschen, wo über der Straße des Schächenthales Wächterin, die Schächenthaler Windgälle, sichtbar wird. Bevor sich die Straße ganz ins Thal hinabsenkt, eröffnet sich über Unterschächen noch ein entzückender Einblick seitwärts in das Brunnithal, aus dem gigantisch die Massen des Großen Ruchen und der Großen Windgälle sich emporheben. Nachdem sie bei Unterschächen die Thalsohle erreicht, eilt die Straße dann durch das Thal des Schächen, der sie rauschend begleitet, über Spiringen und Bürglen, Wilhelm Tells Heimatort, hinaus, Altdorf zu.

Fünf Jahre nahm der Bau der Straße in Anspruch, manche Schwierigkeit dem Techniker bietend. Zum Schutze vor Lawinen mußte der Straßenzug öfters in die Felshänge eingeschnitten, einige Male auch in Galerien durchgeführt werden. Mannigfach waren Wasserdurchlässe, Stützmauern, Straßensicherungen anzubringen. Die langgezogenen, das Gefälle vermindernden Kehren waren durch die Rücksicht auf die Verwendbarkeit der Straße als Militärstraße geboten. Die Baukosten überschritten um ein Erkleckliches den Voranschlag und beliefen sich auf 4140000 Franken, wozu der Bund 3578000 Franken beitrug, während der Rest von den Kantonen Glarus und Uri aufgebracht wurde. Wohl führt manche der schweizerischen Alpenstraßen höher empor, allein kaum eine bietet einen solchen Wechsel in alpinen Bildern, in welchen die Erhabenheit der Firnenwelt und die Lieblichkeit der Alpenlandschaft in gleicher Weise sich darbietet, wie die neue Kunststraße über den Klausen.

W. Bolja.



Die Klausenstrasse: Partie bei den Märenbergen.



Der Herr von Mezőkut.

Erzählung

von

Eugen Probst.

I.

Mein Freund Augustin Baráth, dessen Großvater noch den deutschen Namen Gutfreund trug, war, als ich ihn kennen lernte, ein kleiner Beamter in der königlichen Komitatskanzlei und mit dem Gedanken vertraut geworden, es bis an sein Lebensende zu bleiben, obgleich er ein trübseliges Dasein fristete, das aus dem ursprünglich harmlos und heiter veranlagten Mann einen schwermütigen und frühalternden Gesellen gemacht hatte. Sein Kanzleivorstand, ein vielfach verpflichteter Herr, ließ seine ersten Beamten, zumeist arme Edelleute, denen eine mächtige Protektion zu gute kam, so wenig thun, als sie nur wollten, und hielt sich dafür mit all seinem beständigen Amtsverdruß an dem armen Baráth, der sich rastlos abmühte, um einer Aufgabe gerecht zu werden, zu welcher er doch nicht geboren, sondern nur durch die Sorge um des Tages Notdurft verurteilt worden war.

Sein Leben verlief daher traurig und aussichtslos, und er genoß kaum mehr davon, als die Freude an dem Paar Singvögel, die er sich in der kleinen Wohnstube hielt, und die Gedanken, die er sich zu machen liebte, wenn jene in der mageren Epheulaube, wo ihr Käfig stand, zwitscherten und er müde seine Pfeife rauchte. Es waren fast immer dieselben Gedanken. Er grübelte über den tags hindurch erlittenen Verdruß, fragte sich, was wohl in seiner Jugend aus ihm hätte werden können, wenn dies und das so und nicht anders gekommen wäre, stellte sich vor, wie gut es ein Soldat, ein Bauer, ein geringer Krämer im Vergleiche zu ihm habe, wie der eine seiner Jugendfreunde in der Hauptstadt, der andre in Amerika, der dritte in Rußland sein Glück gemacht, während er selbst, von ihnen allen vergessen, sich in der Heimat als armseliger Schreiber forthelfen mußte.

Zuweilen überkam ihn bei dergleichen Betrachtungen der Wunsch, nicht zwecklos zu trauern und lieber ein wenig hinauszugehen unter die Leute, in eine Weinschenke, wo Zigeuner musizierten, oder auf die Promenade, wo es sorglose Menschen zu sehen gab. Dann klopfte er wohl seine Pfeife aus, zog seinen guten Rock an und machte sich auf den Weg. Aber nur selten führte er sein Vorhaben wirklich durch. Gewöhnlich wanderte er nach kurzem Besinnen aus der Stadt, das verlassene Flußufer entlang, in weitem Bogen über die unabsehbaren Felder, bis er wieder zu Hause ankam, wo er sich mit dem Gedanken tröstete, daß ihm der Gang ins Freie gesund gewesen und er sein Geld dabei gespart habe.

So mochte er etwa vierzig Jahre alt geworden sein, als plötzlich ein Verwandter seiner Mutter, an den er im Leben kaum jemals gedacht hatte, starb und ihm ein kleines, südlich von der Stadt gelegenes Heidegut als Erbschaft hinterließ.

Lange Zeit konnte es der stille Mann gar nicht glauben, daß ihm solches Glück widerfahren sei, und er befragte mehr als einen Rechtskundigen, ob denn die Sache wirklich ihre Richtigkeit habe. Als dies aber zweifellos feststand, glich nichts dem Gefühle der Dankbarkeit und Freude, das er empfand. Sogleich gedachte er auch den Schauplatz seiner Leiden nicht zu verlassen, ohne sich für alle erlittene Unbill auf irgend eine Art gerächt zu haben. Allein am entscheidenden Tage begnügte er sich doch mit einem ruhigen, feierlichen Abschied. Erst als er vor dem Thore des gelblich getünchten Gebäudes wieder angelangt war, zog er den Hut, nickte mehrmals mit dem Kopfe und sprach: „Leb also wohl, du altes Fegefeuer! Wie dank' ich Gott, daß es so gekommen ist!“ Dann blickte er noch einmal nach dem Fenster seiner Kanzlei empor, wo sich das rostige Windrädchen, wie all die Jahre her, schnarrend im Kreise drehte, umspannte rüstig seinen neuen Spazierstock und ging hinweg.

Die ererbte Besitzung hieß Mezőkut, auf deutsch Heidebrunnen, und war mit einem guten Gespann in etwa zwei Stunden erreichbar. Eine alte, stellenweise geborstene Bretterplanke umzog das mäßig große Gebiet, aus dem weithin sichtbar der schlanke Balken des Ziehbrunnens hervorragte. Vereinigt unter einem brüchigen Schindeldache, befanden sich

zunächst der Einfahrt der Stall für zwei Pferde und eine Kuh, ein Kofen für zwei Dutzend Schweine, Raum für zahlreiches Geflügel und endlich die Lehmhütte, in welcher ein alter Knecht Namens Joska, der einer Testamentsbestimmung gemäß auf dem Gute zu verbleiben hatte, mit seinem Weibe Panna wohnte.

Tiefer in der Besitzung erhob sich das Herrenhaus, ein einfacher Ziegelbau, dem es trotz der bescheidenen Formen an einladender Anmut nicht fehlte. Sechs blanke Fenster und die Thür, zu welcher einige alte Holzstufen emporführten, zierten die Stirnseite. Ueber die weißgetünchte Mauer breitete ein uralter Weinstock seine blätterreichen Reben aus, die, von Latten emporgehalten, oberhalb der Eingangsthür ein Laubdach bildeten. Eine breite Eichenbank, Bottiche, die teils Regenwasser, teils den kostbaren Vorrat von Kieselsand enthielten, mit dem man den Platz vor der Thür alljährlich zu bestreuen pflegte, standen zu beiden Seiten der Treppe; dem Hause gegenüber jedoch erhob sich ein mächtiger Fliederstrauch, der im Frühjahr die Luft mit süßem Wohlgeruch erfüllte.

Die Besitzung galt für eine der fruchtbarsten in der Gegend. Dennoch fand sie Baráty nicht in blühendem Zustande vor. Sein Oheim, ein wohlgelaunter alter Herr, hatte in den letzten Jahren seines Lebens ein wenig lässig gewirtschaftet bei seinem trefflichen Rotwein, den er in Gesellschaft von musizierenden Zigeunern und allerlei fröhlichem Weibsvolk vertrank. Weder an Geld noch an Vieh und Lebensmitteln war irgendwelcher Vorrat zurückgeblieben und nur notdürftig für die Ernte des nächsten Jahres gesorgt.

Baráty aber, an kümmerliches Haushalten gewöhnt, fühlte sich dennoch reich und ließ sich die Dinge keinen Tag verdrießen. Gleich den meisten Bewohnern der Stadt, die mitten im Ackerlande lag, wußte er in den wesentlichen Geschäften der Landwirtschaft Bescheid. Ohne Hast, griff er doch beharrlich zu, scheute keine Mühe und ließ keinen Rat unerwogen. Joska half ihm redlich, und die sorgfältig betreuten Felder lohnten seine Mühe mit jeder Ernte besser. Ueberdies hatte er Glück mit Wetter und Märkten, und nach einigen Jahren war er so weit, daß er die Früchte seiner Arbeit sorglos genießen und sich ein gemächliches Leben gönnen konnte.

In seinem geräumigen Hause bewohnte er damals zwei Stuben, die ihm die alte Panna in Ordnung hielt. Es waren behagliche Gemächer, wo er alles besaß, was er für die Stunden der Ruhe bedurfte: eine Sammlung von Tabakspfeifen, aus welchen er selbstgepflanzten Tabak rauchte, eine alte Geige, auf der er zuweilen zu spielen versuchte, obgleich er den Gebrauch dieses Instrumentes niemals erlernt hatte, und eine Anzahl von leichtfertigen Büchern, die sich im Nachlasse seines Oheims vorgefunden hatten und in welchen er dann und wann mit bedachtsamem Vergnügen las.

Am liebsten aber stand er an schönen Tagen, zur Zeit, wenn das Schicksal der Saaten vom Segen des Himmels abhing, in seinem alten, braunen Röckchen, die Pfeife im Stiefelschaft, den ergrauenden Schnurrbart im rundlichen Gesichte drehend, mitten auf seinem Gebiete umher und blickte nachdenklich über alles hin, was da, von ihm gepflanzt, als sein eigen sproß und gedieh: Weizen und Hafer, ein wenig Mohn und Tabak, viel Wein und Obst, insbesondere aber trefflicher Mais, der in hohen Strünken emporwuchs und das Haupterträgnis des Gutes lieferte.

Wer den kleinen, wohlbeleibten Mann so umherwandeln sah, der hätte ihn, ungeachtet eines leisen Ausdruckes von Schwermut, der in seinen braunen Augen lag und mehr das Ergebnis der Gewohnheit als eines bestimmten Seelenzustandes schien, für einen glücklichen Menschen gehalten. Und das war er wohl auch, nur daß er es mit der Zeit immer seltener empfand.

Er wußte selbst nicht, wie es zuging, aber je mehr er sich dem fünfzigsten Lebensjahre und dem siebenten seiner Freiheit näherte, desto öfter überkam ihn das Gefühl tiefer Vereinsamung, desto seltener konnte er sich des schwermütigen Gedankens erwehren, daß ihm sein Glück zu spät zu teil geworden und ihm nichts mehr bevorstand, als ein einförmiger Weg zum Ende.

Immer häufiger regte sich in seinem Herzen die unbestimmte Sehnsucht nach dem Leben, das Verlangen nach irgend einer Kurzweil oder Freude, welche Abwechslung in den gleichmäßigen Gang seiner Tage bringen könnte.

Allein was sollte er thun?

Meilenweit um ihn herum lag nichts als stilles Land mit dunkeln Wassertümpeln, an welchen die Vogelwelt ihr Wesen trieb. Die Höfe einiger Gutsnachbarn wurden bei klarem Wetter in der Ferne wohl sichtbar. Doch Baráty kannte ihre Bewohner kaum dem Namen nach. Zum Teil waren es erbgesessene Edelleute, denen er als Emporkömmling schwerlich willkommen gewesen wäre, zum Teile huldigten sie kostspieligen Lustbarkeiten, die dem sparsamen Manne nicht anstanden. Von den Vergnügungen der Stadt aber erhielt er selten rechtzeitig Kenntnis, auch waren die wenigsten der Art, die seinem Alter und seinen Neigungen entsprochen hätten, und oft scheute er die Beschwernisse der Fahrt zu einem ungewissen Zwecke.

Was ihm die Unterhaltung mit Joska und Panna daheim zu bieten vermochte, war auch allmählich längst verbraucht. Er kannte alles, was sie ihm von dem fröhlichen Leben und Treiben seines Oheims zu berichten wußten, alle Abenteuer aus Joskas Soldatenzeit, alle Erinnerungen der alten Panna, und oft zog er darum den freudlosen Gesprächen mit ihnen stundenlanges Verweilen auf dem Erdhügel vor, der sich am Ende seines Gutes erhob und unbeschränkten Ausblick auf die Heide gewährte.

Dort gab es aber wenig zu sehen: auf der entlegenen Landstraße ein Reiter oder Gespann, hinter dem der Staub aufging, eine Schafherde, die, von einem Esel angeführt, in großer Entfernung weidete

und sich ausnahm, als zöge eine Scholle der trägen braunen Erde selbst am Himmelsrande dahin, oder ein Storchenpaar, das hoch in den Lüften kreiste und mit einförmigem Geklapper die Stille belebte.

Ein- oder zweimal im Monat raffte er sich auf und fuhr nach einem der benachbarten Dörfer, um dort im Wirtshause ein Glas Wein zu trinken, etliche Neuigkeiten zu erfragen und, wenn er dazu aufgefordert wurde, ein Kartenspiel zu machen. Aber auch das reichte mit der Zeit nicht mehr hin, um ihm Gemüt und Herz über die Dauer einiger Stunden hinaus zu erquicken, und schließlich kam er von solchen Unternehmungen noch freudloser nach Hause, als er ausgefahren war.

II.

Nun geschah es eines Tages im Sommer, daß Baráty in einer der entlegeneren Ortschaften einen Handel abzuschließen hatte und eben um die Zeit eintraf, als von der entgegengesetzten Seite eine wandernde Gauklertruppe mit ihren Wagen herangezogen kam und mitten im Dorfe hielt.

Die Leute waren auf der Durchreise begriffen und beabsichtigten nur kurze Rast zu machen; dennoch versammelten sich alsbald zahlreiche Einwohner des Dorfes voll Schaulust um die Fremdlinge.

Das erweckte auch Barátys Neugierde, und als er nach einer Stunde sein Geschäft besorgt und ein Glas Wein getrunken hatte, ging er gleichfalls hin, um sich den Aufzug zu betrachten.

Ein Teil des Volkes hatte sich mitterweile wieder verlaufen, denn es gab nicht sonderlich viel zu sehen. In mäßigen Abständen voneinander hielten in der Nähe der öffentlichen Tränke drei oder vier brüchige, nach Art der Eisenbahnwagen gebaute Fuhrwerke. Die Pferde waren teilweise losgeschirrt, ein paar wettergebräunte Männer richteten ihnen das Futter zu, andre schlenderten zwischen dem nahen Wirtshause und der Wagenburg einher; im Schatten eines Karrens aber teilten drei oder vier ältliche Weiber ein Stück Käse und eine Flasche Branntwein unter sich, während etliche zerlumpte Kinder sich bettelnd unter den Zuschauern umhertrieben.

Eine Weile ging Baráty auf und ab, und nachdem er sich dies und das besehen, gelangte er an die entgegengesetzte Seite der Fuhrwerke, die er von Zuschauern fast ganz verlassen fand. Eben wollte er deshalb wieder umkehren, als ihn plötzlich ein Anblick fesselte.

Vor einem der letzten Wagen nämlich hielt eine Gruppe von jungen Männern des Dorfes, die sich angelegentlich mit einem schönen, schwarzäugigen Frauenzimmer zu unterhalten schienen, das innerhalb des Fuhrwerkes gelassen an einem der geöffneten Fensterchen saß.

Es war ein noch junges Mädchen von feinen, wohlgeformten Gesichtszügen, und da Baráty nie andre als geschminkte und wüst aussehende Weiber in solchen Stätten hatte hausen sehen, blieb er verwundert stehen und dachte sich: ‚Sieh einmal, wie kommt die da her?‘

Neugierig, zu erfahren, in welchem Tone sich die Unterhaltung bewegen mochte, trat er alsbald ein wenig näher hinzu, doch das Stimmengewirr in der ganzen Umgebung war so groß, daß er nicht viel mehr vernehmen konnte, als einige unzusammenhängende Worte. Allzu weites Vorgehen schien ihm aber nicht passend, und so blieb er endlich wieder stehen, um sich für das, was er nicht hören konnte, durch angelegentliches Schauen schadlos zu halten.

Dem Mädchen schien an dem Geplauder ihrer Verehrer nicht sonderlich viel gelegen. Von Zeit zu Zeit führte sie mit anmutiger Gebärde ein Sträußchen frischer Feldblumen vor das Angesicht, wobei ihre dunkeln Augen schnell über die Versammlung hinglitten. Sprach sie jedoch ein Wort, so erscholl beifälliges Gelächter unter den Burschen.

Plötzlich blieb ihr Blick aufmerksam auf Baráty gerichtet, der, mit der schweren silbernen Uhrkette an der Weste, den stattlichen Spazierstock vor sich hin gestützt, regungslos auf einem Platze stand. Ihr ernstes Gesicht erheiterte sich ein wenig; während sie ihn von Kopf bis zu Fuß musterte, belebte sich ihre Haltung und zusehends auch ihre Teilnahme an den Scherzen und Bemerkungen ihrer Gesellschaft.

Alsbald teilte sich ihre Laune dem Kreise mit. Die Stimmen wurden lauter, die Bewegungen lebhafter, bis endlich einer der jungen Leute hervortrat und mit flehender Gebärde die Hand zu dem Fensterchen erhob, als heische er eine Gabe.

Eine Weile verharrte das Mädchen nachdenklich und nestelte still an ihrem Blumenstrauß. Plötzlich wand sie, leise lächelnd, eine blutrote Nelke los und warf sie gleich darauf mit sicherer Handbewegung so von sich, daß sie in weitem Bogen über die Köpfe ihrer Bewunderer hinwegflog und knapp zu Barátys Füßen liegen blieb.

Das kam diesem unerwartet. Im ersten Augenblicke dachte er an eine Ungeschicklichkeit und wollte sich schon in seiner gutmütigen Art nach der Blume bücken. Doch plötzlich besann er sich und hielt inne. Schon kamen auch die jungen Leute herangestürmt, um die zarte Gabe aufzuraffen. Er warf einen Blick auf das Mädchen, und jetzt wich er betroffen zurück, denn deutlich konnte er sehen, wie sie sich anschickte, ihm einen Gruß zuzunicken, um in dem Augenblicke, da sie seine Zurückhaltung bemerkte, langsam zu erröten und mit einem Ausdruck unmutigen Spottes in den Mienen aufzulachen.

Baráty jedoch, überzeugt, daß alle Welt diesen Vorgang wahrgenommen haben mußte, fühlte sich derart in Verwirrung versetzt, daß er unverweilt vom Platze ging. Ohne sich umzusehen, begab er sich nach seinem Gasthof, wo Joska indessen die Pferde bereit gehalten hatte, bestieg seinen Wagen und fuhr in scharfem Trabe aus dem Dorfe hinweg.

Auf dem ganzen Heimwege beschäftigte ihn das peinliche Erlebnis in der verdrießlichsten Weise, und als er am späten Mittag zu Hause ankam, befand er sich in dem seltsamsten Zustande.

Das bereitgehaltene Mahl wollte ihm nicht schmecken; selbst der Wein, von dem ihm, wie

gewöhnlich, wenn er den Vormittag außer Haus verbrachte, eine volle Flasche aufgetischt war, berührte er kaum, vielmehr stopfte er sich eine Meerschaumpfeife, ergriff nach einer Weile in der Zerstreutheit eine zweite, füllte auch diese, da er sie leer fand, und nachdem er sie notdürftig angezündet hatte, ging er mit unsteten Gedanken in seiner Stube auf und ab.

Baráty hatte in seinem Leben mit den Frauen wenig Glück gehabt. In der Jugend scheu und blöde, pflegte er die Gesellschaft des schönen Geschlechtes, so sehr es ihn auch anzog, allezeit zu fliehen. Unfähig, den rechten Ton des Umganges zu treffen, fühlte er sich in solchem Kreise bedrängt und verwirrt und setzte seine Hoffnung immer auf die Zeit, in der ihn eine gefestigte Lebensstellung zu zuversichtlicherem Auftreten berechtigen würde. Als er jedoch nach mancherlei Mühe ein kleines Amt erlangt hatte, mußte er zu sehr darauf bedacht sein, mit seinen kümmerlichen Einnahmen das Auskommen zu finden, als daß er es, gleich andern, für rätlich befunden hätte, den Besitz eines Weibes zu erstreben. Denn es schien ihm unzweifelhaft, daß er zu diesem Zwecke ein Ehebündnis eingehen mußte. Manchen Mann seines Standes hatte er aber kennen gelernt, der den Weibern und Mädchen so lange nachgestellt, bis er, ohne zu merken, wie es zuging, zu einer Ehefrau gekommen war, um es nachträglich zu bereuen. In den meisten Fällen stellten sich bald Kinder ein, mit ihnen Not und Schulden, Zank und Hader, jene trost- und friedlose Armut, vor der er sich jederzeit entsetzte wie vor unheilbarem Siechtum; viele erlebten Undank und Untreue von der Frau, nicht wenige beneideten ihn um seine Unabhängigkeit, und so wandelte Baráty allmählich der Glaube an, daß sein vermeintlicher böser Stern eigentlich ein guter gewesen und das Schicksal es wohl mit ihm gemeint haben mochte.

Oft pflegte er darum, wenn die Rede auf die Sorgen und Lasten des Ehestandes kam, sein Junggesellentum als Ergebnis der Klugheit hinzustellen und sich überhaupt als ein Frauenkenner und Weiberfeind zu geben. Namentlich die Ueberzeugung, daß sich der Sinn der Weiber allzeit weniger auf Liebe als auf Versorgung richte, erfüllte ihn mit gründlichem Mißtrauen, und wenn er sich trotzdem der Macht ihrer Reize nicht immer zu erwehren vermochte und auf einsamen Spaziergängen manch einmal stehen blieb, um einer schönen Erscheinung mit den Blicken zu folgen, wurden seine Wünsche mit den Jahren doch immer schwächer und flüchtiger und hörten auf, ihn zu beschäftigen, als ihm durch die Erbschaft des Gutes ein reichlicher Ersatz für alles geboten schien, woran ihn sein vergangenes Leben hatte Mangel leiden lassen.

Und nun mußte ihm ein so merkwürdiges Erlebnis widerfahren.

Er war nicht eitel genug, um das Betragen der fahrenden Schönen dem Wohlgefallen an seiner Person zuzuschreiben, und zweifelte nicht, daß er ihr inmitten des versammelten Bauernvolkes bloß durch sein Ansehen, durch seine Kleidung, die den wohlhabenden Gutsbesitzer verraten mochte, aufgefallen sei. Aber eben dies war es, was ihn mit seltsamer Unruhe erfüllte.

Plötzlich stellte er die Pfeife weg und begab sich in die anstoßende Stube, wo an der Wand, oberhalb des Ruhebettes, ein feines Schabkunstblatt in verblaßtem Goldrahmen hing.

Es stellte die sitzende Gestalt einer schönen jugendlichen Frau dar, deren Antlitz sich dem Beschauer mit forschender Neugier zuwendete. Der üppige Faltenwurf des Gewandes, die zierliche Lage der Hände, die niedlichen Ohren, die gleichsam einer beginnenden Tanzmusik lauschten, und insbesondere die schönen, unergründlichen Augen, in denen sich eine Welt von galanter Erfahrung und überlegener Heiterkeit spiegelte, hatten Baráty in der ersten Zeit seines Aufenthaltes auf dem Gute oft genug beschäftigt. Denn obgleich er von der Herkunft des Bildes nicht viel mehr wußte, als daß es sein Oheim einst aus Wien mitgebracht, hatte er doch nie gezweifelt, daß es ein Weib vorstelle, welches der in Gott ruhende Mann geliebt, ohne darum irgend welchen Schaden zu leiden, außer etwa an Hab und Gut. Der Selige wußte die Freuden dieser Welt in vollen Zügen zu genießen, ohne daß es ihm je eingefallen wäre, den Besitz eines Weibes mit der Ehe, mit lebenslänglicher Verpflichtung und Abhängigkeit zu erkaufen. Und doch wurden die unglaublichsten Dinge von seinem Glücke bei Frauen erzählt.

Woher mochte ihm das gekommen sein? hatte sich Baráty oft gedacht. So viel er wußte, war der Verstorbene ein einfacher Mann gewesen wie er selbst, nicht schön, nach Pannas Behauptung an Wuchs und an Bildung des Angesichtes ihm sogar auffallend ähnlich. Es mußten also beneidenswerte Güter andrer Art ihm zum Erfolge verholfen haben: Eigenschaften des Geistes und Herzens, angeborene und erworbene Leichtigkeit im geselligen Verkehr, viel Kenntnis der weiblichen Gemütsart, viel Erfahrung in allen Künsten der Galanterie, lauter Fähigkeiten, deren Mangel sich Baráty oft genug eingestanden.

Dennoch wollte es ihm, während er jetzt nachdenklich vor sich hin blickte, scheinen, als hätte er diese Güter all die Zeit her überschätzt.

‚Siehe,‘ sagte er sich, ‚wie oft bist du als armer Schreiber deines Weges gegangen, und keine hat auf dich geachtet, so jung du auch warst! Und jetzt — über alle Köpfe hinweg kommt dir ein herausfordernder Gruß in deinen alten Tagen! Freilich, die ihn sandte, war vielleicht eine solche: heute diesen, morgen jenen, aber es hätte auch können eine andre sein, denn sonstwie wäre möglich, was man hört und liest im Leben jeden Tag?‘ Er dachte an die leichtfertigen Geschichten, die er in den Büchern seines Oheims vorgefunden, an die Gerüchte, die von dem Leben und Treiben der meisten seiner Gutsnachbarn umgingen, an das junge Weib eines seiner Amtskollegen, die das Haus verlassen hatte, weil der Gatte nicht in der Lage gewesen, ein Paar Ohrgehänge zu kaufen, die ihr über alles in der Welt wohlgefielen. ‚Und so sind sie alle,‘ dachte er sich, ‚oft genug hast du das selbst behauptet, oft genug!

Leichtsinnig sind die meisten, gern horcht manche auf den Klang des Goldes, die taub ist für die Schwüre eines armen Teufels; und viele ziehen der Ehe mit einem ehrlichen Hungerleider die Freundschaft mit jedem vor, der geben kann, was ihr Herz begehrt! Und man braucht sie nicht lange zu suchen, sie sehen selbst gelegentlich nach dem Rechten aus; wenig weiß der von der Welt, der daran zweifelt, wenig!‘

Wunderliche Empfindungen und Gedanken begannen ihm das Herz zu bewegen. Bald fühlte er Verdruß über die Blödigkeit seiner Jugend, bald Reue über die ängstliche Enthaltsamkeit seiner Mannesjahre, und während ihn die Vorstellung eines Glückes, das er nie genossen, wie einst in jungen Tagen umgaukelte, ergriff ihn tiefe Wehmut über sein Alter und das sehnlichste Verlangen, sein Leben nicht in der trostlosen Einsamkeit beschließen zu müssen, die ihn umfing.

Nun glaubte er auch die Quelle seiner Freudlosigkeit darin zu erkennen, daß er ungeachtet seines Wohlstandes immer noch als der armselige, schüchterne Schreiber lebte und empfand, der er einst gewesen.

„Längst wäre dein Leben ein andres,“ sagte er sich, „wenn du wolltest!“

Ja, wenn er des Mannes gedachte, dem er seinen Wohlstand verdankte, hatte er die Empfindung, als ob dieser wohl lachen und spotten würde über den Gebrauch, den er von seiner Erbschaft gemacht. ‚Einsam sitzest du hier,‘ meinte er, ‚und sparst Kreuzer um Kreuzer, ohne zu wissen wozu. Wer hätte nicht recht, wenn er dich einen Thoren nennt? Draußen vergeudet das Glück seine Gaben an jeden, der sich hinzudrängt, warum thust du es nicht auch?‘ Es schien ihm mit keinem Wagnis verbunden, und so faßte er endlich den Entschluß, das Schicksal auf die Probe zu stellen und zu versuchen, ob es ihm einmal wirklich vergönnen würde, woran es ihn heute auf so unerwartete Weise gemahnt.

III.

Nach mancherlei Erwägungen, wohin er sich zu diesem Zwecke wenden solle, entschied er sich für die benachbarte Stadt, den Schauplatz seiner Jugend. Wirklich erfreute sie sich in der ganzen Gegend des lebhaftesten Verkehrs. Insbesondere während der Wochenmärkte wimmelte es auf dem grob gepflasterten, von niedrigen Häusern umstellten Hauptplatz von Völkerschaften aller Art, die das weite Tiefland in solcher Mannigfaltigkeit bewohnten, daß man kaum durch fünf Dörfer fahren konnte, ohne ebensoviel Sprachgebiete zu berühren. Ein buntes Gewirr von Menschen entstand also an solchen Tagen, die nicht allein dem Austausche von Waren, sondern auch dem Genuß und Vergnügen gewidmet wurden.

Dies alles bedachte Baráty reiflich, und eines Tages zog er seine besten Kleider an, setzte das runde Hütchen mit der Reiherfeder auf den Kopf, ließ seine mageren Pferde anspannen und fuhr, nachdem er Panna Haus und Hof empfohlen hatte, hinweg.

Sein Gemüt war unruhig, denn es war ihm nicht ganz klar, wie er seine Sache eigentlich ins Werk zu setzen habe, und schwerlich hätte er seine Pferde so unverdrossen vorwärts getrieben, als er that, wenn er nicht von dem Glauben erfüllt gewesen wäre, daß er schließlich den schwersten Teil seiner Aufgabe dem Scharfblick und der zweifelhaften Tugend der Weiber überlassen dürfe.

Gegen zehn Uhr vormittags kam er an, stieg an der Ecke des Marktplatzes, hinter der Kirche, ab, schickte Joska mit Wagen und Pferden nach dem Gasthof, in dem er gewöhnlich abzusteigen pflegte, und begab sich dann langsam in das Gedränge der Menschen.

Eine Weile ging er planlos umher, erkundigte sich aus Gewohnheit nach dem Preis der verschiedenen Feldfrüchte, achtete scheinbar auf eine Schaubude oder auf Gebärden und Geschrei eines Quacksalbers, bis er allmählich einer Gegend näher kam, wo sich das Stimmengewirr des Marktes in hoher Tonlage hielt und die Weiber um Putzwarenkrämer und Gemüsevorräte versammelt waren. Hier stellte er sich, so gut es im Gedränge gehen wollte, irgendwo auf, und da er sich von Beklommenheit nicht frei fühlte, that er zerstreut und nachdenklich. Dabei ließ er sich doch keine der langzöpfigen Ungarinnen, der im bunten Ledermieder einherschreitenden Rumäninnen, der rotwangigen Schwäbinnen und mit blanken Zähnen lächelnden Zigeunerinnen, die an ihm vorbeikamen, entgehen. Ab und zu wagte er es auch, den mit ihren Mägden vorübereilenden Städterinnen unter die Hüte und Kopftücher oder noch lieber hinter ihnen drein nach Gangart und Gestalt zu schielen.

Mehr glaubte er nicht thun zu können. ‚Denn,‘ meinte er, ‚machen läßt sich so etwas nicht; es muß an einen herankommen wie der Zufall!‘

So schwand ihm der Tag ohne irgendwelches Abenteuer dahin. Was er jedoch erlebt und gesehen, gefiel ihm so wohl, daß er es fortan nicht versäumte, wieder zu kommen. Da aber sein Verhalten das gleiche blieb wie am ersten Tag, erzielte er keinen besseren Erfolg.

Er wäre nicht eben schwer zu beglücken gewesen, denn jede Weile erspähte er ein Angesicht, das ihm wohlgefiel, aber keines lächelte ihm verständlich genug zu, und doch glaubte er irgend ein Zeichen abwarten zu müssen, ehe er eine Annäherung versuchte, denn er konnte sich nicht vorstellen, wie er dergleichen auf die Gefahr hin wagen sollte, sich in der Person zu irren und auf offener Straße einen Skandal zu erregen. Seinem Wesen war jegliche Frechheit fremd, seine Zaghaftigkeit und Bescheidenheit vielmehr so groß, daß er es meistens gar nicht über sich brachte, dem unbefangenen Blicke eines schönen Weibes dreist zu begegnen.

Endlich sah er doch ein, daß er mit so geduldigem Zuwarten schwerlich jemals ans Ziel gelangen und ihm nichts übrig bleiben dürfte, als mit der nötigen Vorsicht gelegentlich etwas zu wagen.

Thatsächlich begann er nach und nach ein und das andre Frauenzimmer anzusprechen, und da er einem behäbigen Biedermanne gleichsah, standen ihm

auch die meisten Rede. Weil er aber die Gelegenheit nie wahrzunehmen wußte, fand er nirgends eine Spur von Bereitwilligkeit, seinen abenteuerlichen Wünschen entgegenzukommen. Selbst wo ihm ein munterer Blick, eine heitere Miene glücklichen Erfolg zu verheißen schien, vermochte er diesen doch nicht herbeizuführen. In übergroßer Schüchternheit befleißigte er sich stets der größten Vorsicht und Zurückhaltung, der weitschweifigsten und nichtssagendsten Redensarten, so daß er nach einiger Zeit kurzweg stehen gelassen wurde, wenn man sich nicht befremdet oder mit heimlichem Kichern von ihm wandte.

Kurz, er erreichte nicht mehr, als daß er anfing, eine bekannte Marktfigur zu werden, an der sich der Witz und Spott des schalkhaften Volkes übte.

„Nun," sagte er sich, „schwerer ist das alles, als du dir's gedacht!" Fast zwei Monate hatte er auf dem verfänglichen Pfade zugebracht, und schon nahte die Erntezeit, die seine ununterbrochene Anwesenheit auf dem Gute erforderte. Er fühlte sich entmutigt, grübelte häufiger über die Ursache seines Mißerfolges und glaubte sie endlich allein seiner übertriebenen Schüchternheit zuschreiben zu müssen.

„Es ist so!" rief er aus, „vor jeder hast du gethan, als wäre sie eine Heilige, und so wundert sich die eine über dich alten Narren und die andre lacht."

Allein statt seine Hoffnung noch einmal zu beleben, stimmte ihn diese Erkenntnis vollends kleinlaut. Er wußte wohl, daß es eines ganz besonderen Zusammentreffens von glücklichen Umständen bedürfe, um ihm jene Unbefangenheit des Gemütes, jene Beweglichkeit der Rede zu ermöglichen, die allein zu einem Erfolge führen konnte, und wenn überhaupt, so glaubte er doch in der kurzen Spanne Zeit, die ihm noch vergönnt war, auf dergleichen Glücksfälle nicht mehr rechnen zu dürfen.

IV.

So saß er eines Tages verdrossen in seinem Gasthof, bereute die verlorene Zeit und alle Versäumnisse, deren er sich anklagte, als von ungefähr einige ihm bekannte Fruchthändler eintraten und an seinem Tische Platz nahmen. Die Begegnung war ihm nicht unlieb, denn es waren Leute, die viel im Lande umherzogen, und ihn verlangte, etwas zu hören, was ihn seinem unfruchtbaren Sinnen entziehen konnte. Das sollte ihm denn auch zu teil werden. Bald kam eine lebhafte Unterhaltung zu stande. Man sprach über die Hungersnot in Rußland, über das Leben in den Seebädern, über die Größe des Vaterlandes. Unterschiedliche Wein- und Tabakssorten, die versucht wurden, erhöhten das gemeinsame Behagen, und als Baráty endlich erquickt und erleichterten Gemütes aufbrach, war die übliche Stunde der Heimkehr längst vorüber.

Langsam lenkte er seine Pferde aus dem Thorweg und gedachte eine rasche Fahrt über das abendliche Land zu machen.

Noch war er aber nicht bis zur Mitte des bereits menschenleeren Platzes gelangt, als er plötzlich an dem steinernen Geländer der alten Dreifaltigkeitssäule, die sich dort mit verblichener Strahlenkrone erhob, ein junges Mädchen erblickte, das ernst und nachdenklich an der Brüstung lehnte.

Sowohl die Anmut ihrer Erscheinung als auch ihre gänzliche Vereinsamung fielen ihm auf, und während er sie beharrlich ansah, erschien ihm diese unverhoffte Begegnung fast wie ein Geheiß des Schicksals, hier sein Glück noch einmal zu versuchen oder für immer darauf zu verzichten.

Eine flüchtige Rundschau überzeugte ihn, daß von dem entlegenen Bürgersteige kaum ein Blick bis hierher dringen konnte, und so hielt er, zur Stelle gekommen, mit einem Male die Pferde an und stieg langsam vom Wagen.

Er wußte keinerlei Vorwand, um ein Gespräch zu beginnen. Dennoch ging er klopfenden Herzens unverweilt auf die Schöne zu, die seinen Bewegungen mit befremdetem Blicke folgte.

Sie hatte einen großen, schweren Korb vor sich stehen, und alsbald steckte Baráty den Kopf in denselben, in der Hoffnung, daß ihm der Inhalt Anlaß zu irgend einer Bemerkung darbieten werde. Da er jedoch nichts vorfand als eine Anzahl kleinerer Körbe, suchte er durch den Geruch zu ergründen, was diese enthalten haben mochten.

Als er sich endlich mit gerötetem Angesichte emporrichtete, um seine Wahrnehmung kundzugeben, überraschte ihn in den Mienen des Mädchens ein Ausdruck, der ihn so unmittelbar an das Frauenbildnis in seiner Stube erinnerte, daß ihm das Wort versagte. Es war dasselbe halb verführerische, halb spöttische Lächeln, dasselbe Spiel erratender und freier Ueberlegenheit, nur daß all dem ein seltsam schwermütiger Zug zu Grunde lag, der jetzt aber leise schwand.

„Sage," begann Baráty endlich, „was willst du noch so spät verkaufen, wo niemand mehr geht?"

„Verkaufen?" versetzte sie, „ebenso könnte man den Herrn fragen, was er noch kaufen will?"

„Nichts," erwiderte Baráty. „Ich habe mir nur gedacht, was du hier thun magst. Mir ist gewesen, als hätte ich dich schon irgend einmal gesehen, weiß Gott wo, vielleicht hier auf dem Markt."

Das Mädchen sah ihn aufmerksam an und meinte: „Es kann sein; ich kenne den Herrn nicht."

Auf diese Art entspann sich ein ruhiges Gespräch, wobei Baráty bald zu bemerken glaubte, daß es dem Mädchen nicht unerwünscht sei, ein wenig zu plaudern. Stockte die Unterhaltung, so half sie oft mit einer Bemerkung nach, und wenn ihre Blicke zeitweilig unruhig über den Marktplatz schweiften, so ersah er daraus nichts als die Besorgnis, beobachtet zu werden, und das hielt er für kein schlechtes Zeichen.

Wenn ihn irgend etwas beirrte, so war es ihr stilles und ernstes Wesen, ihr prüfender und kluger Blick. Aber all das verlieh ihrem Antlitz, wenn sie lächelte, einen erhöhten Reiz, und er mußte sich sagen, daß sie ausnehmend schön sei.

Obgleich er nun nicht zweifelte, vor die rechte Schmiede gelangt zu sein, hütete er sich doch vor

jedem übereilten Wort und bewahrte diese Vorsicht mit größter Ausdauer, bis ihm der Stoff versagte und überdies verschiedene Zeichen beginnender Ungeduld ihn auf den Gedanken brachten, daß das Mädchen schwerlich ohne bestimmten Grund an dieser Stelle zurückgeblieben sei. Ja, ihr Betragen sprach ihn wie eine leise Mahnung an, die vergönnte Zeit zu nutzen, und so begann er denn endlich einzulenken, indem er anfing, ihre einfache Tracht zu preisen, ihre zierliche Haltung zu rühmen und hie und da ein Wort zum Lobe ihrer Schönheit und Anmut zu wagen.

Hätte er es vermocht, ihre Gesinnungen zu erraten, so würde er bemerkt haben, daß die Wirkung seinen Erwartungen nicht entsprach. Sie blickte häufiger über den Marktplatz aus, gab mancherlei Zeichen wachsenden Unbehagens und suchte dem Gespräche oft gewaltsam eine andre Richtung zu geben.

Aber Baráty ließ sich nicht mehr beirren.

„Sieh einmal,“ sagte er, „weil wir gerade vom Fahren reden: nicht immer bin ich so mit Wagen und Pferden eingefahren. Nicht allzulange ist es her, da war es anders. Jetzt, Gott sei Dank, hab' ich ein weniges; fast zu viel für einen einsamen Menschen! Gerne gönnt' ich's drum dir, denn schade ist es um so zarte Füße, wie du sie hast. Weiß Gott also, gerne möchte ich dich einmal fahren, wohin du willst! Du glaubst es nicht? Versuch es also und sag ein Wort.“

Sie schüttelte den Kopf, und während sie nachdenklich zu Boden blickte, sagte sie abwehrend:

„Ich glaub' es nicht!“ Nach einer Weile fügte sie fast geringschätzig hinzu: „Nicht überall hin würdet Ihr mich fahren.“

„Doch,“ rief Baráty, „wohin du willst, du darfst es nur sagen! Zum Beispiel,“ fuhr er fort, da sie nicht antwortete, „wie wäre es, wenn du mich einmal besuchen würdest? Es ist nicht schlecht dort. Ich wohne in der Pußta auf einem freundlichen Gut. Alles ist eingezäunt; ein schönes, geräumiges Haus steht auf dem Grund, und man leidet an nichts Not. Einsam ist es nur dort, denn niemand ist bei mir, außer meinem Knecht und seiner Alten, aber beide sind dumm! Sieh, welch ein Gedanke wäre das! Nie würde es dich reuen, wenn du mit mir kämst — du könntest haben, was dein Herz begehrt; ich würde dich halten wie eine Prinzessin. Nein, wirklich, denk einmal nach und sage, was du meinst!“

Jetzt erhob sie den Kopf und schüttelte errötend ihr dunkles Haar zurück. Baráty aber fühlte, daß er doch zu rasch verfahren sei, und suchte durch erzwungenes Gelächter den Sinn seiner Worte zu mildern.

„Na,“ sagte er dann kleinlaut, „es wäre doch nicht so unerhört!“

„Etwa nicht!“ versetzte sie sichtlich verstimmt.

Da schwieg Baráty betroffen, und unfähig, in irgend welcher Weise einzulenken, starrte er vor sich hin. Dies schien das Mädchen allmählich wieder zu beruhigen. Sie sah ihn scharf von der Seite an, und plötzlich zuckte es in ihren Blicken auf. Der Einfall, den sie hatte, schien ihr nahezu ungeheuerlich, denn unwillkürlich hielt sie den Atem an. Auf einmal aber begann sie stockend:

„Vielleicht ist es nicht so arg. Ich weiß es nicht — denke aber, es würde nichts sein, wenn man den Herrn — beim Worte nähme.“

Baráty blickte das Mädchen fragend an und sprach: „Bei welchem Worte willst du mich nehmen?“

„Mit dem Fahren,“ meinte sie.

„Aber bei Gott, nein!“ rief er schnell. „Wie denn auch? Hab' ich doch so deutlich gesagt: ‚Red ein Wort, und es geschieht!‘“

„Wohin ich will?“ fragte sie, ohne ihn anzusehen.

„Ja doch!“ versicherte er eifrig, „und zum Beispiel habe ich gesagt, zu mir, weil es doch das beste wäre.“

Sie schüttelte heftig den Kopf.

„Das ist nicht möglich,“ versetzte sie, „andres habe ich heute zu thun mit meinen Körben.“

„Was?“ fragte Baráty.

„Abgeben muß ich sie,“ war die Antwort, „wo sie hingehören, wenn man mich nicht suchen soll wie eine Diebin.“

‚Nun,‘ dachte Baráty erleichtert, ‚das ist es also!‘ Und er zweifelte nicht mehr, daß die Schöne seinen Wünschen zugänglich sein würde, wenn sie nicht für ihre Körbe zu sorgen hätte. Sogleich war er darum bereit, das Hindernis aus dem Wege schaffen zu helfen. Er fragte, wohin die Körbe gehörten, und erfuhr, daß sie jenseits der Maros, am Anfange eines Dorfes, abzugeben wären, dessen Name und Lage er ganz gut kannte. Das schien ihm leicht ausführbar. In einer schwachen Stunde konnte er mit seinen Pferden an Ort und Stelle sein, und indem er sich vorstellte, daß das Mädchen, während er selbst irgendwo abseits ihrer harrte, ihr Geschäft besorgen und sodann zu ihm zurückkehren werde, erklärte er sich bereit, sie an das Ziel zu bringen.

Er erhielt keine Antwort.

„Na,“ rief er nach einer Weile, „so heb in Gottes Namen auf, und fahren wir!“

Noch schien sie aber unschlüssig.

Da schlug es vom Kirchturm sechs Uhr. Mit gespannter Aufmerksamkeit horchte das Mädchen auf die Schäge; plötzlich aber richtete sie sich auf und legte die Hand an den Korb.

Baráty hob ihn empor und warf ihn auf den Wagen. Dann erstieg er selbst den Sitz, half seiner erblassenden Gefährtin nach, und wenige Augenblicke später rollte der Wagen den Marktplatz entlang und aus der Stadt hinaus in die Heide.

Baráty war heftig bewegt. Erst nach geraumer Zeit ermannte er sich so weit, daß er, ohne seine schöne Gefährtin, die er schon sein eigen glaubte, anzusehen, ein gleichgültiges Gespräch beginnen konnte.

Sie aber saß ganz schweigsam. Die Sonne neigte sich bereits zum Untergange, eine Flut goldigen Staubes, den die heimkehrenden Wagen und Viehherden am Nachmittag aufgewirbelt hatten, bedeckte das Land, und die Blicke des Mädchens waren

gespannt der Richtung zugewendet, in welcher der Wagen fuhr.

Hätte es Baráty über sich gebracht, sie anzusehen, so würde er bemerkt haben, daß sie voll Unruhe neben ihm saß, denn in der That hatte sie sich in eine seltsame Lage gebracht.

Diesen Morgen war sie nämlich mit keinem Geringeren als ihrem Verlobten, einem jungen, wohlhabenden Bauernsohn, zur Stadt gefahren, um einen Vorrat von Melonen auf den Markt zu bringen. Schon am Abend vorher war zwischen den beiden leidenschaftlichen Menschen aus geringfügigem Anlaß ein Wortwechsel entstanden, der, während der Fahrt wieder aufgenommen, zu hartnäckigem Zank ausartete. Als nun während der Vormittagsstunden verschiedene Versöhnungsversuche des Burschen an dem Trotze des Mädchens gescheitert waren, hatte er sich, durch ihren Widerstand erbittert, nach unbedachtem Weingenuß vollends zornig gestimmt, entschlossen, ihr für alle Zeiten ein Beispiel zu geben, indem er allein nach Hause fuhr und die Schmollende ihrem Schicksal überließ.

Sie hatte nichts davon gewußt und so lange auf seine Wiederkehr gewartet, bis jede Gelegenheit zur Heimkehr versäumt war. Verdrossen und doch nicht ohne Hoffnung, daß er dennoch endlich kommen werde, sie zu holen, auf Rache und Vergeltung bedacht, war sie demnach bei ihren schweren Körben zurückgeblieben, wo sie Baráty zu vorgerückter Stunde antraf.

Während er in der harmlosesten Weise zu plaudern anfing, wäre es ihr nicht unwillkommen gewesen, sich von ihrem Bräutigam im Gespräche mit einem fremden Manne überraschen zu lassen. Als ihr aber diese Genugthuung nicht zu teil werden wollte und Baráty sich verfänglichen Zielen zuwandte, war sie auf den Gedanken gekommen, sich durch einen dreisten Entschluß aus ihrem bedrängten Zustande zu befreien, indem sie auf den Antrag des verblendeten Mannes einging. Sie dachte dabei, freilich ohne viel Ruhe, sowohl ihren Bräutigam zu treffen als auch Baráty für seine unerhörte Zumutung büßen zu lassen.

Während aber nun das Ereignis im vollen Gange war, begann sie dessen Tragweite zu ermessen. Ihre Besonnenheit kehrte wieder, sie fing an, um die Folgen ihres Thuns besorgt zu werden, und glaubte Schlimmes erwarten zu dürfen. Der jähe Bruch des Verhältnisses konnte das Ende sein und bei der leidenschaftlichen Art ihres Verlobten die Sache schließlich auch für Baráty einen Ausgang nehmen, wie sie ihn nicht eben beabsichtigte.

Denn im Grunde konnte sie dem seltsamen Manne, der so jählings in ihre Netze geraten war, nicht ernstlich feind sein. Die Ungeschicklichkeit seines Gehabens, die Scheu, mit der er eingelenkt hatte, nachdem er sie beleidigt sah, ihr eignes Verhalten entsühnten ihn zum Teil in ihren Augen. Die Art, wie er ihr nun während der Fahrt von seiner freudlosen Jugend, von seiner Einsamkeit, von seiner Sehnsucht nach einem stets entbehrten Glücke sprach, erregten aber vollends ihre Teilnahme, ja ihr Mitleid.

Ernstlich bereute sie darum die übereilte That und erwog rastlos, wie sie das drohende Unheil abwenden könnte. Allein einerseits fürchtete sie, daß ein freimütiges Geständnis ihrer Lage den enttäuschten Mann zu einem Ausbruch der Erbitterung und des Zornes hinreißen könnte, andrerseits, daß sie, von ihm im Stiche gelassen, auf der abendlichen Landstraße, die von mancherlei Gesindel begangen wurde, schutzlos ausharren müßte, bis man von Hause aus nach ihr suchen oder jemand des Weges fahren würde, der sie mitnehmen mochte.

So ging die Fahrt unaufhaltsam vorwärts, bis das Dorf endlich hinter einem mit Heidekraut bewachsenen Erdwall auftauchte.

Zugleich wurde im Vordergrunde der zerstreuten Häuser ein vereinsamter Bauernhof sichtbar, vor dem eine Gruppe von drei Menschen lebhaft zu verhandeln schien. Baráty erkannte eine noch rüstige Frau, einen älteren Bauern und einen jungen Mann, der im Begriff schien, einen bereitstehenden Wagen zu besteigen.

Der Anblick dieser Menschen kam Baráty, der ungesehen bleiben wollte, höchst ungelegen. Allsogleich mäßigte er darum den Schritt seiner Pferde und raunte dem Mädchen zu: „Nun rede, wohin?"

„Dorthin!" sprach sie unruhig, und nach einer Weile fügte sie hinzu: „Sage der Herr nichts, als daß er mich aus Erbarmen mitgenommen hat."

Baráty wurde die Sache unbehaglich. Er hatte sich alles anders vorgestellt und erwog darum, ob er seine Gefährtin nicht hier absteigen lassen und ihre Wiederkehr in sicherer Entfernung abwarten solle.

Doch im Augenblicke schien sie seine Absicht zu erraten und rief hastig: „Nicht halten... Schon sieht man uns... Was würde man denken!"

‚Teufel,' dachte er sich, indem er gehorchte und im Schritt hinzufuhr.

Noch war er jedoch nicht weit gekommen, als ein unerhörtes Schauspiel sich vor seinen Augen abspielte. Mit einemmal kam Leben in die Gruppe, die das herannahende Fuhrwerk aufmerksam beobachtet hatte. Der junge Mann ließ seine Pferde im Stich und kam jauchzend, in stürmischem Laufe herbei.

Kaum sah dies Baráty, als er mit einem Rucke anhielt. Der Bursche aber sprang vollends hinzu, riß das Mädchen jubelnd vom Wagen und preßte es in seine Arme, worauf er anfing, ihr das Antlitz unter maßlosen Ausrufen der Reue und Abbitte mit unzähligen Küssen zu bedecken.

Was weiter geschah, wußte Baráty nicht mehr; er war ganz erstarrt.

Nach einiger Zeit schien es ihm nur, als käme der Bursche auf ihn zu, um ihm treuherzig die Hand zu bieten.

„Danke dem gnädigen Herrn für seine Güte," sprach er. „Wahrlich, sie ist groß; möge mir Gott drum auch meine Sünde verzeihen! Weil ich sie zu lieb habe, darum ist auch der Zorn groß gewesen; aber es war nicht schön, bei Gott nicht schön!" Und zur Bekräftigung dessen schleuderte er seinen Hut mit einem Ausruf heftiger Entrüstung zur Erde, so daß der Staub aufflog.

Baráty hörte alles, verstand es aber noch nicht.

„Nun gebe uns der gnädige Herr die Ehre," fuhr der Bursche fort, „und trinke ein Glas Wein mit uns. Inständig bitten wir drum, inständig."

Jetzt kamen auch die Alten herbei, zu denen sich das Mädchen begeben hatte, dankten ihm, daß er sich ihres Kindes angenommen, und baten ihn gleichfalls, abzusteigen und ihr Gast zu sein.

Darüber kam er endlich zu sich. Er sah, daß er betrogen war, und so sehr bemächtigten sich seiner Scham und Verdruß, daß er die Einladung mit wenigen Worten ablehnen und Anstalten treffen wollte, sein Gespann zu wenden.

Da trat jedoch von der andern Seite das Mädchen heran und flüsterte ihm zu: „Herr, um meinetwillen! Was würde man denken?!"

Und laut fügte sie hinzu: „Verweigert nicht die Ehre . . . sei es ein gutes Ende; gern möcht' ich danken!" Zugleich sah sie ihn so freundlich und reuig an, daß er plötzlich innehielt. Wohl hätte er dennoch die ihm aufgedrungene Rolle gern mit einigen freundlichen Worten zu Ende gespielt, um dann hinwegzufahren. Allein es glückte ihm nicht mehr. Die Zügel wurden seinen Händen mit erneuertem herzlichen Zuspruch entwunden, und um zu verhindern, daß man ihm die Pferde ausspanne, erübrigte ihm nichts als abzusteigen.

Er that es ungern und mit erzwungenem Lächeln. Wenige Minuten später wurde er in eine reinliche Stube geführt, und während die Mutter schnell den Tisch deckte und der Vater mit zwei irdenen Krügen in den Keller ging, nahte ihm das Mädchen und nahm ihm mit treuherzigem und begütigendem Blicke den Hut aus der Hand.

Der Bursche aber bot ihm einen Sitz an und begann freimütig zu bekennen, was sich zwischen ihm und seiner Braut am Morgen zugetragen. Mit abermaligen Versicherungen aufrichtiger Reue und Beschämung schloß er seinen Bericht.

Baráty suchte vergeblich nach einer passenden Antwort. Da kam das Mädchen herbei, und gegen den Burschen gewendet sprach sie: „Wisse nur, daß der Herr gesagt hat: gern möchte er sich ein solches Ungeheuer ansehen, wie du bist, und daß er nur deshalb die Gnade gehabt hat, mich nach Hause zu führen."

Der Bursche lachte laut auf und wollte sie neuerdings in die Arme schließen. Aber schnell errötend wehrte sie ihn ab. Dann kehrte sie sich zu Baráty, und während es seltsam um ihre Lippen zuckte, sagte sie: „Danke also nun auch! — Möge der Herr sich uns jetzt freundlich erweisen; er hat ein gutes Werk gethan!"

Dies war ihr letztes Wort in der Sache.

Baráty dünkte es ein schlimmes Abenteuer, das er da erlebt, doch was konnte er thun, als gute Miene zum bösen Spiele machen? Das freundliche und begütigende Betragen des Mädchens, das ein Zeichen der Versöhnung zu heischen schien, die treuherzige Art ihrer dankbaren Angehörigen und nicht zuletzt das leise erwachende Bewußtsein, daß unter diesen Menschen im Grunde nicht er allein der Getäuschte war, erleichterte ihm das wesentlich. Als er bald darauf im frohgestimmten Kreise an dem wohlbesetzten Tische saß, sprach er dem trefflichen Weine fleißig zu. In dem Widerspruche der in ihm erregten Empfindung, daß er einerseits als Schutzpatron des schönen Mädchens gefeiert werde und doch ein seltsames Geheimnis mit ihr teile, überkam ihn allmählich eine wunderliche, milde, fast heitere Stimmung. Ein feiner, schalkhafter Blick des Mädchens, den er mit weinseligen Augen auffing, steigerte dieselbe vollends. Alle waren gut, fröhlich und glücklich, und so glaubte er es endlich gleichfalls zu sein. Laut versicherte er das auch, indem er sein volles Glas mit schon unsicherer Hand erhob, und erst zu später Stunde schied er ohne Groll von seinen Wirten.

Als er aber am nächsten Morgen auf seinem Gute erwachte und sich des erlebten Abenteuers erinnerte, war die versöhnliche Stimmung verschwunden und sein Gemüt von Trauer erfüllt. Er sah sich gedemütigt, genarrt, mißhandelt, und im tiefen Verdruß über alle erfolglosen Unternehmungen, die hinter ihm lagen, verwünschte er seine thörichte Neigung zu den Weibern und das ganze tückische Geschlecht.

Fortan blieb er daheim und äußerte bei jeder Gelegenheit, besonders der alten Panna gegenüber die übelste Laune. Was ihm nur immer an ihrem Thun und Lassen mißfiel, das schrieb er den Erbfehlern ihres Geschlechtes zu und tadelte diese mit großer Härte und Reizbarkeit. Allein die Alte ertrug das nicht nur mit Geduld, sondern zeigte sich sogar pünktlicher, flinker und fröhlicher bei der Besorgung ihrer Geschäfte, als sie es seit langem gewesen. Ihr waren die häufigen Ausfahrten des Herrn aufgefallen, und da sie deren Ursache erriet, wurde sie auf das ernstlichste besorgt. Nichts wäre ihr unerwünschter gewesen, als in ihren alten Tagen noch eine Herrin über sich zu bekommen, gar in Gestalt eines leichtfertigen Mädchens von ihrem Stande, worauf ihr Barátys Absichten hinzudeuten schienen. Mancherlei Unbill hatte sie unter dem früheren Herrn von „solchem Volk", wie sie es nannte, erdulden müssen, und unablässig beschwor sie darum alles erdenkliche Mißgeschick auf die Unternehmungen Barátys herab, dem sie so „thörichte Gelüste" niemals zugetraut hätte.

Nun erkannte sie, daß sich die Dinge zu ihrem Vorteil gewandt hatten, und ohne zu grübeln, wie das geschehen sein mochte, freute sie sich der Wendung. Barátys Verdrießlichkeit belustigte sie sogar im stillen, und je heftiger und wüster er es trieb, desto vergnügter lachte sie in sich hinein. Doch erschöpfte sich endlich sein Groll, und den Ausbrüchen übler Laune folgte schwermütige Stille. Zuweilen schien es ihm sogar, als wäre sein Schicksal kein ganz unverdientes gewesen, da er sich aus eignem Antrieb auf Pfade begeben, „auf welchem Ehre und Würde eines Mannes groben Schaden leiden können."

Oft erinnerte er sich jetzt einzelner Scenen seines letzten Abenteuers, und nebst der bitteren Enttäuschung, die es ihm gebracht, empfand er doch auch

das Glück des jungen Paares nach, das sich so zornig getrennt hatte, um sich alsbald wieder jauchzend zu begrüßen.

Solche Fülle und Unmittelbarkeit der Empfindung erschien ihm als das Vorrecht der Jugend, die ihm selbst so freudlos dahin gegangen war. Zugleich aber meinte er einzusehen, daß die Seligkeit, die ihr entsprang, nur durch die unbedingte Hingebung erreichbar sei, die er an jenem Paare wahrgenommen. Manchmal konnte er darum gar nicht begreifen, wieso es sich gefügt, daß er sein Glück in einem jener lichtscheuen Verhältnisse gesucht, in denen es doch rein und herzerfreuend, wie er es gesehen, nicht zu finden war.

Aber bald ließ er auch von diesen Betrachtungen ab. Er fühlte, daß seine Zeit vorbei sei, und daß es für ihn kein Heil mehr gäbe, als in der Entsagung und im Vergessen.

Dies hielt er sich vor Augen und lebte trübsinnig dahin. Mit halbem Eifer geschäftig, verbrachte er die Tage schweigsam, worüber der so hochgemut begonnene Sommer langsam zu Ende ging.

V.

Mehrere Wochen waren so dahingeschwunden, da ereignete es sich eines Tages im Spätherbst, daß Baráty gegen Mittag wieder einmal in der Stadt eintraf. Es war kein Markttag, und der enttäuschte Mann hatte auch seine Gedanken nicht bei den Erlebnissen des letzten Sommers, sondern gedachte vielmehr, einigen Maisvorrat, der ihm infolge seiner thörichten Unternehmungen liegen geblieben war, mit möglichstem Vorteil an den Mann zu bringen.

In gemächlichem Trab lenkte er in die enge Gasse ein, wo seine Herberge lag, als von der andern Seite eine bestaubte Reisekalesche herankam, die das Thor des Gasthofes vor ihm erreichte. Baráty stieg ab, warf Jóska die Zügel zu, und nachdem er einige Anordnungen erteilt hatte, begab er sich in die Gaststube, wo er an dem Tische neben der Glaswand Platz nahm und sich das Mittagessen bestellte.

Noch hatte er dieses kaum verzehrt und sich zu einem zweiten Schoppen Weines die Pfeife angezündet, als die Thür aufging und zwei Damen eintraten, deren ganzes Ansehen verriet, daß sie im Orte fremd waren.

Es waren hochgewachsene Frauenzimmer, die eine etwa fünfzig Jahre alt, aber gut erhalten, die andre um vieles jünger und schlanker, doch auch schon über die erste Blüte hinaus, obgleich sie das rötlichblonde Haar auf den ersten Blick völlig jugendlich erscheinen ließ.

Eine Weile blickten sie unschlüssig um sich, und Baráty, der allen ihren Bewegungen mit den Augen folgte, dachte nicht im mindesten daran, daß sie unter den vielen freien Tischen keinen passenden finden, sondern just bei ihm Platz nehmen würden, als dies dennoch geschah. Ihm war das keineswegs angenehm, denn nicht nur sah er sich jetzt um das Vergnügen ungestörter Beobachtung der beiden Gäste gebracht, sondern auch um den Genuß seiner Pfeife, die er nicht ohne Zaudern weglegte.

Sogleich bemerkte dies die ältere Dame und fragte ihn, ob ihre Anwesenheit ihn vielleicht störe. Als er das nicht ohne Beteuerungen des Gegenteils verneint hatte, sagte sie lächelnd, sie hätten es als Fremde absichtlich vermieden, an einem Tische allein zu sitzen, um nicht die Neugierde auf sich zu lenken. Baráty fand das durchaus begreiflich und geriet auf diese Weise in eine Unterhaltung von ganz unverhoffter Wirkung.

Die Damen, insbesondere die ältere, plauderten leicht und angenehm, so daß sich Baráty alsbald seltsam angeregt und behaglich fühlte. In seinem ganzen Leben war es ihm noch nie so leicht geworden, ein Gespräch mit Damen zu führen, und er wunderte sich selbst, wie gut ihm das gelang.

Der Kleidung nach hätte er sie für Großstädterinnen angesehen. Sie wußten sich vornehm zu halten, einigen Schmuck mit Anmut zu zeigen und wählerisch zu speisen. Nachdem sich ihnen Baráty jedoch als einsamer Gutsherr aus der Gegend vorgestellt, entpuppten sie sich als Provinzleute, die aus ihren Verhältnissen und Angelegenheiten kein Geheimnis machten.

Es waren Mutter und Tochter. Die erstere hatte vor einem Jahre ihren Mann, einen gedienten Offizier, verloren. Sie erzählte, daß sie, von guter Familie abstammend, in einem benachbarten Komitat ein hübsches Gut besitze und in Großwardein ein Haus, an dem jedoch ein Erbschaftsprozeß hänge. Um diesen wirksamer betreiben zu können, sei sie mit ihrer Tochter in die Komitatsstadt gekommen, da von hier aus die Eisenbahn in einem Tage nach der Hauptstadt führe, wo ihr Rechtsanwalt säße. Weiterhin erwähnte sie, daß es ihr Wunsch sei, ihren ganzen Besitz mit der Zeit zu Bargeld zu machen und dieses in Staatspapieren anzulegen, denn das gäbe die bequemste Vermögensgebarung für zwei vereinsamte Frauen. Zur Verwaltung von Gütern gehöre der Mann, und obgleich sie in verschiedenen Teilen des Reiches männliche Verwandte besäßen, seien doch die einen ihre Prozeßgegner, die andern teilnahmslos, die dritten mit eignen Sorgen behaftet, so daß sie es vorgezogen hätten, ihnen nicht zur Last zu fallen und allein zu bleiben. Dennoch, so schloß der umständliche Bericht, gäbe es nichts Traurigeres und Ratloseres in der Welt, als alleinstehende Frauen.

Dies alles hörte Baráty mit aufrichtiger Teilnahme an, und insbesondere rührte ihn die letzte Klage.

So geschah es denn, daß er, über dem vielen Hören und Reden bei seinem Weinglas warm geworden, einer plötzlichen Regung des Gemütes folgte und den Damen seine Dienste anbot.

Der erste Erfolg war beredtes Schweigen, das alsbald in lebhafte Beteuerungen überging, daß sie nie daran gedacht hätten, einem so guten und liebenswürdigen Herrn zur Last fallen zu wollen. Sie wären gewiß mißverstanden worden, wenn er dergleichen vermute.

Schließlich aber gaben sie doch zu, daß ihnen ein Freund für den Notfall, eine Stütze, ein Ratgeber in der ihnen gänzlich fremden Stadt allerdings von großem Werte sein müßte. In diesem Sinne wurde sein Anerbieten endlich angenommen und wiederholt versichert, daß die Welt doch nicht ganz verlassen sei von wohlwollenden und hilfreichen Menschen.

Wunderbar kam all dies Baráty vor, nachdem sich die Frauen zurückgezogen hatten, aber es freute ihn doch ausnehmend. Die Weise, in der er die Achtung und das Vertrauen so vornehm gearteter Damen gewonnen hatte, das Gefühl, sich in weltmännischer Weise benommen zu haben, richtete seine gebeugte Würde wieder auf, und er glaubte dem Zufall nicht genug danken zu können, der ihm dies seltsame Erlebnis zubereitet hatte.

Von diesem Tage an kam er wieder häufiger in die Stadt und erwies sich eifrig im Dienste der verlassenen Frauen.

Das erste, was er ihnen zu Gefallen that, bestand in dem Aufsuchen einer Privatwohnung, denn sie hatten erklärt, daß ihnen das kostspielige und geräuschvolle Leben im Gasthof nicht behage.

Wirklich gelang es ihm, ein kleines, wohleingerichtetes Quartier in ruhiger Lage aufzufinden, von dem sie mit unsäglicher Freude Besitz nahmen.

Dann that er manches übrige. Da sie sich über geringe Güte und Auswahl der Lebensmittel beschwerten, brachte er ihnen einmal von seinem Geflügel, das andre Mal von seinem Rotwein „kleine Proben", wie er es nannte, und war auf jede Weise unermüdlich, ihnen Erfreuliches zu bereiten. Dafür ließ ihn die Mutter auch fühlen, welche Fortschritte er in ihrer und ihrer Tochter Gunst mache. Bei allem, was sie that oder zu thun gedachte, wurde er um Rat befragt und oft als ein Mann gepriesen, der an ritterlichen Tugenden seinesgleichen suche.

Die Bekanntschaft verhieß ganz und gar nichts, was ihn an seine einstigen Unternehmungen erinnern konnte, und er dachte auch gar nicht daran. Sie bot ihm eine willkommene Zerstreuung und schmeichelte seinem von Frauengunst nur wenig verwöhnten Selbstbewußtsein, was ihm vollauf genügte.

Dennoch mußte er sich gestehen, daß die jüngere Dame eine sehr anziehende Erscheinung sei.

Sie stand in jenem reifen Lebensalter, in welchem so häufig bei Mädchen alle ihnen von der Natur verliehenen Reize noch einmal aufzublühen scheinen, ehe sie für immer welken, und obgleich sie nicht eigentlich schön zu nennen war, trat bei ihr, verstärkt durch ein etwas verweichlichtes, verträumtes und zurückhaltendes Wesen, jene geheimnisvolle Erscheinung in einer Weise zu Tage, die in gewissem Sinne wirklich verführerisch wirkte.

Unmerklich wandelte sich denn auch unter ihrem stummen Einfluß Barátys Betragen. Nach und nach begann er Vorzüge zu entwickeln, deren Besitz er sich niemals zugetraut. Er wurde wählerischer in seiner Kleidung, ging mit zierlichen Schritten einher, lächelte verbindlich, verneigte sich bei jeder Gelegenheit, sagte statt guten Morgen und guten Tag „ich küsse die Hand" und versäumte es nicht, seinen mannigfachen Gaben zuweilen einige duftige Blumen hinzuzufügen.

Während solcher Bemühungen wollte es ihm aber scheinen, als ob alles, was er that, eigentlich nur der Mutter Freude verursache und von Ida, der Tochter, auch nur so hingenommen würde, als gälte es jener allein.

Er suchte sich daher unmittelbar an das Fräulein zu wenden, was ihm jedoch nicht leicht gemacht wurde. Sie hatte viel von einer vornehmen Dame, war von sehr veränderlicher Stimmung, oft nicht ohne merkbare Zurückhaltung liebenswürdig, oft unnahbar und kühl, kurz von einem Wesen, aus dem er ebensowenig klug werden konnte, als er es jemals aus einem Weibe geworden, das ihm wohlgefiel.

Indessen brachte ihn die freundliche Art, mit der sie ihn zu empfangen und auf ein Gespräch einzugehen pflegte, sobald er sie allein zu Hause traf, allmählich auf die Vermutung, als wäre ihre Zurückhaltung hauptsächlich eine Folge kindlicher Achtung, mit der sie der Mutter überall den Vortritt und das Wort lassen wollte.

Er wußte selbst, daß es schwer hielt, neben der redseligen Frau zu Wort zu kommen. „Mein Gott," sagte er sich, „sie redet wie ein Buch; nie habe ich so etwas gehört!" Er mußte lachen, wenn er an die Fülle von Einfällen dachte, die ihr zu Gebote standen, und sah ein, daß er ohne diese ihre Gabe schwerlich je in die Lage gekommen wäre, sich der Bekanntschaft der Damen zu erfreuen.

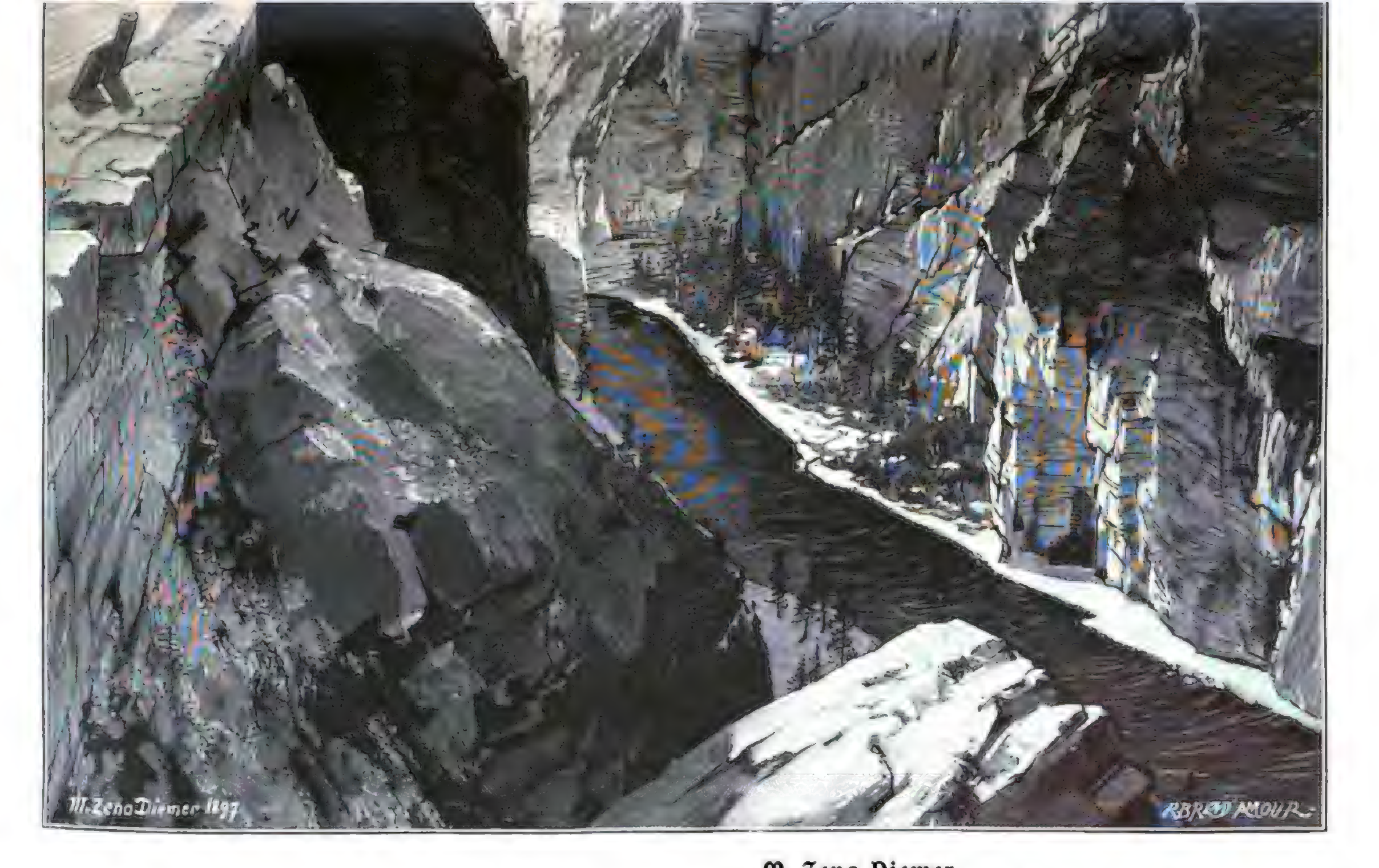
Da sagte eines Tages die Mutter, nachdem von verschiedenen Dingen die Rede gewesen, zu ihm: „Daß aber ein Mann wie Sie, lieber, guter Freund, unverheiratet geblieben ist! Unbegreiflich scheint es mir oft und muß wohl mit besonderen Dingen zugegangen sein!" Sie spielte auf eine verwickelte, gleichsam tragische Herzensangelegenheit an, und da Baráty dazu schwieg, verbreitete sie sich allmählich über dergleichen, erzählte dies und das, um schließlich zu behaupten, daß doch nach Erlebnissen solcher Art in späteren Tagen oft eine um so glücklichere Heirat zu stande komme. Freilich, meinte sie, falle der Entschluß dann meistens schwer, sollte aber nie versäumt werden, wenn sich die wesentlichen Bedingungen jeder glücklichen Ehe: gesicherter Besitz, Vertrauen und gegenseitiges Wohlgefallen, vorfänden; denn man möge sagen, was man wolle, schließlich sei doch nur in der Ehe, dem natürlichen Bunde zwischen Mann und Weib, des Lebens eigentlicher Zweck erreicht.

Ida saß indessen still am Fenster und schien, zuweilen nur sich lässig mit dem Taschentuche zufächelnd, mit irgendwelchen Vorgängen auf der Straße beschäftigt, während Baráty dem, was die beredte Frau sprach, seine Zustimmung nicht eigentlich versagen konnte.

‚Siehe,' dachte er sich, als er an diesem Tage nach Hause fuhr, ‚wie wunderbar hat sie das alles gesagt!' Und ohne Widerstreben folgten seine Gedanken jener Richtung.

„Wahrlich," sprach er, „anders kommt einem die





M. Zeno Diemer

Aus dem Sarkathale in Südtirol.

(Im Hintergrund Gletschergipfel der Adamellogruppe.)

Welt vor, je länger man lebt und nachdenkt! Manche thörichte Dinge verfolgt der Mensch auf Erden, als hinge an ihnen das Glück; plötzlich besinnt er sich, bleibt stehen, — da kommt ihm, was ihm frommt, von selbst entgegen! — Thue, was du willst, im Grunde bist du immer ein Gemütsmensch gewesen, und nie hat dir ein gottloses Leben gefallen! Geh du auf eine Liebschaft aus, und man verspottet dich, weicht dir aus dem Wege. Denke an eine Ehe, so kommt man dir entgegen und fängt selbst davon zu sprechen an! Wahrlich, man soll die Welt nicht anders haben wollen, als sie ist. Eine Liebschaft? Wer giebt sich dazu her? — Was hättest du thun können, wenn wirklich eine dir stand gehalten hätte, eine Gute, Unverdorbene? Hättest du nicht damit schließen müssen, ihr zu sagen, daß du sie heiraten willst? Du hast dies nicht wollen! Warum aber? Wie viele haben geheiratet, seit die Welt besteht! Täglich heiraten die Leute! Dein Vater hat geheiratet, dein Großvater und dessen Vater — Ursache genug hättest du also, gut von einer Sache zu denken, der du deine ehrliche Geburt verdankst! Eine Liebschaft ist im Grunde immer eine Feindschaft! Gerade umgekehrt ist es in der Ehe, wenn man alles bedenkt und nicht ins Blaue heiratet. Da ist das Wohl des einen auch das des andern. Und welch ein Gewinn ist das für eine Gutswirtschaft, für den Fall der Krankheit, für die alten Tage! Immer hast du das gewußt. Es war nur eines: du hast geglaubt, du seiest zu alt dazu; aber siehe, nicht alle glauben das!"

Von solchen Gedanken bewegt stellte er sich vor, wie wohl es sich auf seinem Gute als ehrenfester und glücklicher Eheherr hausen ließe mit einer wohlgestalten Frau. Unwillkürlich dachte er dabei an die stille Ida, und während ihr Bild vor seinen Augen stand, fühlte er sich durchaus nicht abgeneigt, solch ein Leben zu verwirklichen. Im Gegenteil, er empfand sogar sehnliches Verlangen danach. Idas stattliche Erscheinung, ihr vornehmes Wesen, der Wohlstand, dessen sie, nach allem, was er gehört, gewärtig sein konnte, erhob sie in seinen Augen zu einem Weibe, wie er zu einem gleichen nicht in den kühnsten Träumen seiner Jugend emporzublicken gewagt hätte. Und in ihrem Hause ging er jetzt aus und ein als Gleichgestellter, als vielbegünstigter Freund, dessen Herzensschicksalen man mit leiser Mahnung nachgefragt hatte!...

Kaum hatte er sich aber eine Weile an diesen Vorstellungen erlabt, als ihn ein Zweifel überkam. Denn was galt er Ida? War ihm doch von ihr noch kein ermunterndes Wort, keine verheißungsvolle Miene zu teil geworden, hatte sie doch bei aller Artigkeit, die sie ihm zuweilen erwies, kaum jemals nach seinem Thun und Lassen, nach seinem Kommen und Gehen gefragt. Seine Beziehungen zu ihr beruhten bloß auf seinem Verhältnis zur Mutter. Diese hatte das erste Wort zu ihm gesprochen, diese ihn zum Freunde ihres Hauses ernannt; sie war es, die ihn mit reichlichem Aufwand von Liebenswürdigkeit, von Vertrauen festhielt, und mit einemmal verfiel er auf den Gedanken, daß die würdige Frau mit all ihrem Gebaren vielleicht keine andre Absicht verbinden möchte, als seine Wünsche auf ihre eigne Person zu lenken.

Das erschreckte ihn. Sie war eine ansehnliche Dame, gutmütig, behaglich, heiter, aber den Gestalten, von welchen seine Phantasie vor Zeiten erfüllt gewesen, glich sie in nichts, und ferne stand ihm darum der Gedanke, mit ihr vorlieb zu nehmen. Ja, er berührte ihn so unangenehm, daß er unter dem jähen Eindruck der bösen Vermutung ernstlich daran dachte, die Verbindung mit den Frauen abzubrechen.

Indessen fühlte er bald, wie schwer ihm das fallen würde. Glückliche Stunden hatte er bei den Frauen verlebt und sich nach einigen Tagen der Einsamkeit immer wieder herzlich darauf gefreut, sie wiederzusehen. So ging er also nach wie vor bei ihnen aus und ein, und wenn er sich vorgenommen hatte, vor Ueberraschungen auf der Hut zu sein, so erwies sich das je länger desto überflüssiger, denn es ereignete sich nichts mehr, was seinem Mißtrauen auffiel.

Im Gegenteil, er konnte bemerken, daß sich die Mutter mit der Zeit häufiger bemühte, Ida zur Teilnahme an den gemeinsamen Gesprächen anzuregen, daß sie sich manchmal entfernte, um ihn mit der Tochter allein zu lassen. Auch schien es ihm oft, als ob Ida bei solchen Gelegenheiten ihre gewohnte Sicherheit verlöre und eine von feinem Erröten begleitete Befangenheit sich ihrer bemächtige. Dies alles beruhigte ihn aber nur über die Absichten der Mutter, ohne irgendwelche Hoffnungen auf Idas Zuneigung in ihm zu erwecken.

Da geschah es, daß er eines Tages die Mutter allein zu Hause antraf. Ida, hieß es, sei ausgegangen, um einige Briefe zur Post zu bringen, und so wurde Baráty aufgefordert, an dem Tischchen Platz zu nehmen, auf dem eine Handarbeit der Abwesenden zurückgeblieben war.

Nach einigen Fragen, wie es ihm ergehe, was er treibe, begann die Mutter von ihrer Tochter zu reden, und Barátys Blicke hatten indessen wiederholt auf der feinen Stickerei geruht, die vor ihm lag. Die treffliche Frau erzählte ihm von Idas Vorliebe für dergleichen Arbeiten, von ihrer Kindheit, von ihren Gewohnheiten und Vorzügen, endlich unterbrach sie sich und sagte: „Aber eine Mutter sieht mit den Augen der Liebe; vielleicht lobe ich weit über Gebühr."

Mit Entschiedenheit fiel Baráty ein und versicherte, daß dies schwer möglich sei, denn alles, was er gehört, habe er sich selbst auch wiederholt gedacht.

„Wirklich?" versetzte die Mutter, indem sie ihn mit einem schnellen Blicke von der Seite ansah. „Nun, das thut meinem Herzen wohl! Wahrhaftig, ich wollte mich im Leben gern bescheiden mit dem, was kommt, aber meine Tochter ist noch in den Jahren, da man hoffen soll." Leider, fuhr sie fort, neige Ida infolge ihrer besonderen Anschauung vom Glück zu einem Leben der Entsagung. Schon öfter habe sie heiraten können, was doch die Bestimmung jedes

Mädchens sei, aber die meisten Bewerber habe sie ausgeschlagen aus Gründen, die man, ohne ihre Gesinnung zu kennen, für launenhaft halten würde.

Hier machte sie eine Pause, und Baráty erlaubte sich, um nähere Aufklärung zu bitten.

Bereitwillig wurden sie ihm erteilt, und so erfuhr er denn viel und mancherlei, was ihn in immer größeres Erstaunen versetzte. Denn nicht nur benahm es ihm jeglichen Zweifel über die Absichten der Mutter, sondern gab ihm auch ein Bild von Idas eigentlichem Wesen, wie er es sich anziehender nicht hätte denken können. Die Stolze, Vornehme erschien nun als ein bescheidenes, sinniges Mädchen, ihre Zurückhaltung als Entsagung, und was er für Hochmut angesehen, als begründetes Mißtrauen gegen die Menschen. Sie hasse, so hörte er, die Stadt, die Gesellschaft, die Vergnügungen, die beide gewährten, und schwärme nur für die Einsamkeit des Landlebens. Sie habe die sogenannten Männer von Welt zur Genüge kennen gelernt; keinen andern, habe sie endlich gesagt, als einen Landwirt, und verständig wie sie sei, habe sie dabei immer an Männer in reiferem Alter gedacht, in deutlicher Erkenntnis, daß auf deren Neigungen allezeit fester zu bauen sei als auf die Leidenschaft der unsteten Jugend.

„Aber wie ist das alles möglich!“ rief Baráty, als die Mutter endlich schwieg. „Immer habe ich das Gegenteil geglaubt, immer nur gedacht, daß sie gewählte Gesellschaft liebe und ihr alles zu gering sei in einer kleinen Stadt wie unsre, wo sich die Menschen nur wenig auf vornehme Lebensart verstehen.“

„Ach Gott,“ meinte die Mutter, „es ist, wie ich Ihnen sage: alles das ist ihr verhaßt; einfache Menschen, einfache Verhältnisse liebt und sucht sie . . . Viele haben sich darüber getäuscht! Aber sehen Sie denn nicht selbst, daß sie nicht viel Worte macht, daß sie still und verschlossen lebt in ihrer eignen Welt?“

Baráty dachte nach und sagte endlich: „Es ist so! Aber immer habe ich geglaubt, ich wäre selbst schuld, immer war es mir, als dächte sie im stillen: ‚ein einfacher Mann wie er ist... ein Bauer...‘“

„Ach,“ fiel jetzt die Mutter ein, „wie sehr Sie übertreiben! Doch — wie spricht das auch wieder für Ihre Bescheidenheit! Wahrlich, nur noch selten findet man diese bei den Männern. Nein, ich sollte es eigentlich nicht sagen, aber wer kann zu solchem Irrtum schweigen? Gerade von Ihnen, lieber, guter Freund, hat sie die beste Meinung, die ich von ihr seit Jahren über einen Mann gehört habe. ‚Ein Mann,‘ sagte sie, ‚ein Mann ist das . . . wie man ihn selten, sehr selten findet!‘“

Das war mehr, als der bescheidene Baráty je zu hoffen gewagt hätte.

„Na,“ sagte er bewegt und überwältigt, „wer hätte das gedacht!“ Einen Augenblick schwieg er still, dann fügte er im Gefühle lebhafter Genugthuung hinzu: „Aber was soll nun ich erst sagen! Viel habe ich an sie gedacht, viel, seitdem ich sie zum erstenmal gesehen, und oft habe ich mir gesagt: was mich betrifft, nie wünschte ich mir eine andre Frau als sie.“

Die Mutter fuhr sich mit der Hand über die Stirne. Eine Weile blickte sie nachdenklich vor sich nieder, endlich sagte sie: „Nun, wenn es so ist — was soll ich erwidern? Immer habe ich Sie geschätzt als Freund — mir soll es willkommen sein.“

Damit endete die Unterredung.

VI.

Als Baráty in der Abenddämmerung nach Hause fuhr, durchwogten die widersprechendsten Empfindungen seine Brust. Während das Bewußtsein, daß ihm Ida thatsächlich wohl gesinnt war, sein Herz rascher klopfen machte, bangte er doch vor der Erkenntnis, daß er sich an diesem Tage eigentlich in aller Form für sie erklärt hatte. Während das erstere einen oft gehegten Wunsch in ihm befriedigte, war das letztere keineswegs seine Absicht gewesen, und er wußte gar nicht, wieso es denn möglich geworden.

„Gott wird wissen, warum sich das so gefügt hat!“ sprach er seufzend. „Ich weiß es nicht.“

Er fühlte, daß er sich eigentlich freuen sollte, aber er vermochte das nicht. Allzu rasch war die Sache über ihn gekommen. Er konnte es beschwören, daß er mit seinen Worten nicht so viel hatte sagen wollen, daß er sich eine ernstliche Bewerbung um Idas Hand trotz seiner Zuneigung manchen Tag und manche Nacht überlegt haben würde, und kam sich beinahe vor wie jemand, der unvermutet in eine Falle geraten ist.

Dennoch mußte er sich gestehen, daß er das alles selbst verschuldet habe mit seiner voreiligen und unbedachten Rede, und wünschte nur, das Geschehene ungeschehen machen zu können. Er suchte darum die Antwort der Mutter zu zergliedern, und je länger er deutelte, desto mehr meinte er aus ihr eine zweifelhafte Auffassung seiner Erklärung entnehmen zu können. Sie schien ihm unbestimmt, durch seine Worte herausgefordert, im Grunde recht eigentlich zurückhaltend. ‚Man kann sie,‘ dachte er sich, ‚wirklich nehmen, wie man will. „Mir ist es willkommen,“ das kann auch heißen: Jener ist es nicht willkommen. Es kann also sein, daß überhaupt das Gegenteil von dem dahintersteckt, was du meinst, und daß man dir es nur nicht rundweg sagen wollte . . .‘

Aber plötzlich berührte ihn auch dieser Gedanke peinlich.

In großer Ratlosigkeit verbrachte er darum die Nacht und beklagte sein beständiges Mißgeschick. Bald war er geneigt, sich in das Geschehene zu finden, bald wünschte er ihm zu entgehen, bis er sich, endlich all der Sorgen und Bedenken müde, entschied, den Dingen ihren Lauf zu lassen und abzuwarten, was ihm die nächste Begegnung mit den Frauen bringen werde. Wenn sie noch einmal auf seine Worte zurückkämen, so wollte er „in Gottes Namen die Sache mit ihnen vernünftig erörtern“, wenn es aber nicht geschähe, auch darin den Wink des Schicksals erkennen und sich allmählich zurückziehen.

Dieser Gedanke schien ihm so glücklich, daß er sich nach der Entscheidung sehnte, und so ließ er denn am nächsten Nachmittage plötzlich anspannen, um in die Stadt zu fahren.

Der Weg wurde ihm nicht leicht, denn die Bedeutung seines Vorhabens stand ihm klar vor der Seele, und noch war er nicht weit von seinem Thore, als er bedachte, ob er nicht wieder umkehren und sich alles noch einmal reiflich überlegen sollte. Aber mit der Zeit hatte er sich doch kennen gelernt. Langsam fuhr er weiter, und nachdem er in beständiger Unentschlossenheit die Landstraße erreicht hatte, überließ er sich auch der Fügung seines Geschickes.

Als er in der Stadt ankam, meldete sich bereits der Abend an. Er stellte seinen Wagen in die Herberge, trank noch ein Glas Branntwein, überlegte noch einmal, ob er gehen oder bleiben solle, und machte sich endlich mit einem Seufzer auf den Weg.

Er hatte eine ziemliche Strecke bis zu dem Wohnhause der Frauen zurückzulegen. Dort stieg er langsam die Treppe hinan und gedachte seinen späten Besuch mit der Erklärung zu begründen, daß er weit über Land gewesen und nur noch auf einen Augenblick vorsprechen wolle, ehe er heimkehre.

Die Thür des Vorzimmers war, wie gewöhnlich, nicht verschlossen. Unbemerkt trat er also ein, streifte seinen Mantel ab und wollte ihn eben an die Wand hängen, als er zu seiner Ueberraschung an einem der Kleiderhaken einen Offiziersmantel samt Säbel und Kappe erblickte. Gleich darauf hörte er schallendes Gelächter im Zimmer. Er horchte verdutzt auf und unterschied eine tiefe Männerstimme, in die sich das frohe Lachen Idas mischte. Noch nie hatte er sie so lachen gehört! Er horchte immer zu; man schien in übermütiger Heiterkeit, in toller Unterhaltung begriffen, wozu er den stillen Frauen die Fähigkeit niemals zugetraut hätte.

Seine Blicke kehrten zu dem Offiziersmantel zurück, und ein Verdacht stieg in ihm auf, der ihn auf das tiefste verletzte und der Vorsehung danken ließ, die ihn zu so ungewöhnlicher Zeit hierher geführt. Er zweifelte nicht mehr, daß die Frauen ohne sein Wissen Bekanntschaften angeknüpft, alle ihre Abende in gleicher Fröhlichkeit verbrachten, und es demnach für ihn nur noch eins gab: sich stillschweigend und für immer zu entfernen.

Nachdem er noch einige Worte zu erlauschen getrachtet, wollte er das eben ausführen, als plötzlich die Thür aufging und die Mutter heraustrat. Im ersten Augenblick fuhr sie betroffen zurück, dann aber rief sie: „Gott, wer sollte es denken ... Herr von Baráty ... wie bin ich erschrocken! So spät noch in der Stadt? ... Aber desto besser! Wie gut trifft sich das! Bitte, treten Sie ein, bitte ...“

Er aber wehrte ab. Um keinen Preis in der Welt wolle er stören, sagte er, während sein Blick scheu in die Stube flog. Doch das Sträuben half ihm nichts, und endlich mußte er nachgeben.

Als er eintrat, sah er sich zu seiner Beschämung einem Stabsoffizier gegenüber, der zwar schlank und hochgewachsen, doch schon von der Last der Jahre gebeugt war.

Ida saß zu seiner Rechten und stand jetzt langsam auf.

„Unser Freund und Beschützer, Herr von Baráty,“ sagte die Mutter vorstellend. „Herr Major Zelter, ein Verwandter von mir ... Ein Zufall! Wir gehen auf der Straße und sehen ihn. Er kommt von Mehadia, aus dem Bad, und geht nach Hause in die Hauptstadt; keine Ahnung hat er gehabt, daß wir hier leben!“

Baráty stand ganz still. Er merkte nicht, wie ihn Ida mit einer Gebärde zum Sitzen aufforderte. Sein Eintritt hatte die Heiterkeit verscheucht, und alle, bis auf den Major, machten verlegene Gesichter.

Endlich, nachdem ihn auch die Mutter ermahnt hatte, nahm er Platz, und während Ida sich, wie gewöhnlich, mit dem Taschentuche zufächelte, gelang es der redegewandten Frau, das Gespräch wieder in Gang zu bringen, an dem sich Ida gar nicht und Baráty nur dann beteiligte, wenn er geradezu gefragt wurde. Er sagte dann bloß: „Ich bitte sehr“ oder: „Es scheint mir, nein!“

Mancherlei kam dennoch zur Sprache. Zumeist aber unterhielt man sich über die weitverzweigte Familie, der die Frauen angehörten, über das, was ihnen gemeinsam war an Schicksalen, an Gemütsart und Charakter, was Barátys Aufmerksamkeit zuweilen trotz seiner wenig erfreulichen Verfassung erregte. Besonders war dies der Fall, als von ungefähr auch des reichen Kindersegens erwähnt wurde, dessen sich die ganze Verwandtschaft erfreute. Die Mutter hatte unter anderm versichert, daß sie siebzehn Geschwister gehabt habe, die von einundzwanzig ein reiferes Alter erlebt hätten; der Major hatte hierauf acht gezählt, von welchen alle verheiratet waren und sich durchschnittlich einer ganz beträchtlichen Nachkommenschaft erfreuten. Ja, es wurde festgestellt, daß diese Erscheinung von jeher in der Familie zu finden gewesen und gleichsam ein erblicher Segen in ihr sei.

Darüber verging eine Stunde und mehr, worauf Baráty dringend um Urlaub bat, da er vor Einbruch der Nacht zu Hause sein wollte.

Ausnahmsweise versuchte jetzt Ida, ihn mit einem freundlichen Worte zurückzuhalten, doch die Mutter selbst erinnerte an die Länge des Weges, an die Unsicherheit der Heide und wollte für diesmal von Drängen nichts wissen, so daß Baráty schließlich mühelos hinwegkam.

Die Mutter leuchtete ihm mit der Kerze voran. Im Vorhause angelangt, flüsterte sie ihm zu: „Wie leid ist mir, daß wir heute nicht unter uns gewesen sind! Ich hätte Ihnen viel zu sagen gehabt — es führt jetzt zu weit — ich habe Ida — aber genug, es ist alles in Ordnung, Sie müssen auch ein Wort zu ihr sprechen — bei Gelegenheit — mehr kann ich heute nicht sagen; gute Nacht!“

Baráty hörte die schnelle Rede mit offenem Munde an. Ohne ein Wort zu sagen, ließ er sich zur Treppe führen und schritt, im Flur angelangt, von den Grüßen der Mutter geleitet, aus dem Hause. —



Hans Pöck

Chiemsee-Fischer.

Mit dem Gefühle, als wäre es fast besser, nie geboren zu sein, weilte Baráty jedoch von diesem Tage an auf seinem Gute. In einen alten Schlafrock gehüllt, mit einem Ausdruck von Sorge in den Zügen, der ihn völlig gealtert aussehen machte, saß er in seinem Zimmer und erwog seine Lage fort und fort.

Nach den Worten, mit welchen ihn die Mutter entlassen hatte, konnte er nicht mehr zweifeln, daß seine Rede thatsächlich für eine Werbung gehalten worden und daß diese angenommen sei.

Doch die Erlebnisse jenes Abends hatten einen Eindruck in ihm hinterlassen, der ihn die Verbindung mit Ida nicht mehr wünschen ließ.

Trotz der Erleichterung, die er bei dem Anblick des alten Majors empfunden hatte, konnte er die bösen Vorstellungen, die ihn während seines Harrens im Vorzimmer erschreckt hatten, nicht mehr los werden. Die Angst vor der Untreue der Frauen war wieder so lebendig in ihm, daß er sich unfehlbar von ihr bedroht glaubte. Er meinte ganz deutlich zu sehen, wie sich das Leben nach seiner Hochzeit abspielen dürfte. Gäste würden sich einstellen, lauter Verwandte natürlich, die er freundlich empfangen, an seinem Tische bewirten, in seinem Hause betten mußte, mit Komplimenten und Höflichkeiten, die ihm mit schnödestem Undank vergolten würden ... Und wenn er auch im Fortspinnen solcher Gedanken oft vor der schweren Verdächtigung erschrak, die sie gegen Ida enthielten, so gab es doch noch ein andres, das seine Furcht und Sorge nicht zur Ruhe kommen ließ.

Es war das die erstaunliche Fruchtbarkeit der Familie, von der er an jenem Abend zum erstenmal gehört.

Vor dieser bangte ihm so sehr, daß er zuweilen aufstand und so ruhelos in der Stube auf und ab ging, als gälte es schon jetzt, dem bedrohlichen Segen zu entfliehen.

Denn von jeher war er ein abgesagter Feind von Kindern gewesen, die er für die Störer alles häuslichen Behagens hielt. Immer hatte er gefunden, daß mit ihrer Ankunft das zärtliche Glück junger Gatten zu Ende ging und Sorge und Unfrieden, Mühe und Unruhe an dessen Stelle trat. Manche Wanderung war ihm durch die lärmenden Scharen der Straßenjugend, durch ihre Roheit und sonstigen zahllosen Unarten verleidet worden, so daß er zuzeiten keiner schönen Jungfrau nachblicken konnte, ohne sein Wohlgefallen durch die Vorstellung der Rangen getrübt zu sehen, mit welchen sie den beschenken mochte, der sie zur Frau nahm. Das alles stand ihm jetzt wieder zugleich mit der Gefahr vor Augen, selbst der Begründer einer zahlreichen Nachkommenschaft zu werden.

Das wollte er um keinen Preis. Aber wie sollte er dem Verhängnis entgehen, wie das Geschehene ungeschehen machen? Es schien ihm nicht möglich, sein Wort ohne zureichende Begründung zurückzuziehen. Denn erstens widerstrebte es ihm, die Frauen so jäh und tief zu verletzen, und dann hielt er es bei ihrer zahlreichen Verwandtschaft für höchst wahrscheinlich, daß man ihn nicht leichthin freigeben, sondern scharf zur Rechenschaft ziehen würde. Viel Gerede in der Stadt, Händel vor Gericht, Duelle und dergleichen meinte er als notwendige Folge erwarten zu können. Seine Weigerung mußte durchaus mit triftigen Gründen gerechtfertigt werden, und an solchen fehlte es ihm.

„Was hast du da angefangen!" rief er ein über das andre Mal. Aber in seiner Hilflosigkeit beschloß er endlich, wie immer, alles dem Schicksal zu überlassen, und verlebte stumpf, nur mit den nötigsten Arbeiten beschäftigt, die nächsten Tage und Wochen.

Sein Ausbleiben entschuldigte er bei den Frauen einmal mit dringender Arbeit, das andre Mal mit der Krankheit seiner Pferde, und da er dennoch unbehelligt blieb, begann er die leise Hoffnung zu nähren, daß sich die Verbindung auf diese Art in aller Stille lockern und endlich lösen werde.

Die Zeit verging, und darüber ließ sich das Wetter allmählich in einer Weise an, die den baldigen Eintritt des Winters erwarten ließ. Während einer windstillen Nacht hatte denn auch der Schnee eine dicke Decke über das Land gebreitet, und Baráty rumorte noch immer in seinem Hause, besserte Geräte aus, sah nach seinem Wein im Keller, nach dem Vieh in den Stallungen, rauchte in den Mußestunden seine Pfeife und wunderte sich, wie es nach und nach wieder still um ihn herum geworden war.

Allmählich rückte auch die Weihnachtszeit heran, da brachte ihm eines Tages der Postbote einen Brief aus der Stadt. Die Mutter hatte ihn geschrieben und zwar sogleich mit der Nachricht beginnend, daß sie, wenn er den Brief in der Hand habe, bereits mit Ida nach der Hauptstadt abgereist sein werde. Ihr Rechtsfreund habe sie eilig dahin berufen, da ihr Prozeß spruchreif geworden sei und die Gegner vollzählig zur Stelle wären, um ihren eignen Vorteil zu betreiben. Da dürfe sie nun nicht fehlen, denn obgleich sie zu leben habe, so stünde doch ein Vermögen auf dem Spiel, das sie Ida, dem einzigen Kinde, mit dem ihre dreißigjährige Ehe gesegnet gewesen, unbedingt zu sichern wünsche. Lebhaft bedauerten sie es nur beide, daß sie nicht mehr persönlich von ihm hätten Abschied nehmen können. Wo er denn auch so lange geblieben sei? Woche für Woche hätten sie erwartet, daß er kommen werde. Sie hätten sich wohl gedacht, daß er zu Ende des Herbstes viel Arbeit habe, zuletzt aber schon befürchtet, daß er ernstlich krank geworden sei, und nun müßten sie reisen, ohne darüber Gewißheit zu haben. Sie hätten deshalb daran gedacht, die Reise noch um einen Tag zu verschieben. Aber infolge der Eile, die ihnen geboten wurde, und bei dem elenden Zustand der Wege sei dies nicht mehr möglich gewesen. Es bleibe ihnen also nichts übrig, als sich auf die Zeit ihrer Rückkehr zu vertrösten; sie bäten ihn aber, doch gewiß ein Wort nach der Hauptstadt zu schreiben, und so weiter.

Nachdem Baráty diesen Brief zu Ende gelesen,

legte er ihn langsam vor sich auf den Tisch. Er ahnte nicht, daß die Mutter seine verhängnisvolle Erklärung ohne Idas Einwilligung herausgefordert und daß diese sich nachträglich geweigert hatte, Barátys Bewerbung ohne weiteres anzunehmen. Er wußte nicht, daß erst alle Vorstellungen der Mutter, alle Hinweise auf ihre bescheidenen Vermögensverhältnisse, auf das gutmütige und harmlose Wesen Barátys nach langwierigen Verhandlungen zu der Vereinbarung geführt hatten, Idas Entscheidung von dem Ausgange des Prozesses abhängig zu machen. Er hatte mit der Zeit nur gemerkt, daß sein Ausbleiben nicht eben in dem Maße Besorgnis und Beunruhigung erwecke, als er befürchtete. Anfänglich war er bloß verwundert darüber, allmählich, im Gefühl zunehmender Sicherheit, aber zuweilen fast schmerzlich berührt, daß man ihn so leichthin preisgegeben, daß man der Ursache seiner Zurückgezogenheit nicht einmal nachgefragt hatte.

Der Brief gewährte ihm deshalb gleichsam ein Gefühl der Genugthuung. Manches Wort berührte ihn wehmütig und versöhnlich. Man hatte die Befürchtung ausgesprochen, daß er krank sei. Wer mochte bei seinem Alter wissen, wie bald das geschehen konnte, und ob nicht der schriftliche Gruß einen Abschied für immer bedeute. Nachdrücklich fühlte er sich an den jähen Wechsel alles Irdischen gemahnt und versank in schwermütiges Brüten.

Endlich raffte er sich mit einem Seufzer auf, faltete langsam den Brief zusammen und verschloß ihn in seinem Schranke. Dann klopfte er die Pfeife aus, setzte den Hut auf und ging seinem Tagewerke nach.

Allein er konnte nicht wieder froh werden. ‚Siehe,‘ sagte er sich, ‚so vergeht alles, alles! Fort sind auch diese; wer weiß, ob sie wiederkommen...‘

Oft, wenn er des Abends in seiner Stube saß, wo nichts erklang als das einförmige Ticken der Wanduhr, mußte er fragen, ob er sich nun glücklich nennen dürfe, da er nach allen Irrfahrten wieder dort angelangt war, von wo er ausgegangen, in der Einsamkeit, bei der freudlosen Aussicht auf ein verlassenes Alter.

Er mußte sich gestehen, daß gegen Ida im Grunde nichts vorlag, was seine Besorgnis rechtfertigen konnte, daß auch seine übrigen Bedenken bloße Hirngespinste sein mochten, da es deutlich in dem Briefe stand, daß Ida die einzige Frucht einer dreißigjährigen Ehe gewesen. Er bedachte, daß er alt geworden, ehe er eine derartige Bekanntschaft gemacht, daß er füglich für kein langes Leben mehr zu sorgen habe und daß einige Monate vollen Glückes die wenigen Jahre der Einsamkeit, die ihm noch vergönnt sein mochten, wohl reichlich aufwögen. Ja, manchmal wollte es ihm scheinen, als wäre selbst ein Leben der verdrießlichsten Erfahrungen dem vorzuziehen, das ihm bevorstand, und traurig sprach er dann: ‚Aber es ist so: Gott hat dich zu einem Menschen gemacht, der nichts thun kann, ohne es zu bereuen!‘

Dennoch gewährte es ihm einigen Trost, daß es nun im Grunde noch einmal in seine Macht gegeben sei, zu wählen, was ihm fromme. ‚Ein Federstrich,‘ sagte er sich, ‚und es ist für immer entschieden, so oder so!‘

„Und so nahm er sich vor, während der nächsten Wochen noch einmal reiflich zu erwägen, wofür er sich entscheiden solle, denn bei der Muße, die ihm jetzt vergönnt war, hoffte er gewiß, zu einem festen, unerschütterlichen Entschluß zu gelangen.

Indessen täuschte er sich. Woche auf Woche verstrich, und mittlerweile ging die Zeit des strengsten Winters, die in jenen Gegenden nicht allzu lange zu währen pflegt, ihrem Ende zu. Eines Abends traten die mächtigen Südwinde ein, die den Schnee der Heide oft innerhalb weniger Tage schmelzen, das Erdreich bloßlegen und die ersten zarten Gräser hervorzaubern. Während mehrerer Tage hielt der Sturm an und tobte so heftig, daß das faulende Stroh von dem Scheunendache emporwirbelte, aufflatternde Sperlinge aus dem Gehöft in die Pußta verschlagen wurden und Baráty kein Feuer anzünden konnte, denn der Wind trieb den Rauch in die Stuben oder schleuderte Funken aus dem Schornstein und jagte sie auf dem Hofe umher.

An einem solchen Tage empfand er den ganzen Jammer seiner Schwerfälligkeit.

Er sehnte die Entscheidung herbei, aber so viel er sich auch bemühte, er war doch nicht im stande, darüber ins reine zu kommen, was er thun und was er lassen solle. Wenn er an einem Tage mit dem Entschlusse zu Bette ging, frei zu bleiben, wachte er am andern Morgen mit dem Wunsche auf, Ida festzuhalten, um sich doch gleich wieder glücklich zu preisen, daß er noch einen Tag vor sich habe, um sich die Sache zu überlegen.

Endlich erkannte er doch, daß auch sein beharrliches Schweigen für eine Antwort gedeutet werden mußte und zwar keineswegs für eine höfliche. So bereitete er also unter vielem Seufzen alles zu einem Werke vor, aber die Ausführung desselben verzögerte sich dennoch, denn er wußte schlechterdings nicht, was er schreiben sollte. Es schwebte ihm im allgemeinen ein vorsichtig gehaltenes Schriftstück vor, denn in seiner Not war er auf den Gedanken verfallen, die endgültige Entscheidung abermals zu verschieben und sich mit einigen allgemeinen Versicherungen treuer Anhänglichkeit, mit einigen Andeutungen über die Bedingungen, unter welchen er sich eine glückliche Zukunft in der Ehe versprach, zu begnügen. Jedoch die Wahl des Ausdruckes machte ihm an den entscheidenden Stellen immer wieder die größte Schwierigkeit, er feilte, strich und ergänzte, bis er die völlig unleserlich gewordene Handschrift zerriß, um einen neuen Entwurf zu beginnen, der schließlich doch das Schicksal des vorangegangenen teilte.

In so beschwerlicher Thätigkeit war er eines Nachmittags begriffen, als plötzlich der Wind gedämpftes Gebell des Hofhundes und einige Rufe an sein Ohr brachte. In Gedanken versunken, achtete er nicht darauf und tauchte eben wieder die Feder ein, um fortzufahren, als Joska ohne anzuklopfen eintrat.

Wie gewöhnlich, wenn er etwas zu melden hatte,

stellte er sich in halb militärischer Haltung auf, schwieg jedoch und kraute sich den Kopf.

„Na," sagte Baráty, ohne aufzublicken, „was ist es, Joska? Du wirst, glaube ich, morgen oder übermorgen zur Post gehen müssen."

„Wohl, wohl," versetzte der Alte. „Aber ich — habe — nur sagen wollen, es ist etwas geschehen." Und stockend berichtete er, daß vor kaum einer Viertelstunde ein fremdes Weib an den Hof herangekommen sei, um eigenmächtig und in aller Stille das Thor zu öffnen, worauf sie der Hund, der eben von der Kette los gewesen, angefallen habe. Nun liege sie draußen und jammere, obgleich ihr nicht allzuviel geschehen sein könne.

Sogleich legte Baráty die Feder weg, nahm mit einer leisen Verwünschung seine Mütze und ging hinaus.

Der Wind schlug ihm eine Wolke Staubes entgegen, so daß er zunächst nicht viel sehen konnte.

Als er aber an dem Thore angelangt war, erblickte er zu Pannas Füßen, auf dem Boden halb hingekauert, ein ärmlich gekleidetes Weib, dessen Angesicht und Gestalt ein langes wollenes Tuch verhüllte, das sie wie zum Schutze an sich gezogen hielt. Sie lag, gleichsam zusammengebrochen, auf ein Bündel gestützt, und regte sich nicht.

Bevor Baráty, der sie nachdenklich betrachtete, noch ein Wort sprechen konnte, brach Panna in Anklagen gegen die Fremde aus.

„Herr," schrie sie, „nichts Gutes muß die vorgehabt haben. Das Thor war zugeriegelt, so wahr als ich hier stehe; wie ein Dieb muß sie es geöffnet haben, in der Meinung, daß hier niemand wacht!"

„Schweig jetzt!" sagte Baráty ruhig und wendete sich zu der Fremden.

Diese hatte sich indessen mühsam erhoben und beteuerte schluchzend, daß sie nichts gewollt habe als einen Trunk Wasser. Da sie das Thor nur zugelehnt gefunden, hätte sie es geöffnet und wäre eingetreten, in der sicheren Meinung, daß ihr kein Christenmensch die Bitte abschlagen werde.

Aber jetzt fuhr Panna neuerdings auf. „Wie?" rief sie, indem sie sich hinzudrängte, „von Christenmenschen redest du Lügnerin, du? Ist es vielleicht der Brauch ehrlicher Christenmenschen, vermummt auf die Höfe zu schleichen? Laß sehen, wer du bist!" Und blitzschnell zulangend riß sie der Fremden, ehe diese es hindern konnte, das Tuch vom Haupt und Angesicht hinweg.

Da erblickte Baráty ein noch jugendliches Angesicht, das durch den Ausdruck jähen Schreckens und Zornes, der es durchbebte, nichts an eigenartiger Schönheit verlor. Ein scheuer Blick des Weibes traf ihn, deren Erscheinung ihn jetzt flüchtig anmutete, als wäre er ihr im Leben schon irgendwo begegnet.

Nachdem er sich halbwegs von seinem Erstaunen erholt hatte, wies er Panna mit heftigen Worten hinweg und wendete sich dann neuerdings zu der Fremden, die sich nun, tief erblaßt, wieder zu verhüllen suchte.

Aber während sie noch damit beschäftigt war, begann sie unversehens zu wanken und wäre zu Boden gestürzt, wenn ihr Baráty nicht beigesprungen wäre. Er versuchte, sie aufrecht zu erhalten, vermochte es aber nicht. Hastig rief er die Alten herbei und ließ mit ihrer Hilfe die Bewußtlose langsam zur Erde gleiten.

„Na," rief er, über diese Wendung bestürzt, „was machen wir jetzt?"

Joska kraute sich fluchend den Kopf, Panna dagegen that den Vorschlag, die Ohnmächtige in die Scheune zu tragen und dort mit Wasser zu begießen. Nach langem Nachdenken verfügte Baráty jedoch, daß sie in ein kleines Zimmerchen gebracht werde, das von seiner Wohnung durch den Hausflur getrennt war und unter dem früheren Herrn als Fremdenstube gedient hatte.

VII.

Nun war plötzlich Unruhe auf dem sonst so stillen Hof eingekehrt. Baráty ging aufgeregt umher, die beiden Alten aber schienen von der Wendung, welche die Dinge genommen hatten, wenig erbaut zu sein.

Thatsächlich traf sie einige Schuld an dem Unfall des Mädchens, denn sie hatten das Pochen und Rufen wirklich gehört und besorgten, wenn ihre Fahrlässigkeit zu Tage käme, für den Schaden einstehen zu müssen.

Panna sann darum auf Abwehr. Nachdem sie sich nahezu eine Stunde lang mit dem Mädchen zu schaffen gemacht, meldete sie Baráty, daß die Fremde wieder zum Bewußtsein gekommen, daß ihre Wunde durchaus nichts bedeute und es deshalb rätlich wäre, die Dirne womöglich noch vor Anbruch des Abends vom Hofe zu schaffen.

Doch verfehlte sie ihren Zweck gänzlich. Baráty hörte zwar die Botschaft mit Genugthuung, begann aber Panna alsbald wegen ihrer unchristlichen Gesinnung zu schelten und heftig zurechtzuweisen. Er erklärte, die Fremde auf keinen Fall entlassen zu wollen, bevor sie nicht wieder gänzlich hergestellt sei, und befahl, sie inzwischen auf das sorgfältigste und gewissenhafteste zu pflegen.

Nachdem sich die Alte entfernt hatte, wurde er ruhiger. Er glaubte annehmen zu dürfen, daß die Ohnmacht seines Schützlings mehr eine Folge der Erschöpfung nach langer Wanderung und des erlittenen Schreckens als ihrer Verwundung gewesen sei, und dies war ihm lieb. Von Zeit zu Zeit ließ er sich von Panna Bericht erstatten, und als er gegen Abend hörte, daß die Fremde in tiefem Schlafe liege, freute er sich herzlich. Er ließ sich eine Flasche Wein kommen und ging endlich mit dem Gefühle der Erleichterung hin, um sich die Pfeife anzuzünden.

Wirklich glaubte er über die Wirkung nicht froh genug sein zu können, denn schon hatte er an Polizei und Gerichtsbarkeit, Verhöre und Untersuchungen gedacht. Diese Schreckgespenster schwanden nun, und so glaubte er sich ruhiger Betrachtung, wie er sie liebte, überlassen zu dürfen.


Schreiber chm



Theresa Feodorowna Ries

Die Unbesiegbaren.

Aber das gelang ihm nicht ganz, denn alle Augenblicke überkam ihn ein seltsames Gefühl bei der Vorstellung, daß zu dieser Zeit unter seinem Dache ein schönes junges Mädchen lag und atmete, das unerwartet aus der meilenweiten Einsamkeit des Landes herbeigekommen war, um an der Schwelle seines Hauses niederzusinken.

Bedachte er die Stunde, in der sich das ereignet, die Beschäftigung, in der es ihn unterbrochen hatte, so wollte ihm gar sonderbar zu Mute werden, und der Glaube an wunderbare Mahnungen und Fügungen des Schicksals regte sich wieder in seiner Seele.

‚Es ist wahr,‘ sagte er sich, viel lacht man über Vorurteil und Aberglauben in der Welt. Aber siehe, wer sollte nicht daran glauben, wenn er lange lebt und ihm so etwas geschieht?‘

Schließlich gestand er sich aber doch, daß derlei abergläubische Gedanken sonderbar und seiner nicht ganz würdig wären.

Er schenkte sich also das Glas wieder voll und begann, da es ihm im ersten Augenblick gewesen, als hätte er das Mädchen schon irgend einmal wo gesehen, nachzudenken, wer sie sei und woher sie kommen mochte.

Er konnte es aber nicht ergründen.

Für eine Bettlerin war sie ihm zu jung und rüstig, für ein seßhaftes Bauernmädchen aus der Gegend zu fremdartig in ihrer ganzen Erscheinung, für eine wandernde Taglöhnerin zu fein an Gestalt und Mienen. Am meisten gemahnte sie ihn noch an das Fischervolk der unteren Theiß, dessen Angehörige um die Osterzeit mit Fischen die Marosch heraufgefahren kamen. Aber dies stimmte ihm am wenigsten zu jener Erinnerung. Kurz, er gelangte zu keinem zureichenden Ergebnis, und da es spät geworden war, beruhigte er sich mit der Hoffnung, am kommenden Morgen alles zu erfahren.

Bevor er jedoch zu Bette ging, packte er die Briefschaften und Schreibgeräte, die seit dem Nachmittage noch auf dem Tische lagen, zusammen, warf sie in eine Mappe und sperrte diese in eine der untersten Schubladen des Schrankes ein.

Allein zu Barátys Enttäuschung konnte die Fremde am nächsten Tage das Zimmer noch nicht verlassen.

Panna beteuerte zwar, daß die Schwellung an der Wunde ganz unbedeutend wäre, mußte jedoch die Erschöpfung der Kranken zugeben. Diese habe aufzustehen versucht, sei aber bald wieder zurückgesunken und liege nun dort und lasse alles mit sich thun, ohne ein Wort zu reden.

Hieran änderte sich, zu Barátys wachsender Besorgnis, auch am zweiten und dritten Tage nichts. Mittlerweile trat schönes, windstilles Frühlingswetter ein, und ein unbewölkter Himmel spannte sich über das Land.

Am vierten Tage nun begab es sich, daß Baráty gegen zehn Uhr morgens, aus seinem Weingebiet zurückkehrend, die Fremde plötzlich an den Stufen der Hausthür stehen sah. Er hatte die ganze Zeit her unablässig an sie gedacht, und erfreut hielt er deshalb stille. Sogleich aber machte es ihm den Eindruck, als schicke sich sich an, den Hof zu verlassen, denn sie hatte alle ihre Habseligkeiten bei sich. Das kam ihm höchst unerwartet, denn er hatte sich's schon ausgemalt, wie er während einiger Tage in seinem Zimmer oder vor dem Hause mit ihr plaudern und etliche Zerstreuung haben würde. Sie war gekleidet wie bei ihrer Ankunft, nur trug sie das lange Tuch über die Schultern gehängt, so daß der Kopf frei blieb. Ernst und nachdenklich blickte sie von ihrem erhöhten Standort in die Ferne.

Baráty wurde nicht müde, sie zu betrachten, und je länger die sinnende Schwermut, die aus ihrer Haltung sprach, die ernste Schönheit ihres gebräunten, von dichtem dunklen Haar umrahmten Angesichtes auf ihn wirkte, desto undankbarer schien es ihm, daß sie nun nach empfangener Wohlthat ohne weiteres von ihm gehen wollte.

Als das Mädchen von ungefähr das Haupt nach der Richtung wandte, wo er stand, ging er auf sie zu und sprach sie an.

Vor allen Dingen machte er ihr Vorwürfe, daß sie daran denke, vom Bette weg auf die Wanderschaft zu gehen, und erklärte, daß er dies nicht zugeben würde, solange sie nicht wieder bei Kräften und hergestellt sei.

Langsam schüttelte sie bei diesen Worten den Kopf und sagte, daß sie sich wohl fühle und nicht länger bleiben könne.

Baráty aber legte sein Handwerkszeug beiseite und begann eine Art Verhör anzustellen, das jedoch nicht ohne Schwierigkeit ablief.

Schon seine ersten Fragen, warum sie so schnell aufbrechen wolle, wohin sie zu gehen gedenke, wurden ihm in durchaus unzureichender Weise beantwortet. Er mußte sie mehrmals wiederholen und that es doch immer vergeblich. Je mehr er fragte, desto auffallender widersprachen sich die Angaben des Mädchens, das, anfänglich verwirrt und verlegen, immer ruhiger wurde und ihre ungereimten Aussagen schließlich in einer Weise abgab, als wolle sie den Fragenden ermüden und seiner Zudringlichkeit ein Ende machen.

Nicht besser erging es ihm, als er hierauf zu wissen wünschte, wer sie sei und woher sie komme, obgleich er zu seiner Entschuldigung einfügte, er frage nur so eindringlich, weil er der Meinung sei, als wäre er ihr im Leben schon irgendwo begegnet.

Sie sah ihn flüchtig an, gab wieder die verworrensten Antworten und zeigte schließlich Neigung, weiteren Fragen völliges Schweigen entgegenzusetzen.

So hielt denn Baráty endlich ein und begnügte sich damit, sie stillschweigend zu betrachten.

Während des ganzen Zwiegespräches hatte er die Empfindung gehabt, daß diese schöne, rätselhafte Fremde so recht ein Weib von der Art sei, wie er es von allem Anfang her auf seinen Wegen gesucht. Ein Mädchen, das alle natürlichen Reize ihres Geschlechtes in hohem Maße besaß und nichts, was ihn hindern konnte, sein Geschick dauernd an das ihrige zu binden. Das war dereinst sein Ziel gewesen, und wenn er bedachte, wie weit er davon

abgekommen war, konnte er gar nicht begreifen, wie das hatte geschehen können. Er fühlte sich zwar, dank seinem Verhältnis zu Ida, nicht mehr so frei wie einst, aber während er die regungslose Gestalt ansah, überkam ihn ein heißes Verlangen, auf die verlassenen Pfade zurückzukehren, und plötzlich beherrschte ihn, ohne Rücksicht auf irgend etwas in der Welt, der sehnsüchtige Gedanke: ‚Wenn es möglich wäre, sie bei dir zu behalten!‘

Im Verlaufe der mühsamen Unterredung hatte er außer dem Namen des Mädchens, das Cyrilla hieß, nur noch zu erfahren vermocht, daß sie in die Stadt und nötigenfalls weiterhin habe wandern wollen, um irgend einen Dienst zu suchen.

„Na,“ sagte er jetzt mit einem Seufzer. „Bleiben wir also bei dem. Nicht umsonst habe ich dich um alles das befragt, wahrhaftig nicht aus bloßer Neugierde, sondern weil ich dir gern beistehen möchte, nachdem du hier bei mir zu Schaden gekommen bist. Das ist so, bei Gott! Höre mich also an. Du hast gesagt, du wärest unterwegs gewesen, um einen Dienst zu suchen. Wo, hast du nicht eigentlich gesagt, und vielleicht weißt du es also selbst noch nicht. Wenn das so ist, siehe, so wäre es nicht nötig, daß du in der Welt umherläufst. Arbeit giebt es auch hier, viel und mancherlei, leicht könntest du also dableiben.“

Eine leise Röte flog über die Züge des Mädchens, aber sie hielt den Kopf gesenkt und antwortete nicht.

„Nun?“ sprach Baráty nach einer Weile. „Du überlegst?“ Und da sie noch immer schwieg, fuhr er fort: „Vielleicht scheust du die Feldarbeit? Du brauchst sie nicht zu thun! Oder du denkst — ich weiß es nicht — es ist sehr einsam da und es findet sich nicht so viel Unterhaltung wie in der Stadt . . .“

„Nein!“ versetzte sie ruhig.

„Nun?“ rief Baráty. „Was ist es also — sage!“

„Nicht das!“ erwiderte sie, und nach langem Zögern fügte sie hinzu: „Es ist . . . ich kann . . . jemand ist krank . . . schwer wird mir's, einen Dienst auf lange Kündigung anzunehmen.“ Es war nämlich die Frist für die ländlichen Bezirke weitaus länger bemessen als für das Weichbild der Stadt.

„Denke ich daran?“ rief Baráty froh überrascht. „Wenn es das ist! . . . Kann ich dich binden, da ich doch nur an deinen Vorteil denke und dir ein Schmerzensgeld schuldig bin? Unbesorgt kannst du sein! Ruhig kannst du es annehmen zum Versuch . . . kannst du bleiben, solang du magst und wieder gehen, wann immer du willst! Du sollst nur sehen, daß du es mit Christenmenschen zu thun hast; wie kannst du glauben, daß es anders ist?“

Ueber die ernsten Züge des Mädchens zuckte es wie ein Ausdruck der Befreiung von ratloser und schwerer Sorge. Ihr Atem ging rascher, und endlich sagte sie mit leiser Stimme: „Wenn es so ist, Herr, so kann ich bleiben für eine Zeit und danke.“

(Schluß folgt.)





Theresa Feodorowna Ries, die Büste Mark Twains modellierend.

Theresa Feodorowna Ries.

(Siehe auch die Abbildung Seite 68 und 69.)

Als vor einigen Jahren die Jury des Wiener Künstlerhauses ihren Rundgang durch die Ausstellungssäle machte, charakterisierte ein hervorragender Bildhauer eine der ausgestellten Plastiken mit den Worten: „Das ist die einzige männliche Arbeit in der ganzen Ausstellung." Dieses Urteil hatte dem Erstlingswerk der damals noch unbekannten Russin Theresa Feodorowna Ries gegolten, die seither zu bedeutendem künstlerischen Ansehen gelangt ist. Die heurige Frühjahrsausstellung der Wiener „Secession" brachte ihre Großplastik, die „Unbesiegbaren", womit die Künstlerin wieder ein für ihre Eigenart charakteristisches Werk geschaffen hat, welches sich ihren früheren gedankenreichen Arbeiten: „Die Hexe", „Bist du glücklich, Ebenbild Gottes?" und „Der Tod" ebenbürtig anreiht. Auch dieser Arbeit merkt es niemand an, daß zarte Frauenhände sie geformt haben. Vier enge aneinander gepreßte athletische Gestalten, davon jede mit anderm Gesichtsausdruck, ziehen eine unsichtbare schwere Last aus der Tiefe. Sind es Schiffsknechte, welche mittels eines Taues die Last heben, oder Verbrecher, die in hartem Frondienste ihre Schuld sühnen? Die Künstlerin selbst giebt ihrem Werke eine tiefere Deutung: Die Menschheit, dargestellt in ihren vier Temperamenten, hat die Last des Lebens mühsam zu bewältigen; oft scheint sie zu unterliegen, doch trotz aller Hemmnisse bleibt sie unbesiegbar in ihrer natürlichen Kraft. Man hat diese Plastik sogar mit der Laokoon-Gruppe verglichen, und es ist unleugbar, daß der Ausdruck der Züge und das Muskelspiel in den Armen der vier Athleten, von denen jeder auf andre Art seinen Teil der Arbeit bewältigt, meisterhaft geschildert sind. Auch in ihrem ganzen Aufbau macht die Gruppe den Eindruck künstlerischer Harmonie. Fräulein Ries hat sich auch durch treffliche Porträtbüsten einen guten Namen in der Wiener Gesellschaft gemacht, und wir führen die Künstlerin vor, wie sie die ausdrucksvollen Züge Mark Twains in Thon wiedergiebt.





Angestellte der Ausstellung, morgens früh auf die Eröffnung des Trottoir roulant wartend.

Die Pariser Weltausstellung.*)

Von

Dr. Stefan Epstein.

Originalzeichnungen von P. Kauffmann.

Die Fortbewegung.

Iwan Turgenjew, der große russische Dichter, verstand es, die Schwächen der Deutschen mit liebenswürdigem Spott zu persiflieren. „Der Deutsche," sagt er, „thut nichts ohne System. Er ißt, trinkt und schläft mit System. Ja sogar, wenn es ans Sterben kommt, thut er das auch mit einem gewissen System." Ich mußte mich unwillkürlich an die Worte des großen Russen erinnern, als ich daran ging, unsre Landsleute auf der Weltausstellung zu beobachten. Sie studieren alles mit einer Gründlichkeit, mit einem Zielbewußtsein, als ob sie alle nicht Vergnügungsreisende, sondern samt und sonders Spezialberichterstatter großer Blätter wären, die erschöpfende Berichte haben wollen. Ja sogar die Attraktionen werden von ihnen nach einer ganz bestimmten Marschroute besucht, und so amüsieren sie sich — nach Turgenjew — mit System. Vor einiger Zeit hatte ich Gelegenheit, einen Landsmann in der Ausstellung herumzuführen, und nach acht Tagen kannte er sämtliche Fortbewegungsmittel, alle Wege und Stege des Riesenemplacements gründlicher als ich, der ich nunmehr seit drei Monaten hier sitze. Er wußte ganz genau, zu welchem Punkt der Ausstellung man rascher mit der elektrischen Bahn, zu welcher man besser mit dem „trottoir mobil" gelangt und in welchem Fall man am besten thut, seine Beine zu Hilfe zu nehmen und ruhig zu Fuß zu gehen. Er verstand es, dem Kutscher ganz genau den Punkt anzugeben, wo er halten müsse, damit man dann unnötige Wege innerhalb einer Sektion spare. Durch ihn lernte ich das verwickelte Netz der Kommunikation von, zu und innerhalb der Ausstellung kennen und will nun versuchen, die Sache „mit System" meinen Lesern vorzutragen. Sie werden dabei vielleicht finden, daß das Wort „System" nicht unbedingt mit „Langeweile" zusammenhängt, sondern unter Umständen ganz amüsant sein kann.

In einem meiner früheren Berichte habe ich bereits gesagt, daß sich die Ausstellung eigentlich im Herzen der Stadt befindet. Die zwei großen und voneinander vollständig getrennten Vierecke Marsfeld-Trocadero, sowie Invalides-Champs Elysées sind miteinander durch zwei breite Quais verbunden, die von mehreren Straßen gekreuzt werden. Obwohl sich nun also diese Straßen innerhalb der Ausstellung befinden, sind sie dennoch dem Wagenverkehr freigegeben. Die Zufahrt zu ihnen geschieht vermittelst eigens angelegter Tunnels oder tiefer Ravins, die Kommunikation zwischen den einzelnen Ausstellungsabschnitten vollzieht sich über hohe Holzbrücken, die über die Straße hinweg von einem Teile der Ausstellung zum andern führen. Der Vorteil dieses Verfahrens liegt klar vor Augen. Erstens kann man aus einem Sektor der Ausstellung zum andern gelangen, ohne das Ausstellungsterrain zu verlassen, wodurch ein ganzer Apparat



Auf dem Trottoir roulant.

*) Fortsetzung der Artikel-Serie im vorigen Jahrgang.

von Kontrolleuren, Kontremarken und so weiter erspart wird. Dann aber ist es dem Besucher möglich, mit Hilfe der Tunnels und Ravins von der Stadt aus zu jedem beliebigen Punkte der Ausstellung zu gelangen, anstatt innerhalb ihres Gebietes lange Fußwanderungen unternehmen zu müssen, was bei den weiten Entfernungen durchaus kein Vergnügen ist.

Die Verkehrsmittel zur Ausstellung sind durchaus ungenügend. Die Omnibusse sind auch sonst zu gewissen Stunden des Tages überfüllt, eine Thatsache, die sich gegenwärtig, wo etwa 20000 Angestellte von und zu der Ausstellung eilen müssen, bis zur Unerträglichkeit steigert. Wer nicht weit von der Seine wohnt, thut gut, die Fahrt zur Ausstellung in einem der schmucken „bateaux parisiens" zurückzulegen, die alle fünf Minuten in jeder Richtung verkehren. Aber auch hier wird man mit der Ueberfüllung zu rechnen haben. Bleibt also nur die Droschke, die ja gewiß eine außerordentlich bequeme Institution wäre, wenn es nur keinen Kutscher gäbe, der die Konstellation ausnutzt und unerhörte Preise verlangt. Wohnt man also in der Stadt, was ja beim Fremden zumeist der Fall sein wird, so thut man am besten, die wenigen Minuten bis zur Haupteingangspforte zu gehen.

In der Ausstellung selbst angelangt, hat man Fortbewegungsmittel in Hülle und Fülle. Da sind vor allem die außerordentlich bequemen „fauteuils roulants", Rollstühle, die den Vorzug haben, daß man mit ihnen auch in das Innere der einzelnen Pavillons gelangen kann. Die Führer sind sprachgewandt und haben schon jetzt eine solche Uebung erlangt, daß sie einem alles, was zu sehen ist, vorzüglich erklären, beziehungsweise einen auf alles aufmerksam machen. Schade nur, daß es nicht möglich ist, auch noch auf die Galerie zu gelangen, ohne den Rollstuhl zu verlassen. Aber auch dafür ist vorgesorgt worden. Das ebenso einfache wie geniale Beförderungsmittel, das entschieden früher oder später die Lifts verdrängen wird, nennt sich „la rampe mobile". Sie besteht ihrem Wesen nach aus folgenden wenigen Teilen: einer Rolle im Erdgeschoß, einer Rolle im ersten Stock und einem derben Teppichläufer, der um beide Rollen herumgelegt und hinten wieder zusammengenäht ist, ähnlich wie ein Treibriemen um zwei Räder. Denken wir uns nun die beiden Rollen, die hier die Stelle der Räder vertreten, im selben Sinne in Bewegung versetzt, und zwar so, daß sie sich von dem unten stehenden Beschauer weg bewegen, so wird der Teppich eine darauf befindliche Person langsam bis auf die Höhe der ersten Etage heben und dann ebenso gemächlich auf den Boden setzen. Der Teppich läuft, ebenso wie der Treibriemen, fortwährend und kann auch fortwährend Personen befördern, ohne eine eigne Bedienung zu brauchen. — Ein Gegenstück zu den „rampes mobiles" bildet das „trottoir roulant", das für größere Strecken berechnet ist. Auch hier ist es das Prinzip der Fortbewegung, das aus den „trottoirs roulants" geradezu eine Attraktion gemacht hat. Dieses Prinzip ist dasjenige der stufenweisen Geschwindigkeiten. Die ganze Ausstellung, insoweit sie sich am linken Seine-Ufer befindet, wird von einer Hochbahn umzogen, die in Form einer rollenden Plattform die Strecke von circa 6 Kilometern durchläuft. Die Geschwindigkeit ist ungefähr 10 Kilometer per Stunde, und Stationen giebt es nicht. Es ist aber mit einer gewissen Gefahr verbunden, auf eine



Vor der Station des Trottoir roulant.



Rollstuhl.

Plattform zu springen, die sich, ohne anzuhalten, mit einer solchen Geschwindigkeit bewegt. Diesem Uebel wird nun dadurch abgeholfen, daß der schnellen Plattform eine vorgelagert ist, die um die Hälfte langsamer läuft, wodurch die Geschwindigkeit in zwei Teile zerlegt wird. Wir haben nun eine Plattform zu besteigen, die 5 Kilometer in der Stunde läuft, was ohne jede Mühe möglich ist; sind wir nun oben, so haben wir abermals nur eine Plattform, die 5 Kilometer macht, da wir ja selbst 5 Kilometer laufen und diese Geschwindigkeit von den 10 Kilometern der zweiten Plattform in Abzug bringen müssen. Das „trottoir roulant“ ist in der kurzen Zeit seines Bestehens außerordentlich populär geworden und wird von alt und jung in Anspruch genommen. Am besten thut man, wenn man, auf der zweiten Plattform angelangt, rüstig vorwärts schreitet, wodurch sich die eigne Geschwindigkeit mit derjenigen des Fortbewegungsmittels summiert und man, gemütlich spazieren gehend, seine 15 Kilometer in der Stunde zurücklegt.



Auf dem Trottoir roulant.

Das „trottoir roulant“ umkreist die Ausstellung in der Richtung der Uhrzeiger. Will man also beispielsweise von der Esplanade des Invalides zur Rue des Nations, so begiebt man sich zur Plattform und ist in wenigen Minuten an Ort und Stelle. Ein andres ist es aber, wenn man von der Rue des Nations zur Esplanade des Invalides will. Man müßte dann mit dem „trottoir roulant“ die ganze Ausstellung umkreisen, um zu seinem Ziele zu gelangen. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, zirkuliert eine kleine elektrische Bahn im umgekehrten Sinne der Uhrzeiger. Auch sie erfreut sich einer großen Beliebtheit, die in erster Linie der kühlen und schattigen Anlage zuzuschreiben ist. Dann freuen wir uns aber ganz besonders über die Kühnheit der Bauart: wie die Bahn plötzlich auf hohem Viadukt über eine Straße hinwegjetzt, um dann mit Windeseile in einem Tunnel unter dem Straßenniveau zu verschwinden und hierauf im nächsten Augenblick wieder hoch oben zu schweben, das alles ist außerordentlich schön und interessant. Der Pariser Volkswitz nennt auch schon die elektrische Bahn „les montagnes russes“, nach einer bekannten Pariser Rutschbahn, und fährt einfach zum Vergnügen darauf spazieren. Darin liegt nun allerdings kein System, aber es ist sehr angenehm und erfrischend.



Rollstuhl.





Die Rue des Nations mit einem Bateau-Omnibus.



Empfang der Burendelegation in Paris.

Die Burendelegation in Paris.

Ein besonders festlicher Empfang wurde der Burendelegation, die sich gegenwärtig in Europa befindet, in Paris bereitet. Geleitet vom Senator Pauliat, dem Präsidenten der Liga für die Unabhängigkeit der Buren, und mehreren Abgeordneten und Stadträten, begaben sich die Delegierten am Nachmittag des 10. Juli nach dem Stadthause, wo ihrer eine große Menschenmenge harrte, welche begeisterte Hochrufe auf die Buren ausbrachte. Eine Scene aus diesem Empfange giebt unser Bild wieder. Links (ohne Hut) gewahren wir Chériaux, der im Namen des Generalrats des Seinedepartements die Gäste begrüßte, neben ihm den Burendelegierten Fischer (im grauen Vollbart) und seine Gattin, hinter ihnen, alle an Körpergröße überragend, den Delegierten Wessels. In der Mitte sehen wir den Dolmetscher und Sekretär der Delegierten de Bruyn, hinter ihm rechts den Senator Pauliat.

Das Karl Hase-Denkmal in Jena.



Das Karl Hase-Denkmal in Jena. Von Prof. Seffner.

In Jena wurde am 11. Juli das Denkmal für Karl August von Hase, den berühmten Kirchenhistoriker, enthüllt. An der genannten Universität hat Hase von 1830 bis zu seinem Rücktritt vom Lehramte, 1883, gewirkt, und in Jena entschlief er auch am 3. Januar 1890. Die von Professor Seffner in Leipzig modellierte Büste giebt die Züge des großen Gelehrten lebenswahr wieder.



Generalfeldmarschall Graf Leonhard von Blumenthal.

Seinen neunzigsten Geburtstag feierte am 30. Juli Generalfeldmarschall Graf Leonhard von Blumenthal, der letzte der Paladine Kaiser Wilhelms I. Zu Schwedt an der Oder geboren, erhielt er seine Ausbildung im Kadettencorps, trat mit siebzehn Jahren als Leutnant in das Garde-Füsilierregiment ein und wurde 1848 zum Großen Generalstab kommandiert. Im Stabe des Generals von Bonin machte er als Hauptmann den dänischen Feldzug von 1849 mit und wurde zum Chef des Generalstabs der schleswig-holsteinischen Armee ernannt. 1853 zum Major und 1858 zum Oberstleutnant befördert, wurde er Ende 1863 Chef des Generalstabs des kombinierten mobilen Armeecorps in Schleswig-Holstein und rückte im folgenden Jahre zum Generalmajor auf. Im Feldzuge von 1866 war er unter dem Oberbefehl des Kronprinzen Friedrich Wilhelm Chef des Generalstabs der 2. Armee und ebenso, inzwischen zum Generalleutnant befördert, 1870 Generalstabschef des Kronprinzen als Oberbefehlshabers der 3. Armee. Wiederholt ward er in das Hauptquartier des Königs Wilhelm berufen, um an den Beratungen über den allgemeinen Kriegsplan teilzunehmen, so vor der Schlacht bei Sedan und während der Belagerung von Paris. Nach Beendigung des Krieges wurde er durch eine Dotation von 450000 Mark ausgezeichnet und erhielt 1872 das Kommando des 4. Armeecorps. 1883 in den Grafenstand erhoben, wurde er am 15. März 1888 von Kaiser Friedrich zum Generalfeldmarschall und zum Inspekteur der 4. Armee-Inspektion ernannt. 1892 übernahm er die 3. Armee-Inspektion, die er erst im Frühjahr 1898 niederlegte. Der greise General,

seit langem Ritter des Schwarzen Adlerordens, ist Chef des reitenden Feldjägercorps und des Magdeburgischen Füsilierregiments Nr. 36. Von seinen beiden Söhnen ist der ältere, Graf Albrecht, Generalleutnant und Kommandeur der 19. Division, der jüngere, Graf Friedrich Christian, Major und Kommandeur des Husarenregiments Nr. 14.



Mit Genehmig. von J. C. Schaarwächter, Hofphot., Berlin.
Generalfeldmarschall Graf Blumenthal.

Das Bismarck-Denkmal in Nordhausen.

Das Bismarck-Standbild, das am 1. Juli in Nordhausen enthüllt wurde, ist ein Werk des jungen taubstummen Bildhauers Fritz Schneider in Wilmersdorf bei Berlin. Der Künstler hatte mit diesem Entwurf bei dem Wettbewerb um das auf dem Berliner Königsplatz zu errichtende Bismarck-Denkmal einen ersten Preis von 5000 Mark errungen, aber die Wahl fiel bekanntlich auf den Entwurf von Begas. Das in Bronze geformte Denkmal, das sich auf einem Unterbau aus Granit erhebt, ist 2,80 Meter hoch und zeigt den ehernen Kanzler in der Uniform der Halberstadter Kürassiere, mit langem Mantel über dem Interimsrock und in hohen Kniestiefeln, mit der linken Hand den Pallasch gegen den Boden stemmend, in der rechten Hand eine Schriftrolle, den ausdrucksvollen Kopf behelmt und das Gesicht schräg gewendet, mit scharf ausblickenden Augen, und den Mund wie zum Sprechen bereit. Die Kosten im Betrage von rund 20000 Mark sind durch freiwillige Beiträge aufgebracht worden.

Professor Max Koner.

In seiner Vaterstadt Berlin verschied am 7. Juli Professor Max Koner, der bekannte Porträtmaler. Als Sohn des Geheimen Regierungsrats Professor Wilhelm Koner am 17. Juli 1854 geboren, besuchte er die Berliner Kunstakademie und widmete sich, nachdem er große Studienreisen gemacht, der Bildnismalerei, in der er schnell Erfolge erzielte. Namentlich schuf er seit 1888 zahlreiche Porträts Kaiser Wilhelms II., teils Repräsentationswerke, die den Kaiser in ganzer Figur darstellen — so die Porträts für den Festsaal der deutschen Botschaft in Paris und den Kaiserpalast in Straßburg —, teils Brustbilder von mehr intimer Auffassung, von denen zwei (das eine in der Uniform der Leibgarde-Husaren, das andre in grauem Mantel und Kürassiermütze) besonders bekannt geworden sind. Die Bevorzugung durch den Kaiser brachte es mit sich, daß zahlreiche Mitglieder der Aristokratie sich von Koner malen ließen, und diesem Beispiel folgten die hohen Beamten wie die Gelehrten- und Künstlerwelt. Seit 1890 Lehrer an der Berliner Hochschule für die bildenden Künste, wurde Koner 1892 zum Professor ernannt und im folgenden Jahre zum Mitgliede der Akademie erwählt. Neben der Großen goldenen Medaille von Berlin besaß er zahlreiche andre Auszeichnungen, und erst vor einigen Wochen wurde ihm die goldene Medaille der Pariser Ausstellung verliehen.



Phot. Neuhorst & Lindner, Berlin.
Professor Max Koner.

Karl August Barack.

In dem am 13. Juli nach langem schweren Leiden in Straßburg verstorbenen Direktor der dortigen Universitäts- und Landesbibliothek, Karl August Barack, hat die deutsche Gelehrtenwelt einen ihrer tüchtigsten und berufensten Vertreter verloren. Dem Dahingegangenen war es namentlich zu danken, daß an Stelle der während des deutsch-französischen Krieges vernichteten berühmten alten Straßburger Bibliothek eine neue Büchersammlung entstanden ist, die an Reichhaltigkeit und Glanz ihrer Vorgängerin kaum etwas nachgiebt. Am 13. Oktober 1870 war auf seine Veranlassung hin der denkwürdige Aufruf zur Wiedererrichtung einer Bibliothek in Straßburg erschienen, der von den erfreulichsten Folgen begleitet sein sollte. Im Juli 1871 erfolgte Baracks Berufung nach Straßburg und im folgenden Jahre seine Ernennung zum Vorstande der dortigen neuen Bibliothek. Am 23. Oktober 1827 in



Das Bismarck-Denkmal in Nordhausen. Von Fritz Schneider.

Oberndorf in Württemberg geboren, hatte der Verstorbene seinen ersten größeren Wirkungskreis 1855 als Konservator und Bibliothekar des Germanischen Museums in Nürnberg gefunden. Im Jahre 1860 wurde er als Nachfolger seines Vetters Viktor Joseph Scheffel zum Hofbibliothekar und Verwalter der berühmten fürstlichen Bibliothek in Sigmaringen ernannt. Durch Neuordnung dieser besonders an handschriftlichen Schätzen reichen Büchersammlung, sowie durch Herausgabe eines gedruckten Katalogs derselben, erschloß er der geschichtlichen Forschung ein Quellengebiet, das seither auf das eifrigste ausgebeutet wurde. Das großartige organisatorische Talent, das Barack in Straßburg entfaltete, ist von wesentlichem Einfluß auf die ganze Gestaltung des modernen Bibliothekwesens geworden.





Phot. Ferd. Bauer, Straßburg.

Karl August Barack.

Die Eröffnung des Rosegger-Alpenhauses auf der Pretulalpe.

Zu einer schönen Feier gestaltete sich am 24. Juni die Eröffnung des auf der Pretulalpe (1656 Meter) errichteten Rosegger-Alpenhauses. Aus nah und fern hatten sich zu dieser Feier schon vorher in Mürzzuschlag viele hundert Festgäste eingefunden. Der Aufstieg erfolgte über den „Steinbauer" und Ganzstein zur „Waldheimat"-Hütte. Nach kurzer Rast rief der Hornruf die Teilnehmer zur Bergpredigt auf dem Wiesenplan. In dichten Scharen drängten sich Mädchen, Frauen, Männer, Kinder um den Vikar Kappus, dessen Worte unter dem Eindruck der Naturschönheiten dieser herrlichen Gegend so recht zum Herzen drangen. Wieder ertönte Waldhornklang, zum Aufmarsch mahnend. Ueber üppigen Almboden führte der Weg durch Nadelgehölz, das sich hier schon in geringer Höhe dem Sturmwind wettertrotzig zeigt, empor zur lichten Höhe. Ein in seiner Pracht unbeschreiblicher Rundblick nimmt nun das Auge des Beschauers gefangen. Schon während des Aufstieges zeigten sich die Bergriesen des steirischen Oberlandes, der zerrissene Hochschwab, die Zacken der Rax, des Schneeberges und der Ennsthaler Berge, sowie die runden Formen der mittelsteirischen Alpen, aus denen die kecke Nase des Hochlantsch und der breite Rücken des Schöckels besonders auffallend hervortraten. Im Osten zeigte sich die Verbindung mit dem „Wechsel", dessen stufenförmige Abdachung den lieblichen Ausblick in die Oststeiermark und in das fruchtbare Raabthal Ungarns freilegt. Weit hinaus blickt auch das Auge des Touristen nach dem Süden. Einige hundert Schritte unter dem Hochplateau grüßt das „Rosegger-Alpenhaus", erbaut von der Rosegger-Gesellschaft in Mürzzuschlag, ein auf fester gemauerter Grundlage wohlgefällig gezimmertes Häuschen, das in seiner äußeren und inneren Ausstattung geeignet ist, die Ansprüche aller Touristen vollauf zu befriedigen. Ein Ruf des Entzückens wurde laut, als die Festgäste das liebliche Haus, von dessen Giebel eine mächtige schwarz-rot-goldene Fahne wehte, erblickten. Böllerschüsse boten den Erschienenen den ersten Willkommengruß. Nach einiger Rast und Stärkung erfolgte durch den Obmann der Rosegger-Gesellschaft, Herrn Toni Schruf, die feierliche Eröffnung in Gegenwart von weit über fünfhundert Personen. In schwungvollen Worten feierte der Redner Roseggers Wirken und Dichten für die Waldheimat, für Steiermark, für das deutsche Volk und für den wahren Gottesglauben. Nicht enden wollender Beifall und Heilrufe folgten der Rede. Böller knallten, und Freudenjauchzer der Landleute schallten von Berg zu Thal.



Momentaufn. von Franz Jos. Rehm, Mürzzuschlag

Die Eröffnung des Rosegger-Alpenhauses auf der Pretulalpe.



ıd Müller-Kurzwelly

Buchenwald bei Prerow a. d. Ostsee.


LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY



Die Wallfahrer.

Erzählung aus Oberschlesien

von **Moritz von Reichenbach.**

Auf der blumengeschmückten Kanzel vor der Außenwand der Wallfahrtskirche stand ein Franziskanermönch und predigte in polnischer Sprache: „Die Muttergottes liebt euch alle, die ihr weit aus Galizien und Rußland, wie aus unsern schlesischen Dörfern zu ihr gekommen seid, um aus ihren gesegneten Händen das Beste für euch zu empfangen; denn sie weiß, was euch not thut, wie eine Mutter weiß, was ihr Kind braucht!"

Weithin schallte die kraftvolle Stimme des Predigers über die viel tausendköpfige Menschenmenge hin, die sich in dem schmalen Thal, in dem die Kirche lag, drängte, und die auf den Bergabhängen ringsumher kniete — Kopf an Kopf, Knie an Knie. Und als der Mönch „Amen!" rief, traten junge Bergleute in ihren kleidsamen Feiertagstrachten an das lebensgroße Muttergottesbild heran, das, von weißgekleideten Jungfrauen umringt, vor der offenen Kirchenthür stand. Die Bergleute hoben das Bild an den Tragstangen auf ihre Schultern, und während Posaunen und Pauken erdröhnten, begann die Menge den Weg hinanzusteigen, der von der Wallfahrtskirche bergan zum Kloster führte. Hinter den Trägern des Bildes schritten andre Bergleute, bereit, die Kameraden abzulösen, wenn sie ermüdeten, und die dunkle Schar der schwarzgekleideten jungen Männer war dicht umringt von den jungen Mädchen in ihren weißen Festkleidern.

Andreas Zorka schritt als rechter Flügelmann der Bergleute daher, und seine blitzenden Augen sahen wieder und wieder zu seiner blonden Nachbarin hin, die mit ehrbar ernstem Gesicht neben ihm ging, den Blick auf den Rosenkranz gerichtet, der zwischen ihren kleinen, aber roten Händen hing. Den Händen sah man an, daß sie gearbeitet hatten, und sie paßten zu dem feinen weißen Kleide so wenig, wie dieses Kleid selbst für die zierliche Gestalt der Trägerin gemacht zu sein schien, denn es war überall zu weit und zu lang.

Andreas mußte an die gemalten Engel in der Kirche denken, die auch so rührend unbeholfen in ihren viel zu langen Kleidern aussahen. Trotzdem gefiel die Kleine ihm immer besser, je länger er sie ansah, und jetzt blickte auch sie einmal nach ihm hin und wurde sehr rot dabei, denn schon während der Predigt hatte sie die Blicke des Bergmanns auf sich gerichtet gefunden, gerade als der Pater gesagt hatte, die Muttergottes gäbe jedem das Beste für ihn.

„Aber heut ist es heiß," sagte endlich Andreas leise.

„Ja freilich," antwortete sie.

„Du hast aber ein feines Kleid an," fuhr er fort, „oder bist du gar ein Fräulein aus der Stadt, zu dem ich ‚Sie' sagen muß?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Ich arbeite auf dem Felde; die Tochter vom Gutsherrn hat mir das Kleid geschenkt, weil es ihr nicht mehr paßte, und zu so einer feinen Prozession muß man ein weißes Kleid haben."

„Mir ist's recht, wenn du kein Fräulein bist," meinte er, „meine Mutter wäscht für die Leute."

„Ach, und meine ist schon tot, der Vater hat aber wieder geheiratet, da habe ich es schlecht zu Hause!"

„Wie heißt du denn?"

„Ich bin die Lenka Pador aus Deschwitz."

„Lenka — das ist ein hübscher Name!"

Wieder begegneten sich ihre Blicke, und plötzlich war es Lenka, als läuteten die Glocken, die aus

dem Thale herauf-, und die andern, die von dem Kloster herabklangen, einen wunderschönen Choral, der nur zwei Worte enthielt: „Das Beste, das Beste!“

Da fiel es ihr ein, daß es vielleicht sündhaft sei, bei einer Prozession an etwas andres zu denken als an die lieben Heiligen, und sie fragte den Bergmann: „Wie heißt denn dein Schutzpatron?“

„Ich bin nach dem heiligen Andreas getauft,“ antwortete er.

Da betete Lenka recht inbrünstig zum heiligen Andreas.

Jetzt hatten sie das Kloster erreicht. Die Wallfahrer drängten hinter dem Madonnenbilde in den Klosterhof hinein, denn der Hof war nicht groß genug für alle, viele mußten vor dem Thore stehen bleiben. Sie drängten Andreas und Lenka dicht aneinander. Und wie die beiden jungen Stimmen jetzt in das Wallfahrtslied, das der Vorsänger angestimmt hatte, einfielen, da war es beiden, als hätten sie nur noch eine Stimme und gehörten zu einander. Nach dem Lied kam wieder eine Predigt, und die ganze Zeit standen Andreas und Lenka aneindergelehnt, ihre Wangen glühten, und ihre Blicke tauchten ineinander.

„Liebt die Heiligen und liebt euch untereinander; ein liebevolles Herz, das ist das Beste, was die heilige Muttergottes euch geben kann!“ rief der Mönch, der die Predigt beendete.

Da drückte Andreas Lenka an sich, und als sie aus dem dämmerigen Klosterhofe hinaustraten in den Sonnenschein, da schien es beiden selbstverständlich, daß sie nun zusammenblieben, und Hand in Hand gingen sie zu den Buden, wo es Erfrischungen gab.

Lenka biß mit weißen Zähnen in das Pfefferkuchenherz, das Andreas ihr reichte, und er sah ihr zu und freute sich über sie. Hinter den Buden war ein Gehölz von Buchen und Lärchen, und zwischen den Stämmen lagerten sich die Wallfahrer und verzehrten ihr Mittagsmahl. Andreas und Lenka suchten sich ein Plätzchen unter einer alten Buche, ein wenig abseits von den andern. Vor ihnen lag das Flußthal ausgebreitet wie eine Landkarte, kariert von Feldern und Wiesen, zwischen denen die roten und braunen Dächer der Dörfer sich um die Kirchtürme drängten. Der Herbsthimmel leuchtete blau darüber, nur im Osten stand eine graue Dunstwand.

„Das ist der Rauch von unsern Hütten und Gruben,“ sagte der Bergmann, „dort bin ich zu Hause.“

„Und die Pappeln dort führen zum Gutshofe von Deschwitz, da bin ich her,“ erwiderte Lenka.

Dabei sahen beide sich an und lachten, als hätten sie einander lustige Dinge mitgeteilt.

Als die Vorräte, die Andreas gekauft hatte, aufgegessen waren, saßen die beiden schweigend da und sahen auf die Dunstwand und auf die Pappeln herab.

„Du!“ sagte Andreas plötzlich und faßte Lenkas Hand.

Da setzte Lenka sich ganz dicht neben ihn und legte ihren Kopf an seine Schulter. Und er küßte sie.

„Hast du schon einen Schatz gefunden?“ rief ein vorübergehender Bergmann lachend.

Lenka erschrak so, daß ihr das Herz fast hörbar klopfte, aber Andreas lachte und küßte sie erst recht. Da ließ sie es sich gefallen und küßte wieder — der fremde Bergmann hatte es ja gesagt: sie war der Schatz des Andreas, und wie sie ihm in die blitzenden Augen sah und seinen Mund so warm auf ihren Lippen fühlte, hätte sie es laut hinausjubeln mögen in den Sonnenschein hinein, der die Welt in lauter Gold hüllte: „Das Beste, das Allerbeste, es ist mein, mein!“

Der Tag verging. Lenka hatte nie einen schöneren und kürzeren erlebt!

„Du,“ sagte Andreas am Abend, „das Mädel, das ich heirate, muß aber ein Bett und einen Kleiderschrank und ein paar Thaler Geld haben — das habe ich meiner Mutter versprochen.“

„Mein Gott im Himmel, wo soll ich das denn herbekommen!“ rief Lenka. „Der Vater vertrinkt alles, und die Stiefmutter hat mit den kleinen Kindern zu thun und geht nicht auf Arbeit. Alles, was ich verdiene, nehmen sie mir zu Hause weg; wenn die Frau Inspektor und das Fräulein mir keine Sachen schenkten, hätte ich nichts anzuziehen!“

Da war es plötzlich vorbei mit der Freude des Tages. Lenka weinte, und Andreas machte ein ernstes Gesicht. Endlich sagte er:

„Ich kenne eine Fuhrmannstochter, die geht jedes Frühjahr nach Sachsen auf Arbeit, und wenn sie wiederkommt, bringt sie Betten und Sachen und Geld mit — einen ganzen Haufen Geld.“

Lenka sah ihn an, als verkünde er ihr ein Evangelium.

„Nach Sachsen — ja, ich habe auch schon daran gedacht — aber der Vater wollte mich nicht lassen, denn wenn ich so weit weg wäre, könnte er mein Geld nicht vertrinken, aber ich hätte es besser dort — arbeiten muß man doch überall, und das thue ich auch gern.“

„Nun siehst du, da kannst du dir schnell alles das verdienen, was ich der Mutter versprochen habe, und wenn's ein paar Jahre dauert, so schadet es auch nichts, wir sind doch beide jung und können warten.“

„Ja, aber — wirst du mich auch nicht vergessen?“

„Ach, du Kleine, du!“ Er küßte sie wieder, und sie glaubte und versprach alles, was er wollte, und war glücklich.

Sie gingen nicht mit der Prozession zurück.

Allein, Hand in Hand, schritten sie über die Feldwege den Pappeln von Deschwitz zu.

„Das erste Mal bringe ich mir Betten mit aus Sachsen,“ plauderte Lenka, „das zweite Mal kaufe ich einen Kleiderschrank, und das dritte Mal behalte ich das Geld. Und dann bin ich doch erst zwanzig Jahre alt, das ist noch nicht zu alt zum Heiraten, nicht wahr?“

„Und über den Winter besorge ich dir einen Dienst in der Stadt bei unsrer Grube, und da führe ich dich zum Tanz, da sollst du mal auf schauen!“ sagte Andreas.

Ueber dem Wandern und dem Plänemachen waren

sie müde geworden. Der Vollmond stieg groß und rot hinter den Feldern am Himmel auf, und der Heuduft von den Grummethaufen am Rande der Waldwiese erfüllte die Luft.

„Komm, hier wollen wir uns ausruhen,“ sagte Andreas. „O, wie gut das riecht nach Wald und trockenem Grase — so was giebt es bei uns im Kohlenbergwerk nicht!“

Sie machten sich ein Heulager am Waldrande zurecht und sanken darauf nieder, müde und glücklich, eines dicht an das andre geschmiegt. Der rote Mond lachte auf sie herab, und sie lachten einander zu, bis ihre Lippen wieder aufeinander brannten und sie ihre Müdigkeit vergaßen und nur noch fühlten, daß sie glücklich, über alle Maßen glücklich waren.

Am Morgen kam Lenka mit roten Augen nach Hause. Da gab es Schelte und Aerger. Aber Lenka trocknete ihre Thränen und dachte: ‚Bald gehe ich in die Stadt und dann nach Sachsen, und dann — und dann‘ — sie lachte still vor sich hin und ertrug Aerger und Schelte im Gefühl, daß die Madonna selbst ihr das beste Gut von Himmel und Erde, ihre große Liebe und das Herz des Geliebten geschenkt hatte. Der Brief aber, den sie vom Andreas erwartete, der blieb aus. Woche um Woche verging. Mit unbeholfenen Schriftzügen brachte sie am Ende einen Brief an ihn zu stande, den sie der Post übergab. Wieder vergingen Wochen. Endlich schrieb Andreas, er habe Tagschicht gehabt und sei nur des Abends heraufgekommen, da hätte er sich nicht nach einer Stelle für Lenka umsehen können. Vom nächsten Monat ab habe er Nachtschicht, da sei er am Tage frei, und er würde ihr bald wieder schreiben. Schlimm sei es nur, daß seine Mutter krank wäre und nichts mehr verdienen könnte.

Nun wartete Lenka wieder. Sie kränkelte und hatte an nichts mehr Freude. Endlich wurde ihr klar, wie es um sie stand. Sie konnte keinen Dienst mehr suchen — im Frühjahr würde sie ein Kind haben. Die Stiefmutter schalt und wetterte, der Vater prügelte sie. Sie lief wie eine Verzweifelte den ganzen Tag umher, sie hatte kein Geld, um zu Andreas zu fahren, der Vater hatte ihr alles weggenommen, und die Leute, die sie nach dem Wege zu den Bergwerken fragte, sagten, das sei zu weit, zu Fuß könnte man da nicht hingehen. Dazu fiel Schnee in dichten Massen, und der Wind fegte über die Straßen und heulte um die Dörfer. Wochen, Monate vergingen. Lenka schämte sich, an Andreas zu schreiben — sie wartete — wartete. Eines Tages kam ein Brief von ihm. Er schrieb:

„Liebe Lenka!

Ich kann nicht mehr Dein Schatz sein, meine Mutter ist immer noch krank und quält mich zu sehr. Ich muß etwas für sie thun. Und sie sagt, ich kann nicht so lange warten, bis Du das Bett und den Schrank und das Geld hast. Wenn ich an Dich denke und an die Prozession und an alles, da ist mir grade, wie wenn sie mir mit einem Messer das Herz entzwei schneiden würden. Aber ich kann mir doch sonst nicht helfen und Dir auch nicht. Darum bin ich Dein sehr trauriger Andreas.“

Nachdem Lenka diesen Brief gelesen hatte, ging sie hinaus in den Schnee, die Chaussee entlang, auf der der Wind ihr entgegenblies, bis zum Bahndamm. Und dann lief sie neben dem Bahndamm entlang, in der Richtung der Bergwerke. Mochte es noch so weit sein, einmal mußte sie doch hinkommen! Und hin mußte sie, sie mußte Andreas sprechen. —

Drei Tage später brachten fremde Leute sie auf einem Strohschlitten zu ihren Eltern zurück. Man hatte sie halb erstarrt im Schnee gefunden und in das nächste Dorf gebracht. Dort hatte ein Arbeiter sie erkannt, und der Bauer, der sie gefunden, dachte, daß es immer noch ein besseres Geschäft sei, sie zurückzufahren zu ihren Leuten, als sie zu verpflegen.

Lenka sah mit fieberglühenden Augen um sich — sie erkannte niemand und sprach wirres Zeug durcheinander.

„Sie muß sterben,“ sagten die Leute.

Aber sie blieb am Leben. Nur das Kind unter ihrem Herzen starb, noch ehe es gelebt hatte.

„Wäre sie doch auch gestorben, ein Krüppel bleibt sie doch ihr Leben lang,“ sagte die Stiefmutter zu Lenkas Vater, der so betrunken war, daß er kaum verstand, was sie meinte.

Der Frühling kam mit tausend Blüten.

Lenka war lahm an beiden Füßen. Auf den Händen kriechend, schleppte sie sich vor die Hüttenthür und sah die Sachsengängerinnen vorübergehen, die zur Station wollten. Und ringsum blühten die Obstbäume, und die Vögel zwitscherten, als sei lauter Lust und Freude auf der Welt. Da kroch Lenka in die Hütte zurück, verbarg den Kopf auf dem Stroh ihres Lagers und weinte bittere Thränen.

In der Nacht kam ein Gewittersturm. Ein Kirschbaum voller Blüten wurde umgebrochen. Am Morgen sah Lenka ihn vor dem Fenster liegen. ‚So voller Blüten und doch tot!‘ dachte sie, und ihr war, als sei der Kirschbaum ein Stück von ihr selbst. Aber sie konnte das, was sie fühlte, nicht in klare Gedanken fassen.

Und den Kirschblüten folgten die Rosen und den Rosen das reife Korn.

Die Kirchenglocken läuteten den größten Festtag der Gegend ein. Morgen ging die Prozession aus dem Dorf zur Muttergottes von Poremba.

„Ich gehe mit!“ sagte Lenka. Man lachte sie aus mit ihren verkrüppelten Füßen. Aber schließlich nahm sie doch ein mitleidiger Bauer in seinem Korbwagen mit bis zur kleinen Stadt am Fuß des Wallfahrtsberges.

„Nun mußt du schon sehen, wie du weiterkommst,“ sagte er dort. Sie nickte. Und sie kam weiter, langsam, aber stetig. Sie kroch auf den Händen und Knieen den steinigen Weg entlang bis zur Wallfahrtskirche von Poremba. Dort setzte sie sich am Wegrand nieder und wartete. Es waren schon viele Wallfahrer dort, aber die Bergleute und die Jungfrauen in den weißen Festkleidern fehlten noch. Endlich kamen sie, und Lenka vergaß einen Augenblick ihre kranken Füße und richtete sich auf, um besser sehen zu können; aber vor Schmerz stöhnend, sank sie in die Kniee. Nun wand und drehte sie sich





Wilhelm Schade

Gebrochene Flügel.

hin und her, um zwischen den Menschen die Bergleute sehen zu können, und endlich wußte sie es: der Andreas war nicht darunter.

Der Pater begann seine Predigt; aber vor Lenkas Ohren klangen immer nur die Worte, die sie im vorigen Jahre an dieser Stelle gehört hatte.

„Das Beste für jeden und jede giebt die Madonna. Das Beste, das Beste — o heilige Muttergottes, was ist denn nun das Beste für mich?“ schrie es in Lenkas Herzen.

„Heilige Muttergottes, ich möchte ihn nur ein einziges Mal wiedersehen,“ betete Lenka, „heilige Muttergottes, wenn es noch etwas Gutes für mich geben kann, so ist es das!“

Und als sie jetzt zur Madonna hinüberblickte, war es, als sähen die Augen der Heiligen sie an, gerade sie, unter all den Tausenden. Da wurde es in Lenkas Herzen ruhig.

„Ja, du weißt, was das Beste ist,“ betete sie, „du hast es mir schon einmal gegeben, aber dann ist es mir verdorben worden. Der Schnee — die Menschen — ach, ich weiß ja nicht, wie es kam, daß es so schlimm wurde, aber als du es mir gabst, da war es doch so schön — so wunderschön!“

Nun hoben die Bergleute das Bild auf und trugen es den Berg hinan. Da konnte Lenka nicht mehr mit. Sie saß am Wege und sah dem Zuge nach solange als möglich. Sie vergaß, wo sie war, ihre Seele zog mit dem Bilde und der Schar der Bergleute und der Mädchen. Als sie endlich um sich blickte, da war sie ganz allein auf dem Felde, nur die Glocken läuteten unten im Thale und oben im Kloster. Sie begann zurückzukriechen nach der Stadt, aber der Weg wurde ihr so schwer, so schrecklich schwer. Rote Funken tanzten ihr vor den Augen von der Anstrengung, sie mußte ab und zu liegen bleiben, um Kräfte zu sammeln. Der Weg war lang. Endlich erreichte sie dennoch das Wirtshaus vor der Stadt. Sie mußte sehr lange Zeit unterwegs gewesen sein, denn schon kehrten einzelne Wallfahrer zurück. Ein Bergmann war darunter, und Lenka, die mit keuchender Brust neben der Thürschwelle liegen geblieben war, raffte sich auf, als sie ihn bemerkte. Sie sah so flehend zu ihm auf, daß der Mann in die Tasche griff, um ihr ein Almosen zu reichen.

„Nein, nein,“ keuchte sie, „das nicht, aber sagt mir, wenn Ihr könnt, was aus dem Andreas Zorka geworden ist und warum er nicht bei der Prozession war?“

„Der Andreas Zorka?“ wiederholte der Bergmann. „Ja, meinst du denn den, der im Frühjahr geheiratet hat? Meinst du den?“

„Geheiratet?“ wiederholte Lenka und wurde dabei blaß bis in die Lippen.

„Na ja, die Fuhrmanns Marie, die Sachsengängerin, die sich wunder wie groß that — aber was siehst du mich denn so an? Wenn dich's grämt, kannst du dich trösten! Vor vierzehn Tagen haben wir ihn tot aus dem Schacht heraufgebracht — schlagendes Wetter, weißt du — die Fuhrmanns Marie ist nun eine Witwe!“

Er schritt vorüber.

Am Abend, als der Bauer, der Lenka hergebracht hatte, sich nach ihr umsah, mußte er lange suchen. Endlich fand er sie ausgestreckt hinter einem Holunderbusch, der in der Nähe der Hausthür stand. Er glaubte, sie sei eingeschlafen, und rüttelte sie unsanft. Sie gab kein Lebenszeichen mehr.

Sie holten den Doktor, der zuckte die Achseln und sagte:

„Kein Wunder, an so einem heißen Tage so eine Anstrengung bei so schwachem Körper — Herzschlag, natürlich! Die Leute sind zu unvernünftig!“

Die Tote lag da mit einem sanften Ausdruck von Ruhe und Frieden auf dem blassen, jungen Gesicht, und von fernher erklang das Lied der heimkehrenden Wallfahrer:

„Ave Maria —
Du nimmst die Sorgen,
Du giebst das Beste uns, du bist gut,
Du giebst das Beste, in deiner Hut
Sind wir geborgen!“



Generalleutnant von Lessel.

Generalleutnant von Lessel, der zum Kommandeur des ostasiatischen Expeditionscorps, Formationsort Berlin, ernannt worden, trat im April 1866 beim 2. Garderegiment als Leutnant ein, machte bei diesem Regiment die Kriege von 1866 und 1870/71 mit, besuchte dann die Kriegsakademie und kam 1873 als Oberleutnant in das 27. Infanterieregiment. 1876 wurde er zum Generalstab kommandiert und 1878 als Hauptmann in den Generalstab versetzt, wo er erst im Großen Generalstab, dann im Stabe des III. Corps und der 7. Division thätig war. Im April 1884 wurde er Compagniechef im 30. Infanterieregiment, kehrte aber schon nach 1½ Jahren wieder in den Großen Generalstab zurück, in dem er im November 1885 Major wurde. Er stand dann von 1886 bis 1888 bei der 20. Division und von 1888 bis 1889 beim X. Corps in Hannover. Nachdem er hierauf ein Jahr Bataillonskommandeur im 43. Infanterieregiment gewesen war, wurde er Chef des Stabes des I. Armeecorps. Im Juli 1896 wurde er Kommandeur des 2. Grenadierregiments und im April 1897 Generalmajor und Kommandeur der 28. Infanteriebrigade in Düsseldorf. Vom 8. Oktober 1898 bis 22. Mai 1900 war er mit Wahrnehmung der Geschäfte eines Oberquartiermeisters beauftragt, dann wurde ihm die Führung der 28. Division in Karlsruhe übertragen, an deren Spitze er also nur 1½ Monate gestanden hat.



Generalleutnant von Lessel.

Dr. Mumm von Schwarzenstein.

Als Nachfolger des ermordeten Herrn von Ketteler wurde zum deutschen Geschäftsträger in China der Geheime Legationsrat Dr. Mumm von Schwarzenstein, bisher Gesandter in Luxemburg, ernannt. Seit fast zwanzig Jahren gehört er dem diplomatischen Dienst an, der ihn zuerst auf verschiedene Posten im Auslande berief, so nach Sofia und Bukarest und schließlich nach Washington, wo Dr. Mumm sich eine genaue Kenntnis der amerikanischen Verhältnisse erwarb. Im Jahre 1896 in das Auswärtige Amt zu Berlin berufen, wurde er vielfach mit der Bearbeitung wirtschaftlicher Fragen betraut. Am 3. Januar 1899 wurde er zum Gesandten in Luxemburg ernannt, erhielt jedoch bald die Aufgabe, in außerordentlicher Mission den deutschen Botschafter in Washington, Dr. von Holleben, zu vertreten. Dies geschah gerade zur Zeit der samoanischen Wirren, an deren glücklicher Lösung dem deutschen Diplomaten ein rühmlicher Anteil zugeschrieben wird.



Phot. Erich Sellin & Cie, Berlin.

Dr. Mumm von Schwarzenstein.

Das Flaggschiff „Kurfürst Friedrich Wilhelm" bei der Levensauer Hochbrücke.

Das für China bestimmte Panzergeschwader, bestehend aus den Linienschiffen „Kurfürst Friedrich Wilhelm" (Flaggschiff), „Brandenburg", „Weißenburg" und „Wörth" wie dem kleinen Kreuzer „Hela", verließ am Vormittag des 9. Juli den Kieler Hafen, um durch den Kaiser Wilhelm-Kanal die Fahrt anzutreten. Kaiser Wilhelm wie Prinz und Prinzessin Heinrich beobachteten die Ausfahrt von Bord des bisherigen Flaggschiffs des Ostseegeschwaders „Kaiser Wilhelm II." aus. Schon am frühen Morgen begann Kiels prächtiger Spazierweg, die Düsternbroker Allee, sich mit dichten Scharen zu beleben, und nicht minder zahlreich war die Menge der Schaulustigen an der Holtenauer Schleuse und bei der Levensauer Hochbrücke. In gemessenen Abständen voneinander lagen die mächtigen Panzer auf der Föhrde, bis Punkt acht Uhr sich das erste der auslaufenden Schiffe, die „Hela", in Bewegung setzte. Ihre Mannschaft, wie die der Schiffe der Sachsenklasse, „Sachsen", „Bayern" und „Württemberg",

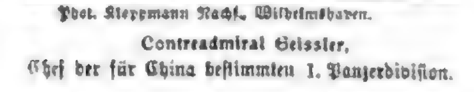


Das Haus der deutschen Gesandtschaft in Peking.



Das Flaggschiff „Kurfürst Friedrich Wilhelm", auf der Fahrt nach China, passiert die Hochbrücke von Levensau.

des „Kaiser Wilhem II." und des Kanonenbootes „Pelikan", an denen die „Hela" passieren mußte, standen in Parade an Bord. Ein kurzes dreimaliges Hurra, das dem auslaufenden Schiff entgegenklang, gab den scheidenden Kameraden das Geleit. Flaggensignale gingen hoch, „Glückliche Reise", „Auf Wiedersehen!" lauteten die Zeichen, die ausgetauscht wurden. Ein dreimaliges Hurra brachte die Mannschaft der „Hela" ihrerseits aus, als sie das Kaiserschiff passierte. Auf dessen Kommandobrücke stand der Kaiser, die Hand salutierend an die Marine-Interimsmütze gelegt, neben ihm die Prinzessin Heinrich, hinter ihm der Prinz. Eine halbe Stunde nachdem der Koloß „Wörth" sich in Bewegung gesetzt, wiederholte sich dasselbe Schauspiel, nur daß die „Wörth" wie die weiteren großen Panzerschiffe den für sie beim Verlassen eines Hafens, in dem die Kaiserstandarte weht, vorgeschriebenen Salut von 33 Schüssen abgaben. Dasselbe Zeremoniell wurde beobachtet, als in halbstündigen Pausen „Weißenburg", „Brandenburg" und „Kurfürst" den Hafen verließen. „Brandenburg" hatte neben der Reichskriegsflagge noch den kurbrandenburgischen roten Adler auf weißem Felde gehißt. Vom Mast des „Kurfürst" wehte als zweite Flagge die des Geschwaderchefs: ein schwarzes Kreuz auf weißem Felde mit zwei schwarzen Kugeln. Die Schiffe wurden nacheinander durchgeschleust und gingen dann in Kiellinie gemeinsam durch den Kanal.



Phot. Kleyemann Nachf., Wilhelmshaven.

Contreadmiral Geissler,
Chef der für China bestimmten I. Panzerdivision.



Oberstleutnant von Arnstedt.



Oberstleutnant von Arnstedt.

Oberstleutnant von Arnstedt, der mit der Führung der Kavallerieabteilung in China betraut ist, hat früher als Schwadronschef dem 9. Husarenregiment in Trier und darauf dem 11. Husarenregiment in Düsseldorf angehört, in dem er 1892 Major wurde. Im folgenden Jahre wurde er zum militärischen Begleiter der beiden ältesten Söhne des Prinzregenten von Braunschweig, der Prinzen Friedrich Heinrich und Joachim Albrecht von Preußen, ernannt und hatte diese Stellung bis zum Januar 1898 inne, um dann dem 17. Husarenregiment in Braunschweig aggregiert zu werden, zu dessen Kommandeur er im August 1898 ernannt wurde. Oberstleutnant ist er seit 27. Januar 1899.



Momentaufn. von Arthur Renard in Kiel.

Besatzung S. M. S. „Hansa", zurzeit vor Taku.

Generalmajor von Kettler.

Der zum Kommandeur der 2. Ostasiatischen Infanteriebrigade ernannte Generalmajor von Kettler ist im April 1866 im Kaiser Alexander-Regiment Offizier geworden. Er machte in diesem Regiment die Kriege 1866 und 1870/71 mit, wurde 1877 Compagnieführer bei der Unteroffizierschule in Ettlingen und kam im Juni 1878 als Hauptmann in das 55. Infanterieregiment, aus dem er neun Jahre später in das 80. Füsilierregiment versetzt wurde. In diesem rückte er 1889 zum Major auf und blieb auch in ihm als Oberstleutnant. Am 22. März 1897 wurde er Oberst und Kommandeur des 162. Infanterieregiments in Lübeck. Erst am 16. Juni dieses Jahres war er Generalmajor und Kommandeur der 5. Infanteriebrigade in Stettin geworden.



Generalmajor von Kettler.

Die Besatzung des deutschen Kreuzers „Hansa“.

(Siehe die Abbildung Seite 89.)

In den Gefechten vor Taku wie in den Kämpfen, welche die unter dem Oberbefehl des englischen Admirals Seymour vereinigte internationale Landungstruppe bestehen mußte, haben sich die abkommandierten Teile des deutschen Kreuzers „Hansa“ besonders ausgezeichnet. Unsre Abbildung giebt die Besatzung des wackeren Schiffes wieder, wie sie vor den mit schweren Verlusten verbundenen Gefechten sich zusammenstellte. Alle haben sich auf dem Vorderdeck vor dem Gefechtsmast gruppiert. Im Vordergrunde steht, an den vier goldenen Aermelstreifen deutlich erkennbar, der Kommandant, Kapitän zur See Pohl, umgeben von seinem zwanzig Köpfe starken Stabe. Zur linken Seite des Kommandanten steht der erste Offizier des Schiffes, Kapitänleutnant Schlieper, der bekanntlich auf dem Marsche zum Entsatze Pekings durch einen Schuß in den Unterschenkel schwer verwundet wurde, zur Rechten Leutnant zur See Franz Pfeifer, später durch einen Ellbogenschuß verwundet. Oberhalb der Offiziersgruppe sitzt, die Arme kreuzweise übereinander, ein Matrose auf einem der größten Schiffsgeschütze, während weiter zur Linken und zur Rechten einige Matrosen es sich auf den 15 Centimeter-Schnellladegeschützen bequem gemacht haben. Ganz im Vordergrunde sind die schweren Ankerketten zu sehen.

Generalmajor von Gross, genannt von Schwarzhoff.

Der neuernannte Kommandeur der 1. Ostasiatischen Infanteriebrigade, Generalmajor von Groß, genannt von Schwarzhoff, trat bei Beginn des Krieges gegen Frankreich beim 2. Garderegiment zu Fuß ein und wurde im November 1870 zum Leutnant befördert. Nachdem er die Kriegsakademie besucht hatte, wurde er 1878 in das Garde-Schützenbataillon versetzt und 1880 zum Generalstab kommandiert, dem er im folgenden Jahre aggregiert wurde. 1882 wurde er Hauptmann im Generalstab. Von 1885 bis 1887 war er zweiter Militärattaché bei der Botschaft in Paris, dann wurde er Compagniechef im 65. Infanterieregiment, kam aber schon nach einem Jahre wieder als Major in den Generalstab, wo er erst bei der 14. Division, dann bei der III. Armee-Inspektion, beim Großen Generalstab und endlich beim X. Corps Verwendung fand. 1894 wurde er Oberstleutnant und Chef des Generalstabs des XIII. Corps in Stuttgart, von wo er 1897 als Oberst und Kommandeur des 94. Infanterieregiments nach Weimar kam. Seit 18. April dieses Jahres war er Generalmajor und Kommandeur der 33. Infanteriebrigade in Altona. Im Jahre 1899 nahm er als einer der Vertreter Deutschlands an den Beratungen der Friedenskonferenz im Haag teil. Erst kürzlich, vor Uebernahme seines neuen Kommandos, hat ihn die juristische Fakultät der Universität Königsberg in Anerkennung seiner hervorragenden Verdienste auf der Friedenskonferenz zum Dr. juris honoris causa ernannt.



Generalmajor von Gross, gen. von Schwarzhoff



Die deutsche Flotte in Ostasien.

(Zu der Abbildung Seite 92 und 93.)

Mit allen nach den chinesischen Gewässern entsandten Schiffen, die zum größten Teil schon an Ort und Stelle eingetroffen sind, besteht das deutsche ostasiatische Geschwader aus insgesamt 28 Kriegsschiffen. Den Kern des Geschwaders bildet die Panzerschiffsdivision, die sich aus den vier Linienschiffen „Kurfürst Friedrich Wilhelm“, „Brandenburg“, „Weißenburg“ und „Wörth“ und dem kleinen Kreuzer „Hela“ zusammensetzt. Die vier Schlachtschiffe bilden seit Jahren die erste Division des Manövergeschwaders und sind neben den neuen Panzern der Kaiserklasse die wertvollsten Schiffe der deutschen Marine. Sie sind von gleicher Größe, haben eine Wasserverdrängung von je 10000 Tonnen, 108 Meter Länge, 20 Meter Breite; ihre Maschinen entwickeln 9000 Pferdekräfte und verleihen ihnen eine Ge-

schwindigkeit von 16 Seemeilen pro Stunde. Die Panzerung besteht aus einem Gürtelpanzer von 400 Millimeter, der sich an den Enden auf 160 Millimeter verringert. An Geschützen führt diese Klasse von Schiffen sechs 28 Centimeter-Kanonen in drehbaren Türmen, sechs 10,5 Centimeter-Schnellfeuerkanonen in der Batterie, zwölf 3,7 Centimeter-Maschinenkanonen hinter Panzerschilden und acht 8 Millimeter-Maschinengewehre.

Als Admiralsschiff für das Geschwader ist der ganz neue Kreuzer, der einzige seines Typs, „Fürst Bismarck" bestimmt. Derselbe hat den gleichen Gefechtswert wie ein Linienschiff; seine Abmessungen sind die folgenden: Deplacement 10650 Tonnen, Länge 120 Meter, Breite 20 Meter; vermöge seiner 13500 Pferdekräfte indizierenden Maschinen hat das Schiff eine Schnelligkeit von 19 Seemeilen die Stunde. Sein großes Kohlenfassungsvermögen von 1000 Tonnen setzt ihn in den Stand, eine Strecke von 6500 Seemeilen zurückzulegen, ohne seine Bunker wieder aufzufüllen. Auch „Fürst Bismarck" verfügt über einen Gürtelpanzer und über eine starke Artillerie, welch letztere folgendermaßen angeordnet ist: vier 24 Centimeter-Schnellfeuerkanonen in drehbaren Panzertürmen, sechs 15 Centimeter-Schnellfeuerkanonen in Kasematten und sechs 15 Centimeter-Schnellfeuerkanonen in Drehtürmen, außerdem zehn 8,8 Centimeter-Schnellfeuergeschütze und zehn 3,7 Centimeter-Maschinenkanonen, meistens hinter Panzerschilden, und auf den Gefechtsmasten noch vier 8 Millimeter-Maschinengewehre. Außer „Fürst Bismarck" gehören zum ostasiatischen Geschwader noch drei weitere große Kreuzer, und zwar die ganz modernen beiden Schiffe gleichen Typs „Hertha" und „Hansa" und ferner die „Kaiserin Augusta". Die ersteren gelten, wenn sie auch eine leichtere Artillerie wie „Fürst Bismarck" haben, für sehr gut armierte Schiffe. Ihre Größe beträgt 5628, beziehungsweise 5900 Tonnen, Länge 105 Meter, Breite 17, beziehungsweise 17,6 Meter. Die Maschinen von 10000 Pferdekräften verleihen dem Schiff eine Fahrtgeschwindigkeit von 18—19 Seemeilen in der Stunde. „Hertha" und „Hansa" haben keinen Gürtelpanzer, sondern nur ein Panzerdeck. Die „Kaiserin Augusta" endlich ist der schnellste Kreuzer der deutschen Marine, verfügt aber über eine bedeutend schwächere Artillerie wie die vorhergenannten. Bei einer Länge von 118 Metern und einer Breite von 16 Metern hat das Schiff ein Deplacement von 6052 Tonnen; die Maschinen entwickeln 12000 Pferdekräfte, die Schnelligkeit beträgt 22 Seemeilen in der Stunde. An Artillerie verfügt die „Kaiserin Augusta" über zwölf 15 Centimeter-Schnellfeuerkanonen, acht 8,8 Centimeter-Schnellfeuerkanonen und acht 8 Millimeter-Maschinengewehre. Zahlreich vertreten ist im ostasiatischen Geschwader die Kategorie der kleinen Kreuzer. Wir nennen zunächst die 1893 vom Stapel gelaufene „Gefion", deren Deplacement bei 105 Metern Länge, 13 Metern Breite 4109 Tonnen beträgt; die 9000 Pferdekräfte starken Maschinen geben der „Gefion" eine Fahrtgeschwindigkeit von 19 Seemeilen in der Stunde; die Armierung besteht aus zehn 10,5 Centimeter-, sechs 5 Centimeter-Schnellfeuerkanonen und acht 8 Millimeter-Maschinengewehren. „Irene", obwohl etwas größer als „Gefion", besitzt nicht denselben Gefechtswert wie dieses Schiff. Ihre Maße sind: 4400 Tonnen Wasserverdrängung, Länge 94 Meter, Breite 14 Meter, Stärke der Maschinen 8000 Pferdekräfte, Schnelligkeit 18 Seemeilen. Von dem neuesten Typ der kleinen Kreuzer (Gazelleklasse) gehören drei Schiffe zum Geschwader. Es sind dies „Gazelle", „Niobe" und „Nymphe"; weitere vier Schwesterschiffe davon sind noch im Bau begriffen. Diese in erster Linie für den Auslandsdienst bestimmten kleinen Kreuzer sind außerordentlich elegant und schneidig geformte Schiffe. Bei der verhältnismäßig großen Länge von 100 Metern haben sie eine Breite von nur 11,8 Metern und ein Deplacement von 2600 Tonnen. Die 8000 (bei „Gazelle" nur 6000) Pferdekräfte entwickelnden Maschinen geben ihnen eine Schnelligkeit von 19—20 Seemeilen. Die Armierung besteht aus zehn 10,5 Centimeter-Schnellfeuerkanonen, vierzehn 3,7 Centimeter-Maschinenkanonen und vier 8 Millimeter-Maschinengewehren. Außer diesen hochmodernen gehören zum Geschwader noch fünf weitere kleinere Kreuzer, davon drei Schwesterschiffe der Bussardklasse, nämlich „Bussard", „Geier" und „Seeadler", sodann die beiden 1887, beziehungsweise 1889 vom Stapel gelaufenen Schwesterschiffe „Schwalbe" und „Sperber". Annähernd gleich groß sind die ersten drei genannten; sie haben circa 1600 Tonnen Gehalt, 76 Meter Länge und 10 Meter Breite. Die nur schwach armierten Schiffe führen noch Takelage und haben einen ganz geringen Gefechtswert, desgleichen die nur 1120 Tonnen großen Kreuzer „Schwalbe" und „Sperber". Immerhin bildet ihre je circa 120 Mann starke Besatzung einen nicht unwesentlichen Teil der deutschen Streitkräfte. Wieder ganz neuen Typs sind die vier Kanonenboote „Iltis", „Jaguar", „Luchs" und „Tiger". „Iltis" unter seinem tapferen Kommandanten, Korvettenkapitän Lans, hat bekanntlich am Bombardement der Takuforts mit teilgenommen. Die Abmessungen dieser kleinen, sehr hübschen Schiffe sind die folgenden: Deplacement 895 Tonnen, Maschinen 1300 Pferdekräfte, Länge 62 Meter, Breite 9,1 Meter. Der geringe Tiefgang von 3,3 Meter ermöglicht es diesen Schiffen, sich auch die chinesischen Flußläufe stromauf zu begeben; ihre Geschwindigkeit beträgt 13 Seemeilen und ihre Artillerie besteht aus vier 8,8 Centimeter-, beziehungsweise zwei 10,5 Centimeter-Schnellfeuerkanonen, sechs 3,7 Centimeter-Maschinenkanonen und zwei 8 Millimeter-Maschinengewehren. Endlich ist dem Geschwader noch eine Division der neuen Hochsee-Torpedoboote beigegeben (S 90 bis S 94). Chef des Geschwaders ist der Vizeadmiral Bendemann, der seine Flagge auf dem großen Kreuzer „Fürst Bismarck" setzt. Zweiter Admiral ist der Contreadmiral Geißler. Der dritte Admiral endlich ist der bisherige zweite Admiral des schon in China befindlichen Geschwaders, Contreadmiral Kirchhoff. Das Gesamtdeplacement sämtlicher Schiffe beträgt 98795 Tonnen, die Gesamtartillerie besteht aus 32 schweren, 167 mittleren und 262 leichten Geschützen, die Gesamtbemannung aus 7256 Köpfen.

Georg Martin.





Torpedokreuzer S. 90 bis S. 94.
Linienschiff „Wörth".
Linienschiff „Weißenburg".
Linienschiff „Brandenburg".
Linienschiff „Kurfürst Friedrich Wilhelm".
Kl. Kreuzer „Hela".

Kl. Kreuzer „Seeadler".
Kanonenboot „Iltis".

Kl. Kreuzer „Geier".
Gr. Kreuzer „Kai
Gr. Kreuzer

Die deutsche Flotte in Ostasie



Kl. Kreuzer „Bussard". Kl. Kreuzer „Gazelle". Kl. Kreuzer „Niobe". Kanonenboot „Jaguar".
...la". Kl. Kreuzer „Schwalbe". Kanonenboot „Tiger". Gr. Kreuzer „Hansa".
...nard". Kl. Kreuzer „Sperber". Kanonenboot „Luchs".
...ertha". Kl. Kreuzer „Nymphe". Kl. Kreuzer „Gefion".
Kl. Kreuzer „Irene".

...riginalzeichnung von G. Martin.



Hauptgebäude.

Wellesley-College. 

Ein Frauencollege in Nordamerika.

Von **Margarete Müller.**

Motto: „Incipit Vita Nuova.
Dante.

Es ist Schluß der großen Ferien und ein heißer Tag. Ich steige in Worcester, Massachusetts, in den von New York kommenden Jagdzug, der heute ausnahmsweise an meinem Bestimmungsorte, der kleinen Station Wellesley, fünfzehn englische Meilen vor Boston, anhalten wird. Der Zug ist fast überfüllt. Eine Menge bekannter Gesichter grüßt mich, während ich den endlosen Mittelgang der Wagen entlang schreite, um mir einen Platz zu suchen Aus beinahe allen Himmelsgegenden sind die jungen Studentinnen hier versammelt, um sich wieder zu angestrengter Arbeit ins College zurückzubegeben. Da ist die temperamentvolle, graziöse Südländerin, neben ihr die energische freie Tochter des „wilden Westens", weiterhin die in sich zusammengefaltete, steifleinene Neuengländerin — sie alle haben sich nach drei Monate langem Zusammenleben mit Eltern und Geschwistern in mehr oder weniger trüber Stimmung von diesen trennen müssen, um in die korrekten Arme ihrer Alma mater zurückzukehren.



Studentin in akademischer Tracht.

Doch wie schwer auch manchen der Abschied von der Heimat geworden sein mag, wie wenig begeistert sie ihre lange Reise vom fernen Süden und Westen her angetreten haben mögen — sobald der Zug an der letzten kleinen Station vor Wellesley vorbeigeflogen ist, spannen sich die Gesichter, leuchten die Augen in freudiger Erwartung. Wenn dann endlich das Hauptgebäude des College hinter den Baumgruppen und Hügeln des Parkes auftaucht, da hält sich die frohe Begeisterung der Mädchen kaum, und es ist ein Glück, daß fast in demselben Augenblicke der Zug anhält.

Nun entlädt sich aus allen Wagen ein Strom von weiblicher Jugend in die bereit stehenden gelben Omnibusse, in die vielen Ein- und Zweispänner, um für vierzig Pfennig lebend oder tot ins College transportiert zu werden. Ein Teil der jungen Mädchen, die ärmeren und sparsamen, ziehen es vor zu gehen, und diesen wollen wir uns anschließen.

Wir gehen durch die Bahnhofsanlagen auf der breiten, von herrlichen alten Ulmen beschatteten Hauptstraße des Ortes Wellesley entlang, bis wir nach etwa zehn Minuten eines der malerisch mit Wein umrankten Pförtnerhäuschen am Südeingang des vierhundert Morgen Landes umfassenden College-Parks erreichen. Wir lassen die von hier aus nach dem Hauptgebäude führende schöne Wagenallee rechts liegen und wenden uns nach links, wo wir auf dem Fußwege an dunkeln Tannengruppen, an Obstgärten, dem Gewächshaus und der alten Farm vorbei an den reizvollen Waban-See kommen, von dessen gegenüber-



Ein Empfangssalon.



Ecke eines Studierzimmers.



Studentinnen beim Rudersport.

liegenden Ufern die Schlösser reicher Nabobs auf ihren Hügeln sich im Wasser spiegeln. Rechts vor uns auf einer Anhöhe im Park liegt das stattliche Stone Hall, der Wohnplatz von neunzig Studentinnen, dann folgen die am See gelegenen Sportfelder, auf denen in kurzen Röckchen und Pluderhosen die Mädchen während der warmen Jahreszeit turnen oder athletischen Sport treiben. Weiterhin schreiten wir an der neuerbauten gotischen Kirche vorbei und an der Musikhalle, wo im Sommer zum Schrecken aller Passanten bei geöffneten Fenstern auf Klavieren, Orgeln, Violinen, Stimmbändern, Banjos und so weiter zugleich geübt wird. Eilig schlüpfen wir an diesem auch in seiner Ruhe unheimlichen Marterkasten vorüber und verlangsamen dann unsern Schritt, um durch ein kleines Gehölz zu gehen, das mit seinen prächtigen Rhododendren, dem lieblichen kleinen Longfellow-Teich und den vielen grauen Eichhörnchen, die graziös in den Bäumen und auf dem Wiesengrund herumspringen, ein Juwel an landschaftlichem Reiz ist.

Und nun stehen wir am Fuße des höchsten Hügels im Park, von dessen Plateau das imposante College-Hall, das Hauptgebäude, in die Lande schaut. Der Weg zu diesem Tempel der Wissenschaft ist nicht leicht — er geht über eine Treppe, die wegen des Gestöhnes der Steigenden und auch der treffenden Symbolik halber die Seufzertreppe genannt zu werden verdient. Doch nur Mut — gleich sind wir oben und haben dann, was wir wollen: einen Rundblick über den sammetgrünen „Campus" hinweg auf den konzentrischen Kreis der Hügel mit ihren Villen und sonstigen zum College gehörigen Gebäuden. Unter letzteren zeichnet sich durch seine hohe Lage und reingriechische Architektur besonders das Kunstgebäude aus, das wie ein weißer Marmorpalast hinter einer grünen Mauer von Bäumen hervorschimmert, während uns die auf dem gleichen Plateau liegenden, im Stil der Königin Anna gehaltenen Villen durch ihre warmen Farbentöne anheimeln. Thalwärts gleitend, ruht der Blick mit Wohlgefallen auf einem der Häuser, die sich die sogenannten litterarischen Verbindungen gebaut haben — es ist dies das nach dem Muster des Shakespeare-Hauses in Strattford on Avon errichtete Heim der Shakespeare-Verbindung.

Und ringsumher, überall wohin sich das Auge wendet, die herrlichsten Tannen, Laubbäume von seltener Art und stolzem Wuchs, Wiesen in leuchtendem Grün, und über dem allen ein Himmel, der in seinem tiefen Blau den Vergleich mit dem Himmel Süditaliens nicht zu scheuen braucht.

Allmählich sind wir auf unsrer Wanderung um das Hauptgebäude bis an dessen Haupteingang gelangt und treten nun in die kühle Halle. Ueberraschend schön ist der Eindruck derselben mit ihren schlanken Granitsäulen, ihren Oelbildern und Statuen, dem Marmorbassin mit großem Palmenbeet in der Mitte, an dessen herrlichen Exemplaren das Auge bis an die Galerie des ersten Stockes schweift und von da weiter bis zum Glasdach im fünften Stock, durch das man Sonne, Mond und Sterne scheinen sehen kann.

Auf einer flüchtigen Wanderung durch den 475 Fuß langen und 150 Fuß breiten Baukoloß bemerken wir im fünften Stock, wohin wir uns gleich per Fahrstuhl expedieren lassen, den großen Deklamationssaal, in dem unter anderm auch der 200 Mitglieder zählende deutsche Wagner-Verein

seine Sitzungen hält. Falls eine Studentin bei der Hand ist, die kraft ihrer Mitgliedschaft einen Schlüssel besitzt, dürfen wir auch den Saal besichtigen, den sich zwei der litterarischen Verbindungen äußerst wohnlich und geschmackvoll hergerichtet haben. Nach einem Blick in die langen, mit Koffern und Kisten gefüllten Bodenräume gelangen wir zu den zoologischen Laboratorien und Museen, und von diesen in die Physiksäle, die Räume für experimentelle Psychologie und die dunkeln Photographiekammern. Im vierten und dritten Stock fallen uns neben den hübschen Zimmern der 250 verstreut im Hause wohnenden Studentinnen besonders die weiten, hellen Hörsäle auf, mit entzückender Aussicht auf den See und die bewaldeten Anhöhen. Im dritten Stock ist auch das Hospital, das Reich der Gesundheitsbeamtin und der Krankenpflegerinnen; hier befindet sich ferner die zwei Stockwerke hohe „Kapelle", eine Art Auditorium, in dem die 700—800 Studentinnen täglich zur Morgenandacht erscheinen müssen, und wo sonntäglich ein Gottesdienst stattfindet, zu dem berühmte Prediger aus allen protestantischen Kirchen des Landes herangezogen werden. In dieser sogenannten Kapelle musizieren auch an den häufigen Konzertabenden berühmte Tonkünstler, wie zum Beispiel Niekisch, Scharwenka, Max Heinrich, die Henschels, Frau Gadski und so weiter, und hier haben Geistesgrößen wie Longfellow, Matthew Arnold, Henry Drummond, Coquelin und andre Vorträge gehalten. Im zweiten Stock ist die mit allen modernen Errungenschaften der Hygiene ausgestattete Turnhalle bemerkenswert, zu ebener Erde endlich befinden sich die Eßsäle, die Bureaux für Post- und Telegraphendienst, die offizielle Papier- und Buchhandlung des College, die reichhaltige, 50000 Bände starke Bibliothek, die Lesezimmer, die Empfangsräume und — das schönste im ganzen Gebäude — das Konferenzzimmer für den aus 86 Damen und 10 Herren zusammengesetzten Lehrkörper.

In diesem Zimmer, einer Perle der Dekorationskunst, ist gerade afternoon-tea, wie immer von vier bis fünf Uhr nachmittags, und wir treten ein, um uns einigen der dort gemütlich Thee trinkenden weiblichen Gelehrten vorzustellen. Als glänzendster Stern an diesem Himmel ausgezeichneter Frauengeister fällt uns gleich eine Dame anfangs der vierziger auf — eine junonische Gestalt, die alle andern um Hauptеslänge überragt, auf deren gewinnenden Zügen jedoch eine liebreizende Mütterlichkeit liegt, vermischt mit weiser Klugheit und feinem Lebenstakt. Es ist dies die von Lehrerinnen und Studentinnen gleich hochverehrte Präsidentin von Wellesley, Miß Caroline Hazard. Als Erbin von Millionen hatte sie ihr Leben schon seit Jahren der Menschheit



Einfahrt mit Pförtnerhäuschen.

„zu freiem Dienst gewidmet", ehe sie im letzten Herbst ihren jetzigen, verantwortungsreichen Posten übernahm. Von ihr lassen wir uns jetzt bei den andern Damen einführen, bei den durch ihre Lehrthätigkeit oder ihre Schriften in Amerika rühmlichst bekannten Professorinnen des Englischen, der vergleichenden Philologie, der Philosophie, der Nationalökonomie, der Mathematik, der Zoologie, der Physik, der Chemie, der Botanik, des Griechischen, Lateinischen, Deutschen und so weiter. Viele von diesen Damen haben sich auf deutschen, schweizerischen oder auch amerikanischen Universitäten den Doktorgrad erworben, doch ist es nicht guter Ton, sie bei ihrem Titel anzureden, wie dies denn überhaupt nur in streng offizieller Anrede gebräuchlich ist.

Diese gelehrten Damen nun sind fast alle mit feinem Geschmack gekleidet, auch lachen und schwatzen sie über ihren Théetassen so natürlich und harmlos, daß es einem schwer fällt, in ihnen Abkömmlinge des Geschlechts der Blaustrümpfe zu erkennen. Zwar können sie, wenn die Gelegenheit es erfordert, auch einen „männlichen Ernst" zeigen, wie zum Beispiel bei ihren Vorlesungen oder den streng parlamentarisch geführten wöchentlichen Konferenzen, aber der letzte Verdacht wirklicher Blaustrümpfigkeit würde selbst dem fanatischsten Anhänger des alten „Ewigweiblichen" vergehen und einem behaglich breiten Schmunzeln weichen, wenn er diese selben gelehrten Damen zum Beispiel urkomische Parodien Maeterlinckscher Dramen vor den Studentinnen zum besten geben oder sie in kurzen Kinderkleidchen die Haydnsche Kindersinfonie aufführen sehen könnte.

Ein lauschiges Plätzchen im Park.

Derlei Scherze gehen meistens am Sonnabendabend vor sich, und zwar in einem Lokal, das an Originalität nichts zu wünschen übrig läßt. Es ist dies die riesengroße sogenannte „Scheune", in der vor Jahren, als das College noch seine eignen Milchquellen hielt, zahlreiche Kühe ihren Wohnstand hatten. Diese ist nun aber für eine gesellige Vereinigung, die sich „Barn-Swallows" (Scheuneschwalben) nennt, inwendig so hübsch getäfelt und mit Parkettfußboden, elektrischem Licht, einer Bühne und Ankleidezimmern versehen, daß nur noch das Aeußere des Gebäudes den plebejischen Ursprung verrät. Hier halten die Verbindungen ihre Tanzkränzchen, die an Weiblichkeit nichts zu wünschen übrig lassen, da das Tanzen mit Herren in den Grenzen des College vorläufig noch verboten ist. Hier werden auch großartige Kostümfeste arrangiert oder Theaterstücke in englischer, französischer und deutscher Sprache aufgeführt, und hier hält auch die sich ernster Arbeit befleißigende politische Verbindung der „Agora" alljährlich ihre große öffentliche Debatte.

Letztere hatte dieses Jahr, natürlich unter Beistand der Geschichtslehrerinnen, eine Senatssitzung veranstaltet, in der von fingierten Senatoren für und gegen die Annexion der Philippinen diskutiert wurde; voriges Jahr hielt man eine Arbeiterversammlung und erörterte die Frage des Arbeitsschutzes; von sonstigen Verhandlungen ist mir noch eine Parlamentssitzung im Gedächtnis, an der „Gladstone" sich mit einer ausgezeichneten Rede für die home-rule der Irländer beteiligte. Vor etlichen Jahren, als die Frage der Silber-



Eine litterarische Verbindung am Wellesley-College. (Die Seniors in akademischer Tracht.)

oder Goldwährung die Gemüter heftig bewegte, wurde diese von „Gold- und Silbermännern" in der Agora so glänzend beleuchtet, daß ein anwesender Berichterstatter für die Rede eines Mitglieds gegen die Silberwährung behufs Veröffentlichung sofort 200 Mark bot. Beiläufig bemerkt ist diese selbe junge Rednerin jetzt nach mehrjährigen juristischen Studien ein erfolgreicher Advokat in New York.

Eine andre Verbindung, deren Mitglieder in ihren Mußestunden für die Bildung und Erbauung ihrer Mitstudierenden beflissen sind, ist die schon erwähnte Shakespeare-Society, die jeden Sommer auf dem sanft ansteigenden Wiesengrün am Longfellow-Teiche bei Mondlicht und elektrischer Beleuchtung ein Lustspiel Shakespeares zur Aufführung bringt. Letzten Sommer war's der „Sommernachtstraum", den man so stimmungsvoll selbst auf den ersten deutschen Bühnen kaum sehen könnte.

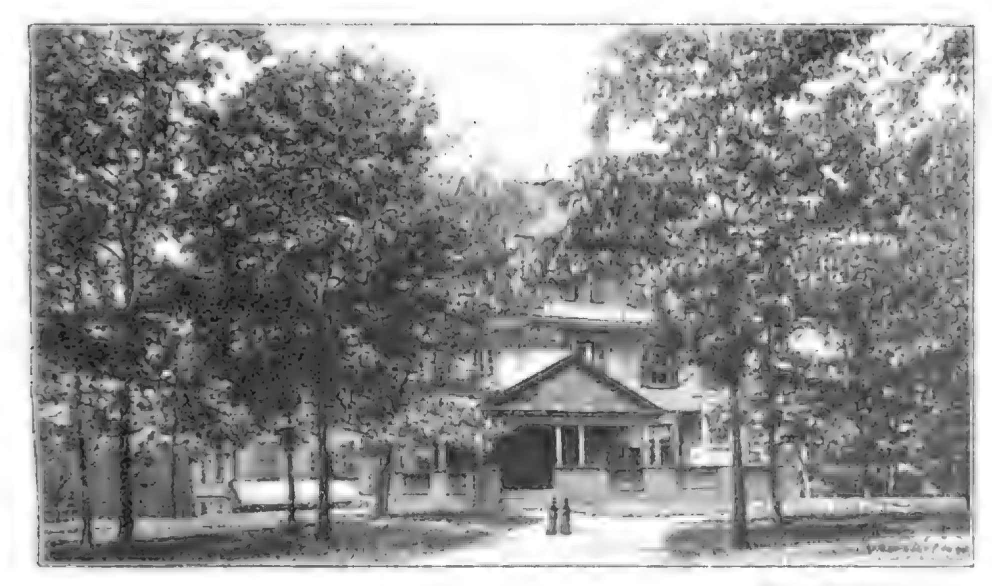
Im chemischen Laboratorium.

Die übrigen vier Verbindungen wollen sich hauptsächlich amüsieren und vertiefen sich nur so weit in Litteratur und Kunst, als es sich mit diesem Zweck verträgt.

Wie die Studentinnen für die in ihren Verbindungen verlangten Extraarbeiten immer noch Zeit finden können, ist ihren Lehrerinnen oft ein Rätsel, besonders uns Deutschen, die wir gewohnt sind, alles recht gründlich



Stone Hall mit Parkansicht.



Ein Wohnhaus.

und daher in langsamerem Tempo zu machen. Aber das erzieht eben Amerika seiner Jugend an: den schnellen Blick für das Wesentliche — so daß einem manchmal bei der raschen Auffassungskraft angst und bange wird — und die Fähigkeit, das so Erfaßte in einer leichten, gefälligen Form wiederzugeben. Daß dabei oft die uns Deutschen fast überheiligen Eigenschaften der Gründlichkeit und Tiefe, der Liebe auch für das Unscheinbare und Kleine zu kurz kommen, läßt sich nicht wegleugnen. Hieran liegt es auch wohl, daß es so schwer hält, die amerikanischen Durchschnittsstudenten zum Beispiel für philologische Fragen zu interessieren, wie denn auch in Wellesley-College unter anderm die gotischen, mittelhochdeutschen, angelsächsischen Vorlesungen wenig populär sind.

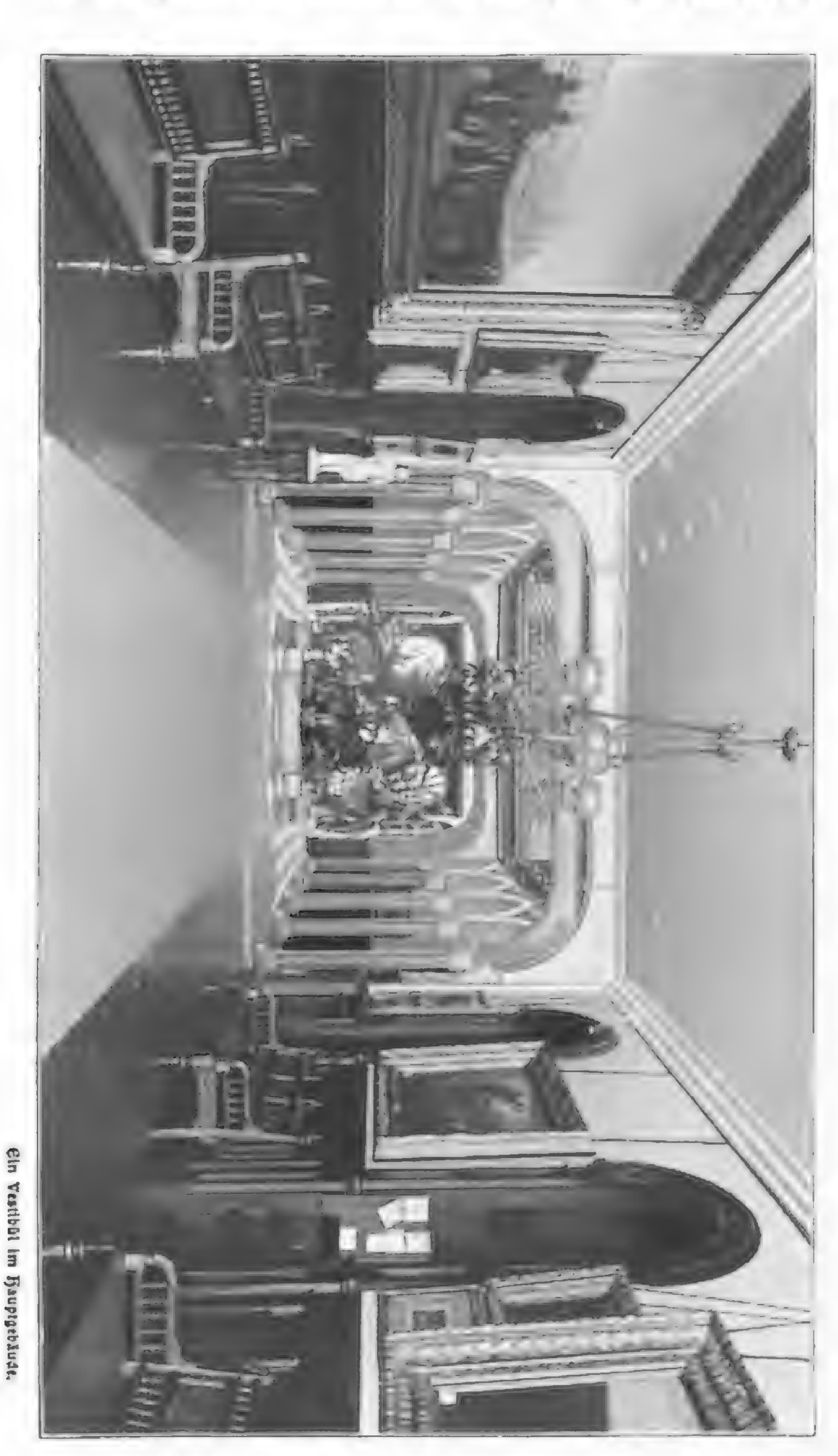
Ueber Mangel an Lerneifer kann man aber im allgemeinen nicht klagen, im Gegenteil ist das geistige Menu, das sich manche Schülerinnen zusammenstellen, ein recht schweres und heterogenes. Ganz freie Wahl haben die Studierenden glücklicherweise nicht, sondern sie müssen nach ihrem Eintritt in die Anstalt, wie auch in den Jahren vorher, ein gewisses Pensum von bestimmten Studien absolviert haben, ehe sie ihren individuellen Neigungen folgen können. Unter den zum Eintritt verlangten Vorstudien stehen obenan die Mathematik, und zwar Algebra und Geometrie, wie auch drei Sprachen, von denen die eine Latein sein muß. Im Lateinischen müssen die Kandidatinnen unter anderm vier Bücher des Bellum Gallicum, sieben Reden des Cicero wie sechs Bücher der Aeneide gelesen haben, im Griechischen wird Kenntnis von Xenophons Anabasis verlangt und von drei Büchern der Ilias; im Deutschen und Französischen die Fähigkeit, sich einigermaßen in der fremden Sprache ausdrücken, sowie Schillersche, beziehungsweise Racinesche Dramen übersetzen zu können. Mathematik, und zwar Stereometrie, höhere Algebra und Trigonometrie, ist auch im ersten Collegejahr obligatorisch, daneben müssen für je ein Jahr die folgenden Fächer belegt werden: englische Sprache, Philosophie (das heißt Ethik und Psychologie), Bibellehre, Gesundheitslehre, eine fremde Sprache und zwei Naturwissenschaften. Das Maximum an Stunden, die eine Studentin belegen darf, ist fünfzehn die Woche. Das Programm einer Schülerin in ihrer vierjährigen (mit Musik fünfjährigen) Studienzeit, während welcher sie über die vier Rangstufen: Freshman, Sophomore, Junior, Senior bis zum B. A., das heißt Bachelor of Arts steigt, muß neben den erwähnten obligatorischen Studien ein bestimmtes Fach (Hauptfach) in vierjähriger, ein Nebenfach in zweijähriger Folge aufweisen. Uebrigens ist es charakteristisch für den Lehrplan eines College, daß derselbe sowohl Gelegenheit für ein engeres Fachstudium bietet, wie auch eine mehr allgemeine Bildung ermöglicht.

Die in Wellesley meist belegten Collegs sind die in englischer Litteratur, Deutsch, Philosophie, Griechisch, Chemie, Zoologie, Kunstgeschichte und Pädagogik. Deutsche Leser wird es interessieren zu hören, daß Deutsch von der überwiegenden Mehrheit der Studentinnen gewählt wird, so daß die fünf deutschen Lehrerinnen immer vollauf zu thun haben. Leiterinnen des „German Department" sind Professor Carla Wenckebach und die Verfasserin dieser Skizze. Fräulein Wenckebach wirkt schon seit fünfzehn Jahren in ihrer Stellung und hat während dieser Zeit durch ihre hervorragenden Leistungen als Lehrerin und als Verfasserin von zum Teil ausgezeichneten deutschen



Die Kunsthalle.

Textbüchern nach Aussage eines bekannten amerikanischen Schulmannes mehr gethan für das stetig wachsende Interesse der Amerikaner am Deutschtum, als irgend ein andres einzelnes Individuum in den Vereinigten Staaten. Durch das Ehrendiplom, das ihr im Jahre 1894 vom Preisausschuß der Weltausstellung in Chicago für ihre Schulbücher zugesprochen wurde, hat das Land auch offiziell ihre hohen Verdienste um den deutschen Unterricht anerkannt.



Ein Vestibül im Hauptgebäude.

Die Schülerinnen beginnen das Studium des Deutschen in Wellesley oder sie kommen mit einer zwei- bis dreijährigen — oft recht schlechten — Vorbereitung zu uns. Dann geht ein Jahr darauf hin, sie einzudrillen und für die Litteraturklassen vorzubereiten. Sie studieren darauf an der Hand der „Edda" und andrer Hilfsquellen germanische Mythologie und Heldensage, ferner lesen sie die Hauptwerke von Goethe und Schiller und haben daneben deutsche Litteraturgeschichte und Grammatik. Weiter steigend wird ihnen Gelegenheit gegeben, sich in Gotisch, Althochdeutsch und Mittelhochdeutsch zu vertiefen, in den Faust, den sie nach gründlichen Quellenstudien ganz lesen, in Schillers ästhetische Schriften und in die Werke der neuen und neuesten Litteraten, wie zum Beispiel Sudermann und Hauptmann. Die Vorträge und Diskussionen finden in deutscher Sprache statt, wie denn überhaupt der ganze Unterricht auf modernster neusprachlicher Methode fußt.

Nach erlangter Ausbildung widmen sich viele der jungen Bachelors — vielleicht vierzig Prozent — dem Lehrerberuf, die meisten jedoch sind befriedigt, wenn sie ihren B. A. in der Tasche haben: sie gehen dann in ihre Heimat — manchmal nach Texas, Kalifornien, Hawaii, Japan, Indien und so weiter — zurück, verheiraten sich oder machen sich nützlich als Töchter des Hauses, als Krankenpflegerinnen, Missionärinnen, Journalistinnen und

so weiter. Eine geringe Anzahl bleibt in Wellesley, um sich nach weiteren Studien ihren M. A. (Master of Arts) zu erringen und dann auf den großen Universitäten des In- und Auslandes den medizinischen oder philosophischen Doktorgrad zu erwerben.

Das Motto des College ist: Non ministrari, sed ministrare (Matth. 20,28), das auf seinem offiziellen Siegel erscheint, wie auch über der Kanzel in der Kirche, und der hierin ausgeprägte Geist des Dienenwollens zum Besten der Menschheit ist ausgesprochen Wellesleyitisch, ein Erbe des Gründers dieser ganzen schönen, begeisternden Collegewelt. Ein Mister Durant war es, ein reicher Advokat, der nach dem Verlust seines einzigen Söhnchens die für denselben erworbenen Millionen in die höhere Frauenbildung steckte und auf seinem Grund und Boden den Kern der Stiftung, das im Jahre 1875 eröffnete und vorerst nur für 250 Studentinnen geplante College-Hall, errichten ließ. Der Geist, den er in zehn Jahre währender unermüdlicher Sorge und Thätigkeit seiner Stiftung eingeprägt, lebt noch fort, einmal in der fast ausschließlichen Begünstigung von Frauen als Lehrenden, dann aber auch in dem ästhetischen Aeußern und dem religiösen Geiste des College, welch letzterer hier jedoch weit weniger aufdringlich erscheint als in den meisten derartigen Stiftungen. Es herrscht zum Beispiel eine solch vollkommene Lehrfreiheit, daß sogar über Nietzsche öffentliche Vorträge und Diskussionen gehalten werden dürfen, und auf die Studentinnen wird nur insofern ein religiöser Zwang ausgeübt, als sie täglich zur allgemeinen Morgenandacht erscheinen müssen.

So kommt es, daß unter den Schülerinnen eine ganze Anzahl Jüdinnen — hauptsächlich deutscher Abkunft — sind, und daß die Anhängerinnen der verschiedensten protestantischen Sekten, wie Presbyterianer, Episkopale, Baptisten, Methodisten, Kongregationale, Lutheraner, Reformierte, Universalisten und Unitarier hier friedlich nebeneinander leben. An meinem zehn Köpfe starken Tisch waren vor Jahren einmal neun verschiedene Konfessionen vertreten, deren Anhänger bis zu dem Moment, wo ich eine entsprechende Frage an sie richtete, nicht einmal wußten, zu welchen Sekten ihre Tischgenossinnen gehörten. Manche Mädchen sind überhaupt nicht Mitglied einer Kirche, sind weder getauft noch konfirmiert und halten sich doch für ausgezeichnete Christen.

Der religiösen Freiheit zur Seite steht die Unbeschränktheit im Verkehr der Geschlechter untereinander. Man läßt sich einzeln oder in größeren Gruppen einladen — so zum Beispiel nach der nahen Universität Harvard — und man lädt wieder ein, reitet, rudert, fährt Rad und spielt Tennis oder Golf zusammen, ja, man verlobt sich auch wohl, ohne daß die Arbeit darunter ernstlich zu leiden brauchte.

Was nun die sprichwörtlich gewordenen burschikosen Manieren von Studentinnen anlangt, so können solche überhaupt nicht aufkommen, denn man ist stolz auf seine Weibesnatur und sucht diese, nicht männliches Wesen zu entwickeln. So finden denn auch keinerlei der bekannten Studentenexcesse statt, denn das Trinken ist ja überhaupt verpönt, und der Reiz des Rauchens ist der amerikanischen Damenwelt noch nicht aufgegangen.

Der Verkehrston ist immer rücksichtsvoll, höflich und dezent, und das amerikanische Ideal der Selbstbeherrschung zeitigt gerade hier seine besten Früchte, während in andrer Beziehung diese Tugend oft auf Kosten der Spontanität und Natürlichkeit betont wird.

Gesellschaftliche Rangunterschiede werden, dem durchaus demokratischen Geiste des College angemessen, nicht anerkannt, und so hat die reiche Millionärstochter wie das von Stipendien studierende Missionarskind dieselbe Chance, von ihren Mitstudierenden in hohe Ehrenämter gewählt zu werden. Der Stipendiensfonds des College ist ziemlich groß, und dies erklärt die Anwesenheit so vieler unbegüterter Mädchen, denn die jährlichen Ausgaben einer Studentin sind nicht gering. Für Kost, Logis und Unterricht werden pro Jahr 1600 Mark verlangt, eine für amerikanische Verhältnisse geringe Summe, aber alles in allem gerechnet, kommt eine Studentin selbst bei größter Sparsamkeit nicht mit weniger als 2000 Mark pro Schuljahr (dreißig Wochen) aus.

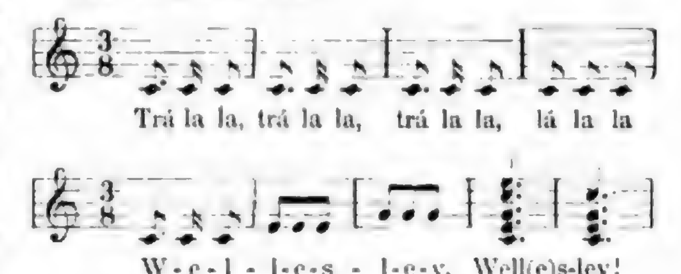
Die Gehaltsverhältnisse der Lehrenden, die sich einteilen in Professorinnen (Professors und Associate Professors) und Instruktorinnen (Instructors) sind ziemlich günstig; so beläuft sich das Gehalt der Professorinnen auf 4000 bis 7000 Mark pro Jahr einschließlich der vollen Pension, das Gehalt der Instruktorinnen auf 2000 bis 3200 Mark jährlich. Die ordentlichen Professorinnen sind durch einen eigenen Stipendienfonds außerdem in den Stand gesetzt, jedes siebente Jahr auf ein Jahr fortzugehen, um durch Reisen und Studien ihren geistigen Horizont zu erweitern — eine Einrichtung, die für den Fortschritt des College von unschätzbarem Wert ist.

Das Verhältnis zwischen Lehrenden und Lernenden ist ein mehr kamerad- und freundschaftliches, als es an deutschen Lehranstalten sich beobachten läßt. Für die Autorität allein hat übrigens der Amerikaner, und so auch unsre Studentin, wenig Pietät, wenn die Persönlichkeit, die dahinter steckt, keine ehrfurchtgebietende ist. Gescholten wird nie beim Unterricht; hat man an einer Studentin etwas auszusetzen, so bestellt man sie zu einer Unterredung unter vier Augen in sein Sprechzimmer. Da Vernachlässigung der Pflicht zur Folge hat, daß die Sünderin in dem am Schlusse jeden Semesters stattfindenden Examen durchfällt, so ist von seiten der Lehrerin kein weiteres Disciplinarverfahren nötig. Ernstere Vergehen kommen vor die Präsidentin und werden von dieser dem aus Professorinnen bestehenden „Akademischen Rat“ zur Beurteilung vorgelegt, wie denn überhaupt die ganze interne Verwaltung

in den Händen dieser Damen liegt, während die externe von einem aus Herren und Damen bestehenden Verwaltungsrat geleitet wird.

Stellt letzterer schon eine Verbindung mit der Außenwelt her, so wird die Gefahr der Verklosterung, die Uneingeweihte für das College befürchten könnten, noch ferner abgewandt — einmal durch den den Lehrkörper durchdringenden Werdegeist, dann aber auch durch die Nähe Bostons, der sogenannten geistigen Metropole Amerikas. Zwischen letzterer und Wellesley findet ein eifriger Verkehr statt, vor allem werden die Bostoner Bibliotheken, Vorträge, Theater, Konzerte fleißig von den Studentinnen benutzt und besucht.

Alles in allem genommen verdient Wellesley-College, diese Keim- und Werdestätte freier, schöner Menschlichkeit, seinen Namen des „College Beautiful" in jeder Beziehung, in äußerlicher sowohl wie geistiger, und wer es einmal gesehen und Einsicht gewonnen hat in den reichen Segen, den es birgt, der wird mit Begeisterung in den College-Ruf einfallen oder sich doch denselben jauchzend in Erinnerung bringen, wie er oft aus fast tausend Kehlen ertönt:





Moderne Lyrik.

Gebet der Aehre.

Herr, ich harre deiner Sonne Glut:
Sieh mein Leben, das im Schatten ruht!

Nieder warf mich deiner Stürme Heer,
Tief am Boden lieg' ich regenschwer.

Herr, so gern trüg' ich den Armen Korn,
Gieße nieder deines Lichtes Born,

Eh' mich tiefer noch die Windsbraut tritt...
Herr, jetzt bangt mir vor der Sichel Schnitt,

Vor dem Sinken in die finstre Nacht
Als ein Halm, der keine Frucht gebracht.

Herr, gebiete deiner Stürme Wehn,
Laß mich wieder deinen Himmel sehn.

Laß mich wachsen ohne Ruh und Rast,
Bis mich beugt der eignen Fülle Last.

Träum' ich golden dann im Julilicht,
Reif und schwer, fürcht' ich den Schnitter nicht.

Klingt die Sense durch die Sommerruh',
Fall' ich still der großen Ernte zu.

Paul Grotowsky.

Es herbstet.

Noch rauschten, als du fortgezogen,
Die grünen Wipfel voll und lind;
Das Korn durchlief ein leises Wogen
Im Sommerwind.

Noch blühten Holder und Narzisse
Nun fällt die Sonne schräg herein;
Es herbstet... Wie ich dich vermisse,
Weiß Gott allein!

Maldy Koch.

Herbst.

Im braunen Goldgewand
Durchfliegt der Herbst die Luft...
Das umgebrochne Land
Steht voller Ackerduft.

Die Lüfte still und klar
Und Fäden ziehn darin,
Wie weißgewordnes Haar
Der Sommerkönigin.

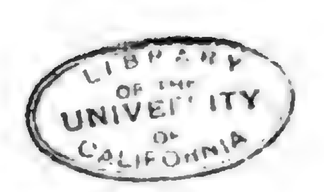
August Friedrich Krause.





F. Andreotti

Blumengrüsse.





Aufn. d. k. Hofatelier Adèle, Wien.

Kaiser Franz Joseph von Oesterreich.

Zu seinem siebzigsten Geburtstag, 18. August 1900.

Von **C. Myrbach-Rheinfeld.**

Von allen Monarchen Europas erfreut sich wohl keiner einer so allgemeinen, weit über die Schranken des von ihm beherrschten Reiches hinausgehenden und an kein politisches oder sonstiges Glaubensbekenntnis gebundenen Wertschätzung und Beliebtheit wie Kaiser Franz Joseph von Oesterreich, der am 18. August sein siebzigstes Lebensjahr vollendet. Mit Recht erblickt man in ihm einen der zu hervorragenden Stellungen berufenen Fürsten, die am eifrigsten und erfolgreichsten um die Erhaltung des Weltfriedens während des letzten Menschenalters bemüht gewesen sind. Aus seinem persönlichen Charakter leuchten Wohlwollen und menschliche Milde als Eigenschaften hervor, die nicht ausschließlich Throninhabern Freunde und Verehrer werben, die an werbender Kraft aber wachsen, von je höherer Warte aus sie in die Welt erstrahlen.

Die Anhänglichkeit an den Herrscher und sein Haus ist in Oesterreich ein von Geschlecht auf Geschlecht vererbter, man darf wohl sagen, historischer

Zug. Der Oesterreicher ist unbeschadet des politischen Ideals, das er in sein Herz geschlossen haben mag, mehr Monarchist als der Angehörige irgend eines andern europäischen Staates. Sich dem Kaiser ergeben zu zeigen, heißt bei ihm die Liebe zu Heimat und Vaterland bethätigen, eine Liebe, die durch das Bestreben, nach einem andern Ausdruck zu ringen, innerhalb eines aus so heterogenen Elementen zusammengesetzten Staatswesens leicht ganze Gruppen von Staatsangehörigen in feindlicher Haltung einander gegenüberführen könnte. Der österreichische Kaiserstaat hat von dem weiland heiligen römischen Reiche deutscher Nation eine Erbschaft überkommen, die es ihm weniger als irgend einem andern europäischen Staate ermöglicht, sich in modernem Sinne weiterzuentwickeln: die Vielsprachigkeit und das Völkergemisch seiner Kronländer. Der Interessen sind hier so viele, und sie zeigen sich von Land zu Land als so ganz anders geartet, daß ein vermittelndes Band fast nur in der Person des gemeinschaftlichen Landesherrn und der diesem zugewiesenen bevorzugten Stellung gegeben ist. Der österreichische Patriotismus findet daher seinen Ausdruck in einem Monarchismus, der sich von selbst erklärt, weil er ein Symbol herleiht für die Einheit in der Vielheit und für die Stärke in dem Spiel der einander entgegenwirkenden Kräfte. Treten in dem persönlichen Charakter des Herrschers liebenswürdige und leutselige Züge hervor, so steigern diese naturgemäß das volkstümliche Empfinden, und es tritt die allgemeine Verehrung zu Tage, wie sie in so ausgedehntem Maße dem gegenwärtigen Landesherrn entgegengebracht wird.



Kaiser Franz Joseph im achtzehnten Lebensjahre.

Indes auch dem Nicht-Oesterreicher erscheint Kaiser Franz Joseph als eine Herrschergestalt, die mehr als gewöhnliche Teilnahme einflößt und ihrer persönlichen Eigenschaften wegen Achtung und Verehrung verdient. Von den siebzig Jahren, auf die der greise Monarch nunmehr zurückblickt, hat er mehr als fünfzig in seiner gegenwärtigen Herrscherstellung verbracht. Er wurde zum Thron berufen, als er den Jünglingsjahren noch nicht entwachsen war, in einem Alter, in dem andre Sterbliche, ob hoch oder niedrig geboren, die eigentliche Vorbildung für das Wirken im praktischen Leben erst zu beginnen pflegen, und er sah sich unter diesen ungewöhnlichen und, man darf wohl sagen, unnatürlichen Verhältnissen einer Aufgabe gegenübergestellt vor deren Lösung auch wohl der erfahrenste und gewiegteste Staatsmann ein gewisses Grauen empfunden haben würde. Metternich war, als Franz Joseph die Regierung übernahm, gestürzt, aber nur dem Namen, nicht der That nach; sein System — das System der Systemlosigkeit — wirkte fort, und, was schlimmer, die unverzeihliche Sünde, die der einst so vielgefeierte Staatsmann dadurch begangen, daß er im entscheidenden Momente nichts dafür gethan, aus der Macht Oesterreichs den Staat Oesterreich hervorgehen zu lassen, begann jetzt ihre unheilvollen Früchte zu zeitigen und über die Monarchie ein Verhängnis heraufzubeschwören, das bis zum heutigen Tage noch nicht hat beschwichtigt werden können. Die erste Regierungszeit des jungen Monarchen verlief anscheinend zwar nicht ungünstig; solange Fürst Schwarzenberg die Staatsgeschäfte leitete, fehlte es nicht an Erfolgen: die Revolution wurde unterdrückt,



Phot. Gebr. Wehrli, Kilchberg-Zürich.

Die Habsburg.

der Bestand des österreichischen Staates durch die Siege über Ungarn und Sardinien wieder gesichert und die Oberströmung der österreichischen Politik in dem wiederhergestellten Bundestage mit Zurückdrängung Preußens von neuem begründet. Allein alle diese Scheinerfolge vermochten nicht über die Thatsache zu täuschen, daß ein Staatswesen, das den Forderungen der Zeit nicht entgegenkommt, unrettbar verloren ist. Trotz allen guten Willens des jungen Monarchen und trotz der persönlichen Tapferkeit, die er, ins Feld gerufen, entfaltete, war der politische und militärische Zusammenbruch des österreichischen Kaiserstaates nicht hintanzuhalten. Wenn irgend ein Herrscher von einem tragischen Verhängnisse reden kann, das in seinen Lebenslauf eingegriffen, dann ist es Kaiser Franz Joseph. Er sah Katastrophe nach Katastrophe sich vollziehen, sah, wie von seinem Reiche eine blühende Provinz nach der andern abgelöst, wie Oesterreich aus Deutschland zurückgedrängt und der alte Gegner Preußen zur deutschen Vormacht erhoben wurde, und er mußte sich sagen, daß in alledem mit unerbittlicher Konsequenz ein unabwendbares Schicksal sich vollziehe.

Daß Kaiser Franz Joseph zu den seltenen Sterblichen gehört, die, zu leitender und entscheidender Stellung berufen, die Lehren der Zeit und der Geschichte nicht unbeachtet an sich vorübergehen lassen, hat er in der Folgezeit bewiesen. An ihm hat es nicht gelegen, wenn sich in Oesterreich die Verhältnisse nicht günstiger gestaltet haben, als es der Fall ist. Er hat redlich versucht, dem Fortschritt auf politischem wie kirchlichem Gebiet in seinem Staate die Wege zu ebnen, er hat unaufhörlich an der Hebung der materiellen und geistigen Zustände Oesterreichs gearbeitet und persönlich alles gethan, um dem unseligen Nationalitätenzwist ein Ende zu bereiten. Wenn es ihm nicht gelungen ist, alles das, was in seiner Absicht gelegen, zu verwirklichen, so liegt das an Ursachen, die seiner persönlichen Beeinflussung entrückt sind. Das darf jedenfalls kühn behauptet werden, daß Oesterreich bei den unheilvollen Wirren, von denen es jetzt heimgesucht wird, einen besseren und einsichtsvolleren Regenten nicht haben könnte als seinen dermaligen Kaiser, dessen ehrfurchtgebietende Gestalt wie ein guter Genius schirmend und das Schlimmste abwehrend über seinem Lande zu schweben scheint. Wie ehrlich es dem Monarchen um seine Freundschaft zu dem deutschen Nachbarreiche und um die Erhaltung des Weltfriedens zu thun ist, zeigt sein unverbrüchliches, durch nichts zu erschütterndes Festhalten an den Verträgen von 1879.

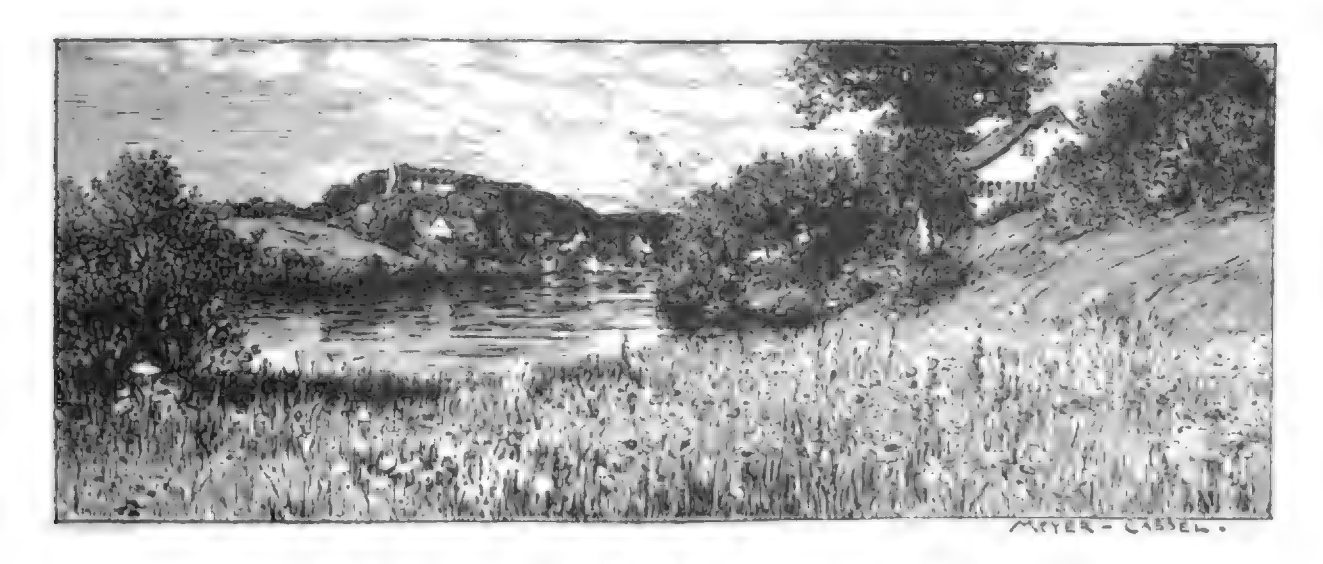
Das tragische Verhängnis hat nicht nur in das öffentliche Wirken Franz Josephs eingegriffen, es hat ihn auch in seinem Privatleben mit Schlägen heimgesucht, wie sie herber nur selten einem Sterblichen zu teil werden. Nachdem er den Sohn verloren, auf den nicht nur er, sondern mit ihm das Land alle Hoffnung für die Zukunft gesetzt, entriß ihm ruchlose Mörderhand die Lebensgefährtin, die ihm in allen Stürmen des Lebens Trost und Stärke geboten. Aber der greise Monarch hat auch dieses herbe Leid zu überwinden gewußt; er hat sich an dem aufgerichtet, was ihm in seinem Leben stets sein festester Halt gewesen, an seinem Pflichtgefühl, das sich größer erwies als die Schmerzen, denen er zur Beute geworden.

Nicht nur die Völker Oesterreichs, die gesamte gesittete Welt und nicht am wenigsten das mit dem österreichischen Nachbarreiche verbündete Deutschland haben allen Grund zu dem Wunsche, daß ein langer, schöner und friedlicher Lebensabend dem nunmehr siebzigjährigen Herrscher Oesterreichs alle Wünsche erfüllen möge, die er in seinem stets für alles Gute und Schöne erglühenden Herzen hegt.



Phot. Hans Breuer, Hamburg.

Die Einschiffung des 1. ostasiatischen Infanterieregiments in Bremerhaven. (Text S. 121.)



Bibliographische Rundschau.

Von

Ludwig Holthof.

Deutsches Volks- und Studentenlied.

Die erste Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ist bei den Forschern über volksmäßige Dichtung arg verrufen. Ob mit Recht oder Unrecht mag dahingestellt bleiben; jedenfalls beschränkte sich das, was man von der volkstümlichen Dichtung jener Periode bisher kannte, auf ein Mindestmaß. Als Spitta sich anschickte, den Herausgeber der „Singenden Muse an der Pleiße“, Sperontes, in die Litteraturgeschichte einzuführen und weiteren Kreisen bekannt zu machen, durfte er mit vollem Recht den Hausgesang jener Zeit, mit dem sich der Volksgesang aufs innigste berührt, als ein fast ganz unbekanntes Gebiet bezeichnen. Für den Bereich des Gesanges mit musikalischer Begleitung ist die „Singende Muse an der Pleiße“ ebenso unzweifelhaft die wichtigste Sammlung aus der vorklassischen Zeit, wie es für den Bereich der eigentlichen Dichtung die Gedichte Günthers sind. Aber derartige Sammlungen, in denen nur die Erzeugnisse eines einzelnen niedergelegt sind, geben kein rechtes Bild von dem Volksgesang irgend einer Zeit. Leider fehlt es auch an größeren Anthologien; die wenigen poetischen Auslesen sind dürftig und bieten meist an eigentlicher liedartiger für den Volksgesang brauchbarer Lyrik gar nichts. Um so erfreulicher ist es, daß sich in einer aus dem bekannten Meusebachschen Nachlaß stammenden Handschrift der Berliner Bibliothek (Ms. germ. Nr. 722) ein wahres Schatzkästlein volksmäßiger Lieder aus der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts erhalten hat. Wir finden in ihr mehr als 300 vollständige Texte von lauter gesangsmäßigen Stücken aus der Zeit vor 1745. So viele Gelehrte die Handschrift auch eingesehen hatten, so war sie doch bis vor kurzem von keinem einer irgendwie eingehenden Würdigung unterzogen worden. Selbst Bolte, der sie mehrfach für seinen interessanten Aufsatz über die älteste Fassung des „Gaudeamus igitur“ im ersten Bande der „Vierteljahrsschrift für deutsche Litteraturgeschichte“ (1888) benutzte, scheint sie nur flüchtig auf das Material angesehen zu haben, das sie ihm für seinen speziellen Zweck darbot. Um so erfreulicher ist es, daß sich nunmehr ein Spezialforscher, Arthur Kopp, gefunden hat, der die Handschrift planmäßig durchgearbeitet hat und uns in einer eignen Schrift „Deutsches Volks- und Studentenlied in vorklassischer Zeit“ (Berlin, Wilhelm Hertz) eingehende Rechenschaft über seine Arbeit ablegt.

Das Wertvolle der Liedersammlung besteht darin, daß sie uns einen tieferen Einblick in die vom starren Zwange des toten Buchstabens freie, lebendig fortzeugende Dichtung und einen besseren Stützpunkt für weitere Forschungen über die eigentliche Lyrik der vorklassischen Zeit giebt als irgend eine gedruckte Zusammenstellung. Manches in der Handschrift ist bekannten Vorlagen entnommen; so ist nicht nur Günther, wie Bolte meinte, in ihr anzutreffen, sondern auch Sperontes, und zwar mit einer größeren Anzahl von Liedern; ferner trifft man auf mehrere Stücke, die den drei ersten Teilen der unter Hoffmannswaldau gehenden Sammlung entstammen, auf Beiträge aus Menantes-Neumeisters „Allerneuester Art zu reinen und galanten Poesien zu gelangen“, aus Rottmanns (oder Rothmanns) „Lustigem Poet“, aus Zieglers „Asiatischer Banise“, aus Picanders und Stoppes „Gedichten“, während vereinzelt auch bereits Gedichte von Gellert, Uz und ein Lied Lessings begegnen. Einen Verfassernamen nennt die Handschrift nicht, auch entstellt sie Gedichtanfänge nicht selten bis zur Unkenntlichkeit und nimmt zahlreiche grundlegende Umformungen vor, so daß es für den Herausgeber keine leichte Arbeit sein konnte, die Identität einer ganzen Anzahl von Gedichten mit bereits gedruckten oder anderweit bekannten festzustellen. Texte, die man ebensogut oder besser bereits gedruckt finden kann, haben zwar als solche nur einen geringen Wert, doch ist ihr Vorkommen in der Sammlung immerhin so weit von Bedeutung, als dadurch erwiesen wird, daß sie wirklich im Volksmunde fortlebten und gern gesungen wurden.

Dem Inhalte nach ist die Liederhandschrift trotz ihres Umfangs nicht besonders mannigfaltig. Drei französische, vier lateinische und einige mundartliche bringen etwas Abwechslung in die Masse der hochdeutschen Lieder. Ein paar Trinkgesänge, zwei Tabakslieder, mehrere jener abgeschmackten Mischmaschdichtungen, Quodlibet oder Durcheinand genannt, unterbrechen wahrhaft wohlthuend das ewige Einerlei der fast nur dem erotischen Gebiet entnommenen Stoffe. Dieses eine Gebiet aber ist nach allen Richtungen hin so gründlich erschöpft, daß man die Handschrift, wie der Herausgeber sehr richtig meint, ein erotisches Brevier oder einen Katechismus der Buhlkunst nennen könnte. Von eigentlichen Jagd-, Kriegs-, Wanderliedern und allen jenen

Gattungen, die doch sonst im Volksgesang Raum und Geltung behaupten, ist in der Handschrift gar nichts vorhanden; kein Lied hat hervorragende Zeitereignisse oder historische Persönlichkeiten zum Gegenstand, die sogenannten politischen und historischen Volkslieder fehlen ganz. Ebensowenig fällt für besondere Berufe oder Stände ab. Einem Lied, worin sich ein Mädchen als Liebhaber einen Soldaten wünscht, steht ein andres entgegen, worin die militärische Laufbahn als letzter Zufluchtsort für alles mögliche verkrachte, gescheiterte, zusammengelaufene Gesindel dargestellt wird. Eine gewisse Vorliebe für die Musiker scheint sich in der Handschrift zu bekunden, indem ein paar Gedichte sich der musikalischen Terminologie bedienen und in einem Liebeslied das Mädchen zum Schatz absolut einen Kunstpfeifer haben will. Außerdem mögen allenfalls die Chirurgen einer gewissen Vorliebe teilhaftig scheinen. Von Liedern, die auf eine bestimmte Gesellschaftsklasse berechnet sind, machen sich in höherem Maße nur die Studentenlieder bemerkbar; sie bilden einen so starken Bruchteil der Handschrift, daß von ihnen allein als von einer Gruppe die Rede sein kann. Will man die Handschrift, wie Bolte es gethan, ein Studentenliederbuch nennen, so ist das jedoch nicht sowohl in den Hauptbestandteilen ihres Inhalts begründet, als darin, daß der Sammler die Handschrift wohl zum größten Teil in seinen Studentenjahren oder kurz nach dieser Zeit niedergeschrieben hat.

Der Urheber der Handschrift nennt sich nirgendwo ausdrücklich, doch kann über seine Persönlichkeit kein Zweifel herrschen. Auf der Innenseite der vorderen Deckelhälfte findet sich nämlich in klobigen und ungelenken Schriftzügen und äußerst mangelhafter Rechtschreibung buchstäblich folgendes eingetragen: „Dieses Buch gehert der Fraulein **Christiane Wilhelmina Carolina Louisa Barone de Crailsheim Anno .... zu Rügland.** Welches mir mein **Bapa** zu einem **Bresend** gemacht. Also keiner unterstehe sich mir solches zu nemen.“ Ueber das muntere Fräulein gleich einige interessante nähere Einzelheiten. Was den Vater anlangt, so ist dieser, der am 4. November 1728 zu Jechsberg im Fürstentum Ansbach geborene und im Juli 1794 zu Rügland in Franken verstorbene Freiherr Albert Ernst Friedrich von Crailsheim, ohne jede Frage der Urheber der Liedersammlung, die er um das Jahr 1747 oder 1749 während oder kurz nach seiner in Altdorf und Jena verbrachten Studentenzeit zusammenstellte. Er bekleidete das Ehrenamt eines Kaiserlichen und Königlichen Kämmerers, war Ritterrat des Kantons Altmühl, seit 1778 dessen Truhenmeister und außerdem Ritter des Roten Adlerordens. Ihm werden von Meusel in dem „Lexikon der vom Jahre 1750 bis 1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller“ (II, 1803. S. 186) folgende Werke zugeschrieben:

„Die zehnmal hundert und eine Kunst, oder vermischte Sammlung von 1000 und 10 nützlichen Kunststücken, in 10 Teilen.“ Nürnberg 1766. 8°.

„Woleingerichtetes Kochbuch.“ Hall in Schwaben 1781. 8°.

Diese Bücher stimmen auf das beste zu dem Bilde, das man auf Grund seiner Liedersammlung sich von dem Freiherrn von Crailsheim zu machen geneigt ist. Sie bekunden deutlich, daß der einst so ungebundene und lebensfrohe Bruder Studio auch in späteren Jahren den Grundsätzen eines genußsüchtigen, leichtlebigen Epikuräertums treu blieb. Seine geistigen Anliegen traten aus dem Kreis der Lebewelt nicht hinaus; sinnliche Liebeleien, leckere Speisen, gute Getränke, launige Schnurrpfeifereien, frohe Schmausereien, heitere Gesellschaften müssen von früher Jugend bis ins Alter seinen hauptsächlichen Lebensinhalt ausgemacht haben. Nur ein derartiger Mann konnte, wie der Herausgeber hervorhebt, solch ein schlüpfrig spaßhaftes, bunt zusammengewürfeltes Liederbuch wie das in Frage stehende niederschreiben, und nur ein solcher Mann konnte ein derartiges Buch später seiner halbwüchsigen Tochter zum Geschenk machen.

Besagtes Töchterlein kam bereits mit 16 Jahren unter die Haube; es heiratete im Jahre 1777 den ansbach-bayreuthischen Premierleutnant J. Christian von Streit zu Erlangen. Trotzdem scheint ihm dieser Zeitpunkt noch nicht früh genug gewesen zu sein, denn schon drei Jahre zuvor hatte es das ihm von seinem „**Bapa** zum **Bresend**“ gemachte Buch mit Kritzeleien und Randbemerkungen versehen, die an Offenherzigkeit nichts zu wünschen übrig lassen. Das vierzehnjährige Mädchen, das noch nicht einmal richtig zu schreiben und Sätze zu bilden versteht, vermag seiner Sehnsucht nach Liebesgenuß und Ehefreuden kaum noch einen Zügel anzulegen. In seiner erhitzten Phantasie träumt es sich in einen förmlichen Liebesroman hinein, und — eine Schicksalsironie ohnegleichen, die der Handschrift ganz abgesehen von ihrem sonstigen Wert den eines Kulturdenkmals ersten Ranges verleiht — derjenige, dem sich das verliebte Fräulein mit seinen feurigen Gelüsten förmlich und offen anträgt, ist kein andrer als der Mann, der durch seine Sittenstrenge und Ehrenhaftigkeit seinem im bodenlosen Meere von Laster, Elend und Schmach versinkenden Volke zum leuchtenden Vorbilde werden sollte, Heinrich Carl Friedrich vom Stein, der große und unvergeßliche Reichsfreiherr vom Stein! Wie es scheint, hat dieser während seiner Göttinger Studienzeit, vielleicht im Jahre 1774, dem befreundeten Crailsheimschen Hause in Rügland einen längeren Ferienbesuch abgestattet und gelegentlich desselben, ohne daß er teil daran gehabt, die Liebesflamme der frühreifen Baronesse zu heller Lohe entfacht. Anfangs könnte man im Zweifel darüber sein, wem die Randschmierereien, aus denen sich der kleine Roman zusammensetzt, gelten sollten, so, wenn man auf der ersten Textseite liest: „Der **Steinlein** ist mein Leben weil er komt von Schwabenland den wil ich einstens geben einstens meine Treue Hand Dis soll sein mein Freundschafts zeigen Das ich nicht will Ihnen weichen. **C v Cr Carl**,“ oder anderwärts im Anschluß an eine Zeile des danebenstehenden Gedichtes „Ich bleibe für mich“: „Wer dieses geschrieben hat, der ist ein Thor Die Liebe bethört, drum acht ich sie nicht Der Stein ist auch ... Die Liebe bethört, drum acht ich nicht“, oder: „ich bin in sehr betrengten Umständen kein Mensch kan so unglücklich sein wie ich. Das was ich haben will Thut man mir nicht **C. v. Cr.** ein Stein, mein Freund“; allein ein Zweifel ist nicht mehr möglich, wenn man auf Seite 584 der Handschrift am Rande folgendes findet: „Mein Namen heißt **Christina Wilhelmina Carolina Louisa Barone de Crailsheim** und mein Zukünftiger den ich mir Erwehlet weil er mir gefellet heist Heinrich Carl Friedrich v. St.“ Die Gefühle des kleinen Fräuleins, das in seinen kritischen Randglossen mit Vorliebe das Thema variiert „Lieber das Kränzlein verloren, als das, was durch den Verlust des Kränzleins gewonnen wird,“ blieben unerwidert. Der Reichsfreiherr vom Stein, „Preußens Edelstein“, bewährte schon als Jüngling die später an ihm gerühmte Sittenstrenge, indem er nicht nach leichtfertigem Ausdruck und Brauch lockerer Gesellen mitnahm, was mitzunehmen war, sondern sich den Liebeswerbungen des mannstollen Mädchens gegenüber ablehnend verhielt.

Was die Lieder der Handschrift anlangt, so ist schon erwähnt, daß sich in ihr auch ein Beitrag Lessings befindet, der, wie in allen Frühdrucken, so auch in den verschiedenen Ausgaben der Werke den Titel „Die Türken“ führt. Es ist offenbar der erste Ansatz, aus dem sich das spätere Studentenlied „Der Papst lebt herrlich in der Welt“ herausgebildet hat. Merkwürdig ist, daß er in der Fassung der Crailsheimschen Handschrift sechs Strophen aufweist,

während er überall sonst deren nur zwei zeigt, die erste und die letzte der Handschrift. Die hier eingeschobenen Strophen lauten:

Man hat die Wahl sich zu erwählen,
und diese Engel gleichen Seelen
versüßen allen Schmerz und Pein:
ich möchte schon ein Türke sein.

Ich ginge frei von allen Sorgen
zu einer heut, zur andern morgen;
wen nimmt nicht solcher Wechsel ein:
wer wünscht sich nicht ein Türk zu sein?

Macht eine schon so groß Vergnügen,
wie erst, so viele zu besiegen!
drum ist mein Wünschen nur allein:
ich möchte schon ein Türke sein.

O Liebe, welche schönen Stunden,
wo man an kein Gesetz gebunden!
o daß ich doch zu meiner Pein
nicht jetzo kann ein Türke sein!

Eine Eigentümlichkeit des späteren Volksgesangs ist es, daß in ihm ein von den Kunstsängern des Mittelalters und deren bürgerlich-zunftmäßigen Nachfolgern mit aller Strenge aufrecht erhaltenes Gesetz nicht nur durchbrochen, sondern in sein volles Gegenteil verkehrt wird. Während in früherer Zeit „Ton" und „Weise", das heißt Strophenbau und Melodie des Liedes so sehr als persönliches Eigentum des Erfinders galten, daß jeder, der sie sich anmaßte, als „Tönedieb" gebrandmarkt wurde, gestalteten sich später gerade der metrische Aufbau der Liedstrophe und ihre musikalische Erläuterung zu dem, was Allgemeingut wurde und sich von Geschlecht zu Geschlecht forterbte. Die Worte fielen der Vergessenheit anheim, aber ihre metrische und musikalische Einkleidung tauchte immer und immer wieder auf, um mit neuem Inhalt erfüllt zu werden. Nicht selten hat gerade die alte, volksmäßige Form späterer Lieddichtungen diesen ihre Volksbeliebtheit und ihre rasche Verbreitung verschafft. Ein bezeichnendes Beispiel hierfür, aber nur eines von vielen, bietet uns Hauffs Morgenrot-Lied dar. Die schöne, tief empfundene Dichtung würde sich unter allen Umständen ihren Wert gewahrt und es würde ihr an allgemeiner Anerkennung nicht gefehlt haben; aber fraglich muß es doch bleiben, ob sie so rasch, wie es der Fall war, in die breite Masse des Volkes eingedrungen wäre, wenn der Dichter seine Gedanken nicht in eine alte, sangbare Form gekleidet hätte. In der Handschrift findet sich ein Lied, dessen Anfangsstrophe lautet:

„Auf mein Geist :|: liebe was beständig heißt,
hasse was Vergnügen heget und den Haß im Herzen träget
auch mit falschen Worten speist;
auf mein Geist, liebe was beständig heißt."

Dieselbe Strophe kehrt in der Handschrift noch zweimal wieder. Sie geht zurück auf ein Gedicht von Menantes (Hunold) in der Sammlung „Edle Bemühung müßiger Stunden" (1702), als dessen Erweiterung sich uns das angezogene Lied der Handschrift darstellt. Das metrische Schema der Strophe würde folgendes sein:

— ⏑ —
— ⏑ — ⏑ — ⏑ —
— ⏑ — ⏑ — ⏑ —
— ⏑ — ⏑ — ⏑ —

Silbe für Silbe nach diesem Schema lassen sich, wie gesagt, in der Handschrift noch zwei weitere Lieder abzählen, ebenso aus der Zeit vor Hauff drei Gedichte Günthers, sowie eine ganze Anzahl andrer Lieder, wie das mit der nachfolgenden Strophe beginnende, das sich in der Sammlung „Hochgesang, Poetischer Lust-Garten" (Hamburg 1712) findet:

„Süsse Lust!
Die dem Herzen ist bewust,
Hier auf diesen grünen Auen,
Da mag man vergnüglich schauen,
Was erfreuet Hertz und Brust,
Süsse Lust!"

Besonders Gute-Nacht-Lieder begegnen während des achtzehnten Jahrhunderts in dieser von Hauff mit so vielem Glück verwerteten strophischen Form; was nach Hauff in ihr erschien, darf wohl bedingungslos auf dessen Morgenrot-Lied zurückgeführt werden.

Für die älteste Fassung des berühmten Studentenliedes „Gaudeamus igitur" enthält die Handschrift einen sehr bezeichnenden Beitrag. Das jetzt so angesehene Lied war ursprünglich nichts als ein im Verlaufe mehrerer Jahrhunderte entstandener verwahrloster roher Mischmasch lateinisch-deutscher Kneipenpoesie. Erst im letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts tritt es uns in einer geläuterten Form als festgefügte Einheit entgegen. Die Handschrift teilt folgende Strophen mit:

„Gaudeamus igitur, juvenes dum sumus :|:
post molestam senectutem :|: nos habebit tumulus,
Sammlet in den grünen Jahren eurer wollust blümelein :|:
denn nach den verflossenen Jahren :|: müssen wir des todtes sein.

ubi sunt qui ante nos in mundo vixere :|:
abeas ad tumulos :|: si vis hos videre
wo sind diese sagt mir an, die vor uns gewesen :|:
sie sind zu der Sternen Plan :|: wo sie längst genesen.

vita nostra brevis est, brevi finietur :|:
venit mors velociter :|: neminem veretur
unser leben währet kurtz, es vergeht geschwinde :|:
Es vergeht als wie ein . . . :|: wie der Rauch im Winde."

Die zweite und dritte Strophe der Handschrift finden sich fast wörtlich in einem sehr alten, bis ins dreizehnte Jahrhundert zurückreichenden, mit den Worten „Scribere proposui de contemptu mundano" beginnenden Bußgesange wieder, von dem zwei Fassungen bekannt geworden sind. In der einen derselben lauten sie:

„Vita brevis, brevitas in brevi finietur;
mors venit velociter et neminem veretur;
omnia mors perimit et nulli miseretur.
Surge, surge, vigila, semper esto paratus" —

in der andern:

„Ubi sunt qui ante nos in hoc mundo fuere?
Venias ad tumulum, si eos vis videre . . .

Vita breuis, breuiter in breui finietur;
venit mors velociter et neminem veretur . . ."

Das Merkwürdige der von Crailsheim mitgeteilten Strophen besteht darin, daß sie das Lied mit den Worten Gaudeamus igitur beginnen lassen und noch wörtlich Stellen aus dem alten Bußgesang enthalten (wie unter anderm auch das Wort tumulus für das spätere humus). Der Wortlaut der Gaudeamus-igitur-Strophe ließ sich bisher als bereits zusammengehöriger Bestandteil eines gesangsmäßigen Ganzen nur aus Anspielungen in verschiedenen Holbergschen Lustspielen vermuten. Andre Spuren von dem Vorhandensein des Liedes außer den Holbergschen Stellen giebt es vor der Crailsheimschen Handschrift nicht. Erst diese bietet die Gaudeamus-Strophe vereinigt mit den beiden dem Bußliede entstammenden uralten Gemeinplätzen, eine Vereinigung, die das Mindestmaß für die Feststellung eines liedartigen Gebildes, den Grundstock desselben erst geschaffen hat. Lange vor der Handschrift und fünf bis zehn Jahre vor der frühesten Erwähnung bei Holberg hat Günther ein deutsches Lied verfaßt („Studentenlied", „Brüder! laßt uns lustig seyn"), worin sich die Vereinigung einer zur Fröhlichkeit auffordernden Anfangsstrophe mit den beiden erbaulichen Betrachtungen bereits

als vollzogen darstellt, eine Thatsache, woraus man hat schließen wollen, daß Günther das Gaudeamus igitur bereits gekannt habe. Hierzu würde stimmen, daß die Melodie, nach welcher das Gaudeamus jetzt gesungen wird, die des Güntherschen deutschen Liedes ist.

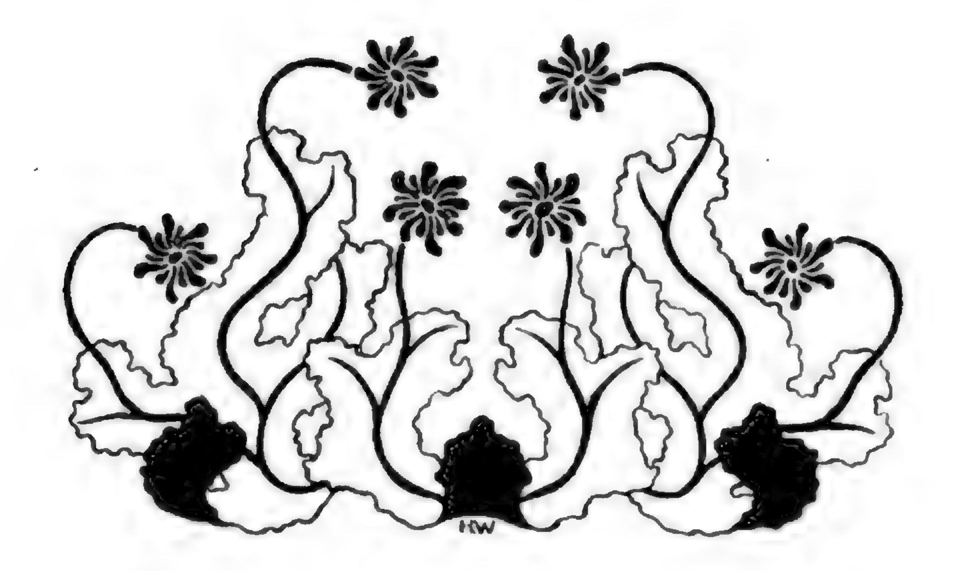
Für die Geschichte eines andern, kaum minder wie das Gaudeamus angesehenen Studentenliedes, des „Landesvaters“, enthält die Crailsheimsche Handschrift keine so zuverlässigen Anhaltspunkte. Bolte hat zwar das in der Handschrift mitgeteilte, mit den Worten „Es lebe der Kayßer der Vatter im Lande“ beginnende Lied wegen dieses seines Anfangs als Vorläufer des Landesvaters ansehen wollen, doch ist das nicht wohl angängig, weil sich ähnliche Wendungen aus Gedichten jener Zeit mehrfach anführen lassen. Hoffmann von Fallersleben hat in seinen „Findlingen“ (1. Band, 1860) die Geschichte des Landesvaters ausführlich und auch wohl erschöpfend behandelt. Die älteste und einfachste Fassung des Liedes, das sich zu dem jetzt üblichen „Landesvater“ entwickelte, bietet die an Studentenliedern reiche Sammlung „Ganz neu zusammengetragene Liebes-Rose ... Gedruckt in diesem Jahr, da Geld war rar“ dar:

Musen lärmet, saust und schwärmt, nur vermeidet Zank und Streit. Lasset die Philister lachen, laßt sie saure Mienen machen; seyd ihr nur zum Trunk bereit.

Landesvater, Schutz und Rather, es lebe Churfürst Friedrich hoch! Ausbund auserlesner Prinzen, aus Chursächsischen Provinzen, Pracht und Hoheit kröne sie.

Theure Lehrer, eure Hörer rufen heut ein Vivat aus! Und wer jetzt die Nase rümpfet, euch verhöhnet oder schimpfet, Pereat zum Haus hinaus.

Einen fragwürdigen Bestandteil der Handschrift bilden die vielen anstößigen, zum Teil über allen Begriff unsauberen Lieder, die es wohl am meisten verschuldet haben, daß die Gelehrten vom weiteren Eindringen in die Handschrift abgehalten wurden. Immerhin sind die Beiträge dieser Art, ganz abgesehen davon, daß manche von ihnen bis auf den heutigen Tag fortleben und ihre Sippe zu allen Zeiten einen starken Bruchteil innerhalb des lebendigen Volksgesangs gebildet hat, nicht unwichtig als Urkunden zur Charakterisierung ihrer Zeit. In dieser Hinsicht bemerkt der Herausgeber einmal treffend, wenn er auf gewisse Lieder zu sprechen kommt, die in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts bei Hochzeiten stark im Schwange waren, und von deren zahmeren Sorte die Handschrift einige Beispiele aufbewahrt hat: „Die Hochzeitsgedichte wimmelten damals von so derben, unflätigen Zoten, daß mancher, der gar nicht einmal zu den zimperlichen Milchbärten und empfindelnden Zärtlingen der Neuzeit gerechnet werden darf, sich darob entsetzen könnte. Wenn man Ehrbarkeit, Scham, Zucht und Sitte für ausschlaggebende Merkmale der ‚guten alten Zeit‘ nehmen will, so dürfte man vielleicht in Verlegenheit geraten, falls man bestimmen sollte, wann eigentlich die gute alte Zeit in deutschen Landen geherrscht habe. Jedenfalls dürfte das ganze 17. und 18. Jahrhundert außer Betracht zu setzen sein.“

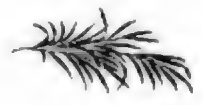




König Humbert von Italien †.

Die Kultur mag ihr Haupt verhüllen gegenüber den Unthaten, mit denen anarchistischer Wahnwitz die Welt in Schrecken versetzt. Nachdem erst vor zwei Jahren die Kaiserin Elisabeth von Oesterreich das Opfer eines nichtswürdigen Mordbuben geworden, erlag am 29. Juli König Humbert von Italien einem ähnlichen Geschick. Ein edler Mensch, ein trefflicher Herrscher voller Weisheit, Kraft und Milde, der stets nach den Worten gehandelt hat, die er vor zweiundzwanzig Jahren bei seinem Regierungsantritt sprach: „Mein einziger Ehrgeiz wird sein, der Liebe meines Volkes zu dienen.“ So sehr Italien in Parteiungen zerklüftet ist, König Humbert stand über ihnen, getragen von der höchsten Verehrung des Landes, und nur fanatischer Aberwitz, der allen edeln Gefühls bar ist, konnte gegen ein so leuchtendes Vorbild echter Menschen- und Fürstentugenden die Mordwaffe richten. Mancherlei Wechselfälle hat Italien während der Regierung des Verewigten durchgemacht, manches Trübe war dem Lande beschieden, aber in allen ernsten und schwierigen Zeiten gab König Humbert das Beispiel ruhiger Würde und Entschlossenheit, und die Unerschrockenheit, die er in jungen Jahren im Felde bewiesen, bekundete er auch als Herrscher. Als Casamicciola durch das Erdbeben zerstört wurde, betrat er furchtlos den noch wankenden Boden, und als in Neapel die furchtbare Seuche ausbrach, eilte er gleichfalls hilfe- und trostspendend zur Stätte des Unheils — ein Held auch im Frieden! Und ein treuer Freund des Deutschen Reiches war König Humbert. Unbeirrt hat er festgehalten an dem Bündnis, das zum Heile des Friedens Nord und Süd vereint, und außer dem Lande Italien trauert an der Bahre des jäh Dahingerafften niemand aufrichtiger als das deutsche Volk.

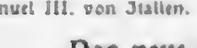
Phot. G. Brogi, Florenz.





Phot. Fili. Alinari, Florenz.

König Viktor Emanuel III. von Italien.





Phot. G. Brogi, Florenz.

Königin Elena von Italien.

Das neue italienische Königspaar.

Ferdinand Freiherr von Richthofen.

Zum Direktor des neubegründeten Instituts für Meereskunde in Berlin ist Professor Freiherr Ferdinand von Richthofen ernannt worden, der berühmte Forschungsreisende und Geolog. Zu Karlsruhe in Schlesien am 5. Mai 1833 geboren, studierte er in Breslau und Berlin, machte schon in jungen Jahren durch geologische Arbeiten von sich reden und begleitete 1860 die preußische Expedition nach Ostasien. Weitere große Reisen führten ihn durch Indien, Siam, fast durch ganz China und einen beträchtlichen Teil von Japan. 1875 nach Europa zurückgekehrt, wurde er als Professor der Geologie an die Universität Bonn berufen, trat dieses Amt jedoch erst 1879, nach Vollendung der ersten Teile seines großen Reisewerkes, an. Im Jahre 1883 siedelte er an die Universität Leipzig über und wurde 1886 nach Berlin berufen, wo er als Direktor des Geographischen Instituts wirkte und wiederholt den Vorsitz der Gesellschaft für Erdkunde führte. Von besonderer Wichtigkeit waren seine Untersuchungen über den geologischen Bau von China und das Vorkommen der Steinkohle daselbst; der Landerwerb Deutschlands im Reiche der Mitte veranlaßte ihn zur Veröffentlichung einer Schrift über Schantung und seine Eingangspforte Kiautschou.

Phot. Georg Brokesch, Leipzig.

Ferdinand Freiherr von Richthofen.

Hermann Zumpe.

Hermann Zumpe, der an Stelle Levis zum leitenden Kapellmeister am Königlichen Hoftheater in München ausersehen ist, gehört zu den hervorragendsten Orchesterdirigenten der neueren Zeit. Gegenwärtig am Hoftheater in Schwerin thätig, blickt er auf ein langes, erfolgreiches Wirken an den großen Opernbühnen von Frankfurt am Main, Hamburg und Stuttgart zurück. In München wird er einen großen Kreis von Verehrern wiederfinden, da er vor einer Reihe von Jahren daselbst den Ruhm des jetzt so viel genannten Kaim-Orchesters begründete. Zumpe ist ein spezieller Schüler Richard Wagners. Er ist im Jahre 1850 in Taubenheim in der Oberlausitz geboren und widmete sich anfangs dem Lehrerberufe, ging jedoch bald zur Musik über. Seine musikalischen Studien machte er in Leipzig, wo er als Lehrer an einer der dortigen Bürgerschulen angestellt war, unter Carl Albert Tollmann. Von 1873 bis 1876 lebte er in Bayreuth bei Richard Wagner, dem er die wesentlichsten Dienste bei der Instrumentierung des „Rings“ leistete. Später bekleidete er Kapellmeisterstellen an den Theatern von Salzburg, Würzburg und Magdeburg. Von seinen eignen Kompositionen hat namentlich die Operette „Farinelli“, sowie eine Anzahl tiefempfundener Lieder vielen Anklang gefunden.



Phot. Alb. [illegible], Berlin.

Hermann Zumpe.

Staatsminister

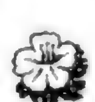
Dr. Adalbert Falk.



Phot. Herm. [illegible], Hamm i. W.

Staatsminister Dr. Falk.

Zu Hamm in Westfalen verschied am 7. Juli der Oberlandesgerichtspräsident und frühere Kultusminister Dr. Adalbert Falk, einst durch seine Thätigkeit in der politischen Kirchengesetzgebung Preußens viel genannt. Am 10. August 1827 als Sohn eines evangelischen Geistlichen zu Metschkau in Schlesien geboren, widmete er sich in Breslau und Berlin dem Studium der Rechtswissenschaft. 1850 wurde er Staatsanwaltsgehilfe in Breslau, dann Staatsanwalt in Lyck und Berlin und hier zugleich Hilfsarbeiter im Justizministerium. 1868 wurde er zum vortragenden Rat, 1871 zum Bevollmächtigten beim Bundesrat und am 22. Januar 1872 an Stelle von Mühlers zum Kultus- und Unterrichtsminister ernannt. Schon im November desselben Jahres wurde mit dem Gesetz über die Grenzen des Rechts zum Gebrauch kirchlicher Straf- und Zuchtmittel die kirchenpolitische Gesetzgebung eröffnet, die immer tiefer in den mit wachsender Erbitterung geführten „Kulturkampf“ hineinleitete. Auch von seiten der protestantischen Orthodoxie wurde Falk heftig befehdet, und da er hierbei an höchster Stelle nicht den entsprechenden Rückhalt fand, so reichte er 1878 sein Rücktrittsgesuch ein, das jedoch nicht genehmigt wurde. Im folgenden Jahre, als sich zwischen der preußischen Regierung und der Kurie bessere Beziehungen herstellten und Bismarck aus Anlaß der Zolltarifsverhandlungen sich dem Zentrum näherte, wiederholte Dr. Falk das Abschiedsgesuch, das nunmehr gewährt wurde. Einige Jahre übte er noch eine parlamentarische Thätigkeit im Reichstage wie im preußischen Landtage aus, zog sich jedoch, nachdem er 1882 zum Präsidenten des Oberlandesgerichts in Hamm ernannt worden, ganz vom politischen Leben zurück.




Momentaufn. von E. Müller, New York. Die „Saale", eben vom Pier abgebracht.

Die Brandkatastrophe in Hoboken.

Von dem furchtbaren Unglück, das am 30. Juni die Dockanlagen des Norddeutschen Lloyd in Hoboken bei New York und die dort lagernden Schiffe betroffen hat, geben wir nach Momentaufnahmen einige Ansichten wieder. An den vier Piers lagen gerade die Dampfer „Kaiser Wilhelm der Große", „Bremen", „Saale" und „Main", mit Löschen und Laden beschäftigt, als am dritten Pier unter etlichen Ballen Baumwolle der Brand, wahrscheinlich durch Selbstentzündung entstanden, entdeckt wurde. Mit rasender Schnelle verbreitete sich das Feuer auf die andern Piers und sprang auf die Schiffe über. Außer drei Leichterschiffen und dem Frachtdampfer „Phönicia" der Hamburg-Amerika-Linie mußten nacheinander die Dampfer „Bremen", „Main" und „Saale" und endlich auch „Kaiser Wilhelm der Große" brennend aus den Docks auf die Mitte des Hudsonflusses geschleppt werden. Inzwischen griff das Feuer am Lande weiter um sich und zerstörte alle Gebäude, während aus dem Flammenmeer unausgesetzt die Detonationen der Explosion von in den Speichern aufgestapelten Oelfässern erschollen. Außer den Quaigebäuden des Norddeutschen Lloyd wurden alsbald auch fünf Speicher ein Raub der Flammen. Das Feuer auf dem „Kaiser Wilhelm" konnte bald gelöscht werden, aber die „Saale" und der „Main" brannten bis zur Wasserlinie ab. Die „Saale" trieb dann auf dem Strom bis zur Insel Liberty, wo sie strandete. In dem Augenblicke, wo die „Bremen" von den Flammen erreicht wurde, vernahm man eine starke Explosion. Das Schiff schwankte und sank dann unter Wasser. Eine große Anzahl von Menschen ist bei der Katastrophe umgekommen, viele sind verletzt worden. Einmütiges Lob verdient die Besatzung der deutschen Schiffe, die aufopferungsvoll ihre Pflicht that; Kapitän Mierow von der „Saale" fand in der Beharrung auf seinem Posten den Tod.

Mary Krebs.

Mit Mary Krebs-Brenning, die, noch nicht 40 Jahre alt, in ihrer Vaterstadt Dresden verstarb, ist eine der bedeutendsten Pianistinnen neuerer Zeit dahingeschieden. Am 5. Dezember 1851 als Tochter des Hofkapellmeisters Karl Krebs und der seinerzeit berühmten Altistin Aloyse Krebs-Michalesi geboren, erhielt sie die erste spielende Unter-


Momentaufn. von E. Müller, New York. Die „Saale", auf die Mitte des Hudsonflusses geschleppt.



[illegible] von E. Muller, New York.

Die brennenden Dockanlagen in Hoboken, von Bord eines Ferrybootes aus gesehen.

weisung durch die Mutter, an deren Stelle bald der Vater mit ernstem Unterricht trat. Im Alter von fünf Jahren war Mary bereits so weit vorgeschritten, daß Franz Liszt ihr Lob und Aufmunterung spenden konnte. Neben der musikalischen Ausbildung wurde aber im Krebsschen Hause auch die allgemeine Bildung des Töchterchens nicht vernachlässigt. Der Titel einer Königlich sächsischen Kammervirtuosin wurde ihr schon im Alter von dreizehn Jahren verliehen. Im Laufe der Zeit wurde sie die hervorragendste Vertreterin des klassischen Klavierstils. In ihrem Spiele verband sich eine vollendete Technik mit meisterhafter Durchbildung und Abgeklärtheit des Vortrags. Es herrschte darin bei lebendiger Individualisierung wohlthuendes Ebenmaß als der Ausdruck einer vollkommen harmonischen Künstlerpersönlichkeit. Auch im Auslande, Frankreich, England und Nordamerika, wohin sie wiederholt Konzertreisen unternahm, wurde Mary Krebs hoch gefeiert. Seit vielen Jahren bewohnte sie ein trauliches Heim in dem anmutigen Dresdener Villenvorort Strehlen, wo sie sich einer ersprießlichen Lehrthätigkeit widmete, während sie als Konzertgeberin nur noch in größeren Zwischenräumen an die Oeffentlichkeit trat.



Phot. W. Höffert, Berlin.

Mary Krebs.

Dr. jur. Marie Raschke.

Die Juristische Gesellschaft in Berlin zählt seit kurzem auch ein weibliches Mitglied, Fräulein Dr. jur. Marie Raschke. Die Dame war ursprünglich Lehrerin, widmete sich aber später in Berlin der Jurisprudenz und war eine Zeitlang Vorsitzende des dortigen Vereins studierender Frauen. Ihre Studien vollendete sie in Bern, wo sie auch promovierte. Die Aufnahme einer Frau in die genannte Vereinigung ist um so bemerkenswerter, als die Medizinische Gesellschaft in Berlin sich bisher gegen die Aufnahme von Damen ablehnend verhalten hat.

Eleonore Benzinger-Wahlmann.

Die nach schwerem Nervenleiden am 18. Juli in Tübingen verstorbene königlich württembergische Hofschauspielerin Eleonore Benzinger-Wahlmann gehörte zu den berufensten Vertreterinnen des deutschen Schauspielerstandes. Der Schwerpunkt ihres Wirkens lag auf dem Gebiete der Tragödie großen Stils, wozu ihre äußeren Mittel, ihr lebhaftes Temperament und ihre meisterliche Vortragskunst sie in erster Linie beriefen. Hierher zog sie auch ihre Neigung; ihr Talent war indes nicht so einseitig, daß sie nicht auch mit entschiedenem Glück Gestalten der Bühnendichtung moderner Richtung verkörpert hätte; die Lona Hessel in Ibsens „Stützen der Gesellschaft" und die Herodias in Sudermanns „Johannes" haben schwerlich je bessere Vertretung gefunden als durch sie. Als echtes Theaterkind in Klagenfurt, der Hauptstadt Kärntens, geboren, kam Eleonore Wahlmann schon früh auf die Bühne. Nachdem sie bereits eine Reihe kleinerer Rollen gespielt, erhielt sie in Wien eine sorgfältige Schulerziehung und begann dann erst ihre eigentliche Künstlerlaufbahn, die sie zunächst an kleinere Bühnen und dann an das Thalia-Theater in Hamburg führte. Ein Gastspiel am Hoftheater in Stuttgart brachte sie 1866 zur dauernden Anstellung an dieser Bühne, an der sie über ein volles Menschenalter gewirkt hat. Anträgen, die von den Hofbühnen von Berlin und München, sowie von dem Wiener Stadttheater unter Laube an sie gelangten, hat sie nicht Folge geleistet, dagegen gaben ihr Gastspiele in Wien, Berlin, Hamburg, Königsberg, Breslau, Frankfurt, München, Bremen, Mannheim und andern deutschen Theaterstädten Gelegenheit, ihr Talent in den weitesten Kreisen zur Anerkennung zu bringen.

Das Cairoli-Denkmal in Pavia.

Auf der Piazza del Popolo in Pavia wurde kürzlich das Denkmal für die Familie Cairoli enthüllt, deren Angehörige in Italien als leuchtende Vorbilder opfermutiger Vaterlandsliebe gefeiert sind. Fünf Söhne des Arztes Carlo Cairoli und seiner Gattin Adelaide haben für die Freiheit und Unabhängigkeit des Vaterlandes gekämpft und sind mit Ausnahme eines einzigen entweder auf dem Schlachtfelde oder nachher an den erhaltenen Wunden gestorben. Ernesto Cairoli, der im Jahre 1859 unter Garibaldi bei Varese kämpfte, ließ dort sein junges Leben; sein Bruder Luigi erlag 1860 in Neapel den Strapazen des Feldzuges auf der Insel Sizilien; Enrico Cairoli



Eleonore Benzinger-Wahlmann



Das Cairoli-Denkmal in Pavia.

wurde im gleichen Jahre bei der Erstürmung von Palermo verwundet und erhielt dann 1867 vor den Thoren Roms durch das Bajonett eines päpstlichen Soldaten den Todesstoß; auch Giovanni Cairoli, der jüngste der Brüder, erlitt hier Verletzungen, die ihn nach zwei Jahren ins Grab brachten. Nur der Erstgeborene, Benedetto, blieb der Mutter Adelaide erhalten. Auch dieser hatte auf Sizilien für das Vaterland geblutet, aber die Wunden waren nicht todbringend gewesen. Benedetto Cairoli spielte dann später im politischen Leben des Königreichs Italien eine große Rolle; er war einer der Führer der Linken in der Abgeordnetenkammer und kurze Zeit auch Minister. Die Brüder Cairoli sind auf dem Denkmale mit ihrer Mutter — der „modernen Niobe“, wie sie genannt wird — in mehr als Lebensgröße dargestellt. Die Gruppe steht am Fuße eines mächtigen Obelisken, der sich auf einem

Granitsockel erhebt. Adelaide Cairoli hält die italienische Fahne in der Hand und übergiebt sie den vor ihr aufgestellten Söhnen, welche die Rechte ausstrecken zum Schwure, daß sie für das Vaterland ihr Leben opfern wollen. Auf der dieser Bronzegruppe zugekehrten Seite des Untersatzes des Obelisken erblickt man das Panorama von Pavia, darüber ist das Medaillon des Vaters Carlo Cairoli angebracht. Auf den andern drei Seiten stellen Hochreliefs Episoden aus den Freiheitskämpfen dar: das Gefecht bei Biumo (Vareſe) mit dem sterbenden Ernesto Cairoli im Vordergrund, die Erstürmung von Palermo (Verwundung Benedetto Cairolis) und die grausige Scene des Niederstechens der Brüder Enrico und Giovanni Cairoli. Das Denkmal, das eine Höhe von 13,5 Metern hat, ist nach den Entwürfen des Bildhauers Enrico Caſſi und des Architekten Emilio Quadri ausgeführt.

Der Thronwechsel im Herzogtum Sachsen-Coburg und Gotha.

Einer Herzlähmung erlag am 30. Juli, kurz vor Vollendung seines siebenten Regierungsjahres, Herzog Alfred von Sachsen-Coburg. Geboren am 6. August 1844 auf Schloß Windsor als zweiter Sohn des Prinzgemahls Albert und der Königin Viktoria, trat er 1858 in die englische Marine ein und machte mehrere größere Seereisen. 1862 wurde er zum König von Griechenland erwählt, doch lehnte sein Vater für ihn die Wahl ab. 1866 zum Herzog von Edinburg ernannt, vermählte er sich im Januar 1874 mit der Großfürstin Maria von Rußland, der einzigen Tochter des Zaren Alexander II. In der britischen Flotte rückte er zum Admiral auf, befehligte 1886 bis 1888 das Mittelmeergeschwader und wurde 1891 Chef der Marinestation zu Devonport. In der deutschen Armee bekleidete er seit 1888 den Rang eines Generals der Infanterie. Nach dem Tode seines Oheims, des Herzogs Ernst II. (22. August 1893), übernahm er die Herrschaft über Sachsen-Coburg und Gotha, und als sein Nachfolger auf dem Throne galt sein einziger Sohn Prinz Alfred, doch verschied dieser, erst 24 Jahre alt, am 6. Februar 1899 zu Meran. Nach dem Rechte der Erbfolge hätte jetzt die Regierung auf den dritten Sohn der Königin Viktoria, den Herzog Arthur von Connaught, übergehen müssen, aber nachdem dieser für sich und seinen Sohn verzichtet hat, gelangte auf den Thron der Herzog Karl Eduard von Albany, einziger Sohn des 1884 verstorbenen Prinzen Leopold, des vierten Sohnes der Königin Viktoria. Da der Herzog erst am 19. Juli sein sechzehntes Lebensjahr vollendete, übernahm nach dem Thronfolgegesetz von 1899 sein Vormund, Erbprinz Ernst zu Hohenlohe-Langenburg, die Regentschaft. Erbprinz Ernst, geboren am 13. September 1863, ist der Sohn des Statthalters von Elsaß-Lothringen und Schwiegersohn des verewigten Herzogs Alfred von Sachsen-Coburg, mit dessen Tochter Alexandra er seit April 1896 vermählt ist.



Phot. Verl. C. Uhlenhuth, k. Hofphot., Coburg

Herzog Alfred von Sachsen-Coburg.

Erbprinz Ernst zu Hohenlohe-Langenburg.

Die Vermählung des Königs Alexander von Serbien.

Eine große Ueberraschung bereitete König Alexander von Serbien mit der Verkündigung seiner Verlobung nicht nur seinem eignen Lande, sondern auch der übrigen Welt, denn bisher hatte von solchem Schritte nicht das Geringste verlautet. Die Erwählte des Königs, Frau Draga Maschin, ist eine Enkelin jenes serbischen Patrioten Nikola Lunjewiza, der einst als der reichste Mann in Serbien galt. Er hatte in Gorne Milanowatz, im fruchtbaren Morawathale einen

ausgedehnten Getreide- und Eisenhandel und stand in freundschaftlichen Beziehungen zu Milosch Obrenowitsch. Als dieser den Aufstand gegen die Türken vorbereitete, war Nikola sein getreuer und opferwilliger Beistand. Er versah aus eignen Mitteln die Aufständischen mit Waffen und Pulver und häufte große Vorräte Proviant an, damit es im Momente der Erhebung nicht am Notwendigsten fehle. So war er eine Art stiller Finanzminister von Milosch Obrenowitsch, und vielleicht wäre, wenn dieser nicht die Mithilfe des Freundes gefunden hätte, die Erhebung damals kaum zu stande gekommen. Lunjewiza, wiewohl nach Besiegung der Türken finanziell fast völlig erschöpft, lehnte es ab, eine Entschädigung anzunehmen oder zu fordern. Während andre die Gelegenheit benutzten, reich zu werden, begnügte er sich mit den verhältnismäßig kleinen Erträgen, die ein ihm bei Gorne Milanowatz gehöriges Dorf brachte.

Phot. M. Jovanowitsch, Belgrad.

Draga Maschin.

Er starb hochbetagt Anfangs der fünfziger Jahre. Sein Sohn Panta Lunjewiza, der Vater der jetzigen Königin von Serbien, gehörte zu den intimsten Freunden des verstorbenen Regenten Ristitsch. Er war durch viele Jahre Kreispräfekt von Uschitza, dann von Schabbatz, in welcher Stadt auch seine Tochter Draga zur Welt kam. In Schabbatz lernte Draga, die eine sorgfältige Erziehung genossen hat, den Ingenieur Swetosar Maschin kennen, der als Direktor der großen Antimonminen bei Krupan thätig war. Nach sechsjähriger Dauer wurde die Ehe Dragas durch den Tod des Gatten gelöst. Die Königin Natalie wählte die junge Witwe zur Hofdame, und in der Nähe seiner Mutter lernte König Alexander seine gegenwärtige Gemahlin zuerst kennen. Auf Grund der Verlobung, der nach wenigen Tagen die Vermählung folgte, legte der frühere König Milan das Oberkommando der serbischen Armee, zu dem er 1898 von seinem Sohne berufen worden war, nieder, und das gesamte Ministerium reichte seine Entlassung ein, indessen gelang es dem König Alexander sofort, ein neues Ministerium zu bilden.



König Alexander von Serbien

Nach China!

(Siehe auch die Abbildung Seite 168.)

Eine ansehnliche Truppenmacht stellt Deutschland zu den internationalen Streitkräften, denen die Aufgabe zufällt, mit ernstem Nachdruck Sühne für die im Reiche der Mitte begangenen Frevel sowie Bürgschaften zu erzwingen, welche die Gewähr geben, daß in Zukunft so ungeheuerliche Dinge nicht wiederkehren können. Der Aufruf zur Stellung von



Bewirtung des deutschen Vorkommandos in der Bahnhofshalle zu Innsbruck.

Freiwilligen für Ostasien hatte in allen deutschen Truppenkontingenten einen so starken Erfolg, daß nur ein kleiner Teil der Meldungen berücksichtigt werden konnte, und die Mobilmachung, die für einzelne Teile des Heeres und der Flotte angeordnet wurde, vollzog sich mit jener Schneidigkeit, die den Deutschen eigen ist.



Momentaufn. von Rossi, Genua.

Empfang auf dem Reichspostdampfer „Preussen“ im Hafen von Genua.

Bevor von Bremerhaven die Ausreise der Transportdampfer erfolgte, hatte das Vorkommando der deutschen ostasiatischen Expedition, bestehend aus dem Major von Falkenhayn, 22 Offizieren und 122 Mann, die aus verschiedenen Truppenteilen ausgewählt worden, die Fahrt über den Brenner angetreten, die zunächst nach München und Innsbruck führte. Schon beim Betreten des österreichischen Bodens in Kufstein wurden die deutschen Krieger herzlich willkommen geheißen, und ein gleicher Empfang ward ihnen in allen Orten des Unterinnthals, wo der Eisenbahnzug hielt. In Innsbruck waren große Vorbereitungen getroffen, der Bahnhof und die Warteräume festlich geschmückt. Zur Begrüßung erschien der Erzherzog Ernst mit dem Offiziercorps der Garnison und Abordnungen der Mannschaften, ebenso waren die staatlichen und städtischen Behörden zur Stelle. Empfangen von den Klängen der Regimentskapelle und den stürmischen Zurufen einer tausendköpfigen Volksmenge, fuhr der Zug ein. Nachdem Erzherzog Ernst den Kommandeur Major von Falkenhayn freundlich willkommen geheißen, erfolgte die Bewirtung der Offiziere im Wartesaal, die der Mannschaften in der für diesen Zweck erweiterten Halle. Außer Bier und Würsteln

Phot. Hans Breuer, Hamburg.

Die Ansprache des Deutschen Kaisers an das ostasiatische Expeditionscorps am 27. Juli 1900.

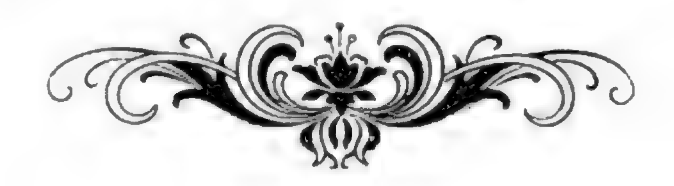
erhielt jeder Mann noch ein Paket mit Eßwaren und eine Flasche Tirolerwein. Eine Scene aus der heiteren Verbrüderung der österreichischen und deutschen Soldaten veranschaulicht eine unsrer Abbildungen.

Eine wahrhaft begeisterte Begrüßung ward unsern Kriegern alsdann in Italien zu teil, das damals sich noch nicht in der tiefen Trauer befand, in die es durch das fluchwürdige Verbrechen vom 29. Juli gehüllt wurde, und ihren Höhepunkt erreichten die Festlichkeiten in Genua. In Erwiderung der so herzlich dargebotenen Gastlichkeit erließen die deutschen Offiziere an ihre italienischen Kameraden, die Behörden und die Angehörigen der deutschen Kolonie eine Einladung zum Frühschoppen an Bord des Reichspostdampfers „Preußen“, auf welchem am 24. Juli die Weiterfahrt nach China beginnen sollte. So fanden sich denn am Vormittag genannten Tages außerordentlich zahlreiche Gäste ein, sowohl Damen wie Herren, die bald das ganze Verdeck füllten, und zu ihnen gesellten sich viele italienische Soldaten, die mit den Mannschaften des Vorkommandos fraternisierten. Mangelte ihnen auch gegenseitig die Kenntnis der fremden Sprache, durch freundlichen Zuspruch und Zutrunk wußten sie sich doch zu verständigen.

Während das deutsche Vorkommando sich bereits auf See befand, wurden in Bremerhaven mit Eifer die letzten Vorbereitungen für die Ausreise des eigentlichen Expeditionscorps betrieben. Den Anfang des Truppentransportes, den zehn Schiffe des Norddeutschen Lloyd und der Hamburger Paketfahrtgesellschaft bewirkten, machten am 27. Juli die Dampfer „Batavia“, „Dresden“ und „Halle“. Alle im Hafen liegenden Schiffe hatten Flaggengala angelegt, und allgemein bemerkt wurde, daß auf der „Batavia,“ welche die Ausfahrt eröffnen sollte, an der Spitze des Vormastes direkt unter der deutschen Handelsflagge die gelbe chinesische Drachenflagge gehißt war — wohl eine Andeutung auf das Wort des Kaisers, daß nicht eher gerastet werden solle, bis die deutsche Flagge siegreich über der chinesischen wehe. Nachdem Kaiser Wilhelm, eben von seiner kurzen Nordlandfahrt heimgekehrt, schon am Morgen die Transportschiffe eingehend besichtigt hatte, begab er sich mittags ein Uhr, begleitet von seiner erlauchten Gemahlin, dem Prinzen und der Prinzessin Heinrich, den Prinzen Eitel Fritz und Adalbert, dem Reichskanzler Fürsten Hohenlohe, dem Staatssekretär Grafen Bülow und dem Kriegsminister von Goßler, wieder an Bord der „Batavia“, von wo er über den Landungssteg ans Ufer schritt, wo das gesamte Expeditionscorps in Stärke von fast 4000 Mann aufgestellt war. Nachdem der Monarch die Front abgeschritten und die Truppen begrüßt hatte, bestieg er die erhöhte Tribüne, von der er die heute weltbekannte Ansprache hielt. Mit kurzen, kernigen Worten erwiderte der Kommandeur des Expeditionscorps, Generalleutnant von Lessel, worauf der Kaiser, wieder über Bord der „Batavia“, sich nach seiner Barkasse begab, die ihn auf die „Hohenzollern“ zurückbrachte. Inzwischen waren auch die Offiziere und Mannschaften wieder an Bord ihrer Schiffe gegangen, auf denen sich nun, kurz vor der Abreise, ein überaus lebhaftes Treiben entwickelte. Noch galt es, Abschied zu nehmen von Freunden und Verwandten, vielleicht auch Frauen und Bräuten, und bis auf die höchsten Spitzen der Masten enterten die Mannschaften hinauf, einen letzten Gruß den Lieben zuzuwinken. Als erstes Schiff ging die „Batavia“, die 157 Offiziere und 2138 Mannschaften — abgesehen von der eignen Besatzung — nach Ostasien bringt, aus dem Hafen. Die an Bord befindliche Musikkapelle ließ patriotische Weisen erklingen, in welche die Truppen wie die nach Tausenden zählende Volksmenge einstimmten, brausende Hochrufe erschollen vom Ufer, und des Tücher- und Hütesschwenkens war kein Ende. Auch die Musikkapelle der „Hohenzollern“, auf deren Kommandobrücke Kaiser Wilhelm stand, ließ flotte Weisen erschallen. Der „Batavia“ folgte nach einer Viertelstunde die „Dresden“ mit 43 Offizieren und 920 Mannschaften und nach ebenso langer Frist „Halle“ mit 16 Offizieren und 496 Mann des Expeditionscorps. Von der Kommandobrücke der „Hohenzollern“ salutierte der Kaiser die Fahrzeuge und ließ ihnen durch Flaggensignal glückliche Fahrt wünschen.

An den nächsten Tagen, bis zum 4. August, wurden die Truppentransporte fortgesetzt, und zwar fand die Ausreise der Schiffe in nachstehender Reihenfolge statt: „Sardinia“ (25 Offiziere, 494 Mann), „Aachen“ (18 Offiziere, 495 Mann), „Straßburg“ (27 Offiziere, 825 Mann), „Adria“ (16 Offiziere, 589 Mann), „Rhein“ (133 Offiziere, 1976 Mann), „H. H. Meier“ (65 Offiziere, 1129 Mann), „Phönizia“ (58 Offiziere, 1740 Mann). Um die Einschiffung so ansehnlicher Truppenmassen schnell und ohne Störung bewirken zu können, war eine besondere Kommission eingesetzt, an deren Spitze ein höherer Marineoffizier stand. Im übrigen glichen die Vorkehrungen einer Art kleiner Etappenlinie. In Bremen wie Bremerhaven traten Bahnhofskommandanten in Thätigkeit, die vom Chef der Eisenbahnabteilung des Generalstabs ihre Weisungen erhielten und der Armeeabteilung des Kriegsministeriums direkt unterstanden. Der Weserbahnhof in Bremen und der Bahnhof in Bremerhaven wurden Sammelstationen; ersterer erhielt ein Sammelmagazin, ein Bekleidungs- und ein Güterdepot, während letzterer ein Munitionsdepot und ein Güterdepot aufwies. So ergab sich eine sachgemäße Teilung der Arbeit und der Transporte, und die Einschiffung des ersten größeren Expeditionscorps, das Deutschland aussendete, nahm einen ebenso glatten Verlauf, wie er stets bei einer Mobilmachung des deutschen Landheeres stattfindet. Dabei war bei dem Transport der Grundsatz beobachtet, daß jede Truppe an Bord ihres Schiffes alles mit sich führt, dessen sie bedarf: Munition, Feldfahrzeuge und Lebensmittel für einige Zeit; es war also vorgesorgt, daß die Truppe auch bei unerwartetem Ausschiffen sofort marsch- und gefechtsbereit ist. Die Verpflegung an Bord hatten die Reedereien übernommen.

Die Fahrt der Truppentransporte ging durch die Nordsee und den englischen Kanal, dann, die Bai von Biscaya durchschneidend, an der Westküste Spaniens und Portugals entlang nach Gibraltar. Von dort führte die Reise in östlicher Richtung durch die ganze Länge des Mittelmeeres, an Sizilien und Malta vorbei, nach Port Said. Hierauf wird der Suezkanal und das Rote Meer passiert, und alsdann geht es von Aden nach Ceylon, von dort nach Singapore und über Hongkong nach Taku. Die Gesamtdauer der Fahrt läßt sich auf 35 bis 40 Tage schätzen. Mögen alle die Wünsche, welche von der Heimat die deutschen Truppen nach Ostasien begleiten, in Erfüllung gehen, mögen die wackeren Krieger, denen ernste Tage bevorstehen, glücklich wiederkehren!



Für müssige Stunden.

Schach. (Bearbeitet von E. Schallopp.)

Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, in Zuschriften, welche die Schach-Aufgaben und -Partien betreffen, dieselben stets mit der **römischen** Ziffer zu bezeichnen, mit der sie numeriert sind.

Aufgabe I.

Von **Dr. Hans Hache** in Freienwalde a. O.

Schwarz.

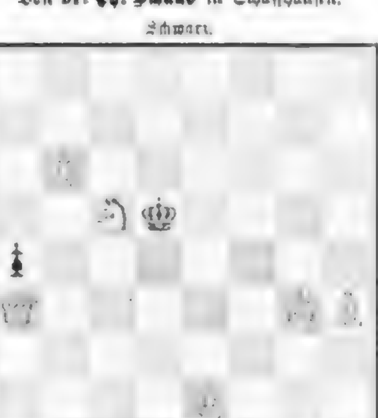
Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Aufgabe II.

Von **Dr. Th. Schaad** in Schaffhausen.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Aufgabe III.

Von **Karl Nehling** in Riga.

Im Problemturnier der „Tägl. Rundsch." preisgekr.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Partie Nr. I.

Beratungspartie, vor einiger Zeit in Chicago gespielt.

Spanische Partie.

Weiß: Verbündete Mitglieder des Universitätsschachklubs zu Chicago.
Schwarz: H. N. Pillsbury.

Weiß.	Schwarz.		
1. e2–e4	**e7–e5**	20. Tf1–e1	Tg8–h8
2. Sg1–f3	**Sb8–c6**	21. Dh5–f3!	Kf6–g6
3. Lf1–b5	Sg8–f6	22. Te8–e7	Dc7×e7 [3]
4. d2–d4	Sf6×e4	23. Te1×e7	Lg7–f6!
5. d4–d5	Se4–d6	24. Df3–g3†	Kg6–h6
6. Sb1–c3	e5–e4	25. Dg3–f4†	Lf6–g5
7. Sf3–g5	Sd6–b5	26. Df4×d6†	Sf8–g6
8. Sc3×b5	Sc6–e5	27. Te7–f7	Th8–e8
9. Sg5×e4	a7–a6	28. f2–f4	Lg5–e7
10. Lc1–g5	f7–f6	29. Dd6–c7	Lc8–g4
11. Sb5×c7† [1]	Dd8×c7	30. d5–d6	Lg4–e6
12. Se4–f6†	g7×f6	31. Tf7×e7	Sg6×e7
13. Lg5×f6	Th8–g8	32. d6×e7	Kh6–g6
14. Dd1–h5†	Se5–g6	33. Dc7–c5!	Kg6–f7
15. 0–0	Ke8–f7	34. f4–f5	Le6×a2
16. Dh5×h7	Lf8–g7	35. f5–f6	Te8–g8
17. Ta1–e1	d7–d6	36. b2–b3	Tg8–g6
18. Te1–e8 [2]	Sg6–f8	37. Dc5–d5†	Kf7–f6
19. Dh7–h5†	Kf7×f6	38. Dd5–d8	Tg6–g8 [4]
		39. e7–e8S††	Aufgegeben.

[1] Eine kühne Opferkombination; aber wer wagt, gewinnt.

[2] Die Verbündeten gehen Meister Pillsbury ebenso elegant als kräftig zu Leibe.

[3] Schwarz bekommt Offiziere genug für die Dame; aber die weißen Bauern werden zu mächtig.

[4] Auch andre Züge helfen nicht mehr. Auf den Textzug entscheidet ein interessantes Doppelschach.

Partie Nr. II.

Auf telegraphischem Wege gespielt vom November 1899 bis April 1900.

Wiener Partie.

Weiß: Schachverein zu Moskau. — Schwarz: Schachverein zu Riga.

Weiß.	Schwarz.		
1. e2–e4	**e7–e5**	13. Sd5–f6†	Lc8–e6 [8]
2. Sb1–c3	Sg8–f6	14. Sf4×e6	Sd4×e6†
3. f2–f4	d7–d5	15. Kd1–e2	Dd8–d4
4. f4×e5	Sf6×e4	16. Lc4–d5 [9]	Ta8–d8
5. Dd1–f3	f7–f5 [1]	17. Ld5×e4 [10]	Dd4×e5
6. Sg1–e2 [2]	Sb8–c6	18. Ke2–f2 [11]	Kf7–f6
7. d2–d4	Sc6–h4 [3]	19. Le4×b7	c5–c4!
8. Ke1–d1	c7–c5!	20. g2–g3 [12]	Lf8–c5†
9. Se2–f4!	g7–g6 [4]	21. Kf2–g2	Td8–d7 [13]
10. Lf1–b5†	Sh4–c6! [5]	22. Kg2–h3 [14]	h7–h6
11. Sc3×d5 [6]	Ke8–f7 [7]	23. Th1–d1	Td7×b7
12. Lb5–c4	Sc6×d4	24. Td1–d5	Se6–g5†
		Weiß giebt die Partie auf. [15]	

[1] Gewöhnlich geschieht Se4×c3 oder vorher noch Sb8–c6. Der Textzug ist aber sehr wohl anwendbar und bewährt sich in vorliegender Partie durchaus.

[2] In Betracht kommt 6. Sg1–h3; Weiß kann dann Sb8–c6 mit 7. Lf1–b5 beantworten.

[3] Dies gestaltet die Partie sehr lebhaft. Recht gut und sicher war auch Lc8–e6 8. Lc1–e3 (nicht 8. Se2–f4 wegen Sc6×d4 9. Df3–h5† g7–g6 10. Sf4×g6 Le6–f7) Dd8–d7 mit günstiger Entwicklung für Schwarz.

[4] Nicht etwa c5×d4 wegen 10. Df3–h5† Ke8–e7 (Ke8–d7 10. Sc3×d5 11. Sf4×d5† Sh4×d5 12. Sc3×e4 oder 10. .... g7–g6 11. Sf4×g6 h7×g6 12. Dh5×g6† Ke8–d7 13. e5–e6† Kd7–c7 14. Sc3–b5† Kc7–b8 15. Lc1–f4† Lf8–d6 16. Sb5×d6 Se4×d6 17. e6–e7.

[5] Auf Ke8–f7 folgt 11. Sc3×e4 d5×e4 12. Df3–b3† nebst 13. d4–d5, oder 11. .... f5×e4 12. Df3–f2 mit starkem Angriff für Weiß.

[6] Oder 11. Sf4×d5 Lf8–g7 12. Sc3×e4 f5×e4 13. Df3×e4 Lc8–f5 mit guten Aussichten für Schwarz.

[7] Lf8–g7 war auch hier gut und sicher.

[8] Bei Kf7–g7 kann Weiß mit 14. Sf4–h5† g6×h5 15. Sf6×h5† Kg7–g6 16. Sh5–f4† remis halten.

[9] Weiß sollte sich mit Ausgleich begnügen, der mit 16. Lc4×e6† Kf7×e6 17. Sf6×e4 Dd4×e4† 18. Df3×e4 f5×e4 19. Lc1–f4 Lf8–g7 20. Ke2–e3 Lg7×e5 21. Ke3×e4 (Le5×b2 22. Ta1–b1) oder 20. .... Ke6–f5 21. Th1–f1 Lg7×e5 22. Lf4×e5† Kf5×e5 23. Tf1–f4 leicht zu erreichen war.

[10] Auf 17. Th1–d1 können Td8×d5 18. Sf6×d5 Dd4×e5 19. Ke2–f1 Se6–d4 20. Df3–d3 De5×h2 die Folge sein.

[11] Hiernach ist das weiße Spiel aussichtslos. Mit 18. Sf6–g4 war es noch verteidigungsfähig.

[12] Falls 20. Lc1–e3 Lf8–c5 21. Th1–e1, so Td8–d2† 22. Te1–e2 Se6–d4 23. Le3×d4 De5×d4† 24. Kf2–e1 Td2×e2† 25. Df3×e2 Dd4–g1† 26. De2–f1 Th8–e8† 27. Ke1–d2 Dg1–c3† 28. Kd2–d1 Te8–d8†.

[13] Droht Se6–d4.

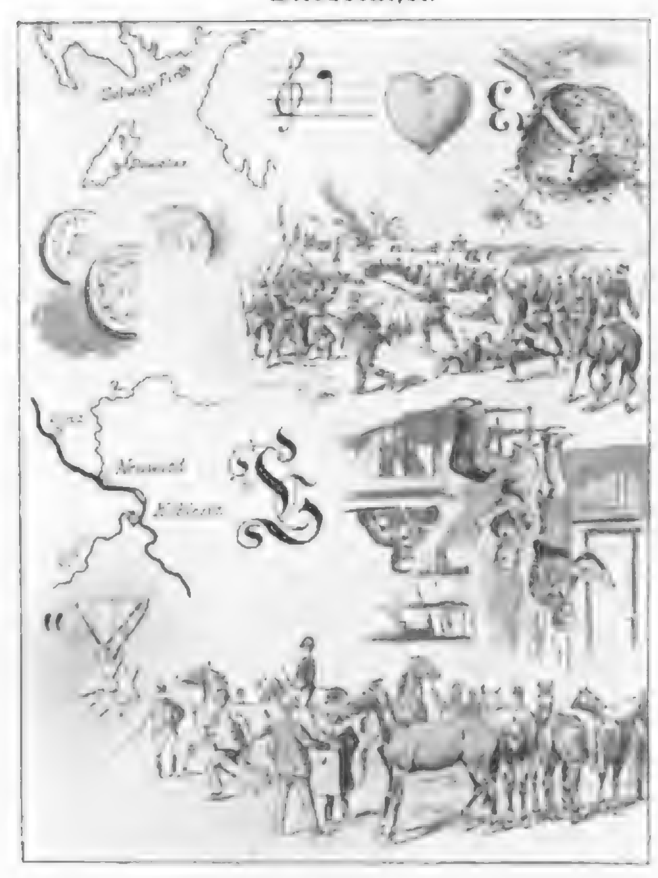
[14] Oder 22. Lb7–a6 Se6–d4 23. Df3–e3 De5–e2† 24. Kg2–h3 g6–g5, worauf Weiß den Lc1 opfern muß.

[15] Denn falls 25. Lc1×g5†, so h6×g5† 26. Kh3–g2 g5–g4!

Kleine Mitteilungen.

In Paris wurde in der Zeit vom 17. Mai bis 20. Juni ein großes internationales Meisterturnier ausgefochten, an dem sich 17 Spieler aus aller Herren Ländern beteiligten. Den ersten Preis von 5000 Franken erstritt Dr. E. Lasker (Berlin), der von 16 Partien 14½ gewann; der zweite von 3500 Franken fiel an Pillsbury (New York) mit 12½ Gewinnpartien; den dritten und vierten, 2500 und 1500, teilten Maroczy (Budapest) und Marshall (New York) mit je 12. Diese vier Sieger erhielten außerdem je eine wertvolle, vom Präsidenten Loubet gestiftete Sèvresvase. Den fünften Preis, 1000 Franken, errang Burn (Liverpool) mit 11, den sechsten, 500 Franken, Tschigorin (Petersburg) mit 10½, den siebenten und achten, 400 und 200 Franken, Marco (Wien) und Wiesés (Berlin) mit je 10 Gewinnpartien. Außerdem fielen die ausgesetzten Glanzpreise von 500 und 300 Franken an Mieses, beziehungsweise Tschigorin für ihre vorzüglich gespielten und glänzend gewonnenen Partien gegen Janowski (Paris) und Mortimer (London).

Bilderrätsel.



Silbenrätsel.

Ist dir bekannt der Ersten Name,
So weißt du auch, daß diese Dame —
Ein Unikum — Ansprüche nie
Erhoben hat auf Galant'rie.

Das nächste Paar kann sich entringen
Dem Erdenstaub auf leichten Schwingen,
Und wenn auch Gold zu Kopf ihm steigt,
Sein Wesen sich nicht anders zeigt.

Gar mannigfaltig ist vorhanden
Die Fünfte in den deutschen Landen,
Und jeder wohl entzückt sie preist,
Wenn Vater Rhein den Weg ihr weist.

Dem Ganzen ist es schön gelungen,
Durch eigenart'ge Darbietungen
Den Strom der Gäste anzuziehn,
Zu Ruf und Wohlstand zu erblühn. M. Sch.

Wechselrätsel.

Mit K ein Tier und auch ein Weh,
Ein ernster Mann ist es mit P.
Mit N du jetzt es selber bist,
Mit W nie eine Frau es ist. F. M.-S.

Umstellrätsel.

Römer, Longobarden, Franken,
Goten an der Quelle tranken
Meines Rätsels Traubensaft,
Der noch heute Wunder schafft.

Die das Land besessen haben,
Wenn sie später seiner Gaben
Dachten, durfte wohl der Wein
Stiller Sehnsucht sicher sein.

Tilg den Schluß und lasse rühren
Sich die Zeichen, bis sie führen
Dich in jene fremde Welt,
Wo der Halbmond sich noch hält;

Hörst du zum Gebete mahnen
Seine gläub'gen Unterthanen,
Siehst du sich erhebend dort
Auch das neue Rätselwort. M. Sch.

Buchstabenrätsel.

Mit e und i führ' ich durch Schnee
Hinab zur grünenden Au;
Mit e und e trägt gern als Schmuck
Mich manche schöne Frau.
Mit a und a in der Schule lernt
Mich kennen der Gymnasiast;
Mit u und i bin ich zu schaun
An manchem ragenden Ast. F. M.-S.

Worträtsel.

Laßt hören, was ich meine;
Doch ratet richtig auch!
Von Schiller ist der eine,
Die andre ist es auch.
Hat keines Priesters Mund
Geweiht auch ihren Bund,
Sie halten doch sich Treue,
Und stürzen — nicht aus Reue,
Nicht um verlorne Ehr' —
Gemeinsam sich ins Meer. G. P. V.

Rätselhafte Inschrift.



Bei Anlage des neuen Gymnasialspielplatzes wurde die in Abbildung hier folgende Steinplatte (50:25 Centimeter) zu Tage gefördert. Sie stellt zwei römische Krieger vor und trägt folgende lateinische Inschrift: **SIEGEN, SMYRNA ET E. HERFORD** (nun folgt ein sehr lädiertes, nicht zu entzifferndes Wort) **BISTERFELD. W.E. BELL: INDICASSE. R. NECO. MD.** Für Nichtlateinkundige folgt hier die Uebersetzung: Siegen, Smyrna und E. Herford-Biesterfeld scilicet: dicuntur sollen (W.E. heißt ohne Zweifel: den westeuropäischen, **Westis** veraltete Form für occidentalis) Krieg (indicasse für indicavisse) angesagt haben. Die Inschrift ist unterzeichnet von einem gewissen R. Neco im Jahre 1500. Wir bitten Gelehrte, uns über diese höchst rätselhafte Inschrift Aufschluß geben zu wollen.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Heft 13 vor. Jahrg.:

Des Bilderrätsels:
Wer in sich den Himmel findet,
Kann die Erde leicht verschmähn. (Eichenburg.)
Des Silbenrätsels: Wonnemond.
Des Worträtsels: Meer, Messer, Messe, Esse, Essen.
Des Umstellrätsels: Gottsched — Schotte.
Des Rätsels: Reittier.
Des Silbenrätsels: Wind — Beutel. Windbeutel.
Des Bilderrätsels: Keiner besitzt Phantasie genug, den Hunger eines Nächsten zu fühlen.
Des Worträtsels: Rast.
Des Silbenrätsels: Pelikan (Pelide).

Notizblätter.

Kunst.

Offizielle Photographien und Ansichtspostkarten von den diesjährigen Oberammergauer Passionsspielen (Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart). Es sind nunmehr sämtliche photographische Aufnahmen — insgesamt 45 Gruppen- und 57 Einzelaufnahmen — zur Ausgabe gelangt, und die meisten, namentlich in den größeren Formaten, erscheinen als Meisterwerke von ergreifender Wirkung. Die Ausführung der Bilder, die für alle Besucher der Oberammergauer Passionsspiele ein bleibendes Andenken sind und auch sonst künstlerischen Wert besitzen, ist vorzüglich gelungen. Ein genaues Verzeichnis der Photographien mit Preisangaben für die verschiedenen Formate sendet die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart auf Verlangen kostenfrei an jede Adresse.

— Der bekannte holländische Rembrandt-Forscher A. Bredius zu Amsterdam bildet in der Zeitschrift „Oud-Holland“ ein von Rembrandt gemaltes Porträt ab, das er soeben entdeckt hat. Während die früher von ihm wieder entdeckten Bilder an entlegenen Orten aufgefunden wurden, in polnischen Schlössern, bei englischen Kunsthändlern, in kleineren, unbekannten Museen, befand sich das jetzt wieder bekannt gewordene Bild in Amsterdam selbst, in dem Kirchenratszimmer der Doopskirchgemeinde. Bredius fand es zufällig, als er mit einem polnischen Freunde nach Bildern von Chr. Lubinietzki suchte. Das Gemälde, ein Brustbild, stellt einen Jüngling von etwa zwanzig Jahren in schwarzem Kleide dar, der auf dem Kopfe einen breitrandigen Hut trägt und um den Hals einen glatten weißen Kragen. Der Grund des Bildes ist teilweise übermalt, aber der Kopf ganz unberührt geblieben. Nach dem Urteile von Bredius gehört das Bild in die Frühzeit des Meisters.

Die Kaisergräber im Dome zu Speyer.

Ein Akt der Pietät und ein wissenschaftlich bedeutungsvolles Vorgehen verdient die Eröffnung der Kaisergräber im Dome zu Speyer genannt zu werden, die vom 16. August ab vorgenommen werden soll. Bekanntlich birgt die Königsgruft die Gebeine der sämtlichen Kaiser aus dem salischen Hause, nämlich Konrads II., Heinrichs III., Heinrichs IV. und Heinrichs V., von Hohenstaufen die irdischen Ueberreste der Gemahlin Beatrix des Kaisers Friedrich I., des jüngsten Sohnes Philipp des Kaisers Friedrich Barbarossa und der Habsburger Rudolf und Albrecht von Oesterreich, sowie Adolfs von Nassau. Die Plünderung der alten Kaiserstadt durch die Horden Melacs, 1689, erstreckte sich auch auf die Kaisergruft, deren Särge aller Wertgegenstände beraubt und planlos herumgeschleudert wurden. Da man bis heute eine Ordnung in die Gruft nicht gebracht hat, so ist mit ihrer bevorstehenden Eröffnung nicht nur die Lösung einer hochbedeutsamen historischen Frage, welche Ueberreste der Speyerer Kaiserdom noch schützend bedeckt, sondern auch ein Akt deutsch-nationaler Pietät gegen die hervorragendsten deutschen Herrscher des Mittelalters verknüpft.

Denkmäler.

In Frankfurt a. M. hat sich kürzlich ein Frauenkomitee gebildet, das sich die Aufgabe stellt, der Mutter Goethes in den schönen Anlagen der Mainstadt ein Denkmal zu setzen. Man wußte längst, welch besondere Natur die „Frau Rat“ gewesen, aber seit ihre köstlichen Briefe veröffentlicht sind, weiß man auch, wie klug und lebenstüchtig, wie heiter und herzlich, wie aufgeklärt und freidenkend sie war. Das Denkmal der Frau Rat wird das erste öffentliche Standbild sein, das einer Bürgersfrau in deutschen Landen gewidmet ist. Da die herrliche Frau ebenso wie ihr großer Sohn dem ganzen deutschen Volke gehört, dürften sich allenthalben Verehrer der Frau Rat finden, die die Ausführung des Denkmalplanes zu fördern wünschen. Wir teilen deshalb mit, daß die Gebrüder Passavant in Frankfurt a. M., Roßmarkt 11, als Schatzmeister des Frankfurter Frauenkomitees, Beiträge in Empfang nehmen.

Ein Baudenkmal aus der Karolingerzeit.

Der gefahrdrohende Zustand einer der seltsamsten Kirchen des Rheinlandes führte eine besondere Kommission der Regierung von Trier nach Wintersdorf in der Rheinprovinz. Auf reizender Anhöhe erhebt sich ein eigentümlicher stumpfer Kirchturm aus der Karolingerzeit, der mit seinen beiden merkwürdigen Choranbauten für die Geschichte der Architektur von hervorragender Bedeutung ist. Zwischen den grünen, moosbewachsenen Mauern dieses Turmes steht der Hochaltar der Kirche, an der Ostseite 11 Fuß unter dem Erdboden. In der Tiefe des Turmes unter dem Hochaltar entspringt eine starke Quelle, die, unter der Kirche durchfließend, mitten zwischen dem mächtigen Wurzelwerk einer uralten Kirchenlinde (Umfang $5^{3}/_{4}$ Meter) als förmlicher Bach ans Tageslicht tritt und dem ganzen Ort das Wasser liefert. Während man nach den aufgefundenen Fundamenten schließen muß, daß einst mit dem Turme eine dreischiffige Basilika verbunden war, ist in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges an deren Stelle ein scheunenartiger Notbau getreten, der sich zum Zusammensturze neigt. Die polizeiliche Schließung der Kirche wäre von der Kommission sofort angeordnet worden, wenn ein für eine Notkirche geeigneter Raum im Orte zu finden gewesen wäre. Nur noch wenige Monate darf die Kirche benutzt werden.

Briefmappe.

☛ Freunde unsres Blattes in allen Weltteilen, die sich aus Liebhaberei oder berufsmäßig der Photographierkunst widmen, sind gebeten, Aufnahmen bedeutungsreicher aktueller Ereignisse der Redaktion von **„Ueber Land und Meer“ in Stuttgart** einzusenden. Nur schleunigste Absendung unaufgezogener Kopien — in Brief oder Rolle — unter Beifügung von Textmaterial kann nutzen. Auf Wunsch erfolgt Honorierung und Angabe des Einsenders.

Zur Beachtung! Nicht verwendbare Gedichte, Sprüche und dergleichen senden wir nur zurück, wenn das entsprechende Porto beigefügt ist. Die nachträgliche Einsendung hat keinen Zweck, denn die nicht verwendbaren Eingänge ohne Porto verfallen sofort dem Papierkorb.

Frau von G. in M. Ein handliches Büchlein, aus dem Sie sich über alle diese Sachen Rat holen können, ist „Die elegante Hausfrau“ von Ida von der Lütt (elegant geb. ℳ 5.—, Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Im übrigen sind auch wir Ihrer Ansicht in der fraglichen Angelegenheit.

E. M. in H. Alberts Spezialkarte von Thüringen für Radfahrer und Touristen ist im Maßstabe 1:200000 bei H. Hothan zu Halle a. S. erschienen (ℳ 1.—).

E. A. 368. Ein Ratgeber, der Sie sicher nicht im Stiche lassen wird, ist das treffliche Buch: „Aus der Töchterschule ins Leben“ von A. Daisch (gebunden ℳ 6.—, Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart). Darin sind alle Berufszweige, denen sich ein Mädchen zuwenden kann, eingehend besprochen

O. K. in W. Ansichtskarten vom ostasiatischen Kriegsschauplatz, entworfen von G. Martin, sind im Verlage von Robert Rohde in Berlin erschienen.

E. R. in H. Sie finden das Entsprechende in dem von Richard Schröders Verlag zu Berlin herausgegebene Schnellzugs-Kursbuch. Dasselbe erstreckt sich auf die Schnell-, D-, und Luxuszüge für den gesamten Bahnverkehr Deutschlands nebst Anschlüssen und Verbindungen nach den größeren Plätzen des Auslandes.

M. in Petersburg. Luise von Kobell, „Ignaz von Döllinger“; von Schulte, „Der Altkatholizismus, Geschichte seiner Entstehung, inneren Gestaltung und rechtlichen Stellung in Deutschland“.

A. B. in München. Unsre Zeitschrift führt eine solche Rubrik nicht.

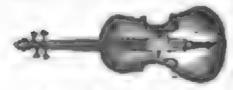
E. S. in U. Wir werden Ihrem Wunsche zu entsprechen suchen.

W. M. in Buenos Aires. Besten Dank für die freundliche Mitteilung.

J. B. in M.-Sch. Auf die Vermittlung des Austausches von Ansichtskarten können wir uns nicht einlassen.

„Maßliebchen“ in G., E. Z. in M., R. A. in Dresden, Anna M. in R., E. B.-B. in H., Otto W. in New-Orleans, A. T. in Hamburg, Felix R. in Prag. Mit Dank abgelehnt.

Verantwortlicher Redakteur:
Ernst Schubert in Stuttgart.







Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Briefe und Sendungen nur: An die **Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart** — ohne Personenangabe — zu richten.



Aus Flur und Feld.

Nach dem Gemälde von Marie Nyl.



Herzfeuer und Herzschnee.

Eine Tiroler Geschichte.

Von **Margarete von Oertzen.**

9. Philomenas Debüt. (Schluß.)

Der Tobi wanderte umher wie im Rausch. Er hätte vor Wonne Herrn Beda Rührmüller auf den Kopf stellen mögen! Die Sonne schien, wenn auch etwas bläßlich, über München, der widerspenstige Straßenschmutz heftete sich an Tobis Sohlen, und die Leute blieben stehen und sahen ihm nach.

Er war überzeugt davon, daß die ganze Stadt es wisse, daß er, der Kirchsteiger-Tobi, morgen hier Komedi spiele! Er und die schöne Philomena, die seit gestern abend fast ohne Unterbrechung lernte, probierte, studierte, unter Herrn Bedas Aufsicht.

Zur großen Probe kehrte Tobi heim, das Herz voll von freudiger Erwartung. Er wollte sie im Spiel mit sich fortreißen, es sollte zwischen ihnen hin und her sprühen wie die Blitze zwischen gewitterschweren Wolken ... die Leidenschaft, die er empfand, sollte dem Spiel erst die Weihe geben — und so mit ihr, immer nur mit ihr, wollte er sie an sich ziehen, bis sie auf ewig an seinem Halse hing, an seiner Brust, verwachsen mit ihm.

Tobi stand auf der Bühne. Philomena trat langsam vor. Aber kein Laut unterbrach die Stille. Leichenblässe flog über das Gesicht des Mädchens.

„Weiter!“ schnarrte Herr Beda. „Philomena, Euer Stichwort!“

Sie zitterte an allen Gliedern. Tobi wollte ihr zu Hilfe kommen — so steif, so bleich, so kalt hatte er sie nie vorher gesehen.

„Sie muß spielen,“ sagte Struzer nervös, „die Vorstellung ist angekündet, die Liesl hat a g'schwollene Backen — Diandl, schau, gieb dir a rechte Müh', meine ganze Hoffnung hab' ich auf den Abend g'setzt — willst du dem Tobi sein Glück verderb'n?“

„Ich will ihm nichts verderben,“ sagte sie leise, „weißt, Tobi — wann du mi so anschaust — ich vergess' just alles, was ich g'lernt hab', und 's Wort bleibt mir in der Kehl'n stecken, und ka Glied kann i net rühr'n ...“

„Diandl, kannst dir dann net denk'n, daß du nimmer die Philomena bist, sondern ein Madel, wie's da drinnen im Buch steht? Fahrt denn net eine ganz andre Seel' in dein'n Leib, wann du anfangst spiel'n?“

„Nein, Tobi, nein. Ich kenn' die Menschen net in dem Buch — ich mein' alleweil, ich müßt' aufwachen in meiner Kammer daheim und müßt' den Schnee sehn auf die Berg' — und müßt' die Stimmen hören von Vater und Mutter!“

„Heimweh!“ sagte Herr Beda lakonisch.

„Das Diandl ist so schön, daß es net gut zu spielen braucht,“ flüsterte Struzer. „Kann sein, die Leut' halten seine Unb'holfenheit für unverfälschte Natur.“

Da Philomena Tobis enttäuschte Miene sah, raffte sie sich mühsam auf. „Ich spiel' — ich hab's ja selber g'wollt — ich mach' dir keine Schand', Tobi!“

Herr Beda nahm ihren Kopf zwischen die Fingerspitzen. „Andre Kopfhaltung!“ rief er dabei. „Natürlicher aussehen!“

„Weg mit die Finger!“ sprach Tobi.

Herr Beda blähte empört die Nasenflügel. Diese Dreistigkeit des Burschen ging denn doch zu weit — ziemlich unsanft zog er Philomena in den Vordergrund, ihre Hand wie mit Eisenklammern einschließend, und begann, ihre Rolle ihr vorzudeklamieren.

„Weg mit die Finger, hab' ich g'sagt!“ sprach Tobi mit drohend erhobener Stimme.

„Ruhe!“ schrie Herr Beda. „Soll man euch Bauernpack etwa mit Handschuhen angreifen?“

„Bauernpack?“ stieß Tobi hervor. „Was sagt's? Bauernpack? Leutlen, ihr habt's g'hört! Lasset ihr euch so etwas bieten?“ Er stampfte mit dem Fuße auf. „Ich net — ich geb' ihm seinen Lohn, dem elendigen Menschenschinder!“

„Um Gottes willen,“ flüsterte Struzer, „reizen Sie doch das nicht, Herr Beda!“

„Und das mirk' dir,“ rief Tobi, dessen Gesicht dunkelrot anlief, „wir sind freie, geachtete Männer, und eine Ehr' ist's für jeden, dem wir 's Wort gönnen!“

Philomenas Auge hing mit Stolz an dem Burschen.

„Weiter!“ befahl Herr Beda wutzitternd. „Philomena! Eine Geliebte steht nicht steif und dumm da, wie — wie Ihr. In Algund habt Ihr's doch verstanden, will mich dünken, die Burschen um ihr bißchen Verstand zu bringen!“

„Was soll das hoaßen?“ schrie Tobi. „Seid's Ihr dazu da, die Komedispieler ihr Vorleben auszuspintisier'n?“

„Ich meinte ja nur,“ erwiderte Herr Beda mit teuflischem Lächeln, „in aller Gemütlichkeit!“

Tobi näherte sich ihm. Eine Minute Stille — dann nahm er Herrn Bedas Glocke und warf sie klirrend zur Thür hinaus. Dann Herrn Bedas Buch und ließ es der Klingel folgen — Herrn Bedas Hut, Stock, kurz alles, was von ihm vorhanden.

„So!“ sagte er, den zu Stein erstarrten Regisseur anlachend, „draußen liegt's — in aller Gemütlichkeit — schaut's, daß Ihr Euch dazu macht, — sonst fliegt Ihr außi wie Euer Sach' — in aller Gemütlichkeit!“

Herr Beda wandte sich an Struzer und sagte langsam: „Ich bitte um meine Entlassung.“

„Von mir aus kriegt's sie!“ rief Tobi. Struzer zuckte die Achseln: „Kann Euch net hindern.“

Herr Beda ging mit der Miene der gekränkten Unschuld zur Thür hinaus, „um zu packen“. Daß er gar nichts zum Einpacken hatte, kam nicht in Betracht — auch nahm es Struzer nicht weiter wunder, daß er später Herrn Beda beim Essen traf, als ob nichts vorgefallen wäre.

Tobi hatte also das Feld behauptet.

„Nichts für ungut,“ sagte er, in bescheidener Haltung vor seinen Direktor tretend, „ich bin die beste Seel' auf der Welt, wann ich Herr bin — wo aber einer hinter mir steht und mir mein'n Willen nimmt, da bin ich ein Teufel — nichts für ungut, Herr Direktor!“

Der lachte den Tobi etwas ängstlich an. „Nun, so probt halt allein, — wenn Ihr mir dafür steht, daß morgen abend alles recht ist und geht wie am Schnürl.“

„Nur keine Angst,“ rief der Tobi, „so wahr ich Tobias hoaß'!“

Was nun folgte, ging an Philomena wie ein Traum vorüber. Tobi mußte ihr erklären, was „Talent“ sei.

„Talent is, wenn oaner in sich was um und um kraxeln spürt und weiß net, was — wenn oaner auf einmal nachts anfangt aufwach'n und wild werd'n und malt oder singt oder spielt Komedi — Talent is, wenn oaner nix kann und nix g'lernt hat und macht's doch . . .“

„So?“ sprach Philomena. „Derno is es was Lustig's, Talent hab'n?“

„Ja, und woaßt, Talent is, wenn d' Leut' einen anstaunen wie ein Kalb mit sechs Bein' und zwei Schwanzeln — woaßt, wer Talent hat, der hat halt a paar Gliedmaßen mehr als wie andre Leut'!“

„Das versteh' ich wieder net.“

„So schau mich an,“ sagte der Tobi.

„No, du hast nur zwei Füß', Gott sei Dank!“ lachte Philomena.

Aber das „Talent“ ging ihr noch lange im Sinn herum — ach, von alledem, was Tobi gesagt, verspürte sie nicht ein bisserl. —

Der Saal zu den „drei Maßkrügeln“ in München füllte sich beizeiten. Ein echtes Bauerntheater, mit echten Volksstücken, wirkliche Tiroler, — das war nicht zu verachten. Die lieben Münchener, in allen Schichten der Bevölkerung ein Idealpublikum, fanden sich scharenweise ein.

In starker Zahl waren Angehörige der Münchener Bühnen vertreten, vor allem ihre künstlerischen Leiter, die stets nach neu zu entdeckenden Talenten auf der Jagd waren. Sie fingen dieselben gern in wildem Naturzustande ein, entdeckten sie alsdann, was die Zeitungen auf eine Woche mit Stoff versorgte, dressierten sie und setzten sie nach einem Jahr etwa dem Publikum vor — als schön zurechtgestutztes Genie.

Man hatte von dem Darsteller der Hauptrolle in den Tiroler Stücken manches Interessante vernommen, zum Beispiel, wie er den Regisseur eigenhändig vor die Thür gesetzt habe — Direktor Struzer wäre kein Mensch gewesen, wenn er dies Vorkommnis nicht als Reklame benutzt hätte. Und von einer schönen Bäuerin erzählte man sich, die durchgegangen sei, um dem unwiderstehlichen Drang ihres Genius zu folgen.

Auch dies hatte Herr Struzer an geeigneter Stelle durchfließen lassen. Ahnungslose Philomena!

Der Direktor und der Regisseur des Odeontheaters saßen in klug bemessener Entfernung von der Bühne.

„Wenn der was ist, der den Wildrer spielt, kein Lockmittel gescheut,“ flüsterte der Direktor. „Die Leute sind leicht gekirrt. Seit der Schliersee'r Nesl, die nach Paris gegangen ist, haben wir nichts Ordentliches mehr gehabt.“

Der Regisseur schmunzelte. „Ich habe einstweilen meine Nachforschungen ausgedehnt. Ich war in dem Gasthofe, wo die Gesellschaft wohnt — ein jämmerlicher Kasten —, und erfuhr, daß die Frau des Direktors selber kocht. Also arme Direktion. Daß die Primadonna ein Gebetbuch neben ihrem Bett liegen hat, mit getrocknetem Enzian. Daß der Darsteller des Wilderers ein ganz gefährlicher Mensch sein soll, vor dem alles zittere.“

„Famos!“ Der Direktor rieb sich die Hände. „Also aufgepaßt!“

Man kannte wohl diese beiden Herren. In diesen vier Händen lag der Erfolg des Abends — klatschten sie, so klatschten tausend andre Hände mit, klatschten sie nicht, so bedeutete das Totenstille.

Der Vorhang hob sich. Ein gedehntes „Ah!“ ging durch die Versammlung.

Das bildschöne Mädchen, das mit leidenschaftlichen Augen in den Saal blickte, die volle, schlanke, in reiche Tracht gekleidete Gestalt — das war wohl erfrischend, neu und prickelnd, zumal das Wort „Lampenfieber“ in jedem Zug ihres Gesichts zu lesen stand.

Sie stieß ein paar Worte hervor — heiser, ohne Ausdruck — Tobi erschien.

Kaum hatte er das erste Wort gesprochen, als der Direktor des Odeontheaters seinen Regisseur anstieß. „Vollblutkerl!“ flüsterte er kurz.

Und Tobi spielte . . . Da war keine Bewegung, kein Ton, keine Miene, die nicht durchfunkelt waren von hundert seelischen Abtönungen, die nicht durchgeistigt und durchdacht waren.

Und Philomena rührte sich immer langsamer, ward immer hölzerner, versprach sich, errötete, blieb stecken — bei den Partien, die sie allein hatte, brach den gutmütigen Zuschauern der Angstschweiß aus. Tobi, feurig, keck und voll glücklichen Mutes, trug sie gewissermaßen moralisch auf dem Rücken durch Flammen und Fluten. Als der Vorhang fiel, hob der Direktor seine großen Hände, und eine brausende Woge des Beifalls brandete gegen die Bühne, wo der Tiroler Bauernsohn, verlegen und doch stolz lächelnd, der Menge seinen Gruß zunickte.

„Regisseurchen, den nehmen wir,“ frohlockte der Direktor des Odeontheaters, „dem steckt das Talent ja in den Haarspitzen! Brauchte kaum mehr was zu lernen!“

„Aber die gewisse Philomena war unter der Kritik. Wahrscheinlich auf Schönheit engagiert.“

„Ja, die streifen wir ab. Nur Vorsicht, Regisseurchen.“

Die beiden Herren sahen nicht mehr viel von dem Stücke. Nachdem die Vorstellung beendet war, bahnten sie sich den Weg hinter die Kulissen, „um den Direktor zu beglückwünschen“.

Sie fanden Struzer einem Triumphschlaganfalle nah, wie er fortwährend Tobi auf die Schulter klopfte. Philomena, in einer Ecke, brütete düster vor sich hin; Herr Beda hatte ihr nur zwei Worte zugeflüstert: „Miserables Spiel!“

Damit war ihr Schicksal entschieden.

Der Direktor des Odeontheaters stellte sich und seinen Begleiter Herrn Struzer als Kollegen vor und pries nun den Tobi als vielversprechendes Talent, dem es nur hie und da an künstlerischer Reife fehle. Er gratulierte der Gesellschaft zu der Entdeckung und bat zum Schluß um die Freude, den jungen tirolischen Künstler einem intimen kleinen Kreise von Kollegen und Kolleginnen heute abend zuführen zu dürfen.

„Ich wage nicht, Sie gerade jetzt Ihren Pflichten abwendig zu machen — weiß ja selbst — nach einer Vorstellung — aber unsern jungen Freund hier — ich weiche nicht von der Stelle, ha, ha! Korb gilt nicht!“

Tobi strahlte. Er warf einen bedeutungsvollen Blick auf Philomena, den seine neuen Freunde jedoch nicht verstanden.

„Geht,“ flüsterte Struzer ihm zu, „das macht volle Häuser morgen und die Woche durch — gescheit sein!“

Wie er da war, in grünen Kniestrümpfen, Lederhose, roter Weste und großem Hut mit roten Schnüren und Spielhahnfeder, führten ihn die Fremden fort.

10. Kunstgenossen.

Die Vorstellung im Odeontheater hatte ebenfalls ihr Ende erreicht, und die Leutchen saßen nun in einem hellerleuchteten Nebenraum des Café Luitpold beim Abendbrot beisammen. Der Komiker hatte einen Sektkübel neben sich stehen, in dem es verheißungsvoll rauschte, wenn die dickbauchige Flasche ihrer Eisumarmung entrissen wurde. Der erste Liebhaber versenkte den Schnurrbart tief in seinen Maßkrug, und die Damen tranken Thee.

Es war heute langweilig gewesen. Die dreißigste Aufführung irgend eines seichten Schwankes.

„Da möchte man wünschen, der Kuckuck hole die Schwankfabrikanten,“ grollte der Liebhaber; „was denken sie eigentlich von uns?“

Die Soubrette, Fräulein Eldoni, stützte den Kopf in die Hand.

„Da kommt das Direktorchen,“ sagte sie, „vielleicht bringt er uns was mit. Was haben Sie uns mitgebracht, Direktor?“

„Eine schöne Puppe,“ flüsterte er ihr zu, „eine lebendige Puppe, die Mama und Papa sagt und bewegliche Augen hat!“

In die müde Gesellschaft kam Leben. Mit dem Tiroler dort wehte so etwas wie frische Bergluft herein — wie Schneehauch und Mondschein.

„Das ist der Mann, vor dem könnt ihr euch alle verkriechen,“ scherzte der Direktor. „Der hat Talent, sag' ich euch, Talent — der darf mir nicht versauern, der darf nicht zurück zu seinen Kühen, Schweinen und Hühnern.“

Fräulein Eldoni winkte Tobi freundschaftlich zu: „Setzen S' sich neben mich, Kollega, daß wir Freundschaft schließen!“

Der Tobi sah die Dame von der Seite an — da sie aber sehr hübsch war, zog er einen Stuhl herbei, setzte sich und schoß ihr eine Ladung feuriger Blicke in die Augen.

„Grüß Gott, Diandl,“ sagte er wohlgemut.

Ein Schmunzeln unendlichen Frohsinns verklärte die Züge aller Anwesenden. Der Komiker füllte ein Stengelglas mit Schaumwein und reichte es Tobi hinüber.

„Euer Wohl, Kamerad!“ sagte er dazu.

„Ach ja, das ist 'n Gedanke, Sekt!“ rief der Direktor. „Heut muß was draufgehen — wer hält mit?“

„Ich!“ — „Ich!“ — „Ich!“

Tobi hatte das Glas geleert und stellte es unbefangen zum Nachfüllen hin. „Euer Vater ist wohl der Wirt hier?“ fragte er die junge Schauspielerin.

„Nein,“ erwiderte sie ernsthaft, „mein Vater ist Archivar.“

„So? Eine Arche hat er g'habt? In Tirol heißt man das eine Menagerie.“

„So was Aehnliches,“ fiel der Komiker ein, da das Fräulein zu ersticken schien, „aber jetzt erzählt uns, lieber Freund und Kollege, wieso Ihr hier in die Münchener Stadt gekommen seid?“

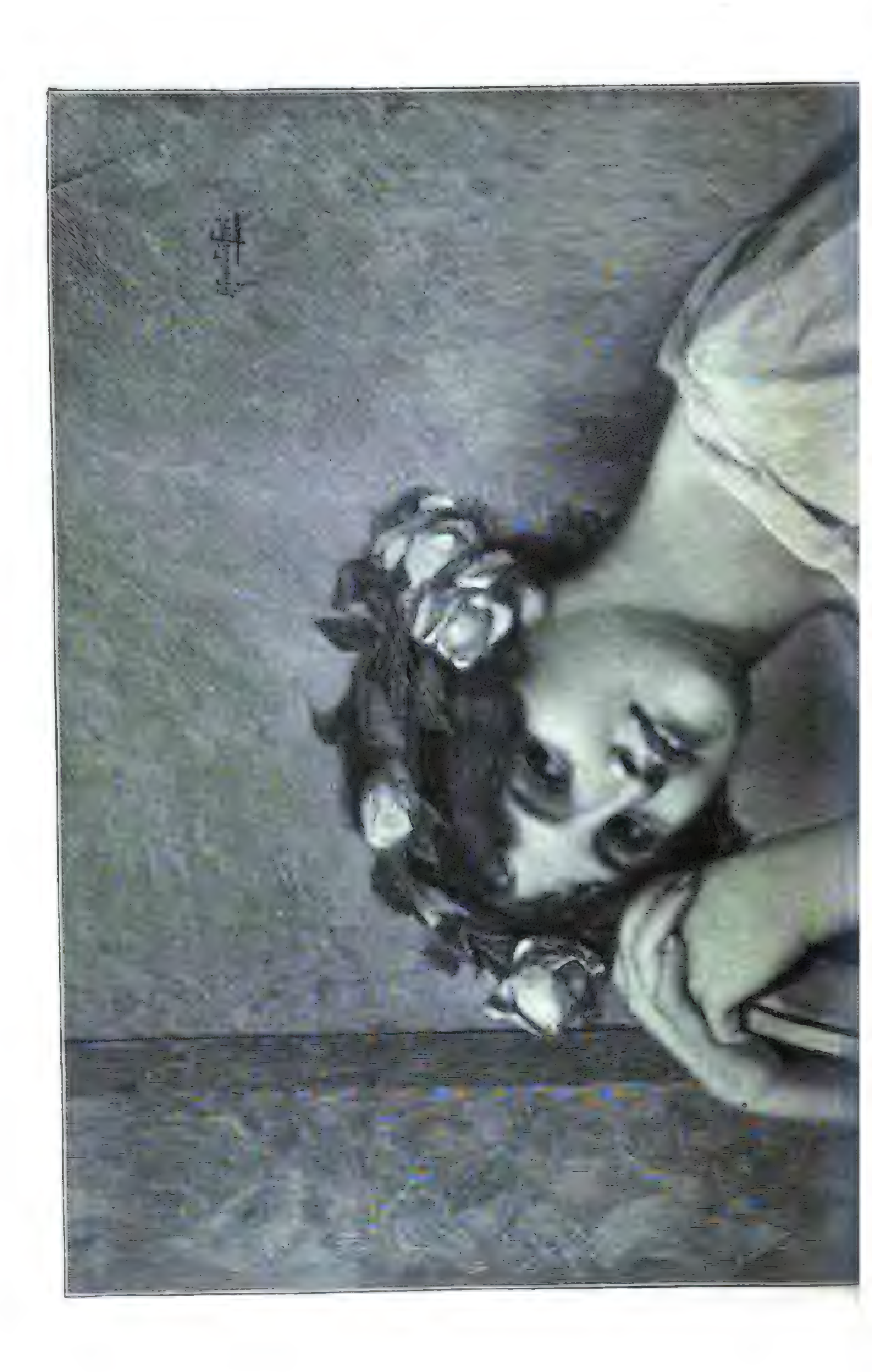
„Das wißt's net? Mein gehört die Wirtschaft Zum Kirchsteiger in Algund — und der Apotheker —“

„Wer ist das, der Apotheker?“

„Unser Direktor. Der hat mich g'holt, weil daß er ohne mich net Komedi spiel'n lassen kann. Vier Wochen thun wir reisen, hernach derhoam geht jeder wieder in sein G'schäft und spielt nur alle zwei Monat amal, Sonntags.“

Tobi leerte das dritte Glas.

„Ja, ja,“ seufzte der Direktor, „aus Euch könnt'



Alfred Seifert

In Gedanken.

ein großer Künstler werden. Hättet Ihr gar keine Lust, so hier mit den lieben Leuteln und dem hübschen Diandl da in einem wirklichen Theater zu spielen?“

„Lust? Das ist schon mehr. So viel weiß ich — in das Leben derhoam find' i mi net — so, wie's ist — die Unruh' und Sehnsucht thät' mi umbringen. Wenn man's amal verkostet hat, das andre . . .“

Der Komiker reichte ihm das vierte Glas.

„Eisen schmieden,“ raunte der Regisseur.

„Ja, ja,“ sagte der Direktor, „und wenn ein Mann im Jahr seine paar tausend Gulden verdient —“

Der Tobi setzte den Kelch hin, daß der rosige Schaum überfloß. „Oh!“ sagte er nur.

„Ja, ja,“ rief der Direktor, „wenn Ihr Euch ausbilden wollt und, anstatt nach Ablauf Euers Vertrags mit dem biederen Apotheker in das schale Alltagsleben zurückzukehren, mit Ernst den Schauspielerberuf ergreift — ich nehm' Euch, und die lieben Leuteln hier, wie Ihr sie da seht, — die empfangen Euch mit offenen Armen.“

„Ja,“ lächelte Fräulein Eldoni, „so!“ Und Tobi sah zwei runde, weiße Arme, von Spitzen umwogt.

„Philomena!“ sagte er unwillkürlich.

„Wer ist das, Philomena?“ fragte die Schauspielerin neugierig.

„No, die Philomena halt!“ sagte er.

„Auf das Wohl Eurer Philomena!“ flüsterte sie, blickte ihm in die Augen und spitzte das Mäulchen, um den Champagner aufzufangen wie ein Blumenkelch den frischen Gewitterregen.

„Damit Ihr aber nun auch seht, wie wir hier Komedi spiel'n, soll Euch der Herr dort mit den schwarzen Locken einmal etwas vormachen!“ rief der Direktor, „und das Fräulein wird ihm dabei helfen, nicht wahr, Kinder?“

„Genieren's Ihna net,“ sagte der Tobi, „fangt's an!“

„Etwas zum Weinen oder zum Lachen?“ fragte Fräulein Eldoni, Tobi zugewandt.

„Keins von die zwei. So was, wo ma dabei denkt: Millionensakra, die hab'n a Schneid!“

„Ja,“ sagte der erste Liebhaber achselzuckend, „das denkt man bei modernen Stücken nie. Das giebt's nicht.“

„Oh,“ warf der Komiker ernst ein, „ich habe selbst ein Stück geschrieben unter dem Titel: Der Hampelmann als modernes Weib oder die Zappel-Ehe!“

„Halten S' ein!“ rief die Soubrette, „wollen S' mich umbringen?“

„Ich sehe schon, mit euch ist es nichts,“ seufzte der Direktor, das Glas hebend. „Aber dem neuen Freunde da will ich raten, meinen Vorschlag sich zu überlegen — seinen Direktor um ernstere, schwierigere Rollen zu bitten und diese recht zu durchgeistigen — denn die Kunst ist heilig.“

„Sehr,“ brummte der Komiker. „Besonders wenn man den Hexenschuß hat und soll komisch sein — nur komisch.“

Tobi verstand nicht mehr alles, was gesprochen wurde. Ihm war so schläfrig, so traumsehnsüchtig — er hatte nicht einmal Lust, mit jemand „anzubinden“.

„Es ist Zeit zum Heimgehen,“ murmelte er. Die Soubrette summte leise vor sich hin: „Wenn fromme Kindlein schlafen gehn . . .“

Der Komiker erhob sich und zog sich die Weste über den Leib. Er war erbötig, den Kollegen in das ferne „Hundeloch“ zu geleiten — denn so nannte er das löbliche Gasthaus, wo die Struzer-Gesellschaft logierte.

Der Tobi wankte nicht. ‚Wenn nur die Philomena noch auf ist,‘ dachte er. Ihm bedeutete sie ein Stück Heimat.

Häßlich war's auf der Straße. Nachtleben — eilige, vermummte Gestalten — regennasse Dächer — dunkle Fenster.

„Wo sind die Berg'?“ fragte Tobi.

„Lieber Freund, jeder Mensch muß was Teures in der Erinnerung haben! Eure schönste Erinnerung ist das Gebirge — meine ein Faß Matjesheringe in dem väterlichen Kolonialwarengeschäft.“

Vor einem großen, herrlich aufgebauten Hause mit Säulenhalle und Freitreppe machte der Schauspieler Halt.

„Liegt das nicht da wie ein edler, schöner Körper, dessen Seele schläft?“ fragte er den einfachen Begleiter. „Die Seele sind wir. Das ist unser Theater.“

Tobi nahm den Hut ab. Stumm sah er empor an der majestätischen, in ihrem Steinschmuck prangenden Front — er hatte verstanden, was der Schauspieler gesagt.

„Seht,“ fuhr dieser fort, und seine Miene ward ehrlich und frei, „ich hab' mir das auch anders geträumt, als daß ich den Leuten zum Lachen und nur zum Lachen dienen sollte — lieber Gott, was es nicht hergiebt, das giebt's nicht her! Zum Tragischen hat's bei mir nicht gereicht. Aber Ihr — wenn ich Euch raten darf! — Ihr seid ein Mensch, der Gold wert ist. Entweder geht heim zu Euern Bauern und bewirtschaftet Euern Hof — aber voll und ganz seid ein Bauer — oder entsagt dem und werdet mit Ernst, mit Andacht ein Künstler, ein Schauspieler. Aber voll und ganz seid ein Schauspieler! Nehmt's nicht übel — jetzt seid Ihr keins von beiden. Ein herumziehender Komödiant! Lieber Freund — ich mein's gut —“

„Ihr habt recht!“ sagte der Tobi.

In der kalten Regennacht, vor dem stolzen Prachtbau des Odeontheaters faßte Tobi einen großen Entschluß.

Der Komiker führte ihn weiter, bis vor das jämmerliche Gasthaus.

„Schlaft wohl!“ sprach er.

„Behüt' Euch Gott!“ sagte Tobi.

Er tappte sich hinauf. Vor den Zimmern standen sämtliche Schuh' und Stiefel. Alles schlief.

An Philomenas Thür zögerte er einen Augenblick. Dann ging er in seine kalte Stube.

II. Herzfeuer.

Herr Struzer und Herr Beda Rührmüller standen ratlos vor Tobis Bett.

„Katzenjammer!“ flüsterte Herr Beda.

„Was gab's denn zu trinken?“ fragte Struzer.

„Kein'n Tropfen Wein net!“ grollte Tobi. „Ein Zuckerwasser mit Saft, von einer Farb' wie a Theerosen. Und das hat im Glas gethan als wie die Etsch bei der Forster Bruck!“

„Champagner,“ flüsterte Herr Beda.

„Und gespielt wird, und damit basta!“ rief Herr Struzer, indem er Tobis Strümpfe auf das Bett warf. „Willst mi zum Narr'n halt'n? Die Billets für heut abend sind bereits alle vorverkauft, die Zettel verteilt — mit so städtische Muck'n kommst mir net, das laß dir g'sagt sein! Net spiel'n! Net spiel'n!“

Der Tobi setzte sich im Bett auf und nahm seine Strümpfe.

„Wohl, Herr Struzer, wann Ihr mich zwingt, heut abend zu spiel'n — no künd' ich Euch auf — bin's ohnehin satt!“

Mit beiden Füßen zugleich sprang er aus dem Bett.

„Tobi, Tobi!“ jammerte Struzer, „wann du net spielst, sind wir verlor'n! Wer soll den Wildrer spiel'n, wann net du?“

„Und i will jetzt eine andre Roll'n. Der Direktor vom Odeontheater hat g'sagt: eine Rolle zum Durchdenken! Eine Rolle zum Durch— Durch—“ Er suchte das schöne Wort „durchgeistigen“.

„Ich Esel!“ seufzte Struzer, „daß ich dich mit dem g'lassen hab'!“

„Fehlt noch gerad', daß Ihr mir verbietet, zu gehen, wohin ich will!“ begehrte Tobi auf. „Ich bin ein freier Mann, Schockmillionendonnerwetter!“

„Ein Bua bist,“ schalt Struzer, „ein dalketer Bua! Ein Uebermutslapp', ein —“

„Schaut's, daß' weiterkommt!“ rief Tobi, „oder ich geh' im Hemd aus der Stub'n!“

„Nun, wenn der Tobi gerade heute nicht spielen kann,“ meinte Herr Beda mit ungewöhnlich freundlichem Ausdruck, „so muß man seiner Künstlernatur keinen Zwang anthun. So könnte ja schließlich ich für ihn einspringen.“

„Sie?“ fragte Struzer mit einem wenig schmeichelhaften Seitenblick.

„Sakra!“ brummte Tobi und verzog den Mund zu einem spöttischen Lächeln, „no werd'n d' Münchner a Freud' hab'n!“

„In einsamen Stunden habe ich die Rolle studiert,“ fuhr Herr Beda fort. „Sie werden mit mir zufrieden sein, Herr Direktor!“

„Dann muß es halt so gehen,“ seufzte Herr Struzer, „kommen S', Herr Rührmüller, probieren!“

„Viel Glück!“ wünschte Tobi, verriegelte die Thür hinter seinen Vorgesetzten und kleidete sich an.

„Wenn nur ein Brunnen da wär', mein'n Kopf daß ich könnt' druntersteck'n,“ sagte er halblaut. „Teixel, das Regenwasser in der Schüssel, das is nix für mi.“

Er blickte hinunter auf den Hof. Düstere Mauern begrenzten ihn von allen Seiten, eine altmodische Pumpe bildete den Mittelpunkt dieses traurigen Raumes. Eine Magd setzte den Schwengel in Bewegung, daß der frische Quell aus der Röhre schoß.

In Hemdärmeln, wie er war, sprang Tobi die Treppe hinab.

„Grüß Gott!“ rief er der Magd zu, „thäten Sie mir am End' den G'fall'n und thäten mir eins auf den Kopf pumpen?“

Die Magd lächelte in höchstem Erstaunen. Sie erkannte in dem hembärmeligen Bittsteller den bejubelten, bewunderten Wilderer des Bauerntheaters! Hatte sie doch gestern auf der Galerie gesessen und ordentlich das Herzklopfen gekriegt vor Spannung!

„Von Herzen gern,“ sagte sie, und der Strom floß nieder auf Tobis dunkeln Kopf.

„So,“ sprach er, „das war gut! Vergelt's Gott, Diandl, auf an andres Mal!“

Sein dumpfes Kopfweh war von dem frischen Wasser wie hinweggespült. Singend suchte er sein Zimmer wieder auf und beschloß, heute abend als Zuschauer ins Theater zu gehen, um Herrn Bedas Leistung zu beaugenscheinigen.

Ihm war so frei, so wohl zu Mute. Alles fiel ihm in den Schoß, er brauchte nur zuzugreifen — alles blitzte und glühte, das Leben, die Liebe — ja, auch die Liebe! Hatte er Philomena nicht bei sich? Hätte sie Haus und Hof, Vater und Mutter verlassen, wenn es nicht um ihn gewesen wäre? Ein Diandl thut so etwas nicht um der Komedi willen. Sie spielte ja auch so schlecht! Dem Tobi wurde ganz weich und zärtlich ums Herz.

‚Arms Diandl,‘ dachte er, ‚du sollst nimmer lang zum G'schau von die fremden Leut' dienen — der Tobi leidet's net.‘

Er nahm seinen Hut und lief auf die Straße. Vor allen Läden blieb er stehen, denn er wollte Philomena etwas mitbringen. Ein Ladenfenster des Schüsselbazars entlockte ihm einen leisen Fluch der Bewunderung. Ueber achteckige Spiegelwände, von deren geschliffenen Rändern ein bläuliches und kupferrotes Zucken sprühte, fielen Ranken und Rosenzweige herab. Vögel schaukelten sich auf dem feinen Geäste. Und dazwischen waren Gespinste wie schimmernde Eisblumen, Spitzen, Gaze, Tüll ausgespannt, Schmetterlingsflügel, gehalten von meergrünem Perlmutter, gelblichem Elfenbein und goldbraunem Schildpatt.

Einen Fächer konnte er wohl Philomena nicht mitbringen, aber sie sollte auch nichts andres haben — farblos und ärmlich erschienen ihm die üblichen Broschen und Seidentücher, nachdem er die Pracht erlebt.

Er kaufte ihr ein Sträußchen später Veilchen, frisch und tauig, und trug es in der hohlen Hand heim, als sei es ein junger, dem Nest entfallener Vogel.

Daheim angelangt, klopfte er an Philomenas Thür

„Diandl!“ rief er halblaut durchs Schlüsselloch, „Diandl, bist drinnen?“

Keine Antwort.

„Philomena!“ Ratlos stand er da.

„Diandl, schlafst? ... No, wann sie net drinnen ist, no kann ich 'neinspringen und ihr den Buschen auf den Tisch leg'n. Dann find't sie 'n, wann s' heimkommt.“

Gesagt, gethan. Leise klinkte er auf und prallte sogleich wieder zurück.

Philomena stand mit verweinten Augen vor ihrem Bett. Als sie Tobi gewahrte, wurde sie dunkelrot.

„Warum hast mir kein' Antwort geb'n, wann d' doch da bist?“ fragte er in aufkochendem Zorn. „Wia?“

„Warum gehst du in meine Stub'n, wann ich kein' Antwort gieb?“ fragte sie dagegen.

„Nix für ungut,“ sagte er gekränkt und steckte den Veilchenstrauß unbemerkt in die Tasche seiner Jacke, „soll nie mehr g'schehen!“

Mit langen Schritten verließ er das Zimmer. Es war lächerlich, aber er fühlte sich so schwer gekränkt wie noch nie vorher im Leben.

Zu früher Stunde schon schmückte sich München mit seinem Geschmeide bunter Lichter, vom hellsten Mondscheinweiß bis zu dem gedämpften Rubinrot farbiger Lampengläser. Die „Komedi“ im Saale zu den „drei Maßkrügeln“ war so gut besucht, wie am ersten Abend.

Aber Tobi war nicht hingegangen, wie er beabsichtigte, er versagte sich den „Gaudi“, den spinnebeinigen Herrn Beda in seiner, Tobis, Rolle zu belachen.

Tobi stand an seinem Fenster und sah die Wagen unten vorbeirollen und dachte an die Worte seiner neuen Freunde von gestern — und dann wieder an Philomena — die Minuten, die Viertelstunden verflossen ihm so, er spann seine Träume fort und fort ...

Thüren wurden zugeschlagen. Also nun kamen die andern nach Hause.

Tobi schlenderte gemächlich in die große Stube, die als Küche und Wohnraum zugleich diente, und wo die Struzerin mit Hilfe einer alten Zeitung das nasse Holz in Brand brachte.

„War's gut?“ fragte der Tobi gleichgültig. Da er keine Antwort erhielt, wachte er zu schärferer Aufmerksamkeit auf.

Herr Beda stand völlig verstört in einer Ecke und starrte, wie Tobi dies nannte, „in sich hinein“ wie in einen Guckkasten.

Philomena saß am Tisch, und eine merkwürdige, gleichsam verzweiflungsvolle Heiterkeit sprühte aus ihren Augen, ihrem ganzen Wesen.

Die andern Komedispieler fehlten überhaupt noch.

Struzer aber, dunkelrot gezeichnet unter den Augen und auf der Stirn, trat auf Tobi zu und sagte barsch, kalt und laut, als ob diese Stimme gar nicht die des gutmütigen Apothekers sei:

„Es ist genug, Tobi. Es muß g'sagt sein. Deine Launen und Marotten haben mir schon schweren Schaden zug'fügt, schwereren, als ich vor den andern verantworten kann. Wegen deiner Laune hat der Herr dort“ — er deutete auf den vernichteten Beda Rührmüller — „hat der Herr dort in deiner Rolle eine Figur g'macht, daß die Leut' vor Lachen geschrieen hab'n, wann er nur auf die Bühne kommen is. Das Schlimmste aber — wer hat mir zug'redet, die Philomena zu nehmen, wer is mir für sie eing'stand'n, daß sie spielen kann?“

„Ich!“ sagte der Tobi ruhig.

„Nun, und das war eine — ein Irrtum. Denn spielen kann sie net. Was du für Gründ' g'habt hast, das Diandl mir aufz'laden, das ist deine Sach'. Meine Sach' ist aber die: Ich kann keine Leut' füttern, die nix können, und deswegen wird die Philomena hier noch amal auftret'n, und dann muß sie heim, ich kann sie net brauch'n.“

Tobi faßte den Struzer an einem Westenknopf. „Gut. Auf die Straßen setzt Ihr sie, die Philomena Niederhofer. Ihr habt recht. Ich hab' sie 'neinbracht. Ich bring' sie heraus. Sie geht. Und ich geh' mit ihr.“

„Bist verruckt?“ schrie Struzer.

„Meint Ihr etwa, ich ließet das Diandl allein, ich, wo ich schuld bin an allem? Nein, Herr Struzer, dann verdienet' ich die Kugel, daß Ihr's wißt! Ich gehör' zu ihm!“

„Der Vertrag bindet dich auf vier Wochen noch,“ sagte Struzer, grün im Gesicht.

„Vertrag? Ha, ha! Ich pfeif' auf Euern Vertrag — ich geh' mit ihr fort, so wahr ich Tobi heiß'!“

„Kontraktbruch!“ rief Struzer. „Glaub' nur net, daß das so abgeht. Ich verklag' dich!“

„Das thut, Apotheker Struzer. Bringt mich vor den Richter, wo ich in mein'm ganzen Leben net g'standen bin. Ich steh' da für der Philomena ihre Ehr', denn allein lass' ich ein junges Diandl net in d' Welt und bleib' im Nest hock'n und jag' sie ins Verderben.“

„Heim soll's!“ sagte Struzer scheu.

„Heim geh' ich net,“ sprach Philomena finster und trat zwischen die beiden Männer. „Ich hab' kein Heim net. Aber den Tobi brauch' ich auch net ...“

Tobi faßte sie mit harter Hand. „Sei still, du! Das ist Männersach'!“

Struzer sammelte sich. „Tobi,“ sagte er sanft, „Tobi, muß man denn gleich so hitzig herfahr'n als wie ein wild's Tier? G'setzt den Fall, ich ließ dich mit der Philomena ziehen, was meinst wohl, daß die Leut' von dir und ihr denken würden, von ihr, deren Ehr' dir so am Herzen liegt, von euch, die ihr net Mann und Frau und auch net Bruder und Schwester seid?“

Tobi erblaßte und sah zu Boden.

„In Gottes Namen,“ sagte er leise, „wenn die Philomena mich will, ich heirat' sie. Hier vor allen will ich's sagen! Net, weil Ihr so redet, Struzer, net wegen die Leut' — sondern weil ich sie gern hab'.“

„Tobi!“ flehte Philomena, „red' net weiter, i bitt di, red' net weiter!“

Struzer ging zur Thür. „Wohl. Das macht

ihr zwei mitanander aus. Ich besteh' d'rauf: der Tobi erfüllt seinen Kontrakt hier, und die Philomena erhält Reisegeld von mir und reist in drei Tag' heim. Ich hab' sie net fest g'nommen. Sie hat kein Recht."

Damit ging er hinaus, gefolgt von Herrn Beda.

Tobi und Philomena waren allein. Sie hob den Blick zu ihm.

„Warum hast du mir das angethan, Tobi!"

„Angethan — ich dir? Was?" stammelte er erschrocken.

„Daß du mich so demütigen thust. Weil ich net weiß, wohin — aus Gnad' und Barmherzigkeit willst mich heiraten — o, Tobi!"

„Hab' mir's denkt, daß du so reden thätest. Obwohl mich kennen dürftest nach so lange Täg', daß der Tobi ka Diandl net heiratet, das er net mag. Ich hab' dich gern, die Lieb' ist in mir, seit ich dich zum erstenmal . . ."

„Tobi!" rief Philomena entsetzt, „so hast du mich deswegen veranlaßt, zur Komedi zu gehen? Hast mir desweg'n vorg'macht, ich hab' Talent — o Gott, thu' mir helfen, oder ich werd' verruckt!"

„Ja," sprach Tobi leichenblaß, „ich hab's gethan. Aber ich hab' gedacht, du hättest mich auch gern, Philomena! Hast du mich net immer ang'schaut mit Augen wie Herzfeuer? Ich hab's gethan, aber auch für dich!"

Philomena streckte ihm beide Hände entgegen. „Ich war schuld. Ich weiß es wohl. Ich hab' dich auch gern g'habt, ein leichtlebig's Diandl war ich, Tobi, weil ich hab' nix denken wollen, denn ich hab' einen lieb — und der hat mich net g'wollt — und den kann ich net vergess'n — und wegen dem geh' ich net heim — nie!"

Sie hielt inne. Tobi war ganz blaß und ruhig geworden.

„Dann . . ." sagte er, „ja, dann, Philomena, dann vergiß, was ich dir alles g'sagt hab'!"

Philomena sah ihn mit schimmernden Augen an. „Tobi! Verzeih' mir!"

„Nix zu verzeih'n."

Sie merkte, welch' tiefe Wunde sie seinem Herzen und seinem Stolz geschlagen. Es war, als hätte ihm ein Hagel die Felder verwüstet. Worte konnten da nicht heilen.

„Philomena," sprach er in verändertem Ton, scheinbar heiter und ruhig, „ich rat' dir, heimzugehen. Ich muß aber wissen, was aus dir wird."

Sie lächelte. „Ins Kloster," sagte sie, „ich kenn' den Weg. Morgen spiel' ich noch amal, das ist meine Schuldigkeit fürs Essen und Trinken, was ich beim Struzer g'habt hab'. Und dann geh' ich fort. Der Mann ist im Recht. Aber du, Tobi, du braver Bua?"

„Ich? Ich halt' den Vertrag mit 'm Struzer die vier Wochen aus und dann — dann geh' ich zum Direktor vom Odeontheater. Er will mich ausbilden."

„Und dein Häusl daheim?" rief sie schmerzlich.

„Das sieht mich net so bald. Wann ich ein Geld hab', lass' ich die Muatter z' München kommen."

„Tobi!"

„Philomena?"

„Einmal anschau'n, wann du mi noch möchtest?"

Er blickte sie an, versuchte zu lächeln und ging pfeifend hinaus.

12. Fackeln.

‚Was kommt denn in dem Nebel zu mir?' dachte Wendel und trat vor seine Thür. ‚Etwa eine verlaufene Gams'n?'

Die Schneewolken hüllten sein Haus in ihre feuchtschweren Tücher, und er sah sie kochen und brauen über den Moränen im Osten. Ganz genau konnte er einen dunkeln, sich bewegenden Punkt bemerken, der geradewegs auf ihn zusteuerte. Er that einen Juchzer, wie ihn die Berger thun, und siehe da, die Antwort scholl deutlich, wenn auch dumpf, zu ihm herauf.

‚Ich will mich erschießen lassen, wenn das net der Cyrill ist,' dachte Wendel. Nochmals strengte er seine Augen an, aber es war wirklich nur Cyrill, und allein, es waren nicht zwei.

„Grüß Gott!" rief Wendel ihm zu, als er in Hörweite war. „Da bringen mir ja die Schneewolk'n ein'n Gast herauf! Zum Gaudi wirst den bösen Weg net g'macht hab'n, also was schaffst?"

„Recht hast," erwiderte Cyrill, den Schnee von den Füßen stampfend, „es ist a sakrische Kält'n heut. Woaßt, ich hab' ein'n Tag frei, zum Markt."

„Ein'n guten Heurigen sollst verkosten, Cyrill, und a G'selcht's werd' ich auch noch für dich hab'n. Und da is der Tabak, deine Pfeif'n is kalt."

Als das frühe Schneedämmern hereinbrach, saßen die beiden in der warmen Stube und plauderten beim Feuerschein. Es wurde ausgemacht, daß Cyrill die Nacht über bei Wendel blieb und erst am frühen Morgen den Heimweg antrat.

„Ja, was meinst, was ich dir zu verzähl'n hab'?" sagte Cyrill.

„Die Philomena ist im Kloster," fiel Wendel rasch ein, und sein braunes Gesicht verfärbte sich leicht.

„Im Kloster? Du, Wendel, wär' dir das am End' lieb, wann's so wär'?"

„Mir?" Wendel blickte trüb vor sich hin. „Ich kenn' die Diandln net und hab' sie nie kennt."

„So wird's sein," sagte Cyrill bedächtig, „sonst hättest du das Diandl, wie's zum Greifen nah' war, net ins Kloster g'schickt, du, der Wendel, das Diandl!"

Wendel wurde feuerrot.

„Warum gerad' ich net?"

„Ich mein' nur so . . ."

„Was meinst?"

„No, daß dich das Diandl gern g'sehen hat — no — und —"

Wendel fuhr in die Höhe, daß er den Tisch fast umriß.

„Mich — gern — das Diandl?"

„Ja."

„Und jetzt ist's im Kloster?"

„Das hab' ich net g'sagt."

Wendel faßte Cyrills Hand. „Wo ist's dann? Um der Barmherzigkeit willen, es ist ihm doch nichts zugestoßen?“

„Die Bäurin und ich, wir hab'n's halt ins Kloster wollen fahr'n. Auf'm Bergkogel sein mir einkehrt, und da auf einmal ist die Philomena verschwunden gewesen. Woaßt, wir hab'n sie g'sucht, aber nimmer g'funden.“

Der Wendel legte die Hand auf Cyrills Knie.

„Mach' kein G'spaß mit mir,“ sagte er heiser, „ich hab' schon viel Schwer's ertrag'n und das — mit dem Diandl — ist das Schwerste. Cyrill, du weißt's ja, wann ma noch jung ist und darf's net sein —“

„Warum darf ma net?“

„Weil's die Diandln vor mir g'fürchtet.“

„O, du alter Bua, du! Furcht und Lieb' sind oft eins! Aber weil du alles wissen willst: ich hab's wohl gemerkt, was die Philomena vorhat, wie sie so still aus der Thür geschlichen ist, und ich hab' gedacht, geh' mit Gott, Diandl, an freien Vogel soll ma net in 'n Käfig thun. Und die Alten jetzt, die sein wie Stein und Eis, sie verstehen und verzeih'n net, die Philomena ist allein schuld, und das selige Fräulein Diemuthis von Dillenberg! Der Niederhofer hat den Totengräber kommen lassen, um die Gebeine auszugraben, aber sie haben nix g'funden, sie mögen graben so viel sie wollen!“

„Und die Philomena? Cyrill, sie wird sich doch kein Leid's anthan hab'n? Weiß ma denn nichts von ihr?“

„Die Eltern hab'n kein'n Schritt gethan, um ihr nachzuforschen. Sie sind ganz verhärtet. Man darf den Namen Philomena net aussprechen. Ich aber — das Diandl war mir selber ans Herz g'wachsen — ich hab' umg'fragt, und da hab' ich denn g'hört von dem G'hilfen in der Apothek'n, die Philomena sei mit die Komedispieler über die Grenz'n, ins Bayrische, nach München 'nein.“

„Zu der Komedi!“ stieß Wendel hervor. „Zu der Komedi! Zu wildfremde Leut'!“

„So wildfremd net,“ sagte Cyrill langsam. „Der Kirchsteiger-Tobi is dabei.“

Wendel zuckte zusammen. Die Zunge war ihm wie gelähmt. Er starrte durchs Fenster, in die weiße Unendlichkeit, wo die Flocken fielen und fielen, aus dem Grenzenlosen ins Grenzenlose.

„Ma soll halt ein Diandl zu nix zwingen,“ sagte Cyrill. „Was aus ihr geword'n is, kann ich net sag'n. Warm's Blut hat's, a heißen Kopf und a warm's Herz. Den Tag, wie wir zu dir herauf sind, Wendel, wie's da vor deiner Thür g'stand'n is, — wann der Wendel das Diandl je wieder fortlasset, so wär' er net g'scheit, hab' ich denkt.“

„Ist's gewiß, in München sein s'?“

„Ja. Und da“ — Cyrill griff in die Tasche — „das Blattl hat mir der Apothekersgehilf' geb'n.“

Wendel nahm das Blatt und näherte es dem Lichte.

„. . . In München macht gegenwärtig das Auftreten der Bauerntheatergesellschaft Struzer berechtigtes Aufsehen. Wie verlautet, soll in dem Darsteller der Hauptrollen, einem Bauern aus dem Dorfe Algund, ein glänzendes Talent entdeckt worden sein, während die Schönheit der Bauernprimadonna über die Unbeholfenheit ihres Spiels angenehm hinwegtäuscht.“

„Es ist gut,“ sagte Wendel.

Cyrill lächelte in sich hinein, faltete das Blatt zusammen und steckte es wieder in die Tasche. Er fügte kein Wort hinzu. Er hatte von neuem eine ihn befriedigende Entdeckung gemacht.

Wendel ging hin und her, mit dem Abendbrot beschäftigt. Der warme Essensdampf that Cyrill wohl.

„Morgen, wann's so schneit wie heut, no bist wieder da oben eing'sperrt,“ meinte er leichthin. „No kannst wieder sechs Wochen Oansiedel spiel'n.“

„Dann wär's am End' besser, wir gingen heut nacht noch? Mit einem Fackelbrand?“

„Wir? Gehen? Wohin dann?“ fragte Cyrill erstaunt. „Ich hab' gemeint, ich därf bleib'n bis morgen!“

„Ja, aber wann's selber sagst,“ stammelte Wendel. „Flocken fallen wie weiße Vögel groß.“

„Ja, wohin willst dann, was pressiert dann so?“

Wendel blieb stehen. „Es thut mir leid, Cyrill, du magst gern da übernachten, aber ich, ich muß heut noch zu Thal, denn morgen könnt's unmöglich werd'n. Eine Leich' kann man sechs Wochen gefrier'n lassen und bei sich b'halten im Schnee, aber — ein Lebendig's in der Fremde —“ Er stockte.

„Ich will dich net halt'n, Wendel,“ sagte Cyrill, innerlich frohlockend, „und ich geh' mit. Es wär' net der erste Nachtmarsch im Schnee und mit Fackeln. Also auf!“

Wendel verschwand und kam nach wenigen Minuten im Sonntagsgewand wieder. Er trug einen ledernen Sack in der Hand. Den wasserdichten Lodenmantel hatte er über die Schulter geworfen.

Fackeln hatte er stets im Vorrat. Er entzündete deren zwei und gab eine davon Cyrill, der in bester Laune den letzten Schluck roten „Heurigen“ in die Kehle goß.

Eine mächtige, bewegliche Schneewand stäubte ihnen entgegen, als sie hinaustraten. Die Flamme der Fackel duckte sich jäh und sandte einen dicken Qualm in den Schnee hinein, rot wie Blut schimmerte die sanft hier abfallende Fläche, rot wie Blut in blaurotem Dunstkreis schritten die wetterfesten Männergestalten dahin.

Fast wie ein tückisches Lachen klang das Treiben des Windes, der aus Westen gejagt kam und mit dem Sturm, der von Norden her wehte, in heftigen Kampf geriet. Laue und kalte Strömungen, weich wie Flaum und stechend wie weißglühende Nadeln, wogten den Männern abwechselnd entgegen, und die ganze Luft war von einem Donnern erfüllt, als sei eine Lawine im Anrücken.

Cyrill sah im Fackelscheine, wie Wendels stolzes Gesicht leuchtete vor Kampfeslust und festem Willen; er folgte ihm, die Fackel schwingend, und erst, als sie nach langem Ringen auf dem vereisten Steg der Schlucht ankamen, nickte er ihm mit seinem rätselhaften Lächeln zu.

Hinter ihnen der Berg, die Jochstraße, die Schlucht, alles lag wie ein Grab da. Alles weich und weiß und kalt.

„Wendel," raunte Cyrill ihm zu, „ich weiß, wo du hingehst — und sag' ihr einen Gruß von mir . . ."

„Gut, Cyrill," sagte Wendel und die Fackel in seiner Hand zitterte, „wenn du's doch weißt, ich geh', sie holen. Und wann ich sie zehn Männern abjagen müßt! Ist sie brav und rein geblieben wie der Schnee dort, so bring' ich's, und wann sie net mehr dieselbige wär', wann sie g'fehlt hätt' und im Elend wär', so thät' ich sie zu mir nehmen."

Die Flocken fielen in größeren Zwischenräumen, die Luf war leichter, klarer geworden.

Nach und nach tauchten dunkle Dächer aus all der Weiße auf, erst die Dächer, dann das ganze Haus. Kein Licht. Die Bewohner schliefen längst. Dann breitete sich ein gelblicher Dunst, wie der matte Schein des Bernsteins, im Thale hin. Unter diesem Dunst schlummerte die Stadt.

Wendel hob die Fackel und senkte sie.

„Brauchen sie nimmer," sagte er und steckte sie in den Schnee. Cyrill that desgleichen.

Schweigend wanderten sie durchs Thor, in die leeren, stillen Gassen.

Vor den Lauben trennten sie sich, ohne viele Worte.

13. Ich hab' einen Schatz.

Struzer konnte seine Neugier kaum bemeistern, bis er Tobi und Philomena bei Tisch traf. Was hatten sie in jener Stunde miteinander besprochen, welche Ueberraschung sollte ihm zu teil werden? So sehr er sich bemühte, die Mienen der beiden zu enträtseln, er prallte an Stein und Eisen an.

Nur eines entdeckte er auf den ersten Blick: jedes hatte auf der Bank eine halbe Wendung gemacht, er nach links, sie nach rechts.

Struzer wartete eine Weile. „Nun," fragte er dann, „wie ist's mit dir, Tobi?"

„Bleib' meine vier Wochen," antwortete er kurz.

„Es thut mir leid um Euch, Philomena," fuhr Struzer fort, „aber —"

„Gebt Euch keine Müh', ging ohnedies!" sprach sie gleichgültig.

Struzer ließ die Hand mit der Gabel sinken. In unverhohlenem Erstaunen blickte er von Tobi zu Philomena, und ein Kichern ward aus den Reihen der Leutchen vernehmbar, die ihre Suppe dort löffelten.

Tobi wurde dunkelrot, ergriff seinen Teller und sprang auf. „Die Sonne scheint mir ins Gesicht," sagte er zornig, „lasset mich auf d' andre Seiten sitzen!"

„Philomena," stotterte Struzer, „gerad' so rennen laßt man einen Menschen doch net. Ich schick' Euch heim, ich . . ."

„Gebt Euch keine Müh'," sagte sie wieder.

„Ja, wohin geht Ihr denn?"

„Ich bin Euch net schuldig, das zu sag'n."

Das Kichern am Tisch verstummte.

Struzer zerkrümelte sein Brot. So etwas wie ein Gewissen regte sich bei ihm.

München war eine gefährliche Stadt, und man könnte ihm nachsagen, er habe das junge Ding, das sich ihm anvertraut, selbst der Gefahr in die Arme gejagt, — die Gefahr, das war der Tobi. Struzer war überzeugt davon, daß der Tobi um Philomenas künftigen Aufenthalt wisse.

Nachdem die Struzerin den Tisch abgeräumt und die Männer und Diandln sich bescheidentlich zurückgezogen hatten, nahm Struzer den Tobi beiseite.

„Tobi," sagte er und legte ihm väterlich die Hand auf die Schulter, „thu' mir den Gefallen und vertrau' mir's an, wo du die Philomena unterbringst. Bedenk', was du auf dich ladest, bedenk' —"

Er hielt inne vor dem wahrhaft furchtbaren Grimm in Tobis dunkelm Gesicht.

„Kein Wort mehr!" sprach Tobi, und seine Brust wölbte sich, als sei sie zu eng geworden fürs Herz. „Meint Ihr, Ihr müßt dem Diandl seine Ehr' vor mir schützen? Ich bin kein schlechter Mensch net, Himmelsakra, wenn Ihr 'n net aus mir macht!"

„War net so bös' g'meint," stammelte Struzer, sich entfernend, und schlug die Thür hinter sich zu.

Er hatte genug. Hätte er nur gewußt, was das für ein Teufelskerl sei, er hätte ihn gelassen, wo er war.

So weit war's gekommen, daß er am Flurfenster stand und sich nicht ins Zimmer getraute, wo der gefährliche Mensch sein Wesen trieb.

Er blickte in den Hof und zählte die leeren Bierfässer, die dort aufgestapelt waren, da hörte er Schritte, schwere, laute Schritte, wie von Nagelschuhen. Die kamen den schmalen Hausflur entlang.

„Mit Verlaub, sein Sie vielleicht der Direktor von der Komedi?"

Nicht nur die vertrauten Laute der tirolischen Muttersprache, auch der ganze Aufzug des Mannes vor ihm verriet den Bergbewohner, den Passeirer Bauern. Stolz sah er aus in dem übergehängten Lodenmantel, in dem grünen Hut mit Schnüren und Feder.

„Der bin ich, was ist Euer Begehr?" sagte Struzer, zu ihm aufschauend, obwohl eine Ahnung ihm verriet, was den Tiroler nach der bayrischen Hauptstadt verschlagen.

„Lebt eine g'wisse Philomena Niederhofer hier bei Ihrer G'sellschaft?"

Struzer besann sich, ob er leugnen solle. Doch schien ihm dies nicht ratsam; weshalb sich fürchten, da er das gute Recht für sich hatte? So warf er sich in die Brust und sprach: „Allerdings, die ist hier."

„Mein Name ist Wendel. Ich will das Diandl hoamhol'n."

Struzer verfärbte sich. „Vielleicht im Auftrage ihrer Eltern?"

„Nein. Ich bin nach München g'reist, weil ich das Diandl von seinem Vorsatz abwendig mach'n will; verüblen Sie mir das net, Herr, wann ich komm' und zu Ihnen sag': Geben S' mir das Diandl! Es ist rein und gut, wenn auch verblendet; geben S'





... in der Bildgießerei von Martin & Piltzing in Berlin.

Reinhold Begas: Der Kopf Bismarcks für das Standbild vor dem Reichstagshause in Berlin.

mir das Diandl, eh's Schaden genommen hat an Leib und Seel'. Ich bin net sein Bruder, net sein Schatz, aber ich lass' net ab zu bitten — Sie hab'n so viele andre — geben S' mir das Diandl!"

„Ich geb's Euch," sagte Struzer erleichtert, „du lieber Himmel, an mir fehlt's net! Ich hab' ihm ja aufkündet. Aber — mir scheint, Ihr wißt's net —"

„Was soll ich net wiss'n?" fragte Wendel und umklammerte fester den starken, glatten Knauf seines Gebirgsstockes.

„Der Kirchsteiger-Tobi hat das Diandl daherbracht! Und er will es heiraten."

„Heiraten! So?" sprach Wendel, „dann, ja dann — ist's was andres!"

„Das sein so Sach'n," fuhr Struzer fort. „Das Diandl geht schon übermorgen weg — no —, und wo der Tobi die Philomena hinthut, bis er sie heiratet, und wie's mitanander stehn, das weiß ich selber net. Das Zammenhock'n und Zammenspiel'n hat gar viele Versuchungen."

Wendel blickte nun ebenfalls zum Flurfenster hinaus, — vergebens, alles vergebens!

„Sprecht selber mit der Philomena," sagte Struzer noch, „oder auch mit dem Tobi. Aber vor dem warn' ich Euch . . . das ist ein Teufel und kein Mensch."

„Sprechen?" sagte Wendel ruhig. „Das hat jetzt kein'n Wert mehr. Ich wünsch' ihr alles Glück. Ich bin halt zu spät kommen."

„Wann Ihr sie sehen wollt, heut abend spielt's zum letztenmal."

Wendel berührte flüchtig grüßend den Hutrand. An der Treppe wandte er sich noch einmal um: „Braucht's niemand zu sagen, daß der Wendel da war."

„Thät' mir auch noch fehlen," brummte Struzer, „ich lass' laufen, was laufen will . . ."

Wendel ging aus dem Hause. Er betrachtete die fremden Dächer, die fremden Menschen; ein Regiment zog mit klingendem Spiel vorüber. Alles so heiter, so lebenslustig und bunt.

‚Ich will sehn, ob die Philomena schlecht worden is,' dachte er. ‚Ich sieh's ihr an die Augen an! Eh geh' ich net heim, eh ich das woaß!'

Er kaufte sich eine Eintrittskarte zu der Komedi, gültig für einen Platz in einer der letzten Reihen. Dort wollte er stillen Abschied nehmen von ihr und mit seinem scharfen, tiefen Blick, der wilde Pferde zähmte und hitzige Männer beschwichtigte, in ihrer Seele lesen — zum letzten Male. Unschuldig oder schuldig? . . .

Er entsann sich wohl des Kirchsteiger-Tobi als eines kecken, hübschen Burschen, in dem die Jugend tobte wie Gebirgswasser. Kein Wunder, daß Philomena . . . Er lachte mit schmerzlicher Bitterkeit. Die Liebe eines solchen Buam fürchten die Madeln nicht; die war ja nicht schweigsam, die war nicht begraben in der Brust wie in tiefem Schnee . . .

Bis zum Abend wanderte Wendel ruhelos durch die Straßen, die Anlagen mit ihren gespensterhaften, blätterlosen Bäumen; für ihn war das alles nur ein Teil der „Komedi", die so viel Herzweh kostete. Gleichgültige schoben sich lachend an ihm vorbei. Sie freuten sich auf die Bauernvorstellung, schwatzten und drängten sich durch die Thür mit ihren nassen Schirmen in der Hand; die Fenster zu den Sälen des Hauses „Die drei Maßkrügeln" leuchteten so verlockend hell . . .

Drinnen stimmten die Musiker ihre Instrumente, und als letzter erschien Wendel, suchte seinen Platz und ließ sich nieder; den großgedruckten Theaterzettel auf den Knieen, blickte er mit bleichen Mienen den bunten Vorhang an.

Schnee und Eis, Meile um Meile hatte er siegreich überwunden um Philomenas willen; dies Stück Leinwand trennte ihn auf immer von ihr.

Ein leises Knistern — der Vorhang teilte sich und rauschte auseinander.

Da stand sie ja, Philomena, umgeben von gemalten Felsstücken.

So etwas wie grausamer Hohn mischte sich in Wendels Kummer, wie Verachtung! Diese Welt von Holz und Pappe, die ein Mann zusammenreißen kann!

Wendel richtete den Blick auf Philomena, einen Blick, der den Leib durchbohrt bis aufs Herz, der den Lauf des Blutes sieht und die Regung jedes Pulses, funkelnder Stahl, zweischneidig geschliffen.

‚Unschuldig oder schuldig?'

Sie sprach einige Worte, und Tobi trat auf mit der Sicherheit eines verzogenen Lieblings des Publikums.

Nein, Wendel war gewiß: Philomena hatte nicht die Farbe gewechselt. Doch schien sich plötzlich eine Unruhe ihrer zu bemächtigen, deren sie nicht Herr ward. Sie trat dicht an die Rampe und ließ die verängsteten Augen durch den überfüllten Saal schweifen.

Philomena hatte ihr Stichwort versäumt. Tobi flammte feuerrot auf.

Struzer hinter den Kulissen war nahe daran, sich die Haare auszureißen.

Wendel war zu Mute, als wüchse er und wüchse er, seine starke Faust bebte, seine gewaltige Brust wogte.

Und jetzt hielt Philomena beide Hände vor die Brust und sagte laut und deutlich in den lauschenden Saal hinein:

„Wendel, Wendel! Um Gott, wie kommst du daher?"

Totenstille.

Tobi, dem seine Büchse entfallen war, sah eine Männergestalt in Tiroler Tracht, eine Gestalt, die sich erhob und der Bühne immer näher kam, immer näher.

„Philomena!" scholl es aus der Mitte einer regelosen Menge, „ich bin's! Hast mich denn wirkli kennt?"

„O Wendel," klang es von der Bühne herab „dich hätt' ich kennt — unter tausend —"

Der Vorhang fiel rasch.

14. Brennender Schnee.

Träg flackerte das Feuer in dem Kamin des alten Rittersaales auf Dillenberg. Das Holz war feucht gewesen, der dicke Qualm ballte sich im Rauchfang und zog dann, von kalter Luft niedergedrückt

und fortgetrieben, in langen, grauen Streifen unter der Stubendecke hin. Den ganzen Tag war es nicht recht hell geworden, der Ifinger trug die düstere Schneehaube, der Nebel hing an Busch und Baum, hin und wieder trat eine Bergkuppe aus dem Dunstmeere, um von neuem zu versinken.

Die Weibsleut' saßen alle und spannen, die Mannsleut' hockten nebeneinander auf der Bank, ohne anders als durch die Ringelsprache des Rauches aus ihren Pfeifen sich gegenseitig zu verständigen.

Der Niederhofer paffte dichte Wolken, das bedeutete bei ihm „Zorn im Anmarsch". Cyrill dagegen blies feine Ringe durch die Nase, und das bedeutete bei ihm „etwas Gescheit's aushecken". Der andre Knecht spitzte den Mund und ließ den Rauch blitzartig hervorschießen; das that er der Niederhoferin zum Trotz, die gar so viel grob' heut zu ihm gewesen.

„Jessas, na, die Mannsbilder mit ihre damischen Pfeif'n," schalt sie denn auch, „als ob wir net Qualm g'nuag in der Stub'n hätt'n!"

„Jessas, na!" wiederholte Cyrill scheinheilig.

„Was sagst?" fuhr die Niederhoferin ihn an.

„Dasselbige, was die Bäurin sagt. Muß schon was Gut's sein."

Das Rädlein schnurrte hastiger.

„Es ist jemand im Hof," sprach Cyrill.

„Ich hör' nix. Und wer sollt's a sein?"

„Vielleicht das selige Edelfräulein," meinte Cyrill und nahm die Pfeife aus dem Munde.

„Halt die Goschen!" schalt die Niederhoferin und fuhr mit einer langen Stange ins Feuer, „der Aerger um di bringt mi noch um!"

Ein heftiger Luftzug sauste plötzlich durch das Zimmer und brachte eisige, feuchte Kälte mit.

Die Thür stand offen; der Nebel wogte draußen auf und ab.

„Wer hat die Thür aufg'macht?" fragte die Bäuerin, leichenblaß in ihrer Furcht vor dem unbekannten Gespenste, das ihr ihre Tage verbittert, seit sie ihrem letzten Kinde das Leben gegeben, „wer hat die Thür aufg'macht?"

„Ich," sagte da eine feste Stimme, eine Stimme, die ihr nicht fremd war.

„Wendel!"

Er trat auf die Schwelle und zog die Thür wieder hinter sich zu. An der Hand aber führte er Philomena.

Die Bäuerin hub zu keuchen an, dumpf und schwer; die andern hörten's.

Cyrill stand leise von der Bank auf und zerrte den Niederhofer empor. Dem quollen schier die Augen aus dem Kopf.

„Ich bring' die Philomena," sagte Wendel.

Niemand regte sich. Sie blickte um sich.

„Mutter," sagte sie dann, „sieht mich die Mutter dann net?"

Das entsetzliche Keuchen hörte auf.

„Ich sieh dich wohl!" klang es statt dessen heiser wie aus der Tiefe der Brust heraus. „Was willst bei uns? Und du setzt ein'n Fuß in das Haus, Komediantendirn'?"

„Halt!" sprach Wendel. „Ich bring' Euch Euer Kind; habt's verstand'n?"

„Haha," lachte die Niederhoferin, krampfhaft nach ihrer Kehle greifend, „mein Kind! Eine ehrlose Dirn', die Schand' auf uns g'laden hat, die mit fremde Mannsbilder entfloh'n is, das is mein Kind net, is's nie g'wesen."

Philomena ward von einem eisigen Schauer durchrüttelt. Sie flocht die Hände ineinander und starrte geradeaus vor sich hin.

„Ja!" stieß der Niederhofer hervor. „Für solchene is mein Haus net!"

„Niederhoferin," sagte Wendel, mit freier Stirn dem zitternden Weib sich nähernd, „Gott verzeih' Euch die Sünd', daß Ihr Euer eigen Fleisch und Blut verleugnet und unbarmherzig verstoßt. Selbst wann Euer Kind im Unglück und schuldbeladen heimkehrt wär', mit Frohlocken und Dank hättet Ihr's aufnehmen sollen, daß Ihr's wiederhabt; aber Euer Kind is brav geblieben, es hat keine Schuld auf dem G'wissen und den Eltern keine Schand' gemacht, und darum sollt Ihr's erfahren: die Philomena wird mein Weib."

Die Niederhoferin richtete sich auf in lohender Empörung; sie hob die Hand wie zur Verwünschung.

„Wenn Ihr ein pflichtvergessenes Madel, von dem niemand woaß, ob's noch eine Ehr' hat, zu Eurem Weibe machen wollt, so — so — weis' ich Euch die Thür, wie ich's ihm g'wiesen hab' . . . in Gottes Namen!"

„Muatter!" schrie Philomena auf.

„Es ist gut," sagte Wendel. „Komm, Philomena."

„Niederhofer, das, wann Ihr leidet!" zischte Cyrill.

Und wieder fuhr der eisige Nebelhauch von draußen durch die Stube, als Wendel und Philomena dieselbe verließen.

Dunkle Rosen brannten auf den Wangen des Mädchens; in der scharfen Kälte riß es das Tuch vom Kopf und sog die Luft mit durstigen Atemzügen ein.

„Keine Heimat net, kein Vater und Mutter!" sagte sie mühsam. „Es ist wahr, Wendel, ich hab's net besser verdient; es ist wahr, niemand weiß es, ob ich noch eine Ehr' hab'. Ich kann's ja net beweisen."

Er ergriff ihre Hand am Gelenk und hielt sie mit festem Druck umschlossen. „Sie hab'n's net anders g'wollt, die dich ausgestoßen hab'n und in die Welt gejagt, du gehst mit mir!"

„Mit dir!" rief Philomena, und ein heftiges Zittern erschütterte ihren Körper. „Nein, Wendel, das darfst du dir net auflad'n; ein Diandl wie mich, kannst ja nimmer gern hab'n! Laß mi — ich geh' in d' Welt — oder — vielleicht stirb' ich auch . . ."

„Philomena," sagte Wendel und blickte ihr in die Augen. „Hast mich net verstand'n? Mit mir gehst, hab' ich g'sagt! Ich befehl's dir! Du hast kein'n Willen mehr, gar keinen net, du folgst mir aufs Wort; hast verstand'n?"

Sie wurde blaß und fühlte eine Schwäche, eine Müdigkeit, die ihre Glieder löste . . .



Mühlenthal von Brentino mit Blick auf Madonna Corona.

„Ich bettel' keine Seelen hier, daß sie dich aufnimmt. Ich frag' nicht nach die Leut' und ihrem bösen Argwohn. Vor Gott schwör' ich dir, daß ich dich in Ehren halt', bis der Pfarrer uns zammengeben hat. Morgen noch red' ich mit ihm. Er wird mich net drum schelten, daß ich dich net derfrier'n laß' . . .“

Philomena wankte; sie konnte sich kaum mehr auf den Füßen halten.

„Komm,“ sagte er noch einmal.

Die Angst faßte sie heiß am Herzen.

„Du hast mich früher gefürchtet, weil ich mich abgetötet hab',“ flüsterte er ihr ins Ohr, „jetzt sei froh, daß ich's gelernt hab'.“

Noch eine Sekunde zögerte Philomena. Dann folgte sie ihm wortlos.

Auch er verhielt sich schweigsam. Die Dunkelheit überfiel sie unterwegs. Und so wanderten die beiden Menschen der Schnee-Einsamkeit zu.

Stumm schüttelte er den Schnee von den Füßen, als sie ankamen. Der Schlüssel drehte sich kreischend im Schloß. Warmer Dampf schlug ihnen entgegen; Wendel zündete Licht an und holte Holz aus dem Verschlage neben dem Herd, das Feuer lohte knisternd empor. Wieder das kreischende Geräusch des Schlüssels!

Wendel und Philomena waren abgeschlossen von der Welt, sie waren allein wie die ersten Menschen im Paradiese.

„Droben is net kalt, du kannst der Muatter selig ihr Kammerl hab'n,“ sagte Wendel.

„Ja,“ erwiderte Philomena.

Und dann: „Soll ich dir a Essen koch'n, Wendel?“

„Es is noch Milli im Faß und a Brot im Kasten.“

„Und Wein?“

„Wein? Na, Wein — trinken ma net,“ sprach er hastig und warf ein Scheit in die Glut. „Es macht schon sakrisch warm.“

„Ja, warum legst hernach noch mehr aufs Feuer?“ — Er blickte Philomena an und seufzte. — „Essen ma!“ — „Du ißt net, Wendel!“ — „Du auch net.“ — „Ich hab' ka Hunger.“ — „Hunger? Ich auch net.“ — Sie trug die Schüssel ab und fuhr mit der Schürze über die blanke Tischplatte hin.

Draußen glänzte der Schnee in milder Röte.

„Der Schnee brennt," sagte Philomena leise. Eine Weile saßen sie nebeneinander, jedoch ohne sich zu berühren, ohne sich anzusehen.

„Spiel'n ma eins," sagte Wendel, „daß ma net auf böse Gedanken kommen."

Er griff in die Lade und holte eine Zither hervor, die er sorgfältig mit einem Tuch umwunden hatte. „Gelt, das nimmt dich wunder, du hast es net geahnt, daß der Wendel Zither spielt? Hab's auch nie than vor Leut'. Heut' thu' ich's, Philomena."

Sie verschränkte ihre Hände im Schoß und suchte ihren unruhigen Atem zu beschwichtigen. Immer wieder mußte sie an den brennenden Schnee denken, immer wieder hinausschauen auf die in Glut getauchte Fläche.

Wendel spielte alle die schönen Lieder vom Kaiser Franz und von Andreas Hofer und vom „Felsenland Tirol". Auch vom „Tiroler Buam, der seinem Diandl zulauft," und die traurigen, zärtlichen Weisen, die mit einem reizenden, schmeichlerischen Landler endigen oder auch mit einem süßen, glockentönigen, halblauten Jodeln.

Philomena hörte zu. Je mehr er spielte, desto inniger wurde ihre Liebe zu ihm, desto zwingender ihre Sehnsucht.

Seine Finger erbebten unter der Wucht der Töne; nie sah er auf, nie hatte er einen freundlichen Blick für Philomena; ohne Ende spielte er, ohne Ende.

Zuletzt vernahm sie nur noch verworrene Laute; ihr Kopf schmerzte, und ihre Brust war rauh und heiß.

„Ueber d' Alma, über d' Alma,
Wann's vorbeigehst, so schrei: juchhe!
Wann du glaubst, daß i schlaf',
Wirf a Steindel auf mein Dach!"

sang Wendel mit heiserer Stimme. Dann schlug er mit der Faust auf die Zither, daß ein schriller Mißklang dröhnend durch die Stube schallte.

Philomena erhob sich und traf seinen funkelnden Blick.

„Es geht nimmer," brachte er hervor, „geh schlafen, Philomena."

Mit pochenden Schläfen näherte sie sich der Thür, als er sie einholte. Er nahm ihren Kopf zwischen beide Hände und küßte sie auf den Mund.

Ruhig, mit glühenden Wangen stieg Philomena die Stiege empor zu der Kammer von der „Mutter selig".

Mit angehaltenem Atem lauschte Wendel, ob sie den Riegel vorschob. Sie that es nicht.

Da hüllte Wendel sich kurz entschlossen in seinen Lodenmantel und verließ das stille Haus auf den Zehenspitzen. Das Licht in der Stube aber ließ er brennen.

So wanderte er im Schnee um das kleine Gehöft die halbe Nacht hindurch, und die Sterne blitzten am Himmel, denn es war Frost eingetreten, und die Nebel waren zerronnen. Klare Krystalle ließen sich auf dem rauhen Stoff von Wendels Mantel nieder.

Eh noch der Morgen graute, erschien eine wohlbekannte Gestalt im Lichtkreis des Hauses. Eine Sturmlaterne an der Brust befestigt, schritt sie wacker einher.

„Cyrill!" sagte Wendel. „Du? Bei der Nacht?"

„Ja, ich," flüsterte Cyrill. „Es g'freut mi, daß ich dich heraußen find', hab's freilich net anders erwartet von dir. Woaßt, wie die Leut' im Niederhof schlafen gangen sind, hab' ich mich heimlich auf d' Socken gemacht. Ich wollt' dir G'sellschaft leisten, woaßt."

Wendel sah nicht das schlaue Augenzwinkern seines Freundes. Er atmete nur tief auf, als fiele ihm eine Last vom Herzen.

„Gut, Cyrill," sprach er, ihm die Hände auf die Schultern legend. „So bleib du bei ihr; ich geh' sofort in die Stadt — zum Pfarr', mit dem Morgengebet, mit der Früahmess'n bin ich bei ihm."

Jetzt war es Cyrill, der lächelnd und rauchend um den Hof wanderte, der die Sterne betrachtete und den hellen Schein im Osten erwachen sah.

Bald trat er ins Haus und suchte das Feuer zu unterhalten, denn in der Morgenstunde war es frisch.

‚Ob das Diandl noch net kommt?' dachte er. ‚Schau, schau, a Zither.'



Madonna della Corona:
Die steinerne Brücke.



Madonna della Corona. Strasse bei Spiazzi.

Mit seinen rauhen, plumpen Fingern klimperte er auf dem Instrumente.

Nach Verlauf einer Viertelstunde huschte etwas über den Flur und machte sich an der Thürklinke zu schaffen.

Philomena stand da, blaß und überwacht; sie erschrak, als sie Cyrill gewahrte.

„Der Wendl muaß si gar viel verändert hab'n über Nacht, Diandl, nicht?“ sagte er ruhig. „Brauchst di net z' fürcht'n; er is in der Stadt beim Pfarrer wegen deiner und seiner, woaßt?“

Sie brach in bittere Thränen aus.

Cyrill that, als bemerke er es nicht.

Er starrte die Saiten auf der Zither an, bis ihm die Augen übergingen.

15. Abschied.

Niemand war in der Kirche, da Wendel und Philomena zusammengegeben wurden, niemand außer den Trauzeugen, Freunden von Wendel, und Cyrill.

Im letzten Augenblicke, unter dem Läuten der Glocken, drängte sich eine alte Frau durch die schmale Gitterthür des Kirchgartens und ging vor bis an den Taufstein. Mit bleichen Mienen sah sie vor sich nieder.

Wie die Schritte der wenigen Menschen in der leeren, stillen Kirche hallten und wiederhallten! Und wie der Sonnenschein durch die hohen Fenster fiel!

Wendel und Philomena kamen näher — nah.

Noch einmal zuckte es in dem harten, alten, verwitterten Antlitz.

„Die Niederhoferin!“ murmelte Cyrill, die Faust unwillkürlich ballend.

Philomena stutzte, und schneeige Blässe flog im Nu über ihre Wangen bis an die Haarwurzeln.

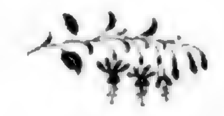
Und jetzt hörte auch das Läuten auf.

„In Gottes Namen!“ sagte die Niederhoferin laut und deutlich und streckte die Hand aus. „So hab' ich g'sprochen, wie ich mein Kind verjagt hab' . . . und so sprech' ich wieder, wann's meine Hand will —“ Sie schluckte ein paarmal und blickte die stummen, ernsten Leute der Reihe nach an.

Da ergriff Philomena die gebotene Hand.

„Der Vater hat euch a Hochzeit gericht't,“ sprach die alte Frau leise.

Und sie gingen alle zur Hochzeit.



Madonna della Corona.

Mit 7 Abbildungen nach Originalzeichnungen von M. Zeno Diemer.

Die populärsten Wallfahrtsorte südlich vom Brenner dürften sein: Madonna di Campiglio und Madonna della Corona; jenes auf österreichischem, dieses auf italienischem Boden; jenes viel genannt als Wallfahrtsort weiland der Kaiserin Elisabeth von Oesterreich, dieses als Wallfahrtsort der Veroneser und der Trientiner. Madonna di Campiglio im Sarcathale liegt in der erhabenen Ruhe der Alpen, von grünen Matten und Tannengehölz umgeben; Madonna della Corona in wildromantischer Umgebung, in den Felsschluchten des Etschthales an einem Abhang des Monte Baldo und in einer malerischen Lage hoch am steilen Felsen.

Schon bei Trient nimmt das Thal, in dem die wilde Etsch sich Bahn bricht, wiederum trotzige Formen an. Wir gelangen, seitwärts von der Bahn, zum mare rocche, dem Felsenmeere, einer ungeheuren Trümmerwildnis, die im Jahre 883 infolge eines Erdbebens entstanden sein soll. Italiens größter Dichter, Dante, der während seiner Verbannung auch in Trient verweilte, soll mit Vorliebe diese düstere Stätte besucht haben, und er widmete derselben eine Stelle in der „Divina Commedia“.

Hart bei Ala ist die Grenze und in der Nähe die Chiusa Veneta, die Felsenpforte der ehemaligen Republik Venedig. Ein historischer Punkt von großer Bedeutung, um den zahllose blutige Kämpfe stattfanden. Um die „Berner Klause“ (von Verona, Welschbern im Mittelalter, so genannt) kämpften Römer und Germanen; Dietrich von Bern verrichtete hier sagenhafte Heldenthaten; die Venetianer kämpften gegen ihre Feinde im Norden, und der erste Napoleon drang durch die Chiusa vor gegen Tirol. Das Schlachtfeld von Rivoli liegt nicht weit entfernt. Die letzten Schüsse zwischen Oesterreichern und Italienern wurden 1866 nach der Schlacht von Custozza bei der Chiusa gewechselt.

Hinter Ala, auf der österreichisch-italienischen Grenze, tritt der gewaltige Monte Baldo an das Etschthal heran und schiebt sein Massiv vor bis Brentino. Hier ist der

Punkt, von dem aus das Felsennest, das oben im Gebirg hängt und das als Madonna della Corona im Lande einen geheiligten Namen hat, am bequemsten zu erreichen ist. Hoch aus dem Felsengeklüft stürzt sich schäumend und staubend ein Wildbach, der Torrente Tasso, in das Etschthal hinab, und ein steiler Pfad führt entlang diesem Bach und empor nach dem Wallfahrtsort.

Auf der Straße bei Brentino erblickt man zuerst das Felsennest. Man traut seinen Augen kaum: Hoch oben an der schroffen Felsenwand, nahezu 750 Meter über dem Etschthal, sieht man weiße Häuser, ein Kirchlein und ein klosterartiges Gebäude. Dort oben wohnen also auch noch Leute? — Ja, und zwar ziemlich viel Leute.

Wir übersetzen die Etsch auf einer Fähre und gelangen auf eine gute Bergstraße; neben dieser zieht sich der alte Weg, der Weg der Waller, zum großen Teil stufenweise in den Felsen gehauen. Viele hundert Stufen empor führt der Pfad zum Gnadenort.

Ein weitläufiges Kloster mit einem Kirchlein, über den Felsen schwebend. Aber von massiver Bauart ist alles und andeutend, daß

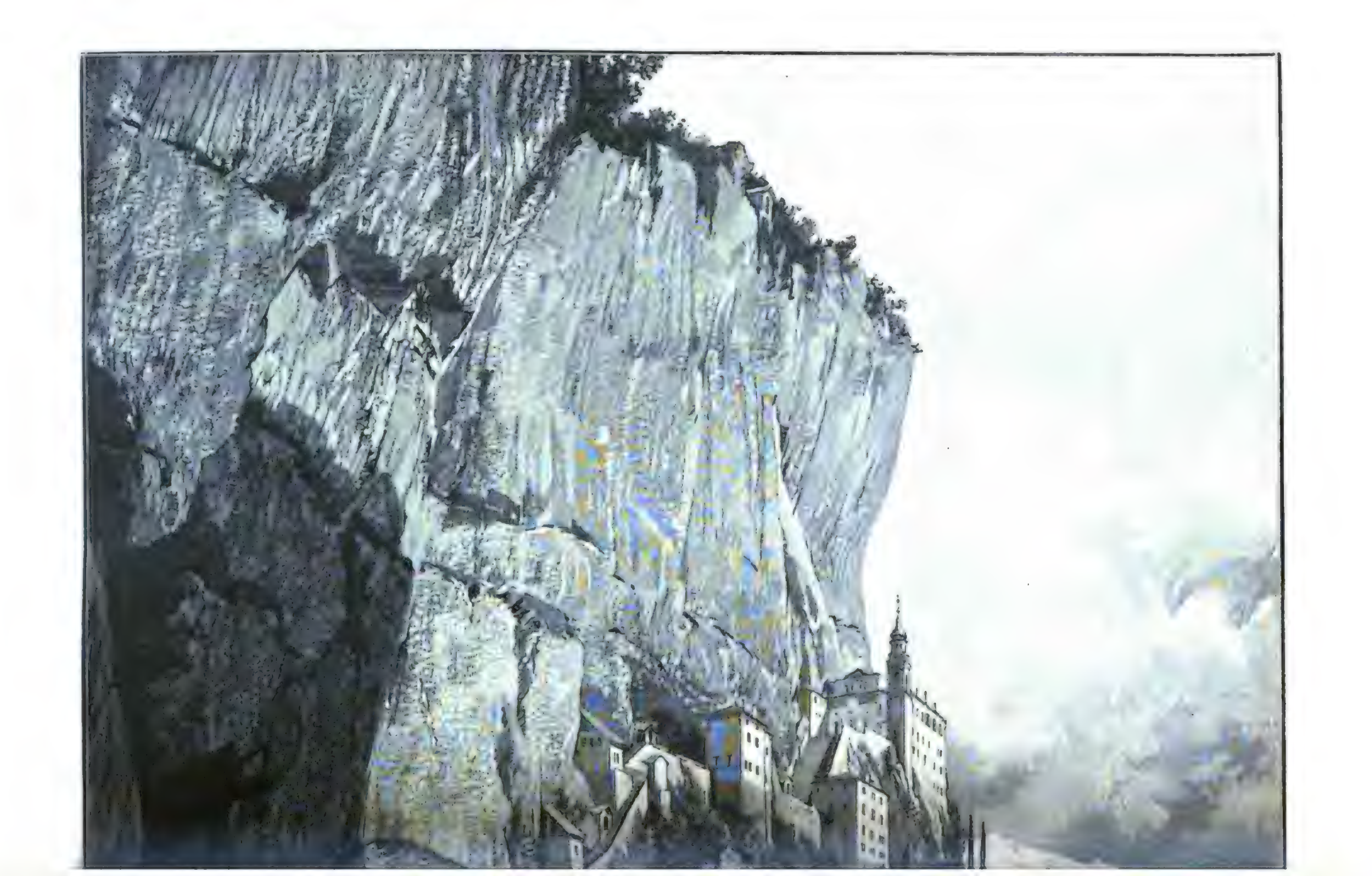
Partie vom Aufstieg von Brentino

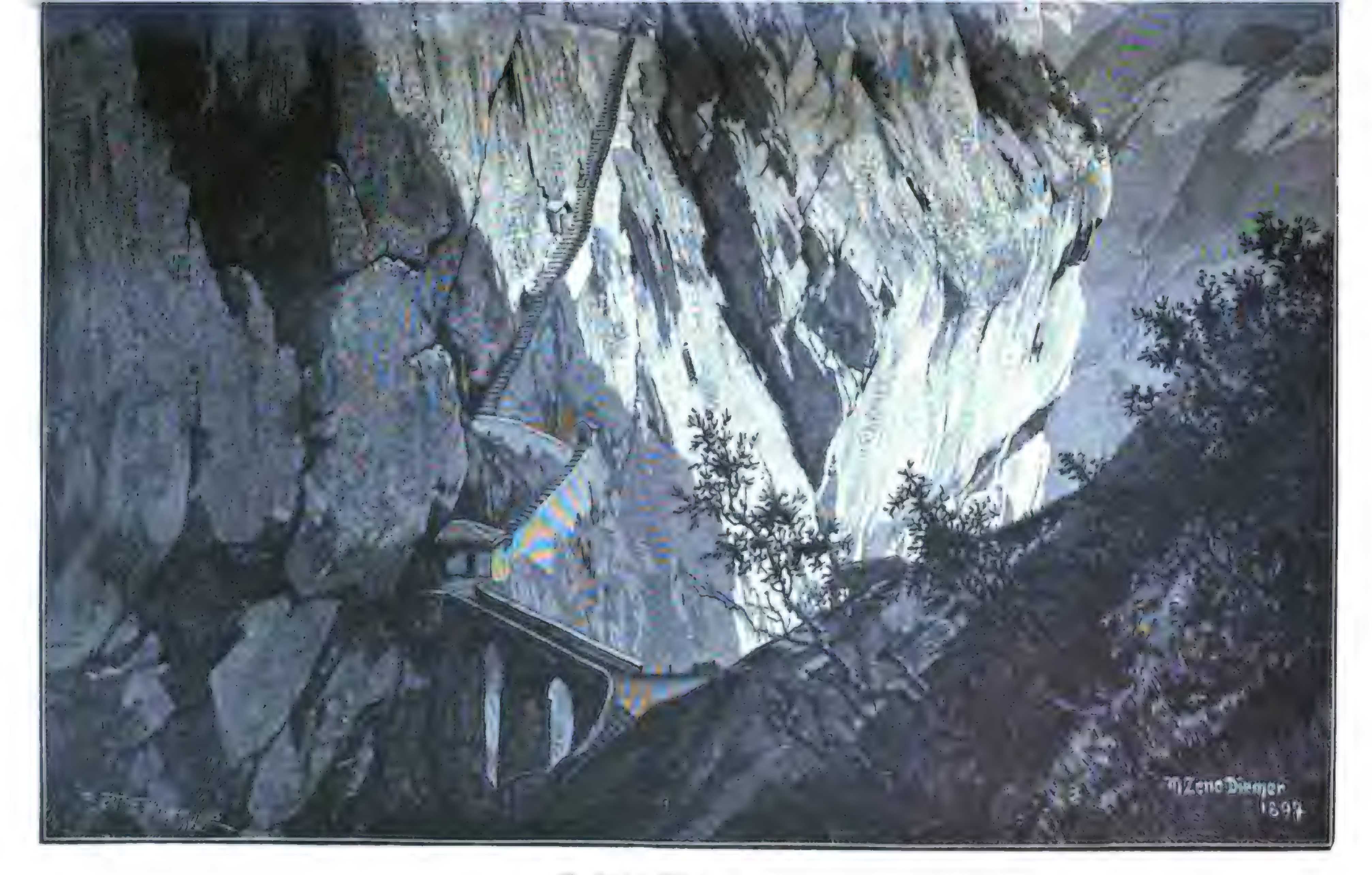
diese Mauern vormals kriegerischen Zwecken dienten. Hier hatten einst die Venetianer eine Befestigung, die das Etschthal, die Chiusa, beherrschte und die als uneinnehmbar galt. Eine Anzahl von Höhlen sind in die Felsen gehauen, die vielleicht als Pulverkammern dienten und von denen jetzt eine als Hohlenkapelle eingerichtet ist. Einen befremdlichen Eindruck macht das Ganze und mehr einen militärischen als religiösen. Die Höhen sind kahl; nur wenig Krüppelholz auf den Hängen.

Das unscheinbare Kirchlein, das die Madonna della Corona enthält, ist ähnlich wie jene, die man überall in Tirol antrifft, so in Absam bei Hall, doch nicht so groß. Die Madonna, Christus auf dem Schoß, darüber zwei Engelein, die



Höhlenkapelle, als Unterstand dienend.





M. Zeno Diemer

Das Kloster Madonna della Corona in Oberitalien.

einen Stern halten, ist ein echt Tiroler Gnadenbild, keinen Anspruch auf Kunstwert erhebend.

Wir stehen auf einem Abhang oder Vorsprung des Monte Baldo. Ueber die Höhe des Berges führt ein Weg nach St. Martino, auch ein kleiner Wallfahrtsort des heiligen Martin; von dort nach Caprino über Castarmano nach dem Orte Garda. Von der Höhe des Berges erblicken wir den herrlichen See. Die eigentümliche Färbung des Gardasees, bläulichgrün, leuchtet uns entgegen. Der Ort, der dem See den Namen gab, das wenig bekannte Hafenstädtchen



Das Gnadenbild.

Garda, liegt unten. Gegenüber das schöne Salò, eine den deutschen Touristen und Künstlern wohlbekannte Station. Von den Ufern herauf leuchten die weißen Einrahmungen der berühmten Limonengärten. In der Ferne schimmern die Häuser und Kirchen von Peschiera. Der eigentliche Monte Baldo erhebt sich weiter nördlich und bildet die Grenze zwischen den beiden Ländern. Ein historisches Stück Erde haben wir hinter uns: das Schlachtfeld von Rivoli, heute ein kleines, unbedeutendes Nest wie vor hundert Jahren.

B—o.



Einweihung der Purtscheller-Hütte auf dem Eckerfirst.

Auf dem Eckerfirst im Salzburgischen, hart an der bayrischen Grenze — auf der „Schneid“, wie man dort sagt —, wurde am 22. Juli das neue, von der Sektion Sonneberg des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins errichtete Unterkunftshaus eröffnet. Es trägt seinen Namen nach dem berühmten Hochtouristen Ludwig Purtscheller, der, in seinem bürgerlichen Berufe Turnlehrer in Salzburg, am 4. März dieses Jahres in Bern, wo er zu Besuche weilte, jäh dahingerafft wurde. Wir haben damals (Heft 10) das Bildnis Purtschellers nebst biographischen Angaben veröffentlicht. In würdiger Weise wurde das Andenken des kühnen Mannes dadurch geehrt, daß nach ihm, der über tausend Bergspitzen bezwang und zur alpinen Litteratur viele wertvolle Beiträge lieferte, das neue Unterkunftshaus benannt ward. Der Feier der Eröffnung wohnten neben den Mitgliedern der Sonneberger Sektion auch zahlreiche andre Angehörige des Alpenvereins bei.



Einweihung der Purtscheller-Hütte auf dem Eckerfirst.

Das Königin Luise-Porträt im Rathaus zu Memel.

Im Laufe der Jahre hatte das berühmte, von Gerhard von Kügelgen gemalte Bildnis der Königin Luise im Memeler Rathause derart gelitten, daß die städtischen Behörden seine Restaurierung durch Professor Dr. Heydeck in Königsberg beschlossen, der vor kurzem seine Aufgabe mit glücklichstem Gelingen gelöst hat. Das Gemälde war im Auftrage des Königs Friedrich Wilhelm III. im Jahre 1817 gemalt und der Stadt Memel zum Andenken an den dortigen Aufenthalt der königlichen Familie während des unglücklichen Krieges geschenkt worden. Friedrich Wilhelm III. und seine Kinder haben es wiederholt als das ähnlichste Konterfei der Königin bezeichnet, und auch von alten Memelern, welche jene noch persönlich gekannt haben, wurde die Porträttreue gerühmt. Das ist um so bemerkenswerter, als das Werk sieben Jahre nach dem Tode der Königin entstanden und mithin aus der Erinnerung, offenbar aber unter Benutzung der Totenmaske, gemalt worden ist. Die Königin ist in einem blauen, sogenannten deutschen Feierkleid dargestellt, das einen mit Perlen verzierten schwarzen Besatz trägt und Brust und Hals freiläßt.



Königin Luise. Von Gerhard von Kügelgen.

Der neue Dom in Berlin.

(Siehe die Abbildung Seite 152.)

Durch den Neubau des Berliner Domes hat ein Plan, der mehrere Herrscher aus dem Hohenzollernhause beschäftigte, herrliche Gestaltung gewonnen. Schon der Große Kurfürst und König Friedrich I. erwogen einen solchen Bau, aber erst unter Friedrich dem Großen erstand an Stelle der alten Hofkirche auf dem Schloßplatz der damalige „neue“ Dom, ein unschönes Werk, das Friedrich Wilhelm III. durch Schinkel umbauen ließ. Dieser berühmte Baukünstler hatte einen großartigen Plan ersonnen: ein stolzes Bauwerk auf hoher Terrasse, an Pfeilern und Portalen geschmückt mit den Standbildern der nationalen Fürsten, Helden, Denker und Dichter. Dies Projekt blieb jedoch lediglich Entwurf, und auch von den weit umfassenden Plänen Friedrich Wilhelms IV., der sechs Millionen an den Bau eines neuen Domes wenden wollte, gelangte wenig zur Ausführung. Dennoch war das Dombauprojekt nur entschlummert, nicht begraben; neu aufgenommen wurde es von König Wilhelm I., der 1867 einen internationalen Wettbewerb ausschreiben ließ, welcher jedoch keinen Erfolg hatte, obwohl von den ersten Baukünstlern Entwürfe eingesandt waren. So blieb der Dombau wieder auf dem Papier, bis Kaiser Friedrich durch einen am 29. März 1888 an den Kultusminister gerichteten Erlaß von neuem die Frage anregte: „wie durch einen Umbau des gegenwärtigen Doms in Berlin ein würdiges, der bedeutend angewachsenen Zahl seiner Gemeindeglieder entsprechendes Gotteshaus geschaffen werden kann, welches der Haupt- und Residenzstadt zur Zierde gereicht.“ Elf Wochen nach Bekanntwerden dieses Erlasses hatte der Vieldulder die Augen geschlossen, und nun ließ sein Sohn und Nachfolger, Kaiser Wilhelm II., es sich angelegen sein, die Dombaufrage würdig zu lösen. An Stelle des von Kaiser Friedrich beabsichtigten Umbaus wurde ein völliger Neubau nach Professor J. C. Raschdorffs Entwürfen angeordnet, und am 2. Februar 1893 grub zum Abbruch die erste Spitzhacke sich in das alte Gemäuer ein. Der cyklopisch gefügte Turm trotzte der Menschenhand, aber dem Sprengstoff mußte auch er weichen, und auf der Trümmerstätte begann alsbald neues Leben sich zu regen. Am 17. Juni 1894 wurde feierlich der Grundstein zu dem großen Werke gelegt, zu dessen Herstellung zehn Millionen Mark bewilligt worden. Wie der Dom, äußerlich in der Hauptsache vollendet, sich heute zeigt, ist aus unserm Bilde ersichtlich.





Der neue Dom in Berlin.

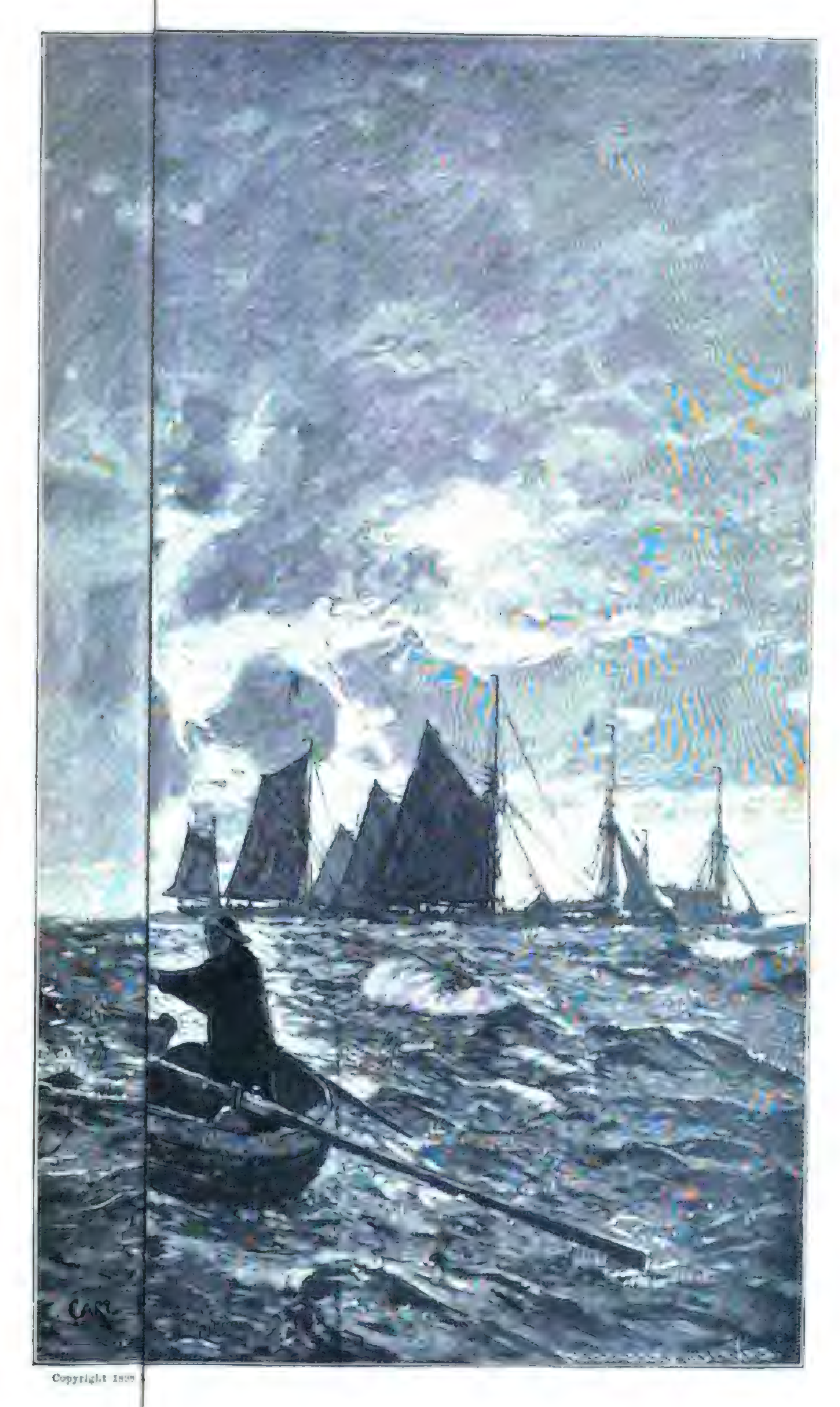
Der Schah von Persien in Paris.

Wenige Tage nachdem König Humbert von Italien in Monza einem ruchlosen Mörder zum Opfer gefallen, wurde auf den Schah von Persien in Paris ein Anschlag ausgeführt, jedoch glücklicherweise vereitelt. Der Schah bekundete bei der Gelegenheit einen hohen persönlichen Mut und zeigte sich mehr erstaunt als erschrocken. Uebrigens hat er die Pariser in gewisser Beziehung angenehm enttäuscht; ihnen steht sein Vater und Vorgänger Nassr-Eddin noch als ein Halbbarbar in Erinnerung, in dessen Sitten und Gewohnheiten nach abendländischer Anschauung manches Abstoßende lag; Muzaffer-Eddin jedoch gab sich während seines Pariser Aufenthaltes durchaus als Gentleman von vornehmen Gepflogenheiten. Die erhoffte Augenweide blieb er allerdings den Neugierigen schuldig, denn seine Prachtgewänder mit dem fabelhaften Diamantenschmuck legte er nur einmal an, als er dem Präsidenten Loubet seinen offiziellen Besuch machte. Sonst trug er einen schlichten langen Rock ohne jegliche Verzierung. Manche Verlegenheit bereitete er dem ihm von der französischen Regierung beigegebenen Zeremonienmeister Crozier. Dieser hatte ein großartiges Programm ausgearbeitet, das in der Ausnutzung der Zeit, in der Zusammendrängung von Sehenswürdigkeiten in die denkbar kleinste Stundenzahl das Höchste leistete. Für jede Sekunde vom frühesten Morgen bis in die späte Nacht war eine besondere Verwendung vorgesehen. Aber der Schah kümmerte sich nicht um das schöne Programm, sondern that, was ihm behagte.





Der Schah von Persien auf dem Trottoir roulant der Pariser Weltausstellung



Carl Becker
Holländische Pinken.



Deutsche Maschinenhalle (rechte Seite)

Die Pariser Weltausstellung.

Von

Dr. Stefan Epstein.

Deutschlands Industrie.

Ein nationalistisches Blatt in Paris schrieb einige Tage nach Eröffnung der Weltausstellung: „Wir waren da schön dumm! Bei näherem Zusehen haben wir schließlich doch die ganze Ausstellung gemacht, damit Deutschland auf unsre Kosten triumphiert!" Wenn nun auch in diesem Urteil die Farben absichtlich und in tendenziöser Weise dick aufgetragen erscheinen, wenn auch Frankreich in gewissen Zweigen, wie beispielsweise in der Goldschmiedekunst und der Mode, noch immer an der Spitze marschiert und wohl auch noch eine Zeitlang marschieren wird, so bedeutet doch die diesjährige Weltausstellung für Deutschlands Industrie einen unbestrittenen Triumph. Wo immer man sich auf dem Marsfelde hinwendet, überall nimmt Deutschland eine Ehrenstelle ein, und das nicht nur durch die vorzügliche Qualität des Ausgestellten, sondern auch infolge des geschmackvollen, ja geradezu künstlerischen Arrangements der einzelnen Gruppen.

Beginnen wir mit dem Schwersten und Feinsten, so ist in erster Linie der Ausstellung für Optik und Mechanik zu gedenken.

Das Zustandekommen einer solchen Ausstellung ist schwerer als dasjenige irgend einer andern. Der Feinmechaniker nimmt unter den Gewerbetreibenden eine Sonderstellung ein. Er ist zumeist an die Aufträge gebunden, die ihm von den Gelehrten erteilt werden, und das feinste Instrument kann über Nacht durch eine neue Erfindung oder Entdeckung unbrauchbar werden. Der Feinmechaniker hält deshalb auch kein Lager, sondern fertigt zumeist seine Instrumente nur auf direkte Bestellung an. Unsre besten Feinmechaniker stehen heute in enger Fühlung mit den wissenschaftlichen Instituten, und für diese arbeiten sie beinahe ausschließlich. Es leuchtet demnach ein, daß sie keine mit irdischen Gütern gesegneten Gewerbetreibenden sind, und nur ein ganz geringer Bruchteil von ihnen wäre im stande gewesen, dem Rufe nach Paris zu folgen. Hier mußte daher der Staat teils durch Bestellungen, teils durch direkte Unterstützung die Initiative ergreifen, und es ist wahrlich kein geringes Verdienst des Professors Dr. Westphal vom Geodätischen Institut zu Berlin, diese Ausstellung ermöglicht zu haben. Bei den optischen und chirurgischen

Instrumenten stand die Sache insofern leichter, als man es hier mit durchweg leistungsfähigen Firmen zu thun hatte, deren Export sich nach allen Weltgegenden erstreckt. Es ist thatsächlich geradezu wunderbar, welch kolossalen Aufschwung die Optik und Mechanik in Deutschland in den letzten dreißig Jahren genommen haben. Ja, man braucht eigentlich gar nicht so weit zurückzugehen. Es ist noch gar nicht so lange her, daß man sich chirurgische Instrumente in Oesterreich und England, optische in Frankreich sind die einzelnen Gebiete der Thätigkeit des Optikers oder Mechanikers vereinigt, so daß wir auf diese Weise, trotz des beschränkten Raumes, in dem die Ausstellung untergebracht ist, dennoch eine vorzügliche Uebersicht bekommen. An der Einrichtung dieser Abteilung, die Professor Otto Rieth mit einem sehr schönen Eingangsbogen geschmückt hat, ist neben dem schon vorhin genannten Professor Westphal Regierungsrat Berg vom deutschen Reichskommissariat hervorragend beteiligt.



Hauptportal zur metallurgischen Abteilung.

kaufte. Heute treiben Pariser Geschäfte mit Zeiß' Objektivs oder mit den Goerzschen Trieder-Binocles geradezu Reklame. Chirurgische Instrumente werden in Berlin fabriziert und nicht nur nach Rußland und Oesterreich, sondern auch nach Amerika und Japan geliefert. Das Lob der deutschen Präzisionsmechanik zu singen, insbesondere was die zu rein wissenschaftlichen Beobachtungen bestimmten Instrumente anbelangt, hat gar keinen Zweck, denn jeder, der nur halbwegs in diese Frage eingeweiht ist, weiß, daß wir in diesem Punkte vollständig außer Wettbewerb stehen.

Die Ausstellung für Optik und Mechanik zeigt sich uns im Gewande einer Kollektivausstellung der deutschen Gesellschaft für Optik und Mechanik. In den Schränken

Noch viel strenger ist das Prinzip der Kollektivität bei der Ausstellung für chemische Industrie gewahrt worden. Hier ist nur nach Produkten ausgestellt worden, die Firmen selbst haben sich in Anonymität gehüllt; sie sind nur aus dem Sonderkatalog zu ermitteln. Von den ausgestellten Präparaten findet das künstliche Indigo, das auf synthetischem Wege gewonnen und von der Badischen Anilin- und Sodafabrik hergestellt wird, besondere Beachtung. Eine Maschine, die vor den Augen des Publikums Luft nach dem System Linde verflüssigt, ist von Neugierigen umringt.

Mit der Chemie im Zusammenhang steht die Kollektivausstellung der deutschen Parfümerie. Es ist selbst-

verständlich nicht zu erwarten, daß die deutsche Parfümerie sich mit der französischen, die geradezu die Welt beherrscht, messen soll. Aber sie behauptet neben ihr ehrenvoll den Platz. Das Arrangement ist geschmackvoll und diskret, und man hat eine vorzügliche Uebersicht. Besonders originell ist eine Ausstellung Leichnerscher Fettschminken, die in geschmackvoller Packung Fauteuils und Logen eines kleinen eleganten Theaters einnehmen. Auch Johann Maria Farina ist mit einer Kollektion von echtem Kölnischen Wasser vertreten, die mit viel Geschmack arrangiert ist. Eine besondere Anziehungskraft bildet die hinter der Parfümerieausstellung befindliche Füllnersche Papiermaschine, die vor den Augen der Zuschauer direkt aus Lumpen binnen wenigen Minuten Papier macht.

Am Ende der Galerie angelangt, die von der chemischen Ausstellung weiterführt, kommen wir in die deutsche Maschinenausstellung. Hier beschleicht uns im ersten Augenblick ein unheimliches Gefühl, wenn wir die Kolosse sehen, mit denen sich keine andern auf der Ausstellung befindlichen Maschinen messen können. Die große Dynamo der Allgemeinen Elektricitäts-Aktiengesellschaft, die sich im Annex befindet, geht durch zwei Stockwerke und leistet 3000 Kilo-Watt; sie allein wäre im stande, einen großen Teil der Ausstellung zu beleuchten. Ihr reiht sich würdig die Dynamomaschine von Lahmeyer in Frankfurt a. M. an. Auch Buchdruckpressen der vereinigten Maschinenfabriken Augsburg und Nürnberg erregen allgemeine Bewunderung.

An die Maschinenausstellung schließt sich vor allen andern diejenige der Metallurgie und des Bergbaues an, wo ganz besonders die Sammelausstellung der Bernsteinindustrie rühmend hervorzuheben ist. Die Textilindustrie ist in ganz hervorragendem Maße vertreten; wir sehen da die Verfahren, die es erlauben, die kunstvollsten Gewebe auf rein maschinenmäßigem Wege herzustellen, sowie Erzeugnisse, die keine wie immer geartete Konkurrenz zu scheuen brauchen. Besonders prächtig hat sich die deutsche Seidenwarenindustrie, beziehungsweise die Kollektivausstellung der Krefelder Seidenindustriellen installiert. Ihre Schränke umschließen einen Raum, der den Eindruck der größten Behaglichkeit macht und zum Betrachten der in den Vitrinen ausgestellten Herrlichkeiten einladet.

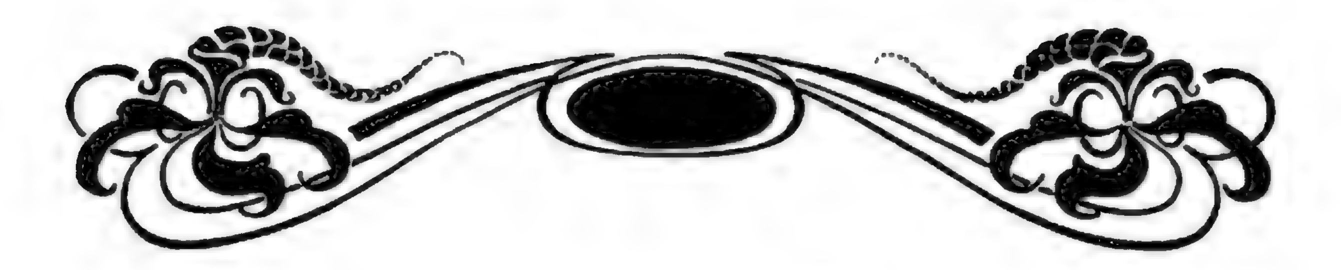
Daß die Deutschen es verstehen, auch in Farbenzusammenstellungen Schönes zu leisten, geht am besten daraus hervor, daß sie im Gartenbaugebäude geradezu die schönste Ausstellung haben und bei der ersten temporären Azaleenausstellung zwei Preise davongetragen haben. In der Nahrungsmittelindustrie fallen uns die große Menge Eiweißpräparate auf, die den Zweck haben, die zur Krafterhaltung notwendigen Ingredienzien in konzentrierter Form zu verabreichen und auf diese Weise sich nicht nur als Nahrungsmittel für Rekonvalescenten, sondern auch für Arbeiter, Touristen und Sportsleute darstellen. Von den übrigen Nahrungsmitteln getrennt, hat die deutsche Weinbau-Ausstellung einen eignen Raum im Erdgeschoß des Deutschen Hauses. Die Weinproduktion der einzelnen Weinländer wird durch eine Reihe von Fässern dargestellt, deren Größe im Verhältnis zu der Produktion des betreffenden Landes steht. Außerdem haben die bedeutendsten Firmen Deutschlands im Restaurant des Deutschen Hauses eine Niederlage ihrer Weine errichtet. Die Jury wird hier durch das große Publikum vertreten, und wenn es nach seinem Urteile ginge, so giebt es keinen Wein, der besser schmeckte als der vom Rhein oder von der Mosel.



Pavillon der deutschen Parfümerien.



Portal zur Maschinenausstellung.



Der verlassene Gott.

Novelle

von

Otto von Leitgeb.

Dort unten an dem Küstensaum, der mit dem Flusse zusammen in spitzem Winkel die Grenze bildet, schleicht das Wasser traurig am Ufer hin, und traurig rauscht es im dichten Schilf. Entlang der Küste zieht ein breiter Kanal zwischen dem Festlande und den Schlamminseln der Lagune. Es ist einer der ältesten im Lande; einer von denen, welche die römischen Kaiser angelegt haben. Aber es braucht ihn fast niemand, nie hat er einen Verkehr gesehen. Nur einzelne Boote armer Strandfischer ziehen durch. Monatelang ist er ganz verlassen. — Es ist merkwürdig, zu denken, daß dies ein Stück Meer sein soll! Solch totes, armseliges, verschlammtes Wasser! Und fährt man dahin durch diesen Kanal, so ahnt man ja auch gar nichts vom großen, gesunden, frohen Meer; denn rechts und links begleitet einen nur das Schilf, und daran wird der Blick müde und schläfrig, denn man kann nicht darüber hinaussehen. Müde und schläfrig auch von der Luft, denn sie liegt schwer wie Fieberhauch darüber, und nicht einen einzigen Atemzug seiner würzigen Wellen sendet das Meer bis hier herein.

Nach der Lagunenseite erhebt sich das Ufer als fetter Schlammstreifen kaum über den Wasserspiegel und trägt hartes Strandgras und ein paar niedrige Tamariskensträucher als einzige Vegetation, die von jedem höheren Flutgange überschwemmt wird. Landwärts steht der Uferrand vielleicht einen Meter hoch. Er ist gerade hier von einer langen, mageren Reihe einzelnstehender kränklicher Eichen mit kümmerlichem Astwerk besäumt. Mir deucht, sie hätten niemals grünes Laub! Kaum verjüngt, verdorrt es in der Sonnenglut des Frühsommers, und dann brennen es die Herbststürme braun. Niemals ist es grünes Laub. Besser halten die Erlen stand, wo sie den lautlos fließenden Grenzfluß begleiten. Im sumpfschweren Boden bilden sie dort stellenweise sogar eine dichte Wildnis, fast wie Dschungeln. An solchen Stellen sind die Gräser grün. Sie strotzen von Wasser, sie haben fette, breite Halme. Scharen von saftigen Sumpfpflanzen, Schafgarben und Wollgräsern drängen sich über dem schwammigen Boden. Millionen von Insekten fliegen zwischen ihnen. Wasservögel schreien hie und da im Rohr. Eine Kette von Enten erhebt sich da und dort, wenn die Sonne hinab ist. Und doch ist das alles nicht Leben! Doch hat das alles eine ungesunde, traurige Schwere an sich. Unser eignes Blut fängt so zu schlagen an, wie diese Luft es anzuregen weiß. Das Fieber! Man fühlt es an der Haut, an den Fingern, in den Augen, am Gaumen; man riecht es. Nichts als Fieber, Fieber ringsum! Es ist der Dämon, der über diesem Lande brütet. Langsam hat er eine Generation nach der andern mit seinem Gifte durchglüht. So mußten sie werden, wie sie sind, mit den ergebenen Seelen, von Hilflosigkeit gedrückt, mit den wenigen, einförmigen Gedanken und mit den Körpern, die sich schleppen, solange es eben geht. Und man kann staunen, wie lange es geht! Es ist das Wunder der Krankheit, als vermöchte sie das Opfer zu erhalten, wie erstickendes Schlingkraut den Stamm des befallenen Baumes, der ohne es schon gesunken wäre. Ein Wesen von stärkerem Geist und ungestümerem Blut möchte eher vergehen, als dies Dasein fortzufristen.

Dort, weit drüben, ragt der gigantische Turm der Patriarchenstadt zum Himmel wie ein deutender Finger. Der Stadt! — Traurig und verkümmert liegen dort die Häuser, wie ein Haufen Steine über dem Riesengrabe der römischen Weltstadt.

Wer verstünde, wenn ich dennoch deine Schönheit preisen wollte, du Fabelland? Sie liegt ja nicht in deinen Linien. Kaum irgendwo entdeckt das suchende Auge am Horizont andre Umrisse als die ragenden Türme der Gemeinden und einzelstehende Pinien oder Pappeln, die wie Reichtum aussehen in der Trauer der platten Fläche. Doch dein sind die Reize tiefer, seltsam ergreifender Stimmungen am Himmel, deine Weite und dein Schweigen. Du hast Geheimnisse in deiner Einsamkeit und sonderlichen, verträumten Zauber in deinem Einerlei, altes, weltvergessenes Land! Du hast Wunder an deinem Gewande und Rätsel die Fülle in deinen glühenden Tagen und deinen lautlosen Nächten. Und ein Himmel von unfaßbaren Farben und vom zartesten Hauch der Luft dehnt sich dir zu Häupten. So ist der Küstenstrich südlich der letzten Reichsstraße, die von Ost nach West geht und den unteren am Meere gelegenen Teil, die „Bassa", zugleich von allem Lärm und Treiben der Welt zu trennen scheint. Und dort kenne ich den Fleck, wo die spärlichsten Bäume sind und die niedrigsten Hecken und wo es weit

herum im Lande am wenigsten Grün giebt. Es ist die allerletzte, am tiefsten im Sumpfbereich liegende Gemeinde. Menschliche Wohnstätten, von denen die Welt nichts weiß und die von der Welt nichts wissen. Ein Häuflein von Bettelbauern, verhungerte Colonen. Ein Kirchlein und ein kleines Pfarrhaus steht auch dort, das einzige unter ihnen, das aus Stein gebaut ist und einen Anwurf hat.

Hier wohnte Don Matteo, der Vikar.

Er war ein Kind des Landes, darum hat er es in seinem Heimatdorfe ausgehalten. Vielleicht hat er sich in seiner Art sogar wohl gefühlt dabei, denn schließlich: daheim ist daheim. In dem Häuschen, wo jetzt seine Cousine Ursula wohnte und wo seine beiden Eltern dem Fieber erlegen waren, unten, neben der einzigen Pinie, die sie noch hatten, hatte er das Licht der Welt erblickt, wie man sagt, und in seinem Leben hat er niemals eine weitere Reise gemacht, als die vier Wagenstunden in die Stadt, einmal alle zwei oder drei Jahre, seit er vor fünfundzwanzig Jahren als Seelsorger hierher gekommen war. Es hat übrigens so ausgesehen, als wollte er gar nicht weg, auch wenn es gegangen wäre. Einmal nämlich hätte er ein fettes Benefiziat haben können; aber nein! Don Matteo bedankte sich dafür! Er war der Meinung, daß ihn seine Pfarrkinder brauchten, und wenn schon nichts im Leben darauf Rücksicht nahm, was sie brauchten, ihn sollten sie haben, solange es dem lieben Herrgott gefiel! Denn was hätten sie wohl angefangen mit einem Fremden? Wer hätte ihre Armut, ihre Dummheit, ihre Sünden, ihr Elend so verstanden? Wer hätte die Hand so willig aufgethan, solange noch ein Heller darin war? Wer hätte sie in ihren armseligen Nöten beraten, wer ihnen den Kopf zurecht gesetzt, wenn sie sich irgendwie verrannt hatten? Wer hätte sie belehrt, daß das Chinin eine Medizin gegen das Fieber sei? Er selbst hatte freilich niemals das Fieber gehabt. Er wußte nichts von seinen Schrecken, nichts von der Schwäche und Verwirrung, die es bringt und die den Geist langsam zermalmt. Und wer, außer Don Matteo, hätte schließlich noch gewußt, was denn eigentlich Menschliches an ihrem Leben gewesen, wenn ihre sterblichen Reste die letzte Fahrt antreten durften, zur einzigen Ruhe, die ihnen zu teil werden konnte?

So punktweise haben sie das wohl nie bedacht. Aber was an Don Matteo war, das wußten sie dennoch und ließen ihn gelten. Seelsorger und Arzt, Finanzmann und Landwirt, Richter und Polizei — vor allem aber war er ihr Freund, und nebstdem, wie man sagte, der allerstärkste Mann der ganzen Bassa, noch mit seinen fünfzig Jahren. Ein Freund war er, den man liebt, den man in seiner Art beinahe vergöttert. Einer von denen, die gelegentlich auch wettern dürfen, auch die Hand erheben, auch grob werden und spießig wie ein Stacheligel, — nur weil er der Freund ist und gewiß bloß Gutes will. Daß es so stand, wußte er. So etwas ist aber mehr wert als vieles, sogar mehr als das fetteste Benefiziat. Darum war Don Matteo in der Heimat geblieben.

Seine Amtsbrüder sagten, er sei verwildert und unkultiviert. Vielleicht stimmte das so ziemlich. Ich glaube, er sprach wie ein Bauer und putzte sich die Nase so wie seine Pfarrkinder; mich soll's nicht wundern, wenn er am richtigen Ort sogar ein wenig geflucht hat, der Don Matteo! Er war eben beim alten stehen geblieben; da hat man's so genau nicht genommen. Aber ein Mann war er.

Seine massige Gestalt war wohlgebaut und aufrecht geblieben bis jetzt. Den breiten Nacken trug er gestreckt, die Stirn hoch, die schweren Arme mit den großen, eisernen Händen frei bewegt an den breiten Schultern. Sein Hals war von Luft und Sonne rot gebrannt, sein Haar dicht und dunkel, kaum hie und da ergraut. Mehr wie ein Soldat als ein demütiger Diener Gottes schritt Don Matteo einher; und für einen Soldaten wollte er in seinem Sinne auch gelten. Der Tempel des Herrn bedurfte treue und kraftvolle Wachen, damit kein Feind die Schwelle überschreite, und das ganze Leben war ein Krieg, reich an Schlachten.

Nicht allzu oft verlor sich ein Fremder hinab in die arme Gemeinde. Um diese Zeit aber hatte Don Matteo eben einen besonderen Besuch erhalten. Man wußte wohl, daß bei ihm alles in der schönsten Ordnung sein müsse, aber ab und zu mußte sich der Erzbischof doch dieses entfernten Postens erinnern, auch außer der Firmungszeit. Diesmal hatte er den Propst herabgeschickt zu einer Visitation. Es war nicht mehr als zum Schein, aber auch das ist ja manchmal nötig, und so war der Propst trotz der Hitze an diesem Tage gekommen.

Nach Tisch hatten sich die beiden geistlichen Herren aus dem dumpfen kleinen Zimmer in das Rebgärtchen hinausbegeben, und nun saß der Propst an dem alten Steintische in der Pergola und schmauchte in bescheidenen Zügen an einer feuchten Zigarre, die ihm der arme Amtsbruder angeboten. Der Vikar aber war ungeduldig, weil die Romana vor lauter Aufregung mit dem schwarzen Kaffee nicht zu stande kam, und so rannte er nun zum dritten Male ins Haus, um zu sehen, was denn das Weib eigentlich anrichte! Die Schweißtropfen standen in Fülle auf seiner roten Stirn. Manchmal wischte er sie mit der Faust aus den Augenbrauen, und der Atem ging ihm schwer vor Hitze, Aerger und Unruhe. Es war ihm furchtbar heiß. Wegen des hohen Besuches hatte er, um doch seinen Mann zu stellen, anders auf sich zu sehen gehabt als gewöhnlich. Die enge geistliche Halsbinde würgte ihm beinahe den breiten Nacken ab, und der Rock schien ihm schwer wie ein Pelz, da er ja sonst zu Hause nur in Hemdsärmeln ging oder seine federleichte Orleansjacke trug. Aerger hatte es gegeben, vom frühen Morgen bis zum Brathuhn, das härter gewesen als Holz und schwarz wie eine überröstete Kastanie. Und es war eine Unruhe, so einen Stadtherrn stundenlang unterhalten zu müssen, vom letzten Tone der heiligen Messe bis jetzt und noch länger, denn in der ärgsten Hitze wollte der Propst natürlich nicht abfahren. Von was denn reden die ganze Zeit; von was denn, Himmel? Vom Papst, vom

russischen Kaiser, von Garibaldi oder vom amerikanischen Bürgerkrieg. Er wußte von allem zu wenig. Oder vom Weinbau, von den Hühnern, deren dies Jahr so viele am Pips zu Grunde gehen, von den Fieberkranken oder vom Elend schlechtweg? Schöne Unterhaltung! Und dabei auch noch das Gefühl, daß man nie wissen konnte, wo der Herr Propst hinauswollte ... Am Ende fand man doch etwas auszusetzen an Don Matteo! Es ist eine komplizierte Zeit, diese Gegenwart; es sind komplizierte Menschen ...

Er wischte wieder die Schweißtropfen von seiner Stirn und trat in die Thür der Küche.

„Romana! Romana! — Zum Donner hundertmal! Bist du noch nicht fertig? — So ein elender schwarzer Kaffee! — Ist das vielleicht eine Hexerei?! — Schöne Figur, die wir spielen!“

Romana setzte einen Hafen so kräftig auf den Herd, daß der mürbe Thon krachte, streckte ihr glühendes Gesicht gegen die Thür und kreischte:

„Ich gehe auf und davon! Ich will von nichts mehr wissen! Der Teufel soll in dieser Küche wirtschaften! Was? — Figur? — Schöne Figur! Schöne Figur, ja, ja, ja! ... Schöne Figur!!“

„Schrei nicht so, verrücktes Weib!“ sagte der Vikar begütigend und verzweifelt. „Da, ecco, ich wische dir die Gläser aus ... Da ist die Platte! Servietten — Haben wir denn wirklich keine Servietten, Romana?! — Eine Wirtschaft!! — Da sind die Löffel ... Schöne Löffel! Pff! — Hoho! Jetzt läuft er schon über! — Bravo, Romana! ... Jetzt mach aber, daß du hinauskommst! ... Bravo, Romana; du verstehst deine Sache! — Trag ihn nur endlich hinaus, und den Wein auch; hörst du?“

Pfauchend kehrte der Vikar in den Garten zurück und setzte sich seinem Gast gegenüber an den Steintisch.

„Herr Kollege,“ sagte der Propst lächelnd, „Sie dürfen sich nicht so inkommodieren, wir haben ja alle Zeit!“

„Es ist nur,“ meinte der Vikar, „daß diese ver—“, er wischte mit der Hand über die Steinplatte und schüttelte den Kopf. „Weiber, Monsignor, Weiber! — Leider Gottes kann man nicht alles selbst machen, und gar so weit auf dem Land heraußen, wo sich die Füchse gute Nacht sagen —“

Indessen kam doch der Kaffee und neuerdings Wein. Don Matteo schenkte die Gläser voll, und der Propst lächelte wieder.

„Ei, ei! Auch noch mit dem Kaffee?“ Es war doch erstaunlich, was für bäurische Manieren Don Matteo hatte.

„Schadet nichts, Monsignor; durchaus nicht! Eine Gottesgabe, wie diese, ist zu allen Stunden gleich gut, nicht wahr?“ sagte der Vikar.

„Ich wollte fragen,“ begann der Propst, „wie ist die Jugend wohl hier, so im allgemeinen?“

Don Matteo sah ihn etwas verblüfft an.

„Die Jugend? Die Jugend? Na, so — Kinder, Kinder!“ erwiderte er dann suchend. „Jawohl, Kinder eben.“ Er verstand nicht recht, worauf der Propst hinzielen mochte.

„Auf dem Lande,“ meinte der Monsignor, „sind sie ja im ganzen besser, viel besser als in der Stadt; einfacher, natürlicher —“

„Hm!“ machte Don Matteo und warf einen bösen Blick an seiner Johannisbeerhecke entlang. „Aber stehlen können sie wie die Raben, wie die Elstern! Elendes Lumpenpack! — Die Galle haben sie mir dies Jahr fast platzen gemacht ... Wenn Sie wüßten, Monsignor, was hier für ein reicher Gottessegen gehangen hat —!“

Der Propst kniff sich in die Lippe.

„Nun! Nun! — Das ist doch das Aergste nicht. Ich meinte eigentlich, wie ist die Sinnesart der Leute hier, im allgemeinen? Eifrig, nicht wahr? Sie sind wohl fest im Glauben? Der gute alte Geist ist nicht verschwunden? — Ich denke mir, Häresien oder so etwas, — das giebt es hier gar nicht! Das nenne ich bloß, — obwohl ich gar nicht voraussetze, daß Ihrer Herde davon etwas bekannt sein könnte. Aber unser ist das Zeitalter vieles Bösen!“

„Sie folgen mir!“ gab Don Matteo zur Antwort. Er konnte es nicht anders ausdrücken, aber zugleich dachte er, wie es ihm in seiner ganzen Amtszeit noch nicht begegnet sei, daß einer nicht hätte folgen wollen. Er hätte es auch keinem geraten. „Gute Leute, Monsignor! Gute, gute, blutarme Teufel. Häresien? Du lieber Gott, nein! Ja, mancher dumme kleine Aberglaube; wer kann diesen vertreiben?“

„Wie überall!“ warf der Propst ein. „Wie sollte man vermögen, ihn ganz auszumerzen?“

„Die Wunderkräuter, der Freitag, die schwarze Henne —“ fuhr Don Matteo fort.

„Ein Hufeisen oder eine Spinne,“ half ihm der Propst.

„Hexen und die Drud,“ sagte Don Matteo. „Lauter Kindereien ..., und dann ihr Stein —“

„Ihr Stein?“

Don Matteo sah in diesem Augenblicke zufällig seinem Gast ins Gesicht und hatte auf einmal den Instinkt des armseligen Naturmenschen, daß er verhört werde und der Propst ihn aushole.

„Was ist es denn mit diesem Stein?“ fragte der Monsignor weiter. Er machte dabei ein erstauntes Gesicht, denn Don Matteos Züge lagen sichtlich unter dem Drucke einer Verlegenheit.

„Es ist so recht eine Eigentümlichkeit unsers Ortes,“ sagte er nun. „Ein alter Stein ... ich glaube ein Römerstein. Sie hängen solche gewisse Faxen daran —“

„Einen Aberglauben?“

„Schließlich nichts andres, als an Hufeisen oder Wunderkräuter,“ meinte der Vikar.

„Sonderbar!“ rief der Probst. „Ein Stein! Kennen Sie ihn? Wie sieht er denn aus?“

„Ein wertloser alter Stein,“ entgegnete Don Matteo, so geringschätzig wie er vermochte. „Sie glauben, der hänge irgendwie mit dem Wetter zusammen, mit Blitzschlag und Hagel, auch mit der Pellagra und dem Fieber. Ich habe nie darauf geachtet —“



Momentaufn. von Zander & Labisch, Berlin.

Soldaten des 1. deutsch-ostasiatischen Reiterregiments.

„Das interessiert mich!“ rief der Propst lebhaft. „Sie müssen mir davon erzählen! Wie sieht dieser Heidenstein aus, und wie benehmen sich die Leute damit?“

„Unten im Reisfeld,“ erzählte der Vikar, einen leisen Unmut über dies weitere Verhör bekämpfend, „an einem Feldrain liegt eine graue, unscheinbare Steinplatte. Stellen Sie sich eine recht miserable, abgetretene alte Steinplatte vor, Monsignor, wie sie manchmal in den Kirchen im Fußboden stecken. Seit Menschengedenken soll er dort liegen! Ja, ich erinnere mich, ich habe ihn schon gekannt, als ich selber noch ein Bub war, wie die, die sich heute am meisten darum kümmern. Es ist, meiner Seele, nichts daran! Gerade so, — nun, etwa wie wenn einer einen Georgithaler in der Tasche trägt (der Propst machte gestrenge Augen) oder eben so etwas. Sie legen Blumen hin. Sie schauen den Stein an. Einer oder der andre fürchtet sich vielleicht davor. Besonders wenn es dunkel wird, möchten sie nicht gerne daran vorübergehen. Im Frühjahr werfen sie Blüten vom Weißdorn darauf. In der Nähe steht der einzige Eukalyptus, den wir haben. Davon reißen sie manchmal ein paar Blätter herab. Man kaut sie gegen das Fieber. Alles Hokuspokus! — Auf dem Stein ist etwas wie ein Menschenbild zu sehen, ein Kopf etwa; vielleicht auch ein Tier dabei. Einmal habe ich sagen gehört, es könnte ein Gott sein, — einer von den Götzen der Alten. Mir scheint, jemand hat gesagt, Mithras oder Belenus.“

Der Propst machte eine erschreckte Bewegung. „Mithras oder Belenus!“ rief er lebhaft. „Aber, mein würdiger Freund, wissen Sie von Mithras, von Belenus?! — Mithras, der den schrecklichsten Götzendienst hatte, verworfen, vom Teufel verblendet, wie nichts sonst, — und Belenus! Aber Belenus ist ja Baal, der ruchlose Baal!! — Was Sie mir da erzählen — verstehe ich recht? — das klingt ja, als führten diese Unglücklichen wirklich noch Heidentum im Blute!“

„Hm,“ machte Don Matteo verwirrt.

Der Propst hatte sich erhoben und ging unruhig ein paar Schritte auf und ab, bis ihm Don Matteos große Füße in den Weg kamen.

„Verehrtester Freund!“ sagte er nach einem Weilchen. „Ich empfange einen absonderlichen, ja, ich muß sagen, einen beunruhigenden Eindruck von dem Gehörten! Wir kennen die Schwächen der menschlichen Natur, manchmal jedoch vereinen sie sich glücklicherweise mit möglichen, mit erlaubten Vorstellungen. Warum sollte einer nicht einen Georgithaler in der Tasche tragen, den tapferen Heiligen darauf quasi zu seinem Schutzpatron zu wählen? — Wenn ich statt dessen Dinge höre, die den versunkenen Irrtümern vergangener Geschlechter gewissermaßen ganz nahe kommen ...“

„An dem allen ist ja nichts!“ unterbrach ihn der Vikar und zuckte die Achseln. „Ueberdies ist der Figur der Leib halb abgesprengt, das Antlitz verstümmelt —“

„Das ist gleichgültig —“

„Ein schöner Gott, ohne Nase, mit abgeschlagener Stirn!“ wendete Don Matteo ein.

„Aber bedenken Sie —“

„Nichts ist daran!“ wiederholte der Vikar. „Ah — ah — was denn? — Ja, ja! Ich habe eigentlich wirklich nie recht darauf geachtet ... Baal? — Das ist eine starke Idee, gewiß! — Uebrigens: nichts leichter wie dieses, Monsignor! Ich lasse den Stein zerschlagen, oder ich lasse ihn vergraben oder wegführen —“

„So muß es sein!“ sagte der Propst. Er setzte sich nun wieder. „Ich interessiere mich ganz speziell dafür, zu untersuchen, was von den abergläubischen Gebräuchen des Volkes noch als Ueberrest wahren Heidentums gelten kann. Nun, was Belenus betrifft: Sie wissen, noch der heutige Ortsname Beligna zum Beispiel, bei Aquileja, ist nichts als eben „ein Ort des Belenus“, wo er wahrscheinlich einmal einen Tempel gehabt hat. Als Aquileja selbst, in der Glanzzeit des römischen Kaiserstaates, noch ein riesiger Welthafen war — denken Sie sich da, welche Menge von Orientalen, Griechen, Arabern, Syriern und Aegyptern handeltreibend ins Land gekommen sind. Daher überall Spuren morgenländischer Gottheiten. Baal kam aus Aegypten; Mithras —“

Und der hochwürdige Herr nahm einen derartigen Anlauf in sein Lieblingsstudium der Alten, daß er den fatalen Stein in Kürze vergaß und Don Matteo mit einem Sturzbad von Gelehrsamkeit überschüttete, wovon der Vikar nichts verstand. Ja, er hörte dem Monsignor zu, aber bald begann sich seine Aufmerksamkeit zu zerstreuen, langsam leerte er die Flasche, die vor ihm stand, ließ nur aus Höflichkeit hie und da noch eine Bemerkung mit einfließen und fühlte sich nun schon beinahe erwürgt von seiner Halsbinde.

Endlich brach der Monsignor auf, denn die Sonne hatte sich gesenkt. Beim Abschiede erst erinnerte er sich:



Deutsche Infanterie für China in Litewka und Mütze.

„Und den Stein! Vergessen Sie den Stein nicht, hochwürdiger Freund!"

„Ich werde schon damit fertig werden," rief Don Matteo erleichtert. „Sei es Mithras oder Baal!"

Der Wagen rollte über die staubige Straße fort. Einen Augenblick blieb der Vikar noch vor seiner Thür stehen; dann trat er wieder ins Haus.

„Eine schöne, eine famose Figur haben wir gemacht, sag' ich dir, Romana! Diese Herren aus der Stadt — u—huh! Da, da, nimm meinen Rock, meine Halsbinde! Ah, daß ich die endlich losbekomme! Wo ist denn die Zeitung? Gerade heute, wo meine Zeitung gekommen ist, sollte ich sie nicht lesen können? Nichts weiß ich von der Welt, aber null und nichts, sag' ich dir, Romana! Wir leben wie die Maulwürfe; wir sind Schlucker."

Der Herr Vikar nahm die Zeitung, zündete sich eine frische Zigarre an und ging lesend auf und nieder zwischen den beraubten Johannisbeerhecken.

Aber er war nun schon einmal aus seiner Ruhe und Ordnung gekommen. Und die Zeitung enthielt auch nicht ein Fleckchen, worauf er mit Interesse verweilte. Jetzt schwenkte er das Blatt, legte die Hände über dem breiten Rücken zusammen, zog so stark aus seiner feuchten Zigarre, daß ein Stoß von weißem Rauch über sein Gesicht hinaufquoll, und senkte nachdenklich die Stirn.

Mithras oder gar Baal! Das zu denken!

Uebrigens: er hatte dem Propst nicht einmal alles erzählt. Wie kann man einem Fremden das alles erzählen, verständlich machen? Larifari!

Das ist gewiß: einen Heidenrespekt haben die Leute vor dem Götterstein; eben einen Heidenrespekt.

Er hatte sich vielleicht eine schwere, sündhafte Nachlässigkeit zu schulden kommen lassen, indem er nie recht darauf geachtet. Wenn es wirklich noch wie Heidentum in ihrem Blute steckte!

Haben sie etwa mehr als bloß eine Scheu davor? Haben sie etwa eine Verehrung dafür oder so etwas? Sie werfen nicht nur den blühenden Weißdorn oder andre Blumen so hin; es macht manches Weiblein einen sauberen Kranz davon und legt ihn sacht nieder auf den verlassenen Gott ... Es kommt ein Junge oder auch ein ernster Mann und steckt einen rohen Strauß in eines der beiden Löcher, die im Steine sind. Und dann zögert er. Was denkt sich so ein Mensch, wenn er vor dem alten Göttersteine steht und zögert? Was, zum Teufel, was denkt er sich?

Es war lange her, daß Don Matteo zum letztenmal dort gewesen. Nachdenklich ging er ins Zimmer hinein, fuhr wieder in seinen Rock, stülpte seinen Strohhut auf den Kopf, nahm den derben Stock, den er zu führen pflegte, und machte sich auf den Weg. Die Sonne hing noch wie eine gemalte Scheibe am Himmel und versprühte brennende Farbe an ihm. Vesper war vorüber. Der Weg war still.

Sonderbare Gedanken zogen in Don Matteo auf, und alte Erinnerungen ...

Vor vierzig Jahren ist er auf diesem selbigen Wege gegangen, barfüßig und in bloßem Kopf, so wie ihm eben der Bub der Ursula dort entgegenkommt. In dem letzten Häuschen des Dorfes, dort drüben, wo einmal noch eine zweite Pinie gestanden, hatte er den ersten Schrei in die Welt gethan. Diese zwei Bäume! Wenn die Zapfen reif waren, fielen sie von selbst ab, oder er hatte sie mit Steinwürfen heruntergestoßen. Wie ein Stein, so schwer fiel so ein Zapfen auf den Boden. Vielleicht war er überreif, sprengte vom Sturze selbst seine Lappen und verstreute die haselnußbraunen Körner über den Boden. Dann hatte man bloß die seidenfeine Haut mit den Nägeln abzuschälen, und der weiße Pignolenkern schmeckte fein wie Mandeln. Oder der Zapfen blieb fest. Dann legte man ihn auf den Herd, und wenn er heiß wurde, that er sich krachend von selber auf.

Weit herum gab es sonst keine Pinien. Er war ein kleiner Junge gewesen, da hatte der Blitz in einen dieser zwei Bäume geschlagen. Der Stamm war gespalten, von oben bis hinab, wo die Wurzeln aus der Erde sahen wie rotgebrannte, sehnige Füße. Der Vater fällte den sterbenden Baum. Endlich neigte sich die Krone; es gab ein Rauschen, ein Knacken. Der Vater sprang weg. Die Mutter schrie auf. O, er erinnerte sich genau! Sie stand unter der Thür und schrie entsetzlich auf ... Der Vater war verschwunden; die Aeste hatten ihn begraben. Aber es war ihm kein Leid widerfahren; er krabbelte sich heil und unverletzt wieder hervor. Am nächsten Tage war die Mutter in die Kirche gegangen. Jawohl, in die Kirche. Genau erinnerte er sich. Sie nahm den Jungen mit sich, und in der Hand trug sie ein Sträußchen von Feldblumen. Er konnte diesen Tag nicht vergessen, denn unterwegs sagte die Mutter zu ihm: „Heute mußt du Gott danken für deinen Vater!"

Sieh, sieh! Wie lebendig ist das alles noch! ...

In der Kirche hatte die Mutter vor dem Altar gekniet. Er auch.

Und weil sie kniete, so betete sie wohl, um Gott zu danken.

Hier sah Don Matteo um sich und heftete seine Blicke in die Hecke oder auf den Mais, der schon so schön im Safte stand. Beinahe, als ob er seine Erinnerungen unterbrechen wollte; beinahe so. —

Auf dem Heimwege hatte die Mutter einen großen Umweg gemacht durch die Aecker, und da waren sie an dem alten Steine vorübergekommen. Hier blieb die Mutter stehen. Sie kniete auf den Boden hin. Um bequemer zu thun, was sie vorhatte, natürlich! Sie steckte ihren Strauß in eines der Löcher an dem Stein. Oder ... betete die Mutter auch hier? Weil auch der Stein ... ein Gott war? Weil man nur kniet vor einem Gott? — Ein Gott! ...

Dicke Schweißtropfen rannen Don Matteo von der Stirn. Er hielt einen Augenblick den Schritt an und rieb sich mit dem großen blauen Taschentuche den Kopf trocken. Dann that er noch einen letzten Zug aus dem qualmenden Zigarrenstummel und schleuderte ihn weg.

Ja, wenn man so alles bedachte!

Unerforschlich, du Einziger, Ewiger, Allmächtiger! Wie wir schwach und klein und miserabel sind!



An was alles wir uns klammern und halten und stützen möchten, um ein bißchen mehr Kraft zu bekommen! Und diese Armseligen hier! Hunger, Krankheit und Armut halten sie nieder. Sie suchen überall, wo sie sich stützen könnten. Sind wir immer etwas mehr als das Getier, das du schaffst; als die Halme, die sich strecken, bis der Mäher kommt; als der Baum, den man fällt, wie stark er auch seine Füße in den Boden stemmt?

Er erinnerte sich, daß in Gewittertagen, wenn die scharfgeränderten Wolken am Horizonte mit Hagel drohten, oft mehrere mitsammen, Männer und Frauen, gleichsam verstohlen hinauspilgerten zu dem Götterstein. Was ist aber dies alles? War es nicht so seit undenklichen Zeiten? Er konnte sich nicht entsinnen, daß über den Götterstein jemals gesprochen worden sei. Wie sonderbar! Es haben ihn Geschlechter nach Geschlechtern, eines nach dem andern, gekannt, in scheuer Verehrung gehalten, irgend eine Hilfe von ihm erbettelt. Das war tief in ihr Blut gedrungen, ein Erbteil des Blutes war es geworden, etwas Selbstverständliches. Da spricht man nicht mehr.

So viel er wußte, hatte es vor ihm keinen einzigen aus San Gelasio gegeben, der es weiter gebracht hätte, als höchstens ein bißchen schreiben und lesen zu lernen, um es bald wieder zu vergessen. Außer dem Arzt, von dem sie nichts hielten, und dem Gerichtsdiener, wenn jemand einmal eine Pfändung der Mühe wert fand, gab es auch keine Fremden, die den Fuß in diese Gegend setzten. Er selbst aber hatte Lateinisch und Griechisch gelernt und war im Seminar zum Priester erzogen worden. Seither war er fünfundzwanzig Jahre hier, ein Vierteljahrhundert. War es denn auch ihm selbstverständlich geworden, daß er immer geschwiegen darüber? Wie stand es denn bei jenen, die gar niemals diesen Erdenwinkel verlassen? Geschlechter, die nie eine andre als diese dicke, dumpfe Luft geatmet; die sich ihr Elend, ihre Gedanken, ihre Träume, ihren Glauben vom Urahn zum Urenkel stetig übermachten! Das ist etwas andres! Führen sie wirklich noch etwas vom Heidentum im Blut? Warum? Etwa, weil sie nicht genug andres haben, woran ihr Innerstes zu hängen, die hilfesuchenden tiefsten Geheimnisse der Seele, — oder bloß aus Unkenntnis, aus Angst? Als müßten sie sich alles versöhnen, das vielleicht im geheimen Kraft haben könnte über das Schicksal?

Und dennoch sind sie Christen, du guter Gott! Sie kommen in die Kirche, und er selbst unterweist sie im Worte Gottes. Sie hören die heilige Messe, sie beten, beichten und kommunizieren! Füllt dies nicht ihre ganze Seele aus? Wo wurzelt denn das Unbekannte? Steigt es aus dem Meer und fliegt es über die Sümpfe, wie der Atem des Fiebers; ist es der heiße Sirocco, der die Adern schwellt und das Blut bleiern macht; wächst es aus dem fetten, warmen Boden in Dünsten auf und umschlingt die armen Gedanken? Ist es die Einsamkeit, das Verlorene, die Trauer, die über dem Lande liegt wie jetzt, da die Sonne hinabgeht, kein Laut mehr zu leben scheint und der Weg, zu Staub zerfallener Morast, hinunter und hinwegführt, als ginge er ins Endlose? . . .

Er blieb wieder stehen und blickte sich langsam nach allen Seiten um. Hier konnte man sich denken, es lägen alle Menschenstätten tausend Meilen weit entfernt. Und nichts erhob sich über dem Horizont. Nur dort, im Westen, den lautlosen Flußlauf bezeichnend, ein paar niedrige Bäume, die noch vom Himmel abstachen; schwarze, scharfrandige Klumpen. Sonst eine graue Weite, durch die das Zwielicht tropfte vom sterbenden Tag. Unten, gegen Süden, schwamm ein feines, weißliches Etwas über dem Boden. Der Fieberdunst. Wer es kannte, konnte das Fieber riechen und am Gaumen schmecken, jetzt, nach Sonnenuntergang.

Don Matteo schwenkte in den Acker hinein. Er ging einen kleinen Graben entlang, in dessen regungslosem Wasser hie und da ein paar weiße Blümchen schimmerten. Vorüber an einem Baume mit silbergrauen Blättern. Dies war der Eukalyptus; wie ein Gespenst von einem Baume stand er da. Endlich hielt er an. Hier, etwas schräg auf der Böschung des Grabens, lag der Stein. Eine graue Platte, etwa einen Meter im Geviert. Aber sein erster Blick fiel doch auf ein Fleckchen, — es war wie ein gelblicher, beweglicher Lichtschimmer auf dem Stein. Einen Augenblick zögerte Don Matteo; dann bückte er sich heftig und fuhr mit der Hand nach dem hellen Flecke. Ein Streichhölzchen lag dort, dessen Kopf in der Feuchtigkeit zu leuchten begonnen.

„Unsinn!“

Er steckte das Hölzchen zu sich, stieß nun aber plötzlich unwillig mit dem Fuße gegen den Stein.

„Ich werde dich schon wegbringen! Gar keine Kraft sollst du haben! Nicht so viel!“

Schau, schau, Don Matteo! Hier liegt etwas, das vielleicht stärker ist als du!

„Ich möchte wissen, wie dick dieser Klotz ist; ob ich ihn wohl heben könnte? Nein, vorerst sollst du doch nicht weg, Heide! Du hast im geheimen gegen uns gekämpft, hinterrücks, unter der Erde . . . Ich will deiner erst Herr werden, hier, an Ort und Stelle!“

Auf einmal ging sein Atem schwer, und das Blut schoß ihm in die Schläfen. Das ist ja kein Aberglaube mehr! Es ist wirklich wie ein Rest von Heidentum! Verblendung, Todsünde über Todsünde! Gnade ihm Gott, daß er selber lau gewesen. Seiner ist das heilige Amt, das Uebel auszumerzen . . . Er sann eine ganze Weile, den schweren, trotzigen Kopf tief gesenkt.

Dann ging er wieder, mit den Händen auf dem Rücken. Seine Stirne troff von Schweiß, so stark arbeiteten seine Gedanken. Zu Hause angekommen, that er zwei mächtige Züge aus der Chininflasche und legte sich nüchtern zu Bett, zu Romanas größter Verwunderung. Aber er wollte weder von Speise noch von Trank etwas wissen.

„Nach so einem Gelage wie heute! Mir kommt vor, für eine Woche müßte es reichen!“

Es war aber das Gefühl, als wäre ihm die Galle in den Magen gestiegen, so wühlte diese Geschichte in ihm.

Und sie gab ihm seither gar keine Ruhe. Tagelang schwamm er gleichsam gegen einen Strom von Erinnerungen, die wach geworden waren. Unbegreiflich, daß sie sich niemals früher geregt hatten!

Warum hatte er nicht immer in der Beichte gefragt, was sie hielten vom Götterstein? Warum hatte er, just wie alle andern, niemals davon gesprochen? An dem allem war etwas, das fühlte sich gerade wie ein großes, dunkles Rätsel. Nun aber sollte seine Zeit um sein. O, er spürte eine Kraft dagegen in sich! Wie die Kraft eines Heiligen. Darum betete er.

Aber die Erinnerungen! Lauter Anklagen. Stückweise kommen sie, und dann steht das alles auf einmal in anderm Lichte da. In einem schrecklichen Lichte!

Was man da unten that, am Götterstein, war ja schließlich gerade so wie ein Opfer! Einstmals opferten sie Gold und lebendes Tier, auch Menschenblut; jetzt werfen sie Blumen hin. Der Sinn ist derselbe. Halt, noch etwas! Er erinnerte sich ganz genau: in dem Steine waren zwei faustgroße Löcher. Sie sahen beinahe wie Augen aus, als hätte der Stein tiefe, schwarze, leere Augenhöhlen. Das eine Loch war bloß eine Vertiefung. Dort hinein steckten sie Blumen in ihrem Wahnwitz. Das andre ging durch den Stein hindurch und in die Erde. Und da war etwas Sonderbares. Rundumher, überall, beim Pflügen oder bei sonstiger Feldarbeit fand man ein oder das andre Mal alte Münzen, römische Imperatoren, Feldherrn, Konsuln; was wußte er! Oft genug mehrere beisammen. Und wenn jemand einen solchen Fund that, dann war es alter Brauch, daß er eine Münze zum Gott trug und in das eine Loch warf, das in die Erde ging. Seit Menschengedenken war dies schweigsame Uebung. Ist das nicht ein Opfer? Und er selbst wie alle andern! Ja, die kleinsten Dinge wurden nun wieder lebendig in seinem Herzen . . . Eines Tages hatte er ein Münzlein gefunden. Gerade, als ob er es in diesem Momente vor seinen leibhaftigen Augen hätte, so deutlich sah er es nun im Gedanken. Seither wußte er auch, was es gewesen: ein französischer Kreuzer mit dem Kopfe Bonapartes darauf, von irgend einem Soldaten verstreut in den Franzosenjahren. Er hatte ein paar Tage mit dem Münzlein gespielt und mit einem Nagel und einem Stein drei Löcher in den Kopf geschlagen. Mein Gott, wie deutlich gedachte er nun dessen, und wie lange, lange war es doch her!... Und als der Vater vom Fieber aufs Stroh geworfen worden war, — ja, ja, ja! Er erinnerte sich der Tageszeit, des Wetters, der Luft; er erinnerte sich, wie ein paar Krähen krächzend über ihm den Weg gekreuzt. Es war im Herbst. Die Sonne versank gerade in blaurotem Gewölk, fern, so fern dort drüben . . . Und trotz aller Armut, trotz der Trauer und der Angst, — wie war man selig in der Kinderzeit!

Also hinunter war er geschlichen, den französischen Kreuzer mit der Faust in der Hosentasche fest umschließend. Da war der Stein. Und er hatte den Kreuzer dort in das Loch geschoben, so tief er langen konnte. Jetzt noch wußte er, wie er die kalte, feuchte Erde am Arme gefühlt hatte und andre Münzen, die dort beisammen gelegen. Und dann — nachdem er dem Heidengotte sein Opfer gebracht, weil der Vater am Sterben lag — dann hatte ihn eine fürchterliche Angst gepackt, und querfeldein war er nach Hause gelaufen, über Aecker und Gräben und durchs nasse Gras, so schnell ihn nur die Beine tragen wollten, und hatte darüber vergessen, Blätter von dem Fieberbaum mitzubringen, wie es die Mutter geboten hatte...

(Schluß folgt.)



Das deutsche Marine-Lazarettschiff „Gera“.

(Aufnahmen von Fr. Kloppmann Nachf. in Wilhelmshaven.)

Nachdem die chinesischen Wirren die Zusammenziehung ansehnlicher deutscher Streitkräfte in Ostasien erforderlich gemacht, hat die Marineverwaltung auch umfassende Maßregeln für die Krankenpflege der Truppen getroffen und ein Hospitalschiff sowie ein Marine-Feldlazarett ausgerüstet. Beide befinden sich auf der Reise nach dem fernen Osten und werden gleichzeitig mit dem von Bremerhaven abgegangenen Expeditionscorps in Taku eintreffen.

Unter der großen Flotte des Norddeutschen Lloyd wählte das Sanitätsamt der Marine den auf der australischen Linie verkehrenden Dampfer „Gera“, ein Schiff von 5000 Registertonnen und 3200 Pferdekräften, aus. In Wilhelmshaven wurde der Dampfer unter der Leitung des Marine-Oberstabsarztes I. Klasse Dr. Arendt eingerichtet und ausgerüstet und wenige Tage vor seinem Abgange nach dem fernen Osten von der Kaiserin Auguste Viktoria eingehend besichtigt.

Die Einrichtung des Lazarettschiffes als Hospital ist das Vollkommenste, das bisher auf diesem Gebiete geleistet worden. Die „Gera“ vermag über 300 Kranke aufzunehmen. Die Hauptlazaretträume liegen in dem hohen und luftigen Zwischendeck, wo 200 Schwingebetten und 100 feste Betten aufgestellt sind. Die ersteren, die auch an Bord unserer Kriegsschiffe in deren Lazaretten benutzt werden, hängen in auf dem Deck aufgeschraubten Stützen und behalten selbst bei starken Schlingerbewegungen des Schiffes ihre horizontale Lage, was für die Kranken eine große Erleichterung ist. Die großen Lazaretträume sind durch breite Treppen vom Oberdeck zugänglich, und in jedem Niedergang befindet sich ein Fahrstuhl zum Trans-

port Schwerkranker. Der das hintere Schiff einnehmende Salon zweiter Kajüte, der von den Räumen erster Kajüte durch das freie Deck getrennt liegt, vertritt gewissermaßen die Isolierbaracke. Hier stehen in einer Reihe sechs Schwingebetten für ansteckende Erkrankungen. Der über demselben liegende Rauchsalon dient als Aufenthalt für rekonvalescente Deckoffiziere.

Der schönste und größte Raum im ganzen Schiffe, der Salon erster Kajüte, ist als Operationszimmer eingerichtet. Die Operationstische empfangen hier ihr Licht durch das Oberlicht im Promenadendeck. Links daneben liegt, durch eine leichte Holzwand getrennt, der Raum für Verbandstoffe, der mit den neuesten Sterilisierapparaten zur Keim-

China entsandten drei Torpedoboote je zwölf solcher Zimmerventilatoren für die Wohnräume mitbekommen.

Die Apotheke befindet sich hinter dem Operationszimmer in einem von oben erhellten Raum und ist nach Art der Apotheken unsrer Kriegsschiffe eingerichtet, aber mit den neuesten, in unsern Universitätskliniken erprobten Medikamenten und Arzneiformen ausgestattet. Vor ihr befindet sich ein kleines Laboratorium für chemische und bakteriologische Untersuchungen. Die Schiffsapotheke wird von dem Apotheker Dr. Grothe verwaltet. Auch ein mit allen Requisiten und einer Dunkelkammer ausgestattetes photographisches Atelier befindet sich an Bord und wird bei der großen Vorliebe für diesen Sport jedenfalls viel benutzt



Lazarettschiff „Gera" am Tage der Besichtigung durch die Deutsche Kaiserin.

freimachung von Verbandstoffen und einem elektrischen Sterilisationsapparat für chirurgische Instrumente ausgestattet ist. Im Operationsraum selbst befindet sich ein durch dichte Vorhänge gebildetes Abteil für Röntgenphotographie zur schmerzlosen Untersuchung von Verwundeten. Der hier aufgestellte Apparat, der größte und vollkommenste, den es auf diesem Gebiete giebt, stammt von der Firma Siemens & Halske. Dieser große wie alle andern zum Lazarett gehörigen Räume sind mit dickem Linoleum belegt und haben einen weißen Lackfarbenanstrich. Die auf allen in den Tropen verkehrenden Passagierdampfern schon an sich sehr vollkommene Ventilation wird hier noch überall durch kleine transportable Zimmerventilatoren mit elektrischem Antrieb verbessert, die dort hingestellt werden können, wo man ihrer gerade bedarf. Nebenbei bemerkt, haben auch die nach

werden. Dasselbe liegt unter dem vorderen Aufbau, der sogenannten Back, die auf größeren Dampfern in der Regel dem seemännischen Personal der Schiffsbesatzung als Wohnraum angewiesen ist. In seiner Nähe ist ein kleiner Raum als Leichenkammer eingerichtet, von der wir wünschen wollen, daß sie nie in Benutzung genommen zu werden braucht. Zur Desinfektion von Kleidungsstücken und Wäsche dient ein großer Dampfapparat auf dem Oberdeck. Frischwasser liefert ein kräftiger Meerwasserdestillierapparat, und zur Erzeugung von Eis und zur Konservierung des Fleischproviants dient eine sehr leistungsfähige Kältemaschine.

Zu allen diesen Neuerungen, die von der Marineverwaltung an Bord der „Gera" getroffen sind, treten die vorhandenen Einrichtungen des Schiffes selbst. In erster Linie die vortrefflichen Küchen und ihre vorzüglichen



Apotheker Dr. Gröthe. Oberassistenzarzt Dr. Fontane. Oberassistenzarzt Dr. Heinemann.
Stabsarzt Dr. Renninger. Oberstabsarzt I. Kl. Dr. Arendt, Chefarzt. Stabsarzt Dr. Wiemann.

Sanitätsstab der „Gera".



Freiwillige Krankenpfleger vom Roten Kreuz beim Frühstück auf dem Deck der „Gera"



Röntgenzimmer.

arztes erster Klasse Dr. Arendt, dessen eigentliches Werk die ganze sanitäre Einrichtung des Schiffes ist, und der auch im strengsten Sinne des Wortes Befehlshaber des Schiffes ist. Die nautische Führung hat der Lloydkapitän von Borell, wie auch das seemännische und Maschinenpersonal aus Angestellten des Lloyd besteht.

Das dem Chefarzt zur Verfügung stehende Sanitätscorps setzt sich aus Sanitätsunteroffizieren und Mannschaften der Marine und vierzig freiwilligen Krankenpflegern, die das Zentralkomitee vom Roten Kreuz zur Verfügung gestellt hat, zusammen.

Erzeugnisse, die jeder Ozeanreisende schätzen gelernt hat, und die wirklich großartige Proviantausrüstung, die der Lloyd diesem Lazarettschiffe mitgegeben hat. Unterstützt wird diese noch durch die zahlreichen Liebesgaben, die jetzt schon von allen Seiten des Reiches, namentlich von ersten deutschen Weinfirmen, eingehen und einen besonderen Transport erforderlich machen werden.

Wir müssen uns in der Betrachtung dieses schwimmenden Musterlazaretts auf das Gesagte beschränken, da es viel zu weit führen würde, auf all die unzähligen Einzelheiten einzugehen, welche die Wissenschaft und die praktische Krankenpflege zur Linderung der Leiden unsrer Truppen im fernen Osten erdacht hat; aber jeder Deutsche möge die Beruhigung haben, daß unsre Marine in der „Gera" ein Musterhospital hinausgesandt hat, dessen sanitäre Leitung, nautische Führung, Seetüchtigkeit und Beweglichkeit für seine Mission jede Garantie leistet.

Die Organisation auf dem Lazarettschiff „Gera" ist analog der unsrer Lazaretts an Land. Es ist eine äußere, innere und gemischte Station eingerichtet, die den Marine-Stabsärzten Dr. Renninger und Dr. Wiemann unterstellt sind. Als deren Assistenten fungieren die Oberassistenzärzte Dr. Fontane und Dr. Heinemann. Die Leitung des Ganzen liegt in den Händen des bereits genannten Marine-Oberstabs-



Operationszimmer.

Die Leute vom Roten Kreuz tragen den Khaki-Anzug mit Schirmmütze und Ledergurt. Zu ihrer Ausrüstung gehört außerdem ein weißer, baumwollener Tropenanzug von gleichem Schnitt. Außer zwei Frauen, welche die Tischwäsche zu unterhalten haben, befindet sich kein weibliches Wesen an Bord.

Die Wohnräume des Sanitätsstabes liegen im Promenadendeck, und es sind hierfür die Kabinen der ersten Kajüte eingerichtet, soweit dieselben nicht als Krankenzimmer für Offiziere in Frage kommen. Der Chefarzt hat zwei komfortabel eingerichtete Zimmer, in unmittelbarer Nähe der Räume des Kapitäns, die nach vorn gelegen sind. Der auf dem Promenadendeck gelegene Damensalon erster Kajüte soll, sobald die „Gera" in Aktion tritt, rekonvaleszenten Offizieren zum gemeinsamen Aufenthalt dienen.



Schwingebetten.

Die „Gera“, welche am 28. Juli in Begleitung der Torpedoboote S 90, S 91 und S 92 die Reise nach Ostasien angetreten und inzwischen wohlbehalten in Port Said eingetroffen ist, wird spätestens Anfang September zu unsern ostasiatischen Streitkräften stoßen.

Wir schließen hieran noch einige Bemerkungen von allgemeinem sanitärem Interesse. Besondere Sorgfalt ist auf eine zweckmäßige Ernährung der Mannschaften des Expeditionscorps verwendet. Es sind ihm Nahrungsmittel in einer für lange Zeit ausreichenden Menge und in reichhaltiger Auswahl mitgegeben worden. Bei der Zusammensetzung der Speisen ist namentlich dafür Sorge getragen, daß durch Wechsel der Nahrungsmittel dem auch heute noch bei Seefahrern nicht ganz seltenen Skorbut vorgebeugt werde. Von ausschlaggebender Bedeutung für den Gesundheitszustand einer Truppe ist die Versorgung mit einwandfreiem Trinkwasser, und da die Brunnenanlagen Chinas sehr unvollkommen sind, so mußten Maßnahmen getroffen werden, ein gutes, bakterienfreies Trinkwasser zu gewährleisten. Zu dem Zwecke sind besonders konstruierte Wasserkochapparate hergestellt, die ein sogleich trinkbares Wasser erzeugen.

Bernhard Denninghoff.



Generalfeldmarschall Graf Waldersee.

Mit dem Oberkommando der verbündeten Truppen in China ist ein deutscher Heerführer betraut worden, Generalfeldmarschall Graf Waldersee. Erst unlängst, als Graf Waldersee sein fünfzigjähriges Militärdienstjubiläum feierte, haben wir seine ruhmvolle Laufbahn geschildert und können uns darum begnügen, kurz hierauf zu verweisen. Das Jubiläum brachte ihm hohe Ehren und die besondere Anerkennung des Kaisers Wilhelm II., der ihn zum Generalfeldmarschall ernannte. Graf Waldersee — geboren am 8. April 1832 — hat zwar schon das 68. Lebensjahr vollendet, erfreut sich aber jugendlicher Thatkraft und Frische. Unwillkürlich drängt sich hier der Vergleich mit dem im gleichen Alter stehenden General Lord Roberts auf, dessen Eingreifen auf dem südafrikanischen Kriegsschauplatz das Waffenglück zu Gunsten der britischen Truppen wendete. Möge es dem Oberkommandierenden der internationalen Truppen in China beschieden sein, die Waffen zum Heile der Zivilisation, zur Ehre Deutschlands zu führen!



Generalfeldmarschall Graf Waldersee, Oberkommandeur der verbündeten Truppen in China.



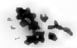
Phot. Prof. E. Uhlenhuth, Coburg.

Herzog Karl Eduard von Sachsen-Coburg.

Herzog Karl Eduard von Sachsen-Coburg und Gotha.

Der junge Herzog von Sachsen-Coburg hat das Licht der Welt erst nach dem Tode seines Vaters, des Herzogs Leopold von Albany, erblickt. Dieser jüngste Sohn der Königin Viktoria von England vermählte sich am 27. April 1882 mit der Prinzessin Helene zu Waldeck und

Pyrmont, die ihm am 25. Februar 1883 eine Tochter schenkte, die Prinzessin Alice. Am 28. März 1884 starb Prinz Leopold infolge eines Unfalls, und seine Gemahlin gab am 19. Juli einem Knaben das Leben, dem jetzigen Herzog Karl Eduard. Ihren ständigen Wohnsitz behielt die so früh verwitwete Fürstin in England, und so wurde ihr Sohn als Engländer erzogen, wenngleich ihm die Heimatsprache seiner Mutter nicht völlig fremd blieb. Als Anfangs 1899 durch den Tod des Prinzen Alfred von Sachsen-Coburg, des einzigen Sohnes des jüngst verstorbenen gleichnamigen Herzogs, und die Verzichtleistung des Herzogs von Connaught die Thronfolge dem damals fünfzehnjährigen Prinzen Karl Eduard naherückte, siedelte die Mutter mit ihm nach Deutschland über. Zunächst nach Stuttgart — die erste Gemahlin des Königs Wilhelm II. von Württemberg war eine Schwester der Herzogin von Albany —, alsdann nach Potsdam, wo Mutter und Sohn ihren Aufenthalt in der ihnen von Kaiser Wilhelm zur Verfügung gestellten Villa Jugenheim nahmen. In Stuttgart wie in Potsdam wurde der Prinz durch deutsche Lehrer unterrichtet, vor kurzem bestand er seine Offiziersprüfung und wurde darauf zum Leutnant à la suite des in Straßburg garnisonierenden 9. Husarenregiments ernannt, dessen Chef sein Oheim, der jüngst verstorbene Herzog Alfred, war.



Eine Feuerprobe.

In Zernsdorf bei Königswusterhausen in der Mark Brandenburg fand kürzlich eine Probe mit dem von der Holzimprägnierungsanstalt Hülsberg & Compagnie ersonnenen feuerbeständigen Holz statt. Neben Berliner Fachleuten wohnten Vertreter des Reichsmarineamts, der Artillerieprüfungs- und Ministerialbaukommission, sowie Militärattachés fremder Gesandtschaften der Probe bei, die ein sehr interessantes Ergebnis hatte. Es waren zwei Gebäude aus Kiefernholz errichtet, das eine aus imprägniertem, das andre aus gewöhnlichem Holz. Während das erstere trotz reichlicher Nachhilfe mit Holzscheiten, Hobelspänen und Petroleum bis auf einige angekohlte Stellen unversehrt blieb, war das andre in zwanzig Minuten vollständig von den Flammen verzehrt. Von anderm imprägniertem Holz, das dem Feuer widersteht, unterscheidet sich dasjenige der eingangs genannten Firma dadurch, daß es



Die Zernsdorfer Brandprobe.

zugleich auch faulnissicher und wirklich zu Bau- und Tischlereizwecken verwendbar ist. Das bisher bekannte, namentlich in Amerika und England geübte Verfahren der Holzimprägnierung mit Ammoniaksalzen hat nämlich den Nachteil, daß diese stark hygroskopischen Salze bei feuchter Luft oder in feuchten Räumen eine konzentrierte Salzlauge ausschwitzen und darum an der Holzwand befindlichen Metallbeschlägen, aufgehängten Kleidungsstücken und so weiter gefährlich werden. Die neue Erfindung nach Hülsbergschem System beruht auf einer chemisch unveränderlichen Imprägnierung, die, wie gesagt, zugleich feuersicher und fäulniswidrig ist. Unsre Abbildung giebt die beiden Häuschen zu Beginn der Probe wieder. Links sehen wir das Gebäude aus imprägniertem Holz, das trotz des ihm zugeführten entzündlichen Materials bis auf kleine Schäden den Flammen widerstand, rechts das Haus aus gewöhnlichem Holz, das in kurzer Frist niederbrannte.



Eine Dame als Nationalökonom.

Vor der philosophischen Fakultät der Universität Heidelberg bestand kürzlich Elisabeth Freiin von Richthofen das Doktorexamen summa cum laude. Eine Tochter des Regierungs- und Baurates Freiherrn Friedrich von Richthofen in Metz, studierte die Dame, die jetzt 25 Jahre zählt, in Heidelberg und Berlin Nationalökonomie. Gegenwärtig ist sie bei der dem badischen Ministerium des Innern unterstellten Gewerbe-Inspektion zu Karlsruhe thätig.



Elisabeth Freiin von Richthofen.



Das Prellsche Haus in Bamberg.

Die ehrwürdige Bischofsstadt Bamberg besitzt manch bewundernswertes Bauwerk aus älterer Zeit, Kirchen und Paläste wie auch einige prächtige, wohlerhaltene Privatbauten. Unter letzteren nimmt die erste Stelle das sogenannte Prellsche Haus ein, das während der Jahre 1721—1731 der kurfürstliche Archivar Böttinger im reichsten Barockstil aufführen ließ. Ueppige Ornamente von schöner Zeichnung umranken Portal und Fenster, und im Innern sind besonders die Stuckarbeiten wie die Deckengemälde des obersten Stockwerkes bemerkenswert. Dieser prächtige Barockbau ist nun vom Untergang oder doch von der Abtragung bedroht, denn der gegenwärtige Besitzer befindet sich nicht in der Lage, das Haus, das in seiner gegenwärtigen Gestalt keinen Zins abwirft, zu erhalten, und seinen Verkaufsangeboten haben die städtischen Behörden nicht zugestimmt. Wie es hiermit steht, lehrt eine Anzeige in bayrischen Blättern, welche anhebt: „Nach zweijährigem Kampfe mit dem Magistrat Bamberg, der das berühmte, für den Besitzer aber unrentierliche Prellsche Haus mit Aufwand von Polizeimitteln zu erhalten suchte und die loyalsten Erwerbsangebote ausschlug, wird vom Besitzer dieses seltensten Kunstbaues die reiche Ornamentik aus hartem Sandstein, noch wie neu erhalten, zum Verkauf ausgeboten und unbeschädigt zur Baustelle, auch ins Ausland, transportiert. Dieser Kunstschatz besteht aus 6 Portalen, 70 Fensterstöcken verschiedener Modelle, Balustraden, Vasen, Figuren und so weiter, eignet sich zur Herstellung eines Prunkbaues seltenster Pracht, wie Museum, Palais, Hotel, Bank oder Kaufhaus, auch zu zwei oder drei Villen." Hoffentlich gelingt es, den drohenden Abbruch, bevor der übliche reiche Engländer oder Amerikaner sich als Käufer einstellt, zu verhindern und die berühmte Sehenswürdigkeit der Stadt Bamberg zu erhalten.



Phot. K. Haaf, Bamberg.

Das Prellsche Haus in Bamberg.



Generalmajor Freiherr von Gayl.

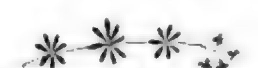
(Siehe die Abbildung Seite 172.)

Der zum Oberquartiermeister beim Stabe des Generalfeldmarschalls Grafen von Waldersee ernannte Generalmajor Freiherr von Gayl ist mit ersterem schon früher dadurch in dienstliche Berührung gekommen,

daß er Chef des Generalstabs des IX. Armeecorps in Altona war, als Graf Waldersee als kommandierender General an der Spitze desselben stand. Freiherr George von Gaul, am 25. Februar 1850 geboren, wurde im Kadettenhause erzogen und am 12. April 1869 als Leutnant beim 69. Infanterieregiment in Altenburg eingestellt. Im Kriege von 1870/71 war er Adjutant des Füsilierbataillons und wurde schon nach dreijähriger Dienstzeit Regimentsadjutant. Von 1874 bis 1876 besuchte er die Kriegsakademie, wurde 1877 Oberleutnant und kam 1878 als Adjutant zur 30. Infanteriebrigade nach Coblenz. Von 1879 bis 1881 war er zum Großen Generalstab kommandiert, dann kam er in das Leibgrenadierregiment, in dem er im August 1883 Hauptmann und Compagniechef wurde. Im Dezember 1884 wurde er in den Generalstab versetzt und war erst beim X. Armeecorps, dann bei der 8. Division und seit 1889 als Major beim IX. Armeecorps thätig. 1892 wurde er Bataillonskommandeur im 76. Infanterieregiment in Hamburg, und 1894 rückte er in diesem Regiment zum Oberstleutnant und etatsmäßigen Stabsoffizier auf. Vom 27. Januar 1896 bis 25. November 1898 war er Chef des Generalstabs des IX. Armeecorps, dann wurde er Kommandeur des 27. Infanterieregiments in Halberstadt.

Phot. B. Haaf, Bamberg.

Portal des Prellschen Hauses in Bamberg.





Generalmajor Freiherr von Gayl.

Eine vornehme Mandschufamilie.

Die Bevölkerung des ungeheuren Reiches der Mitte ist keine einheitliche, sondern setzt sich zusammen aus Nachkommen verschiedener mongolischer Stämme, deren Hauptelement die eigentlichen Chinesen bilden, die einstmals aus dem Nordwesten Asiens eingewandert sind. Die herrschende Rasse sind seit Mitte des siebzehnten Jahrhunderts die Mandschu oder Mandschuren (ein Zweig des turanischen Volksstammes der Tungusen), welche ganz China eroberten, die Ming-Dynastie entthronten und ihren eignen Herrscher Schuntschi als Kaiser einsetzten. Bis auf den heutigen Tag bestand zwischen Mandschuren und eigentlichen Chinesen ein gewisser Gegensatz, und wenn auch der glühende Fremdenhaß, der jetzt zu so gefährlichem Ausbruch geführt hat, beiden Stämmen gemeinsam ist, so scheint es doch nicht ausgeschlossen, daß im weiteren Fortgang der Ereignisse dieser Gegensatz zum Ausdruck gelangt. Widmen doch die eigentlichen Chinesen dem Andenken der Ming-Dynastie, unter welcher sich das Reich der Mitte der höchsten Blüte erfreute, eine wahrhaft göttliche Verehrung, die für die herrschende Dynastie nichts weniger als schmeichelhaft ist. In starkem Kontrast steht unser Bildchen, das ein heiteres Familienidyll zeigt, zu den trüben Ereignissen der Gegenwart.



Divisionspfarrer Dr. Hermann Iseke.

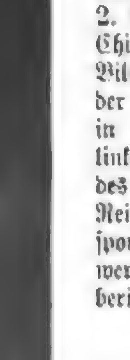
Der erste katholische Feldgeistliche, der sich freiwillig zur Teilnahme an der Expedition nach China gemeldet, ist der Divisionspfarrer Dr. Hermann Iseke aus Mülhausen

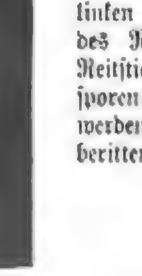


Divisionspfarrer Dr. Hermann Iseke.

im Elsaß. Zu Holungen bei Erfurt am 9. März 1856 geboren, bestand er, bevor er Priester wurde, in mehreren Fakultäten die Examina und erwarb in der juristischen den Doktortitel.

In der Oeffentlichkeit ist er durch eine Reihe poetischer Werke bekannt geworden, namentlich die in Versen geschriebene Legende der heiligen Elisabeth und das humoristische Epos „Gottfried der Student“. Auf dem Dampfer „Rhein“, auf dem er mit seinem evangelischen Amtsbruder dieselbe Kajüte teilte, trat Dr. Iseke am 2. August die Reise nach China an. Auf unserm Bilde sehen wir ihn in der Tropenkleidung: Rock in Khakistoff, um den linken Arm die Binde des Roten Kreuzes; hohe Reitstiefel mit Anschnallsporen, denn in China werden die Feldgeistlichen beritten sein.







Eine vornehme Mandschufamilie.



Der Herr von Mezökut.

Erzählung

von

Eugen Probst.

(Schluß.)

VIII.

So hatte es Baráty also erlebt, daß einem Wunsche, den er hegte, die Erfüllung schneller folgte, als er es je zu hoffen gewagt. Und so wenig war er vom Glücke verwöhnt worden, daß er sich unablässig verwunderte. So merkwürdig dünkte ihm das Ereignis, daß es ihm an sich selbst nicht genügte und einer Erklärung bedürftig schien. Gleichwie es ihm anfänglich nicht eingeleuchtet, warum Cyrilla in der Absicht, einen Dienst zu suchen, so weit über Land ziehen wollte, dünkte es ihm jetzt erstaunlich, daß sie nach all den ausweichenden und ablehnenden Antworten, sich so plötzlich entschlossen hatte, bei ihm zu bleiben.

Nachdem er lange Zeit über ihre Beweggründe gegrübelt, schien es ihm nicht unwahrscheinlich, daß sie den Wohlstand, der sie umgab, die gütige Pflege, die sie gefunden, erwogen und in Erwartung fernerer mühseliger Wanderungen sich vorgestellt haben mochte, wie gut es wäre, hier zu weilen. Damit kam er der Wahrheit auch nahe. Doch das Gefühl lebhafter Befriedigung verführte ihn noch zu weiterem, es machte ihn geneigt, alles zu seinen Gunsten zu deuten. Daß seinem Hause die Herrin fehlte, daß er Junggeselle war, mochte, seiner Meinung nach, Cyrilla gleichfalls nicht entgangen sein, und indem er dem Gedanken Raum gab, der sich daraus folgern ließ, rief er froh bewegt: „Siehe, wie wunderbar wäre es, wenn dir auf diese Art von selbst ins Haus gekommen wäre, was du vergeblich in aller Welt gesucht hast!“ . . .

Am Abend richtete sich Cyrilla aus eignem Antrieb in der Scheune, hinter den Geflügelständen ein Lager zurecht. Bei dieser Beschäftigung jedoch wurde sie von Baráty überrascht, und er wollte nicht zugeben, daß sie in der frühen Jahreszeit so schlecht verwahrt schlafe. Noch sei sie nicht ganz hergestellt, sagte er, und da sie ohnedies nur häusliche Arbeiten zu verrichten haben werde, möge sie ihre Stube behalten.

Zögernd gehorchte sie. Baráty aber sorgte während der nächsten Tage noch für ihre weitere Bequemlichkeit. Er ließ ein paar Stühle, einen Schrank und einen Spiegel in die Kammer schaffen und riet Cyrilla, fleißig im Sonnenschein zu sitzen oder spazieren zu gehen, ohne sich zu ermüden.

Als sie darüber ihre volle Beweglichkeit wieder erlangt hatte, wies er ihr einige leichtere Arbeiten in der Nähe des Herrenhauses an, wo er manchen Vorwand zu finden hoffte, mit ihr zu plaudern, denn das hatte ihm bisher nicht sonderlich glücken wollen.

Seit der Stunde, da Cyrilla den Dienst bei ihm angenommen hatte, schickte sie sich nämlich in die Rolle der letzten und geringsten Dienerin des Hauses. So herb und trotzig ihr Betragen während der entscheidenden Unterredung mit Baráty gewesen, so demütig und schüchtern bezeigte sie sich jetzt in ihrem ganzen Thun und Lassen. In ihr langes Tuch gehüllt, das sie niemals ablegte, verrichtete sie, was ihr anbefohlen wurde, schweigsam und beharrlich, ohne je den Blick zu erheben. War sie damit zu Ende, so suchte sie sonst auszuhelfen, betreute die Kühe, fütterte die Hühner oder unterstützte Panna, soweit diese es dulden wollte, bei ihren Geschäften. Wurde sie jedoch Barátys ansichtig, so stieg ihr Fleiß zur seltsamen Rastlosigkeit, und er glaubte alsbald zu bemerken, daß sie, nach Art des geringen Volkes vor dem gebietenden Herrn, sich von seiner Anwesenheit bedrückt und geängstigt fühle. Meistens pflegte sie seine Anrede absichtlich zu überhören und im weiteren Verlauf des Gespräches ihre Arbeit nur zu unterbrechen, wenn es ihr geradezu geheißen wurde. Ueberhaupt enthielt sie sich jeglicher Aeußerung, der nicht eine bestimmte Frage vorausging, und beschränkte sich dann auf eine kurze Bejahung oder Verneinung, um gleich wieder in ihrem Geschäfte fortzufahren.

Diesem Verhalten suchte er durch die größte Herablassung und Güte, durch die größte Harmlosigkeit des Gespräches entgegen zu kommen, aber ohne jeden Erfolg. Statt Cyrilla zutraulicher zu stimmen, mußte er die Erfahrung machen, daß sie seiner

Gesellschaft sogar die der alten Panna vorzog, obgleich ihr diese, zu Barátys Verdruß, nach wie vor nichts weniger als eine freundliche Gesinnung bezeigte.

Die Ursache dieser Feindseligkeit glaubte Baráty auf die Begebenheiten zurückführen zu müssen, die sich bei Cyrillas Ankunft ereignet hatten. Thatsächlich lagen sie aber in seinen nunmehrigen Bemühungen um das Mädchen, die dem gewitzigten und wachsamen Weibe nicht entgangen waren.

Sie hatte nämlich den Rückfall Barátys nach jener vermeintlichen Heilung bald genug erkannt, und ihre Besorgnis war bald um so größer geworden, als sie aus mancherlei Zeichen entnommen hatte, daß Baráty mit dem Gedanken umgehe, zu heiraten. Während sein Verhältnis zu den beiden Frauen sich immer freundlicher und hoffnungsvoller gestaltete, war sie in Angst und Not daheim gesessen und hatte endlich das Gelübde gethan, der Statue des heiligen Augustin in der Pfarrkirche zu Maria Radna eine Seidenschnur mit fünf Silberlingen zu widmen, wenn er ihren Herrn noch einmal aus der Versuchung retten wollte.

Das war allem Anscheine nach geschehen, und zu Ende des Winters hatte Panna ihr Gelöbnis in der festen Zuversicht erfüllt, daß sie nun vor weiterer Bedrohung ihres häuslichen Friedens für immer gesichert sein würde.

Seitdem war aber Cyrilla auf den Hof gekommen, und nicht gering war die Bestürzung Pannas, als sie sehen mußte, daß das landfahrende Mädchen alle Aussicht gewann, an die Stelle der glücklich beschworenen Stadtdamen zu treten. Dieser Tausch schien der Alten der schlimmste, den sie sich hätte denken können, nicht nur, weil sie Cyrillas Rache für den üblen Empfang befürchtete, sondern weil sie das Mädchen für ein heimatloses Weibsbild hielt, gegen dessen Herrschaft sich ihr Ehrgefühl empörte. In dem Glauben an das Standbild des Heiligen, das sie mit einem Teil ihrer Ersparnisse geschmückt hatte, getäuscht, sah sich Panna demnach vor einen harten Kampf gestellt und gedachte ihn mit aller Entschlossenheit zu führen. Während Barátys Güte gegen die Fremde zunahm, sann sie bei Tag und Nacht auf Mittel, die Verhaßte zu entfernen. Endlich hatte sie denn auch für den äußersten Fall einen wirksamen Schlag ersonnen, eine heimliche Anzeige bei der Feldpolizei, wodurch sie hoffte, entweder zu Tage zu bringen, daß das Mädchen wirklich eine Landstreicherin sei, die sich auf dem Hofe zu bergen suchte, oder Baráty so viel Verlegenheit und Verdruß zu bereiten, daß er sie aus eignem Antrieb fahren ließ.

Vorläufig aber begnügte sie sich damit, dem Mädchen das Dasein auf jede Art zu verleiden, und ließ auch nicht davon ab, als sie zu ihrer Verwunderung merkte, daß Cyrilla nichts unternahm, um Baráty an sich zu fesseln, ja unglaublicherweise gar nicht zu ahnen schien, zu welchem Zwecke er sich um sie bemühte.

Baráty aber vermochte bei aller Entrüstung doch nichts dagegen zu thun, aus Furcht, seine Absicht vorzeitig zu verraten. Die Zuversicht, die er bei Cyrillas Eintritt in den Dienst gehegt, war nämlich, infolge ihres seltsamen Verhaltens, wieder einem Gefühle großer Unsicherheit gewichen. Er konnte sich keineswegs vorstellen, wie sich das allem Anscheine nach brave, fleißige und so scheue Mädchen zu seinen Wünschen verhalten würde. Es dünkte ihm gar nicht unmöglich, daß ein vorschnelles Bekenntnis derselben sie bestimmen könnte, den Dienst wieder zu verlassen. Andrerseits glaubte er dasselbe befürchten zu müssen, wenn es ihm nicht gelang, sie vor den fortgesetzten Mißhandlungen Pannas zu bewahren.

Er befand sich also in großer, unerfreulicher Bedrängnis und wußte sich doch nicht anders zu helfen, als durch immer häufigere Bemühungen, Cyrilla zu zeigen, daß er sich nicht als Herr, sondern als Schuldner ihr gegenüber fühle. Denn er erkannte wohl, daß alles darauf ankomme, ihr zu bedeuten, daß sie seiner Nachsicht und seines Schutzes unter allen Umständen sicher sein könne.

Aber all dies schien sie in keiner Weise zu fassen und zu begreifen. Ihre Scheu nahm vielmehr so sehr zu, daß Baráty endlich, um ihr überhaupt allein begegnen zu können, genötigt war, sich ihr in möglichst gedeckter Stellung zu nähern, da sie sich ihm regelmäßig entzog, sobald sie ihn von ferne herankommen sah. —

Mehrere Wochen vergingen so, ohne Rückschritt, aber auch ohne irgend welchen Fortschritt, und doch wuchs Barátys Verlangen, Cyrilla zu besitzen, mit jedem Tage. Er fühlte deutlich, wie sehr ihre ganze Erscheinung sein Fühlen und Denken beherrschte, und daß er neben dieser für nichts mehr Sinn habe. Seine Lage war ihm nachgerade unerträglich geworden, als sich die Dinge plötzlich, wie durch ein Wunder, vor seinen Augen veränderten.

Eines Tages kam Panna hastig und aufgeregt aus der Küche, wo Cyrilla eben an ihrer Seite thätig gewesen, suchte ihren alten Joska auf und flüsterte ihm mit fast unheimlicher Beredsamkeit und sichtlich entzückter Miene etwas ins Ohr. Joska rückte verblüfft an seinem Hute und sah ihr verwundert ins Gesicht. Als bald darauf Cyrilla zum Vorschein kam, beobachtete er sie lange Zeit aufmerksam von Kopf bis zu Fuß und wiederholte das im Verlaufe des Tages, so oft es irgend unauffällig geschehen konnte; am Abend aber sagte er zu seinem Weibe: „Magst du Alte auch das Gras wachsen hören, — was aber das anbelangt, so glaube ich, du träumst!“

Sie aber nannte ihn einen einfältigen Tropf und verzichtete kichernd auf jede weitere Auseinandersetzung.

Von diesem Tage an veränderte sich ihr Betragen gegen Cyrilla gänzlich.

Nicht nur begegnete sie ihr heiter und wohlwollend, sondern sie schien auch auf jede Weise bedacht, ihr alle erlittene Unbill vergessen und das Verweilen im Hause angenehm zu machen.

Baráty konnte sich diese Wandlung nicht erklären. Doch die Freude und Genugthuung, die er empfand,

sollte sich bald als verfrüht erweisen. Denn Cyrilla, die mit gleicher Ruhe und Ergebung die ihr so unverhofft zu teil gewordene Gunst ertrug, wie sie alle Mißhandlungen ertragen hatte, geriet nun vollends in den Bannkreis der Alten.

Barátys Unmut gegen Panna steigerte sich daher zur Erbitterung, weil er sich noch machtloser sah, Cyrilla dem Wohlwollen der Alten zu entreißen, als ihrem Haß. Den ganzen Tag über waren sie mit Cyrilla beisammen, und weniger als je fand er Gelegenheit, ein Wort mit ihr allein zu sprechen.

In leidenschaftlicher Unruhe hatte er so einige Tage verlebt und die gewaltsamsten Pläne erwogen, als eines Abends Panna mit geheimnisvollem Lächeln vor ihm erschien.

„Herr,“ sagte sie, „wollt Ihr mir die Gnade erweisen und ein wenig horchen kommen, wie Cyrilla singt, aber heimlich, bitt' ich, weil sie sonst vielleicht erschrickt und gleich wieder still ist.“

Baráty sah sie erstaunt an, erhob sich aber sogleich und folgte ihr auf den Fußspitzen.

Vorsichtig führte Panna ihn um das ganze Haus herum; endlich vernahm er wohltönenden Gesang und die begleitenden Klänge einer Laute. Diese war Joskas Eigentum, und Panna erzählte nun flüsternd, daß Cyrilla vor einigen Tagen zufällig geäußert habe, daß sie das Instrument zu handhaben wisse. Dennoch sei es erst heute gelungen, sie zu einer Probe zu bewegen, und seit einer halben Stunde singe sie nun auf die lieblichste Weise ein Lied nach dem andern.

Obgleich diese Kunst nicht selten war, glaubte Baráty doch keinen Gesang gehört zu haben, der ihm gleich mächtig zu Sinnen gesprochen hätte. Nicht ohne Beben lauschte er, während ihn Panna heimlich beobachtete.

Plötzlich, als eben ein Lied beendet war, trat die Alte hervor, klatschte in die Hände und rief: „Gut! Sehr gut hast du es gemacht, Cyrilla — und hier ist auch der gnädige Herr, der es gehört hat und bezeugen wird.“

Jetzt kam Baráty langsam zum Vorschein.

Ohne Bestürzung, nur ein wenig errötend, erhob sich Cyrilla und blickte zu Boden. Baráty aber konnte vor seltsamer Beklemmung nichts sagen als: „Sie spricht die Wahrheit — sehr gut! Sehr gut!“

Da rief Panna: „So gut wirklich, daß uns der gnädige Herr wohl gestatten könnte, auf dem schönen Platze vor dem Herrenhause zu sitzen, wie es früher oft geschah. Denn, wem singen wir hier bei der Scheune? Den Schweinen und Enten, die unverständig dazwischen lärmen!“

Baráty traute seinen Ohren nicht, als er einen so hilfreichen Antrag aus Pannas Munde vernahm. Unverzüglich gab er seine Einwilligung, und nun erklang jeden Abend, teils vor seinem Hause, teils in seiner Stube, Musik und Gesang. Anfänglich hielten Joska und Panna mit. Nach und nach jedoch entfernten sie sich abwechselnd, thaten dies zu Barátys Befriedigung immer häufiger und kamen bald gar nicht mehr, so daß er sich also allein an Cyrillas Anwesenheit erfreuen konnte.

Den Alten lohnte er das mit häufigen Gaben von Wein, die er ihnen in ihre Wohnung lieferte, um sie dort sicher fest zu halten. —

Allein die Stunden ungestörten Beisammenseins mit Cyrilla wollten nicht so rasche Erfolge zeitigen, als Baráty erhofft, und bald wünschte er, daß ihm Panna weiterhin zu Hilfe käme.

Cyrilla schien es zwar zufrieden, dem Hausherrn durch ihren Gesang in einer Weise dienlich sein zu können, die Beifall fand. Nie erwies sie sich darum lässig in der Ausübung ihrer bescheidenen Kunst. Sobald der Abend kam, stellte sie sich meistens freiwillig mit der Laute bei Baráty ein. Gegen alle seine Versuche aber, sie zutraulich und gesprächig zu machen, blieb sie unzugänglich. Es war nicht ganz so, solange Panna zur Stelle gewesen. Ihr hatte sie doch auf einzelne Fragen mit sanfter Stimme Bescheid gegeben und zeitweilig zu ihren Späßen gelächelt. Baráty verweigerte sie beides. Was er immer that, um ihre Teilnahme zu wecken, blieb vergeblich. Selbst die gewöhnlichsten Gegenstände der Unterhaltung, Gespräche über das Wetter, die Arbeit, das Leben im allgemeinen vermochten den Bann nicht zu lösen, unter dem sie zu stehen schien. Sie hörte alles schweigsam an, ohne das geringste zu erwidern, und nur ein unmittelbarer Auftrag, ein Befehl fand sie jederzeit bereit, ihn schweigend zu vollziehen.

In seiner großen Hilflosigkeit fühlte Baráty, nach zahllosen Bemühungen, endlich die unwiderstehliche Neigung, zu versuchen, wie weit er durch diesen demütigen Gehorsam gelangen könnte. Zaghaft im Anfang, begann er allmählich Cyrillas Dienste in immer größerem Ausmaß in Anspruch zu nehmen und die willkürlichsten Anforderungen zu stellen. Bald verlangte er, sie solle während ihres Gesanges im Nebenzimmer sitzen, bald nahe bei ihm, bald daß sie barfuß, bald daß sie in Schuhen gehen solle, die Laute jetzt auf den Knieen, dann wieder vor die Brust halten möge. Alles dies that sie zögernd, doch ohne Widerspruch.

Als er ihr jedoch eines Tages sagte, es wundere ihn nur, daß sie sich ganz und gar nicht von ihrem weiten Tuche trennen könne, und sich darin gefalle, einherzugehen wie eine Nonne, wurde sie verwirrt und schlug die Augen nieder.

Er aber fuhr fort: „Thorheit ist das bei deiner Jugend, glaub es mir, denn oft hab' ich mir gedacht im stillen: so jung und schön von Angesicht, muß sie es ja bei Gott auch sein an Wuchs!“

Da sah sie ihn einen Augenblick groß an, dann errötete sie tief und ging wortlos hinweg.

Dies Ereignis ließ ihn erkennen, wie weit er immer noch von seinem Ziele entfernt war, wie sehr auch in diesem einfachen Wesen die seltsam beharrende Haltung des Weibes zur Geltung kam, gegen die er so wenig vermochte.

Er erinnerte sich seiner beiden Freundinnen und wie mühelos ihm dort der Weg zum Glück erschlossen wurde.

Woran mochte das liegen?

Oft schien es ihm, als könnte er es bei Panna

erfahren, denn bei all ihrer Neigung zu seltsamem Gelächter und Gesicher dünkte es ihm, als ob sie zuweilen erratend und nicht ohne Wohlwollen auf das achte, was zwischen ihm und Cyrilla vorging.

Aber er schämte sich sowohl seiner Ratlosigkeit als auch seiner Absichten zu sehr, um die Hilfe der Alten in Anspruch zu nehmen.

Immerfort dachte er also nach, was er beginnen sollte.

In solchen Gedanken wurde er eines Tages von Cyrilla gestört, die eintrat, um wie gewöhnlich um diese Zeit die Lampe für den nahenden Abend zuzurichten.

Er wendete sich auf seinem Sitze ihr zu, während sie einen Augenblick unschlüssig stehen blieb, um dann auf den Fußspitzen nach dem Wandtisch hinzuschreiten, wo die Lampe stand.

Indem er sie dort geschäftig sah, wallte es ihm heiß zu Gesicht.

‚He,‘ dachte er sich, ‚seufzest um das Glück und seufzest ... wie soll sich das Glück noch anstellen für dich alten Esel, der du bist! Dort ist es! Greif zu! Hin sollst du gehen und sagen: Siehe, dies alles hab' ich — dich will ich — nimm dafür, was du willst!‘

Aber er blieb sitzen und ließ Cyrilla unangefochten von sich gehen.

Eines einzigen, ermunternden Blickes, eines leisen Lächelns hätte es bedurft, um ihn zu ermutigen und, wie er meinte, seinen Weg finden zu lassen. Doch weder das eine noch das andre war ihm zu teil geworden.

Dennoch nahm er auch wieder manches wahr, was seine Hoffnung nicht gänzlich sinken ließ.

So belauschte er Cyrilla einmal, während sie müßig über sein Gebiet ging. Freundlich blickte sie um sich, dann wieder ernst, als ermesse sie den unendlichen Frieden umher. Ein Schmetterling kreuzte ihren Weg, sie suchte ihn zu haschen, als er aber in taumelndem Fluge über den Zaun hinweg in der Heide verschwand, wendete sie den Blick nach dem Wohnhaus zurück, und Baráty meinte, es geschähe mit dem Ausdruck dankbarer Besinnung, daß sie selbst ein Heim und ein Dach habe, unter dem sie ruhen könne.

Ein andermal sah er sie am Brunnen sitzen, über den vollen Eimer gebeugt, den sie emporgewunden und an die Brüstung gestellt hatte. Die leisen Bewegungen ihres Hauptes zeigten, daß sie in dem klaren Spiegel ihr Ebenbild betrachte, bis sie nach langer Zeit sich emporrichtete und den Inhalt des Eimers langsam in den Brunnen zurückrauschen ließ. Bald darauf warf sie sich über das entleerte Gefäß, und es schien Baráty, als ob sie weine und schluchze. Alles das schien ihm wunderbar, aber kein ungünstiges Zeichen. ‚Sie muß einen Kummer haben,‘ sagte er sich, ‚aber er wird vergehen. Langsam wird sie vielleicht heimisch in Haus und Hof; habe also Geduld, es kann nur gut sein!‘

In solchen Stunden der Mäßigung dachte er auch an seine sonstigen Obliegenheiten. Er sah nach den Feldarbeiten, nach seinen Rechnungen und geschäftlichen Beziehungen, bekümmerte sich um die Marktpreise und Lohnverhältnisse, aber weder mit dem Ernst noch mit der treuen Ausdauer früherer Tage. Das Geräusch eines Trittes, der Klang einer Stimme, die in seine Stube drang, zauberte doch gleich wieder Cyrillas Bild vor sein Auge, und dann stand er auf, um nach ihr auszuschauen.

Oft konnte er, bei feuchtem Erdreich, die Spur ihrer Schritte bis in die entlegensten Teile seines Gebietes verfolgen, und es machte ihm Freude, ihnen nachzugehen und sich vorzustellen, mit welchen Gedanken sie den Weg zurückgelegt haben mochte. Gelang es ihm dabei, sie selbst zu erblicken, so schien es ihm, als weilten ihre Gedanken in der Ferne. Ja, es schienen schmerzliche und leidenschaftliche Empfindungen zu sein, denen sie nachhing, um, sobald sie sich entdeckt sah, gleich einem scheuen Wilde emporzufahren. Einmal entschloß er sich dennoch, sie anzurufen und ihr Vorstellungen zu machen.

„Sage,“ begann er, „was läufst du immer so furchtsam, wenn man kommt? Niemand thut dir ja etwas?“ Und da sie nicht antwortete, fügte er nach einer Weile hinzu: „Komm, gehen wir mitsammen ein wenig umher!“

Sie gehorchte schweigend, und nun wandelten sie, bald neben-, bald hintereinander, langsam durch das Gebiet.

Es lag etwas Wiegendes in ihrem Gange, das er nicht sehen konnte, ohne sein Herz stärker klopfen zu fühlen, und gern hätte er sich's darum stundenlang an dem schweigenden Genusse dieses Anblicks genügen lassen.

Dennoch glaubte er, ab und zu ein Wort reden zu müssen.

Er stand vor einem der Pfirsichbäume still, die seit einigen Tagen in voller Blüte prangten.

„Siehe,“ sagte er, „du kennst ein kroatisches Lied. Vielleicht kannst du mir sagen, wie man diese Bäume auf kroatisch nennt?“

Cyrilla blickte ruhig empor und sagte:

„Was sind das für Bäume?“

„Wieso?“ versetzte Baráty. „Du kennst sie nicht?“

Sie schüttelte schweigend das Haupt.

„Aber,“ sprach er lachend, „Pfirsichbäume sind es doch und von den besten! Reichlich tragen sie und duftige Früchte. Na, du wirst noch sehen und staunen, wie duftig und süß!“

Er führte sie weiter und versäumte nicht, alles, was den Weg entlang gepflanzt war, zu benennen und die Güte des Erträgnisses, das davon zu erwarten stand, zu loben.

„Schön ist der Herbst,“ sagte er endlich. „Wirklich die schönste Zeit des Jahres. Wie freudig nimmt man da, was alles zur Reife gekommen ist im heißen Sonnenschein! Welch ein frohes Geschäft ist das! Singend vollbringt man die Arbeit. Wohlgelaunt sind die Menschen in jenen Wochen, gar wenn eine gute Ernte fällt. Heute das Korn, dann der Weizen, später der Mais und der Hafer, das viele bunte Obst und zuletzt der Wein! Dann sollst du sehen! Meilenweit auf den Höfen umher klingt es und jauchzt es. Die Zigeuner kommen vor die



L. Fahrenkrog

Träumereien.

Thore und spielen auf, und wo der Most rinnt, tanzt, was tanzen kann.

„Und siehe," fuhr er fort, indem er sich plötzlich zu ihr wendete, „vielleicht wirst dann auch du deine Scheu und seltsame Trauer fahren lassen und fröhlich sein, wo man so fröhlich leben könnte!"

Allein jetzt bemerkte er erst den Ausdruck der tiefen Freudlosigkeit und Schwermut, der während seiner so wohlgemeinten Schilderung über die Züge des Mädchens gekommen war.

Mit einem Seufzer hielt er inne und schüttelte langsam den Kopf.

Fast war es etwas wie Verdruß über dieses gleichförmige, ihm unerklärliche Verhalten, das ihm nach einigem Nachdenken die Lust benahm, das Gespräch fortzusetzen.

Eine Weile stand er still, dann schlug er schweigend den Weg nach dem Wohnhause ein.

IX.

So verging die Zeit, ohne daß sich an Baráthys Schicksal irgend etwas verändert hätte. Es kamen zwar Stunden, in welchen er Cyrilla zugänglicher fand, in denen sie seinen Reden folgte und auf seine Fragen reichlichen Bescheid gab, aber sie wechselten wieder mit Tagen düsterer Verschlossenheit und unsteter Furcht, die oft plötzlich, infolge einer gänzlich harmlos gemeinten Bemerkung, ja eines Blickes, der längere Zeit auf ihr weilte, eintrat.

In keiner Weise wollte es Baráthy gelingen, in ihr jenes Gefühl des Vertrauens zu erwecken, jenes Gleichmaß der Stimmung in ihr zu erhalten, dessen es durchaus bedurfte, um ihn mit Mut zu erfüllen, und oft sann er traurig nach, wodurch er denn in seinem Leben all die Qual und Not verschuldet habe.

Da kam ein Aprilsonntag, der sich wunderschön anließ. Als Baráthy am Morgen ins Freie trat, um nach dem Wetter auszuschauen, schienen alle Lerchen der Heide wach, und von dem Fliederstrauche vor dem Hause, der noch im Schatten stand, ging der Duft in vollen Strömen aus.

Langsam wandelte Baráthy dahin und war noch nicht weit gekommen, als er den alten Joska erblickte, der vor dem Thore stand und sich gebärdete, als deute er jemandem, sich zu entfernen.

Neugierig ging Baráthy hinzu und fand, daß die Zeichen einem alten Handelsjuden galten, der, ohne sich durch Joskas Abweisung beirren zu lassen, mit seinem Karren schwerfällig heranzog.

Eine Weile sah ihm Baráthy gleichgültig zu, als er jedoch nahe genug herangekommen war, rief er: „Was ziehst du, alter Heide, am Gottessonntag herum und schacherst? Bei Gott, es ist eine Sünde!"

Der Alte hielt still, richtete sich auf und wischte sich mit bebender Hand den Schweiß von der Stirn. Dann versetzte er schwer atmend: „Euer Gnaden, Herr Baron, ist dabei eine Sünde, so fällt sie auf mein armes Haupt — zu den andern. Aber wer kauft zu seiner Freude, arbeitet nicht. Schöne Sachen hab' ich für die Frauen, schöne Sachen: wollen Euer Gnaden ihnen eine kleine Freude machen?"

Während dieser Worte hob er den Deckel seines Karrens empor und ließ eine Menge bunten Weiberputzes sehen, über den Baráthys Blicke ziemlich achtlos hinglitten.

Schon wollte er nach einer Weile in die Tasche greifen, um den Alten mit einem geringen Almosen abzufertigen, als er plötzlich innehielt.

‚Teufel,' dachte er sich, ‚eigentlich kommt doch dieser Kerl daher wie ein guter Einfall!' Und vor seinem geistigen Auge stand Cyrilla in der einfachen Kleidung, die sie seit dem Tage ihrer Ankunft auf dem Leibe trug. ‚Wahrhaftig,' meinte er, ‚am Ende hättest du längst daran denken können, es einmal mit dem Schenken zu versuchen.'

Es dünkte ihm, als könne es dadurch an einem freundlichen Eindruck, ja in der Folge vielleicht an einer glücklichen Wendung nicht fehlen. Joska war nicht mehr anwesend, und so hieß er denn, nach kurzer Ueberlegung, den Juden seinen Karren schließen und ihm folgen.

Ungesehen gelangten sie bis an das Herrenhaus.

„Na," sagte Baráthy, „richt also einmal her, ohne daß man's merkt, was ein junges Weib braucht, um sich schön anzuziehen von Kopf bis zu Fuß, und bring es herein!"

Der Händler nickte verständnisvoll, machte sich an das Werk und hatte nach kurzer Zeit vor den Augen Baráthys, der ihm, in der Mitte der Stube stehend, stillschweigend zusah, alles erdenkliche Zeug, von den zierlichsten Strümpfen angefangen, bis zum geschmeidigen Ledermieder und roten Kopftuch, auf Tisch und Stühle ausgebreitet. Die Zusammenstellung war reichlich und enthielt mehr, als Baráthy auf dem Leibe einer Frau sich jemals vorgestellt hätte.

Manche Dinge lagen zu zwei und drei Stücken da, aber er sagte nichts. Lange Zeit betrachtete er die blendende und schimmernde Fülle, welcher der Jude nun noch eine Schnur kleiner Silbermünzen demütig hinzufügte, verlangte endlich den Preis zu hören und bezahlte ihn ohne Feilschen.

„Na," sagte er sich, als er wieder allein war. „Viel Geld liegt darauf, aber es ist's wert! Zierlich, bei Gott, nimmt sich alles aus; man kann es gar nicht genug betrachten!"

Vorsichtig berührte er ein und das andre Stück mit den Fingerspitzen, ergötzte sich bald an der Form, bald an Farbe und Gewebe der artigen Dinge, bis ihn endlich ein Laut aus der Ferne aufschreckte.

‚Na,' dachte er sich, ‚es ist gut! Aber du kannst die Sachen jetzt doch nicht so liegen lassen, wie sie sind.'

Er überlegte eine Weile; schließlich schien es ihm das beste, alles zusammen in seine unbenutzte Stube zu tragen und dort zu einem möglichst gefälligen Anblick auszubreiten.

Sogleich ging er ans Werk, kam rasch genug damit zu stande, und nachdem er sich die Wirkung vorgestellt hatte, welche die Bescherung auf Cyrilla machen mußte, zog er ruhig die Thür hinter sich ins Schloß.

Er saß nach beendigter Mahlzeit noch bei Tische,

als Cyrilla eintrat, um wie gewöhnlich abzuräumen. Da er sich eben angeschickt hatte, die Pfeife in Brand zu stecken, sah er ihr eine Weile schweigend zu; endlich sagte er: „Siehe, laß das noch ein wenig; es ist Zeit dazu. Gern möcht' ich noch ein Glas Wein trinken. Setz dich also lieber dorthin, damit wir ein wenig plaudern."

Sie ging langsam an das Fenster zu ihrem gewöhnlichen Sitz, wo die Laute hing, die sie nun unschlüssig auf den Schoß nahm.

Baráty hatte den langen Nachmittag vor sich, und in dem Bewußtsein, eine große Ueberraschung für Cyrilla vorbereitet zu haben, gedachte er, Zeit und Gelegenheit zu nützen und endlich etwas deutlicher merken zu lassen, was ihm auf dem Herzen lag.

Er zweifelte nicht, daß er trotz alledem vorsichtig zu Werke gehen müsse, und da ihm jegliche Sicherheit abging, hoffte er durch eine gewisse Weitschweifigkeit seinem Ziele unauffällig und allmählich näher kommen zu können.

Freilich hatte er dabei den Nachteil, daß ihm Cyrilla nur mit geringer Aufmerksamkeit zuhörte und sich von Zeit zu Zeit anschicken wollte, ihr Spiel auf der Laute zu beginnen.

Wenn das geschah, machte er eine Pause und sog an seiner Pfeife.

Es ging ihm aber auch nicht besser, so oft er den Versuch machte, auf seine Zwecke einzulenken. Er that es immer nur in der Weise, daß er von ihr selbst zu sprechen anfing, was sie nie ohne deutliche Zeichen des Unbehagens hinnahm. Das nötigte ihn, seine Rede mit dem Anschein größter Gleichgültigkeit wieder auf fern liegende Dinge zu bringen und, wie er bemerken konnte, jedesmal mit guter Wirkung. Wagte er es jedoch, seine Absicht abermals zu verfolgen, so trat jene lästige Erscheinung von neuem ein. Bald verdüsterten sich die Züge des Mädchens, bald sah sie leise aufseufzend durch das Fenster, bald rückte sie an ihrem Stuhle, und so wurde Baráty von einem Gegenstand des Gespräches zu dem andern getrieben, ohne je die Richtung festhalten zu können, die er einzuschlagen wünschte.

So wurde ihm denn, obgleich er in Hemdärmeln saß, schließlich bei seinem Geschäfte warm, und immer schwerer fiel es ihm, geeigneten Stoff zur Fortsetzung der Unterhaltung zu finden.

Endlich verfiel er darauf, von sich selbst zu reden, von seiner Vergangenheit und seinen Schicksalen, und da es ihm vorkam, als ob Cyrilla aufmerksam würde, fuhr er unabläßig fort.

Er berichtete von seinen Eltern, von seiner Kindheit, wie es ihm nach dem Tode seines Vaters kümmerlich ergangen, wie er Not, Sorge und mancherlei Bedrückung kennen gelernt, und gab so allmählich seine ganze Lebensgeschichte bis zu dem Tage zum besten, an dem ihm die Erbschaft des Gutes zugefallen war.

So weit gelangt, machte er eine Pause, stopfte sich neuerdings die Pfeife und erzählte dann, wie er nach Jahren leidlicher Zufriedenheit angefangen habe, sich einsam zu fühlen. Lebhaft schilderte er die Beschwernisse und die Freudlosigkeit beständigen Alleinseins, um endlich der Tage zu gedenken, da ihm der Gedanke gekommen war, auf irgend eine Abhilfe zu sinnen. „So habe ich mir also gedacht," rief er, „alles das wäre dir erspart geblieben, wenn du in jungen Jahren ein Weib genommen hättest; denn wirklich — was ist der Mann ohne Weib? Er ist ein halber Mensch!"

Cyrilla hatte ihm unbeweglich zugehört, und so glaubte er denn auch den Moment zu einem entscheidenden Uebergang gekommen. Doch es fehlte ihm an der passenden Wendung. Eine Weile sog er an seiner Pfeife und füllte die Luft mit dichtem Tabaksrauch. Endlich sagte er: „Aber siehe, schon längst habe ich dich fragen wollen; wie ich dich so ansehe, fällt es mir wieder ein: sage, hat dir deine Mutter, Gott möge sie erhalten, ähnlich gesehen?"

Befremdet wandte Cyrilla den Kopf und fragte unwillkürlich: „Warum, Herr?"

„Na," meinte Baráty, „ich frage nur. Es kommt oft vor. Auch ich habe meinem Vater ähnlich gesehen, sag es also!"

„Ich glaube," antwortete Cyrilla.

„Aber," versetzte Baráty, „dann muß sie eine schöne Frau gewesen sein, sehr schön!"

Jetzt kehrte sich Cyrilla sichtlich enttäuscht ab, und Baráty saß in Verlegenheit, denn er wußte nicht, wie er fortfahren sollte. Jedes weitere Wort in der Sache konnte ihn vor die Entscheidung stellen, und dazu dünkte es ihm noch zu früh.

Aergerlich über sein unbesonnenes und verfehltes Gerede heuchelte er einen kleinen Hustenanfall und füllte sein leeres Weinglas. Plötzlich verfiel er auf den Gedanken, daß es das klügste gewesen wäre, im Anschluß an seine Erlebnisse auch die Geschichte seiner Verlobung zu erzählen und etwa so zu wenden, daß im Verlaufe derselben anschaulich würde, daß er bei einem Weibe nie nach Rang und Ansehen, nie nach Geld und Gut gefragt, kurz, worauf sein Sinn eigentlich gerichtet wäre.

Er begriff gar nicht, warum er nicht sogleich daran gedacht, warum es der thörichten Abschweifung bedurft hatte, um endlich auf den rechten Weg zu kommen. ‚So könnte sie ja,' dachte er sich, ‚hören, was du suchst, und wirklich sehr dumm müßte sie sein, wenn sie dann nicht merkt, daß sie dir recht wäre.'

Nachdem er sich in seinem Lehnstuhl zurecht gesetzt hatte, begann er den Faden seiner Erzählung wieder aufzunehmen.

Er berichtete, daß er sich trotz seiner vorgerückten Jahre vor längerer Zeit entschlossen habe, das Versäumnis seiner Jugend nachzuholen und sich unter den Frauen des Landes umzusehen. Er beteuerte, daß er sich dabei vorgenommen, nichts nach Rang und Geld zu fragen. Gerade die Weiber der unteren Stände hätten ihm aber in ihrer Thorheit diese Gesinnung nicht zugetraut. Die einen seien ihm voll Mißtrauen ausgewichen, die andern hätten gemeint, sich über ihn belustigen zu können, als wäre er nicht bei Verstande. Dennoch habe er sein Augenmerk immer nur auf sie gerichtet, bis ihn der Zufall

endlich mit der Tochter einer wohlhabenden Frau zusammengeführt, die ihn alsbald habe merken lassen, daß er willkommen sei . . .

Bis dahin war er gelangt, als er plötzlich unterbrochen wurde. Auf dem Kiesweg vor seinem Hause ließen sich Schritte vernehmen, und gleich darauf wurde an die Thür seines Zimmers angeklopft.

Verdrießlich über die Störung, die er Panna zu verdanken meinte, rief Baráty unwirsch: „Herein!“ Und schon wollte er eine leise Verwünschung daran fügen, als die Thür aufging und ihm vor Schrecken das Wort in der Kehle stecken blieb. Denn durch den Qualm des Tabakrauches, der die Stube erfüllte, erkannte er Ida und ihre Mutter, von denen er eben zu sprechen angefangen hatte.

Längst war er der Ueberzeugung geworden, daß sich das Verhältnis durch sein Stillschweigen gelöst, daß ihn die Frauen in der Hauptstadt, aus der sie nicht wiederkehren würden, vergessen hätten. Doch nach monatelanger Verzögerung war der Prozeß zu ihrem Nachteile entschieden worden, und so hatte sich Ida, wenngleich nach längerem Widerstreben, bestimmen lassen, den verschollenen Freund aufzusuchen.

Mit den freundlichsten Mienen von der Welt waren die Frauen erschienen, jetzt aber standen sie betroffen still. Das verbindliche Lächeln auf ihren Zügen machte einem Ausdruck des Befremdens Platz, als sie den bestürzten Mann vor dem mit Speiseresten bedeckten Tische und in Gesellschaft der schönen Magd sitzen sahen. Mit wachsendem Erstaunen schweiften ihre Blicke immer wieder durch das Zimmer und blieben dann scharf auf Cyrilla gerichtet, die sich von ihrem Sitz erhoben hatte, in der einen Hand die Laute hielt und mit der andern das Tuch emporraffte, das ihren Schultern entglitten war. Ihre Erscheinung schien den Frauen in diesem Augenblicke etwas zu verraten, das sie völlig sprachlos machte.

Die Mutter faßte sich zuerst. „Wir kommen,“ sprach sie langsam, „wie es scheint, zu sehr ungelegener Zeit.“

„O, o!“ rief Baráty, der mühsam nach Fassung rang und nur darauf bedacht war, seine verräterische Lage zu bemänteln. „Gott weiß es, nein! . . . Aber wer hätte denken können . . . diese Ehre . . . ohne Nachricht!“ Und hastig ergriff er ein paar Stühle, um ratlos zu erwägen, wo er sie hinstellen könnte. Es dünkte ihm der schimpflichste Augenblick seines Lebens.

Ida wendete sich ab, die Mutter aber mochte ihrer Sache noch nicht ganz sicher sein.

„Verzeihung,“ erwiderte sie, „wir wußten selbst nicht; das Wetter war schön —“

„Ja, ja,“ rief Baráty, während ihm nichts andres im Sinne lag, als die Frauen so rasch als möglich aus der Nähe Cyrillas zu bringen, die mit scheuem Staunen auf die Gäste sah, „es geht so — wer kann es wissen . . .“ Und plötzlich, ohne zu bedenken, was er that, eilte er zur Thür seiner zweiten Stube.

„Hab' ich doch,“ schrie er, während er sie öffnete, „noch ein andres Zimmer! O bitte — wollen die Gnädigen eintreten, bis ein wenig Ordnung wird, es ist eine arme Behausung, eine elende . . .“

Die Frauen blickten sich an, dann folgten sie, scheinbar selbst ganz ratlos, der Einladung.

„Ein wenig nur will ich mich ankleiden,“ sagte Baráty, während sie an ihm vorbeischritten, und zog dann hinter ihnen die Thür ins Schloß.

In der That hatte er jetzt keinen andern Gedanken, als sich anzukleiden, und da er Cyrilla immer noch an dem Fenster stehen sah, rief er: „Geh jetzt hinweg, und nimm mit, was da steht!“

Sie gehorchte still, und er lief nach Kamm und Bürste, um sein Haar in Ordnung zu bringen. Keinen Augenblick kam ihm der Gedanke, gefaßt der Wahrheit die Ehre zu geben. Er war ganz zerknirscht, und immerfort klagte er: „Nie hätte ich das gedacht, nie — nie — nie!“

Endlich war er mit seinem Anzug fertig und wollte nun seiner Pflicht als Hausherr, die ihm bei aller Not im Augenblick am meisten am Herzen lag, so gut es gehen wollte, nachkommen.

Als er jedoch vor der Thür stand, erinnerte er sich plötzlich, daß in dem Zimmer, in dem er seine Gäste untergebracht hatte, all der Frauenputz, den er am Morgen gekauft, zur Schau ausgebreitet lag, und fuhr entsetzt zurück.

„Wie hast du das vergessen können!“ fuhr es ihm durch den Kopf, während er sich, erblassend, mit beiden Händen an die Schläfen griff.

In seiner Bestürzung wußte er nicht, was anfangen, und mit verhaltenem Atem stand er still. Es schien ihm, als hörte er im Zimmer sprechen, Ida allein, zornig, vorwurfsvoll, aber die Worte konnte er nicht unterscheiden.

Und wie er noch so bebend lauschte, ging endlich langsam die Thür auf, und beide Frauen traten heraus. Er wagte nicht in ihren Zügen zu lesen, was sie miteinander verhandelt und jetzt vorhaben mochten. Ein sicheres Gefühl sagte ihm, daß sie aufbrechen wollten, und das Wort erstarb ihm auf den Lippen.

Sprachlos ließ er die Damen an sich vorübergehen, dann folgte er ihnen nach.

An der Eingangsthüre jedoch übernahm er, immer noch keines andern Ausdrucks als eines blöden Lächelns mächtig, die Führung, wobei er seine Gäste aber, dem dunkeln Zwange ihrer Absicht fast unbewußt folgend, geraden Weges zu dem Wagen geleitete, der sie hergebracht hatte.

Hier erst kam ihm die Besinnung wieder und zugleich ein verzweifelter Entschluß, sich der ihm zugedachten Schmach zu erwehren.

„Ein schöner Wagen!“ stotterte er, „aber — links hinauf möcht' ich die Gnädigen bitten zu gehen, wenn Sie mir die Ehre erweisen wollen, mein kleines Gut ein wenig zu betrachten.“

Statt aller Antwort rief die Mutter nach dem Kutscher.

„Aber wie ist das möglich?“ fiel Baráty ein. „Die Gnädigen wollen mich schon verlassen?“

Die Frauen wendeten sich ab.

„Aber nein,“ rief Baráty, indem er sich zwischen

sie und den Wagenschlag stellte, „einen kleinen Spaziergang habe ich mir gedacht — eine Jause!“

„Genug!“ sprach die Mutter. „Bleiben Sie ungestört.“ Hierauf bestieg sie den Wagen, und Ida folgte ihr. Der Kutscher ergriff die Zügel, und jetzt trat Baráty zurück.

Nachdem sich der Wagen in Bewegung gesetzt hatte, folgte er langsam bis ans Thor. Regungslos sah er zu, wie das Gefährt über das feuchte Erdreich der Landstraße zukollerte, und als es endlich in der Ferne schwankend hinter einer Erdwelle verschwand, sagte er: „Na, das war eine Geschichte!“

Während er langsam nach dem Wohnhause zurückschritt, hatte er das Gefühl, eine schwere Beleidigung erlitten zu haben. Zwar mußte er sich den größten Teil der Schuld selbst zuschreiben und beklagte die Fahrlässigkeit, mit welcher er es versäumt hatte, beizeiten für die gründliche Lösung seines Verhältnisses zu den Frauen zu sorgen, doch sein Verdruß wendete sich auch gegen die Umstände, die seine Niederlage zu einer so vollständigen gemacht hatten. Er schonte selbst Cyrilla nicht. Ihrer Anwesenheit im Zimmer schrieb er den gänzlichen Mangel an Fassung, den er bewiesen, vor allem zu, ihr bürdete er die Schuld an dem bedenklichen Anblick auf, welchen er den Frauen in jener unseligen Stube bereitet und der, seiner Ueberzeugung nach, ihren plötzlichen Aufbruch veranlaßt hatte.

Und so untröstlich war er über die klägliche Rolle, die er gespielt, über den Schaden, den sein Ansehen und seine Ehre erlitten, daß er Cyrilla und seine Bemühungen um sie verwünschte. Wenn er sich vollends die Vergeblichkeit derselben vorstellte, die geringe Hoffnung, die er hatte, die Unzugänglichkeit des Mädchens jemals zu überwinden, so fühlte er sich fast geneigt, ein Ende zu machen und sie ziehen zu lassen, dahin, woher sie gekommen war...

Endlich begab er sich in sein Zimmer, und nachdem er ein wenig ruhiger geworden, ging er hin, um den Anblick zu besehen, der sich den Damen dargeboten.

Als er die Stube betrat, war es ihm, als wittere er noch einen zarten Wohlgeruch, die Spur ihrer Anwesenheit. Er sah um sich und fand da den ganzen verfänglichen Putz säuberlich ausgebreitet und kein Stück darunter, dessen Bestimmung nicht auf den ersten Blick erkennbar gewesen wäre.

„Na,“ sagte er sich kopfschüttelnd, „es ist arg!“ Und war überzeugt, daß ihm die allerschmählichste Beurteilung zu teil geworden.

Aber während er darüber nachdachte und so gänzlich wehrlos dastand, berührte es ihn doch auch wie ein Unrecht, wie eine Gewaltthat, die er erlitten.

Mit einemmal begann er die Sache anders aufzufassen. „Sie haben dich stehen lassen,“ sprach er, „wie einen ganz verächtlichen Menschen, wie einen, mit dem man nichts mehr gemein haben will auf dieser Welt. Gut!... Was sind das aber auch für Frauen, die einem nachgelaufen kommen und sich nicht abhalten lassen durch Schweigen? Ich frage einen Menschen! Deutlich ist doch so ein Schweigen!... Wären sie so vornehm, wie sie immer gethan haben, sie hätten es verstehen müssen! Sie haben sich nicht daran gekehrt, ungerufen sind sie gekommen; ihre Schuld ist es also, daß sie die Wahrheit haben mit Augen sehen müssen, und niemand hat ihnen ein Recht gegeben, so zu gehen, wie sie gegangen sind!“

Wahrhaft tröstlich und gerecht kam ihm diese Anschauung vor, so daß er sich der Umstände eigentlich glaubte freuen zu sollen, unter welchen er die unwillkommenen Gäste los geworden.

X.

Dennoch blieb er mehrere Tage verstimmt und konnte das böse Erlebnis nicht verwinden. Endlich ergab er sich aber in das Unvermeidliche, was ihm durch die Erwägung erleichtert wurde, daß auch die Enthüllung der Wahrheit über sein Verhältnis zu Cyrilla seine Ehre nicht gerettet, sondern ihn vollends lächerlich gemacht hätte.

Er schämte sich, wenn er bedachte, wofür ihn die Frauen halten mußten, und was er thatsächlich war. Es wurde ihm zu Mut, als hinge jetzt seine Ehre mehr als jemals von dem Erfolge seiner bisherigen Bemühungen um Cyrilla ab. Stellte er sich vor, wer das Mädchen sei, wie er sie gehalten und was er um ihretwillen hatte erleiden müssen, so glaubte er geradezu ein Anrecht auf ihre Nachgiebigkeit erworben zu haben. Zum mindesten meinte er, es seiner Würde schuldig zu sein, nicht länger als zaghafter Bewerber, sondern als ein Mann zu handeln, der sich seines Wertes bewußt ist.

Eines Nachmittags erhob er sich darum und trat mit einem tiefen Seufzer an den Schrank, der sein Bargeld enthielt.

‚Siehe,‘ dachte er sich, ‚es müßte doch mit einem Wunder zugehen, wenn nichts — nichts bei ihr verfinge.‘

Eine Weile kramte er in den Laden umher, raffte einige Hände voll Silbergeld zusammen, das er in seiner Rocktasche barg, und nachdem er noch einige Augenblicke sinnend stehen geblieben war, ging er hin, um Cyrilla zu rufen.

Er fand sie unweit vom Hause, rief ihren Namen, und als sie aufblickte, sagte er kurz: „Komm herein!“

„Das ganze Jahr,“ fuhr er fort, während sie ihm langsam folgte, „besucht mich kein Mensch, und eben an dem Sonntag — ich habe dir zu erzählen angefangen — aber noch etwas andres habe ich wollen.“

Er sah sich um und bemerkte, daß sie in der Nähe der Thür stehen geblieben war.

„Na,“ rief er, „komm nur, und setz dich dahin; es ist Zeit, daß wir jetzt einmal miteinander abrechnen.“

Erstaunt blickte sie auf und näherte sich dann langsam.

„Sag einmal,“ sprach Baráty, „wie lange ist es also her, daß du jetzt hier bist?“

Sie dachte nach und versetzte dann ruhig: „Sechzehn Wochen, Herr!“

Die Frage kam ihr unerwartet, und nicht ohne

Spannung schien sie der Dinge zu harren, die da folgen mochten.

„Ja," erwiderte Baráty, „es kann sein. Lang ist das her! Und längst hättest du mehr Zutrauen zu mir fassen können — längst. Aber es ist so: Du wirst dir gedacht haben, was ist es, das er mir giebt? Gute Worte! So viel wie nichts!"

Sie schüttelte leise den Kopf.

„Aber sag einmal, bei Gott," fuhr er fort, ohne darauf zu achten, „waren es nicht gute Worte, lauter gute Worte?"

Sie nickte zustimmend.

„Na," sagte er, „du kannst es nicht leugnen. Längst also hättest du schon können anders sein, längst! Aber du sollst sehen, daß dies nicht alles ist ... Die ganze Zeit über hast du keinen Heller bekommen, nun wollen wir das in Ordnung bringen. Komm her!"

Ohne Umstände gehorchte sie seinem Rufe und trat an den Tisch heran.

„Zuerst also den Lohn!" sprach er. „Was denkst du, wie viel du haben sollst?"

Einen Augenblick dachte sie nach, dann aber mochte sie es für rätlich halten, nichts zu sagen.

„Nun?" meinte er. „Sag es!"

Sie aber schwieg.

„Na also!" fuhr er fort. „Weißt du denn nicht, was hierzulande eine bekommt?"

Fast unmerklich schüttelte sie den Kopf.

„Nun," rief er, indem er tief in die Tasche griff. „Siehe also, das geb' ich dir! Sage, ob du damit zufrieden bist?" Zugleich warf er das Geld derart hin, daß die Fülle blanker Silbergulden über den Tisch rollte.

Cyrilla fuhr zurück und beherrschte nur mit Mühe einen Ausruf des Erstaunens.

Aber Baráty bemerkte es nicht. „Nimm also," rief er, „es ist dein!"

Doch sie regte sich nicht; unverwandt starrte sie den Schatz an.

„Was zögerst du?" fragte Baráty. „Es ist so, wie ich sage. Nimm!"

Fast traurig schüttelte sie den Kopf und sagte endlich: „Es ist zu viel, Herr!"

„Ei," versetzte er nachdrücklich, „es ist, was ich gern gebe. Mehr ist es freilich, als man auf tausend Meilen im Umkreis zahlt, aber ich will, daß du das erkennst!"

Jetzt errötete sie tief, und Baráty, der die Ursache zu erraten glaubte, fuhr einlenkend fort: „Na, na, warum nicht? Thöricht bist du, bei Gott; wer kann aus dir klug werden? Ich bin dir ein Schmerzensgeld schuldig; ruhig kannst du es also nehmen als Entschädigung für das, was du erlitten hast."

Sie aber regte sich nicht.

„Also," rief er, ungeduldig, seine übrigen Gaben vorzuweisen, „so nimm wenigstens einen Teil, so viel du gerade brauchst; das übrige, meinetwegen leg' ich dir's in die Sparkasse, wo es Zinsen trägt, morgen vielleicht schon fahre ich in die Stadt."

Da erhob sie den Blick, um die Münzen scheu zu betrachten. Hätte ihr Baráty noch länger Zeit gelassen, so würde sie seinem Wunsche endlich entsprochen haben. Aber leise ergriff er sie jetzt bei der Hand und führte sie nach dem anstoßenden Zimmer.

An der Schwelle angelangt, gab er sie frei und sagte: „Geh also einmal da hinein! Du wirst etwas finden; sage mir, ob es dir gefällt!"

Sie gehorchte zögernd, und Baráty blieb zurück, um zu warten, bis sie wiederkommen würde.

Als dies jedoch nicht geschah, folgte er ihr nach und bemerkte, daß sie regungslos vor der reichen, schimmernden Bescherung stand.

„Na," rief er, „was sinnst du auch hier wieder? Sage doch, ob es dir gefällt?"

Statt zu antworten, ging sie näher hinzu und befühlte das Zeug eines bunten, seidenen Kopftuches.

‚Also,' dachte sich Baráty, ‚endlich regt sie sich!' Und laut fügte er hinzu: „Wie nun? Gefällt es dir?"

Sie nickte leise.

„Nun," meinte er, „dann ist es gut! Denn siehe, auch das alles ist dein! Nimm es also und zieh es an!"

Jetzt ließ sie plötzlich ab und wich zurück.

Er blickte sie enttäuscht an. „Seltsam bist du," sprach er. „Was soll man denken? Teuer, gut ist alles; warum also überlegst du dir's, warum?"

Da schlug sie die Augen nieder und versetzte: „Es ist nicht für mich, Herr!"

„Den Teufel auch!" fuhr er nun aber auf. „Für wen denn soll es sein, für wen sonst, frage ich? Wie schwer begreifst du, wirklich! Niemand weiß ich, bei Gott, als dich! Niemand, dem ich's mehr gönnte, den ich lieber sähe in diesen Kleidern. Schön hat dich Gott geschaffen an Gestalt; kleide dich also ihm zur Ehre und mir zur Freude."

„Sieh einmal," fuhr er fort, da sie sich nicht rührte. „Alles kannst du brauchen. Hier diese Wäsche, dieses Kleid, dieses Kopftuch — und das schöne Mieder!" Zugleich ergriff er die Sachen Stück für Stück und reichte sie Cyrilla so ungestüm zu, daß sie notwendig die Arme ausbreiten mußte, um die Gaben nicht zur Erde fallen zu lassen. Es war ihr unmöglich, sich des Segens zu erwehren, und so belud er sie nach und nach, bis die Last ihr an das Kinn reichte.

Nun hielt er inne: „Geh also," rief er, „den Rest trag' ich selbst."

Er drängte sie sanft vorwärts, und so ging sie denn.

Nachdem er die übrigen Sachen zusammengerafft hatte, folgte er ihr nach. Bevor er jedoch an ihr Kämmerlein gelangte, erschien sie wieder ohne ihre Bürde. Da reichte er ihr den Rest der Gaben zu und sagte: „So! Nun geh also und probier's!" —

Die Dämmerung war bereits herangebrochen, und Baráty ging noch immer in seiner Stube auf und ab.

Das Werk war seiner Empfindung nach glücklich vollbracht, und es blieb ihm nur noch die Neugierde, ob Cyrilla seinem Geheiß folgen und von dem Geschenke den erwünschten Gebrauch machen werde.

Als es völlig finster geworden, begann er aber die Hoffnung aufzugeben, sie noch heute in vollem Staat erblicken zu können. Das verdroß ihn, aber nach einigem Nachdenken mußte er sich doch sagen, daß er von der großen Schüchternheit des Mädchens nicht mehr erwarten durfte. Und warum sollte er sich nicht auch mit dem Erreichten begnügen?

Bei dem Gedanken an Joska und die alte Panna schien ihm Cyrillas Zurückhaltung sogar gerechtfertigt und klug.

Immerhin hoffte er sie im Verlaufe des Abends noch einmal wiederzusehen. Da sie jedoch nicht kommen wollte, tröstete er sich endlich mit der Vermutung, daß sie vielleicht um ein Wort des Dankes verlegen sei und sich etwa in der Stille ihrer Kammer an der Betrachtung und Musterung der reichen Geschenke erfreue.

Nachdem er noch eine Stunde mit Rauchen und mit Erwägung der Folgen zugebracht, die der denkwürdige Tag zeitigen mochte, zündete er Licht an und stellte es auf den Tisch, wo das blanke Silbergeld noch ausgebreitet lag.

Nachdenklich sah er es an und meinte schließlich kopfschüttelnd: „Siehe also, so sind sie! ... Wer sollt' es glauben! All das Geld läßt sie liegen, und am Ende gewinnt sie ein wenig Putz!"

Dankbar gedachte er der Fügung, die ihm zur rechten Zeit den alten Juden vor das Thor geführt; dann streifte er ruhig die Münzen zusammen und nahm sich vor, sie an einem der nächsten Tage zur Stadt zu tragen und die Bescheinigung über die angelegte Summe Cyrilla zu übergeben.

Am nächsten Morgen schlief er noch, als die alte Panna geräuschlos in Cyrillas Kammer trat.

Seitdem der Jude auf dem Hof gewesen, versäumte sie das an keinem Tage, denn eine Ahnung sagte ihr, was zwischen Baráty und jenem verhandelt worden war.

Diesmal fand sie ihren Verdacht bestätigt. Kaum erblickte sie die Gaben, die auf dem Stuhle aufgehäuft lagen, als sie mit einem Ausruf der Verwunderung auf dieselben zuschritt und sie zu mustern begann.

„Siehe," rief sie, während sie einen Gegenstand nach dem andern wendete und besah, „ich dachte mir's, daß es dir vermeint war, ich dachte mir's längst! Und wie reichlich, wie viel schöne Sachen hat er dir da gegeben, wie für eine Prinzessin — wahrhaftig!"

Endlich ließ sie ab und wandte sich zu Cyrilla, die stillschweigend ihr Haar ordnete.

„Nun?" sagte sie, „und du? Wie bist du glücklich! Wer würde es nicht sein, wenn er einen so freigebigen Herrn gefunden hat?" Und nachdem sie das Mädchen eine Weile hindurch lauernd beobachtet hatte, fügte sie hinzu: „Siehst aber gar nicht danach aus! Was soll man denken? Eine andre würde tanzen und springen. — Aber erzähle doch, was hat er dir gesagt? Hat er dich seinen Schatz, sein Liebchen genannt, oder gar sein Leben und seine Braut?"

Cyrilla versuchte der Alten einen Blick des Erstaunens und des Unmutes zuzuwerfen, mußte aber die Augen niederschlagen und wendete sich neuerdings ihrer Beschäftigung zu.

Panna unterdrückte nur mit Mühe das Lachen und fuhr fort: „Nun, du kannst nichts dafür, ich weiß. Aber tüchtig muß er sich doch in dich verliebt haben und große Stücke auf dich halten! Da ist letzthin — weißt du es denn nicht? — seine Braut dagewesen, ein reiches Stadtfräulein mit ihrer Mutter. Sie hat gemerkt, wie viel es geschlagen hat, daß sie ausgestochen ist von dir — und da hat sie ihm den Rücken gekehrt und ist hinweg gegangen, böse — na, wie man es sein kann! Er aber grämt sich nicht, läßt Stadtfräulein, Geld und alles fahren, und ehe noch ein paar Tage vergangen sind, wirbt er mit Geschenken ohne Zahl um dich!"

„Was sprichst du, Frau?" sagte Cyrilla jetzt, ohne sich umzusehen. „Kein Wort ist wahr!"

„Ei, ei," versetzte Panna zutraulich. „Warum leugnest du, Täubchen? Es ist Thorheit! Du bist es, die er sich erwählt hat und nun beschenkt mit vollen Händen. Er ist blind, er will, daß du ihn glücklich machst; bald wird er sich Bescheid holen: Aber was wird er erleben! Was wird er erleben!"

Bei diesen Worten brach sie in ein halb lustiges, halb spöttisches Gelächter aus, worüber sich Cyrilla, die ihr den Rücken zugewendet hatte, wie erstarrend emporrichtete.

Eine Weile noch betrachtete sie die Alte mit lauernden Blicken, dann entfernte sie sich kichernd und drückte die Thüre hinter sich ins Schloß.

Geraume Zeit verharrte Cyrilla in ihrer Stellung, dann atmete sie tief auf und ließ sich auf dem Rand ihres Bettes nieder, wo sie ihr Angesicht mit beiden Händen bedeckte.

Bald jedoch erhob sie sich, um sich vollends anzukleiden.

Als sie damit zu Ende war, stand sie still und blickte um sich. Dann suchte sie mit schwerfälligen Bewegungen ihre Habseligkeiten hervor, schnürte ihr Bündel zusammen und nahm das Tuch um die Schultern.

So ausgerüstet trat sie endlich an das Fenster. Die Sonne war noch nicht aufgegangen, und mit ernstem, kummervollem Blicke schaute Cyrilla in die morgendliche Ferne ...

Mit andern Empfindungen war sie am Abend vorher zu Bett gegangen. Sie wußte freilich kaum, woher sie ihr kamen. Seltsame Hoffnungen waren in ihr erwacht, kühn und abenteuerlich bei ihrer Lage und doch wieder zudringlich und bethörend, sonnig wie die Glücksläufe in einem Märchen. Als erschlösse sich ihr durch ein Wunder ein Pfad aus dem Elend, war es ihr zu Mut geworden, während sie Barátys Wesen, seine Geduld und Güte, seine Gemütslage und Anschauungen bedachte. Nicht, daß es ihr klar geworden wäre, worauf sie eigentlich hoffte, auf Mitleid, auf Verzeihung, auf Liebe —, sie ahnte nur die Möglichkeit der Erhebung aus Schuld und Elend zu einem neuen, unendlich glücklichen Dasein.

Jetzt war das alles wieder vorbei, und deutlich

stand es vor ihren Augen, wie gänzlich ungeheuerlich, unerhört und toll der Traum gewesen.

Vor ihrem Geiste erschien der mit blankem Gelde bedeckte Tisch, vor dem sie gestern fassungslos gestanden, und bitter bereute sie nun, nicht wenigstens den kleinen Teil der Summe an sich genommen zu haben, der ihr als Lohn von all dem Ueberfluß gebührte. Was sollte sie jetzt als Bettlerin in der Fremde? Sie war ausgezogen, um sich das Nötige für die bangen Tage zu erwerben, die ihr bevorstanden; hier war ihr das nun vereitelt worden ohne ihre Schuld, durch Barátys Güte, die ihr fast wie Gewalt erschien, da sie an ihren Gründen nicht mehr zweifelte.

Unwillkürlich ließ sie Tuch und Bündel wieder sinken, und allmählich veränderte sich der hilflose Ausdruck ihres Angesichtes. Es war das Gefühl gänzlicher Verlassenheit, die ihr demütiges Wesen aufrichtete und ein dunkles Bewußtsein ihres Rechtes in ihr wachrief.

Einen Augenblick lang betrachtete sie ihre armselige Habe, dann warf sie sich mit einem Zuge finsteren Trotzes in den Mienen auf einen Stuhl und neigte die Stirn auf dessen Lehne. —

Indessen war ein schöner Tag vollends herangebrochen, und langsamen Schrittes verließ Baráty sein Zimmer, um seinen gewohnten Morgenspaziergang zu machen. Freudig sah er den klaren Himmel, und mit Zuversicht glaubte er von diesem Tage ein glückliches Ende erwarten zu dürfen.

Auf dem ganzen Wege schaute er sich nach Cyrilla um, vermochte sie aber nirgends zu erspähen. ‚Nun,‘ dachte er, ‚habe Geduld — habe Geduld; es wird dazu kommen; frage nicht mehr, wann und wie?‘

An verschiedenen Stellen seines Weges fand er Arbeit und begann sie vorzunehmen. Alsbald erwachte sein Fleiß, und in guter Stimmung blieb er einige Stunden hindurch thätig.

Als er aber gegen Mittag nach seinem Wohnhause zurückkehrte und das Zimmer betrat, bot sich ihm ein unerwarteter Anblick dar, denn wohlgeordnet fand er auf dem Tische die ganze zierliche Ausstattung liegen, die er Cyrilla am Tage vorher geschenkt.

Er wollte seinen Augen nicht trauen; sowie er aber näher hinzuging, blieb ihm kein Zweifel übrig.

„Teufel,“ sagte er sich in großer Bestürzung. „Was hat sie da gemacht?“ Und ohne sich lange zu besinnen, ging er wieder hinaus, um Cyrilla herbeizurufen.

Er suchte sie auf dem ganzen Gute, endlich fand er sie in der Scheune, hinter den Geflügelständen, wo sie ein Stück getrockneten Zeugs, das ihr gehören mochte, von der Leine nahm.

„Nun,“ rief er mit gedämpfter Stimme, „komm her! Was hast du da gemacht?“

Sie folgte ihm ernst und schweigend bis in das Zimmer, und dort erfuhr er ohne viel Mühe, daß sie die Sachen zurückgebracht habe, weil sie, als eine arme Magd, von denselben keinen Gebrauch machen könne. Sie schien noch mehr sagen zu wollen, allein da ihr Baráty unverzüglich mit Vorwürfen und eindringlichen Vorstellungen zusetzte, ihr zudem immer wieder ins Wort fiel, schwieg sie endlich und ließ alles über sich ergehen.

„Na,“ rief er, als sie sich, einem dringenden Rufe Pannas folgend, entfernt hatte, „erkläre mir das jemand in der Welt!“

Bald aber wurde er kleinlaut. Das Ereignis bedeutete ihm eine vorbedachte Absage, und sorgenvoll begann er über deren Ursache nachzudenken.

Er glaubte nur zweierlei annehmen zu können. Entweder beabsichtigte Cyrilla durch ihre Weigerung noch größere Vorteile zu erzielen, oder sie hatte das Geschenk aus Antrieben der Tugend und Ehrbarkeit zurückgewiesen. Die erstere Vermutung schien ihm nicht haltbar, er mußte also das letztere annehmen, und eine innere Stimme mahnte ihn so ernst, derartige Beweggründe zu ehren, daß er tief bekümmert in seiner Stube auf und nieder ging.

„Was kann man da machen?“ fragte er sich. „Was kann man da machen!“

Endlich blieb er stehen und fuhr sich mit der Hand über die Stirn. „Unsinn ist es aber, verzeih mir's Gott, trotz alledem und alledem,“ rief er aus, „denn ich frage einen Menschen: was will sie in der Welt mit solchen Gedanken? Man muß fragen, man muß fragen! Will sie durchaus geheiratet sein? — Gott hat die Welt gemacht; man soll nicht an ihr mäkeln. Aber wer, soweit die Erde reicht, wird sie heiraten? — Kein Prinz wird sich einstellen, sie kann sich's denken! Höchstens ein Knecht, ein Taglöhner! Und was blüht ihr bei solch einem armen Teufel? Arbeit — Kinder — Schläge! Sie muß es doch wissen. Es ist traurig, Gott weiß es, aber nichts, nichts andres bekommt sie in dieser Welt um ihre Tugend! — Warum also,“ fuhr er nach einer Weile fort, „denkt sie nicht ein wenig? Warum? Will ich denn ihr Unglück? Niemand kann das sagen! Ich bin ein alternder Mann; sie kann sich wohl denken, daß ich eine, die ich lieb habe, nicht mehr von mir stoßen werde. Wahrlich, ferne steht mir solche Sünde! Sie würde bei mir leben, sie würde es gut haben . . . Sie würde mich, wenn es einmal ist, beerben, denn wer sollte es thun? Was also kann sie noch mehr wollen in dieser mühseligen Welt?“

Und natürlich, wie ihm das alles schien, meinte er, es müßte selbst das sprödeste Gemüt überzeugen.

„Aber das ist es,“ sagte er sich, „sie denkt nicht. Längst schon hätte sie sonst alles das erraten müssen.“

Dennoch waren es diese Betrachtungen, die ihn nicht gänzlich in Trübsinn versinken ließen, sondern einen Rest von Hoffnung in ihm erhielten. Es schien ihm, als müsse das seltsame Geschöpf denn doch zur Einsicht kommen, wenn er endlich hinging, um ihr alles einfach, deutlich und klar vorzustellen, und so entschloß er sich, einen letzten, entscheidenden Versuch zu wagen. —

Es war gegen Abend, als er sich noch einmal auf den Weg machte, Cyrilla aufzusuchen.

Ernst und sorgenvoll ging er dahin, zunächst nach dem Geflügelhof, dann an Joskas Hütte vorbei,

um die Maisfelder herum, und da er sie nirgends finden konnte, schließlich dem Hügel zu, der sich am Ende seines Gutes erhob.

Bald sah er sie denn auch dort, mit dem Rücken zu ihm gekehrt, den Blick unbeweglich in die Ferne gerichtet.

Indem er sie so eine Weile betrachtete, ward ihm das Herz schwer über ihre seltsame, unerklärliche Weigerung, und gern hätte er die Arme zu der regungslosen Gestalt erhoben und sie gebeten, ihren Widerstand aufzugeben; denn er war des Schwankens und Zweifelns herzlich müde und sehnte ein Ende herbei. Aber er wußte, daß ihm kein Wort der Ueberredung erspart bleiben würde, und suchte deshalb seine Gedanken zu sammeln.

Langsam trat er endlich bis an den Hügel heran.

„Na, Cyrilla!“ sagte er mit sanfter Stimme.

Sie kehrte sich, leise zusammenschreckend, um und blickte ihn an. Ihre Züge verrieten, daß sie traurig gewesen, und ihre Augen waren feucht.

„Nun?“ rief Baráty, „was ist dir? Du hast geweint?“

Sie schüttelte langsam den Kopf und fuhr sich mit der Hand über die Augen. „Nein,“ sagte sie, „der Wind weht hier oben.“

„Na,“ sprach er, „schon bin ich erschrocken! Du weißt, ich möchte nicht, daß du traurig bist, nie! Ein wenig war ich heftig — ein wenig; hat dich das betrübt?“

Sie schüttelte leise den Kopf.

„Nun,“ meinte er, „es war nicht bös gemeint; denk nicht mehr daran, vergiß es! Es ist, weil du seltsam mit mir umgehst, seltsam, Gott muß es wissen — ich kann es nicht begreifen. So viel hast du, was einen Menschen erfreuen könnte, jung bist du, wohlgestaltet — und doch ist alles, wo du gehst, schwermütig, unbegreiflich; man weiß nicht, was man sagen soll!“

„Nun,“ fuhr er fort, da sie sich nicht regte, „es ist so! Aber komm, laß uns jetzt ein wenig gehen und mitsammen reden.“

Sie gehorchte, und beide schritten langsam die Weinhecken entlang. Baráty sprach von der Arbeit, die hier bevorstand, und streifte ab und zu eine Raupe oder einen Käfer von den Bäumen. Cyrilla, die ein Stück weit hinter ihm ging, sah ihm dabei mit Blicken voll banger Unruhe zu, in welchen doch oft ein Ausdruck seltsamer Teilnahme aufzuckte.

„Siehe,“ sprach er, „so will das alles hier gepflegt, gehütet und betreut sein. Es ist viel Mühe, aber auch viel Segen daran, und leicht könnte man dabei zufrieden sein und glücklich bis an das Ende seiner Tage.“ Plötzlich wendete er sich nach ihr um und rief: „Sage nun aber auch einmal, wahrhaft und ehrlich: hast du dir das nie selbst gedacht?“

Sie nickte langsam.

„Nun also,“ fuhr er fort, „warum geschieht es dann, daß du jedem freundlichen Worte ausweichst? Warum gehst du immer scheu und freudlos einher und willst nicht heimisch werden, wie ich es möchte? Warum hast du mir zurückgegeben, was ich dir geschenkt habe?“

Sie schlug die Blicke nieder, und es war, als besänne sie sich auf eine Antwort.

Aber er kam ihr zuvor.

„Siehe,“ sagte er, „ich weiß, du hörst solche Reden niemals gern. Warum aber? Spricht so jemand, der dir nicht wohl will? Du kannst das nicht glauben! Was ist also der Grund? Hast du draußen in der Welt etwas, woran du gerne denkst? Sagen wir: Eltern, Geschwister, Verwandte?“

Diese Frage schien ihr einen Ausweg zu weisen, und nach kurzem Zögern sagte sie leise: „Ja!“

„Und dennoch,“ meinte er, „bist du von ihnen fortgegangen?“

„Ja,“ erwiderte sie, und plötzlich, wie mit einem Entschlusse ringend, stotterte sie: „Ich war — sie hätten mich — ich habe müssen fort!“

„Nun ja,“ fiel er ein, „du bist gegangen, für sie zu arbeiten.“

„Nein,“ sagte sie.

„Wie?“ rief er. „Ich dachte doch! Wohin also hast du wollen, als du hier vorbeikamst?“

„Ich weiß es nicht!“ versetzte sie.

„Aber,“ sprach er vorwurfsvoll, „wolltest du nicht in einen Dienst? War es denn nicht so?“ Und seufzend fügte er hinzu: „Immer hast du so geredet, daß niemand daraus klug werden kann... Na, Gott wird wissen, warum du es thust! Aber eines kannst du dir doch denken: hast du jemand draußen in der Welt, dessen Wohlergehen dir auf dem Herzen liegt, so wirst du doch am besten helfen können, wenn es dir selbst gut geht. Ist es nicht so? Nirgends auf der Welt aber kannst du sorgloser leben und glücklicher als hier; denke nur nach, und es wird dir sicherlich klar werden, sicherlich.“

Sie schüttelte den Kopf, aber er achtete nicht darauf, sondern suchte ihr deutlich zu machen, was er meinte. Mit beredten Worten wies er auf seinen Besitz und Wohlstand hin, in eindringlicher Weise schilderte er alle Bequemlichkeiten, alle Genüsse des Lebens, die er darbot, um endlich zu erklären, daß sie dessen unbeschränkt teilhaftig werden könne — durch die Liebe, die er zu ihr hege. Denn vom ersten Tage an habe sie ihm wohlgefallen, und er habe sie seither liebgewonnen, wie nur ein Mann ein Weib lieb haben könne. „Herrin kannst du also hier sein,“ schloß er seine Rede, „solange, als ich lebe, und wenn ich einmal sterbe — niemand hab' ich ja auf Erden, den ich lieb haben kann — ist alles dein, alles.“

Tief gesenkten Hauptes, doch ohne Zeichen der Ueberraschung hörte dies Cyrilla an. Dennoch schien es sie zu ergreifen, denn ihre Brust hob und senkte sich schwer.

„Nun denn,“ sprach Baráty, „so sage jetzt ein Wort, und alles geschieht so.“

Da löste sich endlich ihr Gemüt. Plötzlich begann sie zu weinen, zu schluchzen, immer stärker, immer unaufhaltsamer, während ein leidvolles Beben ihre Gestalt erschütterte. Es war ein seltsames Schauspiel, vor dem Baráty mit bangem Erstaunen stand, denn wie Gram und Reue klang es aus ihrer Brust, tief und trostlos.

Er wußte sich in seiner Bestürzung keinen Rat. Endlich faßte er sich so weit, daß er einen Versuch machen konnte, sie zu beruhigen.

„Liebe," sagte er, „weine nicht, weine nicht!" Er dachte sich zwar, daß ihm fremde Verhältnisse, ihm unbekannte Menschen ihr Gemüt bewegten, aber da er sich nicht vorstellen konnte, wie diese mit seinen Vorschlägen zusammenhingen, war er vor allem um die Wirkungen seiner Rede besorgt: „Warum thust du es?" fragte er. „Sage es, Liebe, Liebe! Habe ich dich gekränkt oder betrübt mit einem Worte?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Hast du an etwas gedacht in deinem Leben, was dich traurig macht?"

Sie bejahte.

„Weinst du also nicht deshalb, weil ich dir gesagt habe — weil ich dich gebeten habe, bei mir zu bleiben?"

Sie verneinte es.

„Möchtest du also hier bleiben dein ganzes Leben lang?"

Auch dies bejahte sie.

Da hielt er inne. Er nahm es für die Entscheidung, und sie war so plötzlich gekommen, daß er zunächst nichts sagen konnte. Er war tief bewegt. Wäre er jetzt in seiner Stube gewesen, so würde er, obgleich Cyrilla das Angesicht immer noch mit den Händen bedeckt hielt und bitterlich weinte, es gewagt haben, sie zu umarmen und auszurufen: ‚Siehe, so halt' ich dich also fest und will dir helfen aus aller Sorge.'

Aber er that es nicht. Sprachlos stand er vor ihr, und als sie sich endlich zum Gehen wendete, hielt er sie nicht zurück. Stillschweigend sah er ihr nach, und wie sie so langsam dahinschritt, in Haupteslänge noch über die Weinstöcke emporragend, übermannte ihn der Gedanke, dicht am Ziele zu sein, mit so süßem Schrecken, daß er wie gelähmt an der Stelle blieb, bis sie seinen Blicken vollends entschwunden war.

XI.

Nach diesem Tage begrüßte Baráty die Nacht in einer Stimmung, wie er sie in seinem Leben noch nicht empfunden hatte, denn obgleich er fühlte, daß ihm noch manche Schwierigkeit bevorstehen mochte, war er doch der schwersten Sorge für die Zukunft bar und so glücklich, daß er sich nichts mehr wünschte, als etwa um ein Dutzend Jahre jünger zu sein.

Nicht lange aber trauerte er über die Vergeblichkeit dieses Wunsches. Vielmehr glaubte er die Fügung preisen zu sollen, die ihm die Blüte des Daseins in einem Alter dargereicht, in dem er für keine lange Zukunft mehr zu sorgen und sich nur geringe Bedenken zu machen brauchte, wie er die wenigen Jahre verleben solle, die ihm noch beschieden sein mochten.

Mit dem so spät gekommenen Liebesglücke empfand er sogar eine ihm sonst fremde Neigung zum Leichtsinn. Es wollte ihm zu Mut werden wie einem Wanderer, der auf der Reise sparsam Haus gehalten und nun, im Angesicht der Heimat, wo ihn kein Ungemach mehr treffen konnte, von der Lust ergriffen wird, die sorgfältig gehüteten Reste seines Sparpfennigs in frohem Uebermut zu vergeuden. In vollen Zügen meinte er seine Tage genießen zu sollen und dachte sich die Zukunft als einen ununterbrochenen Hochzeitstag, der mit rauschender Musik beim frohen Gelage dahinging.

Bald aber schüttelte er sein graues Haupt über solche Thorheit und stellte sich die bevorstehende Zeit ruhiger, als eine Idylle voll des tiefsten Friedens vor. Zunächst wollte er Cyrillas heimlichen Kummer tilgen, damit sie froh und heiter werde. Er zweifelte nicht, daß es in seiner Macht lag. Er wollte sie versorgen mit allem Lieben und Guten, das ihm zu Gebote stand. Ohne mit Worten in sie zu dringen, gedachte er sie zu hegen, zu pflegen und zu erfreuen, bis die Stunde kam, da sie ihm gleich einer wohlbetreuten und gereiften Frucht von selbst in die Arme sank. „Denn wahrlich," meinte er, „zart ist ihr Gemüt — nie hast du es geahnt, wie zart!"

Als er am nächsten Morgen erwachte, war es darum sein erster Gedanke, Cyrilla irgend eine große, ungewöhnliche Freude zu bereiten. Er dachte an einen feinen, wertvollen Schmuck, den er ihr zugleich mit dem versprochenen Schein über die ihr angebotene Summe überreichen wollte. Gleich vormittags gedachte er in die Stadt zu fahren, um die Geliebte noch vor dem Abend mit der Gabe überraschen zu können.

Als er jedoch eine Stunde später ins Freie trat, um Joska seine Befehle zu erteilen, harrte seiner ein gar unerwarteter Anblick.

Cyrilla stand mit ernster, bleicher Miene vor dem Hause. Sie hatte das ärmliche Gewand emporgeschürzt und trug ihr Bündel in den Händen.

Während Baráty ihr erstaunt ins Gesicht blickte, kam sie langsam auf ihn zu und sagte: „Herr, ich will etwas sagen!"

„Nun?" sprach Baráty. „Was? Ist etwas geschehen?"

„Gesagt hat mir der Herr einmal," versetzte sie, „ich soll es sagen, wenn ich will ... Laß mich der Herr jetzt fort von hier!"

„Fort?" rief Baráty.

„Ja," erwiderte sie leise, „mit etwas geringem Lohn."

„Was fällt dir ein!" klang es mit bebender Stimme zurück. „Fort! Warum willst du fort, warum?"

„So," sagte sie.

„Unmöglich," versetzte er. „Gestern doch erst — was hast du gestern gesagt? ... Hast du nicht gestern, noch gestern gesagt, du möchtest hier bleiben — für immer?"

„Ja," antwortete sie. „Aber — ich muß fort!"

„Mußt?" schrie Baráty, „mußt? Warum mußt du, warum? Wie soll das jemand begreifen, wie?"

Sie schwieg.

„Hast du mir," fuhr er schwer atmend fort, „nicht erst gestern gesagt, du habest nichts dagegen — du wolltest — Was also, um Gottes willen, ist auf einmal geschehen, daß du nicht bei mir bleiben willst?"

„Es kann nicht sein!" versetzte sie tonlos. „Der Herr wird es selbst nicht wollen — und —"

„Wie kannst du das sagen!" fiel er ihr ins Wort. „Ich — wie oft? — zehnmal, hundertmal sag' ich dir: Ich will — ich will — ich will! Nie werde ich dich fort lassen — wenn du — Aber es ist unmöglich!"

Er war ganz erschüttert.

„Siehe," begann er nach einer Weile wieder, „was ist also geschehen? Sag den Grund, den Grund wenigstens! Wenn du ihn gesagt hast, werden wir beraten ... ich werde dir helfen ... ich werde dich bitten ... ich ... So gut sollst du es haben bei mir, als es jemand auf Erden haben kann. Sprich also!"

Schweigend senkte Cyrilla das bleiche Antlitz und zog ihr Tuch fester um sich.

„Also," rief er, „es ist doch alles nur Unsinn — Unsinn! Sage!"

Sie verneinte es.

„Aber warum nicht?" schrie er klagend. „Kannst du es nicht sagen? Einem Freund! Einem guten Freund?"

Langsam schüttelte sie den Kopf, dann sagte sie: „Gebt mir, Herr, ein wenig Lohn!"

Da griff er sich an die Stirn. „Aber wie sprichst du?" versetzte er mit einem Tone der Verzweiflung. „habe ich dir nicht hingelegt, mehr als genug? ... Dein ist mehr noch als das; so viel du willst! ... Aber soll ich dir jetzt davon geben, jetzt? — Damit du gehen kannst? — Unmöglich ist das! Niemand kann das verlangen!"

Jetzt bedeckte sich Cyrilla mit beiden Händen das Gesicht und brach in bitterliches Weinen aus.

„Na," sprach Baráty ratlos, „begreife das jemand in der Welt! Schwer wird mir's, da ich dich weinen sehe, aber schwer quälst du mich auch, Gott weiß es, wie! Er weiß es, daß ich dir gerne helfen möchte, gerne, wenn du endlich sprechen wolltest! Und es muß sein, es muß! Ueberlege dir's einen Tag, zwei Tage, so lange als du willst, ruhig. Bedenke alles, was du hier haben kannst, daß du... Sieh, ich will dich hier umhergehen lassen, dich nicht fragen, zu dir nicht sprechen; du sollst nur gehen und nachdenken, ob ich nicht der Mensch bin, dem du alles sagen, dem du ruhig vertrauen kannst!"

So redete er ihr bekümmert zu, bis sie sich endlich von ihm wegwendete und langsam die Treppen hinan in ihre Kammer ging.

In qualvoller Besorgnis blickte ihr Baráty nach und fragte sich schweren Herzens, was er von dem Verhalten des Mädchens denken solle. Zwischen Hoffen und Bangen hatte ihm das einfache Wesen, bei aller gleichmäßigen Wortkargheit und Demut des Betragens, das Gemüt bewegt. Mit wenigen Worten hatte sie ihn gestern vor das Ziel seiner Wünsche und heute an den Anfang seiner Bemühungen zurückversetzt, in eine schwierigere Lage, als er sich jemals ihr gegenüber befunden. Das war mehr, als er fassen und ertragen konnte. Er fand keine Ruhe, ging bald in seinem Zimmer, bald auf dem Gute umher und dachte immerfort darüber nach, was es wohl sein mochte, das seinen Plänen so feindselig mitspielte. Dennoch konnte er der Sache nicht auf den Grund kommen. Daß es an seiner Bewerbung läge, schien ihm nicht wahrscheinlich; er hatte ja das Gegenteil aus Cyrillas eignem Munde gehört. Es mußte also tiefer wurzeln, in ihrer Vergangenheit, in ihrem Gemüt, in ihrem Gewissen, denn es schien ihm, als wäre es viel mehr ein Zwang als ihr freier Wille, was sie fort trieb.

Was konnte aber dessen Veranlassung sein? — Alles ließ sich doch in der Welt schlichten, und wenn er sich das Schlimmste dachte, daß sie vielleicht irgendwo aus Not oder Leichtsinn eine Kleinigkeit veruntreut habe, es wäre nicht schwer gewesen, den Schaden gut zu machen; sie schien ihm kein verdorbenes Geschöpf, und leicht hätte er sich darüber hinweggesetzt. Flüchtig dachte er auch an eine Liebschaft, aber das wollte ihm weder zu der Absicht, in der sie über Land gezogen, noch zu dem Geständnis passen, daß sie gerne bei ihm bleiben möchte. Kurz, er begriff die Sache nicht und fühlte, daß er sie ohne Cyrillas Hilfe nie begreifen werde.

So vergingen mehrere Tage, während deren er die Unselige nur selten zu Gesicht bekam. So oft es geschah, schien es ihm, als wären ihre Züge verfallen, ihr Gemüt verdüstert. Ein namenloser Jammer schien in ihr zu wohnen, und oft zuckte es in ihren irren Blicken auf wie ratlose Verzweiflung.

Was hätte er darum gegeben, wenn er die Ursache von all dem hätte erfahren können! Als aber eine volle Woche verstrichen war, ohne daß Cyrilla sich an ihn wendete, wagte er kaum mehr zu hoffen, daß dies je geschehen werde.

Eines Abends saß er schwer gebeugt in seiner Stube. Noch nie im Leben hatte er sich mit Grübeln, Sorgen und Nachdenken so schwer angestrengt, wie in der letzten Zeit, und fühlte sich tief ermüdet und abgespannt. Seine Gedanken weilten unausgesetzt bei dem Gegenstande seines Leides; er wollte sie gewaltsam von demselben abwenden, doch endlich versagten sie ihm den Dienst, und seine müden Augen senkten sich zu wirrem Halbschlummer. Geraume Zeit mochte er so in der immer mehr hereinbrechenden Dunkelheit gesessen haben, da war es ihm von ungefähr, als ob die Thür zu Cyrillas Kammer leise geöffnet würde.

Er horchte ein wenig auf, vernahm aber nichts weiter.

Nach einiger Zeit schien es ihm jedoch, als ob eine Gestalt an seinem Fenster vorbeihusche. Es mußte Cyrilla gewesen sein. Eine Weile dachte er nach, was das bedeuten könnte, dann sagte er sich: „Sie wird zu Panna gegangen sein, der Alten," und versank hierauf wieder in sein freudloses Brüten.

So wurde es Nacht.

Baráty schien es nicht zu empfinden. Er bemerkte nicht, daß ihm kein Licht gebracht wurde, daß sein Tisch ungedeckt blieb und sich niemand um ihn kümmerte ...

Endlich fröstelte ihn, und er erwachte aus seinem traumhaften Zustand. —

Sein erster Gedanke war, ob Cyrilla zurückgekehrt sei. Er stand auf und merkte, daß es spät, fast Mitternacht geworden.

Nach einer Weile ging er hinaus, um nachzusehen. Cyrillas Kammer stand leer. Er trat vors Haus, fand da aber niemand und hörte auch nicht das leiseste Geräusch in der herrschenden Stille. Auf größere Entfernung jedoch vermochte er nichts zu erkennen, denn es war eine sternenlose Nacht.

Endlich entschloß er sich, Cyrilla beim Namen zu rufen; aber alles blieb gänzlich ruhig. Nun wurde ihm seltsam bange. Er beschleunigte seine Schritte. Ohne sich's klar bewußt zu sein, nahm er zunächst die Richtung nach dem Platze, wo er einige Tage vorher mit Cyrilla gesprochen hatte. Dort fand er sie nicht, ging daher um den ganzen Weingarten herum, spähte überall nach Busch und Hecken, besann sich endlich und kehrte wieder in das Wohnhaus zurück. Aber die Thür zu Cyrillas Behausung stand offen, wie er sie gelassen hatte, und die Kammer selbst war leer.

Nun dachte er daran, Joska und Panna zu wecken und zum Suchen aufzubieten.

Er schritt also eilends den Kiesweg zu ihrem Häuschen hin, war jedoch noch nicht weit gelangt, als ihm plötzlich Joska aus der Finsternis entgegenkam.

„Was ist, Joska?“ rief Baráty, „hast du Cyrilla nicht gesehen?“

„Wohl, wohl!“ versetzte dieser. „Gott gebe dem Herrn einen guten Abend; sie ist da — sie liegt drin!“ Und dabei deutete er nach seiner Wohnung.

„Na!“ sagte Baráty ein wenig beruhigt. „Aber wieso: liegt? — Warum liegt sie?“

„Ach, Herr!“ antwortete Joska. „Es ist so; wir haben sie müssen hineintragen.“

Joska erzählte, daß Cyrilla gekommen sei, um sich vom Hofe fortzustehlen; er sei noch wach gewesen und habe gehört, wie jemand an dem Thore sich zu schaffen mache. Als er nun vor das Haus trat, sei in der Dunkelheit das Mädchen dagestanden, angezogen wie zur Zeit ihrer Ankunft, mit demselben kleinen Bündel am Arme. Bei seinem Anblick habe sie ein wenig gewankt, dann ihn aber leise angerufen und bei Gott und der heiligen Jungfrau beschworen, sie fortzulassen. Dies habe er durchaus nicht thun wollen, und so hätten sie eine Zeitlang mitsammen hin und wieder geredet, bis endlich das Mädchen kläglich zu wimmern angefangen habe. Indem sei auch Panna hinzugekommen und habe alsbald gewußt, um was es sich handle; es sei auch schon vorüber und das Kind glücklich zur Welt gekommen, ein Knabe.

Baráty stand bei diesem Wort wie vom Blitz getroffen. Eine Blutwelle schoß ihm zu Kopf, so daß er einen Augenblick glaubte, es werde ihn der Schlag rühren. Wäre es hell gewesen, so daß Joska hätte sehen können, so würde er seinem Herrn zu Hilfe geeilt sein. So mußte der ohne Beistand darauf bedacht sein, wie er sich aufrecht hielt. Endlich fühlte er sein Gleichgewicht wieder, und ohne ein Wort zu sagen, kehrte er um und ging schwerfällig nach seinem Hause zurück.

Nun war ihm alles klar, und wenn der gutmütige Mann sich jemals unglücklich gefühlt hatte, so that er es jetzt.

Mit keinem Worte fragte er weiter nach, was in dem Thorhüterhäuschen geschehen sein mochte und noch geschah, und als ihm Joska am nächsten Morgen eine Meldung davon machen wollte, unterbrach er ihn rauh und hieß ihn sich um die Feldarbeit bekümmern.

Dennoch herrschte in seinem Gemüte nicht der Zorn vor, sondern der Gram, daß ihm das angethan worden. Es lastete auf ihm wie ein grausames Gericht, das er nicht verdient zu haben glaubte. Bitter bereute er sein thörichtes Treiben, alles, was er gethan, und beklagte immer von neuem den wuchtigen Schlag des Schicksals, der sein graues Haupt getroffen.

So versank er in schweren Trübsinn, und während er nichts empfand als Schmerz über sein Unglück, war es ihm oft zu Mut, als hätte er die Fähigkeit zu denken verloren. — Etwa drei oder vier Tage mochten so vergangen sein, da kam eines Morgens zeitig Panna in sein Zimmer. Sie klopfte an und trat unverweilt ein, worauf sie um sich schaute.

„Was willst du?“ fragte Baráty, indem er sie von seinem Sitze aus mißtrauisch anblickte.

„Ich will nur,“ versetzte Panna, „hier nachsehen. Schon habe ich sie überall gesucht und finde sie nicht.

Baráty horchte auf.

„Morgens, als wir aufwachten,“ fuhr Panna fort, „schau' ich — schau' und sehe, daß sie nicht mehr da ist.“

„Wer?“ rief Baráty, während sein Angesicht sich mit fahler Blässe bedeckte.

„Na!“ meinte Panna. „Wer? Sie! Cyrilla!“

„Seitdem?“ schrie Baráty, schwer atmend. „Seitdem? — Drei Stunden muß das her sein!“

„Kann sein!“ versetzte Panna. „Vielleicht auch mehr! — Aber seitdem suchen wir sie, Joska und ich — umsonst. Gott weiß, wie sie das angefangen hat; immer hängt der Schlüssel über Joskas Bett — heute, wir schauen — steckt er im Thor! Sie muß gegangen sein, als wir noch im tiefen Schlafe lagen!“

„Und?“ rief Baráty bebend.

„Das Kind ist da,“ erwiderte Panna ruhig.

Ein Stöhnen war Barátys Antwort, dann aber fuhr er auf und schrie: „Fahrt ihr nach! Sucht sie!“

„Schon, schon,“ versetzte Panna, während sie, über seine Heftigkeit betroffen, zur Thür schritt. „Vor einer Stunde ist Joska — mit einem Pferde — deshalb fortgefahren.“

„Gut! Gut!“ rief Baráty heiser. „In welche Richtung? In welche Richtung?“

„Na,“ meinte Panna, „wohin wird er sein? In die Stadt!“

„Gut,“ fuhr Baráty fort, „so fahre ich mit dem andern Pferd — mit dem andern —“ Er sprach nicht weiter. Mit zitternder Hand legte er die Pfeife

weg, fuhr in seinen Rock, setzte den Hut auf, und eine Viertelstunde später rollte er auf einem kleinen Wägelchen, an das er sein zweites Pferd mit Pannas Hilfe gespannt hatte, über die Schwelle seines Hofs.

Da er gehört hatte, daß Joska den Weg zur Stadt genommen, lenkte er sein Gespann in die entgegengesetzte Richtung, dem Süden zu.

Etwa zwei bis drei Stunden fuhr er in scharfem Trab durch das einsame Land, an vereinzelten Höfen und weidenden Roßherden vorbei, voll des dumpfen Verlangens, die Entlaufene um jeden Preis wiederzufinden. Endlich sah er eine Ortschaft vor sich liegen. Er fuhr in die breite Straße ein, als er aber auf dem Marktplatz angelangt war, wo das Amthaus stand, kam er zur Besinnung.

Was konnte er hier thun? Die Leute befragen, zur Behörde gehen und dort alles anzeigen? Gar an diesem Orte, wo er den Bürgermeister recht wohl kannte? Hier sollte er sich alle Einzelheiten der peinlichen Geschichte abfragen lassen und so sein Mißgeschick in der ganzen Landschaft zum Gegenstand der Unterhaltung machen?

Das war unmöglich! Unmöglich hier und überall! Zu wenig hatte er das erwogen, zu wenig die ungeheuerlichen Folgen, die das für sein Ansehen haben mußte, bedacht. Und mit einem Male befiel ihn die große Sorge, daß Joska nicht so denken, wenn er Cyrilla auf dem Wege zur Stadt nicht fand, den ganzen Vorfall anzeigen, dadurch der Zeitung überliefern und ihn so unauslöschlichem Gelächter preisgeben könnte.

Das mußte er verhindern, selbst auf die Gefahr hin, die Verlorene niemals wiederzufinden. Mit einem Rucke lenkte er daher mitten auf dem Platze um und fuhr im Galopp den Weg zurück, den er gekommen war. Noch hatte er jedoch das Ende des Dorfes nicht erreicht, als er vor der Schenke einen Wagen stehen sah, den er beim Hereinfahren gar nicht bemerkt und jetzt als sein Eigentum erkannte. Höchlich betroffen hielt er an, stieg nach kurzem Bedenken ab und hatte kaum den Boden betreten, als auch schon Joska langsam an der Thür erschien.

„Joska!“ rief Baráty aus. „Joska, in aller Teufel Namen! — Hier bist du hergefahren, du Schuft? — Und deine Alte sagt, in die Stadt.“

„Gott sei mir gnädig,“ versetzte Joska, „wie kann sie das sagen?“

„Du hast es schon erzählt?“ fuhr Baráty mit gedämpfter Stimme fort, „allen da drin?“

„Was?“ fragte Joska. „Einen kleinen Branntwein habe ich getrunken — sonst nichts!“

„Bei deiner Seele?“ unterbrach ihn Baráty. „Kein Wort?“ —

„Wie werd' ich!“ rief Joska. „Kein Mensch ist ja drin — hab' ich doch kaum das Glas angefaßt, da seh' ich, wie der Herr daherfährt mit dem Braunen und —“

„Na,“ fiel Baráty ein, indem er den Hut von der Stirn nahm, so daß sein graues Haar im Winde flatterte, „so ist es gut! Aber Gott soll dir die Zunge für immer lähmen, wenn du ein Wort gesagt hast von allem ...“

Langsam fuhr er sich mit der Hand über die Augen, und nach einer Pause sprach er: „Komm, — wir fahren jetzt nach Hause.“

„Na,“ meinte Joska mit einem Seufzer, „das habe ich mir vorhin auch gedacht. Wer weiß es, wann sie aufgebrochen ist; wer weiß, wohin? Rings habe ich mich umgesehen auf dem ganzen Weg — aber wer Teufel kann da suchen im weiten Land? Anfragen müßte er auf jedem Hof — in jeder Hütte ... Man denkt nicht gleich an alles, aber — wie kann das ein Mensch?“

Schweigend spannte er sein Pferd vor Barátys Wagen, band sein Fuhrwerk hinter das seines Herrn und erstieg den Kutschbock; schwerfällig folgte ihm Baráty, dann ergriff Joska die Zügel und lenkte bei leisem Trabe heimwärts.

XII.

Vorläufig that Baráty keinen Schritt mehr, um die Verlorene zu suchen. Die geringe Aussicht auf Erfolg, die Gefahr, sich dem leichtbeweglichen Gerüchte, das er so sehr scheute, preiszugeben, hielten ihn davon ab.

Schweren Herzens nur fügte er sich in diese Notwendigkeit und verbrachte die schlimmsten Tage seines Lebens.

So groß aber auch sein Groll gegen die Urheberin seines Mißgeschickes sein mochte, mehr noch bedrückte es ihn, daß er das Geschehene nicht völlig begreifen konnte.

Nach langer Ueberlegung entschloß er sich demnach, endlich mit Panna zu reden.

„Sag einmal,“ begann er, als sie eines Tages in das Zimmer trat, um ihm das Bett zu bereiten, „gleichgültig mag es zwar jetzt sein, — aber du wirst es vielleicht wissen. Was ist das für eine gewesen, die uns das alles angethan hat?“

„Ja,“ meinte die Alte, ohne sich in ihrer Arbeit stören zu lassen, „wer kann das wissen, Herr? Kann sein, eine Landstreicherin, eine Magd, die Tochter irgend eines Kleinhäuslers, die so ein gottloser Galgenstrick — es giebt ihrer genug im Lande — so weit gebracht hat, daß sie vom Hause hat laufen müssen, die Schande zu verbergen ...“

„Kann sein!“ sagte Baráty nach einer Pause. „Sie hat nicht ausgesehen wie eine Landstreicherin.“ Und nach einer Weile fügte er hinzu: „Aber wäre es auch! Wie kann sie ihr Kind im Stiche lassen, wenn sie ein Herz im Leibe hat?“

„Wie?“ rief Panna auflachend. „Nun, Herr, was soll sie mit dem Kinde in der Welt? Ins Wasser gehen? Thut sie es nicht, so geht es mit ihr und schreit überall ihre Schande aus. Wer wird sie aufnehmen? Arm war sie, keinen Kreuzer hat sie vielleicht gehabt — es ist klar, mein' ich, Gott wird es wissen.“

Baráty schlug die Blicke nieder und schwieg. „Kann sein!“ sagte er endlich. „Aber daß sie gegangen ist bei Nacht und Nebel ...“

„Wann sonst?“ fiel Panna ein. „Was wird sie sich gedacht haben in ihrem Elend? ‚Gehst du nicht, so wirst du mit dem Kinde weggejagt; gehst

du selbst und läßt es da, wo es dir wohlergangen ist, bei Christenmenschen, so werden die es nicht wegwerfen wie eine junge Katze! Es ist also dir geholfen und dem armen Kinde auch, besser als es je geschehen könnte, wenn es mit dir zieht!‘“

Seufzend vernahm Baráthy diese Worte, und sie schienen ihm das Betragen Cyrillas wohl zu erklären. Ja, sie bewegten ihm sogar das Herz, und er sagte sich, daß er das Mädchen vielleicht nicht weggejagt haben würde, wenn sie sich ihm offen mitgeteilt hätte. Fragte er sich, warum sie dies nicht gethan, so wollte es ihm scheinen, als wären seine Bewerbungen daran schuld gewesen, als hätten vor allem diese in ihr die Furcht erweckt, daß ihres Bleibens auf dem Hofe nicht mehr sein würde von der Stunde an, da ihr Geheimnis zu Tage kam.

Reue befiel ihn und Mitleid mit der armen Mutter, die ja trotz ihrer Armut der Zukunft hatte entsagen müssen, die er ihr so verlockend geschildert und angeboten hatte, und so lebhaft stand Cyrillas Unschuld an seinem Kummer, stand die unselige Fügung der Dinge vor ihm, daß er sich nun neuerdings auf die Suche nach der Entflohenen begab.

Er fühlte sich der Unglücklichen gegenüber um so mehr verpflichtet, als er einsah, daß sie an einem andern Orte ein Stück Geld verdient und erspart haben würde, um sich über die schwersten Tage hinwegzuhelfen. So überwand er denn auch seine Scheu vor den Behörden und entschloß sich, ihre Hilfe in Anspruch zu nehmen. Ohne seine Herzensbeziehungen zu der Gesuchten zu erwähnen, trug er seinem Amtsnachfolger in der Komitatskanzlei den Fall vor und erlegte einen ansehnlichen Kostenvorschuß, dessen Empfang der ehrliche Mann mit seiner Unterschrift bestätigte, ohne zu verschweigen, daß auf die bloße Personbeschreibung hin ein sicherer Erfolg nicht zu erwarten sei. Baráthy wollte darum selbst nicht unthätig bleiben. Es litt ihn ohnedies nicht in der Stille seines verödeten Hauses, und so fuhr er, von der Hoffnung geleitet, daß ihn zuletzt ein gütiger Zufall auf die Spur der Verschollenen führen könnte, ruhelos im Lande umher.

Oftmals suchte er die Erinnerung an sein erstes Gespräch mit Cyrilla in der Erwartung zu erwecken, daß sich denn doch vielleicht aus den zahlreichen widerspruchsvollen Aussagen, die sie damals gemacht, ein Anhaltspunkt für die Richtung ihrer Wanderung entnehmen ließe. Doch umsonst. Er konnte sich nur dessen erinnern, daß es ihm, als sie auf den Hof kam, zu Mut gewesen, als hätte er sie schon vorher irgend einmal gesehen. Wo dies geschehen sein mochte, wurde ihm aber ebenso wenig klar, wie in jener Nacht, da sie zum erstenmal unter seinem Dache geruht hatte.

Dennoch blieb der Glaube, daß ihm das noch einmal einfallen werde, seine einzige, wenn auch schwache Zuversicht.

Einst geriet er auf dem Heimwege zufällig in das Dorf, wo er vor Zeiten die wandernden Komödianten angetroffen.

Plötzlich erhob er den Kopf und hielt die Pferde an ... Vor seinem Geiste erstand die ganze Scene, die sich damals hier abgespielt, und mit einem Male wollte es ihm scheinen, als müsse es an dieser Stelle gewesen sein, wo er Cyrilla zum erstenmal erblickt, als könnte es das schöne Mädchen gewesen sein, das ihm die Nelke zugeworfen und dadurch an all dem Unheil schuld geworden, das ihn seither verfolgt hatte.

Aber nach einer Weile schüttelte er den Kopf und fuhr stillschweigend weiter. Er konnte es nicht glauben, obgleich ihn das seltsame Spiel der Erinnerung von nun an manchmal beschäftigte.

Eines Tages traf er nahe vor der Komitatsstadt auf eine Truppe wandernder Gaukler, die auf einer öden, sonnverbrannten Wiese rastete.

Mochte ihm nun eine Aehnlichkeit an ihren Karren oder an einzelnen Personen aufgefallen sein, kurz, nachdem er sie eine Weile nachdenklich betrachtet hatte, stieg er vom Wagen und trat auf ein altes Weib zu, das dicht am Rande der Straße saß und einem Hunde das Fell striegelte.

„Sage,“ sprach er sie nach kurzem Bedenken an, „ist nicht vor — wie lang? — zwei Jahren etwa, ein Mädchen bei euch gewesen, jung, dunkel von Haar und Augen, ernst ein wenig“ — und so gab er nun, so gut es seine Erinnerung zuließ, eine Schilderung der Gestalt, die mehr als er selbst fühlte, auch auf seine verlorene Cyrilla gepaßt hätte.

Nachdem er zu Ende war, blickte die Alte flüchtig auf, und während sie sich wieder an ihre Arbeit machte, sagte sie mürrisch: „Trajana“.

„Trajana?“ wiederholte Baráthy. „Es kann sein. Ist sie noch bei euch?“

Wieder schaute die Alte empor, dann wendete sie gelassen den Kopf und ließ einen feinen Pfiff vernehmen.

Bald darauf hob sich der Vorhang an einem der Wagen, und ein bärtiger Männerkopf kam zum Vorschein.

Während Baráthy aber noch hinsah, erschien an der Seite des nächsten Karrens eine mittelgroße, noch jugendliche Frauengestalt und näherte sich langsamen Ganges dem Platze, wo er stand.

Als sie nahe genug herzu gekommen war, sprach die Alte kurz: „Ein Bekannter von dir!“

Baráthy aber blickte erstaunt in das tief gebräunte Antlitz, das von dichtem schwarzem Haar umrahmt war, in dem eine weiße Rose leuchtete. Denn dies schöne abenteuerliche Weib kannte er nicht. Fragend sah auch sie ihn aus feurigen, dunkeln Augen an; plötzlich aber begann sie zu lächeln, dann laut aufzulachen.

„Ach,“ rief sie, „wer sollte es glauben! Ein alter Bekannter, in der That!“

Und jetzt, an ihrem Lachen, erkannte sie auch Baráthy. Es war das Mädchen, das ihm damals die Blume zugeworfen. Doch, wie sehr hatte sie sich verändert! Ihre Gestalt war üppiger und träger, der Ausdruck ihres Gesichtes übermütiger, ihr Blick wüster geworden.

„Na,“ sagte die Schöne, während er noch sprachlos dastand, „welches Wunder führt dich hierher, Alter? — Wie schön, daß du dich noch erinnerst!

Aber wie seltsam warst du damals! — Fast böse! Warum? Warum?" Und abermals lachte sie laut auf.

Da kam Baráty zur Besinnung und wunderte sich, was er mit diesem Weibe zu schaffen habe. Fast schien es ihm wie ein unheimlicher Teufelsspuk, daß sich Cyrillas Gestalt mit dieser in seiner Erinnerung hatte verbinden können. Ehe er aber noch antworten konnte, rief sie: „Nun, das nenn' ich Treue!" Sie sah ihn forschend an und brach neuerdings in Lachen aus.

„Aber was willst du nun?" fuhr sie nach einer Weile fort. „Sollen wir zu dir kommen? Die ganze Compagnie? — Auf deinen Hof? — Was? — Oder willst du mich, samt der Mutter da, ein wenig spazieren führen auf deinem Karren? — Oder mich allein — mit dem Pudel? — Wie kommt es, daß du meinen Namen gewußt hast? — He?"

„Ein Irrtum ist das!" sagte Baráty kopfschüttelnd, „ein Irrtum!"

Jetzt horchte das Mädchen auf und musterte ihn mit einem mißtrauischen Blicke von Kopf bis zu Fuß.

„Wieso?" sagte sie kurz.

„Ein Irrtum!" wiederholte Baráty.

„So hast du eine andre gesucht?" fragte sie rauh.

Betroffen über den Ton ihrer Stimme, blickte er jetzt auf und bemerkte eine drohende Falte zwischen ihren schönen Brauen. Er wußte nicht, was er erwidern sollte, und nickte bloß mit dem Kopfe.

Da warf sie mit einer schnellen Bewegung ihr Haar zurück. „Na, Alterchen," sagte sie, während ein böses Lächeln ihren Mund umzog. „So hast du dich also geirrt? Gut. Aber eines will ich dir sagen: du sollst die Leute nicht zum Narren halten, hast das nicht nötig. Zweimal bist du mir nun über den Weg gelaufen; nimm dich in acht, daß es nicht wieder geschieht!"

Damit kehrte sie sich schroff um und schlenderte, leise vor sich hinträllernd, der Wagenburg zu.

Ohne Unmut, mit einem Blicke der Trauer und des Erstaunens zugleich, sah ihr Baráty nach, bis sie verschwunden war. Dann nahm er eine Handvoll Kupfergeld aus der Tasche, warf sie der Alten vor die Füße, bestieg seinen Wagen und fuhr hinweg.

Diese Begegnung benahm ihm die geringe Zuversicht, die er seither immer noch gehegt hatte, aber sie brachte das Andenken der armen Cyrilla mehr als je vorher bei ihm zu Ehren. Wie eine Heilige dünkte sie ihm im Vergleiche zu jenem verwilderten Geschöpf, das er nicht erblickt zu haben wünschte. —

Sein mühseliges Wandern beobachtete auch Panna und erkannte dessen Zweck wohl. Bei dem schweren Kummer ihres Herrn empfand sie oft Gewissensbisse darüber, daß sie dem unglücklichen Mädchen in der entscheidenden Stunde den Zorn Barátys als hart und unversöhnlich geschildert hatte. Gern wäre sie jetzt den Bemühungen des schwergeprüften Mannes, auch um des Mädchens willen, zu Hilfe gekommen, aber sie wußte nicht, was hierzu hätte dienlich sein können, und mußte ruhig geschehen lassen, was er that.

Um das Kind, das sie getreulich pflegte, bekümmerte sich Baráty gar nicht, und als sie eines Tages ein Wort wegen der nötigen Taufe hinwarf, wies er sie kurz hinweg. Desto angelegentlicher dachte er immerfort an Cyrilla, und so sehr hing sein Sinn an der ihm lieb gewordenen Gestalt, daß er sich in Leiden abquälte und in tagelangen, nutzlosen Fahrten seinem Hause fernblieb, bis er endlich, von all der seelischen und körperlichen Mühsal erschöpft, erkrankte und sich Ruhe gönnen mußte. In langwieriger Hinfälligkeit, die ihn heimsuchte, verlor er nach und nach den letzten Rest der Hoffnung, den letzten Rest der Thatkraft und alterte rasch.

Zu Ende der Sommerzeit begann er sich zwar wieder zu erholen, aber trostlos wandelte er fortan in der Einsamkeit.

XIII.

Einmal, an einem stillen Herbsttage, wünschte er über eine Angelegenheit mit Joska zu sprechen und ging, nachdem er ihn mehrmals vergeblich gerufen, mit der Pfeife in der Hand nach seiner Hütte, um ihn aufzusuchen.

Er fand ihn dort nicht. Aber in der Stube lag, sich selbst überlassen, in einem dürftigen Korbe das nun fast drei Monate alte Kind.

Baráty wollte umkehren, aber da er sich allein sah, blieb er plötzlich stehen.

Eine Weile zögerte er unschlüssig; endlich trat er langsam an den Korb heran.

Das Kind, ein wohlgebildeter Knabe, lag wach und sah ihn aus dunkeln Augen ruhig und doch sichtlich befremdet an. Nach kurzer Zeit verzog sich das kleine Gesicht zum Weinen, gleich darauf wurde es aber freundlicher, und das Kind begann sich zu regen.

Baráty beobachtete es stillschweigend, und da er sich müde fühlte und ihn das kleine Leben seltsam anzog, setzte er sich auf den Stuhl, der nahe an dem Korbe stand, und überließ sich seinen Gedanken.

Lange dachte er an Cyrilla, die den Knaben hier geboren, dann an die fernen Tage seiner eignen Kindheit, da er selbst einmal so hilflos dagelegen, und wie rasch eigentlich die Zeit dahingegangen war, die ihn zu einem alten Manne gemacht und Mutter und Vater, die ihn geliebt, mit hinab genommen hatte in die stille Erde.

Alt und müde fühlte er sich, und neben ihm tappte ein junges Wesen blöde und unsicher in das ungewisse Leben, gleichsam noch betäubt vom Dasein.

„Wie jung! — Wie jung! — Wie jung!" sprach er nachdenklich vor sich hin.

Schweigend sah er auf das Kind und streckte ihm endlich, da es die Aermchen rastlos bewegte, einen Finger der Hand entgegen.

Das Kind langte unsicher zu und führte ihn an sein kleines Mündchen. Das schien den traurigen Mann zu überraschen.

„Sieh einmal," rief er verwundert, „was er macht — und wie fest er hält; man sollte es nicht glauben."

Als das Kind schließlich losließ, um gleich wieder voll Eifer um sich zu greifen, mußte er lächeln. „Na," sagte er, „es ist genug, es ist genug."

Dennoch reichte er ihm nach einer Weile zur Abwechslung sein Pfeifenrohr. Das Kind ergriff auch dieses und begann alsbald daran zu rütteln, so daß die Asche aus dem Pfeifenkopf auf die Erde stäubte.

„Na," sprach Baráty nicht wenig belustigt, „Mist kann er machen, genug, — und kümmert sich gar nicht darum!"

Er versuchte den Kopf loszumachen; währenddem begann das Kind weinerlich zu werden und endlich zu schreien.

„Nun, eine gute Stimme hat er!" sagte Baráty und sah ihm zu. Eine Weile ergötzte ihn die Sache, schließlich aber erschien sie ihm bedenklich. Das Kind beruhigte sich nicht wieder, immer wieder begann es zu schreien, kleine Thränen quollen aus den geschlossenen Augen, und das verzerrte Gesichtchen rötete sich immer tiefer vor Anstrengung.

Nun wurde Baráty bange, und er ängstigte sich um das hilflose Geschöpf. ‚Was wird er haben?' fragte er sich besorgt und suchte es auf jede Weise, durch Pfeifen, Singen, Zureden und Fingerschnalzen zu beruhigen. Es wollte ihm jedoch nicht gelingen.

„Wird sein," meinte er schließlich, „daß er Hunger hat." Er ging also suchend im Zimmer umher, fand aber nichts, was ihm als Nahrung für das zarte Wesen tauglich erschienen wäre.

„Aber wo, Teufel!" rief er ungeduldig, „mag auch die Alte stecken? Sie geht, Gott weiß, wohin und läßt ihn da allein. Es kann ihm noch eine Ader platzen, so schreit er!"

Endlich entschloß er sich, den Kleinen in Ruhe zu lassen und Panna aufzusuchen. Kaum hatte er jedoch die Schwelle erreicht, als er die Ersehnte von ferne herankommen sah.

„Na," rief er ihr entgegen, „wo bleibst du den ganzen Tag? Gehst und drin liegt das Kind und verhungert."

„Was gar!" versetzte Panna, während sie ihn erstaunt ansah.

„Es ist so!" erklärte Baráty, „denn niemand schreit umsonst."

„Was wird es sein? Es wird sich fürchten vor dem Herrn," meinte Panna, während sie an den Korb herantrat und sich mit dem Kinde zu schaffen machte. „Vor einer Stunde hat es getrunken!"

„Gieb ihm dennoch etwas!" befahl Baráty, und da sie lächelte, bestand er so nachdrücklich auf seinem Wunsche, daß sie endlich die halbgefüllte Milchflasche aus der Asche des Herdes holte und ihrem Pflegling darreichte.

Zugleich war auch Baráty an das Lager getreten, um den Erfolg abzuwarten, und dieser entsprach seiner Meinung. Das Kind begann sich zu beruhigen, und befriedigt sah er, wie es die Labung mit hastiger Begierde einsog.

Von diesem Tage an hatte der verlassene Knabe die Gunst des vereinsamten Hausherrn gewonnen. Wiederholt kam er jetzt, um sich an dem Thun und Treiben des jungen Erdenbürgers zu erbauen. Es war das fast alles, was ihn erfreute, eine Freude der Art, wie er sie ähnlich nie empfunden oder empfinden zu können gemeint hatte. In seiner Fürsorge für das junge Wesen wußte er manches gegen Pannas Pflegeweise einzuwenden, und selten zeigte der Erfolg, daß er unrecht gehabt.

Als aber Joska eines Tages, da Baráty eben wieder seine bessere Einsicht erwiesen, ausrief: „Hei, schade ist es doch, daß der Herr nicht geheiratet hat! Was für ein guter Vater wäre er geworden!" blieb er aus.

Mehrere Tage hindurch verbrachte er seine Zeit einsam, teils in seinem Zimmer, teils in entlegenen Bezirken des Gutes. Eines Abends endlich berief er Joska und Panna zu sich und sagte: „Fragen habe ich euch wollen — was wird es sein mit dem Kleinen? Es ist ein Christenkind, man wird es taufen müssen!"

Lebhaft nickten die Alten; die Sache war ihnen längst dringend vorgekommen.

„Wie aber," fuhr Baráty fort, „wird man das machen? Es ist — man kann nicht —"

„Ei," fiel Panna ein, die ihn verstand, „es ist einfach. Man geht hin und sagt: ‚Es ist ein Findling, gefunden vor dem Thore' — wer fragt danach!"

Das schien ihm einzuleuchten, und so traf er seine Vorbereitungen.

An einem trüben Oktobertage wurde das Kind in der nächsten Pfarre getauft. Die Alten besorgten die Aussage, Baráty übernahm die Patenschaft und lohnte seinen Leuten den ihm erwiesenen Dienst mit einem guten Schmaus und einer reichlichen Gabe.

Ruhiger lebte er jetzt dahin.

Da kehrte eines Tages im Frühjahr Joska aus einem entlegenen Orte, wo er eine Ladung Maissäcke abzuholen hatte, gegen Abend heim. Er stieg vom Wagen, und nachdem er die Pferde ausgespannt hatte, ging er zu Baráty und sagte, er brächte eine wichtige Nachricht — von Cyrilla.

Baráty, der eben am Fenster stand, starrte ihn erblassend an und mußte sich auf einen nahestehenden Sessel niederlassen.

Joska zögerte darum eine Weile, doch als ihn Baráty aufforderte, zu sprechen, erzählte er, er habe heute in Erfahrung gebracht, daß Cyrilla nicht mehr lebe. Vor einem Jahre oder etwas darüber sei sie krank in das Spital zu Peterwardein gekommen und dort bald darauf gestorben; Hunger und Erschöpfung hätten ihre Krankheit verursacht.

Lange schwieg Baráty, dann fragte er, woher die Nachricht stamme.

Freimütig berichtete nun Joska, daß er, nachdem er seine Säcke aufgeladen, ins Wirtshaus gegangen sei. Dort habe er an dem Tische einen Mann getroffen, der sich im Verlaufe des Gespräches damit brüstete, der Behörde einen Dienst erweisen zu können, es aber nicht thun zu wollen, weil sie ihn vor zwei Jahren einer Balgerei wegen, die er mit

einem Bärentreiber gehabt, ins Gefängnis habe sperren lassen. Befragt, worin dieser Dienst bestehe, habe er ein altes Zeitungsblatt hervorgeholt und auf eine Stelle hingewiesen, die ein nebenan sitzender Mann hierauf vorlas. Es war eine Art Steckbrief und betraf eine junge Frauensperson, deren Beschreibung so gut auf Cyrilla paßte, daß jeder, der sie kannte, auf sie hätte verfallen müssen, auch wenn nicht genau angegeben gewesen wäre, von wo sie flüchtig geworden. Der Eigentümer der Zeitung erklärte aber, er habe jene Frauensperson unweit von Peterwardein gänzlich entkräftet auf der Straße aufgefunden und ins Spital gebracht. Das Wenige, das er aus ihrem Munde gehört, stimme genau zu den Angaben der Zeitung, die ihm einige Wochen später zufällig zu Gesicht gekommen sei.

Lange Zeit antwortete Baráty nicht, dann fragte er mit unsicherer Stimme: „Und — hat er etwas gewußt von dem — Kind?"

„Nein!" sagte Joska.

„Du aber," fuhr Baráty fort, „hast es ihm gesagt?"

Joska kraute sich den Kopf, endlich meinte er: „Weiß nicht, habe ich — oder habe ich nicht —"

„Was hat er darauf gesagt?" fragte Baráty, indem er ihn gespannt ansah.

„Na," erwiderte Joska, „er hat sich gewundert, er hat die Achseln gezuckt — sonst nichts!"

Schweigsamer noch wurde Baráty von diesem Tage an, als er es bisher gewesen. Aber seine Liebe zu dem Kinde nahm seltsam zu. Er überhäufte es mit allen Wohlthaten, er räumte ihm die schöne Stube, in welcher das Frauenbildnis hing, als Wohnung ein und war in schwermütiger Zärtlichkeit unablässig auf sein Wohlergehen bedacht.

Eines Tages im Winter endlich hieß er Panna den Knaben reisefertig machen, suchte dessen Taufschein hervor, befahl auch Joska, sich anzukleiden, und fuhr mit ihm und dem Jungen nach der Stadt.

Sein Ziel war das Komitatsgebäude, wo er die Erklärung abgab, daß er sein Patenkind an Kindesstatt anzunehmen und zu seinem Erben einzusetzen wünsche.

Die Ausfertigung der Urkunde wartete er an Ort und Stelle ab, und nachdem er sie unterschrieben hatte, machte er sich bewegten, aber leichten Herzens auf den Heimweg.

Bevor er jedoch das Ende der Stadt erreichte, hatte er eine gar unverhoffte Begegnung.

Vor einer großen Branntweinschenke stand ein mit kräftigen Rossen bespanntes Fuhrwerk, auf dem ein noch jugendlicher Mann saß, im Begriffe, ein kleines Fläschchen Branntwein mit starken Schlucken zu leeren.

Baráty kam der Mann bekannt vor, und als er näher hinzufuhr, begrüßte ihn denn dieser auch, indem er die Flasche mit einem lauten Rufe hinter sich warf und den Hut schwenkte.

Es war der Bauernsohn, dem Baráty vor mehr als zwei Jahren die schmollende Braut zugeführt.

„Wie geht es?" fragte Baráty, indem er zögernd seine Pferde anhielt.

„Danke der Nachfrage, Herr!" war die Antwort. „Wie soll es gehen, wenn die schönste Zeit vorbei ist?"

„Wieso?" fragte Baráty.

„Schönste Zeit," versetzte jener, „die einem der Teufel abkauft um ein schönes Weib! — Hat man es genommen, nimmt er es nicht wieder, — Gott sei es geklagt. — Oft hab' ich mir gedacht, wenn sie der Herr nur damals nicht gebracht hätte — vielleicht wär' ich heut ein freier Mann! Wollt Ihr wissen, was das Salz der Ehe ist, — so holt sie Euch wieder ab! Gern leih' ich sie her und will nicht wieder danach fragen!"

Baráty schüttelte den Kopf und trieb seine Pferde an. Lange wollte ihm die seltsame Rede nicht aus dem Sinn. Doch fühlte er, wie gleichgültig ihm die Menschen, an welche ihn dieselbe erinnerte, geworden waren, als ihn der Knabe plötzlich anrief und er, seinem Blicke folgend, in der Ferne den schlanken Balken des Ziehbrunnens erkannte, der sich auf seinem Gute von dem tiefroten Abendhimmel abhob.





Unter Segel in den Hafen.

Marinebilder

aus dem Bordleben Sr. Maj. Seekadetten- und Schiffsjungenschulschiffe.

Photographiert und erläutert von **Rudolf Schneider**, Marinepfarrer.

Ankunft im Hafen.

Es ist immer ein entzückendes Bild, das den Seemann wie Landbewohner gleicherweise fesselt, wenn ein schmuckes Segelschiff mit vollen Segeln in den Hafen einläuft. Weithin vor dem Hafen kreuzend, ist es schon mit seinen geblähten Segeln sichtbar: eine geballte helle Masse oder eine weiße, aus dem Wasser aufragende Wand. Vor dem scharfauslugenden Auge wächst es mit dem Maße seiner Schnelligkeit in der Annäherung und bildet sich mehr und mehr zur kenntlichen Form und Gestalt heraus. Wer ein Fernglas zur Hand hat und nicht Laie in der Kenntnis der Segelschiffe ist, hat schon längst an der schweren Takelage, namentlich dem ungeteilten, großen Marssegel*), das Kriegsschiff erkannt.

Immer näher, immer schneller gleitet es dem entzückt dreinschauenden Auge durch die sanft wogende, blaue Flut. Jetzt — deutlich kann man's sehen — gehen die oberen Rahen am Maste nieder, die Bram- und Oberbramsegel schlagen im Winde, auf den Rahen wird's plötzlich lebendig, die Leute legen aus — und binnen weniger Sekunden gewahrt man nur noch zwei nackte Rahen am oberen Maste: — die Segel sind geborgen.

Mit den Mars- und Untersegeln, dem Klüver und Besan macht das Schiff, bei achterlicher Brise, noch rauschende Fahrt. Aber das Ziel, der Ankerplatz, rückt näher und näher. Geitaue und Gordings — „längs damit!" — die Untersegel legen sich in reichen Falten an die Rahe (vergl. das Bild), noch ein Pull, — und die Marssegel werden aufgegeit, Besan und Klüver niedergeholt und endlich, wenn der Anker gefallen ist, alle Segel festgemacht.

Allein so fesselnd der Anblick eines unter Segel einlaufenden Schulschiffes ist, es darf doch nicht bloß „um der schönen Augen willen" geschehen. Sicherer jedenfalls und weniger aufregend ist es, unter Dampf zu Anker zu gehen. Da macht es



Wachhabender Offizier und Signal-Seekadett (jetzt Fähnrich zur See) im Hafen.

*) Neuerdings fahren unsere Schulschiffe, wie die Kauffahrteischiffe, doppelte Marsrahen und geteiltes Marssegel.



Hafeneinfahrt.

mittags und abends zum Essen „verfangen“ (abgelöst) und nachts durch Leutnants zur See vertreten wird.

In einem einigermaßen belebten Hafen, vollends bei der Ankunft in demselben kommt der wachhabende Offizier kaum eine Minute zur Ruhe. Denn er ist die maßgebende und verantwortliche Persönlichkeit für alles, was binnen- und außenbords vorgeht, an die Freund und Fremder, meldend und bittend sich wenden muß, die jeder, der an Bord kommt und von Bord geht, der an Bord bleibt oder von Bord will, „belemmert“ und belemmern muß, wenn er seinen Wunsch erfüllt sehen will.

der wachhabende Offizier mit seinen Rudergängern — und der Maschine natürlich — „ganz allein“.

Es ist dann auch mehr Zeit und Gelegenheit gegeben, von einem guten Aussichtsplatz, vom Bootsdeck (siehe Bild) oder Kartenhause, von der Back oder Kampanje, oder wo es nur sei, wenn die Benutzung erlaubt wird, Ausguck auf den neuen Hafen zu halten und die immer interessante Hafeneinfahrt sich anzusehen.

„Klar bei Backbordanker!“ — „Aus der Kette!“ — „Boje über Bord!“ — „Fallen Anker!“ dröhnt die Kommandostimme des Kommandanten in kürzerer oder längerer Aufeinanderfolge übers Deck. Der Anker, dumpf aufschlagend, daß die Spritzer sich hoch über die Back ergießen, rauscht in die Tiefe, hinter ihm her die schwere Ankerkette; im Meeresgrund beißt er sich, unter gleichzeitigem Rückwärtsgehen mit der Maschine, schnell fest. Mit dem Fallen des Ankers gehen zugleich die Fallreepstreppen zu Wasser, die Backspieren werden ausgebracht, und der Salut für die Flagge dieses Hafens donnert übers Wasser, sich in vielstimmigem Echo brechend.

Das Schiff ist nun empfangsfähig. Der neue wachhabende Offizier steht schon längst in Rock und Schärpe zum Ablösen klar, ebenso seine Wachfähnriche in schmucker Jacke und vornehmer Wäsche. Mit seiner Uebernahme der Wache tritt die Hafenroutine in Kraft. Die wachhabenden Offiziere lösen sich nun nicht alle vier Stunden, wie in See, einander ab, sondern jeder wirkliche Wachoffizier (Oberleutnant zur See) behält die Wache 24 Stunden lang, wobei er

Das erste Boot, das im Hafen, unmittelbar nach dem Fallen des Ankers anlegt, ist das des Quarantänearztes. Der Schiffsarzt überreicht ihm den Gesundheitspaß, den der Konsul aus dem Abgangshafen für seine heimatliche Behörde dieses Hafens ausgestellt hat; er berichtet kurz über den Gesundheitszustand an Bord; — all well? — all right! — der Verkehr mit dem Lande ist eröffnet, die gelbe Quarantäneflagge geht aus dem Vortop nieder.

Wenn der Kriegsschiffs-Ankunftsapparat gut funktioniert, so erscheint gleichzeitig mit dem Fallen des Ankers auch der Komplimentieroffizier des Militärkommandos dieses Hafenplatzes. Es ist eine internationale Gepflogenheit, daß ein Kriegsschiff beim Einlaufen in einen fremden Hafen feierlich durch einen Offizier dieser Nation begrüßt wird. Dasselbe thun sämtliche fremde Nationen, die gerade durch



Der Komplimentieroffizier geht von Bord.

Kriegsschiffe in dem betreffenden Hafen vertreten sind. Der Komplimentieroffizier überbringt artige Komplimente an den Kommandanten des Schiffes von seinem Kommandeur, beziehungsweise Kommandanten und stellt sich jenem höflich zur geneigten Verfügung. Die Erwiderung dieses Komplimentierbesuches erfolgt meistens durch den Kommandanten


„Give me 'de washing!"

selbst oder durch einen von ihm beauftragten Offizier. Daran schließen sich dann Besuche und Gegenbesuche seitens der Kommandanten und Kommandeure, sowie der Herren der verschiedenen Offiziermessen. Diese offiziellen und offiziösen Besuchsarien erledigen sich meistens am ersten Tage, wozu auch der Besuchsaustausch mit dem deutschen Konsul gehört.

Lustiger und amüsanter ist der inoffizielle Besuch, jene Flut von Menschen in allen Farben und Lebensaltern beiderlei Geschlechts, die bittend und schreiend das Fallreep bestürmen und irgend etwas haben oder verdienen wollen.

Mit unfehlbarer Sicherheit sind die Waschfrauen überall in der Welt, allen voran, die ersten. Mit ihrem heiseren Negerorgan quietschen sie jedweden, der weiße Wäsche trägt, an mit ihrem stereotypen: „Give me 'de washing, give me 'de washing, gentleman please!" Dies Gequietsche mit dem Preiszusatz: „two and six for dozen!" tönt schon von außenbords aus ihren Booten herauf, sobald nur ein „officer" seinen Kopf über die Reeling steckt. Es gilt schon von dorther den Waschkontrakt abzuschließen, unter möglichst günstigen Bedingungen. Denn was abgemacht ist, muß gezahlt werden, sonst knurren sie ihr niederschmetterndes „'tis not gentlemanlike!" Bei der Flut von Angebot und Konkurrenz lassen sich aber die oft unverschämten Preise für das Waschen — richtiger: Zerwaschen — ohne Mühe herunterdrücken. Der Preis für das Waschen eines Dutzend Wäschestücke, gleichviel welcher Art und Größe, schwankt in den einzelnen westindischen Häfen zwischen zwei und vier Mark, während er sich im Mittelmeer etwas niedriger stellt.

Mit dem Schwarm der Waschweiber erscheinen die Reihen der Bumbootsleute und Händler. Erstere, die Marinemarketender, werden auf Grund eines Empfehlungsschreibens vom deutschen Konsul am Orte oder von einigen Schiffskommandos zum Verkauf von Früchten und Landesartikeln an Bord zugelassen. Dort schlagen sie dann zur festgesetzten Stunde in der Freizeit ihren Laden auf dem ihnen angewiesenen Platze des Vordecks oder der Vorbatterie auf und machen gewöhnlich gute Geschäfte, zumal da sie die Abfälle und Brocken von der Mittagsback und aus der Kombüse in jeder Form und in beliebigem Umfange, soweit sie keine anderweitige Verwertung finden, gratis in Empfang nehmen dürfen.

Das interessanteste Leben gruppiert sich um die Händler mit allerhand Tand und originellen Dingen. In Westindien selbst giebt es nicht viel Originelles, da eine thätige Hausindustrie fast gänzlich an der Trägheit der ansässigen Negerbevölkerung scheitert. Er hat's ja nicht nötig, der pomadige Neger, sich durch Verarbeitung einheimischer Landeserzeugnisse etwas zu verdienen. Für den Lebensunterhalt sorgt die reiche, tropische Natur, Wohnung giebt zur Not dieselbe gütige Spenderin her, oder mit der Zeit


Taucher nach einem Pennystück.

lassen sich auch einige Pfähle, verwitterte Baumstämme und alte Kistenbretter beschaffen, die mit Palmstroh (Palmwedel) sich leicht und erfolgreich zu einer Negerhütte verarbeiten lassen, und wenn der Neger einen gegen Sonne und Nässe geschützten



Griechische und türkische Bumbootsleute.



Spitzenhandel mit den Indiern.

Schlafraum hat, — was braucht er mehr? Sein sonstiges Leben und Hantieren spielt sich im Freien ab. Selbst das liebe Hausvieh, Schweine und Ziegen, müssen sich mit einem in die Erde gegrabenen Loch, das mit Palmwedeln überdeckt wird, als Stall begnügen, und es gedeiht auch so, freilich Mastvieh wird es nicht.

Die betriebsamste Hausindustrie blüht auf den einsamen, westafrikanischen Inseln, auf Madeira, den Kanarischen und Kapverdischen Inseln und auch auf den Azoren. Hier ist die Heimat jener kostbaren Madeirashawls, die durch einen Fingerreif gezogen werden können und dabei zwei Personen ganz und gar einhüllen — „one pound each and more!" —; hier werden die verschiedenartigsten Spitzen und Stickereien in den schönsten und feinsten Ausführungen hergestellt — alles Handarbeit; hier giebt's die sogenannten Madeiraringe, goldene und silberne Reifen mit aufgelegten Tierkreiszeichen; hier zahlreiche geschnitzte und eingelegte Arbeiten, — kurz und gut, sehr viele und schöne Sachen zum Kaufen. — Diese



Bajar an Bord.

in ihren „Findungen" nicht irre machen. Wie einem Hasen, der bekanntlich sieben Häute hat, zieht der Mann des Gesetzes dem armen Tropf ein Kleidungsstück nach dem andern — zwei — drei überflüssige Jacketts und — ebensoviele Paare Hosen, — dazu wollene Troyer und Unterbeinkleider vom Leibe und schält den rundlich Dicken allmählich wieder bis zum ursprünglichen Körperumfang ab. — Wo das abgeknöpfte Zeug verbleibt? — Der „Ausgezogene" jedenfalls weiß: „Di b'siehe i nimmer mehr!"

Außenbords, im Wasser, herrscht nicht minder amüsantes Treiben wie binnenbords unter den Händlern und Indiern. Dort tummelt sich die muntere Schar der jugendlichen Taucher, oft mitten unter den gefräßigen Haifischen herum. One penny ins Wasser geworfen, — und drei, vier Taucher, gelbe Insularportugiesen und -spanier oder auch „farbige" Neger, die vom hellsten Gelb bis zum dunkelsten Schwarz als solche figurieren, stürzen ihm kopfüber nach, um das Kupferstück im Versinken zu erhaschen und triumphierend hochhaltend als Beute zu zeigen, mit dem glücklichen Lächeln: one penny, sir, — look! Zu einem interessanten Schauspiel gestaltet sich der Kampf der Taucher unter dem Wasser, den ein hineingeworfenes Silberstück entfacht.

Ein Silberstück, mindestens 1 Sixpence — 51 Pfennige, muß es auch sein, wenn der große Taucher, in elegantem Kopfsprung sich aus dem Boote stürzend, unter dem Schiff — über sechs Meter tief — hindurchtauchen soll, — eine großartige Taucherleistung! —; aber er entledigt sich dieser schwierigen Aufgabe mit unfehlbarer Sicherheit und großem Geschick und wiederholt sie so oft, als ihm ein Silberstück gespendet wird.

Inselhausindustrie ergänzt der schlaue Indier noch aus den farbenreichen industriellen Erzeugnissen seiner ostindischen Heimat, so daß in der freizeitlichen Mittagsstunde ein reichsortiertes Warenlager, ein regelrechter Bazar von den Händlern und Indiern etabliert wird.

Das Feilschen und Handeln mit diesen geriebenen Kunden macht großen Spaß. Mit einem Untergebot von mindestens der Hälfte des geforderten Preises beginnt der Handel und endet schließlich nach hartnäckigem, geschickt geführtem Kampfe mit einem annehmbaren Preise, der etwas höher ist, als die Hälfte des geforderten.

Die eingeborenen Händler auf diesen Inseln nehmen übrigens mit Vorliebe alte Kleider und Unterzeug, je wärmer, desto lieber, anstatt der klingenden Münze in Zahlung. Sonderbarer-, aber erklärlicherweise ziehen sie Jacketts den Röcken vor. Diese können sie nämlich nicht so sicher unter ihrem Jackett, das sie anhaben, vor den Argusaugen der Zollbeamten verstecken. Bei diesen Schmuggelversuchen kommt es oft zu den drolligsten Scenen. In Madeira, wo das Zollboot sich in der Nähe des Schiffes vor Anker legt, erlebt man es häufig genug, daß der Zöllner, mißtrauisch den plötzlich so behäbig gewordenen Händler musternd, anfängt, das Jackett aufzuknöpfen und, hämisch lächelnd, darunter noch ein zweites und — ein drittes entdeckt. Durch den verdächtig krächzenden Husten des Simulanten und die lebhaften, Weh und Schmerz bezeugenden Gesten des Behäbigen läßt sich die Hand des routinierten Zöllners



Zum Tauchen unterm Schiff hindurch.



Mona.

von

Margarete von Oertzen.

Schon wieder lärmt der Bauer in der Stube. Man hört seine wuchtigen Faustschläge auf den Tisch, die zeternde Stimme, die in der Höhe pfeifend gellt, wie der Föhn, wenn er den Berg herabfegt.

Der Knecht im Heustadel preßt hart die jungen Lippen aufeinander und hält lauschend den Atem an. Die Empörung malt ihm rote Wolken vor seine stillen, blauen Augen. Er duckt sich und ballt die Faust. Eine froststarre, blaue Nacht hängt zwischen den Bergen in dem engen Thal. Die Sterne der Abendlichter kleben förmlich an den Felswänden . . .

Der Mond ist im Wachsen, dann hat der Prandtnerbauer seine Zornanfälle. Und sein Knecht mit dem ruhevollen Gesicht, der Jostl, betet dann ungezählte Male: „Und führe uns nicht in Versuchung!“ Der Heustadel ist sein Zufluchtsort. Nicht weil er die rohen Worte und die rauhe Hand seines Brotherrn fürchtet, sondern weil ihm das Weib des Bauern schwer im Sinne liegt. Er hat nie mit ihr von dem gesprochen, was ihm Tag und Nacht am Leben zehrt. Trotzdem er die Mißachtung und den Haß des so viel älteren Bauern wie Gift täglich auf sie herabregnen sieht, und trotzdem sie schön ist mit ihren schwarzen Sehnsuchtsaugen.

Er ist immer nur still aus dem Zimmer gegangen, wenn das Unwetter nahte. „Führe uns nicht in Versuchung!“ Der Kurat hatte ihn vor den „Almsünden“ gewarnt. Herr Gott! Und wär's denn Sünde, diesem alten Trinker mit einem „Himmelsakra“ die Zähne aus dem Mund zu schlagen? Armes Weib!

Da — ein Fall — ein Knall . . . Totenstille. Der Jostl dehnt die Glieder und zieht mit einem vielsagenden Drohblick die grüne Weste über den schlanken Leib. Nein, bei aller Frommheit, Hochwürden . . .

Er tappt im Dunkeln vorsichtig durch das hochgeschichtete Heu. Wie warm es ist, wie duftig! Das Thürlein springt auf. Er bleibt stehen, wie vom Blitz getroffen. Ein Strom eisiger Kälte, dann eine menschliche Gestalt. Sie zieht das Thürlein zu und schiebt den Riegel vor. Kein Laut außer dem Knistern des Heues. Und dann — ein unterdrücktes Schluchzen, das mit seinem Elend und Jammer den Raum erfüllt zum Ersticken. Der Knecht mit dem ruhevollen Gesicht reibt sich die Tropfen der Angst von der Stirn.

„Bäurin,“ sagt er steif, „ich bin da.“ Sie thut einen Schrei und sinkt rückwärts an die Wand. Sehen kann er sie nicht, aber jetzt fühlt er ihren glühenden Atem, und seine Hand berührt etwas Weiches, Warmes. „Laßt mich außer,“ murmelt er. Sie giebt keine Antwort. „Laßt mich außer!“ wiederholt er tonlos.

„Halt' ich dich?“ fragt sie grollend zurück.

Seine Hände sind frei, der Weg zur niederen Thür steht ihm offen. Und doch bleibt er, gebannt durch einen fremden Willen.

Die Bäuerin hat es in den Augen. Wenn er Holz spalten will und sie blickt ihn an und denkt dabei, er solle Wasser holen, so läßt er das Holz und holt Wasser, ohne daß sie ein einziges Wort gesagt hat. Und so in allen Dingen. Und auch jetzt.

Er nähert sich ihr und packt ihren Kopf mit beiden starken Händen. „Mona!“ stößt er verbissen hervor, „Mona!“

„Du, geh! Ein Mann, wie du, schaut's ruhig an, daß so ein alter Bösewicht ein unschuldig's Blut mißhandelt und schlagt! Geh . . .“

„Mona, mach mich nit wild. Hab' ich a Recht, dazwischen zu fahr'n?“

„Recht! Ha, ha!“ Ihm braust es in den Ohren. Ihr Vorwurf trifft ihn in die Seele. Er vergißt die Mahnungen des Geistlichen, sein ganzes Leben, das bis jetzt unbewegt dahingeflossen ist, sündenlos. Stets hatten ihn die andern verspottet ob seiner bedächtigen Frommheit. Schon in der Schule zu Riffian nannten sie ihn „das weiße Lampl“. Und nun —

„Mona, gieb acht!

„Willst mich etwa auch . . .“

Er verschließt ihr den Mund mit wilden Küssen. Sie kann sich nicht wehren, und ihr Herz pocht in unregelmäßigen, tollen Schlägen gegen seine Brust. Plötzlich läßt er von ihr ab, mit einem schluchzenden Aufschrei. „Vergieb mir!“ stöhnt er. „Ich bin ein Elendiger. Aber es hat mich packt. Seit Wochen hat mich's z'sammgerissen, daß ich schier den Verstand verloren hab' — und hab' ich dich zu Tod beleidigt, verzeih mir, Mona, — ich geh', morgen noch.“ Er bebt am ganzen Leib. Sie wird ihn mit Abscheu von sich stoßen. Er hat sich an ihr mit seiner sündhaften Liebe vergangen, an dieser heiligen Märtyrerin. „Verzeih mir, wie der Himmel mir verzeihen mag!“ wiederholt er ernst und demütig. Den Kopf hält er geneigt.

Und nun atmet es dicht über ihm, da er auf den Knieen liegt. Es flüstert über ihm, es lächelt über ihm.

„Ich verzeihe dir, wie Gott dir verzeihen mag — o, dummer Mensch du! O, dummer Mensch . . .“ Er traut seinen Ohren nicht. Er glaubt, falsch gehört zu haben, aber schon schmiegt es sich an ihn, ganz dicht, die Wogen schlagen zusammen über ihm, nicht einmal ihren Namen ruft er mehr.

In der Stube schleicht der Bauer, ein gebückter Greis, nachdem sein Zorn verraucht. Er schielt in die Ecken. Hie und da stößt er mit den Füßen nach einem Möbel. Licht will er keines, die blauschwarze Nacht, die von draußen hereinlugt, paßt besser zu seinem Haß. Was an ihm rüttelt, das ist die geheime Enttäuschung, daß er kein Kind hat. Und darum doch hatte er die Mona geheiratet, das junge, blutarme Dianbl mit dem St. Elmsfeuer im Blick! Weil sie ihm kein Kind schenkt, deshalb schlägt er sie. Er bleibt mitten im Zimmer stehen und lacht tückisch. Die Schläge verhelfen ihm nicht zu dem ersehnten Erben.

Zur Essenszeit erscheint Mona mit der Suppenschüssel. Ihr Gesicht ist blaß, fein, verändert. Irgend etwas in ihr — es ist, als ob eine heiße Luft hereinwehe — hinter ihr schlendert der Jostl. Aber der Prandtnerbauer war nie gewohnt, des ewig in die Kirche laufenden, ewig plärrenden Knechtes zu achten. Er nimmt die Mona am Kinn und sucht ihr schön zu thun. „Geh!“ sagt sie nur mit einer Gebärde unüberwindlichen Ekels. Der Bauer lacht über ihre Ziererei. Doch das Lachen bleibt ihm in der Kehle stecken. Er hat da einen Blick des frommen Jostl erhascht, einen Blick, so gefährlich, so finster, so glühend vor Drohung, und das war der Jostl, der sich nie ein gesprochen oder ungesprochen Wort erlaubt hatte, wenn die sehnige, von bläulichen Adersträngen durchzogene Hand dort sich gegen das Weib erhob . . . Mit einem Murren, wie dem eines gereizten Hundes zieht der Prandtnerbauer sich zurück.

Die drei essen zu Nacht. In der Ferne dröhnt und donnert es, und bei jedem Schlag, den die stürzende Lahn thut von Fels zu Fels, sehen Mona und der Jostl sich an. „Möchte sie den Prandtnerbauern mit sich reißen in die Unendlichkeit!“ . . . Niemand hatte doch den frevlen Wunsch gewagt? Der Jostl starrt plötzlich erschrocken auf Mona. Sie aber lächelt mit bleichen Lippen. Ein tiefer Schreck befällt ihn. Und weiter rollen die Lawinen.

In der Küche, an dem erkalteten Herd, findet er noch Gelegenheit, die Mona zu sprechen. Der Bauer ruft aus der Stube. „Ruf nur!“ sagt sie in seltsamem Ton. „Ja, Jostl, solang der lebt, sein wir Sünder . . .“

Der Knecht geht nicht in seine Kammer. Er geht ins Heustadel und wühlt sich in die Halme. Die halbe Nacht sieht er bei wachenden Augen Spuk und Graus. Bald küßt er Mona, bald hört er, wie sie flüstert: „Schaff den Alten fort. Er schlagt mich. Kannst das mit ansehen?“ Noch immer fühlt er ihre Nähe, er wälzt sich qualvoll hin und her. Allgemach ist er ein neuer Mensch geworden. Er richtet sich auf, sein Auge starrt aus verschwollenen Lidern. Der Morgen graut trübe im Thal, in den vereisten Gründen. Durch die Ruhe der Frühstunde, die noch nicht der Welt gehört, sondern dem geheimen Reich des Schlafes, zieht ein langes, tödliches Stöhnen. Der Jostl rast aus dem Stadel. Noch einmal! Herr Gott, die Mona! Blindlings rennt er in die Stube, von der Stube in die Kammer.

Das schöne Weib steht im vollen Sonntagsstaat am Fenster. Der Prandtnerbauer hat sie bei den Schultern.

„Laßt das Weib aus!“ sagt leise der Jostl. „Ihr müßt das Weib nit schlag'n!“

Die Mona wirft dem Bittenden einen Blick unendlich mitleidsvollen Hohnes zu. Der Bauer lacht ihm seinen Spott ins Gesicht: „Schau, der fromme Jostl, das weiße Lampl! Wie schön es bitten kann!“ Mona heftet ihre schwarzen Augen kalt und fest auf den Verhöhnten, der Jostl schäumt wie ein wildes Tier.

Und da ist es geschehen. Nur ein Faustschlag.

„Ah . . .!“ Es klingt, als thäte Mona den letzten Seufzer statt des Menschen dort auf dem Boden. Der Jostl sieht sich verwundert um.

„Bist jetzt zufrieden, Mona?“ fragt er dann. „Du verstehst wohl! In einer Viertelstund' bist fertig! Ich kenn' den nächsten Paß ins Bayrische. Mach

hurtig." Er spricht hart, rauh, befehlshaberisch. Mit einem Schlage sieht sie klar. Er war zum Mörder geworden durch sie — der Brandtnerbauer ist tot. Ein einziger Stoß an die Schläfe — und tot!

Der Jostl verläßt sie. Er entwickelt eine fieberhafte Thätigkeit. Vor dem stillen Manne steht die Mona. Das Kruzifix an der Wand schaut ernst herüber — Mona fällt auf einen Stuhl. Die Angst vor Gott und dem letzten Gericht überkommt sie. Ihre peinigende Rachsucht ist erloschen seit der Gewaltthat Jostls. In die Fremde, mit der Last auf dem Gewissen!

Sie versucht zu beten. Die hereinbrechende Morgenröte verklärt die grobe Schnitzerei des Kreuzes. Liebe, Mordlust, Gebet — alles kommt in ihr, wie durch Blitze geboren, durch Zauber in ihr entflammt. Sie empfindet die Wonnen der Büßerin und etwas von dem Taumel des Märtyrers. Eine Seligkeit, Schauer der Auflösung in geheiligte Gottesliebe, wie einst Magdalena.

Jostl, das Gesicht zur Unkenntlichkeit verzerrt, steht auf der Schwelle. Im Mantel, ein Bündel in den Falten verbergend, mahnt er zur Eile. Sie hört nicht, in Verzückung kniet sie.

„Komm!" Er reißt sie empor. „Für das hast später Zeit. Hast das Fieber?"

Sie tritt zurück von ihm, ganz ruhig. Sein gequältes Hirn brennt, da er wieder das St. Elmsfeuer in ihren Augen sieht. „Komm!"

„Geh du allein," spricht sie wie eine Fremde. „Ich muß büßen, für dich, für mich, die irdische Straf'n will ich mir aufladen lass'n, ich will Umkehr halt'n von der Sünd', solang's noch Zeit ist."

Er erbleicht jäh. „Ah!" knirscht er mit einem tiefen Atemholen, „du meinst also wirklich, es sei noch Zeit zur Umkehr für dich?"

„So wahr mir Gott hilft."

„Red nit von unserm Herrgott!" braust er auf. „Ich hab' zu ihm gebetet, und du hast mich von ihm g'wendet. Ich hab' eine Sünd' thun müssen für dich, und wie ich sie gethan hab' und hier und dort ein elendiger Sünder bin, — um dich! — da willst du Umkehr halt'n? Du hast ihn ja nit erschlag'n, du nit, nur ich."

Mona zuckt die Achseln.

„Du hast kein Recht mehr, umzukehr'n! Hörst? Kein Recht mehr zur Buß' und zum Beten und zum Weinen! Hab' ich einen g'mordet, so hast du zwei auf'm G'wissen!"

„Es ist eins," sagt sie starr. „Herr Jesus! Geh, Jostl. Recht oder nit, ich bin eine andre worden — geh um Gottes willen, daß dich keiner trifft, ich nehm's auf mich."

Er lacht. Erst gellend, höhnisch. Dann schmerzlich. „Mein lieb's Kind," sagt er, „für deine Umkehr ist's zu spät. Eher erschieß' ich uns zwei auf'm Fleck. Verstehst mich wohl?"

Sie stöhnt. O, es ist ein neuer Jostl, im stande, ernst zu machen. Zu spät zur Umkehr!

Ein langer Tag. Im fallenden Schnee sind sie gewandert. Kein Wort haben sie gesprochen. Der Atem gefriert vor ihren Lippen, wogende Dünste verhüllen die Schluchten. Hinter Mona geht Jostl. Wie ein Schicksal.

Am Abende haben sie die Paßhöhe erreicht und das Flockengeriesel in der Tiefe unter sich gelassen. Der Himmel ist da! Blau und klar, von Sternen licht.

„Jostl!" sagt Mona zum erstenmal. Er schrickt zusammen. „Du hast g'meint, es sei zu spät für mich, von der Sünd' umzukehren. Wenn du mich auch von daheim deswegen g'nommen hast — mit unsrer Lieb' ist's vorbei, Jostl."

„Vorbei?" lacht er hart. „Sie ist nie dagewesen, mein lieb's Kind. Nie. Das eine Lieb'?!"

„Jostl!" Sie wirft die Arme auseinander. „Herrgott! Warum dann — Jostl!"

„Sünd'," spricht er, klar und deutlich.

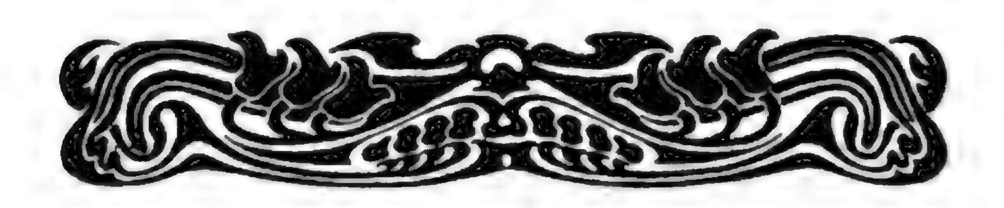
Er sieht Mona auf die Felsplatte am Abgrund treten. Er denkt nichts dabei.

In der Tiefe fällt noch immer der Schnee, weich, schaumig. Jostl steht allein unter dem blauen Nachthimmel.

Lange blickt er hinab. Wo der Schnee fällt, ist Mona gefallen.

Der Wille, der ihn gezwungen, ist tot. Aber plötzlich ist ihm, als wolle sie, daß er ihr folge.

Ueber dem Hochgebirge ist das große Schweigen der schlafenden Himmel.





ski

Sonntagnachmittag in Polen.

Gabriel Max.

Zu des Künstlers sechzigstem Geburtstag am 23. August.

Von **Fritz von Ostini.**

Ehe die jetzige reichbewegte Epoche des Münchener Kunstlebens mit ihren Spaltungen in der Künstlerschaft, ihren vielen Ausstellungen und der Menge ihrer wechselnden Erscheinungen begann, so etwa vor zwölf oder fünfzehn Jahren, standen die Gebildeten Münchens in einem wesentlich intimeren Verhältnis zu ihren berühmten Künstlern als heute. Vor allem wurde das Schaffen jedes einzelnen, der ein Liebling des Publikums war, mit dem regsten Interesse verfolgt, jedes neue Bild, das er malte, gab Gesprächsstoff für Wochen und Anregung in Fülle. Und derjenige Künstler, dessen Bilder in den siebziger und achtziger Jahren die Münchener wie die übrigen Deutschen am stärksten anzogen und beschäftigten durch ihren poetischen Reiz, die ergreifende Durchgeistigung der Gestalten und nicht zum wenigsten durch den Schauer des Geheimnisvollen, der sie durchwehte, dieser Künstler war wohl Gabriel Max. Er ging — und geht! — ganz andre Wege als die andern, und es waren nicht die heiteren Spiele des Lebens, nicht die klaren Thatsächlichkeiten des Menschenschicksals, denen er seine Stoffe abgewann. Die Paten seiner Kunst waren von Anbeginn der Schmerz und die Sehnsucht, alles Geheimnis zog ihn an, alles, was dunkel ist in Seele und Wissen, was hinweist auf die unbekannten Pfade zwischen der greifbaren Welt und der Welt, die hinter den Dingen liegt. In dieser Künstlerseele ging Denken und Dichten, Wissenschaft und Romantik seltsam ineinander. Er wagte sich mit seiner Kunst an die großen, ewig unbeantworteten Rätsel des Lebens, an das „Woher?“ und „Wohin?“ der Schöpfung, er nahm stark und leidenschaftlich Partei in Fragen der Wissenschaft — und blieb immer Maler und Poet durch und durch. Wie oft hat er den Satz auf den Kopf gestellt, daß die Tendenz der Tod der Kunst sei! Er ist in seinen Bildern für die Darwinsche Entwicklungslehre, gegen die Vivisektion, für den Spiritismus eingetreten und ist in diesen Bildern doch immer in erster Linie Maler geblieben — und was für einer! Und wenn vielleicht die breite Masse mehr durch die oft ans Sensationelle streifende Seltsamkeit und Mystik des Stoffes angezogen wurde, die Urteilsfähigen fanden an seinen Werken immer so reichen, reinen Kunstgenuß, daß dieser die spekulativen Eigentümlichkeiten des Stoffes auch bei reinen Tendenzbildern weit in den Hintergrund drängte. Was Max malte, war ja auch immer menschlich ergreifend; bei keinem bildenden Künstler seiner Zeit vielleicht hat das Herz, hat die Menschenliebe so starken Anteil am Schaffen wie bei ihm. Durch Mitleid wissend und als Wissender mitleidig, rührt er mit linder Hand an die offenen Wunden des Lebens — fast alle die vielen schönen Augen, die Gabriel Max gemalt hat, sind Augen, die geweint haben oder noch weinen, und selbst die Tiere, die er darstellt, haben mit wenigen Ausnahmen einen Zug von Leiden. Schmerz und Sehnsucht geben nicht nur für seine großen und berühmten Schöpfungen den Grundton an, sie drücken auch den ungezählten Studien- und Charakterköpfen, die Gabriel Max für den Kunsthandel schuf und für die er mit unerschöpflicher Phantasie stets wieder neue Deutungen und Bezüge findet, den Stempel auf. Der Mensch und der Künstler in ihm sind eben untrennbar in eins verschmolzen, und man muß jenen kennen oder doch von ihm wissen, um diesen verstehen zu können. Der stille, weltfremde, fast weltscheue Mann, der Forscher,



Gabriel Max.

der in seinem Museum zwischen „Tiergeripp und Totenbein“ die Zeit verbringt, die er nicht zum Malen braucht, der Philosoph, der mit heißer Sehnsucht den Blick auf ein Leben in unbekannten Sphären richtet — der mußte als Maler das werden, was er wurde. Das Mystische und Sentimentale seiner Kunst, das die Neugier der Menge fesselt, ist nicht eine um dieser Neugier willen erfolgreich betriebene „Spezialität“, es ist der naturnotwendige Ausdruck seines Wesens und würde bestehen, auch wenn sich besagte Menge nicht dafür interessierte. Aber auch die weniger kunstverständige Menge wird zu Gabriel Max nicht durch leere Neugier und Sensationsbedürfnis hingezogen. Seine Kunst ist die persönlichste, die es giebt, und Persönlichkeit in der Kunst ist immer ein starker Magnet, auch für den, der sie nicht klar erkennt, sondern nur dunkel ahnt, der nur den Hauch des Ungewöhnlichen aus ihr verspürt!

Gabriel Max entstammt einer alten Künstlerfamilie, und sein Vater, dem er am 23. August 1840 geboren wurde, war auch des Knaben erster Meister. Er war Bildhauer, und die böhmische Hauptstadt hat manches schöne Denkmal von seiner Hand aufzuweisen. Die Mutter war ebenfalls eines Bildhauers (Schuhmann) Tochter. Die ererbte Veranlagung offenbarte sich bei dem Knaben schon früh, das Abc der Kunst scheint er wie im Schlafe erlernt zu haben; als Neunjähriger kopierte er schon flott und sicher die Kartons und Zeichnungen der großen Meister damaliger Zeit, Cornelius, Schwind und Führich. Ein paar Jahre später versuchte er sich in selbständigem Schaffen, haupt-

sächlich religiöse Motive darstellend, und als Knabe von vierzehn Jahren zeichnete er einen Cyklus von Schilderungen zu Schillers „Glocke“, Blätter, in denen sich schon sein tiefes Gemüt und sein Zug zum Symbolisieren offenbarte, vor allem aber seine eminente zeichnerische Begabung. Sein Vater, der ihn unterrichtete und schon früh zum Maler, nicht zum Jünger des eignen, des Bildhauerberufes, bestimmte, wurde ihm schon 1855 durch den Tod entrissen. Andre, weniger sanfte und nachfühlende Hände übernahmen an der Prager Kunstakademie die Leitung des jungen Talentes; die stupide Gepflogenheit, den Anfängern durch das Zeichnen nach den Gipsköpfen des Antikensaales die Lust am Handwerk gründlich zu verleiden, verdarb auch ihm beinahe die Freude an der Malerei. Dazu kam, daß damals seine Liebe zu den Naturwissenschaften erwachte, mit denen sich die Kunst fortan immer in sein Herz zu teilen haben sollte. Fast wäre er so der Malerei untreu geworden. Trotz der Oede seiner ersten Schulzeit kam er aber doch flott vorwärts, und 1858 stellte er sein erstes Bild fertig, „Richard Löwenherz an der Leiche seines Vaters“, ferner eine Grisaille, „Die Vision der Libussa“. Der „Richard Löwenherz“ wurde sogar vom Prager Kunstverein gekauft, und der Erlös lieferte dem jungen Künstler die Mittel, Deutschland zu bereisen und dessen hervorragendste Sammlungen zu sehen. Mit einem schmalen Stipendium bedacht, bezog Max dann 1858 die Wiener Kunstakademie und hielt es in ihren Fesseln vier Jahre lang aus, brachte es aber freilich nicht zum Musterschüler. Er ging lieber seine eignen Wege, statt in die Werkstätten der Akademie, zeichnete und lernte viel, aber eben nicht das, was die Schablone des akademischen Unterrichts von ihm haben wollte. Schließlich verließ er die Akademie und malte zu Hause ein Bild, „Judas wirft den Hohepriestern die Silberlinge vor die Füße“. Das Bild war, wie es nicht anders sein konnte, noch in manchem unreif, aber doch schon eine starke Talentprobe; noch mehr aber wies auf seine eigenartige Begabung ein Cyklus von fünfzehn Zeichnungen zu Tonstücken hin, der 1862 vollendet wurde und das dichterische wie das malerische Genie des Zweiundzwanzigjährigen ins hellste Licht rückte. Ideenreichtum, Kompositionstalent, Stilgefühl und Verständnis für den poetischen Gehalt der glossierten Musikwerke waren da in reichstem Maße erwiesen und wurden von manchem Maßgebenden rühmend anerkannt, wenn auch die Herren Akademiker in Prag nichts davon sehen wollten und ihm ein auf Grund der letzten Leistungen erbetenes Stipendium verweigerten. Schnöde Behandlung und Verkennung seitens der Allmächtigen unsrer Kunstakademien — das war damals und noch geraume Zeit nachher eben eine unvermeidliche Programmnummer in der Entwicklungsgeschichte jedes künstlerischen Talentes, und ein junger Künstler, mit dem seine Lehrer zufrieden waren, ist später auch nicht leicht etwas geworden — damals! Jetzt ist es anders — denn jetzt sehen die talentvollen Leute meistens zu, daß sie früh genug von der Akademie wegkommen!

Gabriel Max strebte nun nach Paris, wo ihn Paul Delaroche mächtig anzog, aber auf der Reise durch München blieb er in der bayrischen Hauptstadt, durch Piloty festgehalten, dessen Schule er nun vier Jahre besuchte, mit Hans Makart das Atelier teilend. Persönlichen Einfluß hat übrigens Piloty auf Gabriel Max wohl ebenso wenig geübt wie auf seine andern Schüler, die es zu Ruhm und Größe gebracht haben. Im Jahre 1865 malte dieser seine „Martyrerin am Kreuze“, als das erste jener berühmten Bilder, die, typisch für seine Kunst, beim Klange des Namens Gabriel Max in unsrer Vorstellung auftauchen. Er hatte seinen Weg gefunden und hat ihn seitdem nicht wieder verlassen. Mit einer Produktionskraft, die nahezu beispiellos ist — Nikolaus Mann zählt bis 1890 in einem Bilderkatalog, in dem nur ein kleiner Teil der Studien- und Charakterköpfe enthalten ist, über 170 Oelbilder —, arbeitete Max nun weiter, und die Zeit, da jedes neue Bild von seiner Hand für München ein Ereignis war, hatte bald begonnen. Kaum aller seiner populärsten Schöpfungen kann hier gedacht werden. Nachdem er die nächsten Jahre noch einer reichen, leider wenig gekannten illustrativen Thätigkeit gewidmet und allein zu Goethes „Faust“ über 60 große Blätter gezeichnet hatte, kam 1869 sein „Anatom an der Leiche eines jungen Mädchens“ heraus, im gleichen Jahre noch die „Rekonvalescentin im Klostergarten“, 1870 die „Zwangsversteigerung“, 1871 sein erstes berühmtes Affenbild „Schmerzvergessen“, 1872 das ergreifende und viel reproduzierte „Licht!“ — eine geblendete junge Märtyrerin, die Ampeln verkauft, — 1873 „Gretchen in der Walpurgisnacht“, 1874 der vielbewunderte Christuskopf auf dem Schweißtuch der Veronika, dann, ebenfalls 1874, „Ein Gruß“, die erschütternde römische Cirkusscene, 1875 die „Erweckung von Jairi Töchterlein“, die „Löwenbraut“, „Der Wirtin Töchterlein“, „Gretchen im Kerker“ — alles Bilder, die großes Aufsehen im besten künstlerischen Sinne erregten. 1877 entstand „Die Kindsmörderin“, 1878 „Tannhäuser und Venus“, „St. Cäcilia“, 1879 der „Geistesgruß“, in dem des Künstlers Glaube an eine Fortdauer im Jenseits so wunderbaren Ausdruck fand, 1880 „Astarte“, 1881 „Es ist vollbracht“, das Bild des Gekreuzigten mit den zehn prachtvoll gemalten Händen, 1882 die „Jungfrau von Orleans auf dem Scheiterhaufen“, 1883 „Der Vivisektor“, das Aufsehen erregende Kampfbild, 1884 „Christus heilt ein krankes Kind“ (Berliner Nationalgalerie) und „Die Seherin von Prevorst“, 1885 „Elisabeth und Tannhäuser“, „Katharina Emmerich“ (in der Münchener Pinakothek), 1886 „Somnambule“, 1887 „Bei der Wahrsagerin“, 1888 „Eine Vision“, das „Madonnenvotivbild“ (im ganzen hat Max zwölf Madonnen gemalt), 1889 das prächtige Affenbild „Kränzchen“. In letzterem Werk schildert der Künstler mit feinem Humor eine Gruppe verschiedener Affen, die ein Bild betrachten und einander ihre offenbar sehr unmaßgebliche Meinung darüber mitzuteilen scheinen. Ueber das Bild ist viel gestritten worden, und man gab ihm im Publikum — mit welchem Recht, sei dahingestellt — auch die Untertitel „Jury“ und „Kritik“. Die Zahl der Charakterköpfe, nach denen im Kunsthandel so rege Nachfrage herrscht, ist, wie gesagt, Legion. Man sieht ja wohl dem einen und dem andern an, daß der Künstler bei seiner Schöpfung nicht mit voller Liebe am Werke war und mehr dem Zwang einer Pflicht gehorchte als dem inneren Drang. Aber viele von den Köpfen sind von seltsamer, fascinierender Schönheit. Max hat bekanntlich sein bestimmtes Frauenideal, das er nur selten verläßt: ein träumerisches Gesicht mit runden Formen und reichem Haar, großen, tiefen Augen und vollen, sinnlich warmen Lippen — aber er weiß diesen viel wiederholten Typus im geistigen Ausdruck meisterhaft zu variieren und immer wieder nach einer neuen Seite hin interessant zu machen.

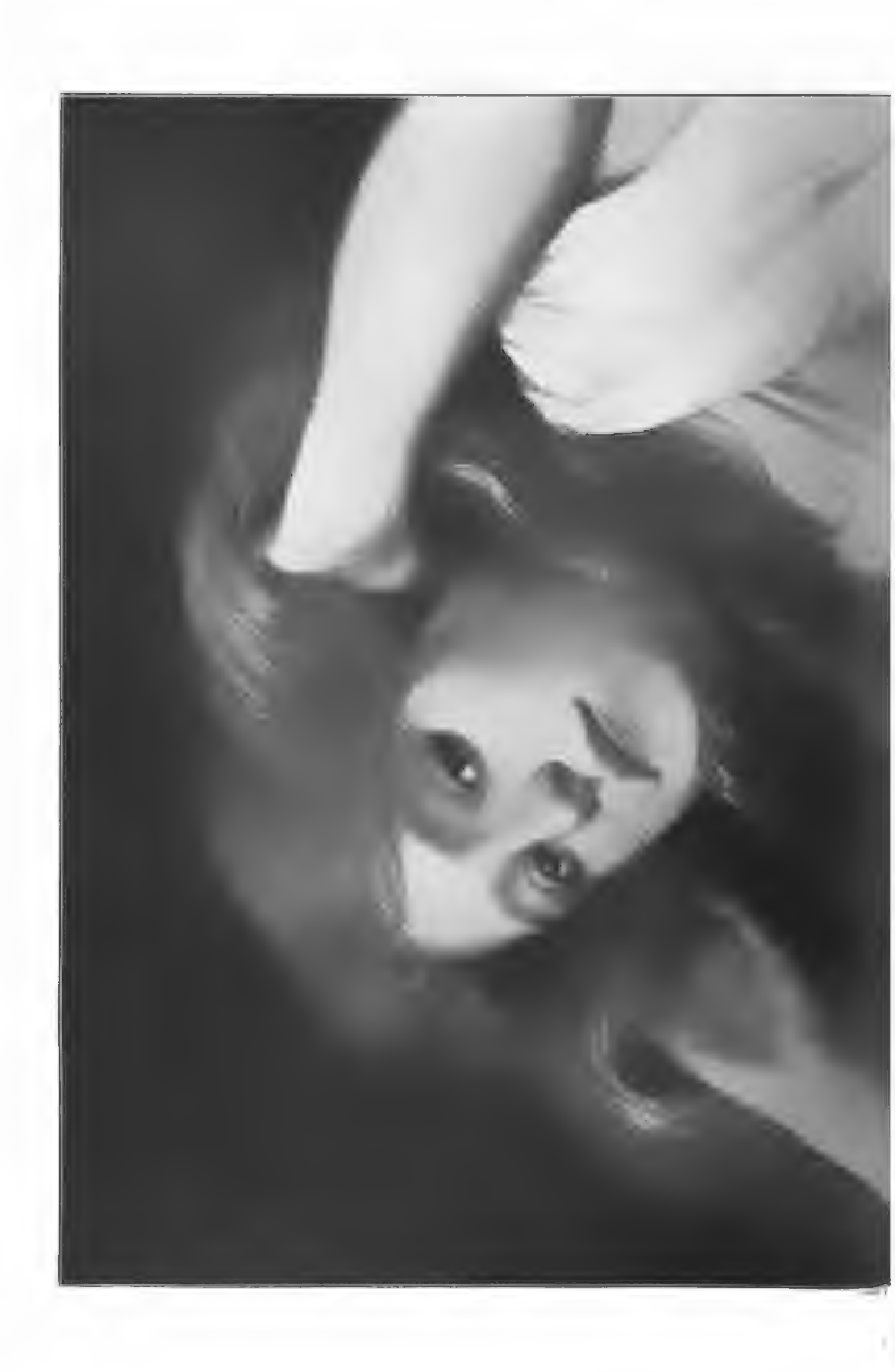
In den künstlerischen Kampfzeiten, die München seit 1888 erlebte, hat sich Gabriel Max nach keiner Richtung als Parteigänger bethätigt. Der Lärm des Konkurrenzgetriebes ist seinem Wesen fremd, die Welt, in der er lebt, liegt hinter einer Thür, die dem Lauten und Banalen mit festem Riegel versperrt ist. Da lebt er seinem reichen wissenschaftlichen Besitz, seinen Forschungen, seinen Träumen, seiner Kunst und seinem Behagen. Und seinen Kindern! Seine beiden Söhne haben sich auch der Kunst zugewandt, und der eine, Colomb Max, der Bildhauer ist, hat schon einen vielverheißenden Beweis seines Talentes in der Oeffentlichkeit sehen lassen.



Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

Gabriel Max

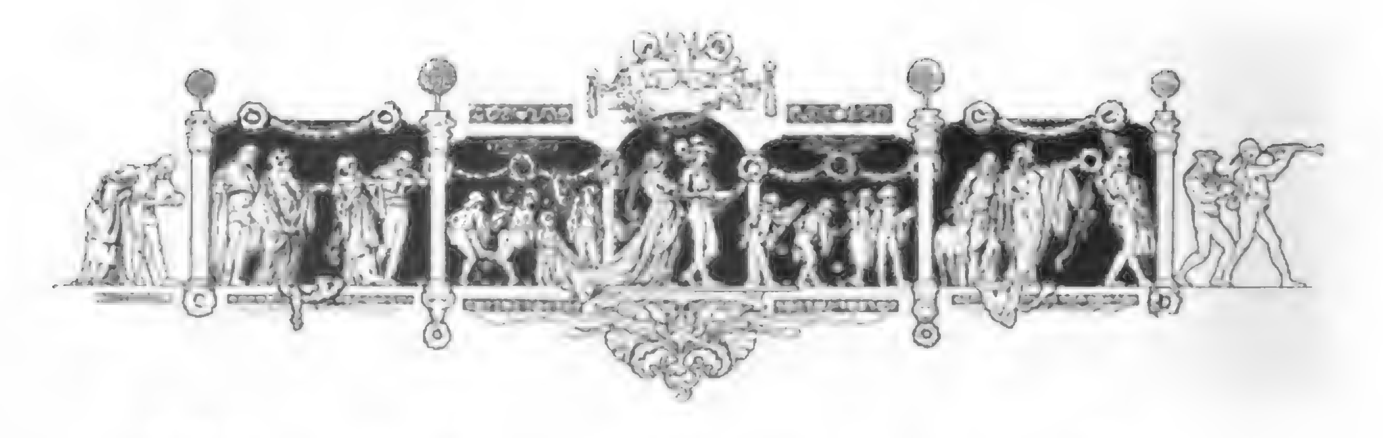
Schlecht gelaunt.





Gabriel Max

Lady Morgan.



Was die Braut geträumt hat.

Ein Gelegenheitsgedicht

von

Hugo von Hofmannsthal (Wien).

Personen:

Die Braut.	
Erstes Kind im Traum	Der Gott Amor.
Zweites Kind	Die kleine Mitzi.
Drittes Kind	Ein Kind aus Günselsdorf.

(Mädchenzimmer. In der Mitte ein kleiner Tisch mit einer brennenden Lampe, daneben ein Fauteuil. Links ein Fenster mit weissem Vorhang, rechts ein Alkoven, im Hintergrund eine Thür.)

Die Braut

(tritt in die Thür. Der Bräutigam, unsichtbar, begleitet sie bis an die Thür. Langsam entzieht sie ihm ihre Hand und tritt ein. Einen Augenblick steht sie, in sich versunken, dann läuft sie an das Fenster, schiebt den Vorhang auf und winkt „gute Nacht" hinunter. Schliesst den Vorhang wieder, geht zur Lampe und sieht mit leuchtenden Augen den Verlobungsring an. Fängt an, ihre Armbänder abzulegen, langsam, halb in Träumerei verloren. Sie setzt sich in den Fauteuil, und allmählich fallen ihr die Augen zu. Sie schläft ein. — Pause. — Aus dem Vorhang des Alkovens schlüpft das erste Kind. Es ist der Gott Amor, mit goldenen Flügeln, den Köcher mit Pfeilen auf dem Rücken, den Bogen in der Hand. Er läuft auf die Schlafende zu, zupft sie am Kleid, berührt endlich ihre Hand.)

Die Braut (aufgestört).

Wer ist das?

Das Kind (auf seinen Bogen gestützt).

Ich bin dein Herr,
Den du fürchtest und verehrst!

Die Braut.

Liebes Kind, du bist mein Gast,
Und mir ist vor allen Dingen
Unbescheidenheit verhasst!
Heftig hass' ich solche Kleinen,
Die mit unverschämten Reden
Sich emporzubringen meinen,
Und durchschaue einen jeden!
Schwach und plump sind diese Netze,
Die ein billiges Geschwätze
Stellt der Neigung einer Frau,
Und wir kennen sie genau!
Ungeduldig manches Mal
Macht dies ewige Geprahl',
Denn ihr wisst nicht zu beginnen,
Und ihr wisst auch nicht zu enden.
Wenn ihr ahntet, gute Kinder,
Wie viel mehr an Kraft und Kunst
Wir Verschwiegenen verschwenden
An ein Lächeln, an ein Nicken,
An ein Zeichen unsrer Gunst,
Das wir so verstohlen schicken!
Welche tiefverstellte Müh'
Unsre leichten Worte zügelt
Und die zögernden beflügelt:
Nicht zu spät und nicht zu früh,
Scheinbar im Vorüberschweben
Doch sich völlig herzugeben, —
Ihr verstummtet ja vor Scham . . .

Amor.

Mit Vergnügen muss ich sagen,
Dieses A-B-C aus meiner
Schule ist dir ganz geläufig,
Denn du sollst nur ja nicht meinen,
Dass von diesen Sätzen einen
Dir das sogenannte Leben
Hat als Lehre mitgegeben . . .
Alles, alles ist von mir!

Die Braut.

Du bist derart ungezogen,
Dass es unterhaltend ist.
Aber willst du dich nicht setzen?
Dies ist zwar ein Mädchenzimmer,
Und der kleinen Lampe Schimmer
Will vor Staunen fast vergehn,
Einen jungen Herrn zu sehn . . .
Doch ist alles wohl ein Traum,
Die Gedanken haben Leben,
Und der ganze kleine Raum
Scheint zu schwanken, scheint zu schweben.
Setz dich doch!

Amor (wirft einen Puff um, legt ihren Mantel, den sie früher abgelegt hat, darauf und setzt sich).

Nur auf das Meine!
Wie der Jäger auf die Beute,
Wie der Sieger auf den Thron
Aufgeschichteter Trophäen;
Anders soll mich keiner sehen!

Die Braut (lachend).

Aber das ist doch mein Mantel!

Amor.

Dein und folglich wohl der meine!
Bist doch selber, Kleine, Schwache,
Meine Puppe, meine Sache,
Kannst dich mir ja nicht entziehn;
Von den Spitzen deiner Haare
Zu den Knöcheln deiner Füsse
Lenk' ich dich mit tausend Fäden,
Und ich dichte deine Reden,
Alles kann ich aus dir machen.

Die Braut (lacht).

Amor (steht auf, drohend).

Kennst du deinen Herrn so schlecht?

Die Braut (lacht).

Amor (ihr in die Augen).

Willst du immer weiter lachen?!

(Unter der Gewalt seiner Blicke steht sie wie mit gebrochenen Gliedern auf und weicht ein paar Schritte vor ihm zurück.)

Die Braut.

Sieh mich nicht so an, du bist
Mir zu stark! Mit deinen Blicken
Saugst du mir die Seele aus,
Und ich bin so fremd, so leer,
Um mich alles fremd und leer,
Und ein namenloses Sehnen
Zieht mir meinen armen Sinn
Irgendwo . . . wohin? wohin?
Wohin willst du, dass ich gehe?
O, ich werd' den Weg nicht finden,
Schwer sind meine Augenlider,
Meine Kniee zieht es nieder,
Und es ist so weit, so weit
Ueber Seen, über Hügel!
Sind das wirklich deine Künste —
Diese fürchterliche Schwere . . .?
Aber hast du nicht die Flügel?!
Ja, du willst mich nur beschämen
Und dann alles von mir nehmen.

(Amor macht eine Gebärde: „Sie soll knieen“.)

Knieen soll ich? Sieh, ich kniee!
Sieh, ich falte meine Hände,
Aber mach ein Ende, ende!

(Amor weicht während der nun folgenden Worte langsam von ihr zurück, immer die Augen auf ihr, und verschwindet mit einem Sprung auflachend im Kamin.)

Ja, ich habe Furcht vor dir,
Und wenn ich es schon gestehe —
Ist dir nicht genug geschehen?
Komm, ich brauche deine Nähe,
Bleib bei mir, ich will dich sehen!
Zieh nicht deine Blicke wieder
Langsam so aus mir heraus
Wie den Dolch aus einer Wunde!
Kannst du lachen, wenn ich leide,
Kannst du sehen . . .

(Aufspringend.)

Er ist fort!
Und es kichert da und dort.
Welche tückischen Gewalten
Stecken hinter diesen Falten?
Schütteln diese Wände böse
Träume auf mich Arme nieder,
Weil ich mich von ihnen löse?

(In den Vorhängen des Fensters erscheinen zwei Kinderhände.)

Die Braut (auf die Hände zugehend).

Hände! Bist du wieder da?
Und jetzt wirst du mich verwöhnen,
Ja? Mit deinen andern Spielen,
Mit den lieben, mit den schönen.
Wie zwei kleine Schmetterlinge
Hängen diese kleinen Dinge
An dem Vorhang, in den Falten,

Und ich will die beiden fangen,
Will dich haben, will dich halten.

(Wie sie die Hände fasst, wickelt sich das zweite Kind halb aus dem Vorhang. Die Braut tritt misstrauisch zurück.)

Mitzi, du? Und doch nicht ganz!
Wie kommt diese hier herein?
Und in ihren Augen wieder
Dieser sonderbare Glanz,
Wie bei ihm ... Was soll das sein?
Wie sich alles das vermischt!

Das Kind.

Hab' ich endlich dich erwischt!

Die Braut.

Bist du denn die Mitzi?

Das Kind.

Freilich!
Was das Mädel fragt! Du bist
So verliebt, du wirst dich bald
Selber nicht im Spiegel kennen.

Die Braut.

Ja, was willst du denn bei mir?

Das Kind.

Ach, sie dürfen's ja nicht wissen!
Niemand weiss es, dass ich hier bin!
Aber ich hab' sehen müssen,
Keine Ruhe hat's mir lassen ...

Die Braut.

Was denn sehen?

Das Kind.

Wie du bist!
Wie das ist, wenn eine —

Die Braut.

Nun?

Das Kind (lacht).

Eine neue, neue Braut!
Wie sie schläft und wie sie schaut,
Wie sie aussieht, was sie macht!
Nein, ich hab' mir's so gedacht,
So gedacht, dass es so ist:
Dass du gar nicht schlafen kannst,
Dass du auf und nieder gehst
Und mit so verträumten Augen
An dem lieben Ringe drehst!
Immer schicken sie mich schlafen,
Aber klüger war ich heute!
Was hat Nacht mit Schlaf zu thun?
Ruhen müssen alte Leute,
Kleine Kinder müssen ruhn —
Doch wenn ich erwachsen bin,
Lasst mich nur mit Ruhn in Ruh',
Grad so mach' ich's dann wie du!

(Sie biegt bei den letzten Worten die Falten auseinander, tritt ins Fenster zurück und lässt den Vorhang wieder zufallen.)

Die Braut.

Geh, was stehst du so im Fenster,
Halb im Vorhang wie Gespenster,
Komm doch her!

Die Stimme des Kindes.

Wie dumm du bist!

Die Braut (tritt zum Fenster und hebt den Vorhang auf).

Leer der Vorhang! Fort das Kind!
Nein, was das für Träume sind!

(Sie bleibt nachdenklich stehen. — Pause. — Die Uhr auf dem Kamin schlägt drei. Die Braut dehnt sich wie im halben Erwachen und spricht leise vor sich.)

Still! Was war das für ein Schlag?
Drei Uhr früh! Bald kommt der Tag!
Ueber leuchtende Gelände
Kommt er gross heraufgezogen:
Dann ist alles wieder wahr!
Sonne fällt auf meine Hände ...
Wie so licht und wie so klar,
Tag um Tage, ohne Ende!

(Sie geht ganz langsam nach vorn. Während ihrer letzten Worte ist das dritte Kind leise bei der Thür hereingeschlüpft und steht vor ihr. Es ist ein kleines Schulkind mit erfrorenen Händen, eine Schiefertafel unterm Arm, Schneeflocken auf der Pelzmütze.)

Die Braut.

Geht dies Blendwerk immer weiter?
Wo die eine früher stand,
Steht aufs neue solch ein Kleines!
Doch jetzt bin ich schon gescheiter,
Und so leicht erschreckt mich keines.

Das Kind aus Günselsdorf.

Rat einmal, woher ich komme!

Die Braut.

Du?

Das Kind.

Aus Günselsdorf.

Die Braut (ungläubig).

Ach geh!

Das Kind.

Durch das Dunkel, durch den Schnee.
Ueber Dächer, über Bäume
Bin ich hier hereingeflogen.

Die Braut (sie setzt sich nieder).

Fliegen kannst du? Bist geflogen?
Und von dort?

Das Kind.

Es ist nicht schwer.
Wo du meinst, dort komm' ich her.

Die Braut.

Glaub' ich dir?

Das Kind.

Vom grossen Haus
Mit dem hohen, hohen Rauchfang
Und den vielen, vielen Spindeln.

Die Braut.

Kleine, Kleine, kannst du schwindeln!

Das Kind.

Ach, jetzt ist es gar nicht lustig,
Durch die kalte Luft zu fliegen:
Weggenommen ist der Himmel,
Bunte Wolken giebt es keine,
Man begegnet keinen Vögeln,
Keine Landschaft liegt im weiten!
Aber kommt der Frühling nur,
Wird die ganze bunte Welt
Wieder prächtig aufgestellt:
Bäume stehen, Büsche schwellen,
Und die Teiche und die Bäche
Haben Enten auf den Wellen;
Auf der grossen grünen Fläche
Wachsen viele Blumen auf,
Käfer haben ihren Lauf,
Vögel nehmen ihren Flug,
Lustig ist es dann genug!

Die Braut.

Redest du von Welt und Leben
Wie von schönen Spielerein,
— Kindertage fühl' ich weben,
Ganz Vergessnes schwebt herein!
Unbegreiflich liebe Dinge
Schweben fern und schweben nah,
Und ich fühle ihre Schwinge
Anders als mir je geschah!
Kleine, Kleine, rede weiter,
Rede weiter, führ mich weiter,
Führst mich nicht auf einer Stiegen?
Grossen Stiege, hellen Leiter . . .
Hohen goldnen Himmelsleiter . . .?
Können wir . . . nicht . . . beide . . . fliegen . . .?

(Die Augen fallen ihr zu.)

Das Kind.

Himmelsschlüssel werden wachsen,
Und es blüht der viele Flieder
Um und um in eurem Garten!
Und da geht ihr auf und nieder
Und seid immer Mann und Frau,
Esst aus einer Schüssel beide,
Trinkt aus einem Becher beide . . .
Aber hörst du mich denn, du?
Hast ja beide Augen zu!

Die Braut (immer mit geschlossenen Augen).

Freilich . . . war das nicht das letzte:
„Wachsen goldne Himmelsschlüssel?“ . . .
Anders war es . . . anders . . . anders . . .
„Trinken nur aus einem Becher,
Essen nur aus einer Schüssel . . .“

(Sie schläft ein.)



A. H. Plinke.

Aus der Lüneburger Heide.

Von

Hugo Amberg.



Kreuzhaus.

Im Nordwesten unsers schönen deutschen Vaterlandes liegt ein wenig besuchter, von Straßen und Eisenbahnen nur spärlich durchzogener Landstrich, der trotz seines schlechten Rufes auf den Wanderer einen ganz außerordentlichen Eindruck macht, nicht nur durch seine landschaftliche Schönheit, sondern auch durch das altertümliche Gepräge, das seine Bauten sich bewahrt haben. Es ist ein eigenartig Fleckchen Erde, diese Lüneburger Heide, — wie mag sie nur so in Verruf gekommen sein?

Wer die Heide schmäht, kennt sie nicht, oder er versteht ihre Sprache nicht, denn verstanden und belauscht muß sie sein, offenen Auges und empfänglichen Gemütes müßt ihr sie durchwandern, wenn sie sich euch offenbaren soll. Schön ist die Heide im Frühjahrssonnenschein, wenn blühender Ginster sie in ein leuchtendgelb Gewand kleidet und die schmiegsame weißstämmige Birke frisches, saftiges Grün schmückt; schön im Sommer zur Zeit ihrer Blüte, wenn summende Bienen aus rosigen Blüten Honig tragen, wenn das Auge, wohin es auch die Blicke gleiten läßt, nur sanft geschwungene, in zartes Rot gehüllte Hügel sieht, die sich in blauer, duftiger Ferne verlieren. Und wie ist die Heide bezaubernd, wenn das klare Licht des bleichen Mondes, über die Hänge gleitend, die alten tausendjährigen Gräbermale umschimmert, wenn der Wacholder in gewaltigen, fast erschreckenden Formen vom Nachthimmel sich abhebt und gigantische Schatten auf den Boden wirft, wenn Birke und Föhre leis im Nachtwind rauschen. Ernst, fast melancholisch im Herbst mit dem braungrünen, sammetartigen Teppich, wenn trüb alle Bäume unter dem Druck steter Nordwestwinde geneigt sind und das trockene Laub des Eichenstühbusches rauscht; früh bricht die Dämmerung herein, Sturmriesen türmen am Himmel die Wolken zu Hauf, und der mit seiner Herde eiligst heimziehende Schäfer glaubt wohl die wilde Jagd am Himmel über den nahen Wald dahinjagen zu sehen. Wenn aber der Winter einzieht, mit reichlichem Schnee die Heide bedeckend, die Bodenunebenheiten ausgleichend, wenn man bis in unendliche Weite nur eine weißglänzende, blendende Fläche sieht, alles ringsum wie ausgestorben, welch ein erhabener Anblick, fast ähnlich dem des Meeres.

Mächtige Waldungen sollen früher die Heide bedeckt haben, das mag aber Jahrhunderte her sein, und vor Tausenden von Jahren deckte wohl die Meeresflut den Boden, aus dessen Gebüsch jetzt jubelnd die Lerche gen Himmel steigt. Schon die leicht gewellte Bodenfläche spricht für diese Annahme, noch mehr aber die zahlreichen Versteinerungen von Seetieren, die man im Sande findet. An einzelnen Stellen zeigen sich weißaufragende Dünen, spärlich bedeckt mit Gräsern.

Von Norden her trugen in unvordenklicher Zeit die wandernden Eismassen gewaltiger Gletscher große Mengen von Steinen, die rings das Land bedecken, teils tief im Boden eingewühlt liegen. Aus ihnen bildeten einst unsre Vorväter die mächtigen Gräber, die, dem Zahn der Zeit trotzend, erst in neuerer Zeit von den Menschen allmählich zerstört werden. Wohl das größte dieser Gräber, ernster Zeugen der Zeit eines Heldengeschlechtes, befindet sich in Fallingbostel unter den sieben Steinhäusern, von denen leider nur noch fünf vorhanden sind. Im Boden versteckt finden sich vielerorts kleinere Gräber ohne Grabhügel; der pflügende Landmann schont sie wenig, er weiß auch kaum, welcher Zeit sie entstammen, denn er schilt auf die „Taterpütt" (Zigeunertöpfe), welche die Bearbeitung des Bodens erschweren. Mit den Steinen des Landes wurde ein schwunghafter Handel nach Holland getrieben, der Bau von Landstraßen hat große Massen verschlungen, so daß auch die Gräber nicht geschont wurden und bald das letzte verschwunden wäre, wenn nicht der Staat die bedeutendsten aufgekauft und jede fernere Zerstörung verboten hätte.



Heidelandschaft.

Der Boden der Heide ist, wie schon gesagt, ein sanft gewellter, das Heidekraut, Calluna vulgaris, bedeckt ihn fast ausschließlich. An Bäumen sehen wir die windzerzauste, stets wettergebeugte Birke, oft bis zu einer ziemlichen Stärke entwickelt; sie begleitet gewöhnlich die wenig sichtbaren Wege und ist oft, wo diese sich ganz verlieren, dem einsamen Wanderer der Wegweiser; Wacholder, gewaltige, knorrige, allen Stürmen trotzende alte Burschen in den wunderlichsten Formen, bedecken große Flächen, untermischt mit Hagebuchen und außergewöhnlich großen Stecheichen (Hülsen). Die Waldungen bestehen zum größten Teil aus Nadelhölzern, aber auch Eichen- und Buchenbestand kommen auf besserem Boden vor, und in solchen Wäldern wie dem Garlstorfer, wo die Bodenbildung eine ziemlich bergige ist, könnte man sich in einen Hochwald versetzt glauben.

Bei Wilsede.

Die vom Hochplateau der Heide abfließenden Bäche und Flüsse durcheilen tiefeingeschnittene Thäler, üppige grüne Wiesen, und starker Busch- und Baumwuchs umsäumt die Wasser, die manche reizend gelegene Mühle zu treiben haben.

Der Unkundige, der über die Heide wandert, sucht wohl vergeblich ein Obdach, das ihn vor drohendem Wetter schirmen oder ihm zur Nacht eine gastliche Stätte bieten kann. Wohin der Blick sich auch wendet, nirgendwo ein Haus zu sehen, nur Heide und vereinzelt nah oder fern kleine Waldstreifen. Wie ein kleiner Wald sieht auch das Heidedorf aus. Rings umgeben von Anpflanzungen zum Schutz gegen Stürme und Winterkälte, liegt es dem Auge versteckt, nur selten ragt eine Kirchturmspitze hervor oder schimmert ein rotes Dach durch die Bäume. Das ist uralte Sitte. In dunkeln Bäumen liegt, umzogen von einem trotzigen Steinwall, der Hof des Heidebauern. Die Steine aus der Heide und den Gräbern bilden den schützenden Wall und die Grundmauer des Hauses. Meistenteils hat der Hof zwei Eingänge; betreten wir ihn, so bemerken wir sogleich eine ganze Anzahl von verstreut umherliegenden Gebäuden. Tief hinten im Hof unter rauschenden Eichen das Bauernhaus; ein langgestrecktes Gebäude mit hohem, pferdekopfgeschmücktem Giebel und niederen Seitenmauern, vereinigt es Wohnung, Viehstall und Scheune unter einem mächtigen Strohdach. Durch die offene, große, in der Mitte des einen Flügels quergeteilte Thür der Giebelwand quillt blauer Rauch, der der Feuerstelle im Innern des Hauses entsteigt. Wie eigen mutet uns, die wir nun die Diele beschreiten, das im Hintergrunde auf niedrigem Herd, oft fast zur ebenen Erde brennende Feuer an; rechts und links sehen wir das Vieh, den Kopf der Diele zugewandt, stehen, hier die Pferde, dort die Rinder. An die Ställe schließen sich die Kammern der Knechte und Mägde, bis sich die Diele erweitert und wir in das „Flett" gelangen, den Raum, wo sich die Feuerstelle befindet. Hier ist der Platz der Hausfrau. Während sie am Herde sitzt und arbeitet, übersieht sie mit einem Blick die drei Thüren des Hauses, geradeaus die über den Düngerhaufen ins Freie führende Hauptthür (Mistendör), rechts und links zwei kleinere Thüren zum Hof und zum Garten; sie sieht, wer kommt und geht, überblickt das arbeitende Gesinde und achtet auf das Vieh. Hinter der Herdwand beginnen die Kammern, „Dönzen" genannt; sowohl von der Wohnstube wie von der Schlafkammer überblickt man durch kleine Fenster die Diele, die so geräumig ist, daß der große Erntewagen auf ihr Platz finden kann. Der aus festgestampftem Lehm hergestellte Fußboden wird zum Dreschen des Korns benutzt, während



Wassermühle in Steinbeck.

der über der Diele befindliche hohe Dachboden die Kornschätze des Bauern birgt. Von der Decke der Diele herab und im Flett hängen in stattlicher Zahl Schinken und Würste, im ewigen Rauch des Feuers vor Verderbnis geschützt. Das aus den niedrigen Ställen, über denen sich die „Hillen" genannten Futterböden befinden, in die Diele blickende Vieh frißt gewöhnlich vom nackten Boden oder aus Trögen; eine Ausnahme machen wohl nur die Pferde, deren Futter in Krippen gestreut wird. Vom „Hillen" herunter gackert das eierlegende Huhn, und die Gänseschar durchwandert schnatternd die Diele. In einer Ecke des Fletts oder in der mit buntbemalten Fenstern einst vielgeschmückten „Dönz" steht der Estisch, wo sich Herr und Knecht zu den gemeinschaftlichen Mahlzeiten einfinden. Nur noch in wenigen Höfen ißt alles aus einem Topf. Das Mahl ist einfach, derb und kräftig; Speck, Eier, Schwarzbrot und Kartoffeln spielen dabei eine Hauptrolle.



Schnucken.

Der Bauer führt uns jetzt hinaus auf den Hof. Ueber den „Stakentun" (Staketenzaun) werfen wir einen Blick in den Kraut- und Blumengarten; dort liegt das Backhaus, in dem auf Wochen hinaus das Brot gebacken wird; summende Bienen umschwärmen uns, wir erraten, daß unfern der Bienenzaun sich befindet. Am Brunnen vorbei gelangen wir zur Kätnerswohnung; behaglich grunzende Schweine wühlen vor derselben in einer Pfütze. Jene Gebäude dort sind Scheunen, bestimmt, den allzu reichen Segen zu fassen, und dahinter erstrecken sich die Schweineställe mit dem geräumigen, eingehegten Tummelplatz. Noch ein Stall steht am äußersten Ende des Hofes, unfern vom Ausgang, der Schafstall. An der Seite trägt er als Anbau ein auf offenem Ständerwerk ruhendes Dach, unter dem sich die Wagen und das Ackergerät des Hofes befinden. Wer hätte nicht schon gehört von den Heidschnucken, die so charakteristisch für die Lüneburger Heide sind? Jeder Hof, der Heideland besitzt, hat solche Herden, oft zu 300 bis 600 Stück. Wie genügsam sind die kleinen, grau-braunen Dinger! Nächst dem Heidekraut bilden die stacheligen Nadeln des Wacholders ihre Hauptnahrung; frisches Grasfutter soll ihnen gar nicht zuträglich sein. Täglich wandert der Hirt mit ihnen hinaus, begleitet vom klugen Hunde, der die Herde zusammenhält; in großer Hast trippeln sie über die Heide dahin, bald hier, bald dort rupfend, in steter Bewegung. Im Winter, wenn Schnee das Land deckt, ist ihre trübste Zeit; da scharren sie ängstlich blökend die trockene, holzige Heide unter dem Schnee hervor; karg ist dann das Mahl, und der Bauer ist häufig gezwungen, zur Stallfütterung zu greifen. Die Wolle der Heidschnucken oder „Schnucken", wie man sie kurzweg nennt, soll nicht besonders sein, auch ist der Ertrag viel geringer als der des in den Heiden schlecht gedeihenden „finen Schaaps" (Merinoschaf). Man hält sie, abgesehen von ihrem Fleisch, das einen vorzüglichen, wildartigen Braten liefert, hauptsächlich des zur Aufbesserung des Landes außerordentlich notwendigen Düngers wegen. Da die Heideländereien des Hofes gewöhnlich sehr groß und weitläufig sind und man die Schnucken nicht allabendlich zu Hof treiben will, finden sich in der Heide verstreut, oft weit vom Hof, in kleinen Holzungen oder doch von Bäumen umgeben, Ställe zur Unterbringung der Herde, Schnuckenställe.



Schafhirt.

Sie führen uns eine recht alte Bauweise vor Augen. Auf niedriger Steinmauer ruht der Dachstuhl; das strohgedeckte, mit Moosen und Gräsern bewachsene Dach berührt fast die Erde; graugrünes, verwittertes Holz bekleidet die Giebel, in denen sich je eine große Doppelthür befindet. Zur Ansammlung des Düngers ist der Erdboden im Innern des Stalles mit „Heideplaggen" — samt den Wurzeln abgeschlagene Heidestücke — bestreut. Die Schnuckenwirtschaft selbst geht allmählich zurück, ja am äußeren Rande der Heide sind die Schnucken wohl ganz verschwunden. Ihre Existenz ist an große Heideflächen gebunden; wo diese fehlen, gehen sie ein, und es tritt an

die Stelle dieses typischen Schafes, das eines der ältesten deutschen Haustiere ist und wahrscheinlich schon von den einwandernden Völkerschaften mit ins Land geführt wurde, das „feine“ Schaf.

Im Hofe ist nach der Mittagspause wieder alles bei der Arbeit. Fleißig hantiert die Bäuerin mit den Mägden im Hause, Söhne und Knechte ziehen mit den Ackerwagen ins Feld. Selbst die Kinder, deren Kräfte für die Feldarbeit noch nicht ausreichen, suchen sich nützlich zu machen; im nahen Walde sammeln sie eifrig die blaue Bickbeere und auf der Heide die schön gefärbte Kronsbeere, die beide in nicht unbedeutender Menge verschickt werden. Der Altenteiler, der Vater des jetzigen Hofbesitzers, kann Arbeit noch immer nicht missen; überall macht er sich Beschäftigung. Im Herbst stellt er Schlingen für den leidigen Drosselfang; manch armes Vögelein muß da auf schreckliche Weise sein Leben lassen, um als „Krammetsvogel“ den Gaumen des Feinschmeckers zu kitzeln.

Wo der Hof sich keinen Imker leistet, übernimmt der Alte, wenn er noch rüstig genug ist, die Pflege der Bienen, die wohl aufmerksamer Wartung bedürfen, dafür aber auch eine ansehnliche Erwerbsquelle bilden, denn der Heidehonig gilt als besonders würzig und wohlschmeckend.



Aufgang in einem Bauernhause.

Groß ist der Landbesitz des einzelnen Heidebauern, doch der Boden bedarf ausdauernder Bearbeitung, ehe er Früchte trägt; indessen macht diese Arbeit froh und erhält gesund. Von dem Hasten der Welt draußen dringt kein Mißton in das ruhige, arbeitreiche Leben des Heidebewohners hinein.

Wir nehmen Abschied von den freundlichen Menschen, verlassen die gastliche Stätte und schreiten wieder hinaus in die hohe Heide. Im Scheine der Nachmittagssonne ziehen wir jetzt fast wehmütig heimwärts; es summen die Bienen, die Lerchen singen, geschäftig fliegen die Häher zum Walde. Weither trägt uns der Wind die zitternden Schläge der Dorfuhr zu. Vor uns flüchtet ein Birkhuhn, zwischen entfernten Hügeln zieht eine Herde Schnucken dahin, bald in der Senkung des Bodens verschwindend, dann wieder auftauchend; wir aber wandern weiter durch ein rotes Blütenmeer von duftender Heide, jetzt durch Sand und Kiesgeröll bergauf, dann durch ein Stücklein Wald, dann wieder bis an die Knie im Heidekraut, vor uns die blaue Ferne.





Bibliographische Rundschau.

Von

Ludwig Holthof.

Die deutsche Kunst im neunzehnten Jahrhundert.

Zeitgeschichte zu schreiben, ist stets ein mißliches Unternehmen. Nicht mit Unrecht hat Horaz es einmal „trügerisch wie Würfelspiel" genannt und es mit dem Einherschreiten über ein unter der Asche noch fortglimmendes Feuer verglichen. Der Vergleich ist zutreffend, und allzu oft nur wird man an den unerquicklichen Geruch angesengten Sohlleders erinnert, wenn man sich durch die Darstellung von Ereignissen und Zuständen durcharbeiten muß, die noch nicht in völliger historischer Abgeschlossenheit hinter uns liegen. Etwas von dieser Empfindung hat in uns auch die erste Serie der großen Monographien hervorgerufen, die, unter Paul Schlenthers Leitung (bei G. Bondi in Berlin) erscheinend* uns das neunzehnte Jahrhundert in Deutschlands Entwicklung schildern sollen. Einen allgemein befriedigenden Eindruck hat von diesen Werken überhaupt wohl nur das erste gemacht, Theobald Zieglers „Geistige und soziale Strömungen", während R. M. Meyers „Geschichte der Litteratur" und Cornelius Gurlitts „Deutsche Kunst des neunzehnten Jahrhunderts" nur geteilten Anklang gefunden haben. Die beiden zuletzt genannten Werke trifft, interessant und geistvoll, ja bedeutungsvoll, wie sie ohne jede Frage sind, nur allzusehr der von Horaz erhobene Vorwurf; sie fallen in die Klasse der Bücher subjektiven und subjektivsten Charakters und müssen daher einigermaßen befremden in einer Sammlung, deren Zweck es sein soll, eine objektive Uebersicht über die letzten hundert Jahre deutsch-nationaler Entwicklung zu geben.

Wenn man den Standpunkt Meyers und seiner Kritik einen impressionistischen genannt hat, so trifft dieser Ausdruck für die Gurlittsche Anschauungs- und Darstellungsweise, mit der wir uns etwas eingehender beschäftigen wollen, kaum mehr zu; das impressionistische Moment ist hier dem persönlichen in der engsten Umschreibung des Wortes gewichen. Gurlitt ist ein unterrichteter und geistvoller Mann, ja, mehr als das, er ist ein künstlerisches Temperament oder doch das Stück eines solchen, und seinem Buche kommt das nach mehr als einer Richtung hin zu gute, allein zum Historiker fehlt ihm nicht mehr als alles, und es wird daher jeder eine ziemlich bittere Enttäuschung erleben, der in seinem Buche das sucht, was die Titelbezeichnung in Aussicht stellt, eine ruhig abwägende, überall klare und bestimmte Grenzen ziehende Ueberschau über die Thaten und Ziele deutscher Kunst in den letztverwichenen hundert Jahren. Hätte der Verfasser seinem Buche einen Leitspruch voranstellen wollen, so hätte es nur die Strophe des alten Brentanoschen Kampfliedes der Romantik sein können:

> Zum Hassen oder Lieben
> Ist alle Welt getrieben,
> Es bleibt uns keine Wahl,
> Der Teufel ist neutral.

Haß und Liebe sind bei ihm alles und die Neutralität des Teufels Sache, und das so sehr, daß er künstlerische Erscheinungen und Richtungen, denen er sein Herz nicht zuwenden kann, am liebsten der Sehweite seines Auges ganz und gar entrückt. Es mag das zu gutem Teil auf Rechnung seines warmblütigen Künstlertemperaments zu setzen sein, allein mehr noch erscheint es als Folge des — sollen wir sagen, ihm durchaus mangelnden oder von ihm gewaltsam unterdrückten historischen Sinnes. Daß alles, was um uns her geschieht, aus bestimmten zuständlichen Ursachen ersließt, daß diese Zustände einem mit Notwendigkeit sich vollziehenden fortwährenden Wechsel unterworfen sind, und daß mit den wechselnden Ursachen ein ständiger Wechsel der Erscheinungen einhergeht, mit einem Worte, daß die Geschichte ebensowenig wie die Natur einen Sprung oder etwas Zufälliges kennt, diese modernste aller modernen Erkenntnisse scheint sich dem Verfasser trotz seines heißen Bemühens, als moderner Mensch zu denken und zu empfinden, vollständig zu entziehen. Das Gesichtsfeld der Geschichte löst sich ihm in eine mehr oder minder begrenzte Anzahl einzelner Punkte auf, die sich zum Teil wohl zu Gruppen zusammenschließen und in ihrem gegenseitigen Verhalten eine gewisse rhythmische Bewegung zu erkennen geben, im großen und ganzen aber die Natur von Einzelerscheinungen nicht verleugnen. Daher die von ihm befolgte eigentümliche Darstellungsweise, die man am besten wohl als atomistisch bezeichnen kann. Teilt er auch das von ihm beherrschte große Gebiet in mehrere Sondergebiete ein, die sich mit den Kapitelbezeichnungen: Das Erbe (des achtzehnten Jahrhunderts), Die Klassiker, Die alten Schulen, Die Landschaft, Die Romantiker, Die historische Schule, Das Streben nach Wahrheit und Die Kunst aus Eigenem decken, so findet doch kaum irgendwo eine strenge Grenzabsonderung statt, und es bewegt sich die Darstellung fast unausgesetzt in der Zickzacklinie, wie das Schauen des Impressionisten sie bedingt. So kommt es in dem vor unser geistiges Auge gebannten Bilde fortwährend zu Verschiebungen und Ueberschneidungen, an die man sich, wenn das Bild sich nicht

ganz und gar verwischen soll, bei dem Durchlesen des starken, mehr als sechshundert Seiten umfassenden Lexikonbandes förmlich gewöhnen muß. So gelangt, trotzdem den Romantikern und den mit ihnen verwandten Erscheinungen ein eignes Kapitel eingeräumt ist, und zwar eines der umfassendsten des ganzen Buchs, der bedeutendste und ausgesprochenste aller deutschen Romantiker, Moritz von Schwind, doch nicht in diesem, sondern in dem der historischen Schule gewidmeten Abschnitte zur Besprechung, nachdem der Verfasser von der Piloty-Schule durch einen Seitensprung auf Ludwig Knaus und von diesem auf Defregger, auf das Genrebild, das Fabulieren im Bilde und den malerischen Humor zu sprechen gekommen ist. Auf einem ähnlichen Irrgartenwege werden wir in andern Teilen des Buches von Anselm Feuerbach auf Ludwig Geselschap oder, was noch bezeichnender, von der Charakterisierung der Eisenbauten und des Eisenstils auf den modernen Kirchenbau und von diesem auf die Bierpaläste unsrer Tage gebracht. Der Impressionist versetzt seinem Kaleidoskop einen leichten Anstoß, die Formen- und Farbenatome des Bildes verschieben sich, und sofort sind Anregungen zu neuen Gedankenverbindungen gegeben. Daß diese Art des Vorgehens bei einem Darsteller wie Gurlitt geistlos sei, läßt sich nicht behaupten, im Gegenteil, aber ein Lexikonband geistreicher Feuilletonplaudereien — und um eine Sammlung von solchen handelt es sich, wenn wir das Kind beim rechten Namen nennen wollen — ist, wie wir nochmals feststellen wollen, eine Sache, die sich nicht leicht bewältigen läßt.

Gurlitts Darstellungsart hat etwas von dem Charakter der Metternichschen Politik an sich, soweit diese sich als ein System der Systemlosigkeit kennzeichnen läßt. Obwohl deutscher Professor, wenn auch ein wild gewachsener, und obwohl endlich dazu gelangt, das bekannte „dicke Buch" zu schreiben, verrät er in diesem auch nicht einen einzigen Zug des herkömmlichen Kathedergelehrten. So fehlt dem Werke vor allem eine Einleitung, die uns das Programm des Autors brächte, wie nicht minder ein orientierender Rückblick, der den Kern des zur Darstellung Gebrachten von einheitlichem Standpunkte aus zusammenfaßte. Der Verfasser spannt zu Beginn des Werkes nur die Kette seines Gewebes auf und läßt sie dann sofort von den Fäden des Einschlags durchziehen, ohne daß er uns von dem Muster oder Modell des zu gewärtigenden Stoffs das mindeste verraten hätte. Trotzdem gelangt er dazu, sich offen über sein Ziel und Streben auszusprechen, und zwar in der rückhaltlosesten und dankenswertesten Weise, aber erst inmitten des Buchs, nachdem ein großer Teil des Inhalts bereits erschöpft ist. Bei der Darstellung der historischen Schule werden die Düsseldorfer erwähnt, die das Neue, Lebende, Geordnete wieder als ein Malerisches angesehen wissen wollten: Brütt, Bokelmann und andre. Der Verfasser kommt dabei auf den Gegensatz zwischen dieser Art von Realistik und der unsrer Zeit, der Realistik des Helltons, zu sprechen und bemerkt sehr richtig, wie verfehlt es sei, nach Art einer großen Zahl modernster Kritiker die ganze Zeit vor der Hellmalerei als eine Zeit des Stillstandes zu bezeichnen. „Bei uns," fährt er dann fort, „ist es ein nun schon ein Jahrhundert alt gewordener Sport, der Welt weiszumachen, das Alte sei schlecht, weil es anders ist als das jetzt Erstrebte. Wenn ich in meiner kritischen Thätigkeit auf eines Gewicht lege, so ist es darauf, daß ich zwar redlich bemüht war, dem Neuen, soweit ich konnte, die Bahn freizumachen, aber nicht in Mißachtung des Alten, nicht in Jubel darüber, erkannt zu haben, daß ein bisher Verehrter diese Verehrung nicht verdient habe. Ich möchte es auch unserm Volke wünschen, daß es zwar ein offenes Auge für Neues, aber auch einen treuen Sinn für Altgeliebtes behalte; daß es ernsthaft die Kritiker von sich stoße, deren Bestreben nicht klar erkennbar darin sich kennzeichnet, den Umfang des als schön zu Verstehenden zu erweitern. Und wenn dieses Buch einen Zweck hat, so ist es der, zu zeigen, welch schwere Schädigung die Deutschen durch die immer wieder versuchte Einengung der Grenzen der echten Kunst am Behagen, an innerer Befriedigung erlitten. Denn wenigen ist der Mut gegeben, eine Schönheit in Achtung zu bewahren, die andre als gestürzt verlachen. Ich weiß auch, daß, wenn dieses Buch beachtet wird, die, welche sich jetzt die Jungen nennen, es als veraltet bezeichnen werden. Denn ihnen liegt es weniger daran, daß man das Neue mit ihnen achte, als daß man das Alte mit ihnen verlache. Im ersten möchte ich ein Junger bleiben, solange meine Kräfte reichen; das zweite wird mir ja mit den Jahren selbst zufallen. Ich möchte an vielen Tischen mich zu Gast setzen dürfen, ob es nun dem oder jenem gefällt, daß ich auch seinem Gegner gern Freund bleibe. — Mein Urteil ist meines und ist nur so viel wert, als ich selbst wert bin. Ich spreche es aus, weil ein innerer Trieb dies von mir fordert, der so berechtigt ist wie der, welcher einen andern treibt, zu bilden, zu malen. Aber es hat keine Gültigkeit über mich hinaus, und ich verwahre mich für alle Fälle selbst dagegen, daß mein Urteil sich nicht ändern werde. Denn solange wir leben, wechselt der Stoff, der uns bildet, und wechselt die Umgebung, von der wir abhängen. Niemals habe ich die Absicht gehabt, mein Urteil zum herrschenden zu machen, selbst wenn ich es gekonnt hätte. Denn ich halte jeden solchen Sieg für eine Niederlage. Es giebt kein richtiges Urteil, sondern wie der Wechsel das Wesen einer lebendigen Kunst macht, so auch das eines lebendigen Urteils. Nur wer zu Lebzeiten zur geistigen Mumie wurde, wird seine Ansichten über das Schöne nicht täglich wandeln, manchmal im Sprunge, manchmal stetig es fortbildend. Sollen wir im Schreiten andre zu der Ansicht verführen, der Punkt, wo wir eben stehen, sei der allein richtige? Die Kunstgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts lehrt uns vor allem die Verwerflichkeit der Kritik vom höheren Standpunkt, den völligen Zusammenbruch der Anschauung, als gäbe es einen solchen . . . Mein Urteil ist meines, und nichts liegt mir ferner, als es andern aufdrängen wollen . . . Ich stehe nicht über der Kunst, sondern will froh sein, mitten in ihr zu stehen. Ich bin Partei, ganz Partei, wenn auch nur meine Partei und nicht die einer Versicherungsgesellschaft auf Ruhm. Also ist mein Urteil auch nicht gerecht. Im Gegenteil, es ist ganz einseitig, nämlich nur von meiner Seite. Ich halte es für einen Unsinn, wenn andre Leute glauben, zweiseitig oder vielseitig, gerecht zu sein, über den Parteien zu stehen. Sie machen nur sich und der Welt etwas weis. Sie thun, als freuten sie sich an einem Kunstwerk, das ihnen im Grunde des Herzens gleichgültig ist; ja sie freuen sich an vom höheren Standpunkt verworfenen Dingen. Sie huldigen der Mode, die sie zu verachten vorgeben, und erklären eine eng geschnürte Taille selbst in dem Augenblick für ästhetisch verwerflich, in dem sie ertappt werden, hinter einer solchen hergelaufen zu sein. — Was sie treiben, das nennt man die wissenschaftliche, die ernstere, besonnene Kritik. Ich meine, wir wären besser daran, eine künstlerische, lustige und vom Augenblick beherrschte Kritik zu üben, eine Kritik, die sich zu begeistern vermag, die sich am Neuen freut, nicht einen Ballast mit sich schleppt, und von in der Kunst wurzelnden Eigenwesen gehandhabt, nicht von einer über der Kunst herschwebenden höheren Erkenntnis. — Vielleicht käme es dann dazu, daß andre sich dann selbst ein Urteil über Kunstwerke bilden wollten, über die sie etwas lasen, nicht das (gelesene) Urteil als das ihrige ruhig hinnähmen. Nicht Zustimmung sollte die kritische Arbeit erstreben, sondern Widerspruch. Denn wie

jeder, der im besseren Sinne selbst Einer ist, die Dinge anders anschaut, so muß auch jeder im Betrachten zu andern Ergebnissen kommen!"

Wir haben diese Parabase des Autors an seinen Leserkreis, die sich als gelegentlicher Exkurs inmitten seines Buches findet, möglichst ihrem vollen Wortlaute nach mitgeteilt, um das nachzuholen, was der Urheber des Werks versäumt hat: seinen Lesern, und zwar mit seinen eignen Worten, von vornherein klarzulegen, was sie von seinen Darlegungen zu gewärtigen haben. Fast jedes der geäußerten Worte liefert einen Beitrag zur Charakteristik dessen, der sie niedergeschrieben. Wir sehen, Gurlitt bekennt sich, obwohl er die äußerste Konsequenz des modernen Kunstschaffens als leitendes Prinzip auf die litterarische Darstellung zu übertragen bestrebt ist, durchaus nicht zum bedingungslosen Anhänger der künstlerischen „Moderne", er gehört nicht zu der Gruppe der Radikalen, sondern dürfte eher, sofern auf ihn überhaupt eine Parteieinreihung zutrifft, derjenigen der Opportunisten zuzuzählen sein. Und doch lebt etwas gesund Radikales in seinem Wesen, nur liegt dieser gesunde und radikale Zug nicht in seinen Anschauungen, sondern in seinem Temperament; daher die seltene Mischung von gesundem Menschenverstand und Mangel an jeglicher Logik, die sich bei ihm oft in einem und demselben Schrift- oder Atemzuge drängt. Wie herzerfrischend hört sich nicht sein Poltern gegen die „wissenschaftliche", die „ernstere", „besonnene" Kritik an, wie recht hat er, solange es sich um bestimmte Einzelfälle handelt, und doch — wie weit irrt er vom Ziele ab, sobald er den Einzelfall zu verallgemeinern sucht. Gewiß, von Kunstkritikern, deutschen wie ausländischen, ist viel gesündigt worden, aber soll es darum eine Erkenntnis oder eine Kritik vom „höheren", vom „wissenschaftlichen" Standpunkt aus nicht geben? Sollen die Gesetze, nach denen das künstlerische Schaffen sich regelt, sich nicht ergründen, sich nicht wissenschaftlich zusammenfassen lassen? Oder soll gar die Möglichkeit derartiger Gesetze geleugnet werden? Gewiß nicht, auch nach Gurlitts Anschauungen nicht, und nach seinen vielleicht am allerwenigsten, da sein Opportunismus ihn zum Teil stärker in den Banden der „alten" und „veralteten" Aesthetik zurückhält, als es seinen kraftvollen Expektorationen nach scheinen will. So vermag er sich, um nur ein Beispiel anzuführen, niemals ganz von der Anschauung loszusagen, daß Gegenstand und Zweck des künstlerischen Schaffens Darstellung des Schönen sei, eine Anschauung, die in der That überwunden ist und die auch dadurch nicht wieder zu neuer Geltung erweckt werden kann, daß man den Begriff des Schönen als einen stets je nach Ort und Zeit wechselnden darstellt. Die Schönheit ist nur einmal das Ideal des künstlerischen Schaffens gewesen, und nur auf einem einzigen Gebiete, auf dem der hellenischen Plastik in der perikleischen Epoche, und es hatte bestimmter Voraussetzungen bedurft, daß es hierzu hatte kommen können, Voraussetzungen, deren der verstorbene Nietzsche in dem vielleicht vollendetsten seiner Werke, der „Geburt der Tragödie aus dem Geist der Musik", gedenkt, wenn er angesichts der griechischen Bildwerke jener Zeit ausruft: „Was hat jenes Volk leiden müssen, daß es so Schönes bilden konnte!" Der Zauber, den diese hellenischen Bildwerke mehr als zwei Jahrtausende hindurch auf die Menschheit ausgeübt, hat zu dem verhängnisvollen Irrtum geführt, daß in ihnen das Ideal des künstlerischen Schaffens erreicht sei. Die natürliche Folge dieses Irrtums war der weitere, daß es überhaupt für das künstlerische Schaffen ein unwandelbares Ideal gebe. Vereint aber haben beide Irrtümer die Unklarheit über das, was Zweck und Ziel der Kunst sei, von Jahrhundert zu Jahrhundert fortbestehen lassen und es verhindert, daß wir zu einer wissenschaftlichen Erkenntnis der dem Kunstschaffen immanenten Gesetze bis auf den heutigen Tag nicht haben gelangen können. Soweit Gurlitt seinen Hohn und seinen Spott gegen das richtet, was auf kunstwissenschaftlichem und kunstkritischem Gebiete in alter und neuer Zeit Verfehltes zu Tage gefördert worden ist, ist er nur zu sehr in seinem Rechte, und der gute Humor, mit dem er seine Ausfälle mehr als einmal auch gegen den von ihm sonst durchaus anerkannten Fr. Th. Vischer richtet, hat etwas Ansteckendes und Herzerfrischendes an sich. Von allen Aesthetikern des neunzehnten Jahrhunderts ist übrigens, was Gurlitt übersieht, Vischer der vorsichtigste und vielleicht auch der am weitesten und klarsten sehende gewesen, denn er hat sich wohlweislich gehütet, das zu thun, wozu seine Erben erst nach seinem Tode geschritten sind, das heißt, seine hochangesehene „Aesthetik", auch als sie im Buchhandel längst vergriffen war und einzelne Exemplare mit dem Drei- und Vierfachen des einstigen Ladenpreises bezahlt wurden, in zweiter Auflage erscheinen zu lassen. Mit wissenschaftlicher Erkenntnis allerdings und Lehrbüchern — und seien sie auch die vortrefflichsten — wird niemals jemand zum Künstler gebildet werden, damit aber wird der wissenschaftlichen Erkenntnis, auch soweit sie sich auf das künstlerische Schaffen und die Ergründung der diesem zu Grunde liegenden Gesetze bezieht, weder etwas von ihrem Werte noch von ihrer Notwendigkeit geraubt; wie ihre eignen Ziele, so hat sie ihre eignen Wege.

Nicht so nach Gurlitt, der der wissenschaftlichen Erkenntnis sogar die Fähigkeit bestreitet, Anregung zu künstlerischem Empfinden und zu künstlerischem Schauen in die Menge zu tragen. Nur der Künstler kann nach ihm den Nichtkünstler zu künstlerischem Auffassen und zu künstlerischem Genießen erziehen. Nicht das Gesetz, der einzelne Mensch entscheidet. Das Heilmittel, aus den künstlerischen Nöten, die uns bedrängen, herauszugelangen, heißt Deutschtum und Individualismus!

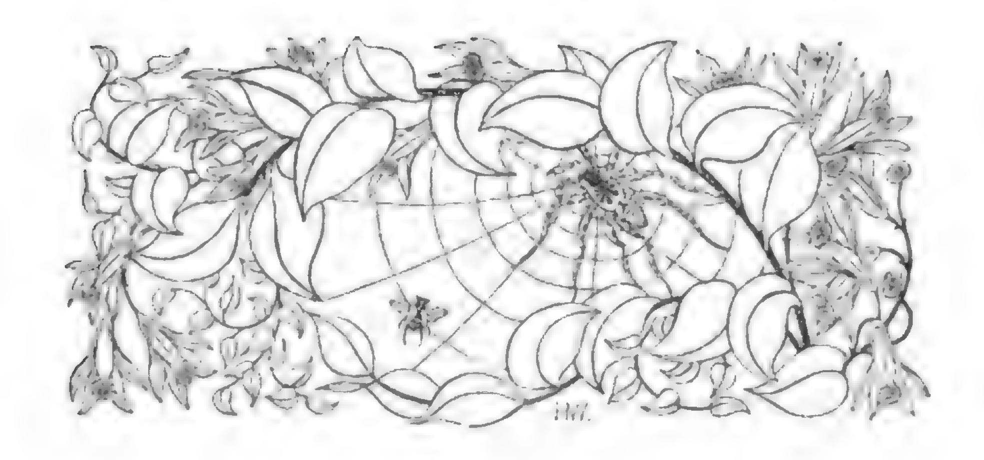
„Die treibende Grund- und Urkraft alles Deutschtums," so lesen wir wörtlich auf Seite 495 des Buchs, „heißt Individualismus. Charakter haben und deutsch sein, ist ohne Frage gleichbedeutend, sagt Fichte. Zu dieser ihm angeborenen, jedoch vielfach im Laufe der Zeit verlorengegangenen Eigenschaft muß der Deutsche zurückerzogen werden. Da die Deutschen das eigenartigste und eigenwilligste aller Völker sind, so sind sie auch das künstlerisch bedeutendste, wenn es ihnen gelingt, die Welt klar widerzuspiegeln. Bei keinem Volke der Welt findet man so viele lebende Karikaturen wie bei den Deutschen; diese üble Eigenschaft hat auch ihre gute Kehrseite; sie zeigt, daß sie sehr bildungsfähig sind; je ungeschliffener jemand ist, desto mehr ist an ihm zu schleifen und desto höheren Glanz kann er erlangen. Die große Zukunft der Deutschen beruht auf ihrem excentrischen Charakter. Aus demselben Grunde kann ihre Bildungsstufe nur eine künstlerische sein; denn die höchste Bildungsstufe eines Volks muß der tiefsten Seite seines Wesens entsprechen, und der Individualismus ist die tiefste Seite des deutschen Wesens. Eine Individualität haben, heißt Seele haben. Der Stil ist kein Kleid, das man aus- und anzieht, er ist ein Stück vom Herzen des Volkes selbst. Stil kann sich nur aus der Persönlichkeit und zwar aus dem tiefsten und innersten Keime der Persönlichkeit eines Volkes entwickeln. Der innerlich wie äußerlich einheitliche Ton ist Stil. Der deutsche Künstler soll nicht idealisieren; Kunst aus erster Hand, nicht Kunst aus zweiter Hand brauchen wir. Rembrandt ist ein Beispiel, wie eine Persönlichkeit sich zum Stil durcharbeitet."

Wir citieren wieder wörtlich, um dem Leser zu zeigen, wie enge nebeneinander zwei Seelen in der Brust eines und desselben Mannes wohnen können. Wie an historischem, so scheint es leider Gurlitt auch an jeglichem philosophischen

L. Schmutzler

Flitterwochen.

Sinne zu gebrechen. Falscher als von ihm ist wohl niemals Fichte citiert worden, Fichte, der klarer als irgend einer vor ihm die Notwendigkeit gezeigt hat, aus dem Individualismus heraus und zum Kollektivismus zu gelangen. Gurlitts Stärke ist lediglich sein Temperament; leitet ihn dieses, so tritt uns in ihm der stets nur aus Eignem schöpfende, geistsprühende, witzige, mit seinem natürlichen Humor den Nagel zumeist — das heißt wenn er nicht herzhaft daneben haut — auf den Kopf treffende Schriftsteller entgegen; sucht er, seinem Temperamente sich entwindend, eigne Gedankenbahnen zu wandeln, so verflüchtigt sich ihm das Wort zum leeren Schall, und seiner Weisheit Schluß endet bei der Phrase und den etwas stark abständig gewordenen Ideen des guten Herrn Bewer. Der Individualismus! Ja, wenn wir ein neues Cinquecento herbeiführen und die geistige Persönlichkeit noch einmal in die Lage versetzen könnten, sich nach allen Seiten hin frei auszuleben! Dazu aber dürften wir nicht an der Grenzscheide des neunzehnten und des zwanzigsten Jahrhunderts stehen, und dazu müßten wir vor allem fähig sein, alles das zu vergessen, was uns zu wirklich und nicht nur nominell modernen Menschen gemacht hat, das heißt zu Menschen, die durch eine unüberbrückbare Kluft von ihren Vorgängern getrennt sind, weil sie ein Welt- und Lebensbild vor Augen haben, das jenen zu schauen nicht vergönnt war. Nicht ästhetische, sondern wissenschaftliche Erkenntnis hat in Deutschland wie anderwärts diesen Wandel zuwege gebracht, und wissenschaftliche Erkenntnis, nicht aber einzelne Künstlerpersönlichkeiten oder Gruppen von solchen, hat uns gelehrt, anders zu sehen, anders zu empfinden und anders zu denken als ein älteres Geschlecht. Erst mit der Verschiebung des Weltbildes verschob sich dessen Reflex im Künstlerauge, und das wissenschaftliche Frei- oder Hellicht war eine Errungenschaft, die vorhanden sein und sich weiter Volksschichten bemächtigt haben mußte, bevor es zu der von ihr abhängigen des künstlerischen Frei- und Lichtsehens zu kommen vermochte. Der Kunst eine andre Entwicklung zuweisen wollen als dem, von dem sie nur ein Teil ist, der menschlichen Kultur, heißt wollen, daß die Zeit in einzelnen ihrer Strömungen rückwärts fließe und im ganzen einen Verlauf nehme wie die berühmte Springprozession von Echternach.





Die jüngste Verlobung im österreichischen Kaiserhause.

Erzherzog Peter Ferdinand von Oesterreich, zweiter Sohn des Großherzogs Ferdinand IV. von Toskana aus dessen Ehe mit der Prinzessin Alice von Bourbon-Parma, verlobte sich mit der Prinzessin Marie Christine von Bourbon-Sizilien. Die Braut, geboren am 10. April 1877 zu Cannes, ist eine Tochter des Prinzen Alfons von Bourbon-Sizilien, Grafen von Caserta, der seit dem Tode seines Halbbruders, des Königs Franz II., Anspruch auf den Thron des Königreichs beider Sizilien erhebt. Der Bräutigam, am 12. Mai 1874 zu Salzburg geboren, steht als Hauptmann des 93. österreichischen Infanterieregiments in Salzburg. Er besitzt eine ansprechende musikalische Begabung und hat Kompositionen für Klavier wie für Gesang der Oeffentlichkeit übergeben. Mehrere derselben brachte der Wiener Männergesangverein bei seinen Konzerten zum Vortrag. Die Vermählung des Brautpaares wird in Cannes stattfinden.



Phot. C. Pietzner, Hofphot., Wien.

Erzherzog Peter Ferdinand von Oesterreich.



Phot. Numa Blanc Fils, Cannes

Prinzessin Marie Christine von Bourbon-Sizilien.

Oskar Bauendahls Nordpolfahrt.

(Spezialaufnahmen für „Ueber Land und Meer" von Hans Breuer in Hamburg.)

Von Hamburg aus trat am 15. August Kapitänleutnant a. D. Oskar Bauendahl auf dem Segelkutter „Matador" die Fahrt nach dem Nordpol an. Der kühne Forscher hat die Erfahrungen andrer Nordpolfahrer sich dienen lassen und hofft mit Hilfe seiner auf die Eigenart des nördlichen Polarmeeres eingerichteten Beförderungsmittel selbst die schwersten Hindernisse überwinden zu können. Bauendahl, der siebzehn Jahre auf See gefahren ist, beabsichtigt, mit seinem Fahrzeug in die Packeisregionen nördlich von Spitzbergen vorzudringen, dann östlich steuernd an einer geeigneten Stelle, die eine Durchfahrt gestattet, nach Norden zu gehen. Sollte sich nicht genügend freies Fahrwasser bieten, so will Bauendahl sein Segelschiff verlassen und in Booten weiter vordringen. Proviant, Gepäck und Heizmaterial, die für zwei Jahre mitgeführt werden, befinden sich in Kisten, die für den Transport über Eisfelder und offenes Wasser besonders hergestellt sind. Diese Kisten, 95 an Zahl und 200 Zentner wiegend, haben starke Holzwände, die sie schwimmfähig machen, so daß sie miteinander verkoppelt als Floß dienen können. Ihr Boden ist mit Blech beschlagen und hat Kufenform; über das Eis kann man sie mithin wie einen Schlitten ziehen. Die Kosten der Expedition sind auf 80—90 000 Mark veranschlagt. Außer dem Kapitän und dem Steuermann Richard Dreßler besteht die Mannschaft nur noch aus fünf Matrosen; alle Teilnehmer sind erprobte Seeleute und unverheiratet. Die Heuer



Der Segelkutter „Matador", das Nordpolschiff des Kapitänleutnants Bauendahl.

der Mannschaft auf zwei Jahre hat Kapitän Bauendahl bei einem Hamburger Bankhause deponiert. Wie und auf welchem Wege die Rückkehr erfolgen soll, überläßt der Forscher der Zukunft. Der „Matador" ist ein einfacher Hochseefischerkutter von 44 Brutto-Registertons, mit glattem Deck und zwei Masten. Bevor das Schiff von Hamburg abfuhr, erhielt es den Besuch hervorragender Fachmänner, an ihrer Spitze Geheimrat Professor Dr. Neumayer, Direktor der Deutschen Seewarte, der dem Forscher in herzlichen Worten Glück auf den Weg wünschte.

Ueber seine Rückfahrt äußerte sich Kapitän Bauendahl selbst: „Welchen Rückweg ich wähle, ob nach Franz Josephs-Land oder Grönland oder nach sonst einer Richtung, wird von den Strom-, Eis-, Land- und andern Verhältnissen abhängen. Zur Wahl dieses Weges und dieser Art der Ausführung haben mich folgende Gründe bewogen: Die Versuche, die seit etwa 350 Jahren gemacht worden sind, um den Nordpol vermittelst eines Schiffes zu erreichen, sind bisher an den vorgelagerten Eismassen gescheitert oder daran, daß, wenn offenes Wasser ein weiteres Vordringen nach Norden gestattet hatte, man das Schiff nicht riskieren, sondern sich dasselbe als Basis erhalten wollte. In das Packeis nordöstlich von Spitzbergen ist meines Wissens bisher noch keiner mit dem Schiff eingedrungen. Parry befand sich, als er 1827 seine berühmte Schlittenreise antrat mit seinem Schiff nördlich von Spitzbergen, dort, wo nach den verschiedenen Berichten der Rand des Packeises infolge Zusammenstoßens des Golfstromes mit dem Polarstrom besonders kompakt zu sein scheint. Es erscheint mir nun wohl möglich, daß weiter östlich infolge andrer Stromverhältnisse die Gelegenheit zum Eindringen mittels Schiffes günstiger sein kann."

Franz Betz.

(Siehe das Porträt Seite 221.)

In Berlin verschied am 11. August der berühmte Opernsänger Franz Betz. Am 19. März 1835 in Mainz geboren, besuchte er die polytechnische Schule in Karlsruhe, widmete sich aber, mit einer prächtigen Barytonstimme von seltener Fülle begabt, bald dem Studium der Musik. In Hannover trat er 1855 zum ersten Male auf der Bühne auf. Nachdem er dann einige Jahre an verschiedenen kleineren Theatern thätig gewesen, wurde er 1859 an das Berliner Opernhaus engagiert, dem er bis zu seinem Tode angehörte. Betz war keine besonders günstige Bühnenerscheinung, und in der Darstellung fehlte es ihm in mancher Rolle an Lebendigkeit, aber seine vollendete Gesangskunst, der quellende Wohllaut seiner mächtigen, nie ermüdenden Stimme ließen über jenen Mangel hinwegsehen. Bis in die jüngste Zeit hatte sich Betz diese herrliche Stimme bewahrt. In gleicher Weise mit der ernsten wie mit der komischen Oper vertraut, erzielte er seine bedeutendsten Erfolge als Wagnersänger, und besonders galten als mustergültig sein Hans Sachs, den er bei der ersten Aufführung der „Meistersinger" in München sang (1868), und Wotan, den er 1876 bei den Bayreuther Festspielen zum ersten Male gab. Häufige Gastspielreisen führten ihn auf alle größeren Theater Deutschlands und brachten ihm nicht minder große Triumphe. Besondere Verdienste erwarb sich Betz, der schon vor vielen Jahren zum Kammersänger ernannt worden, um die Begründung der Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger, die ihm durch Ernennung zum Ehrenpräsidenten dankte.

Schachmeister Wilhelm Steinitz.

(Siehe das Porträt Seite 221.)

In New York verschied am 12. August Wilhelm Steinitz, der einst hochberühmte Schachmeister. Am 18. Mai 1837 in Prag geboren, kam er 1858 nach Wien und begründete hier seinen Ruf als ein fast unüberwindlicher Schachkämpfer. Bei der Londoner Weltausstellung 1862 wurde Steinitz vom Wiener Schachklub als dessen Vertreter zu dem Londoner Turnier geschickt und erregte dort durch sein Spiel das größte Aufsehen. Anderssen, der damals den ersten Preis gewann, erklärte, Steinitz habe die kühnste und schönste Partie des Turniers gespielt. Von da an schritt Steinitz von Sieg zu Sieg, und nachdem Anderssen



Der Nordpolfahrer Oskar Bauendahl mit der Mannschaft des „Matador".



Mit Genehm. von J. C. Schaarwächter, Hofphot., Berlin.

Franz Betz.

gestorben und Zukertort 1886 von Steinitz besiegt worden war, wurde dieser als „Champion of the world“ anerkannt. Erst um die Mitte der neunziger Jahre wurde ihm diese bis dahin unbestrittene Stellung durch jüngere Meister, namentlich durch Lasker, streitig gemacht. Die mit den Schachkämpfen verbundenen geistigen Anstrengungen und Aufregungen machten sich schließlich bei Steinitz in verhängnisvoller Weise fühlbar. Vor etwa vier Jahren traten bei ihm die ersten Spuren geistiger Störung auf, und er mußte in New York in eine psychiatrische Anstalt gebracht werden, aus der er aber bald wieder entlassen wurde. Steinitz ging dann nach Moskau, wo er sich plötzlich für Telegraphie und Telephonie interessierte und eine Art des drahtlosen Telephonierens erfunden zu haben glaubte. Noch einmal kam er nach Wien, um an dem Jubiläumsturnier von 1898 teilzunehmen, wobei aber mit Bedauern das Nachlassen seiner Fähigkeiten als Schachspieler erkannt wurde. Steinitz kehrte nach New York zurück, und bald darauf vernahm man, daß er als unheilbar einer Irrenanstalt übergeben werden mußte, in der er nun gestorben ist.

Am Misurina-See.

Am herrlichen Misurina-See im Ampezzothale, wo sie früher mit ihrem Gemahl, dem so jäh dahingerafften König Humbert von Italien, öfter geweilt, hat die Königin-Witwe Margherita ihren Aufenthalt genommen, um still ihrer Trauer zu leben. Der Lago di Misurina, von den deutsch sprechenden Bewohnern des Ampezzothales Moosrainer See genannt, liegt in einer Höhe von 1755 Metern; am Südrande erhebt sich das auf unserm Bilde wiedergegebene Grand Hotel Misurina, in dem die Königin Margherita Wohnung genommen hat. Ein Kranz riesiger Dolomitengipfel umringt den See: im Süden Sorapiß (3229 Meter), Antelao (3264 Meter), Marmarole (2961 Meter), im Osten die Cadinspitzen, deren größte 2841 Meter aufragt, und im Nordosten die „Drei Zinnen“ in Höhe von 3003 Metern.



Phot. Schumanns Nachf., Nürnberg.

Wilhelm Steinitz.

Carl Ferdinand Laeisz.

In Hamburg verschied am 22. August Carl Ferdinand Laeisz, Mitinhaber der großen Segelschiffsreederei F. Laeisz. Am 10. August 1853 in Hamburg geboren als Sohn des Reeders Carl Laeisz, empfing er in seiner Vaterstadt und



Photoglob Co., Zürich.

Das Misurina-Hotel

London seine Ausbildung für den kaufmännischen Beruf. Im Jahre 1875 trat er eine Reise um die Welt an, die seinen Blick weitete und seine Erfahrung wesentlich bereicherte. Nach seiner Rückkehr, im Jahre 1877, wurde er noch von seinem Großvater, dem Begründer der Firma, in diese aufgenommen. Im Jahre 1881 übernahm er die Leitung der Reederei „Hansa“, erst als Direktor, dann als Vorsitzender des Aufsichtsrats. Als die „Hansa“ günstig liquidiert hatte, um in der Hamburg-Amerika-Linie aufzugehen, wurde seine Arbeitskraft für das große Werk der deutschen Seeberufsgenossenschaft frei, an deren Spitze er seit ihrer Gründung am 5. Dezember 1887 stand. Dabei galt es verschiedene außerordentlich schwierige Aufgaben zu lösen, für die es an jeder Unterlage fehlte, so die Frage der Bemannungsstärke, die Schaffung einer Grundlage für Bemessung der Einzahlungen und Vergütungen. Auch die Unfallverhütungsvorschriften im Interesse der Arbeiter und Seeleute, die 1891 aufgestellt und in den Jahren 1896 und 1899 bedeutend erweitert wurden, sind im vollen Sinne des Wortes sein Werk; ebenso geht die Witwen- und Waisenversorgung der Seeleute zu einem großen Teil auf seine Anregung zurück. Im Jahre 1884 wurde Laeisz in die Handelskammer gewählt, und von 1895 bis 1898 führte er deren Präsidium.

Carl Ferdinand Laeisz.

Die österreichische Bergmeisterschaft.

In Oesterreich hat der Radrennsport ganz und gar aufgehört. Wohl veranstalten noch hie und da einzelne größere Bahnen Wettfahren, aber das Publikum hat sich ganz abgewendet. Nur eine einzige Prüfung auf dem Gebiete des Radfahrsports hat der Ungunst der Zeiten widerstanden und übt noch heute auf die Rennfahrer sowohl als auf das Publikum eine ungeschwächte Anziehungskraft aus. Das ist die „Bergmeisterschaft von Oesterreich“, welche nur von Amateurs erworben werden kann. Kurz nur ist die Strecke, welche zurückzulegen ist, nur zehn Kilometer lang, aber sie stellt gewaltige Anforderungen an die Ausdauer der Teilnehmer, denn nicht weniger als 400 Meter beträgt die Steigung. Von Schottwien im Gebiete des Semmering führt der Weg in Serpentinen zum Ziel nächst dem herrlich gelegenen Grand Hotel Erzherzog Johann auf der Spitze des herrlichen Semmering. In diesem Jahre nahmen an dem Kampfe um den Bergmeistertitel 19 Fahrer teil, von denen 15 den Weg in der vorgeschriebenen Maximalzeit zurücklegten. Sieger blieb der Wiener Joseph Mader in 27 Minuten $9\frac{1}{5}$ Sekunden vor dem Wiener Karl Berthel, den er nach heißem Kampfe nur um $\frac{1}{5}$ Sekunde schlagen konnte, und dem Tiroler R. Holzhammer.



Das Fahren um die Bergmeisterschaft: Ankunft der beiden Ersten.

Von der Kaiserfeier in Oesterreich.

Die Feier seines siebzigsten Geburtstages beging Kaiser Franz Joseph im trauten Familienkreise zu Ischl. Professor Karl Waschmann in Wien, der geschätzte Bildhauer und Ciseleur, aus dessen Atelier schon viele Meisterstücke der Kleinkunst hervorgegangen sind, hatte im Auftrage der Erzherzogin Marie Valerie und ihres Gemahls, des Erzherzogs Franz Salvator, einen prächtigen Tafelaufsatz komponiert und ausgeführt, der dem Monarchen von seiner jüngsten Tochter als Geschenk überreicht wurde. Der ganz in Silber ciselierte Aufsatz hat eine Länge von 130 Centimetern und einen halben Meter Höhe. Er ist dem hohen Jagdherrn gewidmet, der in der Ausübung des edeln Weidwerkes die einzige Zerstreuung erblickt, und bringt aus der Legende vom heiligen Hubertus den Augenblick der Vision zur Darstellung. Im Mittelfelde ist nach dem Gemälde von Maas eine Parforcejagd in Gödöllö wiedergegeben, an der einst der Kaiser, die Kaiserin Elisabeth und Kronprinz Rudolf teilnahmen. Der Revers bringt interessante

Hubertus-Tafelaufsatz. Von Karl Waschmann Geschenk für Kaiser Franz Joseph zu seinem siebzigsten Geburtstage.

Citate aus dem Jagdbuch Kaiser Maximilians. Von zierlichem Blatt- und Rankenwerk eingeschlossen, sind ringsum Ansichten der beliebtesten Jagdschlösser und Jagdhütten des Kaisers in Ischl, Gödöllö, Mürzsteg, Radmer und so weiter dargestellt.

Den Glanzpunkt der festlichen Beleuchtung in Wien bildete am Vorabend des Festtages, 17. August, das Rathaus. Nicht weniger denn 16000 Glühlampen kamen zur Verwendung. Die Spitzbogen im Mitteltrakt sowohl als zu beiden Seiten waren umsäumt von Lichtern. Oberhalb des Portales ergänzte das Feld mit dem Kaiserbilde in doppelfarbigen Flammen. An den einzelnen Pfeilern zogen sich die feurigen Linien wie Laubgewinde hinauf. Zwischen den Bogenspitzen warf je eine Bogenlampe den strahlenden Schein weit hinaus auf den Platz vor dem Riesengebäude. Das Dachgesims war eingefaßt von zwei Reihen Glühlichtern, ebenso der Giebel. Aus dem Dache lugten rote Lichter hervor. An der Hauptfront leuchteten in Flammenschrift die Ziffern 1830 und 1900, die Zahl des Geburtsjahres und die des jetzigen Jubeljahres des allverehrten Monarchen. Auch die Kanten des Turmes waren besetzt mit Glühlämpchen, die sich wie feurige Bänder bis zum Uhrwerk emporzogen. Das Turmdach bis zum „eisernen Mann“ hinauf war gleichfalls reich beleuchtet. So gewährte der gewaltige Bau einen feenhaften Anblick, wie ein Zauberschloß in einer romantischen Märchendichtung.

Der Wasserläufer Grossmann.

Auf deutschen Flüssen erregt gegenwärtig der Wasserläufer Großmann durch die Sicherheit, mit der er sich auf seinem Apparate bewegt, Aufsehen. Unlängst legte er mit demselben eine beträchtliche Strecke auf dem Rhein zurück, und unsre Abbildung zeigt ihn bei der neuen Wormser Brücke. Der Apparat Großmanns besteht aus zwei 4 Meter langen Blechröhren von 60 Centimeter Durchmesser und einem Gewicht von etwa 20 Kilo. An der unteren Seite sind die Röhren mit je drei Klappen versehen, die das Durchströmen des Wassers gestatten. Mit Hilfe eines Ruders kann der Wasserläufer sich nach Belieben fortbewegen, aber natürlich bedarf es hierzu großer Uebung und Umsicht, wie auch eines nicht geringen Aufwandes von Kraft.



Der Wasserläufer Grossmann.



Phot. Walery, Paris.

Gustave Paul Cluseret.

Gustave Paul Cluseret.

Ein abenteuerliches Leben hat mit dem Tode des „Generals“ Cluseret seinen Abschluß gefunden. Als Sohn eines Obersten 1823 geboren, wurde er gleichfalls Soldat und zeichnete sich 1848 bei der Niederwerfung des sozialistischen Juniaufstandes in Paris aus. Als Hauptmann machte er den Krimkrieg mit und diente darauf in Afrika, wo er gegen die Eingeborenen so hart verfuhr, daß er seinen Abschied nehmen mußte. Er ging nach Amerika und bildete dort später eine Freischar, die er Garibaldi für seinen Eroberungszug nach Sizilien zuführte. Bei Ausbruch des nordamerikanischen Bürgerkrieges trat er in die Unionsarmee ein, wurde sofort Oberst und 1862 General. Nach Beendigung des Krieges gründete er in New York eine Zeitung, in der er zu Gunsten des Generals Fremont heftig die Präsidentschaftskandidatur Grants bekämpfte, und ging, nachdem dieser dennoch gewählt worden, nach Irland, wo er dem Fenierbunde beitrat. Zu mehreren Monaten Gefängnis verurteilt, kehrte er nach Frankreich zurück und bot sich dem Kaiser Napoleon als Reorganisator Algeriens an. Abgewiesen, schloß er sich den Republikanern und schließlich den Sozialisten an. Seine wütigen Angriffe gegen das Kaiserreich zogen ihm die Ausweisung aus Frankreich zu, und wiederum nahm er seinen Aufenthalt in England. Nach dem Sturze Napoleons zurückgekehrt, machte er sich sofort der Regierung der Nationalverteidigung unbequem und wurde, nachdem in Paris die Kommune proklamiert worden, in derselben ein hervorragendes Mitglied. Als Delegierter des Kriegswesens leitete er die Angriffe gegen die in und bei Versailles zusammengezogenen Regierungstruppen. Da er aber eine straffe Disciplin einzuführen suchte, geriet er in Konflikt mit dem Zentralkomitee, wurde schließlich gar der Bestechung durch die Versailler bezichtigt und ins Gefängnis gesetzt. Erst als die Regierungstruppen in Paris einrückten, ließ man ihn frei, und er entkam ins



Aufnahme von R. Lechner (Wilh. Müller) in Wien.

Von der Kaiserfeier in Oesterreich: Die Beleuchtung des Wiener Rathauses am Abend des 17. August.



Phot. von Heldbet. Hertel, Weimar.

Friedrich Nietzsche.

Ausland. Das Kriegsgericht verurteilte ihn in contumaciam zum Tode, indessen gestattete ihm die Amnestie von 1880 die straffreie Rückkehr. In Paris trat er nun plötzlich als Maler auf, mehr Glück hatte er jedoch mit seinen 1887 veröffentlichten Memoiren, die manches Interessante aus seinem abenteuerlichen Leben enthalten. Als sozialistischen Kandidaten wählte ihn 1888 die Stadt Toulon in die Deputiertenkammer. Auch hier machte er mancherlei Wandlungen durch, war erst ein eifriger Anhänger Boulangers und ging schließlich, als die leidige Dreyfus-Affaire auftauchte, zu den Nationalisten über.

Die neue Stadthalle in Elberfeld.

In der industriereichen, lieblich im Thale der Wupper gelegenen Stadt Elberfeld wurde kürzlich die neue Stadthalle, ein imposanter Saalbau, eingeweiht. Der Bau ist in italienischem Renaissancestil aus Sandstein ausgeführt. Der langgestreckte Mittelbau wird von zwei mächtigen, mit Kuppeln versehenen und mit Statuen verzierten Treppenhäusern flankiert. Die dreischiffige, langgestreckte, gewölbte Garderobe und Wandelhalle mit einer Grundfläche von circa 650 Quadratmetern ist als mustergültig anzusehen und bildet eine rühmliche Ausnahme der leider immer noch stiefmütterlich behandelten Garderoberäume in öffentlichen Versammlungshäusern. Unmittelbar anschließend an diesen Raum befinden sich links und rechts die imposanten Haupttreppenhäuser mit Marmorbalustraden und wirkungsvollen Glasmalereien. Dem Haupteingang gegenüber gelangt man durch mehrere Thüren zum großen, circa 2000 Personen fassenden Konzertsaal, der wohl zu den schönsten Deutschlands gehört. Daneben liegt der Erfrischungs- und Speisesaal. Das erste Obergeschoß enthält weitere fünf kleine Säle. An der dem Garten zugekehrten Rückseite des Gebäudes sind Terrassen angebracht, von denen aus man einen herrlichen Rundblick genießt. Entworfen und ausgeführt wurde die Stadthalle nach den Plänen des Stadtbauamtes unter Leitung des Stadtbaurates Maurer und des Stadtbauinspektors Brunig.

Friedrich Nietzsche.

Seit elf Jahren ein geistig toter Mann, ist Friedrich Wilhelm Nietzsche, der vielgefeierte und vielbefehdete Philosoph, am 25 August in Weimar, wo er die letzten Jahre seiner Umnachtung verbracht hat, gestorben. Am 13. Oktober 1844 als Sohn eines Pfarrers in dem Dörfchen Röcken bei Lützen geboren, widmete er sich in Bonn und Leipzig dem Studium der klassischen Philologie und wurde auf letzterer Universität ein Lieblingsschüler Ritschls, dem er es zu danken hatte, daß er, kaum fünfundzwanzig Jahre alt und ohne ein Examen gemacht zu haben — die philosophische Fakultät in Leipzig verlieh ihm ohne ein solches den Doktortitel —, als Professor der klassischen Philologie an die Baseler Hochschule berufen wurde. Neben seiner Fachwissenschaft betrieb er eifrig philosophische und künstlerische Studien — ursprünglich hatte er Musiker werden wollen —, und die Frucht dieser Arbeiten wurde das Werk, mit dem er zuerst die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich lenkte: „Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik“ (1872); bald darauf folgten die „Unzeitgemäßen Betrachtungen“, in denen er schon den Auswüchsen der heutigen Kultur und dem Bildungsphilisterium die Fehde ansagte. Von großer Bedeutung wurde für ihn der Verkehr mit Richard Wagner und Frau Cosima, die damals in der Schweiz weilten. Nietzsche widmete dem gewaltigen Tonmeister zunächst eine unumwundene Verehrung, und in ihm wie auch in Schopenhauer erblickte er die Führer zu einem höheren Kulturideal. Um so schroffer war dann der Bruch zwischen den beiden in mancher Beziehung gleichartigen Charakteren, und Nietzsche erließ eine Anzahl heftiger Streitschriften gegen Wagner, dessen künstlerische Tendenzen er nun ebenso herbe verurteilte, wie er sie vorher begeistert gepriesen hatte. Schon 1879 mußte Nietzsche wegen Ueberreizung des Gehirns, die ein schweres Augenleiden zur Folge hatte, sein Lehramt in Basel aufgeben. Er führte seitdem ein unstetes Wanderleben, hielt sich mit Vorliebe in Italien auf, war aber dabei rastlos schriftstellerisch thätig, indem er alle Jahre eine neue philosophische Arbeit erscheinen ließ. Seine Freunde äußerten schon damals die Besorgnis, daß er sich durch diese Art der litterarischen Produktion aufreiben müsse. In den Jahren 1883 und 1884 erschien



Die neue Stadthalle in Elberfeld.

sein Hauptwerk unter dem mystisch-symbolischen Titel: „Also sprach Zarathustra“, der zum geflügelten Worte geworden ist, und durch den das Buch auch bei denen, die es nicht gelesen haben, populär wurde. In diesem Werke begründete



Phot. Adolf Ammann, Memmingen.

Memminger Fischertag: Vor Beginn des Fischens.

Nietzsche seine Forderung der vollständigen „Umwertung“ aller bisher gültigen sittlichen Vorstellungen, Begriffe und Gesetze und des Bruches mit jeder religiösen Doktrin und Tradition; ferner erläuterte er darin den von ihm konstruierten Begriff des „Uebermenschen“, den er als das Produkt der natürlichen Weiterentwicklung des Menschengeschlechtes darstellte. Auch das Wort vom „Uebermenschen“ ist landläufig geworden — allerdings in einem Sinne, der nicht den Absichten seines Urhebers entsprach. Es folgten dann noch mehrere Schriften Nietzsches, namentlich die Einleitung in eine Philosophie der Zukunft unter dem Titel: „Jenseits von Gut und Böse“, die unter allen seinen Werken den heftigsten Widerspruch hervorrief. Seine Gesundheit verfiel inzwischen mehr und mehr, die Schlaflosigkeit, die ihn quälte, suchte er durch übermäßigen Gebrauch narkotischer Mittel zu bekämpfen, und im Jahre 1889 kam bei ihm, als er sich in Turin aufhielt, das Gehirnleiden, das sich langsam entwickelt hatte, zum Ausbruch. Er wurde in eine Heilanstalt nach Jena gebracht, wo sich seine Erkrankung bald als unheilbar herausstellte. Als ein körperlich und geistig ganz gebrochener Mensch kehrte der Mann, der eine neue Welt der Ideen hatte schaffen wollen, in das Haus seiner Mutter nach Naumburg zurück. Nach dem Tode der Mutter ging die aufopferungsvolle Schwester mit dem Leidenden, der sich seines Zustandes nicht mehr bewußt war, nach Weimar, und dort hat nun auch das körperliche Leben dieses Mannes geendet, dessen Laufbahn sich der eines Meteors vergleichen läßt, das blendend aufleuchtet, um plötzlich in finsterer Nacht zu erlöschen. Der Vergleich stimmt allerdings nicht ganz. Spurlos ist Friedrich Nietzsche nicht dahingegangen, vielmehr hat er Bahnen vorgezeichnet, denen eine große Schar von Verehrern folgt, darunter freilich viele Unberufene, die einige aus dem Zusammenhange gerissene Schlagworte des Philosophen sich cynisch zu Gunsten einer lockeren Moral deuten. Friedrich Nietzsche war nichts weniger als ein Cyniker, vielmehr ein ernster, sittlicher und gegen sich selbst strenger Mensch, der die höchsten Ideale anstrebte, und wenn er im Suchen nach der Wahrheit geirrt und das Rechte nicht gefunden hat, so ist das eben Menschenlos.

Der Memminger Fischertag.

Von alters her feiert die Stadt Memmingen, im bayerischen Regierungsbezirk Schwaben an der Ach belegen, am Tage des heiligen Bartholomäus, 24. August, ihren Fischertag. In diesem Jahre gestaltete sich das Fest, vom herrlichsten Wetter begünstigt, besonders glänzend. Früh um sieben Uhr marschierte der originelle Fischerzug unter den Klängen der Musikkapelle von der Jakobsburg, woselbst die Prämiierung der besonders preiswürdig Kostümierten stattgefunden hatte, zum Eichhaus, vor welchem der „Oberfischer“ seine Ansprache hielt. Dann ging's in das nasse Element, den Stadtbach, dem Hunderte von Fischern die köstliche Forellenbeute unter dem Jubel der unzähligen Menschenmenge,

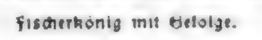


Phot. Adolf Ammann, Memmingen.

Memminger Fischertag: Beginn des Fischens im Stadtbach.



Phot. Adolf Ammann, Memmingen



Fischerkönig mit Gefolge.



Stadtwagen der „Memmingia".





Bartholdopfer.



Fischerhütte.



Mondfangen.





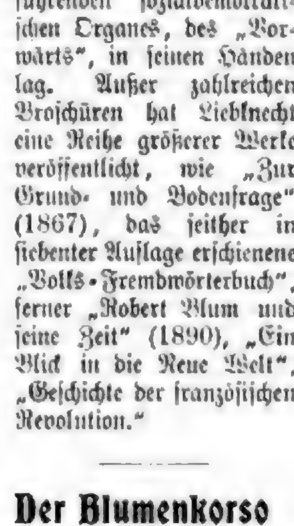
Kinderfest.

Vom Memminger Fischertag. Momentaufnahmen von Mich. Dietrich in München.

die sich an den Ufern postiert hatte, entzogen. Nach dem Fischen versammelten sich die Fischer im Rabenkeller, wo derjenige, der die schwerste Forelle (4 Pfund) gefangen hatte, vom Bürgermeister mit der Königskette geschmückt wurde. Mittags um zwei Uhr begann der Festzug, an dem sich über 600 Personen beteiligten. Auch 200 Pferde und eine stattliche Reihe von Prachtwagen befanden sich im Zuge. Dem berittenen Herold folgten vier Fanfarenbläser, an die sich der originelle Fischerwagen mit Gefolge anschloß. Weiter folgte der Wagen der Memmingia, der das Rathaus und die zwei größten Thortürme aufs getreueste imitierte. Nun kamen vier Gruppen, die Jahreszeiten darstellend, worauf der Opferwagen für Barthold, der hier mit Wodan identifiziert erschien, den Abschluß der ersten Abteilung bildete. Der nun folgende historische Teil des Festzuges stellte zunächst die Kreuzfahrer dar, die unter Welf VI. im Jahre 1147 aus Memmingen auszogen; dann kamen unter der Flagge des Bundschuhs die Bauern des Jahres 1525, und zum Schlusse fand der Einzug Wallensteins in Memmingen, woselbst der Generalissimus des kaiserlichen Heeres bekanntlich die Kunde seiner Absetzung erhielt, seine glänzende Darstellung. Die weiteren Gruppen behandelten das Memminger Kinderfest im 18. Jahrhundert, einen bäuerlichen Hochzeitszug, eine Extrapost und einen Jagdzug vergangener Tage; auch der Memminger Mau (Mond), eine Kaffeevisite, der Fischerkönig und zum Schlusse der Bachreiniger „Schmotz“ mit seinen Gehilfen stellten sich ein. Mit Volksvergnügungen auf dem Reichshain, woselbst sich nach anderthalbstündiger Umfahrt der Zug auflöste, fand das Fest seinen Abschluß.

Wilhelm Liebknecht.

In Charlottenburg starb am 7. August Wilhelm Liebknecht, der bekannte Führer und Mitbegründer der sozialdemokratischen Partei in Deutschland. Am 29. März 1826 zu Gießen geboren, studierte er hier wie in Berlin und Marburg Philosophie und Philologie. Er beteiligte sich am badischen Aufstand und flüchtete nach dessen Niederwerfung in die Schweiz, von wo er nach England übersiedelte. Nach seiner im Herbst 1862 erfolgten Rückkehr aus dem Exil arbeitete er kurze Zeit in der Redaktion der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“. Seine rege Agitation in der damals aktuell gewordenen Arbeiterfrage führte 1865 seine Ausweisung aus Preußen herbei. 1866 wurde die von ihm geleitete „Mitteldeutsche Volkszeitung“ in Leipzig unterdrückt, er selbst wegen Bannbruches in Berlin im selben Jahre zu dreimonatiger Gefängnisstrafe verurteilt. 1867 wählte ihn der sächsische Wahlkreis Stollberg in den Norddeutschen Reichstag, und 1868 übernahm Liebknecht die Leitung des „Demokratischen Wochenblattes“, das später den Titel „Volksstaat“ annahm. Die ihm im Jahre 1872 wegen Hochverrats zuerkannte zweijährige Gefängnisstrafe verbüßte er auf dem Schlosse Hubertusburg. Noch während der Strafdauer wurde er von seinem früheren Wahlkreis in den Deutschen Reichstag gewählt. Gleichzeitig redigierte er den „Vorwärts“, in den der „Volksstaat“ mittlerweile aufgegangen war, bis zur Unterdrückung dieses Blattes im Jahre 1878. Im folgenden Jahre wählte ihn der Leipziger Landkreis in den sächsischen Landtag. Auf Grund des Sozialistengesetzes 1881 aus Leipzig ausgewiesen, verlegte er seinen Aufenthalt nach Borsdorf bei Leipzig. 1886 bereiste er Nordamerika, und 1890 gestattete ihm der Ablauf des Sozialistengesetzes, sich in Berlin niederzulassen, wo seitdem die Leitung des führenden sozialdemokratischen Organes, des „Vorwärts“, in seinen Händen lag. Außer zahlreichen Broschüren hat Liebknecht eine Reihe größerer Werke veröffentlicht, wie „Zur Grund- und Bodenfrage“ (1867), das seither in siebenter Auflage erschienene „Volks-Fremdwörterbuch“, ferner „Robert Blum und seine Zeit“ (1890), „Ein Blick in die Neue Welt“, „Geschichte der französischen Revolution.“







Wilhelm Liebknecht.

Der Blumenkorso auf der Alster.

Aufs glänzendste entfaltete sich am 20. August wieder in Hamburg der Blumenkorso auf der Alster. Ein Böllerschuß gab das Zeichen zum Beginn des Korsos, und langsam entwickelte sich nun von den Standorten der Fahrzeuge der Zug, der zunächst an der Alsterlust vorüberdefilierte, wo in einem reichen Kranz von Damen und Herren die geladenen Ehrengäste seiner harrten, darunter die Bürgermeister Dr. Mönckeberg und Dr. Hachmann. Den Zug eröffnete eine Barkasse mit der Musikkapelle, dann folgten das Komiteeboot „Fleetenkieker“ und das Festboot „Najade“, beide reich mit Guirlanden geschmückt, und hieran reihten sich die konkurrierenden Boote, teils von den Klubs gestellt, teils Privatboote. Den Beschluß bildeten die Barkassen des Komitees und der Preisrichter, ein Festdampfer und die Pressebarkasse. Hamburgs Blumenflor und Gartenkunst sind mit Recht weithin berühmt, und an sämtlichen Booten war das Beste gethan, um den bewährten Ruf aufs neue glänzend zu bewahrheiten. Im Reiche Floras war große Plünderung gehalten worden, und ihr Erträgnis schmückte in tausend Farben und in geschmackvoll ersonnenen Arrangements die Fahrzeuge. Abgesehen von grünem Laubschmuck war hauptsächlich das leuchtende Gelb verwendet worden, aber auch das Rot in allen Nuancen vom tiefen Dunkel bis zum zartesten Rosa machte sich geltend, daneben das diskrete Weiß, Blau und andre mehr. Die Insassen hatten sich fast durchweg in Sportkostüme geworfen, doch in einer Barkasse sah man Burinnen und Buren, welch letztere das Volk aus ihre Kanonen wacker mit Rosen bombardierten. Die Fahrt ging zunächst am



Der Blumenkorso auf der Alster in Hamburg.

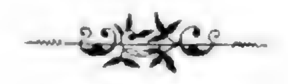
St. Georger Ufer hin und weiter bis zum Fährhaus, dann hinüber zum Harvestehuder Ufer und zurück zur Alsterlust, wo eine lustige Blumenschlacht den Korso beendete. Alsbald trat das Preisrichterkollegium zusammen, um seines bei der Fülle des gebotenen Schönen nicht leichten Amtes zu walten. Ein Trompetentusch leitete die Verkündigung des Resultates ein, und ein Brillantfeuerwerk, verbunden mit bengalischer Beleuchtung der Alsterufer, bildete den Schluß der prächtigen Veranstaltung.

Momentaufn. von Hofphot. Held, Weimar.

Die Enthüllung des Kaiser Wilhelm-Denkmals in Erfurt am 25. August.

Das Kaiser Wilhelm-Denkmal in Erfurt.

Das Kaiser Wilhelm-Denkmal, das am 15. August zu Erfurt in Gegenwart des Deutschen Kaiserpaares enthüllt wurde, ist ein Werk des Berliner Bildhauers Ludwig Brunow. Das in Bronze gegossene Reiterdenkmal zeigt den Herrscher in schlichter Auffassung auf ruhig dastehendem Pferde. Der verewigte Kaiser, in einfacher Generalsuniform mit dem Helm, hält in der linken Hand die Zügel, während die rechte auf dem Oberschenkel ruht. Es ist, als ob der Kriegsherr auf einer Anhöhe hielte und die Entwicklung einer Schlacht beobachtete. Das Granitpostament, auf dem sich das Reiterstandbild erhebt, lehnt sich in seinen dekorativen und ornamentalen Formen an die benachbarte romanische Architektur an. Das Postament ist vorn und auf der Rückseite abgerundet, und in den Ecken stehen romanische Säulen. An der vorderen Fläche ist die Kaiserkrone angebracht.



Für müssige Stunden.

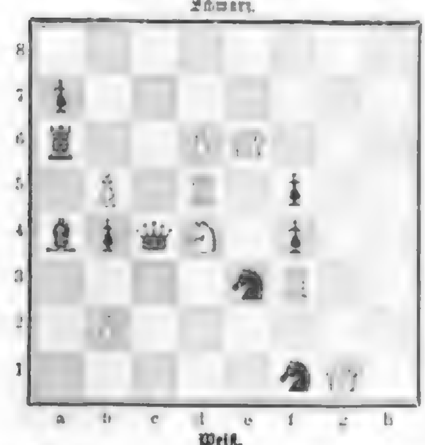
Schach. (Bearbeitet von E. Schallopp.)

Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, in Zuschriften, welche die Schach-Aufgaben und -Partien betreffen, dieselben stets mit der **römischen** Ziffer zu bezeichnen, mit der sie numeriert sind.

Aufgabe IV.

Von Dr. E. Palkoska in Pardubitz.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Aufgabe V.

Von **Hans Stang** in Neustadt a. A.

Schwarz.

Weiß.

Weiß zieht an und zwingt Schwarz, mit dem sechsten Zuge Matt zu setzen.

Aufgabe VI.

Von **E. Albrectsen** in Kopenhagen.

(„Nationaltidende“.)

Schwarz.

Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe I:

W. 1. Se3—e4
S. 1. d5×e4
W. 2. Ka7—b6
S. 2. e4—e3, d3—d2
W. 3. De1—b4, ×d2 matt.

A.

S. 1. d3—d2
Auf Kd4—e4 folgt sofort 2. De1—b4 matt.
W. 2. De1×d2†
S. 2. Kd4×e4, —c4
W. 3. Lg8, Dd2—d5 matt.

Auflösung der Aufgabe II:

W. 1. Se5—d7
S. 1. Kd5—e6
W. 2. Da3—f3†
S. 2. Ke6—b5, d6
W. 3. Lh3—f1, Le1—b4 matt.

A.

S. 1. Kd5—e4
W. 2. Sd7—f6†
S. 2. Ke4—e5, d4
W. 3. Le1, Da3—e3 matt.

B.

S. 1. Kd5—c4
W. 2. Lh3—g2
S. 2. Kc4—b5
W. 3. Da3—d3 matt.

C.

S. 1. Kd5—d4
W. 2. Lh3—f5
S. 2. Kd4—e4, d5
W. 3. Da3-d3, e5 matt.

Auflösung der Aufgabe III:

W. 1. Df8—a8
S. 1. Kd4—e4
W. 2. b7—b8D†
S. 2. Ke4—f5, d4
W. 3. Db8—e8, d6 (auch Da8—d5) matt.

A.

S. 1. e5—e4
W. 2. La3—b2†
S. 2. Kd4—e5
W. 3. Da8—f8 matt.

B.

S. 1. Se1 beliebig
W. 2. Da8—d8†
S. 2. Kd4—e4
W. 3. Dd8 (×) d3 matt

C.

S. 1. Tg5-g3 oder beliebig anders
W. 2. b7—b8S!
S. 2. e5—e4 oder bel.
W. 3. Sb8—c6, Da8—d5 matt.

Partie Nr. III.

Auf telegraphischem Wege gespielt vom November 1899 bis April 1900 (gleichzeitig mit der Partie Nr. II).

Spanische Partie.

Weiß: Schachverein zu Riga. — Schwarz: Schachverein zu Moskau.

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1. e2—e4	**e7—e5**	15. g2—g3[7])	f7—f6
2. Sg1—f3	**Sb8—c6**	16. f2—f4	Dg5—h5
3. Lf1—b5	Sg8—f6	17. De5—e4	Dh5—f7
4. 0—0	Sf6×e4	18. Sc3—e4!	h7—h6[8])
5. d2—d4	Lf8—e7	19. De4—e3	f6×e5
6. Dd1—e2	Se4—d6	20. Se4—c5[9])	Te6—e7
7. Lb5×c6	b7×c6	21. f4×e5	d7—d6
8. d4×e5	Sd6—b7	22. e5—d6	Te7×e1†[10])
9. Sb1—c3	0—0	23. Ta1×e1	c7×d6
10. Tf1—e1[1])	Tf8—e8[2])	24. Sc5—e4	Df7—d5[11])
11. De2—c4[3])	Sb7—c5[4])	25. De3—b3[12])	
12. Sf3—g5!	Le7—g5[5])		
13. Lc1×g5	Dd8×g5		
14. Dc4×c5	Te8—e6[6])		

Mit diesem Zuge wurde Remisschluß angeboten und von Moskau angenommen.

[1]) Von Pillsbury eingeführt. Früher hielt man 10. Sf3—d4 für die stärkste Fortsetzung, bis Lasker ihr durch die Entgegnung ihre Kraft nahm.

[2]) Bei Sb7—c5 11. Sf3—d4 Sc5—e6 12. Lc1—e3 Se6×d4 13. Le3×d4 d7—d5 stellt sich Weiß mit 14. Sc3—a4 günstig.

[3]) Zuerst von Alapin empfohlen.

[4]) Hier kommt vielleicht, um dem nun folgenden Manöver vorzubeugen, h7—h6 in Betracht. Zur Entwicklung trägt das allerdings nicht bei.

[5]) Auf Sc5—e6 kann 13. Sg5×f7 Kg8×f7 14. f2—f4 Kf7—f8 (falls g7—g6, so 15. g2—g4 zc.) 15. f4—f5 Se6—g5 16. f5—f6 Le7×f6! 17. Lc1—g5 Lf6×g5 18. Te1—f1† Lg5—f6 19. Ta1—e1 mit vorzüglichem Spiel für Weiß die Folge sein.

[6]) Nicht sofort f7—f6 wegen 15. Dc5—c4† und 16. e5—f6.

[7]) Dies scheint sehr kräftig, ergiebt aber doch eine gewisse Schwächung der Königsstellung, die unter Umständen Weiß in der Bewegungsfreiheit behindert. Am meisten dürfte sich doch 15. Dc5—d4 empfehlen.

[8]) Schwach wäre d7—d6 wegen 19. e5×d6 c7×d6 20. Se4×d6!! (Te6×d6 21. Te1—e8 matt!).

[9]) Bedeutend stärker war 20. f4×e5 Df7—e8 (oder a7—a5) 21. Se4—c5 Te6—e7 22. Ta1—d1, worauf Schwarz schwerlich noch zur Entwicklung käme.

[10]) Auf c7—d6 kommt Weiß mit 23. Sc3—e4 unbedingt in Vorteil.

[11]) Auf Df7—e7 folgt 15. Se4—f6† Kg8—f8 26. Te1—e8† Kf8—f7 27. Sf6—d5 zc.

[12]) Wir geben hier 25. Se4—f2 zur Erwägung. Wenn darauf c6—c5, so 26. Te1—e7 Dd5—g5 27. Te7—e8† Kg8—f7 28. De3—e1 mit vorzüglichem Spiel für Weiß; wenn 25. . . . . Lc8—e6, so 26. Sf2—d1! Le6—f7 (Schwarz hat schwerlich etwas Besseres) 27. Sd1—b4 Dd5—c5† 28. De3×c5 d6×c5 29. Sb4×c6 Lf7×a2 30. Te1—a1 mit Bauerngewinn; und wenn schließlich 25. . . . . Dd5—f7, so entweder 26. Sf2—e4 Df7—d5 27. Se4—f2 mit Remisangebot oder 26. De3—d4 d6—d5 27. Sf2—d3 mit guter Angriffsstellung.

Partie Nr. IV.

Gespielt im internationalen Meisterturnier zu Paris am 23. Mai 1900.

Spanische Partie.

Weiß: K. Schlechter (Wien).
Schwarz: J. W. Showalter (Georgetown, Kentucky).

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1. e2—e4	**e7—e5**	17. f2—f3	a7—a6
2. Sg1—f3	**Sb8—c6**	18. Se2—g3	b5×g4
3. Lf1—b5	Sg8—f6	19. h3×g4	Th8—h4[7])
4. 0—0	Sf6×e4	20. Kg1—g2	Le6—c8
5. d2—d4	Se4—d6[1])	21. Sd4—f5	Lc8×f5
6. Lb5×c6[2])	d7×c6	22. Sg3×f5	Sg7×f5[8])
7. d4×e5	Sd6—f5	23. e4×f5	Le7—c5
8. Dd1×d8†	Ke8×d8	24. Td1×d8†	Ke8×d8
9. Sb1—c3	h7—h6	25. Ta1—e1	Th4—f4[9])
10. Tf1—d1†[3])	Kd8—e8[4])	26. f5—f6	Kd8—d7
11. b2—b3	Lc8—e6	27. Lb2—c1	Tf4—f5
12. Lc1—b2	Ta8—d8	28. Kg2—g3	Kd7—e6
13. Sc3—e2	g7—g5[5])	29. Lc1—b2	b7—b5
14. g2—g4!	Sf5—g7[6])	30. Te1—d1	Lc5—e3[10])
15. h2—h3	Lf8—e7	31. Td1—d8!	Le3—f4†
16. Sf3—d4	h6—h5	32. Kg3—g4	Aufgegeben.[11])

[1]) Es ist fraglich, ob dies oder Lf8—e7 besser ist.

[2]) In Frage kommt auch 6. d4×e5 Sd6×b5 7. a2—a4, zumal nach d7—d6 mit der neuerdings aufgetauchten, in Paris mit gutem Erfolg angewandten Fortsetzung 8. e5—e6 Lc8×e6 9. a4—b5 Se6—e5 10. Sf3—d4.

[3]) Hierdurch trennt Weiß den feindlichen König von den Bauern des Damenflügels, die sonst mit Unterstützung des Königs sehr stark werden könnten.

[4]) Nicht Lc8—d7 wegen 11. g2—g4! Sf5—e7 12. e5—e6 f7×e6 13. Sf3—e5.

[5]) Schwarz verwehrt dem Springer das Feld f4; Weiß bereitet nun das Vordringen über d4 vor.

[6]) Vielleicht hatte dieser Springer auf e7 bessere Aussichten.

[7]) Hier steht der Turm nicht gut, da er bald von den Springern angegriffen wird. Th8—h7 kam in Betracht.

8) Zu Sg7—e6 ist nun keine Zeit mehr.

9) Hiernach werden die weißen Bauern recht bedrohlich, und Schlechter nutzt dies in entscheidender Weise aus. Th4—h7 verdiente wohl auch jetzt noch den Vorzug.

10) Schwarz begegnet der Drohung 26. Te1—e4 und spielt seinerseits auf Bauerngewinn, der ihm indessen nicht zum Vorteil gereicht.

11) Daß Weiß diesen Läuferzug zuläßt, der scheinbar einen Bauern gefährdet, ist eine von Schlechter fein angelegte Falle.

12) Es droht 33. Td8—e8+ Ke6—d7 34. Te8—e7+ nebst Turmgewinn, und bei 32. . . . Lf4×e5 33. Td8—e8+ Ke6×f6 34. Te8×e5!! Tf5×e5 35. f3—f4 g5×f4 36. Kg4×f4 bleibt Weiß im Alleinbesitz eines Läufers.

Bilderrätsel.



Worträtsel.

Ob die Gabe zu beneiden,
Die das Rätselwort besitzt?
Muß es nicht darunter leiden
Mehr vielleicht, als sie ihm nützt?

Macht nicht immer liegt im Wissen,
Und wen vor dem Morgen bangt,
Wird die rechten Kräfte missen,
Die das Heut' von ihm verlangt.

Schwinden mag Beginn und Ende,
Und daß wahres Glück dir's jetzt,
Segen selbst in Trübsal spende,
Denke an dich selbst zuletzt!

Laß allein die Liebe walten,
Welche duldet, hofft und glaubt,
Dann wird es sich so gestalten,
Daß ihm nichts den Zauber raubt. M. Sch.

Silbenrätsel.

Ob ihr, zweisilbig, ein Wort wohl kennt,
Das eine Dichtungsart benennt!
Manch guter Dichter, manch trefflicher Mann
Durch ein solches Werk sich Ruhm gewann.

Ist euch, einsilbig, ein Wort bekannt,
Das häufig vom Drechsler wird verwandt!
Es dient als Waffe auch manchem Tier,
Es wird auch öfters gefüllt mit Bier.

Wenn beide Worte man schreibt vereint
Und ein s einschiebt — sofort erscheint
Ein schmuckes Städtchen im Schweizerland,
Anmutig liegend am Uferrand. F. M.-S.

Wechselrätsel.

Wenn ein r am Ende der Ersten steht,
Auf der Karte als Insel das Wort ihr seht;
Mit s auch habt ihr es, weit entfernt,
Als eine Insel kennen gelernt.
Doch keine von beiden, wie ihr wißt,
In dem Wort mit n zu finden ist. F. M.-S.

Buchstabenrätsel.

„Zu deiner jüngst geschloss'nen Ehe
Bring', Freund, ich meinen Glückwunsch dar,
Und offenherzig dir gestehe,
Daß ich erstaunt darüber war.

Wohl kenne ich dein reges Streben,
Und du erreichst gewiß einst viel,
Doch hielt ich ein Familienleben
Noch nicht für ein so nahes Ziel."

„Ja, hör nur, Freund, die hochverehrte,
Mein heißgeliebtes Rätsel, bald,
Halb ernst-, halb scherzhaft mich belehrte,
Wie sich erhöhn läßt der Gehalt:

„Du darfst dir, Schatz, nicht mehr erlauben,
Wodurch ich Arme kopflos wär',
Wie könnt' ich sonst an Liebe glauben" —
Und ich gelobte: „Nimmermehr!" M. Sch.

Worträtsel.

Der Krämer und der Wirt benutzt ihn,
Des Hauses flinke Köchin putzt ihn;
Doch stammt er von der Pegnitz Strand
Aus einer Stadt im Bayernland,
Trag ihn zum Lehrer, der — ich wette —
Ihn gern schon längst besessen hätte! G. P. P.

Silbenrätsel.

Der Ersten folgt wen'ger oft oder mehr,
Von welchen Gütern die Rede auch ist,
Ob besser, ob schlechter kommt hinterher,
Du ebenso nie bei ihr sicher bist.

Die Zweite hier drohend, dort fragend klingt,
Zur Eile sie ungeduldig auch treibt,
Hinwieder begüt'gend sie zu dir dringt,
Gesprochen weit häufiger, als man sie schreibt.

Nicht klösterlich wird im Ganzen gelebt,
Zu reich an Jugendmut ist es und Kraft;
Doch eifrig und ernst dabei vorwärts strebt
Der Geist auf den Bahnen der Wissenschaft. M. Sch.

Magisches Buchstabenrätsel.



Die Punkte vertreten die Vokale, respektive Umlaute.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Heft 1:

Des Bilderrätsels: Mancher zieret sein Geschlecht, wie der Esel den Roßmarkt.

Des Silbenrätsels: Oberammergau.

Des Wechselrätsels: Kater, Pater, Rater, Vater.

Des Umstellrätsels: Traminer — Minaret.

Des Buchstabenrätsels: Gemmi, Gemme, Gamma, Gummi

Des Worträtsels: Taucherglocke.

Der rätselhaften Inschrift: Sie! — gehn S' mir nät (net) eher fort, bis der Feldwebel in die Caserne kommt.

Notizblätter.

Kunst.

Die Erhaltung eines wertvollen Deckengemäldes aus dem achtzehnten Jahrhundert, eines Werkes des berühmten französischen Malers Louis de Silvestre, das die Decke im Tanzsaale des Brühlschen Palais in Dresden zierte, ist dem Dresdener Historienmaler Professor Donadini gelungen. Das Brühlsche Palais, ein 1737 für den vielberufenen Minister Grafen von Brühl errichteter Rokokobau von nahezu 75 Metern Straßenfront, wird jetzt abgebrochen, da an seine und mehrerer Nachbarbauten Stelle das neue sächsische Ständehaus nach Wallots Plänen kommen soll. Das Finanzministerium hatte das große, 17,50 Meter lange und 12,75 Meter breite al fresco secco gemalte Deckenbild, das den Triumph der Tugend über das Laster darstellt, bereits der Vernichtung preisgegeben — weil seine Erhaltung nach Angabe von Sachverständigen 45 000 Mark kosten sollte. Im letzten Augenblick, als schon das erste Loch in die Decke gestoßen war, das zufälligerweise nur ein paar Wolken und ein Bein einer der vielen Figuren zerstörte, erbot sich Donadini, der für die preußische Regierung ähnliche Arbeiten mit großem Glück ausgeführt hat, das Gemälde mit einem Kostenaufwand von nur 5000 Mark herunterzunehmen. In 31 einzelnen Teilen hat Donadini nunmehr nach einem eignen, von ihm ersonnenen Verfahren das Bild samt Stuck, Putz, Verschalung und Balken, von welch letzteren die Hälfte abgespalten wurde, vollkommen unbeschädigt herabgebracht: ein Kunststück, das um so größere Bewunderung verdient, als das Gemälde in einer riesigen Hohlkehle endete, von deren 27 Teilen jeder einzeln 18 Zentner schwer ist. Louis de Silvestre, der Schöpfer des Bildes, 1675 zu Paris geboren, war 30 Jahre lang Hofmaler der sächsisch-polnischen Könige August II. und August III. und starb 1760 als Direktor der Akademie zu Paris. Sein von Donadini gerettetes Deckengemälde wird vielleicht im neuen Ständehause wieder verwendet werden. Es ist so geschickt in Stücke geteilt worden, daß man nach deren Wiederzusammensetzung nur Schnittlinien in der Breite von Kreidestrichen wird zu restaurieren haben.

Denkmäler.

Die Kosten für das im Berliner Tiergarten zu errichtende Haydn-Mozart-Beethoven-Denkmal waren auf 80 000 Mark veranschlagt worden. Nachdem durch Sammlungen und Musikaufführungen 68 000 Mark zusammengebracht worden, haben jetzt die städtischen Behörden von Berlin eine Beisteuer von 10 000 Mark bewilligt. Es fehlen also zur Deckung der Kosten nur noch 2000 Mark, welche Summe sich leicht wird beschaffen lassen.

Briefmappe.

Zur Beachtung! Nicht verwendbare Gedichte, Sprüche und dergleichen senden wir nur zurück, wenn das entsprechende Porto beigefügt ist. Die nachträgliche Einsendung hat keinen Zweck, denn die nicht verwendbaren Eingänge ohne Porto verfallen sofort dem Papierkorb.

H. L. in St. Sie haben recht; es ist ein lapsus calami, der im größeren Teil der Auflage verbessert worden.

J. E. in M. Ein Buch, das für die junge Verlobte ein wohlunterrichteter Führer sein wird in allem, was die nächste Zeit ihr bringt: Hochzeit, Einrichtung des eignen Heims, nebst all den Obliegenheiten, die zu den Pflichten der künftigen jungen Hausfrau gehören, ist „Ins eigne Heim“ von A. Walsch. (In prächtigem Einband *M.* 6.—.) Den andern Geschenkgegenstand finden Sie zweifellos in einem Portefeuilleartikelgeschäft Münchens.

Margarete K. in R. Tief empfunden, doch in der Form nicht einwandfrei. So müssen wir dankend verzichten.

A. M. in St. Ein wohlgetroffenes Porträt des Generalfeldmarschalls Grafen Waldersee, mit dem Faksimile seiner Namensschrift versehen, ist bei A. Bruckmann in München erschienen.

R. E. in N. Genaue Anweisungen erteilt die Schrift „Pflege und Ernährung des Säuglings“ von Dr. med. Friedmann, Kinderarzt zu Beuthen in Oberschlesien (Wiesbaden, J. F. Bergmann, *M.* 2.—). — Einen Grundriß der Krankenpflege giebt die von einer Schwester des Roten Kreuzes verfaßte, von einigen Abbildungen begleitete Schrift „Wie pflegen wir unsre Kranken?“ (Berlin, Elwin Staude, *M.* 1.50.)

M. A. in W. Auf die Vermittlung des Austausches von Ansichtspostkarten können wir uns nicht einlassen.

M. Str. G. Die billigste Ausgabe von „Shakespeares dramatischen Werken", die in Wirklichkeit eine [illegible] genannt werden kann, ist die im Auftrag der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft von Wilhelm Oechelhäuser veranstaltete Ausgabe, die für 1 Mark für den elegant in [illegible] gebundenen, 945 Seiten umfassenden [illegible] ist. Angesichts dieses [illegible] auf die Anschaffung der an[illegible] Ausgaben einzelner Dramen [illegible].

[illegible] in C. [illegible] Preußischen Beamtenverein in Hannover, der Lebens-, Kapital- (Aussteuer- und Militärdienst-), Leibrenten- und Begräbnisgeld-Versicherungen für alle deutschen Reichs-, Staats- und Kommunal- und so weiter Beamten, sowie für Privatbeamte in gesicherten Stellungen abschließt. Der Verein hat keine bezahlten Agenten und [illegible] niedrige Verwaltungskosten.

[illegible]helm H. in G. Es ist keine Aussicht auf [illegible] günstigen Erfolg vorhanden.

S. in K. Hunsrück. Schönsten Dank für die liebenswürdige Karte. Der Vergleich der Kapelle zu Merenhausen mit der Wenzelskapelle bei Oberlahnstein (Heft 11 des vorigen Jahrganges) hat uns sehr interessiert.

L. K. in G. Eine neue Folge der vom Kunstverlag Philipp & Kramer in Wien herausgegebenen Ansichtskarten umfaßt die Strecke Gmunden-Ischl-Aussee. Die von Professor F. Kopalik entworfenen Bildchen sind [illegible].

E. B. in T., Ungarn. Besten Dank für die freundliche Mitteilung.

H. in T., Steiermark. Die besten Plazierungsbureaux für deutsche Mädchen besserer Stände in Frankreich und England sind die Filialen des Allgemeinen deutschen Lehrerinnenvereins in Paris und London, doch vermittelt der Verein nur an seine Mitglieder Stellen. Es wäre daher ratsam, diesem Verein (unter jährlicher Bezahlung von 3 Mark) beizutreten. Immerhin können Sie auf sichere und gute Anstellung im Auslande nur dann rechnen, wenn Sie sich zu persönlicher Vorsprache an Ort und Stelle einfänden, wobei Sie ja auch wahrnehmen würden, ob die Stellung Ihnen zusagt. Bei der ungeheuer großen Anzahl junger Damen, die alljährlich gerade in Frankreich und England Stellung suchen, ist keine Familie daselbst benötigt, sich eine Lehrerin, Gesellschafterin oder dergleichen unter Tragung der Reisekosten ohne vorhergehende mündliche Rücksprache kommen zu lassen. Es ist in jedem Falle, wenn die Mittel es gestatten, ratsam, auf eigene Gefahr die Reise nach Paris oder London zu unternehmen, nachdem man sich vorher an den Verein „L'amie de la jeune fille" gewendet, dessen Aufgabe eben in der Aufnahme junger Mädchen und in der Sorge für ihre Plazierung besteht. Der tägliche Pensionspreis in diesem Verein ist sehr gering. — Was nun die Bezahlung einer Stelle, wie Sie Ihnen vorschwebt, anbelangt, so ist diese nur mäßig, falls Sie keinerlei Zeugnisse über abgelegte Examina oder bisherige Thätigkeit aufweisen können. Uebrigens richtet sich die Höhe der Besoldung nach dem Umfang der Obliegenheiten.

W. P. in M. Auf der Pariser Weltausstellung wurde der Maschinenfabrik und Kesselschmiede von R. Wolf in Magdeburg-Buckau wegen der von ihr ausgestellten 200pferdigen Lokomobile (Gruppe 19, Dampfmaschinen) die höchste Auszeichnung, der Große Preis, zuerkannt. — Von den Brettspielen auf der Weltausstellung erhielt nur ein einziges die goldene Medaille, nämlich das Salta, das vor etwa Jahresfrist in Deutschland erfunden wurde.

G. W. in L. Hinter andern großen Firmen, welche die deutschen Truppen in China mit [illegible] bedacht haben, ist Liebigs Fleischextrakt-[illegible] zurückgeblieben; sie spendete 1000 [illegible] Extrakts.

M. K. in M., Baronin T. M. in W., M. K. in Z., K. W. 22 Berlin, W. v. R. in H., M. L. in O., B. K. in G., E. v. l. G. in L., Heinrich T. in M., Erich T. in Wien, J. H. H. in E., Holland, Emma M. L. in L., J. P. in Berlin, M. W. in Paris. Mit Dank abgelehnt.

Verantwortlicher Redakteur
Ernst Schubert in Stuttgart.

Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.





J. Reif
Taorminerin.



Das Schicksalsbuch. * * *

Von

Emil Roland.

Das Vollmondlicht hing gleich zarten Silberschleiern am nächtlichen Gebirge. Wie bewegungslose Schemen stiegen vereinzelte Baumsilhouetten aus dem weißlichen Nebel und bezeichneten den schmalen Bergpfad, der sich von der Höhe herniederwand. Auf dem höchsten Felsenkegel, der von hier aus sichtbar war, hoben sich, von elektrischem Lichtglanz aus dem Dunkel gegen den Himmel gezeichnet, Mauerwände und Veranden — das Hotel des Monte Generoso, zu dem die Zahnradbahn täglich durch Tunnel und Laubwälder emporächzte, einen schrillen Ton in das Herdgeläute der Alpenwiesen tragend.

Jetzt zwar regierte die feierliche Stille der Sommernacht, in der nichts zu vernehmen war als geheimnisvolles Baumrauschen und ein rüstiger Wanderschritt.

Julian empfand das ganze Glück des Augenblicks. Immer wieder, seit er diese Fahrt gen Süden angetreten, die erste seines Lebens, staunte er über die Schönheitswunder ringsum, von denen er in seiner östlichen Garnison wohl geträumt, aber doch keine rechte Ahnung gehabt hatte. Einen starken Zug zum Reisen empfand er schon lange. Aber er konnte ihm nicht nachgeben, erstens seiner kranken Mutter wegen nicht, zweitens weil er seine Compagnie ungern allein ließ. Er war seit einigen Jahren Hauptmann, und wenn er auch nicht zu den Ehrgeiztollen gehörte, so fand er doch, daß der Mensch in erster Linie seine Pflicht zu thun habe. Das war in der alten Familie, der er entstammte, von jeher Brauch gewesen. Als aber seine Mutter starb und das Leben ohne sie ihm die kleine Stadt noch melancholischer machte, als sie ohnehin war, gab ihm der Oberst den längeren Urlaub ungebeten. Sein Gönner fühlte, daß Luftveränderung ihm nötig sei.

Wie er diese Fahrt genoß, diesen vollen Trunk aus dem Becher des Südens! In das monotone Gewebe seines Lebens kamen endlich bunte, freudige Muster. Bisher hatte er die Welt erträglich gefunden, jetzt erschien sie ihm schön, wunderschön!

Bei der Biegung des Weges geriet er in tiefes Walddunkel. Er verirrte sich ein paarmal auf den steinigen Wegen. Er geriet auf Wiesen, deren Grün im Mondschein lebendig erzitterte; er sah dunstige Fernen auftauchen, die weite, träumerisch hingelagerte Ebene der Lombardei, dann wieder Walddickicht, und endlich ein gastliches Licht, das lockend durch die Zweige schimmerte. Das war's, was er suchte, das Hotel Pasta, wo er zu übernachten gedachte. Wie ein großer, viereckiger Kasten lag es am Waldrand. Musik klang aus den Fenstern. Um die grünen Läden sang der kühle Höhenwind.

Ein Hauch von Wärme und Behaglichkeit wehte ihm aus dem Vestibül entgegen. Sein Gepäck, das er am Morgen von der Bahnstation voraufgeschickt hatte, lag pünktlich im bestellten Zimmer. Er liebte das Ordnungsgemäße, fühlte sich sehr befriedigt und stieg nach beendeter Toilette in den Eßsaal hinab. Eine laute Mailänder Gesellschaft tafelte an den Tischen. Er kam sich etwas verloren vor in dem lärmenden Kreis, zwischen den unbekannten Lauten einer Sprache, deren dürftigste Brocken ihm nicht einmal vertraut waren.

Da passierte Julian etwas Sonderbares, wenigstens etwas, das ihm noch nie geschehen war.

Ein weibliches Gesicht ihm gegenüber frappierte ihn mit einem Male so sehr, daß er ganz seine gewohnten guten Formen vergaß und minutenlang wie geistesabwesend hineinsah.

Der Dame that es nicht viel, denn sie schälte eine Orange und hielt die Lider gesenkt; sie schien sich in diesem Augenblick für nichts andres zu interessieren als für Orangen . . .

Er fühlte, wie ihm ein langsames Erröten bis tief in die Haarwurzeln stieg. Er begriff sich mit einem Male nicht mehr. Ihm war, als sei er weit herausgetreten aus dem Rahmen, der bisher sein Sein begrenzte, als habe die Fee des Südens ihre Lilienhände auf seine Schultern gelegt und gesprochen: „Du hast dich in meine Kreise begeben, nun löse ich jede Schwinge deiner Seele.“

Seit Jahren hatte er sich nicht mehr so jung gefühlt wie in dieser Stunde. Die schöne Mondscheinnacht, durch die er gewandert, war wie ein Vorspiel gewesen. Mit diesem Gesicht trat aber erst die Heldin auf die Bühne ...

Nachdem sie ihre Orange verzehrt, stand sie auf, sah ihn flüchtig an und verschwand auf der Terrasse.

Er fand nicht den Mut, ihr nachzugehen. So etwas hatte er nie gethan, selbst als Leutnant nicht.

Auch den Oberkellner fragte er nicht aus; das erschien ihm zu trivial... Aber ein heftiges Bedauern erfüllte ihn, daß sein Urlaub auf die Neige ging, daß er nicht wenigstens noch einen Tag bleiben konnte, um zum zweitenmal über den banalen Table d'hote-Tisch hinweg in dies verlockende Angesicht zu sehen.

Er hatte ziemlich ungefesselt von Weiblichkeit gelebt seine ganze Jugend lang. Er war nie ein rechter „homme à femmes“ gewesen, und wenn er auch den Heiratsvorsatz öfters erwogen, so hatte doch der zündende Funke im letzten Moment immer gefehlt. Heute schlug es ein in seine Seele. Eine ungekannte Wärme durchzitterte sie. Lebhafte Träume umschwirrten ihn die ganze Nacht, da droben im einsamen Hotel, das der Bergwind umsang.

Wie schade, daß er reisen mußte — aber er mußte! Nachurlaub zu nehmen, wäre dem Pflichttreuen undenkbar gewesen.

Sein Urlaub und sein Billet gingen rettungslos zu Ende.

*

Am nächsten Morgen wachte er beruhigter auf. Es war ihm gegangen wie bisher immer. Was er für eine starke Flamme gehalten, erwies sich zum Schlusse doch als Strohfeuer. Er war kein Mann der nachhaltigen Eindrücke, ja, er wünschte kaum, der Dame von gestern noch einmal zu begegnen. — wer weiß, ob sie bei Tage so gut aussah wie gestern abend! Und um die hübsche Erinnerung wollte er sich doch nicht bringen.

In früher Stunde stand er reisefertig am kleinen Bahnhof. Der frische Geruch des Waldes umwehte ihn und machte ihm das Scheiden schwer. Es war die letzte Höhe, die er auf dieser Reise erklommen, nun ging es wieder thalab und nordwärts in die öde, kleine Stadt, wo poesielose Schornsteine zu Dutzenden rauchten und solid denkende Mütter dem wohlbeleumundeten Hauptmann ihre Töchter auf dem Präsentierteller entgegenbrachten.

Er seufzte unwillkürlich. Da trat sie plötzlich aus dem Walde, einen Strauß lose zusammengenommener Blumen in der Hand, Anemonen und Bergorchideen, wie sie in üppiger Fülle auf dem Generoso wachsen.

Ihm war, als käme das volle Leben in blühender Gestalt aus dem Baumdickicht geschritten. Ein Glücksgefühl durchzuckte ihn, einer jener elektrischen Schläge, denen fast niemand entgeht.

Da knarrte die Zahnradbahn aus dem Felsenthor heran. Das Gedränge der Hastenden trieb ihn vorwärts.

Er fühlte sich bei diesem Wiedersehen kühner werden und nahm neben ihr Platz.

So fuhren sie schweigend thalab, während ringsum die Laubwälder im Sonnenglanz funkelten und aus der Ebene helle Seen emporgrüßten.

„Ich dachte, Sie würden länger oben bleiben, Fräulein Gade,“ sagte plötzlich eine Stimme hinter Julian.

Seine Nachbarin wandte sich um, beinahe über seine Schulter weg. „Ich komme wieder zurück,“ sagte sie, „ja, ich werde noch hier sein, wenn Sie bereits wieder in Brüssel sitzen; ich fahre heute nur zu Thal, um Doris Katz diese Blumen zu bringen. Sie braucht sie für ihr neues Bild, und diese Sorten wachsen nicht in Gandria.“

„Was ist Gandria?“

„Das ist die Romantik, wie sie nicht unverfälschter erdacht werden kann,“ entgegnete Fräulein Gade, „ein kleines Felsennest am Luganersee, ein Gemisch von armseligen Baracken und von traubenschwersten Weingärten, ein Eldorado für Schwärmer aller Art und für Maler insbesondere. Darum hat meine Freundin auch seit kurzem ihr Atelier dort aufgeschlagen.“

„Wie gut Sie es doch haben!“ seufzte die andre. „Unsereins hat seine knappen vier Wochen zum Reisen, und Sie sind frei wie der Vogel in der Luft. Sie glückliche Jugend!“

Fräulein Gade strich über ihre Blüten und sagte lächelnd: „Ja, ich verstehe zu leben.“

Plötzlich fühlte sie den unverwandten Blick ihres Nachbars, der gespannt zugehört hatte. Sie erhob die Augen, um ihm mißbilligend auf die Stirn zu sehen. Aber die Mißbilligung blieb im Keim stecken. Julian hatte Vorteil davon, daß er ein „bel homme“ war, — Fräulein Gade kassierte seinen interessierten Blick mit einem duldsamen Lächeln ein und verstummte. — Die Brüsselerin seufzte. „Die Lebenskunst ist die größte. Viel haben es so gut in der Welt und merken es nur nicht.“

„Und vielen geht es miserabel, und sie amüsieren sich doch,“ fuhr Fräulein Gade fort, „alles ist Temperamentsache. Zum Beispiel Doris Katz. Sie hat zeitweis gehungert; sie hat anfangs nie ein Bild verkauft; sie hat lediglich vom Terpentingeruch gelebt und sich doch nicht unterkriegen lassen. Immer Kopf hoch! Das nenne ich schneidig. Solche Schneidigkeit imponiert mir.“

Julian lächelte ein wenig.

„Früher war das Schneidigsein ein Privileg der Männer,“ sagte die dünne, alte Stimme hinter ihm, „schneidige Frauen sind eine Rarität.“

„O nein, die gab's zu allen Zeiten!“ rief Fräulein Gade mit Ueberzeugung. „Oder war etwa Clölia nicht schneidig, als sie in den Tiber sprang? Und Katharina von Bora, als sie den Sprung aus dem Klosterfenster verübte?“

„Sie eilen ja durch die Jahrhunderte auf Windesflügeln.“

„Ja, ich bin Schnelldenker.“

Julian, der das Gegenteil war, empfand etwas wie Neid. Er besaß selbst ein gutes Teil Intelli-

genz, aber sein Verstand ging mit langsam ernsten Schritten; rasche Gelegenheitssprünge zu machen, das vermochte er nicht.

Plötzlich leuchtete die grüne Fläche des Luganersees aus dem Thal. Wie ein herrlicher Farbentriumph lag er zwischen den ernstgeschwungenen Bergen, dehnte seine schimmernden Arme über das Land und spiegelte die morgendliche Sonne in seinem Schoß.

Julian nahm sein Opernglas hervor, sah hindurch und bot es seiner Nachbarin an. „Sie müssen es vielleicht noch stellen, gnädiges Fräulein,“ sagte er ritterlich.

Dieser Anfang war nicht apart; aber dafür hatte das Wesen des Sprechers etwas von jener fast aus der Mode gekommenen Ritterlichkeit, in der die vornehmen Männer vergangener Tage exzellierten.

Fräulein Gade fühlte sich sympathisch berührt; das passierte ihr nicht allzu oft, da sie keine auf Schwärmerei gestellte Natur war, sondern sich für ein kühl empfindendes Wesen hielt. Während sie durch das Glas jedes Dach von Capolago, jede kleine Barke auf dem See mit handgreiflicher Deutlichkeit emporschimmern sah, konstatierte sie in Gedanken, daß ihr Nachbar jener Hauptmann aus Norddeutschland sein müsse, dessen Namen sie heute früh im Fremdenbuch gelesen hatte. Sie wunderte sich, daß ihr gestern abend diese stattliche Erscheinung nur so flüchtig aufgefallen war.

„Welch herrliches Grün dieser See hat,“ bemerkte Julian.

„Nicht wahr,“ versetzte sie, „diese Farbensattheit ist es, die einem im Süden so wohlthut. Wenn man denkt, wie so mancher deutsche Himmelsstrich in dieser Beziehung bedacht ist, wie kärglich das Grün, wie blaßblau die Luft, wie monoton das Wasser.“ Sie gab ihm das Glas zurück und wandte sich der alten Dame zu. „Freilich, solche Beleuchtung kann auch ihren Reiz haben. Nicht wahr, Madame?! Wenn ich zum Beispiel an Ihr Brügge denke, diese Märchenstadt mit graubraunen Mauern und grauen Nebeln.“

Julian drehte sich nach der Angeredeten um und sah in ein freudloses, blasses Frauengesicht, das sich trotz der Sommerwärme fröstelnd in einen Spitzenkragen verkroch.

Dennoch hatte er gleich Gelegenheit, das alte Wesen zu beneiden. Der Zug hielt. Fräulein Gade sprang behende aus dem Coupé und ging so sehr in Fürsorge für die kleine Belgierin auf, daß sie ihn kaum mehr zu bemerken schien.

Sie schien ihm nicht nur hübsch, sondern vor allem so apart. Eine frische Heiterkeit beherrschte alle ihre Bewegungen, und der lose Haarknoten hatte wahrhaft griechischen Schwung, ihre Toilette tadellos — ja, so etwas gab es unter den Regimentstöchtern daheim nicht, unter den kleinen, blonden Gören, mit denen er die wenigen Leutnantsjahre, die ihm durch keine Familientrauer brachgelegt waren, vertanzt hatte.

Der große Salonraddampfer rauschte heran. Fräulein Gade hatte nur Augen für die Alte. Sie suchte ihr einen warmen Kajütenplatz aus. Julian stellte sich an das Steuer und sah auf die Landschaft. Sie leuchtete festtäglich in ihrer Sonnenpracht. So gigantisch pflanzte sich der Salvatore an den Seerand. Die Bergzüge über Lugano blauten verlockend, und den Zug großartiger Wildheit, den die Felsen trugen, die rechts und links in die Wellen tauchten, dämpfte die weiche Sommerschöne der blühenden Ranken überall. Luganos Häuserreihen blitzten wie weiße Tauben in der Ferne. Julian suchte den Monte Generoso mit seinen Blicken und gedachte der letzten Nacht, als er schlaflos das Fenster dort oben aufgestoßen und hinausgeträumt hatte auf die verheißende Ebene, in der, der Alpenwelt zu Füßen, Italien lag und an klaren Tagen das weiße Phantom des Mailänder Doms sich aus der herrlichen Fläche hob.

Machte denn all dies Genießen nicht schon glücklich genug? Mußten auch Menschen dabei sein, mit denen er empfand?

Er bekam mit einem Male Lust, auch nach Gandria zu fahren. Es hatte ihm so verlockend geklungen, was sie davon gesagt.

In Lugano stieg die Belgierin aus. Fräulein Gade umarmte sie zum Abschied, verließ dann auch den Dampfer und wandte sich der nächsten Barke zu.

Vor der Barke stand jedoch bereits Julian.

Der junge Fährmann, froh, beide Fahrtgelegenheiten praktisch in eine zu vermischen, redete zu, daß man doch zu zweien die Barke benutzen solle. Der Hauptmann, der seine Rede halb und Fräulein Gade, die sie ganz verstand, lächelten sich fragend an und stiegen beide ein.

Hinaus in den See glitt der Nachen.

„Ein Tag 1a,“ sagte Fräulein Gade

Der Hauptmann stellte sich vor. Das war ein banaler Weltmißton, der in die Poesie der Stunde klang und der Dame vorübergehend die Laune verdarb.

„Lassen wir das doch,“ versetzte sie kühl. „Von Mensch zu Mensch, genügt das nicht?“

„In der Welt, in der wir nun einmal leben!“ entschuldigte er sich.

„Was ist die Welt, in der wir leben?“ rief sie lebhaft. „‚Jede Zeit ist jetzt,‘ sagt Bismarck, — die Welt, die jetzt für uns in Frage kommt, die besteht aus sonnenbeglänzten Felsen, die in grünes Wasser schauen, aus Frühlingspracht und Bergeswind — Stadtformeln gelten hier nicht. Wir sind im freien Lande Schweiz, und ich bin immer das Kind des Landes, in dem ich mich gerade aufhalte.“

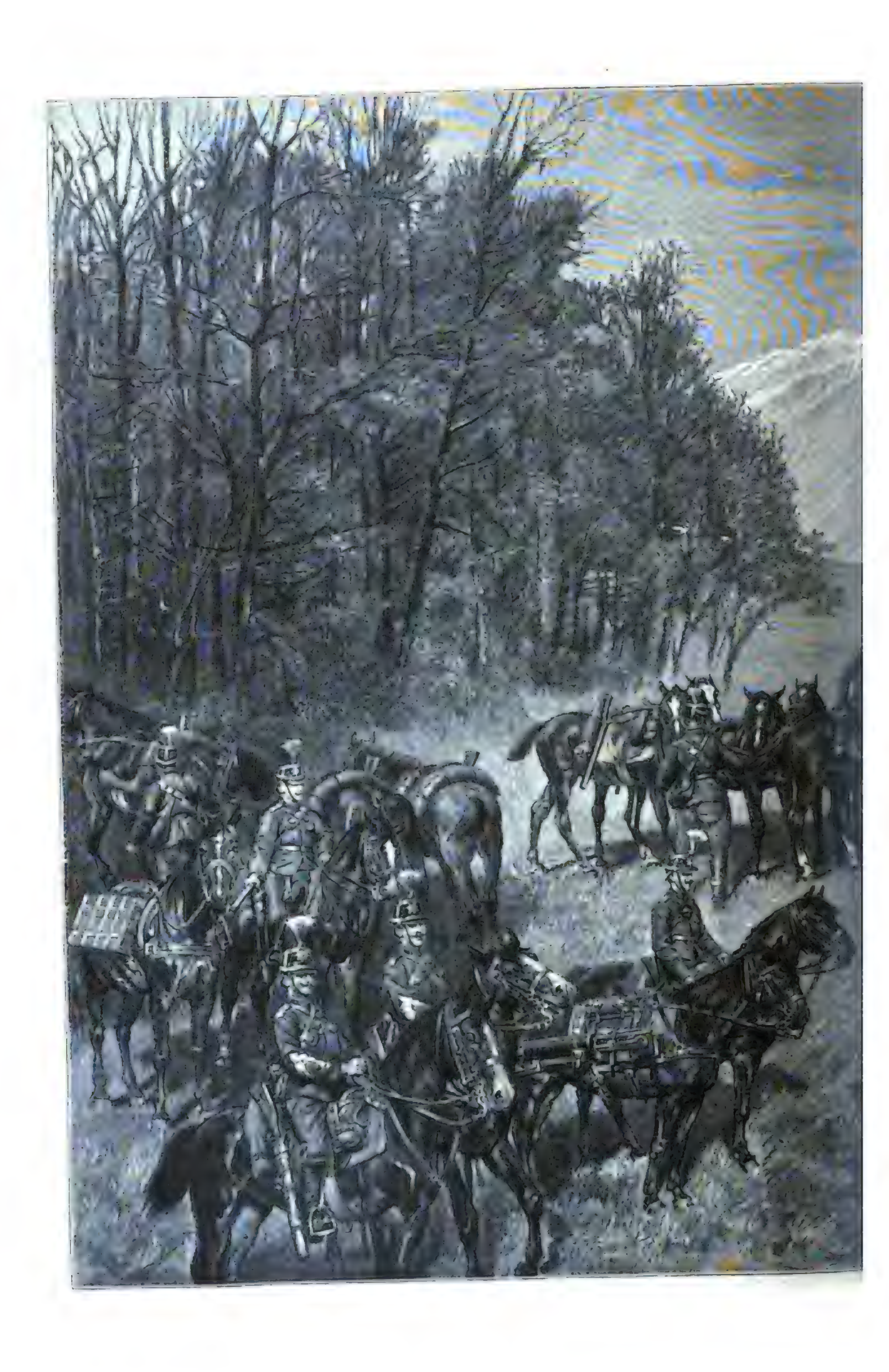
„Also werde ich nie erfahren, wessen Kind Sie sonst sind?“

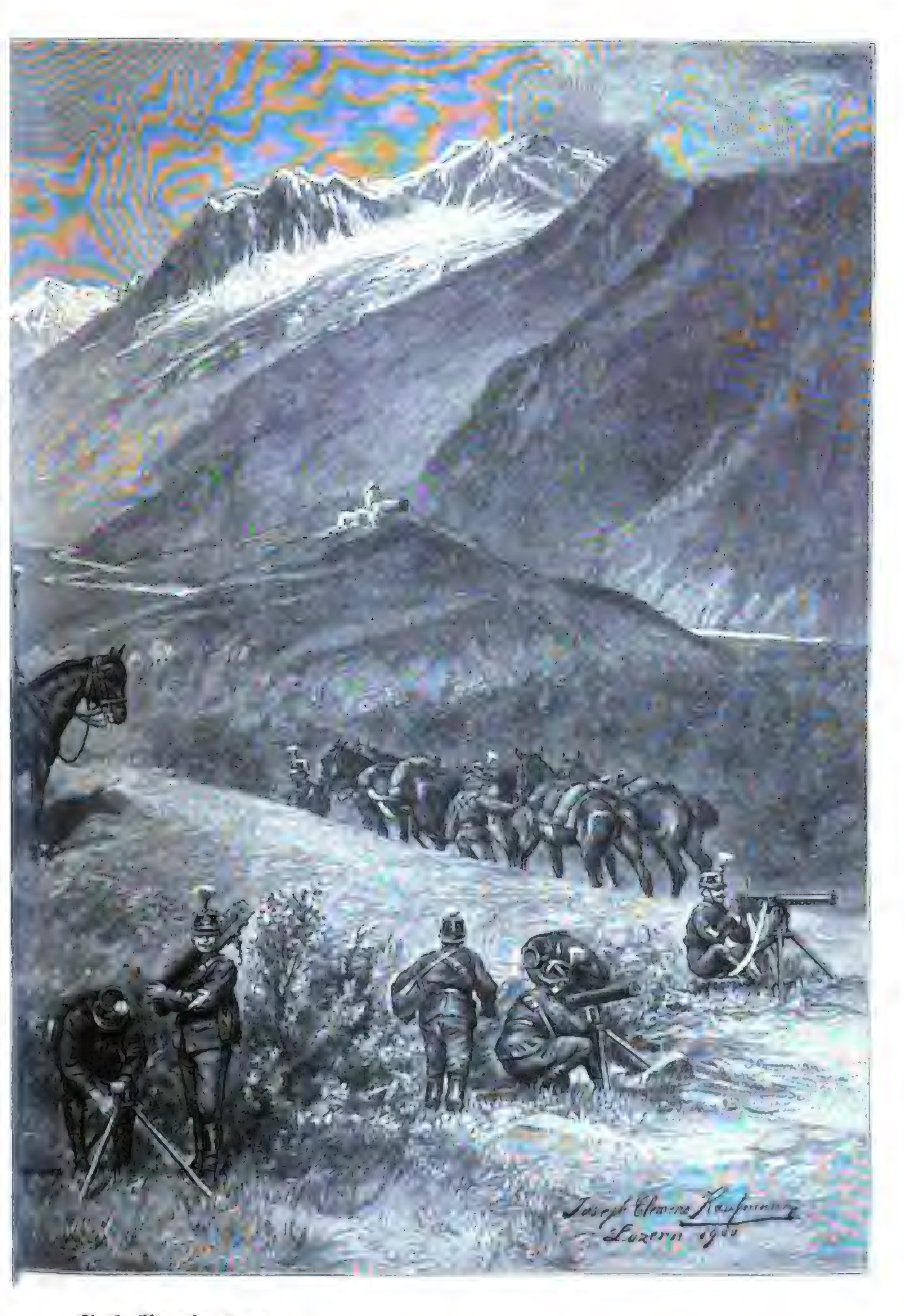
„Niemals!“ lächelte sie. „Ich bin nun einmal nicht für Personalia.“

„Wo leben Sie für gewöhnlich?“ forschte er hartnäckig weiter.

„Wo es mir gerade gefällt,“ brach sie, etwas ungeduldig werdend, ab.

„Ich bin auch Naturschwärmer, aber keiner von den ausschließlichen. Schließlich ziehe ich den Menschen





J. C. Kaufmann

Die neue schweizerische berittene Mitrailleur-Truppe.

der Natur immer vor.“ Er sah sie voll Verehrung an.

„Ich nur unter Umständen,“ meinte sie. Sie sah in die Ferne. Er wurde ernster und ernster; er fühlte, daß sein Herz sich irgendwo festzuankern begann, und fürchtete plötzlich, daß es in unsicherem, vielleicht auch nicht mehr freiem Grunde Anker warf.

Beide schwiegen eine lange Weile.

Die reizenden Ufer Castagnuolas schwanden vorbei. Weingärten und Oelbäume grünten am Berghang, Villen und kleine Schlösser zogen wie Märchenbilder vorüber, Villen, an deren weißen Mauern die grüne Flut lustig emporsprang, alte Steinpaläste, in deren wappengeschmücktem Gondelhafen leere Kähne traumhaft sich wiegten, als warteten sie auf ein liebendes Paar, das engumschlungen herabgestiegen kam über die moosbegrünten Stufen. Die blauen Berge Italiens, über die der Weg nach Como ging, begrenzten in der Ferne den See, und hinter den Fahrenden lag Lugano, schon vom Mittagsdunst eingehüllt, blasser und blasser werdend, darüber der Salvatore wie ein matter Riesenschatten.

„Es ist doch der schönste See,“ sagte Fräulein Gade, „wenigstens der, welcher am kräftigsten erhält, nicht so verweichlicht als die andern. Der Comersee hat vielleicht noch mehr Poesie, aber ich muß sagen: mir ist in seinen blütenduftenden Villengärten nach einiger Zeit immer halb wunderlich zu Mut geworden, so, als bekäme man Blumenvergiftung, und der Lago Maggiore? Die ganze Inselwirtschaft erschien mir am dritten Tag stets wie Spielerei, es hat was vom Puppentheater, meinen Sie nicht auch?“

„Ich weiß nicht, aber hier ist's allerdings am schönsten,“ entgegnete er schlicht. „Schade nur, daß ich heute nacht schon über den Gotthard weiter muß. Dies ist meine letzte Reisestation.“

„Dann haben Sie wenig Zeit für Gandria,“ versetzte sie gleichgültig. „Da sind wir übrigens schon.“

Ein paar Dutzend Baracken hoben sich aus dem Weingelände, ein verfallener Campanile dazwischen mit leerem Glockenstuhl, am Wasser das Wirtshaus mit luftiger Veranda, die auf Pfählen in den See hinausgebaut war; sengende Mittagsglut auf allem; der ganze kleine Ort wie in ein Sonnenbad getaucht. Gelber wilder Ginster, Rosen und Mandelblüten schauten aus Gärten und Fenstern. Bis zum Wasser herab hing das blühende Geranke und spann ein Zaubernetz über den armseligen Fischerort.

„Nun?“ fragte sie.

„O, das ist, um Ort und Zeit und alles zu vergessen.“

Sie sah ihn zweifelnd an. „Ich glaube, Sie gehören nicht zu denen, die um irgend einer Sache willen jemals die Zeit versäumen, ich glaube, Sie sind unendlich korrekt.“

‚Heute nicht,‘ dachte er und schwieg.

Fräulein Gade war vor Julian aus dem Boot gesprungen, das laut an die steinerne Treppe anstieß. Der alte Wirt kam zur Begrüßung, und auf der Veranda erschien Doris Katz, ein ältliches, sehr häßliches Wesen, das aber eine Art genialer Häßlichkeit hatte und darum keineswegs abstoßend erschien. Mit der einen Hand beschattete sie ihr Auge, mit der andern hielt sie ihre Palette.

„Natürlich wieder bei der Arbeit!“ rief Fräulein Gade.

„Wozu wäre ich denn auch sonst auf der Welt!“ sagte Doris. „Du bringst jemand mit — Offizier in Zivil, das sehe ich von hier aus — Anklang an die preußische Heimat. Seien Sie mir willkommen, Motiv von daheim! Ich werde Ihnen sofort im heißesten Landwein den Willkommenstrunk kredenzen. Bitte hier rechts in mein Atelier.“

Als Julian das Atelier betrat, wurde ihm vollends zu Mut, als schritte er in eine andre Welt. Der dürftige Raum war mit den herrlichsten Blumenstudien angefüllt, die in fast unglaublicher Ueppigkeit die Verschwendung des Südens schilderten; durch das offene Fenster herauf blitzte der schillernde See und winkten die duftzitternden Berge gegenüber, ein menschenvoller Dampfer kam von Porlezza und legte für eine Minute rauschend in Gandria an. Verwundert schauten die Vorüberfahrenden das kleine, graue Nest am Berghang an, die primitive Osteria, hinter deren Fenstern sie wohl eine andre Staffage vermuten mochten als die drei vom Zufall hier zusammengeworfenen Touristengestalten, die dem vorbeiziehenden Schiff wie einem hübschen Schauspiel zusahen.

Fräulein Gade hatte sich auf das Fensterbrett geschwungen und ließ die Sonne in ihrem Weinglas funkeln, die goldene Lichter in das purpurne Rot warf. Julian wurde immer gesprächiger, und Doris Katz sah immer wohlgefälliger zu dem stattlichen Paare hinüber, zu den beiden mondanen Gestalten, die da in ihre verzauberte Blumenwildnis hineingeraten waren. Dann aß man auf der kleinen Veranda Maccaroni, während die Honoratioren von Gandria am Nebentisch Würfel spielten. Man sprach von alledem, wovon flüchtige Reisebekanntschaften zu reden pflegen, von Land und Leuten, von Rundreisebillets und Betrogenwerden, vom Zauber Italiens und der Stumpfsinnigkeit der Heimat. Als es kühler wurde, wanderte man durch die Rebenterrassen, über die ungepflegten Wege, auf die unzählige Rosenblätter niedergeregnet waren, an winzigen Häusern vorbei, in denen echt Rembrandtsches Helldunkel und sonst nichts durch die offene Thür zu sehen war. Und endlich, viel zu früh, tauchte in der Ferne der letzte Dampfer auf, den Julian benutzen konnte, und er wußte noch immer nicht recht, wer eigentlich Fräulein Gade war!

Doris Katz, das kleine, unheimliche Frauenzimmer, das so behende über die Treppenstraßen von Gandria sprang und ihn zuweilen so wohlwollend ansah, hatte er nicht zu fragen gewagt. Nun fragte er Fräulein Gade direkt, ob sie ihm nicht ihre Adresse geben, ob er sie nicht wiedersehen könne.

Sie überlegte. „Eigentlich haben solche Wiedersehen wenig Zweck,“ entgegnete sie dann kühl. „Nun haben wir Ihnen so schön die Honneurs von Gandria gemacht, behalten Sie uns doch in diesem Rahmen

in Erinnerung. Glauben Sie mir, kurze Episoden sind meist zehnmal netter als verlängerte Bekanntschaften."

„Sie wollen mich nicht wiedersehen?" fragte er traurig.

Sie war bisher kühl gegen ihn gewesen; nun ging ihr plötzlich sein Ton zu Herzen.

Das Schiff legte an. Er sagte ihr rasch lebewohl und stieg die Stufen neben der Veranda herab. Sie überlegte einen Moment, rief ihm ein plötzliches „Halt" nach und warf ihm ihre Visitenkarte zu. Er fing sie geschickt auf, an der untersten Stufe stehend, und quittierte mit einem dankbaren Blick.

Da tauchte plötzlich Doris Katz neben ihrer Freundin auf. „Damit Sie auch einen Besuchsgrund haben," rief sie übermütig und warf ihm ein Buch hin. „Sie können es ja lesen und ihr dann bringen."

Etwas verwundert fing er die aufgedrungene Gabe auf und preßte das elegant gebundene Buch, um es nicht hinfallen zu lassen, mit einer schnellen, unwillkürlichen Bewegung an sein Herz. Die Bootsleute trieben zur Eile. Er eilte auf das Schiff. Fünfmal grüßte er noch nach Gandria zurück; dann versank es ihm im zarten Dunst der abendlichen Stunde.

*

Fräulein Gade lehnte unmutig am Geländer der Veranda.

„Doris," sagte sie, „das war überflüssig — mit dem Buch."

„Ich halte es für einen Dienst," versetzte diese. „Wissen muß er's doch. Denn einmal wird er dich heiraten wollen. Ich habe Blick dafür. Er ist regelrecht geliefert. Ich wette, daß er bei seinem nächsten Urlaub bei dir antritt und um dich anhält. Und ich wette, daß du ihn wirst nehmen wollen. Dein Buch kannst du ihm natürlich nicht unterschlagen. Bücher sind ein Teil des Autors. Also ist's besser, er liest es vorher, dann weißt du gleich sein Urteil."

„Und glaubst du etwa, daß dies Urteil günstig ausfallen wird? Doch wohl kaum?"

Doris Katz zuckte die Achseln. „Ich habe dir immer gesagt: es ist ein tüchtiges Buch; es stiftet auch vielleicht Nutzen dank seiner guten Tendenz, aber es kam dir nicht zu, es zu schreiben. Du bist zu jung und zu hübsch dazu und auch mit dem Lieben noch nicht fertig. In dem Stadium soll man keine Bücher in die Welt senden, die allzu schneidig sind. Du bist ‚du', und wer dich ganz versteht, wird sich sagen, daß deine Persönlichkeit durchaus nicht so sarkastisch, hart und pessimistisch ist wie die Sachen, die du schreibst. Leute wie du werden aber nur selten ganz verstanden, und wer sich psychologisch nicht mit ihnen abzufinden weiß, nennt sie ‚unweiblich' und bricht ihnen damit den Stab — wenigstens die blöde Menge. Ich halte den, der dort abdampft, zwar nicht für einen aus der ‚blöden Menge', aber immerhin für ‚vieux jeu'. Dich verehrt er, aber dein Buch wird er schwerlich goutieren. Was willst du machen?"

„Diesen einen Tag vergessen," sagte Fräulein Gade. „Was gehen mich Liebesgeschichten an? Ich will gar keine . . ."

Doris sah sie scharf an. „Das glaubst du selbst nicht. ‚Das Leben hassen, in Wüsten fliehen, weil nicht alle Blütenbäume reiften,' steht einem Mädchen deines Schlages nicht an. Du bist eine zu gesunde Natur, und daß du dich jetzt über dein Buch, auf das du bisher so stolz warst, ärgerst, beweist mir nur, daß der norddeutsche Kriegsgott nicht bloß mein, sondern auch dein Geschmack ist."

„Ich ärgere mich, daß du es ihm gegeben hast, nicht über das Buch. Was soll die ewige Verquickung von Mensch und Autor? Was man schreibt, ist Privatsache, wie Religion Privatsache ist. Ich stecke gesichert hinter meinem Pseudonym. Zu verraten brauche ich es niemand, wenn ich nicht will. In diesem Fall werde ich es nicht wollen. Folglich thut das Buch doch nichts zur Sache." Sie brach einen Blütenzweig ab und warf ihn in den See. „Und was du vom Heiraten redest," fuhr sie fort, „das ist Humbug. Du weißt, damit bin ich fertig, seit —" sie murmelte einen Namen.

„Du meine Güte," rief Doris, „wärmst du die alte Sache immer wieder auf! Einer Jugendliebe schließlich den Laufpaß zu geben, weil man mit erwachsenen Augen plötzlich einsieht, daß nichts an ihr war, außer etwa die Vergoldung, mit der die eigne Phantasie sie überkleidet hat, das ist doch immerhin keine Erfahrung, die zu gänzlichem Abrüsten in dieser Beziehung berechtigt. Was war daran?"

„Was daran war? Der ganze große Schmerz um ein zertrümmertes Ideal!" rief Fräulein Gade. „Und das soll nichts sein?"

Doris zuckte die Achseln. „Du bist au fond doch eine Enthusiastin. Ja, ja, du bist anders als dein Buch. Wer dich danach beurteilen will, urteilt falsch. Aber komm, wir wollen Thee trinken. Die Abendkühle beginnt. Hörst du, wie es in den Blättern schauert? Das ist die Zaubermusik von Gandria! Ich weiß jemand, der Gandria in seinem Leben nicht wieder vergißt."

Fräulein Gade erhob sich schnell und streckte die Hand aus, als schüttle sie einen Eindruck von sich ab.

„Weißt du, Doris," sagte sie, „andernfalls hätte ich ihn ganz gern wiedergesehen. Solche blonde Riesen sind mein Geschmack, aber daß du ihm das Buch zugesteckt hast, verdirbt mir die Lust daran. Ich will ihn nicht wiedersehen. Ich werde es energisch zu hindern suchen."

Sie trat in das dämmerige Atelier. Zu der leeren Veranda herauf gurgelte mit süßem Wellenlaut das im letzten Abendschein bleicher und bleicher werdende Wasser des schönen Bergsees.

*

Julian fuhr über den nächtlichen Gotthard. Klare Mondscheinstunden waren dem heißen Tage gefolgt, und die Riesen des Gebirges standen in silberner Verklärtheit gegen den tiefdunkeln Himmel.

Er öffnete das Fenster. Nach frischen Wiesen

roch es da draußen, nach Bergnelken und Goldlack. Das waren noch die Düfte des Südens, die dann im Weiterfahren hinstarben in der klaren Herbheit des Höhenwindes, in dem kühlen Wassergeruch der tobenden Flüsse, die sich wie in ewiger Verzweiflung niederwarfen von den steilen Felsenkämmen des Gotthard.

Immer wieder nach Gandria zurück dachte Julian. Immer wieder nahm er die kleine Visitenkarte aus seinem Taschenbuch, auf der fein und winzig, in Kupfer gestochen, die drei Worte standen:

Ulrike Gade
Rapperswyl.

Rapperswyl — irgendwo in der Schweiz mußte das liegen, an einem jener lichten Seen, die man immer durcheinander bringt, solange man nicht dort war. Die neue Stadt trat in seinen Horizont wie etwas Wichtiges, Geheimnisvolles, wie etwas, das bestimmt war, eine Rolle in seinem Leben zu spielen. Vielleicht fuhr er beim nächsten Urlaub dorthin, — vielleicht? Nein, gewiß! Er lehnte sich im Wagen zurück und träumte. Das war ja alles so neu und schön und hold ...

Erst mit dem Morgenschimmer verblaßten die bunten Farben seiner Luftschlösser. In einen grauen, regnerischen, deutschen Tag war der Zug aus dem Süden hineingebraust. Die Landschaften lagen entzaubert da; Julian fühlte, wie das Alltagsmenschentum wieder von ihm Besitz nahm und die jugendliche Schnelle seiner Empfindungen in müderes Tempo überging. Ja, wiedersehen wollte er sie noch immer, die schöne Freundin aus Gandria, aber nicht überstürzt, nicht ohne Vorbereitung, nicht ohne genaue Orientierung über ihre Person. Gründliche Erkundigungen wollte er einziehen über ihr Vorleben und ihre ganze Existenz, ehe er einen entscheidenden Schritt that. Das ist ja so leicht heutzutage. Irgendwelche gemeinsame Bekannte hat man immer, die von dem und dem die genauesten Mitteilungen zu machen wissen. Allerhand Pläne schwirrten durch seinen Kopf.

An einer großen Fabrikstadt sauste jetzt der Zug vorbei. Dampfende Schlöte, so trist aus dem Nebel steigend ... ein Häusermeer von monotonem Grau, das so verschlafen dalag und dem Auge nichts zu sagen hatte — ein Riesenbahnhof, in dem die regenmüde Menschheit verdrossen und übelgelaunt mit zu vielem Handgepäck nach gut deutscher Manier umhertobte. Ein Pfeifen, ein Knarren, ein Weitersausen in eine langweilige Ebene hinein, aus der Pappeln stumpfsinnig in die Höhe ragten.

Julian seufzte, und da er sich auf einen solch freudlosen Hintergrund das blütenreiche Bild Gandrias nicht mehr hinzuzuzaubern vermochte, nahm er das Buch zur Hand, das Doris Katz ihm so unmotiviert zugeworfen. Ein Roman — er war kein großer Romanleser, er gehörte zu den blinden Hassern alles Modernen, die Sudermann und Hauptmann nur dem Namen nach kennen, grundsätzlich nichts von solchen neuen Geistern wissen wollen und sie ohne weiteres en bloc verdammen, weil sie nicht befähigt sind, sie zu begreifen.

Schon der Titel „Moderne Leiden“ mißfiel ihm. Der männliche Autorname klang ihm gesucht. Von den ersten Seiten schon wehte ihm eine herbe, strenge Tendenz entgegen, ein Zugwind von Schonungslosigkeit, von zersetzender Kritik. Mit dem Gefühl, daß ein sehr unangenehmer Mann dies Buch geschrieben haben müsse, klappte er es bald wieder zu und beschloß, es nicht eher wieder zur Hand zu nehmen, als bis es ihm zu dem von Doris Katz angegebenen Vorwand dienen konnte. Doris Katz sank in seiner Achtung, daß sie solche Bücher besaß. Ulrike — in seinen Gedanken war sie bereits „Ulrike“ — hatte es gewiß nicht gelesen oder sich bei der Lektüre gewiß ebenso abgestoßen gefühlt wie er.

Jedenfalls beschloß er infolge dieser Empfindung, sich mit keiner Nachfrage an Doris Katz zu wenden, sondern lieber einen andern Plan zu verfolgen.

*

Drei Tage später saß er, schon wieder ganz eingelebt, in der kleinen Garnisonstadt, über der schwer und geisttötend eine lähmende Hitze brütete, so daß die Menschen noch nachtwandlerischer über die schlechtgepflasterten Straßen gingen als gewöhnlich. Er that den ersten Schritt auf der Spur Fräulein Gades. Er schrieb einer alten Tante, die in Ragaz zur Kur war, einen acht Seiten langen Brief, ein etwas linkisches Schriftstück. Wie in solchen Fällen üblich, motivierte er sein Ansuchen mit dem Interesse eines Kameraden an der Betreffenden und bat in den ehrerbietigsten Tönen, die er immer für das gute, alte Stiftsfräulein gehabt, daß sie doch auf ihrer Heimreise in Rapperswyl Station machen und alles auskundschaften möchte, was dort über Ulrike Gade zu erfahren sei. Er kannte die Vorliebe der Tante, die in ihrer Jugend selber mit romantischen Unternehmungen zu kurz gekommen war, für alle Dinge, die aparten Anflug hatten, und verrechnete sich nicht.

Eine Woche später etwa — er kam von einer heißen Regimentsübung staubbedeckt und müde zurück — elektrisierte ihn der Anblick eines Briefes mit Schweizer Marke. Wie viele Neffen, gewohnt, Briefe älterer Tanten erst auf der zweiten Seite zu beginnen, da die erste stets dasselbe bringt, blätterte er sofort in die Mitte.

„Was also die bewußte Dame betrifft,“ — sein Atem ging schneller — „so sind meine Resultate dürftig, aber vielleicht nicht ohne Wert. Ihre Wohnung habe ich schnell gefunden. Denke Dir, ein längliches, viereckiges Gutshaus mit grünen Läden dicht am See; eine Reihe herrlicher Kastanien davor, unter denen steinerne Bänke stehen; ein großer, verwilderter Garten, der zwar besser gejätet werden könnte, aber nicht ohne Poesie ist. Das Haus gehörte seit Menschengedenken einem Fräulein Müller — ja, erschrick nicht! Wirklich Müller. Nach ihrem Tode im letzten Jahr hat sie es ihrer Nichte Ulrike vermacht, die zeitweise bei ihr gelebt hat, jedenfalls sehr viel mit ihr in der Welt herumgereist ist. Denn Fräulein Müller war immer nur wenige Herbstwochen in Rapperswyl, hat aber dank ihrer

großen Wohlthätigkeit, welche die Nichte jetzt fortsetzen soll, einen sehr guten Namen in dem kleinen Nest hinterlassen. Weißt Du übrigens, daß in Rapperswyl ein Museum mit polnischen Erinnerungen ist? In einem reizenden Bergschloß, das Ulmen umrauschen, fabelhaft romantisch. Grünumrankte Thore und die Wappen vornehmer polnischer Geschlechter an den Wänden, eine feudale Luft. Seltsam, so mitten in der Schweiz dies Denkmal der alten Polenherrlichkeit! Vielleicht hat Fräulein Müller in ihrer Jugend einen polnischen Edelmann geliebt und sich dann aus Pietät in Rapperswyl angekauft. Freilich, die Liebe konnte auch nur unglücklich sein, denn ein edler Pole kann natürlich keine Müller heiraten."

Julian wurde etwas ungeduldig beim Lesen. Er überschlug einige Absätze, in denen lediglich von Polen die Rede war, und fand dann den gesuchten Faden wieder.

„Natürlich drang ich in das Haus ein, unter dem Vorwand, es kaufen zu wollen. Ein nettes, altes Mädchen hütet es. Sie erzählte, daß Fräulein Gade den Winter in Rapperswyl verbringen werde und schon Anfang Oktober eintreffen wolle. Sie lebe seit dem Tode der Tante ganz allein — das, lieber Julian, gefällt mir weniger und that mir im Interesse Deines Kameraden leid. Die Dame ist erst dreiunddreißig, also Selbständigkeitsberechtigung noch nicht vorhanden. Mit ihren Verwandten, den reichen Müller-Gades in Berlin, Verlagsbuchhändler oder Banquiers — das bekam ich nicht heraus, da überhaupt alle Begriffe, die sich nicht auf Rapperswyl bezogen, im Gehirn dieses Mädchens sehr ungeordnet durcheinander fielen — mit diesen Verwandten also wäre sie seit einiger Zeit zerfallen, obwohl sie noch vor zwei Jahren länger im Hause derselben gewesen sei. Ihre Eltern sind längst tot, ihre Vermögensverhältnisse gut, wenn auch nicht glänzend. Die alte Wirtschafterin stellte ihr und ihrem Charakter ein vortreffliches Zeugnis aus. Derselben Meinung sei auch der Pastor des Ortes. Mehr, lieber Julian, war nicht zu ermitteln. Rapperswyl selbst kannst Du ja im Bädeker nachlesen. Es steht alles drin, auch Ufenau und Polenburg.

„Vielleicht besuchst Du mich bald im Kloster. Du hast es ja nicht weit."

Der Brief endete in Beteuerungen verwandtschaftlicher Zuneigung. Julians ganze Seele war bei Ulrike, die der Pastor von Rapperswyl gelobt hatte. Das wog schwer in seinen Augen, solch ein unparteiisches, geistliches Urteil; aber ehe er sich ganz in süße Sicherheit einwiegte, mußte doch noch die Familie Müller-Gade in Berlin gründlichst erforscht werden. Die etwaigen Achillesfersen und Schattenseiten dieses ihm bis dahin unbekannten Geschlechtes — ermitteln mußte er sie, wenn sie da waren, und waren keine da, um so besser!

Vor seinen grübelnden Gedanken stieg das Bild eines jungen Vetters, des Grafen Fritz Travers, plötzlich empor. Dieser war auf der Kriegsakademie bereits im dritten Jahr; er hatte endlos mitgemacht in allen Kreisen, die sich ein Offizier nur erlauben konnte; vielleicht war ihm die Familie Müller-Gade einmal in den Weg gekommen; wenn nicht, so bürgten die gesunden Sinne, die scharfen Augen des Grafen Fritz für eine unbedingte Ermittlung der Sachlage.

Julian schrieb ihm noch am selben Tage. Er fühlte eine seltsame Erregung, seit die Dinge in Gang kamen. Jede Nacht träumte er von Wellenrauschen und wußte nie, ob es eigentlich die Wellen des Luganer Sees waren oder die noch unbekannten von Rapperswyl.

Graf Fritz antwortete umgehend:

„Verehrter Vetter!

„Nichts leichter als das. Bei meinen Fahrten durch Berlin, wenn ich auf Menschensuche ging, kamen mir Müller-Gades allwinterlich aufs häufigste in die Finger. Du weißt, daß wir Travers' uns viel auf unsre Vorurteilslosigkeit einbilden. Daß ich mit ihnen verkehrte, kennzeichnet sie also nicht unbedingt. Wenn ich aber sage: Du könntest ohne Frage auch mit ihnen verkehren, so weißt Du damit, daß die Familie einwandsfrei ist. Niemand von ihren vielen Gliedern hat je Bankerott gemacht, sich erhängt oder ist mit andrer Leute Frauen davongegangen. Sie sind sämtlich korrekt. Untereinander zerfleischen sie sich zwar gelegentlich, sagt man — aber diskret und hinter den Kulissen, so daß es Fremde unmöglich stören kann. Es ist eine richtige großindustrielle Berliner Familie mit gesellschaftlichem Ehrgeiz. Auf den Routs des Stammhauses schweben viele bemerkenswerte Namen durcheinander. Eine Menge Offiziere verkehren bei ihnen und nicht bloß die kommandierten. Jeder nimmt ruhig seine Frau mit dahin. Ich würde es auch thun, hätte ich eine — aber mein nie erschautes Ideal schwebt noch im weiten. Unsereins könnte ruhig in diese Familie hineinheiraten, und Dein Kamerad, verehrter Vetter, wird, wenn er eine Gade heiratet, nicht weiter von seinem Kothurn heruntersteigen müssen, als die meisten von uns, die lieber mit einem vernünftigen bürgerlichen Mädchen leben als mit einer Ahnendame verhungern wollen.

„So viel über die Familie im allgemeinen. Nun zu Deiner speziellen Frage nach Ulrike Gade. Ich weiß nicht, wie viel Du meinem Menschenurteil zutraust; jedenfalls ist es in diesem Falle ein Urteil aus eigner Anschauung, da ich Ulrike kenne. Jawohl, ich kenne sie, soweit man sich in Gesellschaften kennen lernt. Viele behaupten zwar, das sei gleich Null; ich finde, auch die flüchtigste Bekanntschaft giebt Handhaben genug, um Schlüsse zu ziehen, das heißt dem, der überhaupt Schlüsse ziehen kann. Sie erschien mir immer wie eine Extraausgabe im Vergleich zu den übrigen Familienexemplaren. Uebrigens heißt sie nur Gade und nicht Müller, wie Deinem Kameraden vielleicht lieb zu hören ist, falls er engherzige Tanten oder unmoderne Onkels haben sollte. Ihre Vettern führen den Doppelnamen. Sie ist die einzige Tochter des einzigen Gade, der Ideale hatte. Das ist nämlich etwas, was die andern bei ihrer phänomenalen Nüchternheit nicht

kennen. Ihre Mutter starb früh. Ihr Vater war eine Art Privatgelehrter und so ideal, daß er fast sein ganzes Geld nach und nach an Ausbeuter aller Art weggab. Er reiste beständig mit der Tochter, so daß diese — sie mag dreiundzwanzig Jahr gewesen sein, als er starb — niemals recht wußte, wo sie eigentlich zu Hause sei. Jedenfalls wußte sie im Archipel ebensogut Bescheid wie in den Straßen Berlins. Als sie verwaist und mittellos zurückblieb, wurde sie in der Familie Müller-Gade von einem zum andern weitergegeben. Dann wollte ein Vetter sie heiraten; sie sagte nein, verkrachte infolgedessen mit dem Hauptbestand der Familie, lebte dann mit irgend einer Tante Müller teils auf Reisen, teils auf deren Besitzung in der Schweiz. Vor einem Jahr etwa starb die Tante und ließ das arme Ding in pekuniärer Selbständigkeit zurück. Ihr abhängiges Leben mag für den besonderen Geist, den sie besaß, drückend genug gewesen sein. Jedenfalls sieht sie auf keine glückliche Jugend zurück; das gab auch ihrer Art in jener Zeit, als ich sie öfters sah, ein besonderes Gepräge; sie war verschlossen, nicht für jeden liebenswürdig, ein wenig Pessimistin und einer tüchtigen Ironie fähig; sie machte immer den Eindruck eines Sklaven, der die Kette brechen möchte. Daß sie einem reichen Vetter, dem Hauptmatador der jüngeren Generation, einen Korb gab, bewies, daß sie ein famoses Mädchen ist. Eine kleine Freundin erzählte mir damals, sie — die bewußte Ulrike — habe diesen Vetter früher sehr gerne gehabt, er sei ihr aber mit der Zeit zu materiell und nüchtern geworden, und da sie nur aus Liebe heiraten wolle, habe sie lieber dem Familienstolz des sehr selbstgefälligen Geschlechtes mit einem energischen ‚Nein‘ ins Gesicht geschlagen. Ich glaube, daß es so ist. Nun wird sie wohl wie eine verzauberte Prinzessin auf ihrer Burg in den Alpen sitzen, und der Ritter, der durch die Dornenhecke zu ihr möchte, wird wohl in erster Linie nicht materiell und nicht nüchtern sein dürfen, wenn er sie erlösen will. Da die Familie sie totschweigt — der Vetter mit dem Korb hat sich inzwischen anderweitig, wenn auch mit geringerer Qualität, versorgt — dürfte es für mich schwierig sein, von ihrem jetzigen Leben etwas zu ermitteln. Ich glaube, sie stehen auch kaum mehr in Beziehung. Naturen, wie diese, machen, wenn sie sich gekränkt fühlen, energisch Schicht.

„Wie geht es bei Dir? Vielleicht kann ich mir im nächsten Herbst Deine Existenz selbst einmal betrachten, da ich nach beendeter Akademiezeit wohl zu der Schwadron meines alten Regiments zurückkomme, die seit kurzem bei euch liegt. Wie ich nach den Berliner Jahren ein solches Nest wieder aushalten soll, weiß ich zwar nicht. Du hast Talent für die kleinen Städte. Vielleicht giebst Du mir das Rezept.

Verehrungsvollst
Dein Vetter
Fritz Travers.“

*

Julian wußte, daß sein junger Vetter weder ein Schönredner war noch ein Phantast. Wenn er ihm auch im allgemeinen nicht viel Gutes zutraute, seinem gesunden Urteil traute er doch.

Er beschloß, Ulrike wiederzusehen und von dem Eindruck dieses zweiten Begegnens alles abhängig zu machen. So oft war eine Schwärmerei auf den ersten Blick bei einem Wiedersehen in ihm verblaßt. Wenn seine Gefühle diesmal die Liebesprobe bestanden, so lag ja nichts im Wege, Ulrike zu heiraten.

Die Vermögenslage beider erlaubte es ja.

Zuweilen dachte er daran, erst eine Korrespondenz mit ihr zu beginnen, aber seine Scheu vor dem Briefschreiben war zu groß. Er hatte das Gefühl, sich mit einer solchen Tintenquälerei selbst den Reiz von der Sache zu nehmen, und beschloß, es als echter Militär mit dem verkürzten Angriff zu versuchen.

*

Rapperswyl lag im Abendleuchten da, festlich geschmückt vom gelben Glanze des Herbstlaubs, als Julians Dampfboot, an der stillen Ufenau vorbei, dem grauen Städtchen entgegenfuhr.

Gleich nach den Manövern hatte er einen zweiten, kurzen Urlaub genommen und war südwärts gedampft. Heftige Ungeduld trieb ihn. Das alte, stolze Zürich erstaunte ihn zwar eine kurze Minute, als er es so königlich ausgestreckt sah am bergumkränzten Ufer, aber lange dauerte der Zauber nicht. Ihm waren andre Dinge wichtiger, ja selbst die holden Gelände des Sees schwebten wie etwas Unwesentliches an seinem Blick vorbei. Er stand am Steuer und träumte in den Abendschein hinaus, bis endlich das dunkle Städtchen seiner Sehnsucht sichtbar wurde und über den Dächern die grüne Burg sich düster vom offenen Flammenmeer der versinkenden Sonne abhob. Und endlich sprang er ans Ufer; endlich fand er das gesuchte Haus, fand es, wie die Tante es geschildert, mit grünen Fensterläden und großen Kastanien dicht am See.

Und wenige Minuten noch, da stand er vor ihr und spielte vor ihren verwunderten Blicken seine kleine Komödie ab, die er sich hundertmal eingeübt in den langen, staubigen Manövertagen, in den ärmlichen Holzstuben der schlechten Heidequartiere da droben in den schönheitsverlassenen Gefilden seiner östlichen Provinz. Daß er zufällig hier vorbeikomme, sagte er, daß er ja noch immer Fräulein Katz' Buch habe und es nicht hätte lassen können, sich so im Vorüberfahren nach ihrem Befinden zu erkundigen. Sie habe zwar damals in Gandria gesagt, das Aufwärmen kurzer Bekanntschaften sei Unsinn, aber er könne das nicht finden, nein, wirklich nicht...

Er sprach ernst und männlich, ohne Ueberhastung, mit der vollbewußten Würde, die er als reifer Mann und als Offizier für geboten hielt, an den Tag zu legen — und gerade das war es, was dieser Persönlichkeit, die im Grunde wenig innere Eigenart besaß, einen unbestreitbaren Charme verlieh, diese vornehme Haltung in Rede und Gebärde, dies vollkommen Männliche des Auftretens, das

so harmonisch paßte zu der äußeren Stattlichkeit der Erscheinung. Und das war es auch, was Ulrikes festeste Vorsätze ins Schwanken brachte. Nein, sie hatte kein Wiedersehen gewünscht! Frei wollte sie sein, nach ihrer geknechteten Jugend das ungefesselte Leben weiterführen, das sie seit dem Tod der Tante in vollster Selbständigkeit genoß. Nun war er doch gekommen, plötzlich, ohne daß es sich hindern ließ. Sie stand am Fenster, wie eingerahmt von den Bäumen ihres Gartens, die leise an die Scheiben pochten; er neben ihr, dem gefährlichen Punkte immer näher kommend.

Sie deutete auf das Buch in seiner Hand. „Wie ordentlich Sie sein müssen," sagte sie mit gepreßter Stimme, „daß Sie eine solche Kleinigkeit nicht vergaßen ... Wie gefiel Ihnen denn das Buch?"

„Reden wir nicht davon," versetzte er. „Solche Bücher sind mir schrecklich — ich hoffe, Ihnen auch. Wenn ich Ihnen etwas zu verbieten hätte, ich würde Ihnen nie erlauben, ein solches Buch zu lesen."

Sie mußte unwillkürlich lächeln. ‚Jemand die Lektüre eines Buches verbieten, das man selbst geschrieben hat ... das ist richtend für das Buch ... und kränkend für den Autor,' dachte sie. Das heißt: solche Leute, mit denen hatte man ja nichts zu thun, mit denen verstand man sich eben nicht!

Ulrike fuhr auf. Da war Julian schon bei seiner Bewerbung. Daß er sie hätte wiedersehen müssen, sagte er, um zu prüfen, ob seine Liebe wirklich eine Liebe sei. Und er habe sich nicht geirrt, nur sie könne ihn glücklich machen trotz ihrer Verschiedenheit. Und verschieden wären sie; damals am Luganer See hätte ihre Sicherheit, ihre Selbständigkeit ihn fast erschreckt; sein weibliches Ideal sei immer viel unselbständiger gewesen. Aber das fiele ja nun alles von selber fort. Wenn sie ihn nur liebte, darauf käme alles an. Und, nicht wahr, das thäte sie doch? Es wäre schrecklich, wenn sie es nicht thäte. „Antworten Sie doch!" bat er. „Warum sind Sie so stumm? Warum reden Sie denn noch immer nicht?"

Sie merkte gar nicht, daß er in einem fort Fragen stellte, sie sah immer nur auf das Buch, das er achtlos auf den Tisch geworfen hatte. Wie ein roter Fleck brannte es auf der dunkeln Decke, das Buch, das er so schrecklich fand und das sie doch geschrieben ...

Er ergriff ihre Hände. „Reden Sie doch, Ulrike, Sie martern mich!"

Sie entzog ihm ihre Finger. „Nein, Sie martern!" versetzte sie tonlos. „Wie soll ich antworten können, wenn ich die Antwort selber nicht weiß!"

„Ja oder nein, das ist doch einfach."

„Nicht so einfach, wie Sie meinen —"

„Ulrike!" rief er erschreckt. „Sind Sie etwa nicht mehr frei?"

„Gerade, weil ich so frei bin ... es fragt sich, ob man dies kostbarste der Güter opfern darf, wenn man es so hoch wertet wie ich ..."

Er trat plötzlich verletzt von ihr fort. „Sie lieben mich eben nicht," sagte er.

Da fühlte sie es mit einem Male in fast erschreckender Klarheit, daß das nicht richtig sei, daß wirklich ein heißes Gefühl für ihn in ihrem Herzen lebte.

„Lassen Sie mich einen Tag und eine Nacht darüber nachdenken," sagte sie schweratmend.

„Nein, ich kann nicht warten. Lassen wir das. Entweder liebt man, oder man liebt nicht."

„Ich werde Ihnen morgen schreiben," sagte sie. „Jetzt kann ich nicht antworten."

Er nahm seinen Hut und wollte gehen. Da sah sie, wie blaß er geworden war. Eine Rührung überkam sie. Er mochte irgend etwas Derartiges in ihrem Blick lesen, und ohne ein Wort abzuwarten, setzte er seinen Hut wieder auf den Tisch und ging auf sie zu.

Sie wich bis an das Fenster zurück. Das rote Buch tanzte ihr vor den Augen. Dann sah sie nur noch sein Gesicht und ließ die Dinge widerstandslos gehen, wie sie gehen wollten.

Eine Minute später war sie seine Braut.

*

Julians rasche Verlobung war vielleicht die einzige temperamentvolle That seines Lebens. Seine Ahnherren, soweit es sich aus Chroniken feststellen ließ, hatten einst für berühmte Raufbolde gegolten, die von einem wohlbefestigten Schloß am Bodensee herab Krämer überfielen und besiegte Gegner hartherzig in ihren finsteren Verließen schmachten ließen, kurz, all jenen feudalen Unfug trieben, der im rücksichtsloseren Mittelalter bei den adeligen Herren Sitte war. Im Lauf der Jahrhunderte hatte sich aber das Blut des hitzigen Geschlechts merklich verdünnt, im selben Maße, wie der Kothurn, auf dem sie standen, niedriger geworden war. Die Herren von Reifenstein waren keine Raubritter mehr, sondern harmlose Beamte und brave Leutnants; sie dachten eher pedantisch als heißblütig, heirateten getrost in bürgerliche Familien, und nur die unverheirateten Reifensteins weiblichen Geschlechts schnürten sich im Hinblick auf ihre Stiftsplätze noch den Panzer eines besonderen Adelsstolzes um die Seelen.

Alle aber hatten ein schönes Erbteil aus der feudalen Vergangenheit überkommen, das war einmal eine natürliche Vornehmheit des Empfindens, die sie auszeichnete, und zweitens die Fähigkeit, bei besonderen Gelegenheiten — wenn auch nur einmal im Leben — heißblütig aufzuflammen und etwas von jener alten Raubritterenergie in sich zu entwickeln, die ihre Ahnherren am Bodensee einst so gefürchtet und berühmt gemacht hatte.

Vielleicht war es der vorteilhafteste Moment in Julians ganzem Leben, als er — hingerissen von der Situation — in dies seltene, schnelle lebensvolle Tempo geriet; jedenfalls war es derjenige Moment, dem er Ulrikes Liebe und ihre Hand verdankte ...

In der Mitternachtsstunde, die diesem Abend folgte, ging Ulrike erregt in ihrem Zimmer auf und ab. Sie war glücklich. Sie hatte nie geglaubt, daß man es durch die Liebe werden könne. Nun wußte sie's.



Phot.-Verlag von Franz Hanfstaengl in München.



M. Nonnenbruch
Ein Traum vom Glück.

Nur mit der Buchangelegenheit hatte sie sich noch abzufinden.

Sie that das denn auch mit der resoluten Entschlossenheit einer kräftigen Natur, der eine kleine Beimischung von Solneß' „robustem Gewissen“ nicht abgeht.

Sagen konnte sie Julian unmöglich mehr, daß sie der Autor war. Vielleicht, wenn er ihr Bedenkzeit gelassen, hätte sie es doch gethan. Aber wozu ihm seinen Himmel zerstören, ihn wie mit feurigem Schwert aus seinem Paradiese verjagen? O, sie wußte, wie das that, wenn einem Luftschlösser zerstört werden! Sie besann sich nur zu deutlich auf die Stunde, als sie sich einst klar darüber wurde, daß ihre ganze, lange Jugendliebe nichts als ein Mißgriff, ein Irrtum, eine Einbildung gewesen war, auf die Geburtsstunde jenes Menschenhasses und Weltschmerzes, jener stumpfen Wut auf ‚alles, was besteht‘ . . .

Und was bedeutete denn überhaupt dies eine Buch? Ein Versuch war's, ob sie auch konnte, was andre können — sie, die man bisher immer „talentlos“ genannt, weil sie keine Lust zu schlechtem Klavierspiel, keinen Hang zum „Brennen“, „Kerben“ oder „Punzen“ hatte. Niemand wußte von der Autorschaft dieses Buches außer Doris Katz, die ihr vorsichtshalber, damit das Geheimnis auch gut gewahrt werde, die ganze Verlegerkorrespondenz besorgt hatte. Die Autorschaft war ihr Geheimnis, durfte es bleiben. Was ist denn ein Buch heutzutage? Ein Sandkorn in der Wüste, ein Tropfen in der großen Bücherwelle, die jährlich den Markt überschwemmt und dann verschwindet, ins Nichts zurück. Vor einem halben Jahr war es erschienen; kein Kritiker hatte es beachtet. Niemand würde es vielleicht jemals beachten. Wozu also mit einer solchen Kleinigkeit ihm, den sie liebte, die Freude verderben? Nie war ihr das Buch so gleichgültig gewesen wie jetzt. Die selige Stunde, als sie einstmals in Rom mitten in der Frühlingszeit das erste Exemplar erhalten und stolz und verzückt betrachtet hatte, die war vorbei.

Jetzt interessierte sie sich nur noch für Julian, der ihr schon damals in Gandria gefährlicher gewesen, als sie sich gestand. Ja, die Liebe war doch die Hauptsache! Die Dichter fabeln doch nicht! Nun wußte sie, was mit ihrem Leben anzufangen sei. Die ungebundene Freiheit war zwar schön gewesen, aber dies war noch schöner! Endlich etwas, worüber sich nicht ironisieren, nicht spotten ließ, etwas Ganzes, Volles.

Sie war nicht umsonst die Tochter des ‚einzigen Gade, der Ideale besessen hatte‘. Mit Begeisterung gab sie sich dem neuen Glauben hin und genoß das Glück, das er ihr brachte, mit den vollen Zügen eines Durstigen, der noch nie von so köstlichem Tranke gekostet hat.

*

Der junge Graf Travers behielt mit seiner Ahnung recht. Er kam nach beendeter Kriegsakademie zu der Schwadron, die in Julians Garnison lag, und wenn er die Notwendigkeit, in einer kleinen Stadt atmen zu sollen, auch als halben Todesstoß empfand, so beschloß er doch, die Kugel, von der er fest annahm, daß er sie sich doch noch einmal durch den Kopf jagen würde, jetzt noch nicht anzuwenden.

Als er den ersten Abend nach der Uebersiedlung von Berlin mit einem guten Bekannten aus früherer Zeit aus dem Kasino fortschlenderte, erkundigte er sich nach Reifensteins.

„Ach,“ sagte der Kamerad, „die sind so glücklich, daß es schon langweilig ist.“

„O weh,“ seufzte er, „je glücklicher ein Ehepaar, um so langweiliger. Das ist richtig.“

Er beschloß, seinen Besuch möglichst hinauszuschieben.

Nach drei Tagen langweilte er sich aber bereits so in dem kleinen Nest, daß er doch hinging.

Er kam gerade in die Kaffeesitzung nach einem Diner herein, einem Drei-Uhr-Diner, eine Vorstellung, die ihn schaudern machte. ‚Wie kann man,‘ dachte er, ‚in der grellsten Stunde des Tages, in der niemand auf der Höhe seines Esprits und namentlich seines guten Aussehens zu stehen pflegt, ein Dutzend Menschen um seinen Eßtisch gruppieren, die alle im verklärenden Schein des künstlichen Lichts zehnmal besser aussehen und gescheiter reden würden! Warum nicht den Anblick dieser Runzeln mildern, die enge Lebensverhältnisse hineingezeichnet haben in die Gesichter von Menschen, die vielleicht einst hübsch oder sorglos ins Leben schauten? Unklug und unschick im höchsten Grade! Aber freilich, die ganze kleine Stadt würde Kopf gestanden haben, wenn jemand etwa um halb acht Uhr hätte dinieren lassen wollen! Dem korrekten Julian sah es ähnlich, daß er es daraufhin nicht riskierte, — aber Ulrike, die doch aus hauptstädtischem Leben stammte, hatte die etwa das Heft nicht in der Hand?‘

Er erregte Sensation, als er eintrat. Die Infanteriedamen führten zwar genau Buch über jeden Kavallerieleutnant, der in die Garnison verschlug, aber außer seinem Namen wußte noch keine etwas von ihm. Die ungewöhnliche Persönlichkeit frappierte. Travers sah mehr wie ein schöner Zigeuner aus als wie ein deutscher Offizier. Das unheimliche Augenfeuer innerlich rastloser, nervöser Menschen leuchtete ihm seltsam genug aus dem blassen Angesicht, dazu diese Mischung von Blasiertheit und Ironie im Ausdruck: wie der Sohn eines fremden schönen Stammes stand er plötzlich zwischen den schwatzenden Herdenmenschen, die alle aus einem Stoff geschnitzt schienen und denen kein höherer Gedanke von der Stirn zu lesen war.

Julian kam herzlich auf ihn zu. Die große, breitschulterige Gestalt gefiel Travers einen Augenblick, dann schien ihm plötzlich, als ob Julians Ton etwas reichlich zur Biederkeit hinüberneige. Nun ja, natürlich in solch biederem Milieu! Das Milieu ist es ja, das wie ein Polyp mit Fangarmen alles an sich zieht und allen die Marke aufdrückt, die sie dann durchs Leben tragen, ohne es zu wissen.

Ihn schauderte, daß er hier existieren sollte. Er hätte am liebsten die Arme erhoben und gerufen: „Ihr armen Leute, wie dauert ihr mich!“ aber sie

würden sein Mitleid ja gar nicht begriffen, sie würden ihn entsetzt angeschaut, ihn ihrerseits bemitleidet haben, im Glauben, daß er wahnsinnig geworden sei.

Da trat — mitten in diese Gedankengänge hinein — die Hausfrau auf ihn zu.

Das war die Ulrike aus dem Berliner Salon, wie er sie vor drei Jahren kennen gelernt, aber mit einem liebenswürdigen Lächeln das sie damals nicht gehabt.

‚Wahrhaftig, sie fühlt sich wohl hier,‘ dachte er, als sie ihn auf die alte Bekanntschaft und die neue Verwandtschaft hin wie einen guten Freund begrüßte, ‚sie hält das Leben hier aus. Die hatte ich überschätzt.‘

Sie wies ihm einen Platz zwischen zwei Regimentsdamen an. Eine halbe Stunde lang mußte er eine Unterhaltung über sämtliche Ausflüge, die von der Stadt aus zu machen waren, erdulden. Man pries die Gegend als „lieblich“.

„Lieblich,“ sagte er zu der lobsingenden Majorin, „lieblich werden immer die Gegenden genannt, in denen die Berge zu niedrig sind, um der Rede wert zu sein, und die Reize so verschwindend, daß man sie nicht einmal mit dem Operuglas zu finden vermag. Stumpfsinnige Felder, dahinter eine schwache Hügelung, vorn ein paar Pappeln, die oben ausgehen wie alle Pappeln — der Himmel beschütze einen vor solcher Lieblichkeit!“

Ulrike horchte scharf auf. Ihre Blicke begegneten sich, und es lag in ihnen wie eine Ahnung stummer Freimaurerei. Die andern Damen fanden seine Aeußerung sehr arrogant, aber weil er so hübsch war und sie so neugierig, beschäftigten sie sich weiter mit ihm.

„Sie werden sich hier schwer einleben,“ tadelte die Majorin. „Nehmen Sie sich ein Beispiel an Ihrer Frau Cousine, die in ihren Mädchenjahren doch so viel gereist ist und solch wechselndes Leben geführt hat und sich nun in diesem lieben Städtchen so außerordentlich wohl fühlt.“

„Wirklich?“ fragte er, zu Ulrike hinüber. „Sie müssen mich in die Lehre nehmen und zeigen, wie man es macht.“

„Es ist leicht,“ versetzte Ulrike ruhig.

Die Ehemänner kamen aus dem Rauchzimmer und warfen ihren Gattinnen rollende Blicke zu, die an Aufbruch mahnen sollten; in dem Rollen wurde bereits leicht der Zorn markiert, der ausbrechen würde, falls nicht sofort dem Gebot des Herrn Rechnung getragen würde.

Eine umständliche Verabschiedung erfolgte. Ulrikes liebenswürdiges Lächeln und ihre immer wieder hingebotene Hand waren wie ein fester Pol in dem Knäuel sich windender Gestalten. Ein paar Junggesellen blieben noch, und während Julian sich mit ihnen in das Rauchzimmer zurückzog, ließ er den Vetter bei Ulrike zurück.

Zum erstenmal vergaß Travers das Elend der kleinen Garnison. Die Zimmereinrichtung war so elegant, die Hausfrau so apart, daß er, beruhigt und tief aufatmend, seine Lackstiefel unter ihren Tisch streckte.

„Wissen Sie, wie Sie mir eben vorkamen, so im Schoße Ihres Regiments?“ fragte er. „Da giebt es ein Stormsches Gedicht von einer schönen Frau, die wie ein Stern zwischen den andern steht und sich fortsehnt, aber sie sagt nicht, wohin. Nur ein Kundiger versteht es, von ihren Augenbrauen abzulesen, daß sie Heimweh hat nach einem verlassenen Strande, nach Gegenden, die anders und schöner sind als diese zum Beispiel ... Sie sind so viel gereist, daß ich nicht begreifen würde, wenn es bei Ihnen anders wäre ...“

Ulrike sah gedankenvoll vor sich hin. Dann sagte sie mit etwas gezwungener Stimme: „Sie fassen mich zu lyrisch auf. Ich bin momentan nichts als eine brave Hausfrau, deren einziges Hoffen den ganzen Tag darauf gerichtet war, daß ihr Diner gut klappen möge, und die nun die Anerkennung ihres Mannes dafür erhofft, daß sie einigermaßen zufriedenstellend die Honneurs gemacht hat.“

„Welche objektive Gelassenheit müssen Sie besitzen, verehrte Cousine,“ versetzte er etwas gekränkt, da er bemerkte, daß sie nicht offen gegen ihn war, „um in einem Jahr die schwere Kunst erlernt zu haben, sich in Verhältnisse zu fügen, die Ihnen im Grunde ebenso heterogen sein müssen wie mir. Ich weiß nicht, ob Sie sich noch unsrer kleinen philosophischen Gespräche von früher erinnern. Damals vor drei Jahren, als ich die Ehre hatte, Sie im Hause Ihrer Verwandten kennen zu lernen. Wir saßen damals zuweilen, wenn andre tanzten — das Tanzen langweilte Sie, und Sie hielten es für geistlos — in einer Palmenecke des schönen Warmhauses, die an glückliche Tropenwälder, an indische Wildnis gemahnte, zusammen und redeten über die Welt und ihre Miseren, die Menschen und ihre Schwächen und machten alles, was vorhanden war, so herunter, als wäre der ganze Globus nicht einen aus dem Kurs gekommenen Pfennig wert. Und jemand, der so energisch zu denken, so erbarmungslos zu kritisieren verstand, sollte mit einem Male so duldsam geworden sein? Ich kann nicht daran glauben! Die Schärfe Ihres Urteils haben Sie schwerlich eingebüßt, vielleicht nur die“ — er hob die halbgesenkten Lider langsam auf und sah ihr forschend ins Auge — „nur die Ehrlichkeit!“ schloß er dann.

Sie wurde lebhaft. „O nein, aber selbst wenn — ist diese Art der Unehrlichkeit nicht vielleicht eine Tugend? Wenn man rücksichtslos ehrlich sein will, pflegt man unliebenswürdig zu sein. Jetzt bin ich vielleicht weniger ehrlich geworden, aber liebenswürdiger. Diese Metamorphose halte ich für eine Verbesserung.“

„Sie nehmen also eine Maske vor,“ sagte er mit jenem weichen Ton, den seine Stimme bisweilen annehmen konnte; „dürfte ich als Vetter Julians nicht um den Vorzug bitten, daß mit mir ohne Maske verkehrt wird?“

„O nein,“ versetzte sie, „ich möchte Sie auch nicht ganz unmaskiert. Auch handelt es sich gar nicht um Masken. Es ist etwas andres; wir

müssen uns gegenseitig beweisen, daß wir seit unsrer Bekanntschaft gereift sind."

„Und glauben wir das?"

„Ich kann für Sie nicht urteilen."

„Doch, ich bin gereift," sagte Travers mit Entschiedenheit. „Ich habe viel gelernt in meinen Akademiejahren; ich habe bekommen, was ich vorher dank meiner Corpserziehung nicht hatte — Interessen; ich meine weitergehende, nicht bloß für Rangliste und Pferde. Ich bin sogar unter die Litteraten gegangen. Novellen, Dramen, solches Zeug habe ich geschrieben — allerhand, was eigentlich ein Offizier nicht schreiben soll. Ich interessiere mich brennend für tausend unmilitärische Dinge. Mit einem Riesenkoffer Bücher bin ich hier angekommen; ich halte mir inkognito Zeitungen, deren Namen ich hier in Julians Hause kaum zu nennen wage.

Sie sehen, ich plaudere offen alle meine Geheimnisse aus. Ich bin noch ehrlich, allerdings nicht ohne eigennützigen Hintergedanken. Ich bitte Sie" — und er faltete seine schönen Hände, während er die Ellbogen auf die Kniee stützte und Ulrike flehend ansah — „interessieren Sie sich ein wenig für mich; sehen Sie, ich bin hier wie der Fisch auf dem Sande — geschleudert aus meinem eigentlichen Element auf ein ungastliches Ufer, auf dem ich nicht leben kann. Wie Odysseus auf der Insel des Polyphem bin ich hier gestrandet. Mein Polyphem ist die Langeweile, die mich erwürgen wird, wenn mich niemand rettet. Sie können mich retten. Sie haben dieselben Interessen wie ich. Sie kennen Welt und Menschen und sind nicht wie all die andern hier, die kaum hinausgeguckt haben über die Mauern dieser Stadt oder den Zaun ihres Regiments. Lassen Sie uns zuweilen von den Dingen sprechen, die da draußen liegen, von Kunst und Litteratur und Theater und Philosophie, von der Welt und ihrem Reichtum — und wenn Sie Ihrer Güte die Krone aufsetzen wollen, so seien Sie ein wenig huldvoll gegen meine kleinen litterarischen Versuche, lesen Sie meine Manuskripte durch — tadeln Sie, streichen Sie aus, verbessern Sie, wo Sie wollen, aber lassen Sie mich nicht umkommen vor Hunger!"

Ulrike mußte lächeln über sein Ungestüm. Er lachte mit einem Male auch.

„Nicht wahr, ich bin gleich mit schwerem Geschütz in Ihr Haus hereingefahren!" sagte er, „aber Sie wissen nicht, wie ich leide. Legen Sie ein gutes Wort für mich ein bei Julian. Ich fürchte, er ist nicht ganz zufrieden mit meiner Wenigkeit. Daß ich in die hiesige Schwadron kam — nun, Strafversetzung ist's ja nicht gerade; es sind allerhand Unbescholtene hier unter uns, aber wer ausgezeichnet werden soll, na, dem erspart man dies. Ich — nun, Sie als Menschenkennerin, das waren Sie doch früher? — werden begreifen, daß die Kehrseite meiner Tugenden nicht im Talent liegt, gerade ein extra musterhafter Offizier zu sein. So etwas wie ich paßt eigentlich nicht in solch einengenden Waffenrock."

„Nein," sagte sie, „Sie haben recht, und damit Sie sehen, daß Sie auch lyrisch aufzufassen sind, will ich Ihnen gestehen, daß mir vorhin bei Ihrem Eintritt jenes Lenausche Lied von den drei Zigeunern in den Sinn kam. Dem, der da im Abendschein liegt, ‚in den Händen die Fiedel', und das Leben dreimal verachtet, was ihn aber nicht hindert, dabei ein ‚lustiges Liedel' zu spielen, dem gleichen Sie. Ich glaube allerdings kaum, daß Ihre Novellen lustig sind, die taxiere ich für furchtbar ‚modern'."

„Wenn Sie schrieben, gnädige Frau, würde wohl auch nichts Unmodernes zu Tage kommen!"

Sie wurde plötzlich rot. Ihr Buch fiel ihr ein, das fast vergessene, verstoßene Buch, in das sie einst das ganze Leid ihres jungen, mit so viel Bitterkeit gewürzten Lebens ausgeströmt hatte. Wie weit das zurücklag, woran sie das gemahnte . . .

Die letzten Gäste brachen auf. Travers ging mit ihnen, da Julian ihn nicht hielt. Julian war müde geworden von seinen Hausherrnpflichten und streckte sich erleichtert auf das Sofa hin.

„Nun, Ulrike," sagte er, ihre Hand nehmend, „war's nicht nett heute?"

„Ach ja," rief sie, „wie ein frischer Luftzug! Gott, wie wohl das thut!"

„Ja, ja," meinte Julian, „es sind aber auch wirklich recht nette Kerle in meinem Regiment."

*

Julian zog sich zu einem ausgiebigen Nachmittagsschlaf zurück, und Ulrike machte ihre tägliche Promenade.

Seit sie am Anfang des letzten Winters, von einem rieselnden Landregen empfangen, zum erstenmal ihre neue Heimat betreten hatte, war es ihr ein tägliches, ungestümes Bedürfnis, wenigstens eine Stunde lang mit ihren raschen, kräftigen Schritten aus dieser Stadt herauszulaufen auf der öden, pappelbestandenen Chaussee, die dem nächsten „lieblichen" Hügel entgegenführte.

Ihr war bei diesen Wanderungen, als liefe sie vor sich selber weg, und immer kehrte sie mit neuem Mut und neuen Vorsätzen zurück, tapfer in dem falschen Fahrwasser weiterzusteuern, in das sie geraten war.

Ja, sie hatte mit ihrer Verheiratung einen Mißgriff begangen, darüber war sie sich lange klar. Frauen wie sie paßten, so meinte sie, in keine Ehe, wenigstens in keine mit einem Mann, der so ausgesprochen aus der alten Schule war, der zwar alle Vorzüge des „vieux jeu" besaß, aber auch alle Nachteile!

Es hatte damit angefangen, daß er — kaum verlobt — die Tante nach Rapperswyl kommen ließ, weil er die Existenz seiner Braut zu selbständig fand . . . Ja, er liebte sie, das glaubte sie schon; aber ganz aus blödem Zufall hatte er sich in sie verliebt, ohne Sinn und Verstand, ohne abzuwägen, ob er einem Wesen wie ihr auch gerecht werden konnte. Dann, als er merkte, daß nicht alles an ihr seinem Schema entsprach, hatte er ihre Eigenart für Fehler genommen und sie auszurotten versucht. Immer die Tante zur Hilfe geholt, die Tante, die Tante!



Photographie-Verlag von

J. von Blaas

Zügellos.

Fort von Rapperswyl hatte er sie gezwungen, in das Damenstift hinein; dort, im Beisein der sämtlichen adeligen Fräulein war die Trauung vollzogen. Dann in die Garnison; zur Hochzeitsreise gab's natürlich keinen Urlaub mehr.

Sie sagte sich beständig vor, daß sie ihn liebe; sie vergab ihm alles, selbst das vorzeitige Fortgerissenwerden von der geliebten schattigen Heimstätte am Züricher See. Sie glaubte es anfangs wirklich, daß es so sei, und eines Tages merkte sie doch, daß sie sich belog.

Es kam zur ersten Scene. Die Gartenmauer vor dem alten Hause in Rapperswyl war eingestürzt. Sie wollte hinfahren, nur für fünf Tage, um die Aenderungen zu besprechen. Er erlaubte es nicht; er duldete das selbständige Reisen nicht bei seiner Frau. Zur selben Zeit kam Doris Katz nach Berlin. Ulrike wollte sie einladen. Er erlaubte es nicht. Die seltsame Erscheinung einer Doris Katz würde im Regiment Anstoß erregen, behauptete er.

Zum erstenmal widersprach sie ihm. Er hielt ihr eine lange Rede, bei der er nicht einen Augenblick die gute Form außer acht ließ, nicht einen Moment in heftige Tonart geriet. Er sagte, daß Scenen etwas sehr Häßliches und Unweibliches wären, und daß die Frauen seiner Familie sich immer vor leidenschaftlichen Ausbrüchen gehütet hätten. Sie müsse sich bemühen, diesen Frauen zu gleichen.

Dann kam statt Doris Katz die Tante zu Besuch — zu jedem christlichen Fest die Tante. Wie ein roter Faden zogen sich die Besuche der alten Stiftsdame durch das ganze Jahr, und der Manöverurlaub wurde natürlich dazu verwendet, sich für das freundliche Kommen der Tante dankbar zu erweisen durch einen vierwöchentlichen Besuch in der Stiftsstadt.

Das war die Leidensgeschichte von Ulrikes erstem Ehejahr. Danach bemaß sich ihre Zukunftsaussicht...

Nach jener ersten Scene hatte sie einen Entschluß gefaßt. Die Frage: wie lange hält man ein solches Leben aus? klang ihr tagelang in den Ohren. Endlich fand sie die Antwort: so lange, bis man es eben nicht mehr aushält!

Bis dahin aber wollte sie den Schein wahren, vor der Welt, vor sich, vor Julian.

Er liebte sie ja auch, auf seine Weise. Er that ihr oft fast leid, daß er sich so vergriffen hatte. Sie versuchte immer aufs neue, gerecht gegen ihn zu sein. Er besaß Vorzüge, hatte gute Momente, wäre in den Augen vieler andrer Frauen ein Musterehemann gewesen. Auf ihren Promenaden im Sturmschritt betete sie sich krampfhaft alle seine Tugenden her.

Nur heute nicht.

Heute dachte sie gar nicht an ihn. Nur an ihr altes Leben dachte sie, an die schöne Freiheit der letzten Mädchenjahre, an ihr einstiges Ich, an ihr Buch, an die warme, goldene Sonne, die über fremden, fernen Ländern schien.

*

Inzwischen saß Travers mit übereinandergeschlagenen Beinen in der „Sympathie“, dem Biergarten des Städtchens, rechts eine grüne Planke, links ein abgeblühtes Rosenbosket.

Er rauchte seine letzten Berliner Zigaretten auf und fragte sich immer wieder:

„Wie kommt sie zu einem solchen Manne?“

*

Zu Julians guten Eigenschaften gehörte große Gastfreiheit gegen seine Familie. Mit derselben Wärme, mit der er immer wieder die alte Tante einlud, öffnete er auch Fritz Travers sein Haus. So kam es, daß bald kein Tag verging, an dem dieser depossedierte Großstadtlöwe nicht eine Stunde wenigstens mit dem für sein Glück berühmten Ehepaar zusammensaß. Und in der ganzen Stadt merkte nur Fritz Travers, daß es mit diesem Glück nicht so gut bestellt war, wie die Leute dachten, daß die beiden Menschen, die da gemeinschaftlich einen Mißgriff begangen hatten, jenen unverdienten Ruf nur ihrem Selbstbeherrschungstalent verdankten.

Er that, als bemerke er nichts, da die Stunde noch nicht gekommen war, in der Ulrike ohne Maske mit ihm zu verkehren geruhte. Sie sprachen harmlos von ihren alten Beziehungen; er ließ sich von Ulrike trösten, wenn er sich einmal gar zu kleinstadtkrank fühlte. Mit Julian sprach er von militärischen Dingen, von Avancements und Militärstrafprozeßordnung, und so lebten die drei Menschen im besten Einvernehmen hin, ja, Travers erreichte sogar, daß er dem Ehepaar eines Abends seine neueste Novelle vorlesen durfte.

Julian tadelte natürlich, daß er schriftstellerische Neigungen hatte, aber sein verwandtschaftlicher Sinn war so groß, daß er dem jungen Vetter diese Untugend zu gute hielt, solange er seine Sachen nur nicht drucken ließ.

Ulrike empfand vor der schon seit längerer Zeit angekündigten Vorlesung ein ängstliches Vorgefühl. Sie fürchtete, es könne ihr wie dem Riesen gehen, der, als er die Erde berührte, die alte Kraft zu fühlen begann. Sie wollte nicht zu viel denken müssen an ihre eignen, ehrgeizigen Stunden, da ihre Feder so rasch über das Papier geflogen war in der Gartenlaube von Rapperswyl, während durch das Zweigegewirr der See heraufblaute und die Dampfer stolz und schwer und majestätisch durch die Wellen rauschten. Sie hatte seit Jahr und Tag ihre Vergangenheit verleugnet und mochte nicht daran erinnert werden, daß sie es gethan.

Es war ein Abend am Dezemberanfang. Das erste große Schneetreiben war über die Dächer gebraust, und all die winterliche Traurigkeit lag in der Luft, die so viel schwerer zu ertragen ist beim Anbeginn, wenn das Schlimmste noch kommt und man sich erst durch endlose Frosttage durchquälen muß, ehe man sich den Frühling verdient.

Travers saß neben einer grünverschleierten Lampe und begann seine Lektüre. Julian lehnte resigniert in der Sofaecke, und Ulrike hatte ihren Stuhl aus dem Bereich des Lichtes gezogen, um ihre nervöse Unruhe zu verbergen.

Die Novelle hob scheinbar harmlos an, ein

Stimmungsbild, wie mit matten, dünnen, zarten Wasserfarben hingemalt; nur ein Kenner merkte sofort die verhaltene Glut, die unter all den stillen Worten loderte.

Julian langweilte sich und begann einzuschlummern, die Hand über die Stirn gelegt, so daß die Pose auch für die eines gespannten Zuhörers gelten konnte, der die Augen schließt, um sich durch nichts Sichtbares den Genuß des Hörens stören zu lassen.

Travers Stimme wurde schneller, aber leiser, die Novelle ereignisvoller und stürmischer. Auf dem sorgsam bereiteten Untergrund schritt, in kurzen Zügen geschildert, ein wildes Drama dahin, dessen Held er selber war, unverleugnet und unbeschönigt.

Hastig jagte seine Stimme über die Seiten. Er wußte, daß Julian schlief, daß er lesen konnte wie er wollte, mit der ganzen sentimentalen Ironie und dem heiseren Pathos, das in seiner nervösen Stimme lag. Er wußte auch, daß seine Arbeit so am besten zur Geltung kam, wenn er sie selber vorlas in der zuckenden, ruckweisen Manier, in der er zu schreiben pflegte.

Als er geendet hatte, legte er das Manuskript leise auf den Tisch und zog sich einen Schemel neben Ulrike.

„Nun,“ fragte er, „ist noch etwas zu ändern?“

„Ja,“ sagte sie in einer Erregung, wie er sie noch nie an ihr bemerkt, „nur der Schluß, sonst ist es tadellos. Es ist eine tüchtige Arbeit, so aus einem Stück, von einem ganzen Mann! Nur der Schluß, wissen Sie, der muß zusammengenommen, der muß fester herausgearbeitet werden,“ und sie machte eine Bewegung mit der Hand, als preßte sie einen schweren Gegenstand mit aller Kraft zusammen.

„O, ich weiß schon!“ rief er. „Ja, so herum! Ich dachte auch schon daran, aber es ging nicht. Die rechte Stunde war nicht da.“

„Soll ich es Ihnen machen?“ fragte sie.

„Ja, können Sie es denn?“ entgegnete er gespannt.

Sie lachte. Fast hätte sie sich verraten. „Es käme auf den Versuch an,“ sagte sie schnell gefaßt.

„Und dürften Sie denn?“ Er sah nach Julian hinüber, dann zu ihr mit einem fragenden Blick, der alles wissen zu wollen schien, was in ihrer Seele vorging. „Und wenn Sie nicht dürften?“ fügte er hinzu.

„Dann thäte ich's auch natürlich nicht,“ sagte sie kurz.

In diesem Augenblick wachte Julian auf. Er fand sich schnell in die Situation zurück und rief Travers zu:

„Daß du mir das aber nicht drucken läßt, mein Freund!“

„Ich denke nicht daran.“

„Und wie urteilst du, Ulrike?“ fragte er mit jener ritterlichen Höflichkeit, die er immer für seine Frau hatte und die so viele Leute täuschte.

„Ich fühlte mich lebhaft auf den Vesuv versetzt,“ entgegnete sie. „Da giebt es auch Strecken, die ganz harmlos und eintönig aussehen — ein Weinberg liegt da in der Sonne, ein kleiner blütenbeladener Obstbaum reckt sich rosig aus den Lavatrümmern heraus, man denkt, so gefährlich könne die Sache gar nicht sein, und dann mit einem Male geschieht das Ungeheure, und man sieht die Feuerlohe aus der stillen Landschaft heraus zum Himmel steigen! Das ist die Technik unsers Freundes. Erst das fein hingemalte Milieu und dann plötzlich die Tragödie wie eine Flammengarbe daraufgesetzt. Fast schade, daß Sie nicht irgendwo als hungerndes Gebirgskind geboren sind! Mit dem Talent in der Tasche könnten Sie sich die Welt erobern; so muß es brach liegen, und Sie haben nur Vorteil davon in Ihrem stummen Bewußtsein. Das ist wirklich ein Malheur.“

Travers trank begierig das Lob von ihrem schönen roten Munde. Sie war der erste Mensch, der ihn ermunterte. Seine Kameraden, denen er in Ermanglung eines andern Auditoriums zuweilen etwas vorzulesen pflegte, wenn die Abende zu langweilig wurden, die hatten bloß dazu gelacht.

„Potz tausend,“ sagte Julian und musterte die beiden, „was habt ihr zwei aber für rote Köpfe gekriegt! Nun, ich hoffe, das Abendessen kühlt euch wieder ab. Ich für mein Teil bin sehr hungrig.“

Nachdem Travers gegangen war, zündete Julian sich eine neue Zigarre an.

„Ulrike,“ begann er nachdrücklich, „wie findest du eigentlich Fritzens Arbeit im Ernst? Schwach? Nicht? Ich begriff nicht recht, daß du ihm solche Elogen machtest. Es ist nicht gut für ihn. Ich möchte dich bitten, es nicht wieder zu thun.“

„Ich habe ihm mein Urteil gesagt,“ versetzte sie. „Die Arbeit ist nicht schwach. Ich glaube, du bist kein gerechter Beurteiler eines Autors, da für dich die Welt ebensogut ohne Autoren sein könnte. Du brauchst die ganze Litteratur nicht.“

„O bitte, ich lese doch zum Beispiel Moltke.“

„Jawohl, Moltke, das schlägt ja auch ins Fach, und zuweilen mal humoristische Sachen, aber Fritzens Genre liegt dir nicht, und darum bist du ungerecht gegen seine Arbeit.“

„Du sagst das ja fast wie einen Vorwurf!“

„Keineswegs,“ erwiderte sie und dämpfte ihre etwas erregt gewordene Stimme. „Siehst du, Julian, diese Novelle von Fritz hat den ganzen zarten Timbre einer Erstlingsarbeit, jenen gewissen Schmelz, den spätere Sachen nie mehr haben können. Es liegt wie ein jugendlicher Zauber über dem Ganzen, wie der frische Hauch einer Kraft, die zum erstenmal ihre Schwingen prüft. Das hat einen unsagbaren Reiz für mich, und die Fabel der Geschichte tritt in meinen Augen ganz hinter diesem Vorzug zurück. Die Fabel ist ja auch wirksam, aber zum Schluß kommt eine Unwahrscheinlichkeit. Die muß heraus. Ich habe ihm gesagt, daß ich versuchen will, ihm den Schluß zu ändern. Hoffentlich hast du nichts dagegen, Julian.“

Er sah sich verwundert nach ihr um, die hastig durch das Zimmer schritt.

„Du? Das verbiet' ich, Ulrike!“ sagte er mit Entschiedenheit.



„Warum?“ fragte sie, stehen bleibend.

„Weil ich nicht mag, daß du dich da hineinmengst. Du weißt, ich hasse diese litterarischen Umtriebe bei Frauen, und bei der meinen will ich es nun gar nicht. Mag Fritz moderne Novellen schreiben, soviel er Lust hat, aber wenn er ansteckend auf dich wirkt, werde ich ihm verbieten, das ganze Thema in meinem Hause wieder zu berühren. Er ist ohnehin eine Persönlichkeit, die mit Vorsicht genossen werden muß. Man soll Verwandte nicht kritisieren und nicht bemängeln, aber ich möchte dich doch bitten, ihn nicht mit deinen Lobsprüchen zu sehr zu verwöhnen. Solche junge Dachse vertragen das nicht.“

Ulrike war stehen geblieben und hörte der Rede ihres Mannes mit stumpfer Ergebung zu.

„Gut,“ sagte sie, „mag er sich den Schluß selber ändern. Aber sage, Julian, hast du auch etwas dagegen, wenn ich dann und wann mal ein kleines Feuilleton über irgend etwas Landschaftliches schreibe? Ueber römische Gebirge, Pontinische Sümpfe oder belgische Städte?“

„Wie kommst du plötzlich auf dergleichen!“ rief er. „Fritz hat dich doch angesteckt. Ja, ich habe wohl etwas dagegen! Du sollst dich mit deinem Haushalt beschäftigen, mit dem Regiment. Ich finde es ohnehin nicht richtig, daß du dich so sehr von den andern Damen zurückhältst. Ich weiß, man redet darüber. Wende deine Interessen lieber auf diese Pflichten. Ich begreife nicht, wie du plötzlich auf Schreibideen verfällst!“

Sie trat an ihn heran und legte ihre schlanke, kräftige Hand leise auf seine Schulter.

„Ist dir nie der Gedanke gekommen, Julian,“ fragte sie leise, „daß mir in dieser Stadt, bei dieser Art von Leben etwas fehlen könnte?“

Sie sah ihn erwartungsvoll an, als müsse nun irgend eine Entscheidung kommen, aber die Frage glitt gänzlich an ihm ab.

„Eine ordentliche Frau hat sich nicht zu langweilen,“ versetzte er ungehalten. „Nimm dir ein Beispiel an den andern Regimentsdamen, die langweilen sich auch nicht. Denke an die Majorstöchter. Den ganzen Tag lang arbeiten die Mädchen, brennen oder malen und sind thätig für den Bazar.“

„Aber Julian!“ rief Ulrike. „Der Himmel behüte mich, daß ich jemals so weit herunterkomme, zu Brennapparat und Farbenkasten zu greifen und ohne Talent darauf loszuwirtschaften wie diese Majorstöchter. Verzeih, ich habe aber durch meine Reisen zu hohe Begriffe von der Kunst bekommen, als daß ich je meine Befriedigung darin sehen könnte, Veilchen auf Zigarrentaschen zu malen und Windmühlen auf Stiefelknechte zu brennen, und noch dazu alles so verzeichnet, wie die armen Mädchen das machen.“

„Du urteilst sehr ungerecht. Es hat etwas unendlich Beglückendes für ein Familienleben, wenn solche kleine Talente ausgebildet und Menschen damit erfreut werden. Ich begreife gar nicht, daß du so ungerecht denkst. Als du dir neulich die Sachen ansahst, machtest du doch ein so liebenswürdig interessiertes Gesicht dabei, daß ich mich noch über meine anmutige Gattin freute.“

„Ich bin deinetwegen liebenswürdig,“ rief sie, heftiger werdend, „nur aus Rücksicht auf dich! Wäre ich aufrichtiger, so ränge ich die Hände über die Spießbürgerlichkeit des Lebens hier.“

„Ulrike!“ rief er vorwurfsvoll. „Ich bitte, verschone dich und mich mit einer Scene. Warum wirfst du solche Fragen auf? Wenn du durchaus schreiben mußt, so schreibe Briefe.“

„An die Tante?“ fragte sie ironisch.

„Es würde dir gar nicht schaden, öfters an die Tante zu schreiben. Sie lebt auch in Verhältnissen, die dir vielleicht spießbürgerlich scheinen. Nimm dir ein Beispiel an ihr, wie dankbar sie ihr Los trägt.“

„Ja, sie hat auch nie eine andre Art von Leben kennen gelernt. Ihre Reisen reichten nicht weit. Von der wirklichen Welt hat sie keine Ahnung.“

„Ulrike,“ sagte er und warf seine Zigarre fort. „Wenn es dir so schwer war, dein bisheriges Leben aufzugeben, warum hast du mich denn geheiratet?“

Sie wollte eine rasche, vernichtende Antwort geben, aber gewohnt, sich zu beherrschen, hielt sie noch in der letzten Sekunde an sich.

„Aus Liebe,“ versetzte sie statt dessen friedfertig, „du weißt es ja. Ach, Julian,“ rief sie, die Hände faltend, „laß uns im Frühling ein paar Wochen auf Reisen gehen, bitte, bitte! Wir haben ja gar keinen Grund, es nicht zu thun! Und wir wollen es so genießen, du und ich! Siehst du, auf Reisen haben wir uns ja kennen gelernt! Das würde dann wie eine Rekapitulation unsrer ersten Beziehungen sein. Laß uns erst nach Rapperswyl gehen in das alte, graue, liebe Haus, nach dem ich mich oft so sehne. Und dann hinunter nach Italien. Fühlst du nicht, was für ein Zauberhauch in dem bloßen Gedanken liegt, fort aus den Schneewehen und Frühlingsstürmen hinunterzueilen in ein so beglücktes Land? Und ich bin dann dein Cicerone! Ich kenne ja alles so gut. Ich zeige dir Rom und Florenz, und dann müssen wir bis Pästum hinunter, wo die Tempel stehen. Du sollst sehen, das Herz wird dir aufgehen, und wir wollen so glücklich sein!“

„Ulrike,“ wehrte er ab. „Du hättest wirklich deinen Reisefanatismus in der Ehe begraben können.“

„O, Julian,“ bat sie, „sage nicht nein, ich will mich den ganzen Winter nur dem Regiment widmen. Ich will mich nicht mehr um Fritzens Novellen kümmern, wenn ich diese Aussicht habe. Laß uns reisen! Vier Wochen Urlaub bekommst du doch sicher.“

„Nein, Ulrike,“ sagte er energisch, „wir reisen in diesem Frühjahr nicht. Es ist kein Gedanke daran. Ich begreife nicht, daß du dich so aufregst. Ich stehe dicht vor dem Major — ich kann nicht fort. Du hättest dir das alles vor deiner Verheiratung überlegen sollen.“

Er ging rasch aus dem Zimmer. Sie hörte die Thüren schlagen, wie er in den Stall ging, um nach den Pferden zu sehen.

Sie war allein. Sie hätte sich nicht zu beherrschen brauchen, hätte aufschreien, nach Herzenslust die Hände ringen können, aber sie stand nur in stummer Verzweiflung bewegungslos da und flüsterte vor sich hin: „Ein hoffnungsloser Fall ...“

Und diese Hoffnungslosigkeit war es, die wie ein schwerer Alp auf sie herniedersank. Ihr schönes, reiches Leben — was war daraus geworden? Eine jener geknechteten Existenzen, denen Millionen Menschen überhaupt nicht das Recht zugestehen würden, sich zu beklagen, die Fernerstehende sogar beneiden um ihr äußerlich so gutes Los, und die dennoch, wenn sie mit sich allein sind, Bergeslasten auf der Seele fühlen, unter denen sie zu ersticken glauben.

Ja, ihre Jugend war freudlos gewesen, sie hatte die Menschen niedrig bewerten gelernt dank eigner, bitterer Erfahrung, aber nachher war doch alles so gut geworden; aus vollen Bechern einer schönen Gegenwart hätte sie sich Entschädigung trinken können für alte Leiden. Und da setzte sie freiwillig den Becher von den Lippen, gab ihre Freiheit hin, opferte ihre Persönlichkeit, schmiedete ihr Dasein an eine enge, kleinliche Welt, zu der sie nicht paßte und sie nicht zu ihr, und um welchen Preis?

Ja, sie hatte Julian „aus Liebe“ geheiratet, aber wie viel Dummheiten werden nicht „aus Liebe“ begangen? Tag für Tag, Stunde für Stunde fallen Menschenkinder solchem Liebesirrtum zum Opfer. Freilich, sie würde ihn noch lieben, wäre er geblieben, wie er ihr damals erschienen im Rahmen des Gebirges, ein ernster, ritterlicher, sympathischer Mann, damals in jenem Nachmittagszwielicht von Rapperswyl, da er so schneidig und schnell ihr und sein Geschick in die Hand nahm. Aber er gehörte auch zu denen, die in vollster Abhängigkeit von ihrer jeweiligen Umgebung sind, die wohl in einem fremden Lande, in Ausnahmszeiten, losgelöst von ihrem eigentlichen Milieu, einmal freier und rascher zu empfinden vermögen, die aber, heimgekehrt in den gewohnten Zwang, sofort wieder von der alten Horizontverengung, der alten Pedanterie befallen werden. Und loslösen wollte er sich ja nicht wieder von dem Zwang der Scholle. Er stand ja vor dem Major! Vor dieser berauschenden Perspektive mußte einstweilen jeder Wunsch seiner Frau in den Hintergrund treten.

Sie lachte ironisch auf, als ihr diese Aussicht einfiel. Ach, sie war so ganz unmilitärisch, das hatte nicht die Spur von Reiz für sie.

Dann fiel ihr ein, daß sie ja in jeder Minute dieser Art von Leben ein Ende setzen könne. Sie brauchte ihm nur zu sagen, wer der Autor jener „Modernen Leiden“ war, die er so wenig goutierte. Dann kam es zur Katastrophe, so oder so.

Aber ihr ästhetisches Gefühl, ihr gutes Herz und ihr ernster Sinn sträubten sich gegen das gewaltsame, vorzeitige Herbeizerren einer so unschönen Lösung. Sie war eine sehr gerechte Natur. Sie schrieb sich weit mehr als ihm die Schuld zu, daß es mit dem Eheglück bei ihnen so mangelhaft bestellt war. Sie that sich leid, aber er dauerte sie noch mehr, daß er in blindem Gefühlsirrtum gerade auf sie hatte verfallen müssen. Sie besaß eine große Objektivität in ihrem Urteil über ihn. Sie wußte, daß es tausend Mädchen gab, die an diesem Mann nie etwas zu tadeln gefunden hätten. Aber sie war keine vom Tausend; sie war eine von einem neuen, noch seltenen Typus, den die neue Zeit geschaffen hat, eine von den schroffen, unerschrockenen Seelen, die männliche Energie besitzen und doch in ihrer äußeren, reizvollen Erscheinung durch Weiblichkeit, Eleganz und Hübschsein den Leuten ohne Menschenkenntnis gefährlich werden, jenen Leuten, die den Blaustrumpf nur in reizlosen, schlecht montierten Geschöpfen vermuten und seine höhere, verfeinerte Art, seine verbesserten Gegenwartsauflagen noch nicht begriffen haben.

Sie hätte zu ihm gehen mögen und sagen: „Armer Freund, du hast kein gutes Los gezogen und ein besseres verdient. Laß mich gehen, woher ich kam. Laß uns in Frieden scheiden, und wir werden beide glücklicher sein.“

Aber sie wußte, daß er sich nie auf diese Lösung einlassen werde. Er betrachtete das Verheiratetsein als lebenslänglichen Zwang, als ein pflichtgetreues Aushaltenmüssen auch auf verlorenem Posten ...

Das heißt, wenn er überhaupt die ganze Größe der Misere empfand. Denn oft schien es ihr, daß er ganz glücklich mit ihr war. Ihre Beherrschung, ihre erzwungene Freundlichkeit täuschten ihn. Er tadelte zuweilen dies und das, aber ein wenig Nergeln gehört ja bei manchem Manne zum Leben.

Die Schuld lag also an ihr ...

Sie seufzte tief auf. Sie sagte sich wieder und wieder, daß sie ihre Rolle weiterspielen müsse, daß sie kein Recht besitze, sich zu befreien.

Und sie nahm die Lampe vom Tisch und leuchtete ihm entgegen, als er von den Pferden kam, nachdem sie ihn schon zwei Minuten vorher den Burschen hatte schelten hören.

Er war sichtlich erfreut, daß sie ihr Unrecht eingesehen zu haben schien. Seine ärgerliche Scheltstimme verwandelte sich ihr gegenüber sofort in das galante, wohlklingende Salonorgan, und vorderhand ging alles wieder im alten Geleise weiter.

*

Weihnachten kam, als Vorbote natürlich die Tante aus dem Stift.

Das alte Fräulein faßte eine schwärmerische Zuneigung für Fritz Travers, und es verging kein Tag, an dem der junge Husar nicht ein oder zweimal die Stufen von Julians Haus emporklirrte.

Ulrike machte in dieser Zeit eine unangenehme Erfahrung, die sie noch mehr gegen die kleine Stadt einnahm. Sie bekam einen anonymen Brief, der die häufigen Besuche des schönen Löwen in einer Weise beleuchtete, die ihr noch nie in die Gedanken gekommen war.

Anonyme Briefe sollte man verbrennen und vergessen; aber das ist gerade das Nichtswürdigste an diesen vergifteten Pfeilen aus dem Hinterhalt, daß doch etwas von ihrem Gift selbst an dem klügsten Leser hängen bleibt.

Sie hatte keine Freude mehr an Travers' Besuchen und fing an, ihn weniger gut zu behandeln, ja, als er eines Abends wieder mit einer Arbeit ankam, um sie ihr und der Tante vorzulesen, behauptete sie, daß sie Weihnachtskuchen zu backen habe, und ließ ihn mit der Stiftsdame allein.

Travers verzog keine Miene und ließ nichts von seiner Verstimmung merken, doch als Ulrike auf einige Minuten wieder hereinkam, flammten seine fragenden Blicke wie unheimliche Leuchtfeuer zu ihr hin. Aber mit Worten fragte er nicht.

Wenn Ulrike auch, wie mancher finden mochte, alle Nachteile ihres Genres besaß, so hatte sie doch den einen großen Vorzug dieser Frauenart: Courmachereien aus bloßem Flirtbedürfnis waren ohne Reiz für sie. Sie hatte genug zu denken und zu fühlen; ihr Geist barg eine solche Fülle von Interesse, für alles Große, Schöne und Wunderbare dieser Welt, daß wirklich keine jener Lücken in ihrem Innenleben vorhanden war, in die einen Courmacher hinzupflanzen andre Frauen sich gemüßigt fühlen. Sie hatte Travers immer gern gehabt, und sein modernes Talent fesselte sie, aber nun ihr die Unbefangenheit genommen war, verflog ihre Freude an diesem Verkehr.

Sie fing an, seine Blicke zu beobachten; sie merkte plötzlich, daß Verehrung und Liebe in ihnen geschrieben stand, das wollte sie nicht!

Wenn es doch über kurz oder lang mit Julian und ihr zu Ende ging, wegen Travers sollte es nicht sein. Nicht wegen einer Courmacherei, eines müßigen Geredes, wie es tausendfach in Romanen und im wirklichen Leben vorkommt, wollte sie aus Verhältnissen scheiden, in die sie voller Liebe eingetreten war.

Aber wie?

Was sollte werden?

*

Das neue Jahr brach an.

Ein trostloser Winter mit Regenschauern und Schneewehen regierte über dem deutschen Osten, all die kleinen Städte, die verstreut in ihm dalagen, in grauen Trübsalsflor einspinnend oder mit weißen Schneebergen sie umtürmend wie im alten Liede von der Gottesmauer.

In langsamer Monotonie vergingen die ersten Monate. Der Verkehr mit der Außenwelt stockte. Nicht einmal die Zeitungen gelangten in diesem schneereichen Winter pünktlich in die vom Weltverkehr abgelegene Garnison. Ulrike stellte selbst ihre gewohnten Spaziergänge ein, weil die Erde zu häßlich und die Wege zu schmutzig waren. Aber die „Geselligkeit" blühte dafür aufs üppigste. Man tanzte bei schlechter Musik in engen Zimmern; man gab Diners, bei denen alles unfehlbar nach der Rangliste saß und jeder im voraus berechnen konnte, wer sein Nachbar sein und was der reden werde; man war unendlich vergnügungssüchtig, und mit dem Humor der Verzweiflung stürzte sich Travers mitten in das banale Treiben hinein, nur darauf bedacht, sein Löwentum vor Ulrike aufzuführen und ihr mit seinen Salonkünsten wenigstens zu denken zu geben. Sie tanzte nicht mehr, nicht einmal mit ihm. Sie wurde immer unnahbarer, und sämtliche Regimentsdamen fanden, daß man mit ihr doch „gar nicht von der Stelle komme", „gar nicht warm bei ihr werde", „daß sie hochmütig sei — nur nicht gegen Travers" — und natürlich klatschte man über Travers und sie.

Travers merkte das und ärgerte sich, daß so wenig Grund dazu vorhanden war. Er fing an, Julian zu hassen, den ruhigen, fischblütigen Julian, der seine Frau so schlecht zu behandeln verstand. Und doch war es Julian, der ihn immer wieder in sein Haus einlud, weil er die Tante erfreuen wollte. Julian erschien ihm fast beleidigend eifersuchtslos. Allerdings, bei einer Ulrike war Vorsicht kaum nötig; die bewachte sich selbst, dank ihrer Kälte; sie vermied ja fast, ihn anzusehen, ihm allein zu begegnen, und wenn er in Gesellschaften einmal zu lange bei ihr saß, so schickte sie ihn energisch zu den jungen Mädchen zurück.

*

Eines Sonntags — Travers war alle Sonntage bei seinen Verwandten zu Tisch — schien er besonders aufgeregt. Nach Tisch zog er plötzlich eine Zeitung aus der Tasche.

„Wissen Sie schon," fragte er die Stiftsdame, „daß man ein neues Schriftstellertalent entdeckt hat? ‚Ulrich Krieger' — hörten Sie den Namen schon? Der Rezensent der litterarisch einflußreichsten Berliner Zeitung macht gewaltig Propaganda für dies neue Licht, ein Rezensent, der sonst sehr kritisch und absprechend zu sein pflegt. ‚Moderne Leiden' heißt das Buch — steckt draußen in meiner Manteltasche. Mein Berliner Buchhändler schickte es mir letzter Tage schon zu, ich kam aber erst letzte Nacht zum Lesen — diensteshalber — ich jagte es mit einem Male durch, so famos ist es. Und heut beim Frühstück lese ich zu meinem Erstaunen in der Zeitung, daß Ulrich Krieger kein Mann, sondern eine junge Dame sein soll. Nun, wahrhaftig, eine Dame, die selbst ich fast um ihre Schneidigkeit beneide, à la bonne heure! Uebrigens ist dieser Fall wieder ein Beweis, wie sehr der Ruhm eines Autors vom Zufall abhängt. Seit anderthalb Jahren existiert das Buch schon, und kein Hahn hat danach gekräht. Nun fällt es einem Kenner in die Hände, der sich für das neue Talent enthusiasmiert, sich zu seinem Schildknappen aufwirft — und ich wette, binnen kurzem ist dieser junge Krieger, oder Kriegerin vielmehr, so sehr die Mode des Tages, daß die ‚Modernen Leiden' auf jedem Tisch liegen werden."

Er spielte mit der Zeitung, nach der es Ulrike nervös in den Fingern zuckte; aber sie beherrschte sich und schwieg.

„Und Sie, gnädigste Cousine," fuhr Travers fort, „die Sie sich doch vorübergehend auch für schöne Litteratur interessierten, wenn dies Interesse auch jetzt hinter den Freuden der Saison zurückgedrängt scheint, haben Sie denn von diesem neuen Sterne noch nicht gehört? Sie waren doch einst so au fait aller derartiger Dinge."

Ulrike verlor ihre Geistesgegenwart, so sehr elektrisierte sie die Nähe der Zeitung, aus der es ihr wie ein erster Windeshauch von Ruhm entgegenwehte, und sagte unvorsichtig: „Nein."

Der Kaffeetisch wurde hereingetragen. Sie machte

sich fern von den andern zu schaffen. Julian, der im Nebenzimmer rauchend auf und ab ging, trat zu ihr und half ihr die Flamme des Samowars anzünden, wie im Traum hantierte sie mit den Tassen, immer sah sie die Zeitung vor Augen, in der die Stiftstante ein wenig geblättert hatte.

„Komm, ich will dir Platz für die Tassen machen," sagte sie und nahm das Blatt vom Tisch. „Ach, der Liqueur fehlt ja noch." Ihr war, als zittere ihre Stimme, als müßten alle es merken, und endlich nahm sie den Schlüsselkorb und daneben, so unauffällig als möglich, die Zeitung in die Hand und ging aus dem Zimmer, eilte über den Vorplatz in den kleinen Salon hinein, der nach der Straße lag, in den winterlich fahl das Zwielicht hereinblaute . . .

Und da stand sie und las mit fliegendem Atem von ihrem Buch, ihrem Talent, ihrem Ruhm. Und berauschend wie feuriger Champagner floß es ihr durch die Adern. Sie fühlte sich warm wie noch nie in dieser Stadt, wo sie immer so gefroren hatte. Sie fühlte, daß sie ein Wesen voll Leben sei von eigner Art, mit Kraft und Können.

Das Buch, das verstoßene Buch, von dem sie seit ihrer Hochzeit kein Exemplar mehr im Hause gehabt hatte, aus Furcht, es könne sie verraten, das Erstlingsbuch, an dem eine so lange Geschichte haftete von Ehrgeiz und Arbeitsstolz und Sorgen, mit einem Male trat es wieder in ihr Leben, wichtiger und bedeutungsvoller als je. Das war ihr Ich, ihre Eigenart, ihr ganzes unterdrücktes Selbst, das ihr nun wieder entgegenkam, vom Zufall in ihren Weg getrieben, die Hälfte ihres Wesens, die sie hatte loslösen wollen und die nun mächtiger als je ihren Platz in ihr verlangte.

Gelbe Streifen zeichnete draußen die sinkende Sonne über den stahlgrauen Himmel. Die schieferbedeckten Kirchtürme standen finster wie immer über den roten Dächern. Aber sie sah mit andern Augen, eine andre Welt war's, die sich plötzlich vor ihr aufgethan.

Sie hörte nicht, daß jemand in das Zimmer trat, der mit seltsamen Blicken in ihren Zügen forschte und ihre heißen Augen so beseligt auf das Zeitungsblatt gerichtet sah.

Erst als sie ihren Namen rufen hörte, erwachte sie aus ihrem Traum.

Travers stand neben ihr.

Es arbeitete in seinen Zügen. Er riet und kombinierte; seine Gedanken eilten in Windesschnelle von einer Vermutung zur andern.

„Sie interessieren sich ja sehr für den unbekannten Autor," sagte er, und zum erstenmal nahm seine Stimme ihr gegenüber etwas Herrisches an, „daß Sie die Rezension sogleich mit so durstigen Blicken verschlingen, wie man als Kind Märchen verschlang. Aber wir können Sie am Kaffeetisch nicht entbehren, Julian seinen Liqueur nicht und ich die Herrin des Hauses nicht. Die Stiftstante sitzt schon über den ‚Modernen Leiden', und Julian alteriert sich darüber, daß Frauen solche Bücher schreiben. Julian kennt das Buch nämlich und behauptet, Sie kennten es auch, es habe in Ihrer Verlobungsgeschichte eine Rolle gespielt. Entweder verwechselt das Julian, oder Sie haben es vergessen. Nicht wahr, kleine Städte fallen aufs Gedächtnis?"

Ulrike blickte beunruhigt zu Travers empor. Und wie sie in seinen Augen forschte, ob er etwa einen Argwohn hegte mit Bezug auf sie und das Buch, las sie erschreckt darin, daß er sie liebte, glühend liebte.

Und dieser Mann stand im Begriff, hinter ihr Geheimnis zu kommen!

Ihr fröstelte; sie schritt eilig vorauf, als müsse sie ihm entfliehen.

Da saß die Tante, die „Modernen Leiden" in der Hand, und Julian sagte gerade: „Ich hab's gar nicht zu Ende gelesen — ich begreife nicht, wie Frauen solches Zeug schreiben mögen. Lyrische Gedichte können sie meinethalben machen, obschon eine solche Frau auch nicht mein Fall wäre — nun, Ulrike, bringst du den Cognac?"

„Aber Cousine, verteidigen Sie doch Ihre Geschlechtsgenossinnen!" rief Travers.

„Ich streite nicht über Meinungen," sagte Ulrike kalt, halb feindselig und nahm eine Arbeit in die Hand.

„Dann muß ich wohl Anwalt sein," meinte Travers. „Ich sage: wer Talent hat, soll schreiben. Wer den Mut seiner Ueberzeugung besitzt, hat wohl das Recht, vor die Menge hinzutreten und zu sagen: ‚Seht! So ist das Leben! So habe ich's gesehen mit diesen meinen gesunden Augen. Eine ernste Sache ist's, und an tausend spitzen Steinen reißt man sich beim Wandern durch das Erdenthal die Füße wund. Warum soll man's verschweigen? Warum beschönigen, was nicht schön ist?' Jeder, der zu reden versteht, thut unrecht, wenn er schweigt. Unsre Epoche hat auch unter den Frauen gute Redner gezeitigt, wer will's leugnen? Talent entschuldigt alles, und wenn ein Frauenbuch allzu männlich, so choquiert's wohl die kleinen Geister, aber die großen läßt's ungeschoren. Bücher sollen beurteilt werden als Ding an sich; auf den Autor kommt's nicht an. Hat er was Ganzes geschaffen, so ist er eben ein ganzer Mensch. Von einem starken Geist sind diese ‚Modernen Leiden', das fühlt man auf jeder Seite, und das thut wohl in diesem verfahrenen Jahrhundertsende."

„Aber, Graf Fritz," sagte die Stiftsdame und rückte an ihrer Brille. „Ihnen spukt Berlin doch noch in allen Gliedern. Sie denken ja schrecklich modern."

„Ich bin aufgeklärt und vorurteilslos," versetzte er, mehr nach Ulrike hinüber. „Ich sehe nicht ein, warum ich mich verstellen soll. Ich würde nicht leben können in ewiger Verstellung."

Ulrikes Hände zitterten. Jedes Wort, das Travers sprach, war ihr aus der Seele gesprochen, und doch atmete sie auf, als er endlich aufbrach und sein kluges, aufgeregtes Zigeunergesicht nicht mehr in ihrer Nähe war. Sie wußte, daß er Verdacht zu schöpfen begann, sagte sich aber auch, daß er ja nichts Bestimmtes wissen könne, und beschloß, sich gegen ihn, seine Ahnungen und seine Liebe zur

Wehre zu setzen mit aller Kraft, die ihr zu Gebote stand.

Sobald sie allein war, las sie die Zeitung wieder und wieder.

Ihr erster Erfolg — verkümmert und beschnitten — und doch Erfolg.

*

Travers führte, wie viele Menschen, die sich selbst ein Problem sind, ein Tagebuch.

„Wie thöricht auch die klügsten Frauen sind!“ schrieb er am selben Abend. „Jahrelang spielen sie gut Komödie, und dann verraten sie sich in einer Sekunde, durch einen Blick! Warum sagte sie ‚nein‘, als ich sie harmlos fragte. Es zitterte etwas in diesem ‚Nein‘, das nach Lüge klang. Das machte mich aufmerksam. Dann die nervöse Unruhe, die in die statuenhaften Formen kam, fast hätte sie sich an der Flamme des Samowar die Finger verbrannt. Und wie sie die Zeitung vom Tisch herabeskamotierte und meinte, ich sähe es nicht. Haha! Julian sieht nichts, aber ich sehe alles. Wie sie wegstürzte! Sogar die Thür schlug sie, was sie noch nie gethan. Und dann am Fenster in der blassen Dämmerung ... dies Fieber in den Augen, dies Zucken in der Hand, da wußte ich's: es war ihr Buch. Und Julian ahnt nichts davon! Sie hat ihr Geheimnis, ihren jardin secret so gut wie andre, und dabei will sie mir nicht helfen, steckt sich hinter Julians Verbot. Sie ist unglücklich, und vor mir verleugnet sie's. Sie paßt zu niemand in dem Nest hier, nur zu mir. Wir verstehen uns; wir fühlen und denken dasselbe; wir sind von gleicher Art, bloß, daß sie's nicht zugeben will. Arme, schöne Frau, du bist schlimm daran. Du bist mal mariée und verschmähst dabei Trost. Willst du so weiterleben ohne Liebe? Dein Talent vergraben?

„Mir helfen soll sie, ich komme allein nicht weiter. All meine Novellen hapern am Schluß. Wir wollen gemeinsam arbeiten, es giebt geistige Bande, die so reizvoll sind. Und dann liebe ich sie; wen sollte ich hier auch lieben, wenn nicht sie?

„Seltsam, daß ich es war, der dem noch ledigen Julian einstmals Bericht erstatten mußte über die Verhältnisse seiner Flamme. Und wie kühl ich es that, wie objektiv ...

„Aber sie ist auch anders geworden seitdem. Das skeptische Mädchen, das so deplaciert im Kreise reicher Biedermänner stand, nimmt sich anders aus als schöne Frau auf dem elenden Hintergrund dieses Provinznestes.

„Es ist so viel Rasse in ihr ...“

Julian geriet in dieser Zeit aus seinem Gleichgewicht. Unbedachte Menschen stampfen mit fabelhaftem Leichtsinn Gerede aus dem Nichts, und solch ein Gerede war's, das aus einem Ballgespräch, welches nicht für ihn bestimmt war, plötzlich an seine Ohren drang.

Also man sprach über Ulrike und Travers! Das „man“ der kleinen Stadt und des Regiments fand den fast täglichen Verkehr eines so gut aussehenden, für prinzipienlos bekannten Husarenleutnants in Julians Hause bedenklich.

In derselben Minute, in der Julian die leise getuschelten Worte zweier Ballmütter vernahm, sah er seine Frau und seinen Vetter in der Fensterbrüstung stehen. Ihm schien, daß aller Augen auf ihnen ruhten, daß Travers' leichtsinnige Augen seltsam glänzten und ein ungewohntes Rot auf Ulrikens Zügen lag.

Sein Verdacht war zwar unbegründet. Ulrike schlug Travers gerade einen Walzer ab, und Travers fragte nur, welchen Grund sie eigentlich habe, ihn immer wie den letzten der Sterblichen zu behandeln? Von dem vermuteten Geheimnis schwieg er. Er hatte einen Berliner Freund beauftragt, in dem Verlag der „Modernen Leiden“ um jeden Preis die Wahrheit zu erforschen, und sparte sich diesen Effekt, bis er klar sah.

Julian hatte keinerlei Grund zum Argwohn. Ulrike benahm sich durchaus korrekt, und doch war heute zum erstenmal die Brandfackel der Eifersucht in seine ruhige Seele geschleudert.

Er litt darunter wie unter etwas Unwürdigem, aber er begann Ulrike genau zu beobachten.

Die kühle Korrektheit, die nach dem wärmeren Anfangsgefühl sein Verhältnis zu ihr gekennzeichnet, hatte er nie als etwas Störendes empfunden. Er haßte demonstrative Zärtlichkeiten und temperamentvolles Sichgehen-lassen. Ulrike war ja eigentlich genau, wie er seine Frau gewollt hatte, und nur ihre plötzlich auftauchenden seltsamen Ideen, ihr Zug in die Ferne störten ihn zuzeiten. Ihre Nachgiebigkeit, durch die sie die wenigen Scenen, die sie ihm gemacht, sofort wieder auszugleichen gesucht, hatte er als schuldigen Tribut hingenommen. Trotzdem kam es ihm zuweilen vor, als habe er sich doch eigentlich in ihr getäuscht. Dann sah er sich die Ehen in seiner Umgebung an und beruhigte sich in dem Gedanken, daß eben überall die Welt unvollkommen sei. Allzuviel über derartige Fragen zu grübeln, hatte ihm bisher auch sein anstrengender Dienst nicht gestattet.

Seinem Mißtrauen Worte zu verleihen, hielt er für unvornehm und schwieg. Ulrike merkte jedoch in den nächsten Tagen, daß irgend etwas in seinem Wesen sich geändert hatte. Sie wußte nicht, welchem Umstand das galt. Vielleicht bekam er auch anonyme Briefe, vermutete sie. Sie grübelte, ob eine gewisse kühle, von ihm zur Schau getragene Mißbilligung Travers oder dem Buch gelten könne? Der Sache, an der sie unschuldig, oder jener, an der sie schuldig war? Fragen mochte sie nicht. Sie fürchtete verhängnisvolle Explosionen.

Die Tante las sich in diesen Tagen mehr und mehr in die „Modernen Leiden“ hinein. Mit dem fanatischen Leseeifer eines angehenden Backfisches beugte sich die kleine Gestalt über das rote Buch, das wie ein bedenklicher Gast immer wieder neben ihrer Näharbeit auftauchte und Ulrike stets aufs neue unter die Augen kam.

Ja, das Buch!

Es war so lange her, daß sie darin geblättert! Nun drängte es sie fast wie mit liebender Sehnsucht zu dem Werk der Vergangenheit hin, es einmal

wieder zu halten und zu lesen. Sie hatte es ja fast ganz vergessen in dem letzten Jahr. Nur dunkel besann sie sich auf dies und das und wagte doch nicht recht, es zu berühren.

Mit dem dumpfen Druck, unter dem sie in diesen Tagen lebte, mit der Winterschwere und der Kleinstadtmisere da draußen kontrastierten scharf die Briefe von Doris Katz, die aus dem welschen Frühling heraufgeflogen kamen in die kalte Oede ringsum.

Ulrike schloß die Augen sehnsüchtig, wenn sie die heiteren Zeilen gelesen hatte. Sie fühlte sich dann wie auf Windesschwingen südwärts getragen, glaubte Cypressen rauschen zu hören oder das Flüstern florentinischer Brunnen, Wellen und Blumen zu riechen, all den Glanz mit halb verdursteten Blicken zu trinken.

Doris Katz verlebte den März in San Gimignano, jener weltabgelegenen Bergstadt Toskanas, in der die Geschlechtertürme des Mittelalters stumpf, absonderlich und märchenhaft in die Lüfte ragen, wo zarter Frühlingshauch duftend über beglückter Erde lag und sieghaft leuchtender Sonnenglanz auf dem uralten Gemäuer.

Das kluge Mädchen hatte längst gemerkt, daß Ulrikes Glück eine Chimäre gewesen war, im Wind zerflattert schon nach kurzer Zeit. Mit feinfühliger Sympathie tröstete sie die Freundin, indem sie ihr von Erfolg und Ruhm erzählte und von der zweiten Auflage der „Modernen Leiden“, die reißend verkauft werde.

Jeder Brief machte Ulrikes Verlangen größer, auch wieder die Schwingen zu entfalten. Sie war eine reisehafte Natur, ein Wandervogel. Sie paßte in keinen Käfig.

Und während ein Meer von Gedanken sie in die Ferne zog, mußte sie sich zum Ball anziehen, den der Oberst im Kasino gab. —

(Schluß folgt.)



Seliger Eingang.

Von

Gustav Falke.

Vorm Himmelsthor, o süßer Traum,
Treffen wir uns wieder,
Hängt über die Mauer ein Apfelbaum
Seine weißen Blüten nieder

Hockt auf der Mauer ein Englein quer
Und baumelt mit den Füßen,
Kommen ans Thor zehn andre her,
Uns liebreich zu begrüßen.

Zwei schlagen die Flügel leis,
Will jedes ein Röslein geben,
Die rote mir und dir die weiß',
Und uns beiden das ewige Leben.



Das Armeathal.

Von

W. Hörstel.

Mit Originalzeichnungen von H. Nestel.

Das die Ostbucht San Remos abschließende Kap Verde trägt auf seinem äußersten Vorsprung eine von Steineichen und Cypressen umgebene Kapelle, das Sanktuarium der Madonna della Guardia. Es giebt wohl nur wenige Aussichtspunkte, die einen Vergleich mit der Plattform vor derselben und mit der Terrasse des ländlichen Gasthauses auf dem Kap vertragen. Aber alles Licht und alle Farbe in dem herrlichen Panorama, das weite, leuchtende Meer, die lieblichen Buchten mit ihren Palmen und Rosen, Pfirsichen und Mandeln, Orangen und Zitronen, die hellen, freundlichen Villen in dem mannigfachen Grün und der Tropenpracht der paradiesischen Gärten San Remos, die Schneegipfel Korsikas im Südosten und die von zartem Duft umhauchten Esterellen fern im Westen vermögen den Blick nicht so zu fesseln wie das ernste Armeathal im Nordosten. Der Gegensatz seiner dunkelbewaldeten, im Norden oft schneegekrönten Höhen zum lachenden blauen Meere läßt es noch ernster und düsterer erscheinen. Und in diesem Thale wiederum bleibt das Auge immer von neuem an dem alten Bussana jenseits des Armeabachs haften. Wie die korsischen Berge aus dem Mittelmeere, taucht sein graues, von einem hohen Kirchturm überragtes Gemäuer aus dem Meere der Oliven auf und thront gleich einem Märchenschloß über dem Thalkessel. Es ist das Pompeji der Riviera, durch das Erdbeben vom 23. Februar 1887 zerstört und von den überlebenden Bewohnern verlassen, deren neue Niederlassung mit ihren gleichförmigen zweistöckigen, gelben Häusern und roten Ziegeldachern an die Kinderstube erinnert, in der ein Knabe seinen Baukasten ausgekramt hat. Dem zerstörten Bussana gegenüber sehen wir auf dem Hügel, an dessen Ausläufer wir stehen, die andre alte Schildwache dieses wundervollen Thales, die im Jahre 1887 wohl wankte, aber nicht fiel: das Dorf Poggio mit einem gut erhaltenen viereckigen Wachtturme und nördlich über demselben an halber Berghöhe die Fahrstraße nach Ceriana, in dessen Wäldern die Armea entspringt.

Steigen wir zunächst ins Thal hinab und durch prächtigen Olivenwald nach der Stätte der Zerstörung hinauf. An einer Palme vorüber treten wir in das neue Pompeji ein. Zunächst bemerken wir keinen Unterschied von den mittelalterlichen Bergdörfern des ligurischen Apennin. Die düsteren, aus unregelmäßigen grauen Steinen aufgeführten Wände stehen aufrecht, in den engen Gassen stoßen wir auf keine Hindernisse, und die Steinbögen, welche die Häuser verbinden, um ihnen gegen Erdbeben mehr Widerstandskraft zu geben, sind unversehrt. Doch Totenstille herrscht ringsum, dumpf hallen die Fußtritte wieder, und bei genauerer Betrachtung entdecken wir in manchen Wänden große Risse. Betreten wir aber einige Häuser oder steigen auf den steilen Steintreppen zum zweiten Stock hinauf, so sehen wir zuweilen über uns den blauen Himmel, unter uns Schutthaufen. Stets haben die oberen Stockwerke mehr gelitten als die unteren; die Zerreißung ist von oben nach unten gegangen.

In der Mitte des Dorfes, in der Nähe der Kirche, mehren sich die Ruinen. Der solide Turm und die Kirchenmauern haben der Erschütterung getrotzt, das weitgewölbte, schwere Dach dagegen ist eingestürzt, und zwar während der Frühmesse des Aschermittwoch. Zum Glück ging dem Einsturz ein Wanken der Mauern, ein Krachen der Balken und Niederprasseln von Kalk voran, so daß die meisten der Andächtigen noch eben Zeit fanden, sich in die Seitenkapellen zu flüchten, ehe der Zusammenbruch mit furchtbarem Getöse erfolgte. Dichte Staubmassen hüllten die Kirche in tiefes Dunkel, Angstschreie ertönten aus den



Kapelle der Madonna della Villa.

Nischen, Hilferufe aus den Trümmern, unter denen dann zwei nahezu Unverletzte und drei Tote hervorgezogen wurden. Den Schutt hat man später aus der Kirche entfernt, über den Mauern aber dehnt sich nun eine noch weiter gespannte Wölbung, und des Himmels Wolken schauen hoch herein. Neuerdings beabsichtigt man die Kirche zu restaurieren, um in ihr am Allerseelentag und am Jahrestag des Erdbebens der Opfer desselben zu gedenken. Deren waren bei einer Einwohnerzahl von etwa 800 Personen insgesamt 54, und zwar überwiegend in dem oberen Teile des Dorfes.

Beim Eindringen in den letzteren bedarf es der Vorsicht, denn auch die dürftigen Reste der Häuser sind geborsten, und zumal nach starken Regengüssen erfolgen zuweilen noch weitere Einstürze. Die Lage und Bauart erschwerte die Flucht. Im ersten Schrecken wollten sich einige Verzweifelte von dem steilen Gipfel ins Thal hinunterstürzen, weil sie keinen andern Ausweg sahen, bis sie auf unterirdischem Wege von Stall zu Stall ins Freie gelangten. Sie trugen einige Verwundete mit sich, wie denn der Wage- und Opfermut der Bussanesen bei den gefahrvollen Rettungsversuchen alle Anerkennung verdient. Nicht weniger als 32 Auszeichnungen ließ die Regierung ihnen zu teil werden. Auch aus dem Nachbardorf Arma beteiligten sich beherzte junge Leute am Rettungswerk, und aus San Remo, wo kein Menschenleben zu beklagen war, traf Militär zur Hilfeleistung ein.

Die trauernde Erinnerung der Bussanesen umschwebt die Trümmer, und den Tausenden, die sie jährlich besuchen, erzählt man erschütternde Scenen mit epischer Breite. Immer inniger werden die Ruinen von Pflanzengrün umschlungen, als wolle dieses sie trösten über ihre Verlassenheit. Immer wunderbarer wirkt der Wechsel von Schatten und Licht in ihnen, und auf dem freien Platze im Osten der Kirche, wo die Dorfbewohner sich einst zu versammeln pflegten, grüßt den Erschütterten der stille Frieden eines idyllischen Thales.

Auf dem Wege nach dem neuen Bussana kommt man an der Stelle vorüber, wo die obdachlos gewordene Bevölkerung zunächst unter Zelten, dann jahrelang in Baracken wohnte. Nach einem Monat hatte fast jede Familie ein solches Notquartier, aber allen diente gemeinsam eine große Küche, und es wird besonders hervorgehoben, daß in ihr nie Zwist und Zwietracht geherrscht habe. Die Privatwohlthätigkeit unterstützte die ihrer Habe Beraubten, und auch die Regierung griff thatkräftig ein. Sie traf mit drei großen Banken ein Abkommen, wonach das für den Neubau der Häuser notwendige Kapital vorgeschossen wurde und teils aus Staatsmitteln zu ersetzen, teils von den Empfängern nach fünf zinsfreien Jahren mit 2,80 Prozent zwanzig Jahre lang zu verzinsen und abzutragen ist. Von der Erneuerung des zerstörten Dorfes nahm man Abstand, weil es auf einem Sandkegel steht. Die zerklüfteten scheinbaren Felsenzacken unter dem Orte bestehen aus Mergelsand, den man mit der Hand zerreiben kann, und den nicht unterirdische Gewalten — es giebt hier keinen Vulkan —, sondern der Regen so zerrissen hat. Außer dieser denkbar ungünstigsten Lage hat die mangelhafte, unsolide Bauart der Häuser nicht unwesentlich zur Verschlimmerung der Katastrophe beigetragen. Die Mauern waren aus kleinen und großen, runden und viereckigen Steinen zusammengeschichtet, die schweren Dächer ebenso wie die Tonnengewölbe der Zimmer ganz ungenügend gestützt. Und wenn auch die Thatsache, daß ein solcher Ort trotz alledem jahrhundertelang unzerstört blieb, die große Seltenheit schwerer Erdbeben in diesem Gebiete beweist, so ist doch der Entschluß höchst anerkennenswert, einen neuen Wohnort auf festerem Untergrunde zu erbauen.

Am Palmsonntag des Jahres 1892 verließen die Bussanesen ihre Baracken und zogen in Prozession, Priester und Brüderschaften voran, dem Meere zu, um von den neuen Häusern Besitz zu ergreifen. Nur ungern trennten sich die meisten von dem Mittelpunkt ihrer Feldmark, von der Stätte, wo ihre Wiege gestanden, wo sie Freude und Leid erlebt hatten; und der älteste Mann der Gemeinde blieb noch einige Jahre in den Ruinen zurück, ehe er sich entschließen konnte, den andern nachzuziehen. Was Poesie der Lage betrifft, hat man einen schlechten Tausch gemacht, dagegen entsprechen die neuen Häuser den baupolizeilichen und hygienischen Anforderungen, und schon jetzt will man die günstige Wirkung der verbesserten Wohnungsverhältnisse auf den Gesundheitsstand der Bevölkerung bemerken.

Auch der Einfluß der neuen Nachbarn auf die von ihrem alten Wohnort Losgerissenen, dicht über der belebten Fahrstraße am Meere und der Bahnlinie Angesiedelten macht sich bereits geltend und erstreckt sich sogar auf den Dialekt. Seit die Häuser weiter voneinander getrennt, sind sich auch die Menschen ferner getreten, und mit dem alten Versammlungsplatze ist auch ein Teil des Gemeinschaftsgefühls verloren gegangen. Seit man von dem Friedhof eine halbe Stunde entfernt ist, kehrt man gleich den übrigen Küstenbewohnern bei Trauerzügen am Ausgang des Dorfes um. Auch die Frauen, die nach alter Sitte die verheiratete Bussanesin zu Grabe zu tragen haben, überlassen den Sarg dort Männern und gehen in ihre Häuser zurück.

Noch heute aber empfängt jeder Bussanese ohne Unterschied des Standes, Alters und Geschlechts am Sonnabend vor Pfingsten aus den Zinsen eines „teste" (Köpfe) genannten Vermächtnisses einige Soldi. Noch heute muß der aus einem andern Orte Stammende, der eine Bussanesin heiratet, den Junggesellen des Dorfes eine nach der Höhe der Mitgift durch eine besondere Kommission festzusetzende Entschädigungssumme von 15 bis 50 Lire zahlen. Die so Getrösteten erwarten dann das den Ort verlassende junge Paar auf der Straße, nötigen es an einen sauber gedeckten Tisch, bieten ihm Wein, Wermut und Backwerk an und lassen sich für den Rest des Schadenersatzes den köstlichen Muskatwein ihrer Hügel wohl schmecken. Den Geizigen dagegen, der ihnen den Ausfuhrzoll verweigert, geleiten sie mit einem wahren Höllenlärm zum Dorfe hinaus und empfangen ihn in derselben Weise, so oft er das Wagnis der Rückkehr unternimmt. — Noch heute ist die Wiedervermählung eines Witwers oder einer Witwe das größte Volksfest. Wenn sich an ihrem Hochzeitstage die Abendschatten im Thale ausdehnen, dann zieht man nach weitverbreiteter Sitte mit Hörnern, Blechpfannen, Hacken, eisernen Ketten, leeren Petroleumkannen und allem, was sonst zum Lärmmachen geeignet erscheint, vor das Festhaus, um dort bis zehn Uhr abends ein ohrenbetäubendes Konzert zu veranstalten. In das reichbesetzte Orchester der Schlaginstrumente mischen sich schrille Pfiffe, Kreischen und Lachen. Diese Katzenmusik, ciaraviglio genannt, wird, falls der glückliche Ehemann sich durch eine Weinspende für die ihm erwiesene Ehrung erkenntlich zeigt, nur noch an zwei Abenden, andernfalls aber so lange fortgesetzt, bis er seine Hand öffnet.

Verlassen wir nun das neue Bussana und gehen nördlich von dem zu San Remo gehörenden Dorfe Poggio oberhalb des immer mehr eingeengten Thales in das ernste Gebirge hinein. Der Berghang ist mit „Maquis", immergrünen, strauchartigen Pflanzen, bedeckt, die namentlich bei der Berührung starke, aromatische Düfte ausströmen. Es sind dieselben Wohlgerüche, an denen Napoleon mit verbundenen Augen die Nähe seiner Heimatinsel erkennen wollte, die noch heute den Seeleuten die Nähe Korsikas anzeigen. In den Maquis finden wir Thymian, Lavendel, Rosmarin





Das verlassene Bussana.

Wacholder, Ginster, Geißblatt, Stechwinde, Lentiskus, Zistrose, das zarte, zur Bekränzung von Spiegeln, Kronleuchtern und Bildern viel verwendete Spargelkraut wie die über zwei Meter hohe Baumheide, im Februar und März mit Tausenden weißer Glockenblüten. Hier steht mit lorbeerartigen, immergrünen Blättern, maiglöckchenähnlichen Blüten und gleichzeitigen erdbeerfarbigen Früchten der Erdbeerbaum, Arbutus Unedo, welchen Namen Plinius wenig schmeichelhaft für die das Auge mehr als den Gaumen entzückende Frucht mit unum tantum edo, das heißt nur eine esse ich, erklärt. Die Zweige dienen nebst Orangen und Lorbeer den Schlachterläden zum Weihnachtsschmuck. In die Maquis sind im Laufe der Zeit Steineiche und Olive eingedrungen, aber dort verkrüppelt. Wuchernd hat sich die Myrte ausgebreitet. Die Sträucher erreichen eine Höhe von zwei bis drei Metern und sind im Sommer mit Blüten, im Winter mit kleinen schwarzen, wacholderartigen Beeren übersät. Die Italiener benutzen bei des Lebens schönster Feier Orangenblüten und streuen die Myrte in die Ställe.

Neben den Maquis gehören besonders Kiefern zu der ursprünglichen Vegetation dieser Berge, und prächtige Kiefernwälder sind im Armeathale erhalten, obwohl sie wenig Schutz und keine Pflege erfahren. Aus weiten Gebieten sind sie freilich durch Oelbäume, Kastanien und Reben verdrängt. Gaben der Ceres sind in der Feldmark Cerianas seit der Erleichterung der Getreideeinfuhr kaum, und Wild ist in seinen weiten Wäldern überhaupt nicht mehr anzutreffen. Die Jäger haben sich große und leider auch kleine Vögel zur Zielscheibe erwählt und können von Ende Oktober bis Anfang April der Schnepfenjagd huldigen. Noch heute aber ist die Erinnerung an Wölfe und Lüchse nicht erloschen. Man erzählt unter anderm von zwei seltsamen Wölfen, die vor etwa achtzig Jahren der Schrecken des Thales, wahre „Gottesgeißeln“ waren. Sie griffen nur Menschen, nie Tiere an und verzehrten auch ein Frau, die — entgegen dem Wunsche ihres Mannes — am Hochzeitstage zum Laubholen in den Wald gegangen war. Erst durch neuntägige Andachten in der Kapelle der heiligen Martha glaubte man sie vertrieben zu haben. Ob sich die Frauen Cerianas das schreckliche Ende jener Ungehorsamen zur Warnung dienen lassen?

Ohne Furcht vor Menschen und Tieren kann man heute, können auch einzelne Damen die einsame Gebirgsstraße benutzen. Zuletzt windet sich dieselbe zwischen gut gepflegten Weinbergen abwärts, und plötzlich taucht, ganz umschlossen von Kastanien und Kiefern tragenden Bergen, aus der Tiefe des Thales vor den überraschten Blicken die Stadt Ceriana empor, deren Bauart die Maler ebenso anzieht, wie ihre Lage die Freunde von Berg und Wald entzückt. An der Süd- und Ostseite eines jäh ins Thal abfallenden Bergausläufers drängen sich die mittelalterlichen Häuser zum Gipfel hinauf, wo jetzt an der Stelle eines alten Kastells ein Kirchturm emporragt. Keine Straße vermag man von außen in dem Häuserchaos zu entdecken, und staunend sieht der Besucher die Wölbungen über den schmalen, dunkeln Gassen und auf diesen Gewölben wieder Wohnhäuser. In Schlangenwindungen umkreisen und erklimmen die unfahrbaren Straßen den Hügel, und hie und da läßt man durch große Bogenöffnungen das Tageslicht in sie hineindringen. Vom Thale aus glaubt der mit dieser Art der Straßenbeleuchtung nicht Vertraute die Loggien alter Patrizierhäuser zu sehen. Abends werden neuerdings einige weit voneinander entfernte Petroleumlaternen angezündet, die Cerianesen aber ergänzen das mangelhafte Licht durch das altvertraute Hin- und Herschwenken eines brennenden Kienspans.

Wie die Stadt tragen auch ihre „Städler“ den Stempel des Mittelalters. Als besonders charakteristisch für dieselben gilt in der Umgebung, daß dort erst vor wenigen Jahren ein Brauch beseitigt ist, den kein andrer Ort Italiens bewahrt hatte. Aus den verschiedenen Brüderschaften des Städtchens traten einige zwanzig jüngere Leute zusammen, hüllten sich in ein langes, weißes, leinenes Gewand mit einer großen Lücke im Schulterteil, tranken sich mit schweren Weinen und Rum gehörig Mut und geißelten während der Prozessionen am Abend des Gründonnerstags und am Morgen des Karfreitags den bloßen Rücken stundenlang

mit spitzen Eisenzacken. Das Blut floß in Strömen, rötete das Gewand, bedeckte die Straße und zeugte dort noch nach einigen Tagen von dem Eifer der Geißler. Seit etwa dreißig Jahren kam auch in die mit Bergen verschlossene Welt Cerianas ein Hauch der neuen Zeit. Man stritt für und wider die alte Sitte, die von einigen auch unter hygienischem Gesichtspunkt als eine Art heilsamer Aderlaß verteidigt wurde, bis die Regierung durch ihre Carabinieri diesem Blutvergießen auf offener Straße Einhalt gebot. Im Dunkel der Nacht wurde dasselbe trotzdem bis in die Mitte der siebziger Jahre fortgesetzt. Heute aber begnügen sich die jungen Cerianesen mit dem andern althergebrachten Brauch, in der Nacht zum Karfreitag während der Prozession nach dem eine Stunde nördlich von der Stadt im dichtesten Kastanienwalde gelegenen Sanktuarium der Madonna della Villa und zur Stadt zurück bis zu 70 Kilo schwere, rohe Holzkreuze zu tragen oder selbst ein Kreuz zu bilden, indem sie einen Rohrstab hinter dem Rücken durch die Rockärmel stecken und so mit ausgebreiteten Armen stundenlang verharren.

Einige Tage vorher, am Palmsonntag, werden Kiefern zum Weihen in die Kirche und später in die Campagna gebracht, um diese vor Hagelschaden zu schützen.

Ein Hagelschlag bringt großen Schaden, aber auch ein Kropf ist keine Annehmlichkeit. Um vor einem solchen und vor allem Halsleiden bewahrt zu bleiben, legt man am Tage des heiligen Biagio in der Kirche den Hals zwischen zwei kreuzweise aneinander befestigte Lichter und läßt ihn vom Priester weihen. In Poggio giebt derselbe dem Knieenden außerdem eine Handvoll geweihter Weizenkörner in den Mund, die man unzerbissen herunterschlucken muß. Mein Staunen bemerkend, setzte der Erzähler erklärend hinzu: „Wie die Hühner.“

„Verliert man denn auch dadurch den Kropf?“ fragte ich.

„Nein, wer ihn hat, der behält ihn,“ erwiderte jener lachend.

Ceriana, Vorderansicht.

Ceriana, Rückenansicht.



Das neue Bussana.

Noch feierlicher als in Bussana gestaltet man in Ceriana die Rückkehr eines Witwers oder einer Witwe in den Stand der Ehe. Das ciaraviglio findet bei Harzfackelbeleuchtung statt. Den Höhepunkt erreicht die Festfreude am dritten Abend, wo der glückliche Wiedervermählte unter einem von vier Burschen getragenen Baldachin, eine Fahne in den Händen, den Umzug durch die Stadt mitmachen muß. Außer einigen hundert Fackeln trägt man Strohmänner und Strohkinder, und aus dem entsetzlichen Lärme dringt zuweilen täuschend nachgeahmtes Kindergeschrei. Der so seltsam Gefeierte hat aus dem Ameisengewimmel seiner Verehrer einige zu einem Glase Wein einzuladen und die Witwerfahne bis zur nächsten Witwerhochzeit aufzubewahren.

Wenn auch in geringerem Maße, so ist doch jede Hochzeit ein Fest für den ganzen Ort. Am Abend des Hochzeitstages zieht man vor das Haus der jungen Eheleute und singt die Canzone Tortorin („Turteltaube"), eine Spezialität Cerianas:

„Was wird die junge Frau den ersten Abend essen?"
„Einen Rebhuhnflügel."
„Was wird die junge Frau den zweiten Abend essen?"
„Zwei Turteltauben und einen Rebhuhnflügel."

Aber ihr Appetit wächst. Am fünften Abend verzehrt sie schon außerdem fünf Hämmel, vier Kapaunen und drei Feldtauben; am siebenten genügt ihr auch das nicht mehr, da verspeist sie vorher noch sieben schöne fette Kühe und sechs Kälber. Und immer noch unersättlicher wird sie. Wie bald mag sie ihre Mitgift aufgezehrt haben! Freilich hat man dem jungen Paare nach alter italienischer Sitte als Sinnbilder der Fülle und des Segens Reis und Mais ins Gesicht geworfen, aber die Prophezeiungen jenes Liedes wecken dem Ehemann doch ernste Sorgen. Hätte man ihm das früher gesungen, als er noch um die schlanke, braune Schöne mit den funkelnden dunkeln Augen, dem üppigen blauschwarzen Haar, der feinen, gebogenen Nase und dem kleinen, lieblichen Munde warb, er hätte es sich gewiß noch einmal ernstlich überlegt, ob er eine solche Frau auch ernähren könne. Aber damals war sie mit Gemüsesuppe, Maismehl, Maccaroni und Kastanien zufrieden.

Die bösen Kastanien! Ohne diese wäre er vielleicht jetzt noch Junggeselle! Zur Zeit der Kastanienernte, im Oktober, werden nämlich in den kleinen, rohen Steinhütten, die sich die Eigentümer in ihren Hainen erbaut haben, die für den eignen Bedarf bestimmten Kastanien getrocknet und von der Schale befreit. Da diese Arbeit meistens den Frauen und Mädchen obliegt, fühlen sich die Burschen verpflichtet, denselben in den fernen Wäldern während der Abendstunden Gesellschaft zu leisten. In der Mitte der Hütte brennt ein offenes Feuer, und über demselben trocknet man die Kastanien auf Rohrstäben. Man setzt sich im Kreise um das Feuer herum, scherzt und singt. Zwar beißt der Rauch in die Augen, aber das stört die Fröhlichkeit nicht, und oft verlassen die Gäste erst gegen Mitternacht die Hütte, um mit Gesang und Pistolenknall heimzukehren.

Auch wir müssen nunmehr an den Heimweg denken, obwohl auch wir gern länger unter dem grünen Laubdach und dem Kieferndom der Wälder Cerianas verweilten. Die Sonne zieht ihr Licht bereits aus dem Thale zurück, ein bläulicher Duft umhüllt seine Tiefen. Auf der Höhe der Straße halten wir noch einmal Umschau. Das spiegelglatte Meer erglänzt in Violett, Smaragd, Purpur, das vereinzelte Gewölk am unermeßlich hohen Himmel scheint in Flammenglut getaucht, die kahlen, weichen Bergzüge fern im Osten sind mit rosigem Hauche übergossen; das Thal dagegen wird immer düsterer, die Schildwachen Bussana und Poggio immer drohender. Da dringt in die feierliche Stille hinein der Klageton eines Glöckleins, die Stunde naht, die, wie Italiens größter Dichter sagt,

„. . . Zu stillem Weinen
Vor Heimweh den gerührten Schiffer zwingt
Am Tag, da er verließ die teuren Seinen,
Die Liebesleid dem neuen Pilgrim bringt,
Wenn fernher, klagend ob des Tags Erbleichen,
Des Abendglöckleins Trauerlied erklingt."





Marie von Ebner-Eschenbach.

Marie von Ebner-Eschenbach.

Von

Moritz Necker.

Nicht bald giebt es in unsrer neuen Litteratur einen Dichter, dessen Werke in so vielfältiger Weise mit dem Geist der Zeit und ihren Wandlungen verflochten sind, wie Marie von Ebner-Eschenbach, die am 13. September ihren siebzigsten Geburtstag feierte. Mag es die zunächst passive Veranlagung ihres Geschlechtes sein, die sie so empfänglich für jeden Luftzug in der geistigen Zeitbewegung machte, oder mag ihre individuelle Veranlagung es mit sich gebracht haben — thatsächlich spiegeln sich in der Reihenfolge ihrer Werke — das älteste, das wir von ihr kennen, ist eine Tragödie, „Maria Stuart in Schottland“, aus dem Jahre 1860 — alle Wandlungen der Litteratur, des künstlerischen Geschmackes, der philosophischen Richtung teils in Zustimmung, teils in Ablehnung wider oder sie sind doch mindestens gestreift. Marie Ebner gehört eben nicht zu den Schneckengeistern unter den Dichtern, nicht zu jenen, die seidenspinnermäßig alle Poesie aus sich selbst herausentwickeln, das Bild der Welt aus der unerforschlichen Tiefe ihres mystischen Gemütes heraus konstruieren wollen. Immer hat sie mit klaren Augen und feinfühliger Empfänglichkeit um sich geschaut, immer Anteil an der Welt im großen und kleinen, auf dem Welttheater der Politik und in den armseligen Hütten des Dorfes genommen, immer hat sie gelernt, auch noch als Greisin, als sie mit achtundsechzig Jahren zum ersten Male den heiligen Boden der Ewigen Stadt betrat, niemals sich auf eine Theorie doktrinär versteift, und dennoch niemals sich selbst dabei verloren. Und vielleicht hat sie eben darum ihre schöpferische Kraft bis ins hohe Alter bewahrt.

Geboren wurde sie am 13. September 1830 als Tochter des Grafen Franz Dubsky in der Provinz Mähren, mitten in einer von Slaven und Deutschen gemischten Bevölkerung, auf Schloß Zdislavic bei Zdounek. Die Mutter war eine Deutsche aus Sachsen, eine Baronin Vockel, die schon im Wochenbett starb. Das Schloß gehört noch jetzt der Familie und sieht unsre Dichterin alle Jahre im Herbst wieder. Da die Grafen Dubsky, wie die meisten österreichischen Aristokraten in jener Zeit des patriarchalischen Absolutismus und Zentralismus, den Winter — die „Saison“ — in Wien zuzubringen pflegten, so lernte Marie Ebner frühzeitig nicht nur die Provinz, sondern auch Wien kennen, wo sie, verheiratet, dauernd bleiben sollte. Ihre Eltern hatten die standesgemäße Jahresloge im Burgtheater, und hier war es, wo die junge Dichterin ihre heiligsten und begeistertsten Stunden verbrachte, wenn von der Bühne herab Schillers oder Shakespeares Verse ins Haus tönten. Ihre Neigung zur Dichtkunst hatte sich schon früh geäußert. Im Alter von vierzehn Jahren hatte sie sich in kindlicher Weise zugeschworen, entweder „zu sterben oder die größte Dichterin aller Zeiten und Länder zu werden“. Alle Schulhefte füllte sie mit ihren Reimereien, bis sich schließlich — es war 1847 — ihre treffliche zweite Mutter, eine künstlerisch gebildete Dame, veranlaßt fühlte, das Urteil des ihr befreundeten großen Dramatikers Grillparzer anzurufen, um zu erfahren, was denn von den Bemühungen der sonst so munteren und geistreichen, aber gar zu schreiblustigen Tochter zu halten wäre. Und Grillparzer schrieb, daß gar viel davon zu halten wäre:

„Die Gedichte zeigen unverkennbare Spuren von Talent. Ein höchst glückliches Ohr für den Vers, Gewalt des Ausdrucks, eine — vielleicht nur zu tiefe — Empfindung, Einsicht und scharfe Beurteilungsgabe in manchen der satirischen Gedichte bilden sich zu einer Anlage, die Interesse erweckt und deren Kultivierung zu unterlassen wohl kaum in der eignen Willkür der Besitzerin stehen dürfte.“

Auch das war richtig: die Neigung zur Poesie beherrschte sie zeitlebens wie ein Dämon (sie spricht davon im Gedicht „So ist es“ Bd. I S. 196 ihrer Gesammelten Schriften), und sie ließ auch nicht davon, als sie 1848 in Wien heiratete. Ihr Gatte wurde ihr Vetter, der Reichsfreiherr Moriz von Ebner-Eschenbach, mehr als zehn Jahre älter als sie, damals Hauptmann in der Genietruppe und Professor der Naturwissenschaften an der k. k. Ingenieurschule, der es schließlich, als er 1874 in Ruhestand trat, bis zum Feldzeugmeister und Geheimrat gebracht hatte. Er lebte noch bis 1898, wo er im Alter von dreiundachtzig Jahren, kurz bevor die goldene Hochzeit gefeiert werden sollte, starb. Die Ehe der Dichterin blieb kinderlos, und wenn sie als gute Tante auch die Kinder ihrer Brüder und Schwestern mit auferziehen half — das schöne Gedicht „Liebeserklärung“ (ebendaselbst S. 193) spricht davon —, so blieb ihr doch noch reichlich Muße, ihre litterarischen Neigungen zu befriedigen; ihr gelehrter Gatte, zugleich der erste Liebhaber ihrer Poesie, mochte sie darin nur unterstützen.

Aber es dauerte lange, bis sie das ihrer Begabung angemessene Gebiet der Dichtkunst und die ihrem Genius eigentümliche Form der Darstellung fand. Als sie zu dichten begann, stand sie noch mit ihrer ganzen Zeit im Banne des Epigonentums. Man schritt auf den von den Klassikern gewiesenen und gegebenen Bahnen fort. Marie Ebner hatte sich vollgesogen mit der Kenntnis der Klassiker, zumal Shakespeares und Schillers, welch letzterer ihr Liebling war und blieb. Ihr erstes Werk, die schon oben genannte Tragödie „Maria Stuart in Schottland“, wagte den kühnen Versuch, Schillers Tragödie durch das stürmisch bewegte Vorspiel, das Maria Stuarts Gefangenschaft bei Elisabeth von England vorausging, zu ergänzen. Die Dichterin hat 1869 dem Genius Schillers in einem Einakter gehuldigt, „Doktor Ritter“, der jetzt im Burgtheater zu ihrem Geburtstag wieder gespielt werden wird; er ist ein Meisterstück in seiner Art. Auch eine andre Tragödie, „Marie Roland“ (1867), liegt im Druck vor, und 1873 wurde ein Schauspiel: „Das Waldfräulein“ im Wiener Stadttheater aufgeführt. Aber Marie Ebner hatte mit ihren Dramen, von denen ich die „Marie Roland“ zum Besten rechne, was die deutsch-österreichische Dichtung nach Grillparzer geschaffen hat, kein Glück, und das mag wohl in ihrer besonderen Begabung begründet sein. Das Drama hat es vornehmlich mit Leidenschaften zu thun; Marie Ebner ist aber keine Freundin der Leidenschaften, sie sieht in ihnen nur eine Geißel der Menschheit, einen Dämon, dem keiner von uns entrinnen kann, der uns aber nicht glücklich macht. In der schönen Parabel: „Das Beste“ und an vielen andern Stellen spricht sie diese ihre Meinung öfter aus. Glück erscheint ihr nur in der heiteren Ruhe des Herzens, im unverwirrten Selbstbestimmungsrecht des

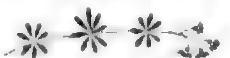
Menschen. Einem zum Glück auserlesenen Menschenkinde läßt sie von dem es segnenden Engel folgenden Spruch in die Wiege legen: „Er soll kein blind vertrauender Thor und dennoch ohne Gedächtnis für das Böse sein, das die Menschen ihm anthun werden. Die Erinnerung an das Gute jedoch, das er sie vollbringen sehen und selbst durch sie genießen wird, soll sich ausschließlich in seine Seele prägen." Marie Ebner verzichtete also — gewiß nicht leichten Herzens — auf den Ruhm des Dramatikers und wandte sich (1875) der Erzählung zu.

Mit diesem Wechsel der Form vollzog sich aber auch ein noch viel bedeutsamerer Wechsel im Inhalt ihrer Poesie. Die Epigonenbahn wurde verlassen, die historischen Stoffe blieben unberührt, die Dichterin begann davon zu erzählen, was sie mit eignen Augen gesehen und eignen Ohren gehört hat, sie schilderte, was sich unter ihren Blicken zutrug, sie gab Bilder von ihrer nächsten Umgebung, den aristokratischen Kreisen, die sie genau kannte, dem Volke in Dorf und Stadt, in Mähren und in Wien. So schrieb sie ihre ersten Bücher, die „Erzählungen" und den Roman „Bozena", die 1875 und 1876 erschienen. War da auch noch eine gewisse Abhängigkeit von großen Meistern der Novelle, die sie verehrte (zumal Turgenjew), zu merken, so verschwand jene um so mehr, je mehr Marie Ebner produzierte. Sie enthüllte schrittweise sich selbst und der Litteratur ihre litterarische Persönlichkeit mit jeder neuen Novelle, die sie nun schrieb: „Lotti, die Uhrmacherin", „Die Freiherren von Gemperlein", „Nach dem Tode", „Der Kreisphysikus", „Comtesse Muschi" und „Comtesse Paula", „Das Gemeindekind" und so weiter. Auch diesmal stellten sich die Anerkennung und der Ruhm nur sehr langsam ein, er ließ beinahe zehn Jahre auf sich warten; dann aber, als Kenner und Publikum die liebenswürdige Originalität dieser Dichterin erkannt hatten, vollends nach dem Erscheinen der „Aphorismen" (1885), nahm ihr Ruhm schnell zu, und sie konnte nicht mehr fleißig genug erzählen, um allen Einladungen zu entsprechen, die an sie ergingen. Ihr Name verbreitete sich in ganz Deutschland und auch im Auslande.

Was war es denn nur, was diese große Freude an den Erzählungen Marie Ebners bewirkte? Humoristische oder gar satirische Bilder der österreichischen Aristokratie tauchten zur selben Zeit auch von andrer Seite auf. Freisinnige Aristokraten, welche, wie Marie Ebner, keinen andern Adel als den des Herzens und der Gesinnung anerkennen, sind doch auch keine Seltenheit mehr. Und der große soziale Sinn des Mitgefühls mit den Armen, der ihre Erzählungen so vorteilhaft auszeichnet, durchweht unsre ganze Zeit, erfüllt unsre besten Köpfe. Diese Züge ihres Charakters allein können also ihren Ruhm nicht bewirkt haben. Es kam noch eine höchst seltene Eigenschaft hinzu: das ihre Persönlichkeit durchflutende Element der Schönheit und der Harmonie. Marie Ebner ist zuerst und zuletzt Dichterin. Ihr „Handwerk", wie sie mit humoristischer Bescheidenheit in der munteren Legende: „St. Peter und der Blaustrumpf" sagt, steht ihr zuhöchst. Wieviel sie über ihre Kunst nachgedacht hat, das kann man nicht bloß in ihren Aphorismen, sondern auch in ihren Erzählungen finden, die auch für den ästhetischen Theoretiker einen Schatz von Weisheit bergen. Dichter, die die Litteratur nicht ernst, ja heilig halten, erscheinen ihr beinahe als schlechte Menschen. Jede Seite ihrer Schriften bezeugt, wie gewissenhaft sie's mit ihrer Kunst nimmt. Da giebt es keine toten Stellen, keine Zeile, die nicht da sein müßte, kein schiefer Gedanke, kein falsches Wort. An der Komposition der großen Romane, wie an jedem auch nur eine Zeile füllenden Aphorismus wurde gefeilt. Natürlich konnten es Fleiß und guter Wille allein zu dem künstlerischen Adel ihrer Sprache und ihres Stils nicht bringen, wenn nicht das ursprüngliche Talent dazu vorhanden gewesen wäre, das schon Grillparzer an den Dichtungen der Siebzehnjährigen erkannte. Und in der That hat noch keine deutsche Dichterin eine so strenge künstlerische Form erreicht wie Marie Ebner. Wie doppelt zügellos erscheint die geniale Bettina im Vergleich mit ihr, wie schwerfällig Annette Droste! Bei der Ebner ist es, als wenn die gesellschaftliche Anmut der Aristokratinnen litterarisch geworden wäre. Der Takt, des edlen Weibes schönste Eigenschaft, „der Verstand des Herzens", ist die Seele ihrer Kunst.

Aber nicht bloß in Sprache und Form hat Marie Ebner ihre künstlerische Gewissenhaftigkeit geübt, — sie sind doch nur das äußere Gewand für die schöne Seele, die in ihnen steckt. Was ist in den letzten zwei Dezennien nicht alles als Beruf und Pflicht der Kunst proklamiert worden! Sie soll die Natur neu entdecken; sie soll die Gefühle neu durchwühlen; sie soll die „konventionellen Lügen" geißeln, und was weiß ich noch, was sie alles sollte. Daß aber die Kunst nicht bloß Wahrheit, sondern auch Schönheit schaffen und darstellen soll, daß sie nicht bloß die Nerven erbeben machen, das Gemüt zur Entrüstung entflammen soll, sondern auch beglücken und erfreuen durch die Schönheit der Gesinnung ebenso wie der Form; daß die Kunst der Menschheit die Ideale, denen sie nachzustreben wünscht, leuchtend voranzutragen hat — das wurde im Lärm fast vergessen. Marie Ebner vergaß das nicht, im Gegenteil! Je heftiger der Lärm tobte, je verworrener schließlich die Stimmen durcheinander liefen, um so eifriger wiederholte sie in That und Lehre die alte und doch nie zu überwindende Forderung: „Natur ist Wahrheit; Kunst ist die höchste Wahrheit." So lehrten Schiller und Goethe, und Marie Ebner, die sich an ihnen erzogen hatte, war ihnen treu geblieben. Sie wurde eine Realistin im klassischen Gewande.

Und das macht ihre Stellung in der modernen Litteratur aus. Unsre Zeit ist just auf dem Standpunkt angekommen, wo auch die „Jüngsten" den Ruf nach Schönheit erheben. Möge die Feier des siebzigsten Geburtstags Maries von Ebner-Eschenbach dieser gesunden Strömung zum vollen Siege verhelfen.



Die Fahnen der deutschen Truppen in Ostasien.

Unter den 64 Fahnen und Standarten, die kürzlich im Berliner Zeughause ihre Weihe erhielten, befanden sich auch die Feldzeichen für die ersten und zweiten Bataillone des ersten bis sechsten ostasiatischen Infanterieregiments und des ostasiatischen Reiterregiments. Von den übrigen Fahnen unterscheiden sie sich dadurch, daß sie als Feldzeichen des gesamten Deutschen Reiches charakterisiert sind, entsprechend der aus allen deutschen Staaten erfolgten Zusammensetzung des Corps. Das weiße Feld des Fahnentuchs durchquert ein Kreuz, verbrämt mit rotem und schwarzem Rande. Die Mitte schmückt in Goldstickerei der Reichsadler; ihm zu Häupten sieht man die Kaiserkrone mit dem Spruchbande: „Pro gloria et patria." Die Standarte der ostasiatischen Reitertruppe ist ebenso gezeichnet, doch ist das Fahnentuch purpurrot.





Die Fahnenweihe für die nach China entsandten deutschen Truppenteile im Lichthofe des Zeughauses zu Berlin.

Das Unnützle.

Von

B. Rittweger.

Im ganzen Haus heißt er nur „das Unnützle“. Der kleine, blasse Junge mit den ernsten Augen und dem faltigen Antlitz, auf dem niemals ein kinderfroher Ausdruck liegt, ist nach Ansicht aller Bewohner der großstädtischen Mietskaserne das unnützeste Menschenkind, das es nur geben kann.

Niemand zur Freude hat es je gelebt. Denn sein Vater, ein armer Maurergesell, ist vor des Kindes Geburt verunglückt, und die Mutter ist bei derselben gestorben.

Die Hauswirtin hat zuerst den Ausdruck gebraucht, als sie fragte: „Was soll nun mit dem Unnützle werden?“, und von da an bürgerte er sich völlig ein.

Das arme Unnützle wurde bei einer ehrsamen Witwe im Hinterhaus untergebracht, die den Pflegegroschen gern verdiente. Ihre großen Söhne draußen in der Welt und die verheiratete Tochter konnten immer Beihilfe gebrauchen, und sie war eine gar gute Mutter für ihre leiblichen Kinder. Denen zulieb nahm sie die Plage mit dem Unnützle auch noch auf sich. Aber sie betrachtete es eben nur als Plage, ein Herz hatte sie nicht für das fremde Kind.

Das Unnützle wächst auf, wie solche Kinder häufig aufwachsen, ohne Liebe, ohne Wärme, ohne Sonne, ohne alles, was Kinderkörper und Kinderseelen zu fröhlicher Entwicklung verlangen.

Im Hinterhaus, im sonnenlosen Stübchen oder, seit er „aus dem Gröbsten“, im düsteren, steingepflasterten Hof verbringt der kleine Junge seine Tage; jedermann ist er im Weg, der Unnütz! Und es wird ihm so oft zu Gemüt geführt, daß er eigentlich gar kein Recht darauf hat, in dieser Welt zu weilen, daß er's, als er etwas zu Verstand kommt, selbst glaubt. Und scheu und verschüchtert wird er immer mehr. „Trotz und Eigensinn“ nennt seine Ziehmutter dieses Wesen, und es trägt ihm manchen Schlag ein, daß er immer ein so „hintersinniges“ Gesicht macht. Er soll mit aller Gewalt lustig aussehen, denn sonst meinen wohl gar die Leute, er habe es nicht gut bei seiner Pflegerin, und das läßt man sich doch nicht nachsagen! Hat er etwa nicht stets ganze Kleider an, wenn auch geflickt und verfärbt? Kriegt er nicht dreimal täglich zu essen, wenn auch nicht allzu reichlich? Hat er nicht ein Bett ganz für sich allein, wenn auch ein hartes? Und kriegt er nicht weniger Schläge als viele Kinder, die bei den leiblichen Eltern aufwachsen? Ist das nicht genug für so ein Unnützle? Und soll man sich nicht ärgern, daß der Junge immer ein Gesicht macht wie die hungrige Zeit?

Die robuste Witwe kann sich eben nicht hineinversetzen in diese Kinderseele. Sie fühlt nicht, daß das Unnützle hungert nach Liebe, nach Wärme, nach Sonne! Und sie kann nicht begreifen, daß der Junge keine roten Backen hat und keine hellen Augen, wie all die andern Kinder im Haus. Die lachen und schreien den ganzen Tag, mehr, als den großen Leuten lieb ist, und sie würden ja auch mit dem Unnützle spielen, wenn es nur danach verlangte. Aber das thut's nicht, und so lassen sie's eben laufen.

Wenn der Kleine die Geschäfte, die ihm seine Pflegemutter überträgt, kleine häusliche Verrichtungen, besorgt hat, dann sitzt er im Winter meistens still in der Ofenecke und „sinniert“, und im Sommer hält er sich im Hof auf, in dem düsteren Hof, der aber doch zu einer gewissen Stunde von etwas Sonnenglanz erhellt wird, und über dem ein Stück Himmel sichtbar ist.

Auf die Straße geht das Unnützle nicht gern. Es ist so furchtsam, und immer rufen ihm die Kinder „Unnützle“ nach, und das thut ihm weh. Er weiß ja, er ist unnütz, er lebt niemand zur Freude. So hat einmal die Pflegemutter zu der Hauswirtin gesagt, und er hat's gehört und hat's nie wieder vergessen. Er weiß, es ist ganz und gar unnötig, daß er überhaupt da ist, es wäre besser, er wäre tot und begraben! Ueber Sterben und Begraben besinnt er sich überhaupt sehr oft, der kleine, blasse Junge, der bald sieben ist und aussieht wie ein vierjähriger. Deshalb, weil er so klein und schwach ist, geht er auch noch nicht zur Schule. Erst nächste Ostern soll er. Und davor graut ihm entsetzlich. Wie würde es ihm, dem Unnützle, in der Schule ergehen? Da würden sie wohl alle über ihn lachen und ihn verspotten. Die Jungen alle, und der Lehrer auch. Wie ihm davor bangt! Aber erst muß ja noch ein ganzer Winter vergehen. Wer weiß, was da alles passieren kann! Der kleine Junge vom Schuster im Keller ist ja auch gestorben, ganz geschwind. Einen Tag hat er noch gespielt im Hof mit den andern Kindern, und drei Tage später hat er schon im Sarg gelegen und ist fortgetragen worden. Damit tröstet sich das Unnützle, wenn's an nächste Ostern denkt.

Heute aber ist der kleine Junge einmal ganz vergnügt auf seine Weise. Wenn er lachen könnte, heute hätte er's gethan. Die Pflegemutter ist weggegangen, und er ist allein im Hof. Es ist ein so schöner Herbsttag. Der Himmel ist blau, und Schwalben schießen hin und her, und die Luft ist noch warm, selbst im düsteren Hof. Die Sonne kam jetzt nicht mehr herein, aber sie scheint doch oben auf die Dächer. Der kleine Junge spielt mit einer Handvoll Kastanien, die die Kinder von draußen mit hereingebracht und im Hof verloren haben. Jetzt

sind sie alle fort, die Kinder. Auf der Straße ist ein Tanzbär. Eins ist mit dieser Kunde in den Hof gestürmt, und da sind die andern alle gleich davon gerannt und haben die Kastanien liegen lassen. Das Unnützle wäre wohl auch gern mitgelaufen, aber keines der Kinder hat es dazu ermutigt, und von selbst wagt es so etwas nicht. ‚Ein Tanzbär, das muß etwas Wunderbares sein!‘ So denkt das Unnützle, — aber die Kastanien, die sind auch schön, und es freut sich und läßt die glänzenden Dinger durch die Finger rollen. Und sie erschienen ihm wie Menschen, die großen wie alte Leute, und die kleinen wie Kinder. Und eine ganz kleine Kastanie betrachtet der Junge eine Weile. Dann denkt er: ‚So bin ich, das Unnützle!‘ Und ein ungeheures Mitleid mit der kleinen Kastanie erfaßt ihn. „Dich sollen sie nicht mehr herumwerfen und quälen,“ flüstert er, „du armes, kleines Ding, du Unnützle! Weißt was, bist gestorben, und ich begrab' dich, nachher brauchst nicht in die Schul'.“ Und mit einem spitzen Stück Eisen, welches auf dem Pflaster liegt, beginnt das Unnützle ein Loch in die Erde zu graben. Mit großer Anstrengung, denn da sind Steine. Aber bald lockert sich einer und noch einer. Und nun ist da ein großes, schwarzes Grab. Was ein Grab ist, weiß das Unnützle. Die Pflegemutter hat ihn einmal mitgenommen, als der Nachbar Klempner begraben wurde. Und da sind neben dem einen Grab noch eine ganze Menge großer, schwarzer Löcher gewesen, lauter Gräber für tote Leute.

Ganz tief in das Grab hinein bettet der Knabe die kleine Kastanie, und dann schichtet er sorgsam die Erde wieder darüber und sagt ganz beruhigt: „Nun brauchst nicht in die Schul', Unnützle!“ Dicke Thränen rollen ihm über die blassen Wangen. Weinen gehört zum Begraben, alle Leute weinen, wenn eins begraben wird. Und weinen kann das Unnützle merkwürdigerweise, nur lachen kann es nicht. Und der kleine Junge besinnt sich, ob wohl die Leute auch weinen würden, wenn er einmal begraben wird. Er kann sich's eigentlich nicht denken. Sie sagen gewiß nur: „Gut, daß es fort ist, das Unnützle. Es hatte ja kein Mensch Freude dran!“ Aus solchen Ueberlegungen wird das Kind unsanft herausgerissen. Der Pflegemutter harte Stimme schreit ihn an: „Was treibst denn für Unfug, du Unnütz? Die Stein' 'rauszuwühlen! Sollt' man's glauben? Wenn das der Hauswirt sieht! Dich soll doch gleich . . . Sprich, was hast getrieben?“

„Die Kastanie begraben,“ stottert der Kleine, „daß sie nicht in die Schul' braucht.“

„Gott im Himmel, so dumme Reden! Da“ — und sie versetzt ihm einen derben Schlag auf die Finger — „da hast du eins, du Unnütz! So 'n dummes Geschwätz! Aber ich sag's ja, es muß doch kein unnützer Menschenkind geben auf der ganzen weiten Welt wie dich. Und ich armes Weib hab' die Plag' davon! Marsch, hinein!“

Schwerfällig erhebt sich der Kleine. Es friert ihn plötzlich über den ganzen Körper, und der Hals thut ihm weh.

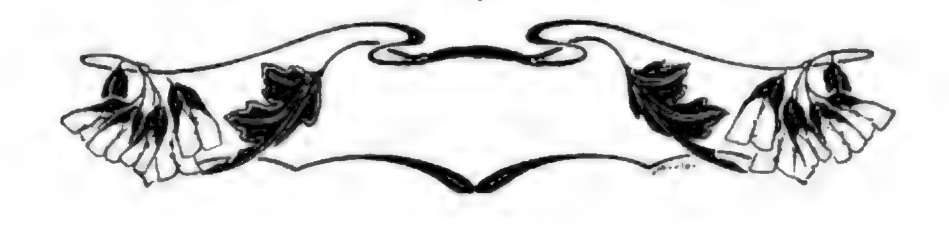
Fünf Tage später wird er begraben, und alle Leute im Haus und in der Nachbarschaft sagen: „Ein Glück, daß es gestorben ist, das Unnützle, hat keinem zur Freud' gelebt!“ Und dann ist es vergessen, und niemand denkt mehr daran, daß es einmal dagewesen.

*

Viele Jahre sind vergangen. Im düstern Hof der Mietskaserne ist ein Kastanienbaum schlank und kräftig in die Höhe gewachsen. Er hat nun schon eine breitästige Krone, und es ist eine Freude, ihn anzusehen. Besonders für eine alte, gelähmte Frau im Hinterhaus, die tagaus, tagein im sonnenlosen Stübchen, welches einst die Witwe, des Unnützles Pflegemutter, bewohnt, am Fenster sitzt und mit den gekrümmten Fingern mühselig allerlei Flickarbeit verrichtet. Sie kann niemals hinaus ins Freie. Das Stübchen ist ihre Welt und der düstere Hof. Aber sie hat die Kastanie! Ja, die Kastanie! Die kündet ihr den Wechsel der Jahreszeiten, die kürzt ihr die langen Wochen und Monde und Jahre. Im Winter, wenn die Aeste kahl und leer sind, dann freut sich die Kranke auf den Frühling, und wenn im Frühling die bräunlichen, glänzenden Knospen zu schwellen beginnen, dann zählt sie die Tage, die vergehen müssen, bis die ersten Blätter kommen, und dann schieben sich die weißen Blütenkerzen heraus mit dem rötlichen Schimmer! Und später, im Sommer, da vergoldet die liebe Sonne eine Stunde lang am Mittag die grüne Laubkrone, und es reifen die Früchte. Und wenn sie fallen, schallt lauter Kinderjubel unter ihrem Fenster, und dann kommt der Herbst, und die bunten Blätter erquicken noch das müde Auge der Einsamen. Und im letzten Blatt, welches fällt, erblickt sie schon wieder eine Verheißung auf den Frühling.

Und gar oft, wenn sie so recht voll Dankbarkeit sich des Baumes freut, dann flüstert sie wohl: „Gesegnet die Hand, die dich gepflanzt, es muß eine glückliche Hand gewesen sein!“

So hat das Unnützle doch „einem zur Freude“ gelebt.





Pavillon der Allgemeinen Elektricitäts-Gesellschaft.

Die Pariser Weltausstellung.

Von

Dr. Stefan Epstein.

Die Elektricität.

Das Zeitalter der Elektricität, in dem wir leben, hat der ganzen diesjährigen Weltausstellung sein Zeichen aufgedrückt; wo immer wir uns hinwenden, überall stoßen wir auf jene mächtigen und wunderbaren Kräfte, die der Menschengeist sich dienstbar gemacht. Die Beleuchtung, die Fortbewegung — all das wird vermittelst Elektricität betrieben; an allen Ecken und Enden stehen uns öffentliche Fernsprechstellen zur Verfügung, und anstatt der früher üblichen Orchestrions lassen sich in der Rue de Paris Instrumente hören, die eine Verbindung zwischen Telephon, Phonograph und Kinematograph darstellen und uns nicht nur die menschliche Stimme auf elektrischem Wege vermitteln, sondern auch die Bewegungen lebenswahr und deutlich zeigen. Was die Elektricität als Wissenschaft leistet, findet sich im Palais de l'Electricité vereinigt; da sehen wir die sinnreichsten Maschinen und Apparate funktionieren, die uns schon in ihren Wirkungen verblüffen, während ihre Konstruktion dem Laien immer ein Buch mit sieben Siegeln bleiben wird. Die Begriffe und Ausdrücke, mit denen der Elektriker operiert, sind doch noch nicht so alt, daß sie Gemeingut des Laien geworden wären.

Aber so manches wird dem aufmerksamen Spaziergänger begegnen, was er auch ohne langatmige Erklärungen zu begreifen im stande ist, und dessen großer Nutzen unmittelbar in die Augen springt.

Da ist in erster Linie der Pavillon der Allgemeinen Elektricitätsgesellschaft, in dem das von Professor Nernst in Göttingen erfundene elektrische Glühlicht in Funktion gezeigt wird. Wenn wir in den mit schönen Polychromien geschmückten, behaglich ausgestatteten Raum treten, so fällt uns sofort ein Unterschied zwischen dem alten und neuen Glühlicht auf; ersteres brannte in luftleer gemachten Birnen, während das Nernstlicht offen leuchtet. Hierin liegt also der erste Vorteil der neuen Beleuchtung: die Lampe ist billiger herzustellen, da es keiner Evakuierung mehr braucht. Der Vertreter der Allgemeinen Elektricitätsgesellschaft, der mein Interesse für das neue Licht sieht, fragt mich, ob er eine Flamme entzünden solle? Auf meine Bitte, dies zu thun, zieht er ein Zündholz aus der Tasche, entzündet es und hält es unter den Glühfaden, als wie wenn er einen Docht entflammen wollte; und in der That beginnt nach einigen Sekunden der Faden mit einer ruhigen weißen Flamme zu

glühen, ohne viel Wärme zu entwickeln. Es sieht ja im ersten Augenblick etwas bizarr aus, dieses elektrische Licht, das der Hilfe eines Schwefelfadens bedarf, aber darin liegt eigentlich das neue Prinzip. Professor Nernst fand nämlich, daß es eine Anzahl von Körpern giebt, wie beispielsweise das Magnesium, die in gewöhnlichem Zustand für den elektrischen Strom als nicht leitend anzusehen sind; werden sie aber bis zur Weißglut erhitzt, so setzen sie dem Durchfließen des elektrischen Stromes keinen Widerstand mehr entgegen. Auf dieser Beobachtung beruht nun die neue Lampe: ein hufeisenförmig gebogener Magnesiumfaden bildet für den elektrischen Strom einen Isolator; erhitze ich aber diesen Faden mit Hilfe eines Streichholzes bis zur Weißglut, so wird er vom Strom durchflossen, der ihn dann im Weißglutstadium erhält. Das Lichtemissionsvermögen der neuen Lampe ist ein ziemlich bedeutendes; innerhalb der garantierten 300 Brennstunden läßt die Lichtstärke kaum um 1 bis 1,5 Prozent nach, und der Stromverbrauch ist halb so groß wie bei der Glühlampe alten Systems. All das sichert dem Nernstlicht eine große Zukunft, und man hatte recht, es als das „Licht des armen Mannes" zu bezeichnen, denn die Wärme, die es neben seiner Leuchtkraft verbreitet, entzieht der Luft keinen Sauerstoff in dem Maße, wie etwa Gas oder Petroleum und läßt daher die Zimmeratmosphäre rein und atembar.

Das zweite Wunder der Elektricität, das von der Menge mit Recht angestaunt wird, ist die Riesendynamomaschine. Auch sie stammt aus den Werkstätten der Allgemeinen Elektricitätsgesellschaft und ist gegenwärtig die größte Maschine, die elektrische Kraft erzeugt; sie liefert uns Drehstrom, und ihre Leistung beträgt nicht weniger denn 30 000 Watt. Wie aus dem Bilde zu ersehen, ist die Erregermaschine direkt an die Dynamo gekoppelt, was eine nicht unbedeutende Ersparnis an Raum und Bedienung bedeutet. Das Schwungrad, dessen Montage Stück für Stück zu verfolgen ich Gelegenheit hatte, geht durch zwei Stockwerke, läuft aber trotzdem mit einer bewunderungswürdigen Leichtigkeit und Geräuschlosigkeit. Diese Maschine wurde von der Jury mit dem „grand prix" ausgezeichnet und ist nicht weniger wie achtzehnmal nachbestellt worden. Mit der Allgemeinen Elektricitätsgesellschaft würdig in den Wettkampf tritt unsre zweite deutsche Weltfirma Siemens & Halske. Neben dem rein industriellen Gebiet vertritt sie in hohem Maße auch die wissenschaftliche Richtung, wofür ihre Meßinstrumente für Beobachtungen, sowie Apparate für Röntgen-Aufnahmen das beste Zeugnis ablegen. Die große Drehstromdynamo der Firma, die sich in der Maschinenabteilung befindet, liefert einen nicht unbeträchtlichen Teil der elektrischen Kraft, die für die Beleuchtung des Ausstellungsemplacements notwendig ist. Ein komplettes Bild über die Gesamtheit der Leistungen von Siemens & Halske bietet uns der mit der Büste von Werner Siemens geschmückte und von Professor Hoffacker erbaute Pavillon der Firma im Innern des Elektricitätspalais. Hier sehen wir Gleichstrom- und Wechselstrom-Bogenlampen mit allem Zubehör, Scheinwerfer für photographische Zwecke und Theater, Kohlenstifte für Bogenlampen, sogenannte Normallichter von Hefner-Alteneck zu photometrischen Zwecken, verschiedene Arten von Lichtanlagen und so weiter.

Nicht weniger interessant als das, was es enthält, ist



Palais Lumineux.

das Elektricitätspalais selbst. Seine ganze Architektur ist auf den Lichteffekt berechnet und sieht daher bei Tage ziemlich nichtssagend aus. Bei Nacht aber kann man sich schwer einen zauberhafteren Eindruck denken, wie denjenigen, den das illuminierte Palais macht. Alles, was wir bei Tageslicht sehen, dient nur dazu, um die 300 000 Glühlampen zusammenzuhalten, beziehungsweise ihnen eine Stütze zu bieten. Gleich einem leuchtenden Spitzenschleier breitet sich das Gebäude vor uns aus, in dem tausend und abertausend leuchtende Edelsteine funkeln, während im Vordergrunde von einer Höhe von 30 Metern leuchtende Wassermassen herunterstürzen, die alle drei Minuten ihre Farbe wechseln. All das vollzieht sich ohne jede Kontrolle, rein automatisch. Jede Gruppe von Glühlampen wird von einer andern Maschine bedient, die sich nach einer bestimmten Zeit von selbst einschaltet; alle drei Minuten trifft das Rad der andern Maschinen, welche die Lichtkaskaden versorgen, auf eine „Nase“, wodurch eine neue farbige Scheibe in Aktion tritt und auf diese Weise der Wasserfall bald rot, bald grün, bald goldgelb spielt.



Elektricitäts-Palais.

Abseits vom Elektricitätspalais, gegen den Quai d'Orsay zu, begegnen wir einem nicht weniger interessanten Gegenstand, an dem wir ebenfalls die Technik der elektrischen Beleuchtungskunst bewundern können. Es ist dies das „Palais Lumineux Ponsin“. Ponsin, ein Pariser Ingenieur, hatte sich die Aufgabe gestellt, die Effekte farbiger Gläser

bei durchfallendem Licht zu studieren. Die Frucht dieser Studien war das Palais lumineux. Der „Vitrarius“, wie man ihn hier nennt, baute auf einem künstlichen Felsen einen Rokokopavillon, der von innen beleuchtet wird: das ist aber nur möglich, wenn das Baumaterial, aus dem der Bau ausgeführt wurde, durchsichtig ist. In der That ist das ganze Palais lumineux aus Glas hergestellt, aber nicht etwa in Eisenkonstruktion mit eingesetzten Glasscheiben, sondern aus massivem Glasfluß. Der Felsen, auf dem das Gebäude ruht, die Treppen, die Podeste, die Wände das Dach — all das besteht aus Glasziegeln, die im Innern hohl sind und in deren Höhlung sich eine elektrische Glüh- oder Bogenlampe befindet. Man kann sich leicht denken, welch zauberhaften Effekt dieses Gebäude bei Nacht macht, wenn jedes einzelne Stück glüht und leuchtet.

Von den vielen andern Wundern, die uns die Elektricität auf der Weltausstellung bietet, möchte ich nur noch eines erwähnen, an dem so viele Besucher achtlos vorübergehen und das dennoch der Beachtung im allerhöchsten Grade wert ist. Es ist dies der im Pavillon Luxemburgs aufgestellte „Teleskripteur Hoffmann“. Dem Aeußeren nach präsentiert sich der kleine Apparat wie eine winzige Schreibmaschine, was er auch in der That ist. Aber diese Schreibmaschine ist Geber und Empfänger zugleich und kann an jede Telephonleitung angeschlossen werden. Dadurch bildet der Teleskripteur eine wertvolle Ergänzung des Telephons. Wenn ich jemand anrufe und keine Antwort bekomme, so daß ich anzunehmen berechtigt bin, er sei nicht zu Hause, so kann ich ihm einige Worte — etwa 20 bis 30 — vermittelst des Teleskripteurs hinterlassen; mein Freund kommt nach Hause, öffnet den Deckel des Apparates vermittelst eines Schlüssels und findet auf einem Streifen meine Wünsche oder Beschwerden. Auch in Kriegszeiten dürfte sich der Teleskripteur sehr gut verwenden lassen.



Riesendynamo.

Mode und Frauen.

Es ist im allgemeinen nicht leicht, für die Industrie eines ganzen Landes ein Schlagwort zu finden, und um so schwerer wird dieses, wenn es sich um ein Land von so hervorragendem Reichtum und Fleiß handelt, wie es Frankreich in der That ist. Die Franzosen selbst neiden uns Deutschen unsern großen industriellen Sieg, den wir auf der diesjährigen Weltausstellung erfochten haben, in keiner Weise; sie betreiben die reine Industrie als solche, weil sie eben betrieben werden muß, es fällt ihnen aber nicht ein, in der Schaffung neuer Industrien, in dem Aufsuchen neuer Absatzgebiete ihren Ruhm zu suchen. Sie sind vielmehr auf ihre Kunst, auf ihr Kunstgewerbe eifersüchtig, auf die große Tradition, die in allem herrscht, was mit Luxus und Schmuckbedürfnis zusammenhängt. Und in der That ist man gezwungen, den Franzosen neidlos ihre Suprematie auf all diesen Gebieten zuzugestehen: Schmuck, Möbel, Bibelots, Beleuchtungskörper, Tapisserien — all das finden wir in einer so raffinierten Vollendung, daß wir unwillkürlich an die große Macht einer langen Tradition in der Kunst und im Geschmack zu glauben gezwungen werden. Von seiner schönsten Seite zeigt sich dieser Geschmack, wenn es sich um Dinge handelt, die irgendwie mit der Frau zusammenhängen. Das Zeitalter der Trouvers und der Galanterie lebt in jedem Franzosen noch heute in größerem oder geringerem Grade fort, und wer die gesellschaftlichen Verhältnisse von Paris und von Frankreich begreifen will, wird gut thun, den vorerwähnten Faktor — den Kultus der Frau — nicht als quantité négligeable anzusehen. Zwei Gebäude innerhalb der Weltausstellung sind ausschließlich der Frau gewidmet: das Palais de la Femme und das Palais du Costume.

Das Palais de la Femme befindet sich hinter dem nördlichen Pfeiler des Eiffelturmes und präsentiert sich uns als eleganter Rokokopavillon, in dessen Erdgeschoß sich ein

vielbesuchtes Restaurant befindet. Der Zweck dieses Palais war, die Frau in allen ihren Bethätigungen im Laufe der Jahrhunderte zu zeigen: als Mutter, Erzieherin ihrer oder fremder Kinder, als Stütze des Mannes und endlich in freien Berufen, in denen sie mit dem Manne erfolgreich in den Wettkampf treten kann. So befindet sich im Erdgeschoß eine lange Halle, die den bezeichnenden Namen „Galerie de Travail“ trägt und eine Sammlung aller Produkte enthält, die in den verschiedenen Departements Frankreichs von Frauen hergestellt werden. Die vier Eckpavillons hingegen zeigen uns die spezifisch moderne Bethätigung der Frau als Telephonistin, als Setzerin, Druckerin und so weiter, während die Zentralhalle Figuren der berühmtesten Frauen in der Geschichte enthält, wie Jungfrau von Orleans, Kaiserin Katharina von Rußland, Maria Theresia und so weiter. Ein Vortrags- und Theatersaal vervollständigen die Einrichtung des Frauenpalastes. Zum Schlusse sei noch ein geräumiger, mit allem Komfort eingerichteter Toilettesaal erwähnt, in dem der Besucherin alle kleinen Dienste erwiesen werden, deren eine Dame so oft bedarf; ist etwa ein Schuhband aufgegangen oder ein Knopf vom Handschuh abgerissen — sie kann versichert sein, daß der Schaden im Palais de la Femme in wenigen Minuten repariert sein wird.

Noch mehr Anziehungskraft als das Palais de la Femme übt auf die Besucher der Weltausstellung das Palais du Costume aus. Nach dem Entwurf des bekannten Damenschneiders Felix gebaut, ist es in letzter Linie nichts andres als eine grandiose Reklame für das Atelier des Pariser Modekünstlers. Man muß aber zugeben, daß diese Reklame mit so viel Geschmack und Geschick ausgeführt ist, daß man sich keinen Moment daran stößt. Felix zeigt uns in seinem Palais die Entwicklung des Kostüms von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Zum Teil wurden die Gewänder nach noch vorhandenen Vorlagen in Museen, zum Teil nach alten Wandgemälden, Tapisserien und Zeichnungen hergestellt; sie umhüllen lebensgroße, vorzüglich modellierte Puppen, die bei dem gedämpften Licht einen außerordentlich lebenswahren Eindruck machen, der noch dadurch ein ganz hervorragend künstlerisches Gepräge erhält, daß die Kostüme einer bestimmten Epoche immer innerhalb des ihr eigentümlichen Milieus ausgestellt sind. Gleich am Eingang sehen wir ein römisches Atrium, in dem sich verschiedene Scenen des häuslichen Lebens der Römer abspielen. Daneben befindet sich ein ägyptisches Interieur, in dessen Vordergrunde wir einen Schlangenbändiger erblicken, der vor einer Schar Frauen und Mädchen eine Vorstellung giebt.

Ein großer Saal, mit Kolonnaden und Stufen geschmückt, giebt uns die Vorstellung der byzantinischen Epoche: Bittsteller und Bittstellerinnen nahen sich in demütiger Haltung dem Thronhimmel, unter dem bleich und teilnahmlos Königin Eudoxia steht und all die Supplikanten gar nicht zu sehen scheint. Aus dem Mittelalter finden wir folgende Scenen: die heilige Klotilde, Burgherrinnen am Fenster und Ausblick auf ein Turnier.

Außerordentlich anziehend ist die Renaissance geschildert. Da sehen wir eine edle Venetianerin, aus der Gondel steigend, daneben Katharina von Medici bei Ruggieri, Paris unter Heinrich III., Maria von Medici, Marion Delorme und endlich Heinrich IV. Das siebzehnte Jahrhundert bringt eine humoristische Scene: der Dauphin überrascht die Töchter Ludwigs XV. beim Rauchen der Pfeife. Aus dem achtzehnten Jahrhundert gewahren wir die künstlerisch geradezu vollendete Scene, die Marie Antoinette in einem Boot zu Trianon darstellt. Ebenso vorzüglich ist das Interieur, in dem die Königin Josephine ihren Prunkmantel am Tage vor der Krönung probiert, während Napoleon sinnend hinter ihr steht. Das Zeitalter von 1800 bis 1900 wird durch alle Kostüme präsentiert, die bei den verschiedenen Ausstellungen getragen wurden, die zu Paris stattgefunden haben.

Der „Clou“ ist natürlich der Salon, in dem die Moden von 1900 ausgestellt werden. Hier entfaltet Felix eben seine ganze Kunst, die um so höher anzuschlagen ist, als jede Woche neue „Schöpfungen“ bringt. An gewissen Tagen finden wir anstatt der Wachspuppen lebende



Entree zum Palais du Costume.



Aus dem Palais du Costume: Eine Audienz in Byzanz.

Probiermamsells, die in den prächtig hergerichteten Salons promenieren und für ihren Herrn und Meister Reklame machen. Wenn man das Gedrange sieht, das im „modernen" Salon herrscht, so begreift man leicht, daß die Unternehmer des Palais du Costume doppelt auf ihre Rechnung kommen: durch die Reklame und durch den Besuch selbst.

Was uns Felix als Damenschneider bietet, der nur den oberen Zehntausend zugänglich ist, das präsentiert das Kaufhaus „Au Printemps" als großer Modebazar. Sein Pavillon befindet sich hinter der französischen Kunstgewerbeabteilung auf der Invaliden-Esplanade und zeigt uns eine so entzückende Fassade, daß man sich von ihrem Anblick gar nicht trennen kann, so oft man auch daran vorüberkommen mag. Für den Deutschen ist ein Besuch der Printemps-Ausstellung schon aus dem Grunde außerordentlich lehrreich, weil man hier sehen kann, wie sich das Bazarprinzip mit Gediegenheit und Eleganz vereinigen läßt. Wir sehen hier absolut nichts von dem, was man bei uns mit „Ramschware" bezeichnet; es ist alles da, aber alles in einer Ausführung, die selbst verwöhnten Ansprüchen genügt. Die Preise sind ein für allemal fest, und die zahlreiche Klientel eines derartigen Geschäftes weiß ganz



Aus dem Palais du Costume: „Trianon".

genau, daß sie nicht übervorteilt wird. In der Ausstellung selbst bringt der „Printemps" Muster von allem, was er produziert. In der Eingangshalle sehen wir einen eleganten Raum, in dem gerade ein „five o'clock" abgehalten wird; die lebensgroßen Puppen sind außerordentlich lebenswahr, und die verschiedenen Kostüme, die sie tragen, zeigen eine Eleganz, die, ohne aufdringlich zu sein, bekundet, daß auf dem Gebiete der Mode die Franzosen noch immer das erste Volk der Welt sind. Die andern Räume des Erdgeschosses zeigen uns Kinderkleider und Wäsche, die sich ebenfalls durch geschmackvolle Ausführung und nicht übertriebene Preise auszeichnen.

Die erste Etage enthält Wohnungseinrichtungen, die ebenfalls im „Printemps" hergestellt werden; einen Salon im traditionellen Louis XV.-Stil, ein Eßzimmer, ein Schlafgemach und endlich das Toilettezimmer einer eleganten Französin. Auch in der allgemeinen Abteilung für Bekleidung hat der „Printemps" einen ehrenvollen Platz. Hier aber muß er den Ruhm mit den andern großen Pariser Schneidern und Schneiderinnen teilen. Worth, Laferrière, Redfern, Callot, Soeurs und wie sie alle heißen, die in der Rue de la Paix ihre Residenz aufgeschlagen



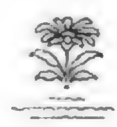
Ein Five o'clock im „Printemps".

Toilettezimmer einer modernen Französin.



Der Pavillon des Modebazars „Au Printemps".

haben, stellen ihre neuesten Erzeugnisse aus und werden den ganzen Tag über von dichten Massen belagert. Leider ist und bleibt die Bewunderung, die den Meistern der Mode entgegengebracht wird, zumeist eine rein platonische, denn die Preise, die sich ein erster Pariser Schneider bezahlen läßt, sind selbst nicht allen der „upper ten" erschwinglich. Hier wird nicht nur Arbeit und Material, sondern auch der individuelle Entwurf bezahlt. Aehnliches können wir in der Ausstellung der französischen Juweliere beobachten, wenn wir sie mit den Bijouterien andrer Völker vergleichen. Ein Künstler wie beispielsweise Lalique stellt Schmuck aus, der sich weder durch Größe des Stückes noch durch Kostbarkeit der Steine auszeichnet, und dennoch erzielt er die höchsten Preise, denn jeder einzelne Schmuckgegenstand ist ein kleines Kunstwerk und wird nur einmal angefertigt.



Ankunft der ersten Verwundeten vom Kriegsschauplatz in China.

Der erste Transport der in den Kämpfen in China verwundeten und erkrankten deutschen Seeleute ist mit dem Dampfer „Stuttgart" nach der Heimat befördert worden. Den Heimkehrenden wurde sowohl in Cuxhaven wie in Hamburg, wo auf Anordnung des Senats in den Passagierhallen der Hamburg-Amerika-Linie ein Imbiß bereitgestellt war, ein festlicher Empfang bereitet. Der Vorsitzende des Hamburger Kriegerverbandes, Hauptmann der Reserve Sauer, begrüßte bei diesem Anlaß die heimgekehrten Mannschaften mit folgenden Worten: „Kameraden! Beim Betreten des deutschen Bodens heiße ich Sie im Auftrage eines hohen Senats herzlich willkommen. Wir haben mit Freude vernommen, wie deutsche Truppen sich im fernen Osten geführt und den alten Ruhm der deutschen Waffen hochgehalten haben. Wir sind stolz auf die Thaten deutscher Soldaten vor Taku und Tientsin. Mit besonderem Stolz erfüllt es uns Hamburger, daß die ersten Verwundeten und im Dienste für das Vaterland Erkrankten hier landen. Unser Wunsch ist, daß die Luft des Vaterlandes sie bald alle wieder völlig herstellen möge. In diesem Wunsche gilt mein Hoch den heimgekehrten Verwundeten und Erkrankten." Diese Worte fanden begeisterte Zustimmung, mehr aber noch das auf den Kaiser ausgebrachte dreimalige „Hurra!" Im Namen der Heimgekehrten dankte der Marineoberingenieur Grün mit den Worten: „Im fernen Osten hat jeder der dorthin Gesandten seine Pflicht gethan. Die ersten Verwundeten wären nun in die Heimat gebracht, aber viele, die schwerer leiden, sind noch draußen. Wir sind die ersten, die zurückkommen, hoffen wir, daß alle, die noch draußen im fernen Osten sind, ebenfalls glücklich die Heimat wieder erreichen." In das darauf auf die Stadt Hamburg für den freundlichen Empfang ausgebrachte Hoch stimmten alle Versammelten freudig ein. Nachdem dann von der Musikkapelle das Lied „Deutschland, Deutschland über alles" intoniert



Phot. A. Kruckenberg, Hamburg

Die bei Taku verwundeten Mannschaften des „Iltis" und die Führer des Transports

worden, kehrten die Truppen wieder an Bord zurück, um am Morgen des folgenden Tages nach ihren Garnisonsorten Kiel und Wilhelmshaven befördert zu werden. Die zurückgekehrten Mannschaften gehören zu dem Linienschiff „Kaiserin Augusta“ und den Kreuzern „Hertha“, „Iltis“ und „Hansa“. Die Gesamtzahl beträgt 130, von denen die vier auf unsrer Abbildung wiedergegebenen bei dem Sturm auf Taku verwundet worden sind:

Oberverwaltungsmaat Casimir, Schuß ins Bein, Oberbüchsenmacher Labholz, Schuß durch die Hand, Matrose Schoppengerl, Schuß in die Brust, die Hüfte und die Hand, sowie Matrose Sandowsky, Schuß durch die Hand, sämtlich vom Kreuzer „Iltis“. An Offizieren fanden sich bei den Heimgekehrten als Führer die drei hinter den erwähnten Stehenden: Stabsingenieur Gehrmann vom Kreuzer „Hertha“, Oberingenieur Grün von der „Kaiserin Augusta“ und Oberzahlmeister Vorzahl von dem Kreuzer „Hertha“. Außer den vier Verwundeten vom Kreuzer „Iltis“ fanden sich in dem Transporte 14 geheilte Verwundete vom Seebataillon und eine Anzahl wegen Erkrankung nach der Heimat zurückgesandter Mannschaften.



Motordreirad als Schrittmacher.



Das Fahrrad als Schrittmacher.

(Momentaufnahme von Herm. Kricheldorff, Berlin.)

Die beispiellos rasche Entwicklung des Radfahrens und der im engsten Zusammenhange damit stehenden Fahrradindustrie ist nicht zum geringsten Teil den Erfolgen des Rennwesens zuzuschreiben. Die anfangs auf der Landstraße und später vorwiegend auf der Rennbahn erzielten Erfolge unsrer Fahrer trugen außerordentlich viel dazu bei, dem großen Publikum die praktische Brauchbarkeit und Nützlichkeit des Fahrrades handgreiflich vor Augen zu führen. Die Industrie zeigte bald das richtige Verständnis für den Nutzen, der ihr aus diesen Demonstrationen erwachsen mußte, und das Rennwesen fand daher bei einem großen Teil der Fabrikanten kräftige und nachhaltige Unterstützung.

Die Entwicklung der Automobilindustrie führte sodann auch zur Benutzung von Motordreirädern zu Schrittmacherzwecken, mit deren Hilfe der Franzose Baugé in Paris geradezu fabelhafte Erfolge erzielte.



Einspuriges Tandem als Schrittmacher.

Vor kurzem hatte auch das Berliner Publikum Gelegenheit, den Franzosen auf der Rennbahn im Stadtpark Friedenau im Kampf gegen den bekannten Berliner Dauerfahrer Alfred Köcher zu sehen, wobei der letztere mit Windfängern ausgerüstete, einspurige Tandems als Schrittmacher benutzte, während Baugé von seinem Freunde Bertin, einem seit langer Zeit wohlbekannten Dreiradfahrer, auf einem eigens für den Schrittmacherdienst gebauten Motordreirad geführt wurde. Der Franzose legte dabei die Strecke von 50 Kilometern in 49 Minuten $44\frac{4}{5}$ Sekunden zurück, während Köcher 50 Minuten $49\frac{3}{5}$ Sekunden gebrauchte.

Die tolle Fahrt hinter einer Höllenmaschine, wie sie Baugé benutzte, gewährt einen geradezu schwindelerregenden Anblick.

In den hohen Kurven der Bahn hängt der Führer des Dreirades nur noch mit dem rechten Knie in der Maschine, da er, wenn er den normalen Sitz beibehalten wollte, durch den kolossalen Schwung unfehlbar hinausgeschleudert werden würde. Der Rennfahrer muß sich naturgemäß möglichst dicht an die führende Maschine halten und schwebt daher in beständiger Gefahr eines Sturzes, der unvermeidlich wird, sowie er mit seinem Vorderrade die Maschine berührt. Um diese Gefahr zu beseitigen, ist an dem hinteren Rahmen des Dreirades eine Rolle angebracht, die sich bei etwaiger Berührung mit dem Rade dreht und dadurch die Sturzgefahr erheblich vermindert.

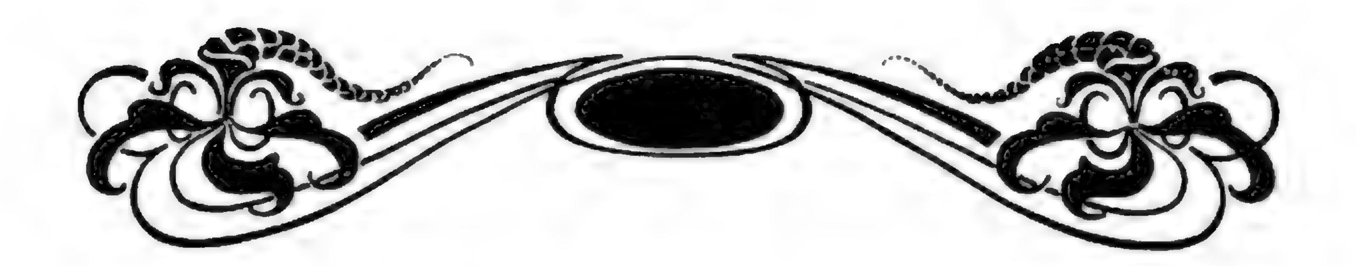
Unsre sehr gut gelungenen momentphotographischen Abbildungen zeigen die beiden Gegner in voller Fahrt in dem Augenblick, als sie den steilsten Teil der Kurve passieren.

Der Kaiserbrunnen für Konstantinopel.

Der Monumentalbrunnen, den Kaiser Wilhelm II. zur Erinnerung an seine Orientreise im Jahre 1898 und zum Dank für die ihm in Konstantinopel gewordene Aufnahme dem Sultan für seine Hauptstadt gestiftet hat, ist nach den grundlegenden Gedanken des Herrschers vom Geheimen Oberbaurat Spitta entworfen worden. Der Brunnen ist ein achteckiger Bau von etwa 7,70 Metern Durchmesser und 12 Metern Höhe mit einem stufenförmigen Unterbau. Acht Säulen tragen eine Massivkuppel und darüber eine Schutzkuppel in Eisen und Kupferblech auf Holzschalung. Innen umschließt der Bau den Wasserbehälter der bei 4 Meter äußerem und 3,20 Meter innerem Durchmesser ungefähr 15 Kubikmeter Wasser zu fassen vermag. Er wird in Moniers Bauweise (Zementeisenbau) ausgeführt und mit einer Marmorumhüllung versehen. An den freien Achteckseiten des Unterbaues, der oberhalb mit einem reichen Fries geschmückt ist, liegen länglich geformte Marmorbecken, über denen in reich verziertem Glasmosaik die Zapfhähne zur Entnahme des Wassers angebracht sind. Im Innern des Kuppelraumes laden bequeme Bänke zum Ausruhen ein. Als Hauptbaustoff gelangt karrarischer Marmor zur Verwendung, die Kapitäle und Basen der in poliertem Labrador herzustellenden Säulen werden in Bronze ausgeführt. Die Einrahmungen der Bogen, die Friese des Unterbaues, ebenso die Innenkuppel sind in reichen Glasmosaikmustern geplant, wobei dem türkischen Kultus entsprechend nur geometrische und Pflanzenmotive auftreten, daneben an passenden Stellen die Namenszüge des Kaisers und des Sultans, Sinnsprüche, ferner die Widmungsinschrift.



Der Kaiserbrunnen für Konstantinopel.



Der verlassene Gott.

Novelle

von

Otto von Leitgeb.

(Schluß.)

Die Augen voll Unmut geschürzt, war er auch an diesem Tage wieder zu dem Steine hinabgegangen. Es war die sicherste Stunde am Abend, wenn es zu dunkeln begann. Keine Menschenseele weit und breit; nur das Schweigen der Verlassenheit, hie und da zerrissen von dem lauten, sägenden Geschrei eines Wachtelkönigs, der irgendwo verborgen in den nassen Wiesen saß.

Romana sah ihm ängstlich und forschend in das schweißbedeckte Gesicht, als er heimkehrte. Und es war das zweite Mal, daß Don Matteo vom Essen nichts wissen wollte. Unten, in der brauenden Stickluft zwischen den Sümpfen, war es feucht und widrig gewesen. Er that wieder einen tiefen Schluck aus der Chininflasche und legte sich ermattet nieder. Es fröstelte ihn in den mächtigen Schultern, und als er endlich einschlief, schlug er sich mit wüsten Träumen herum.

So oder so! Es mußte ein Ende gemacht werden, und bald, nein, gleich jetzt, wo seine Seele in diese Aufregung gekommen war. Ein Fingerzeig Gottes; ein Fingerzeig unsers einzigen, dreieinigen Gottes!

Immerhin: er wußte, daß es nichts Leichtes werden würde, die Leute herumzukriegen, daß sie von dem Gotte abstehen, der ja längst verlassen ist. Es schien, als wüßte er jetzt mit einem Male, wie tief und verborgen seine Macht in ihren Herzen saß. Furchtbar tief, gerade deshalb, weil man nicht davon sprach!

Eines Tages holte er sich den Mann der Base Ursula her. Dem war noch am leichtesten etwas begreiflich zu machen. Er setzte ihn sich gegenüber auf einen Sessel und nahm ihn ins Gebet. Und wie! Der Beppo hörte zu. Seine gelblichen Augäpfel begannen sich mit der Zeit vor Erregung zu drehen in dem mageren, fahlen Fiebergesicht, denn der Vikar entrollte ein grauenhaftes Bild von ihrer aller Sündhaftigkeit und Verirrung. Und das muß nun wenigstens aufhören. Er will nicht in die Grube fahren, daß der große Gott dann fürchterliche Rechnung von ihm einfordern kann, wie er seines Hirtenamtes gewaltet. Sie sind alle miteinander krank, elend und arm, weil sie seit Menschengedenken gottlos sind, verruchte Ketzerseelen. Ziehen sie denn nicht ebenso hinab zu dem Heidenstein, wie sie in die heilige Kirche gehen, vor des allmächtigen Gottes Angesicht? Nur daß es im geheimen geschieht, ohne Wort und Sang, wie auf der Fährte des Verbrechens. Weg muß der scheußliche Götzendienst!

Don Matteo sprach sich in tiefe Aufregung. Er schwenkte die schweren Arme drohend in der Luft, und seine nervigen Hände bebten. Beppo aber saß regungslos und tief verwirrt vor ihm. Seine Blicke folgten zwar jeder Bewegung, die der Vikar machte; aber seinen Gedanken konnte er nicht folgen. Er hatte ja so wenig wie irgendeiner von ihnen jemals nachgedacht über den Stein. Was sollte es denn darüber zu sprechen geben? Oder wollte Don Matteo leugnen, daß es ein Mittel gegen unzeitigen Regen war, wenn man Blumen hinlegte, und gegen den bösen Blick und das Fieber, wenn man eine Münze in das Loch steckte? Und daß die Blätter vom Fieberbaum wirksamer werden, wenn man sie vorher auf den warmen Stein legt? Das sprach Beppo nicht aus, aber er dachte sich's. Nun, wie immer es sei! Der Herr Vetter Vikar mußte recht haben, und Beppo gab ihm recht.

„Ich habe mir einen Ausweg ersonnen," sagte nun Don Matteo. „Ich will zuerst den Stein verwandeln. Ich werde ihm ein Abzeichen geben, wie es die Heiligen und Märtyrer tragen in unsern Kirchen. So werdet ihr euch besser gewöhnen. Du aber magst es sagen, wem du willst, wie es steht, und daß ich mit starker Hand an eure Seelen pochen will, damit ihr nicht verfault und verkommt in dieser Ruchlosigkeit!"

Beppo nickte und war froh, als ihn der Vetter wieder fortließ. Der Ursula sagte er so beiläufig, um was es sich gehandelt hatte. Wie konnte man viel darüber sprechen!

Don Matteo aber machte ein Töpfchen mit blauer Farbe ausfindig, womit er im Frühjahre die Tunika eines der hölzernen Engel an seinem Altare ausgebessert hatte. Auch der Pinsel war noch da, und mit beidem machte er sich auf den Weg. Es war eine heiße Werkstunde. Auf den Stein gekauert, versah er mit finsteren Blicken seine Arbeit. Endlich hatte er die Hauptsache zuwege gebracht, einen großen Kreis von der himmelblauen Farbe, dort herum, wo der abgesprengte Kopf des Gottes war. So

sah ein Heiligenschein aus. Auf den Fuß der Platte aber schrieb er, sorgsam mit den Blicken messend, die Worte:

IN NOMINE SANCTAE TRINITATIS.

Dann erhob er sich, wischte den Staub von seinem Rocke und sah lange hinab auf sein Werk. Rasch trockneten die starken Sonnenstrahlen die Farbe, ihr Blau leuchtete wie die rundum wuchernden Vergißmeinnicht, und es sah aus, als habe der Stein bloß neuen Schmuck bekommen.

Langsam kehrte der Vikar nach Hause zurück.

Aber es brach an diesem Abende ein schwerer, warmer Regen nieder. Vom Süden jagte schwarzes Gewölk herauf. Es blitzte und donnerte. Lange vor dem Vesperabend flüchteten die Leute von den Aeckern heim, und Romana hatte zu laufen und zu springen, um nur rechtzeitig die Wäsche unter Dach zu retten, die sie gerade heute rings um das Gärtchen auf die Hecke gebreitet. Danach, triefend wie sie war, trat sie ins Zimmer, um Don Matteo die gehabte Not zu klagen. Sie hatte ja achtzehn Jahre lang Gutes und Uebles mit ihm geteilt und besprochen! Aber der Vikar ging mit verschränkten Armen in der frühen Dunkelheit auf und ab, ließ sich in kein Gespräch ein und that, als kümmerte ihn dies alles nicht. Bis Romana wieder hinausging und sich kopfschüttelnd in der Küche zu thun machte. Es war irgend etwas nicht in der gewöhnlichen Verfassung beim Reverendo in dieser letzten Zeit. Manchmal war es, als wollte er auf einmal ein andrer Mensch werden!

Es hielt ihn nicht zu Hause am nächsten Tag. Gegen Mittag, in der größten Hitze, ging er durch die Felder hinab zum Stein. Der Gußregen hatte den Heiligenschein und die Schrift fortgewaschen. Auch nicht die geringste Spur von Farbe hatte dem Wasser standgehalten. Don Matteo sah es mit finsteren Blicken; seine Mundwinkel zuckten, und dann betrachtete er dies ganze Plätzchen, als wollte er einmal seinen Geist ergründen. Schönes, dichtes Gras umgab den Stein, vom Regen erfrischt und glänzend an Farbe. Einige lange, wiegende Halme neigten sich über ihn weg. Sie zitterten von dem Gewichte einer stahlblauen Libelle, die sich dort niedergelassen hatte. Sie war blau wie tiefer Himmel, und zugleich glänzten Irisfarben auf ihrem Leibe. Sie hatte große, schwarze Augen, und ihre Flügel zitterten unablässig in ganz kurzen, ununterbrochenen Schwingungen. Davon glänzten sie wie ein ganz feines Seidengewebe oder gesponnene Taufäden. Quer über den Stein zogen zwei silberne Streifen fort. Ja, wirklich zwei Streifen von glänzendem Silber. Eine Schnecke hatte die Spur ihres Weges zurückgelassen. Zwei schöne, flimmernde silbergraue Streifen. Unten im Graben wucherten Vergißmeinnicht. Sie hoben sich wie ein Strauß durch das Gras herauf und schmiegten sich dicht und schmeichelnd an den unteren Rand des Steines. Das war wie ein lebender Kranz von lichtblauen Blütensternen.

Wie alt der Stein wohl war? Gewiß nicht weniger als zweitausend Jahre. Zweitausend Jahre!

Wenn man das Fleckchen so betrachtete, war es still und schön. Es sah aus, als trete niemals ein unachtsamer Fuß darauf und als berührte es nie eine störende Hand.

Don Matteo ließ seinen Stock fallen und bückte sich hastig. Gerade deshalb! Er begann die Blumen aus der Erde zu reißen. Er scharrte sie mit beiden Händen vom Steine los, trat darauf und schleuderte sie mit den Füßen über die Platte hin.

Und Sonntags predigte er ihnen: von dem Uebel und der Sünde des Aberglaubens. Noch nie hatten ihn seine Pfarrkinder so sprechen gehört, noch nie hatte Don Matteo so ausgesehen wie heute. Es schien wohl, als wäre seine mächtige Gestalt in diesem heißen Sommer etwas gebückter, die schweren Schultern etwas schmäler, sein starkes Gesicht etwas weniger rot, aber von seinen Blicken gingen heute Flammen aus, und manchmal reckte er sich hoch auf, daß die erhobenen Arme ihn befremdlich vergrößerten. Er stand wie ein Riese auf der Kanzel oben, und etwas war an ihm, das ihre Blicke im Bann hielt. Sie mußten unverwandt alle zu ihm hinaufsehen, auf seine Lippen, von denen die Worte drohend und dröhnend herabfielen, daß es laut an den Wänden wiederhallte. Mäuschenstill saß die Gemeinde. Der Vetter Beppo aber und die Ursula oder wer es sonst noch wußte, die dachten, Don Matteo bereite es gewiß vor, um nun von dem alten Steine zu sprechen, der unten am Feldrain lag. Aber nein, der Vikar nannte ihn nicht.

Und dann begannen seine Pfarrkinder langsame Gedanken zu tauschen. Zuerst Romana und die Base Ursula, dann auch die übrigen. Was war es um Don Matteo? Seht ihn an, wie er gebückt und unsicher geht; wie seine Wangen schlaffer geworden. Seit wann ist sein Haar so grau an den Schläfen? Und was will Don Matteo mit dem alten Stein? Fast kein Tag vergeht, ohne daß ihn jemand dahin gehen sieht, um Sonnenuntergang, wenn die Leute schon daheim sind. Und darüber sprach er nicht mit ihnen! Er, der sonst alles, was ihn und sie betraf, heraussprach, dem kein Wort im Herzen hängen blieb! Sie warteten doch darauf. Es geschah etwas; es war ein Geheimnis im Gang. Und was Don Matteo ihnen zu sagen hatte, konnte nur gut und richtig sein. Sie warteten, aber er sprach nicht!

Wenn er des Abends heimging, trug er fast immer einen Buschen von Feldblumen in der Hand. Er fand sie dort, fast jeden Tag! Was hatte er für eine Kraft, der verlassene Gott? Fast täglich fand er wieder Blumen dort, sogar am Abend des Sonntags, wo er mit aller seiner Ueberzeugung zu ihren Herzen geredet hatte!

Und dann befiel ihn abends nun fast immer die gleiche, bleierne Müdigkeit. Und dann kam das unerträgliche Sausen in den Ohren! Meist schob er den Teller kaum berührt zurück und legte sich früh ins Bett.

Einmal machte Romana mit Schrecken eine Entdeckung: der hochwürdige Herr war nachts aufgestanden und ging, laut mit sich selber sprechend, in seinem Zimmer auf und nieder. Dann übte sich ihr Ohr zu ängstlicher Schärfe, und sie konnte das



Franz Rentschler
Die Alten.



öfter hören. Da machte sie sich eines Tages Mut und wanderte unter irgend einem Vorwande nach Cervignano. Der Physikus war ein guter Bekannter vom Reverendo. Sie fädelte es ein, daß er ihn unversehens zu besuchen kam. Der Arzt kannte seine Leute. Also verbarg er seine Verwunderung und hielt Don Matteo nur ganz unauffällig an der Hand fest. Sie war warm und feucht.

„Nehmen Sie viel Chinin, Don Matteo?“

„Das hab' ich ja immer gethan, vielleicht einmal mehr als das andre,“ entgegnete der Vikar. „Daß mir die andern folgten und es ebenso thäten!“

„Aber vielleicht zu viel!“

„Wieso?“ fragte Don Matteo. „Dafür hat mich das Fieber nie erwischen können!“

„Sie haben aber Fieber, lieber Freund!“

„Larifari!“

„Und zu viel Chinin ist auch keine gleichgültige Sache,“ sagte der Physikus.

„Zum Beispiel?“ lächelte Don Matteo unsicher.

„Ich habe gehört, daß die Leute wie verrückt werden können vor Ohrensausen,“ sagte der Arzt, „und dann sind sie oft betäubt, als wollte sie der Schlagfluß treffen.“

Don Matteo sah wie ein unschuldiges Kind drein, ein bißchen trotzig.

„Ich schlafe allerdings nicht mehr so ruhig und fest wie früher,“ entgegnete er dann zögernd, „aber ich werde auch alt. Und manchmal hab' ich verzweifelt schwere Träume, doch — ach was! Das ist etwas andres, glauben Sie mir! Hab' ich denn wirklich Fieber?“

In der letzten Zeit hatte er nicht mehr darauf geachtet, wieviel Chinin er nahm. Gewohnheitsmäßig nahm er es abends aus der Flasche, ehe er sich niederlegte. An diesem Tage aber ging er mit einem neuen Gefühle zur Ruhe, das er sein Lebenlang nicht gekannt: er sollte krank sein!

Er war wirklich krank. Nun begann er es selbst ganz deutlich zu spüren. Und wie sonderbar das war! Manchmal lag er wie betäubt im Sessel, wollte sich erheben und konnte nicht, so ein Schwindel hielt ihn fest. Manchmal kam dies mitten unterwegs, dann wurde sein Schritt plötzlich unsicher. Einmal konnte er, dem die Sprache niemals beschwerlich gewesen, der Romana ein gewisses Wort gar nicht sagen, ein ganz gewöhnliches, einfaches Wort! Oder es kam ein heilloses Angstgefühl über ihn, und er hörte nichts als das Summen großer, schwarzer Fliegen, die sich in seinen Ohren festgesetzt hatten und ihre Flügel regten, daß es klang wie tiefer, fort und fort klingender Glockenton, ohne Ende. Nun dachte er, es könnte vielleicht doch das Chinin daran schuld sein, und nahm es gar nicht mehr.

Aber die schrecklichen Träume . . .!

Es kam in dieser Nacht ein Feuerschein, eine Glutröte über den ganzen Himmel. Sie rückte näher. Da waren es glühende Leiber gewaltiger Tiere aus Erz, riesengroß . . . Die wahnsinnige Menge tanzte um die Opferfeuer und heulte: „Baal! Baal! Baal!“ . . . Dazwischen war ein Stöhnen und Aechzen sterbender Menschen. Das drang aus den Leibern der ehernen Ungetüme, wo die Geopferten verkohlten . . . Ein Stein rollte von einem schwarzen Berge in ein Feld von himmelblauen Blumen . . . Er warf sich ihm entgegen und jauchzte. Er fühlte, daß seine Arme wie Stahl seien und so kräftig wie in der Jugend . . . Da spritzte Blut auf. Donner rollte über die Erde. Hagel vernichtete die Saaten. Er aber lag mit der Brust unter dem Steine und erstickte . . . Alles war rot vor Glut. Und die Menge heulte wie von Sinnen in ihrem Jubel: „Baal! Baal! Baal!“

Das war der verlassene Gott . . .

So verging eine Zeit. Dann raffte sich Don Matteo etwas auf und rüstete sich zu einer Fahrt. Endlich mußte er wieder einmal in die Stadt. Er hatte keinen besonderen Anlaß dafür, aber den Propst wollte er sprechen. Auf einmal marterte ihn das Bedürfnis, mit jemand darüber reden zu können.

Der Monsignor empfing Don Matteo sehr freundlich. Den Vikar aber brannte sein eigentliches Anliegen auf den Lippen.

„Erinnern Sie sich, Monsignor, unsers Götzensteins?“

„Ihres Götzensteins?“

„Eines alten, römischen Götzensteins, der in meiner Gemeinde liegt. Ich habe dem Monsignor vor etwa zwei Monaten davon erzählen können, bei der Visite.“

„Ach ja! Nun entsinne ich mich. Sie sagten mir, daß die Leute einen gewissen Aberglauben damit verbinden.“

„Unerhörten Aberglauben!“ fiel Don Matteo entschlossen ein.

„Ja, wer kann den ausrotten!“ rief der Monsignor. „Leider Gottes! Und oft in den rechtgläubigsten Naturen, was ist wohl das Stärkere, das heißt — sagen wir richtig, — was ist leider oft beinahe gleich stark, ohne daß die Gemüter selbst sich dessen bewußt werden? Glaube und Aberglaube! Für mich haben alle diese Erscheinungen großes Interesse. Ich studiere besonders gerne, wo etwa Aberglaube, uns unerklärlich, irgendwo mit Ueberbleibseln des Heidentums zusammenhängen könnte. Vielleicht ist es auch dort der Fall? Das ist ja wohl noch ein Stein aus dem römischen Aquileja, vielleicht aus seiner Glanzzeit, wie es noch die große Weltstadt war. Vielleicht aus einem Tempel. Ich will einmal zu Ihnen kommen, eigens um ihn zu sehen.“

Don Matteo sagte mit leise zitterndem Kopfe: „Ich bin gekommen, um mir Ihren Rat zu holen, Monsignor. Der Stein hat wer weiß zu welcher abscheulichen heidnischen Gottheit Bezug. Vielleicht zu Mithras, zu Baal?! Er fügt mir Leid zu. Freilich hoffe ich Mittel und Wege zu finden, den kindischen und frevelhaften Aberglauben ein für allemal auszumerzen, den ich bei meinen Pfarrkindern kenne.“

Der Propst sah ihm etwas verwundert in das bewegte Gesicht. Zugleich erinnerte er sich aber deutlicher ihres damaligen Gespräches und erwiderte nun mit wohlwollendem Bedacht:

„Ich entsinne mich nun sehr wohl, und ich sehe, wie ernst Sie die Sache genommen haben! Das ist gewiß das Rechte. Dennoch möchte ich eines sagen: derartige Erscheinungen sind im armen Landvolke fast natürlich; ich sage natürlich, weil sie so allgemein sind. Man kann sie auch unmöglich auf einmal ausreißen und mit der Wurzel wie eine Pflanze. Fassen Sie es natürlich auf! Derartige Dinge sterben schließlich von selbst ab, wie ein Baum, dessen Inneres verfault und vermodert ist. Dann unter richtiger Seelsorge . . .“

„In fünfundzwanzig Jahren, seit ich dort unten bin . . .“ sagte Don Matteo, schwieg aber plötzlich.

„Nein, nein, hochwürdiger Freund!“ fiel der Propst ein. „Sie gehen doch unzweifelhaft den richtigen Weg. Sie machen dabei die Erfahrungen, die man überall macht, und sollen schließlich die Dinge nicht schwerer nehmen, als sie es absolut erfordern.“

Don Matteo selbst ließ den Gegenstand fallen. Er vermochte gar nichts mehr von dem hervorzupressen, was dunkel und schwer auf seinem Herzen lag. Hin und her wälzte er die Gedanken auf der langen Heimfahrt.

Also, es sollte sich niemand darum kümmern, außer er selbst. Gut. Es ist ein Fingerzeig Gottes! Und so wird auch er allein Herr werden. Er will das schleichende Gift hemmen; er will den Götzen umstürzen, seine Kraft brechen. Der Frevel soll in sich selbst sterben, aber er will dazu helfen und, wenn es sein muß, mit der Kraft seiner Arme. Unwillkürlich ballte er bei diesem Gedanken seine großen Fäuste auf den Knieen. Man soll nicht sagen, daß Don Matteo nicht aufräumen konnte mit so etwas . . .! Wenn nur die dumme Schwäche nicht wäre, die ihn jetzt manchmal befiel! Es ist gerade so, als vereinte sich alles Böse. Soll ihn jetzt, nach fünfundzwanzig Jahren, wirklich das Fieber packen, damit er sich nicht regen kann? — Und diese wahnwitzigen Träume . . . Manchmal ist er so ruhig und klar wie sonst; aber manchmal huschen Spukgestalten und Phantasmen am hellichten Tage über seinen Weg . . .

Die zwei Feinde hatten sich wirklich gegen ihn verbunden: der verlassene Heidengott und das Fieber. Es hatte seinen starken Körper trotz allem endlich zu fassen vermocht. Das Fieber sickerte ihm ins Blut wie Blei und wie Feuer zugleich. Und der Gott jagte seine Phantasien. In dunkeln Zügen, wie vom Wetterwind gepeitschtes Gewölk, zogen hastende Schreckbilder an ihm vorüber — das Unbesiegliche, in grinsenden Fratzen; toller Aberglaube, wahnwitzig seine Lenden schwenkend: Baal, im Glutschein flammender Opferfeuer. Und er erkannte, hellsehend, wie alles gekommen. Er verstand die Flammen und die wogenden Dünste, das Schreien der Opfer, Gekreisch wahnwitziger tanzender Frauen und lockende Stimmen, die aus der Finsternis drangen . . .

Nur schweigen! — Sprich nicht! Laß kein Wort vernehmen, daß sie es nicht merken! — Such deinen Weg in der Stille . . . schweig, schweig! —

Und er schwieg. In drohender Stummheit ging er einher, wenn er schon nicht immer zu Hause konnte sitzen bleiben.

Es wird vorübergehen. Sie werden nicht merken, wie es um ihn steht. Sie fühlen seine heißen Hände nicht. Er hält die Stirn immer gesenkt, damit sie seine glühenden Augen nicht sehen. Sie wissen nicht, wie er den Weg sucht, mit den Füßen tastend. Es wird vorübergehen . . .

*

Mitten in der Nacht erwachte Don Matteo wieder. Ein Gedanke hatte ihn aufgeweckt, indem er so laut und deutlich an sein Bewußtsein gepocht hatte, bis er den Schlaf durchbrochen. Man muß dem Heidengott seine Opfer wieder rauben; dann wird er schwach. Seine Blumen sind zertreten. Man muß nun die heidnischen Münzen aus dem Steine hervorholen. Er selber wird sie ihm nehmen, alle miteinander . . . Eine ist darunter, in die hat er selbst drei Löcher gebohrt, als er noch ein Knabe war, vor vierzig Jahren vielleicht . . . Nun will er seinen Franzosenkreuzer wieder haben, und alles übrige dazu . . .

Mit einem Rucke fuhr er auf und blieb einen Augenblick unbeweglich auf dem Bette sitzen.

Das war ein guter Gedanke! Ein Gedanke, der hilft! —

Der Mond schien taghell ins Zimmer. Don Matteo hielt seinen Atem an und horchte. Dann begann er seine Kleider anzulegen, nahm die Schuhe in die Hand, um sie erst im Freien anzuziehen, und tappte sich wie ein Dieb hinaus. Es dauerte eine Ewigkeit. Endlich hatte er die Hausthür hinter sich, endlich konnte er ausschreiten. Er ging rasch. An der Kirche vorüber, durch deren Fenster der matte Schein der ewigen Lampe herausdrang, als ob jemand in der einsamen Kirche säße und beim Lichte eines Wachsfadens betete . . . Vorüber an einigen elenden Häuschen. Fast sah man die Farbe des grünen Mooses auf den Strohdächern, so hell war es. Und die Lehmwände schienen weiß, wie aus Zucker. In der Ferne bellte ein Hund. In einem der Höfchen gackerte ein Huhn im Schlaf.

Jetzt war er ganz im freien Felde. Nichts war zu sehen ringsum als eine milchweiße Dunstdecke, in die er hineinging. Eine Nebelwolke, die auf der Erde lag und alles verdeckte. Nur für die nächsten Schritte that sich der Weg den Blicken auf.

Und Totenstille . . . Nein, jetzt hörte er weit unten wieder das sägende Geschrei des Wachtelkönigs! Gab er denn niemals Ruhe? — Es wurde immer deutlicher, immer gellender, immer näher, bei jedem Schritt. Es füllte nun schon sein ganzes Gehör aus. Deshalb hörte er den eignen Schritt nicht mehr auf dem tauweichen Lehmboden.

Aber er schritt rasch und entschlossen aus. Es war ein drängender, heftiger Wunsch in ihm, zu thun, was er thun mußte.

Hier zog nun der kleine Graben feldeinwärts.

Und da stand der Fieberbaum. Wie in einen weißen Mantel gehüllt oder in ein Bettlaken. Ein Baum, der ein großes weißes Betttuch um seine Aeste genommen hatte!

Don Matteo biß die Zähne zusammen. Er zitterte in den Schultern vor Frost. Seine Kiefer bebten.

Aber hier lag der Stein!

Keuchend kniete er auf den nassen Boden hin und breitete sein grobes Taschentuch darauf aus.

Dann streifte er den Aermel zurück und begann in dem Loche zu wühlen. Ein Grausen lief dabei an seinem Arm hinauf und durch seinen Körper hinab bis in die Fußspitzen, die er fest in den Boden bohrte, wie um sich zu halten. Er scharrte in wilder Hast immer tiefer und leerte mehrmals die vollen Hände in das Tuch. Dann knüpfte er es eilig zusammen, erhob sich, blickte scheu nach allen Seiten und lief den Graben entlang hinaus auf den Weg. Die Münzen schlugen schwer wie Ackersteine an seine Kniee. Und er fühlte, als sei etwas hinter ihm her. Der Wachtelkönig schrie so gellend, als müsse er ein mannsgroßer Vogel sein, mit glühenden Augen, mit Fängen wie ein Geier und mit einem großen, blutgierigen Schnabel ... so nahe, als habe er sich schon erhoben und flöge ihm nach ... als berührte er mit dem schweren Fittich schon des Flüchtigen Kopf ...

Auf einmal schrie Don Matteo vor Grauen auf. Eine Fledermaus strich dicht an seinem Gesichte vorüber; sie hatte ihn beinahe gestreift.

Mit Mühe besann er sich und begann nun ganz langsam zu gehen. Etwas schlich hinterher und haschte nach seinen Fersen. Vielleicht wird es ihn festhalten und zu Boden werfen... Aber man muß dennoch langsam gehen. Wie bei einem bissigen Hunde darf man nicht laufen, um es nicht zu reizen.

In eisigen Schweiß gebadet, erreichte er schließlich das Haus und endlich auch sein Zimmer.

Das Tuch mit den Münzen schob er weit in die Tiefe seiner Schublade, sperrte sie ab und sank dann völlig erschöpft auf sein Bett.

*

Romana wußte sich nicht zu helfen. Den Vikar hatte das Fieber so heftig befallen, daß er keinen Finger zu rühren vermochte und fortwährend in den furchtbarsten Phantasien dalag. Klappernd mit den Zähnen lag er da. Alles, was zu wärmen vermochte, hatte sie schon auf ihn gehäuft, Decken und den alten, dicken Wintermantel und das einzige Federbett, das im Hause war. Arme Seele, wie er traurig dalag! Man sah nichts von ihm als das bleichgewordene Gesicht, im Kissen versunken; und mit einem Male sah sein derbes Gesicht so aus, als bestände es doch bloß aus der großen Nase und den Augen, die so unheimlich wie Kohlen glühten ... Sie fragte ihn hundert Dinge, aber er lag teilnahmlos da und schwieg. Romana faßte solches Erbarmen, daß sie am liebsten geheult hätte, diesen ganzen langen Tag.

Nachmittags schlummerte er ein, Gott sei Dank! Da vermochte es Romana über sich und stellte eine Nachbarin an, im Hausflur vor seiner Thür zu wachen. Sie selbst eilte hinab ins Feld, zum Fieberbaum. Sie riß eine Handvoll Blätter davon ab und lief damit zum Götterstein, auf den die Sonne brannte. Sie hielt die Blätter mit beiden Händen fest an ihn, bis sie ganz durchwärmt waren. Nun hatten sie die rechte Kraft, die man brauchte, und Romana sputete sich, was sie nur konnte, nach Hause zu kommen, ehe die Wunderwärme wieder daraus entwich.

Der Vikar lag mit großaufgeschlagenen, flirrenden Augen im Kissen. Sie trocknete die kleinen Schweißperlen von seiner Stirn und bat mit weinerlicher Stimme: „Nehmen Sie das, Reverendo! Es wird Ihnen so gut thun, ach, so gut! Die Blätter sind noch warm —“

Er hörte sie nicht, aber er sah sie hilflos an, nahm die Blätter, die sie ihm hinhielt, in den Mund und begann mit den schmerzenden Kiefern langsam daran zu kauen. —

Am nächsten Tage war der Anfall vorüber. So hielt es Don Matteo nicht länger in dem Bette, das nun wie ein Feuertrog glühend geworden war. Also stand er auf und begann auch langsam im Hause und im Garten umherzugehen. Seine stählerne Natur richtete sich wieder auf und wollte den Feind abschütteln. Romana aber wußte, daß nichts dies vollbringen konnte, als die Blätter vom Fieberbaum, die sie am Steine gewärmt hatte.

Und so ruhig schien Don Matteo. Vielleicht ersparte ihm Gott doch das Uebel in seiner ganzen Größe!

*

In einigen Tagen fühlte er sich wieder gesund. Die schwere Zeit hatte etwas Verschlossenes, Schweigsames in ihm zurückgelassen. Aber das war die Krankheit nicht! Das brauchte niemand zu wissen. Er hatte sich still gesammelt und wußte, was er wollte.

Hinter der Thür im Flur lag ein schweres Steingewicht mit einem eisernen Ringe dran. Früher hatte er seine Kraft an ihm zu prüfen und zu erhalten gepflegt. Vor ein paar Jahren noch hob und stemmte er es, als wäre es nicht schwerer wie ein Kürbis. Heute morgen zog er es hervor und versuchte sich vorsichtig daran. Beinahe vermochte er es wie früher zu heben. Es gab ihm zwar einen kleinen Riß in den Halsmuskeln, als er es stemmte, einen kleinen Riß, der gleichsam vom Nacken über den Hinterkopf hinaufblitzte, aber er brachte es zusammen. Das zweite Mal ging es fast so leicht, wie es früher gegangen war.

Gegen Mittag nahm er Stock und Hut und ging fort. An der Kirche vorbei und an den paar Häuschen, die neulich, im Mondlichte, so weiß ausgesehen, als wären sie von Zucker. Er dachte an jene Wanderung in der Nacht, und was für schreckhafte Gedanken ihn begleitet hatten. Aber das war das miserable Fieber gewesen, das den Beherzten zum Hasenfuß macht, und nichts andres. Wäre es heute ... Er war seit Monaten nicht mehr so ruhig und sicher gewesen. Er hatte sich gesammelt und wußte, was er wollte.

Nachdenklich ging er den Weg durch die Felder hinab und begegnete niemand als dem Buben der Ursula, barhaupt und bloßfüßig, wie er selber im gleichen Alter umhergelaufen. Der Junge erwischte im Vorübergehen die Hand des Herrn Vikars und

küßte sie, und Don Matteo patschte ihn auf den schwarzen Kopf.

Sein ganzes früheres Leben war er diesen selben Weg vielleicht nicht so häufig gegangen wie in den allerletzten Monaten. Aber das sollte nicht mehr lange dauern!

„Ich bin fertig mit ihm," sagte er sich jetzt, als er den Feldweg verließ und langsam auf dem Grabenborde, dem Wässerchen entlang, hineinging. „Ich bin fertig mit ihm! Neulich nachts lagen schon keine Blumen mehr da! Es blüht nichts mehr um ihn herum ... das Opfergeld hab' ich ihm genommen ... Nun werde ich ihn von seinem Lager heben und ihn stürzen ... Ich werde fertig mit ihm, an Ort und Stelle ... Dann will ich selber dafür sorgen, daß er weg kommt, irgendwohin ..."

Die Sonne brannte heiß. Als Don Matteo bei dem Steine ankam, streifte er langsam seinen Rock ab und legte ihn auf den Rasen. Dann bückte er sich über den Stein, grub mit seinen starken Fingern etwas Erde an seiner Kante weg und betastete ihn aufmerksam. Dabei blieb er völlig ruhig und gesammelt, nur sein Atem verkürzte sich ein wenig.

„Es ist nichts als ein Stein," sagte er halblaut. „Er liegt tief in seinem tausendjährigen Lager. Wie ausgeschnitten ruht das Erdreich rings um ihn ... Es ist nichts als eine Platte von Stein! — Ich muß ihn am oberen Rande fassen, dort steht er höher; das ist mein Vorteil. Dann muß er sich überschlagen und fällt rücklings in den Graben. Er erreicht ihn beim Sturze gerade mit der Kante und bohrt sich ein wenig in den Schlamm."

Das war, was er bewältigen mußte.

Don Matteo untersuchte nun den Feind geduldig und mit sachkundigem Blick. Die Platte war sehr dick, aber er brauchte ihre Kante nicht zu umfassen, nur mit den Händen festzuhalten, bis er sie in die Höhe brachte. Das Schwerste, der Sieg, war auch bloß ein kurzer Moment.

Also am oberen Rande. Dort entfernte er jetzt geduldig das Erdreich, um den Stein bloßzulegen, soweit er es bedurfte. Dann betrachtete er ihn nochmals und schätzte sein Gewicht. Ihm deuchte, als hätte er schon Schwereres gezwungen.

Schließlich — freilich war es ein Kampf. Sein Herz fühlte es.

Nun blickte er sich nochmals um, legte auch den Hut fort und streifte die Hemdärmel an seinen athletischen Armen hinauf.

„Mein Herr und Gott wird mir die Kraft geben!"

Dann bückte er sich ohne Hast und faßte mit beiden Händen unter die Kante. Ruhig sicherte er seinen Griff, ehe er ihm Kraft gab.

Hierauf stand er einige Augenblicke regungslos. Alle Muskeln und Bänder seines großen Körpers spannten sich. Seine Ellbogen knackten; er hörte, wie sich die Muskeln seiner Oberarme knisternd dehnten.

Und plötzlich hob sich der Stein.

Erst nur um Haaresbreite, dann eine Linie, einen Zoll, einen Fuß weit.

Don Matteo schlug das Herz zum Springen. Der Schweiß troff über seine Augen und rann von seinen Armen. Sein mächtiger Hals war blaurot, die Adern daran zu Fingerdicke geschwollen. Auf seinen Schläfen waren sie zu Schnüren geworden, straff, zum Platzen. Sein Atem verlor sich; das Herz schlug in seinem verdorrten Munde, gerade auf den Gaumen wie ein Schmiedehammer.

Aber er hob den Stein. Er hob ihn langsam, aber stetig höher.

Der verlassene Gott richtete sich aus der Erde empor. Die zwei Löcher, seine Augenhöhlen, schienen langsam über das Land zu blicken.

Er schien zu wachsen.

Er wurde höher und höher.

Das Blut schoß Don Matteo durch die Augen; der Feind war viel größer, als er gedacht.

Aber er umklammerte seine Schultern mit Händen von Eisen.

Und jetzt vermochte er ihm schon die Achsel an die Brust zu stemmen.

Dann kam der letzte Moment, der Moment vor dem Siege.

Der stumm aufgerichtete Götterstein und der keuchende Mensch, der seine lebende Riesenkraft mit ihm maß, standen aneinander gelehnt, hielten sich gefaßt wie kämpfende Ringer. Wie im letzten Augenblicke, wo die Körper in jeder Fiber ihre wildeste Kraft in Spannung bringen, regungslos aneinander geschweißt, miteinander verwachsen scheinen, ehe eines Haares Breite Sieg und Tod entscheidet.

Und noch ein Beugen der Wimper ... ein halber Atemzug ...

Da zuckte ein Blitz dem ringenden Menschen durchs Gehirn.

Vom Nacken riß es hinauf, durch den Kopf.

Vor Don Matteos Augen wurde nacht. Seine Arme bebten. Er schwankte und sprang schwerfällig einen Schritt zurück.

Der Stein blieb Sieger.

In dumpfem Aufschlag fiel er in sein Lager zurück.

Ueber Don Matteos Rechte quoll das Blut. Eine Kante hatte seinen Arm erreicht und die Haut in einem Streifen vom Fleisch gerissen. Er lag am Boden, und seine Augen gingen irre. Dann streckte er sich stöhnend über den Feind. Er hob den kraftlosen Arm und ließ die triefende Hand mehrmals schwer niederfallen. Das Blut spritzte über den Stein und zeichnete einen breiten Fleck darüber hin.

„Baal! Baal!" schrie Don Matteo mit weißen, bebenden Lippen. „Du willst Blut ... hier hast du ... Baal!" ...

Das Büblein der Ursula hat ihn gefunden. Er war es ja, der am meisten von den Gängen wußte, die der Vikar zum Götterstein zu machen pflegte.

Jetzt rannte er, was er konnte, um es auszuschreien.

Man fand Don Matteo besinnungslos über dem blutbefleckten Steine liegen.

Romana raufte sich die Haare.

Eine namenlose Bestürzung faßte sie alle.

Erst in einigen Stunden war der Arzt zur Stelle. Er glaubte, daß es ein Schlagfluß sei. Und aus dem Besinnungslosen war kein Wort herauszubringen. Plötzlich hatte der Arzt einen Einfall. Er kannte Don Matteos Passionen. Vielleicht hatte sich der alternde Mann überhoben. Ein Gefäßsprung im Gehirn.

„Haben Sie vielleicht etwas zu Schweres gehoben, Don Matteo?“

Er wiederholte die Frage, auf einen Schimmer von Verständnis wartend.

Und einmal wiederholte der Vikar selbst, mit geschlossenen Augen: „Zu Schweres —“

Und er kam nicht mehr zu sich.

Weinend saß Romana die Nacht hindurch an seiner Seite.

Am andern Tage, als die Mittagssonne mit all ihrer Pracht auf den Fußboden schien, riß es ihn plötzlich auf.

Er stierte mit rollenden Augen um sich. Dann streckte er entsetzt den verbundenen Arm aus, fast als wollte er nach seinem Tische zeigen, und rief hastig und ängstlich:

„Das Geld ... das Geld ... das ... gehört nicht mir!“

Es war ein schrecklicher Tod, den Don Matteo sterben mußte. Niemand aus seiner Heimat hat es vergessen, und sie erzählen, wie schwer seine letzte Stunde war. Kein Mensch kann ergründen, weshalb der gütige Gott diese arme Seele in solchem Kampfe vom Leibe löste. Nur mit dem letzten Seufzer glättete der Friede sein angsterfülltes Antlitz. Er streckte sich ruhig und ist lautlos gestorben, die großen Hände über der breiten Brust gefaltet.

*

Später, als der Beppo und die Ursula, seine einzigen Verwandten, eines Tages mit dem Notar gekommen waren, erzählte Romana weinend von dem Gelde, das nicht ihm gehören sollte. Niemand verstand das. Er war in den letzten Tagen des Monats gestorben, und es fanden sich keine zehn Gulden bar in der Verlassenschaft. Lauter so armselige Sachen! Nichts, das der Rede wert war. Doch hatte wohl auch Don Matteo, wie mancher andre hier im Land, alte Münzen zusammengebracht, die ihm gelegentlich untergekommen. Ganz rückwärts in der Tischlade lag eines seiner groben blauen Taschentücher, zu einem Bündel verknüpft. Und darin ein Haufen von Münzen, von Rost, Grünspan und Erde unkenntlich. Als der Notar das Bündel über den Tisch ausschüttete, stand Romana dabei, unablässig ihre Augen trocknend. Die Ursula und der Beppo blieben gleichmütig. Aber sie war achtzehn Jahre um ihn gewesen! Weiß man, was das ist? — Es hat nicht immer die Sonne ins Pfarrhaus geschienen, in dieser langen Zeit! Und es geht ihr ans Herz, daß sie fort muß von hier, weil es so traurig gekommen, wie nie ein sterblicher Mensch es hätte voraussehen können! — Arm geht sie davon wie eine Kirchenmaus. Sie kann ja auch nichts verlangen. Sie möchte auch nichts annehmen. Die Erde soll ihm leicht sein, diesem Engel von Herrn! — Wenn aber die Ursula und der Beppo nichts dagegen haben und sie eine von diesen Münzen erhalten könnte, so wäre es ihr ein teures Andenken.

Der Notar nahm eine Münze in die Hand, betrachtete sie und reichte sie ihr hin.

„Die dürft Ihr der Romana schon geben, Ursula! Sie ist keinen Heller wert. Da! — Und wollt Ihr noch dazu wissen, was es ist? Nicht einmal eine römische! Ein napoleonischer Kreuzer ist es. Da, der Bonaparte! Und ein guter Patriot hat ihm drei Löcher in den Kopf geschlagen!“

*

Der verlassene Gott ruht in der Erde, dort unten am Feldrain, wie er seit Menschengedenken gelegen und tausend Jahr darüber hinaus. Das Gras wuchert dicht um ihn, saftig grün, mit glänzenden Halmen. Vom Graben herauf drängen sich hellblaue Vergißmeinnicht in dicken Sträußen und legen ihre Köpfe auf den grauen Heidenstein.

Und zuweilen kommt verstohlen, wie auf geheimnisvollem Gange, ein Menschenkind daher und wirft andre Blumen auf den Stein oder steckt ein gefundenes Münzlein in das Loch und macht sich wieder von dannen. Man weiß ja nicht, was man eigentlich sucht, aber man muß den alten Götterstein wie einen Freund behandeln. Geheime Kräfte sollen in ihm stecken. Unweit steht ein Fieberbaum; er ist knorrig und alt geworden. Seine Blätter sollen am wirksamsten sein gegen das Uebel, wenn man sie vorher so lange an den Stein gehalten, bis er sie durchwärmt hat mit der Glut, die ihm die Sonnenstrahlen verleihen. Lange Zeit trugen sie Scheu, den Stein zu berühren, als wäre es Don Matteos Blut, woran ihre Finger streifen. Denn hier hat der alte Vikar seinen rätselhaften Tod gefunden. Aber Sonne und Regen und die Winterstürme haben bald jede Spur davon getilgt, und die Erinnerung daran vergrößert doch nur die Kraft des Geheimnisses. —

Einmal kam auch Romana des Weges. Es trieb sie eine traurige Begierde, den unseligen Ort wiederzusehen. Und während sie in trübseligen Gedanken vor dem Steine stand, fiel ihr etwas ein, wie zur Erleichterung des eignen Schmerzes. Sie nestelte von der Halsschnur, woran sie unterm Kleide ein Madonnenbildchen trug, den französischen Kreuzer los mit dem durchlöcherten Bonaparte und schob ihn rasch entschlossen in das Loch des Steines.

Dann wischte sie eine Thräne fort und ging.



Felix Vallotton und sein Werk.

Von

Fritz von Ostini.

Der Name und die künstlerische Physiognomie des französischen Malers und Zeichners Felix Vallotton sind auch dem deutschen Publikum nicht mehr fremd. Es kennt aus Kunstzeitschriften und von Buchausstattungen her, die er geschaffen hat, die markige und sichere Art, den breiten und charakteristischen Strich, den naiven und unfehlbar treffenden Humor dieses Schwarz-weiß-Künstlers κατ' ἐξοχήν. Im übrigen werden sich bei uns noch wenige mit dem Gedanken beschäftigt haben, daß wir in Vallotton eine sehr scharf ausgeprägte und interessante Künstler-Individualität vor uns sehen, eine so klare und starke Persönlichkeit, das es sich wohl lohnen mag, deren Eigenart etwas eingehender zu zergliedern. Nun hat Felix Vallotton seinen Bio- und Monographen gefunden, und zwar in dem Schriftsteller J. Meier-Gräfe, der sich rühmen darf, schon manche bedeutsame und fruchtbare Erscheinung aus dem Gebiete der französischen Kunst dem Geschmacke seiner deutschen Landsleute näher gerückt zu haben. Die Arbeit Meier-Gräfes, von Vallotton selbst reich ausgestattet mit Trennungsleisten, Vignetten und etlichen vierzig Bildertafeln, ist zweisprachig (deutsch und französisch) erschienen bei J. A. Stargardt (Berlin) und Edmond Sagot (Paris). Den blutigroten Umschlag schmückt eine große Zeichnung des Künstlers, die das Menschengewühl auf dem Pflaster der Pariser Boulevards höchst lebendig schildert.



Meier-Gräfe analysiert das Wesen Vallottons mit jener liebevollen Gründlichkeit und jenem Enthusiasmus, wie sie nur da entstehen, wo persönliche Verehrung und Künstlerbegeisterung zugleich am Werke sind. Das schafft Vorzüge und schafft Fehler. Der Verfasser giebt reizvolle und geistreiche Aufschlüsse über das Wesen seines geliebten Künstlers und bietet uns den Genuß, den ein tieferer Einblick in die Entwicklung eines bedeutenden Menschen dem Denkenden immer bietet. Aber der Verfasser sieht wohl auch aus zu großer Nähe, und darum sieht er manchmal eben zu groß. Meier-Gräfe durchforscht hier sein Objekt mit dem Mikroskop, und da sieht er eben eine ganze Welt im Kleinsten, das er unter seinen Linsen hat.

Gewiß ist Felix Vallotton ein Künstler von Geist und Kraft von selbstherrlicher Art, die Dinge und Menschen zu sehen, ein Denker und Maler zugleich, von einer staunenswerten Anspruchslosigkeit der Mittel, die er anwendet, um ein klar erkanntes Ziel zu erreichen, helläugig wie wenige. Aber seine künstlerische Ausdrucksweise ist eben auch ein Produkt seines Wesens. Er sucht und findet seine Größe in der Einfachheit, weil es ihm nicht gegeben ist, sie im Vielfältigen, in komplizierterer Technik und intimerer Anschauung zu finden. Das zeigt sich in seinen Arbeiten deutlich genug, zeigt sich darin, daß seine bekannten und mit Recht berühmten Masken und Porträts da am besten und schönsten sind, wo er seine ungebrochenen schwarzen Flächen scharf gegen das leuchtende Weiß des Papiers absetzt; wo er strichelt und modelliert, erhalten seine Zeichnungen sofort auch eine gewisse Lockerheit und Schwäche. Die starke Wirkung seiner Meisterschöpfungen täuscht Vallottons Biographen über dessen Tiefe. So konnte dieser schließlich zu dem seltsamen Gedanken einer Parallele zwischen Vallottons — gewiß vorzüglichem — Blatt „Le beau soir" und Klingers großem und tiefem Werke, der Radierung „An die Schönheit" kommen, einer Parallele, die Meier-Gräfe zu Gunsten des Franzosen entscheidet. Das ist nun doch so, wie wenn einer das hübsche, süße Chanson „Au clair de la lune", das einer von den Komponisten des Montmartre im „Schwarzen Kater" gesungen hat, über Beethovens Mondscheinsonate stellen wollte.

Mit wenigen Mitteln viel zu sagen, ist, wie gesagt, Vallottons Streben und auch seine Größe. Nimmt man seine besten Holzschnittblätter (oder die für und wie Holzschnitt gearbeiteten Zeichnungen) zur Hand, so muß man gestehen, daß er es in diesen zu wirklich unerreichter Meisterschaft gebracht, daß wirklich kaum einer mit so wenig Worten so viel gesagt hat. Er vereinfacht ein Menschengesicht geradezu zu dessen Krystallform, er zeichnet einen Oktaeder in scharfer Plastik hin, wo ein andrer die Naturgeschichte des Diamanten schriebe. Das bedingt eine oft überstarke Charakteristik, welche die Grenze zur Karikatur nicht nur oft streift, sondern auch zur rechten Zeit überschreitet — absichtlich überschreitet.





In Vallottons Wesen ist überhaupt eine gute Dosis Humor, nicht die lachende, lebensfrohe Laune eines deutschen Humoristen, wie Oberländer, wohl aber der oft grimmige und immer ehrliche Humor eines Forain; die seltsamen Widersprüche und Allzumenschlichkeiten, in denen wir das Komische sehen, sucht er auch bei den ernstesten, düstersten Vorgängen auf: er findet seine Komik selbst dann, wenn er einen Selbstmord, eine Hinrichtung, ein Begräbnis schildert. Und daß er dabei nie skurril wirkt, das beweist, daß dieser Humor von gutem Schrot und Korn ist.



Natürlich arbeitet der Humor des Künstlers an dessen Porträts ebenfalls sein gutes Teil mit, wie man wohl in jeder einzelnen der diesen Zeilen beigegebenen Zeichnungen dieser Art beobachten kann. Am stärksten und am glänzendsten vielleicht kommt das zum Ausdruck in dem Porträt der Königin Viktoria, einem unglaublich einfach gezeichneten Kopf von schärfster Charakteristik; dabei ist dies Bildnis durchaus nicht unliebenswürdig aufgefaßt. Ebensowenig das unsers Kaisers, das freilich auch nicht sehr ähnlich ist und einen Ausdruck romantischer Schwärmerei an die Stelle der selbst- und zielbewußten Energie setzt, die im Leben aus diesen Zügen redet.

Starke, sehr starke Charakteristik, obwohl hier ebenfalls von einer genauen Porträtmäßigkeit kaum gesprochen werden kann, zeichnet auch das Bildnis Adolf Menzels aus. Wir finden in den wenigen Strichen, aus denen es besteht, alle die Eigenschaften, die Klugheit und Willenskraft und den herben Ernst der Lebensanschauung des kleinen großen Mannes wieder, durch welchen jüngst der Schwarze Adlerorden geschmückt wurde. Einen prächtigen Gegensatz hierzu bildet der Kopf Felix Faures — als Bildnis gewiß das beste der Serie, weil ihm ja wohl auch die eigne Anschauung des Künstlers zu Grunde liegt. Die ganze außerordentliche Leere dieses — trotzdem scharf geschnittenen — Kopfes, aus dem weder Geist noch Thorheit, weder Gutes noch Böses spricht, ist hier meisterlich festgehalten, und dazu hat auch noch die repräsentative Aeußerlichkeit des verstorbenen französischen Staatsoberhauptes ihren Ausdruck gefunden. Originell, wenn auch wohl nicht



sehr tief, ist das Profilbildnis Napoleons I. Es steckt etwas Volkstümlich-Naives in diesem Helden, der durchs Fernrohr guckt, während im Hintergrunde der Rauch niedergebrannter Häuser zum Himmel wirbelt. Vallotton hat vielleicht nicht den Napoleon der Geschichte in seinem Bilde festgehalten, aber er giebt dafür den Napoleon der Volksphantasie, wie ihn die Tradition eines Jahrhunderts geschaffen, in prägnantem Typus.

Die Anzahl von Vallottons Porträts berühmter Männer ist ziemlich groß. Freilich hat er die meisten nur nach kleinen Photographien gezeichnet und geschnitten. Wenige nach dem Leben konterfeit. Darum fehlt es, wie gesagt, manches Mal an der Aehnlichkeit, fast immer aber drücken

diese Porträts das Wesen der Dargestellten in schärfster Charakteristik aus. Die Dichter Edgar Allan Poe, Baudelaire, Paul Verlaine, Ibsen, die Musiker Schumann — ein sehr eigenartiges Blatt, für den „Pan“ gezeichnet —, Wagner, Berlioz finden wir in der Monographie Meier-Gräfes in geistvoller Weise wiedergegeben; dazu die mannigfaltigsten Proben von Scenen aus dem Leben: „Die Trägheit“, ein faul sich auf dem Diwan räkelndes Weib, das mit ihrer Katze spielt. „Le confiant“, eine Liebesscene, Poker spielende Herren bei Kerzenschein, das sehr feine Blatt „Les petites filles“ und sein lustiges Gegenstück „Die kleinen Engel“, die lebensvollen Scenen „La modiste“ und „Le bon Marché“, das „Patriotische Couplet“, die Nachtcaféstudie „L'étranger“, das tollbewegte Straßenbild „La manifestation“, das düster-groteske „Le suicide“, „Der Mord“, „Die Hinrichtung“, die kleine Serie, die ein Begräbnis schildert. Als Meister dekorativer Wirkung zeigt sich uns der Künstler in einem Blatt mit Schwänen, als Proben seines Könnens als Landschafter dienen „Der Montblanc“ und das schon erwähnte schöne Blatt „Le beau soir“.

Vallotton hat außer den hier wiedergegebenen, sehr geschickt gewählten Blättern noch zahlreiche Scenen aus dem Leben gezeichnet und vielerlei Porträts, mannigfaltigen Buchschmuck (auch für deutsche Bücher), Dekoratives und so weiter. Sein „Werk“ zu sammeln mag angesichts seiner kraftvollen und selbständigen Individualität von fesselndem Reize sein. Er hat die Gabe, im Alltäglichen das Besondere zu entdecken, und dabei fällt sein Blick oft genug auf das, woran tausend andre achtlos vorübergehen. Als Illustrator zeitgenössischer Kulturgeschichte wird man ihn einst wohl sehr hoch schätzen.



Felix Vallotton wurde am 28. Dezember 1865 in Lausanne geboren, kam als Siebzehnjähriger auf die Akademie und wurde im Kampfe ums Dasein rauh genug angefaßt, bis er Anerkennung fand und Muße, seine Eigenart weiterzubilden und der geistreiche „Schwarzkünstler“ zu werden, als den wir ihn heute bewundern.



Uebungen einer Sanitäts-Compagnie in Friedenszeiten.

Mit sechs Abbildungen nach Momentaufnahmen von Hans Hildenbrand in Stuttgart. (S. 294 u. f.)

Alljährlich finden im Monat Juni beim XIII. Armeecorps Krankenträgerübungen des Friedens- und Beurlaubtenstandes statt. Die Krankenträger werden in Sanitäts-Compagnien eingeteilt, deren drei zu jedem mobilen Armeecorps gehören. Eine Sanitäts-Compagnie besteht aus: Kommandeur, Leutnants, erstem Stabsarzt, Stabs- und Assistenzärzten, Feldapotheker, Zahlmeister, Feldwebel, Unteroffizieren, Gefreiten, Krankenträgern, Sanitätsmannschaften, Militärkrankenwärtern und Trainmannschaften.

An Material sind vorhanden:

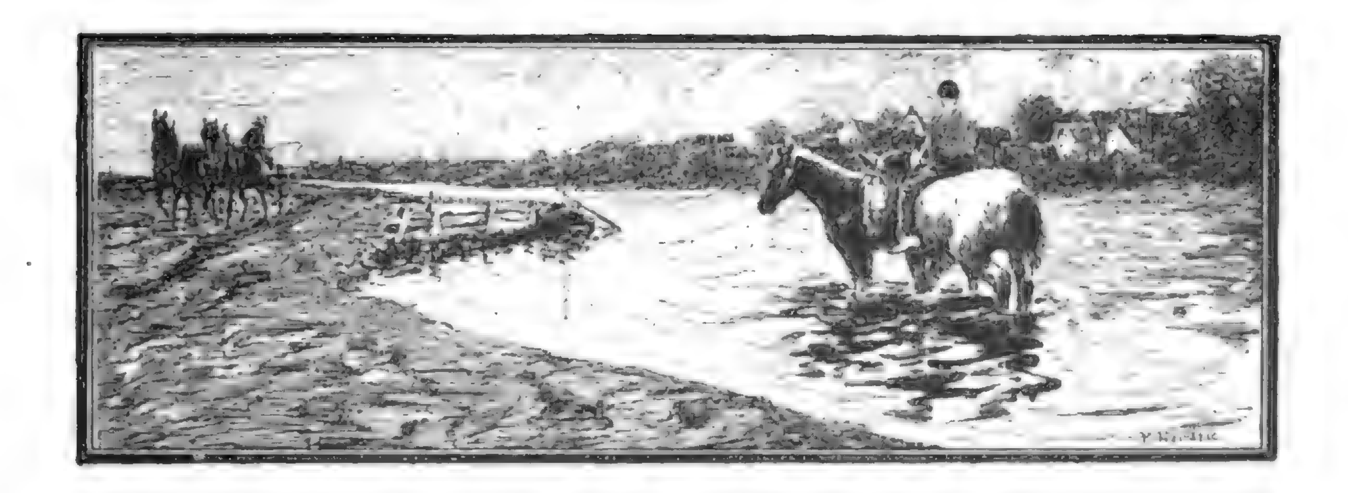
Ein Lebensmittelwagen, zwei Sanitätswagen, zwei Packwagen, acht Krankenwagen, je mit zwei Pferden bespannt.

Zweck dieser Krankenträgerübungen ist, sich in Friedenszeiten tüchtige Leute aus den verschiedenen Regimentern praktisch zu Krankenträgern heranzubilden.

Die Hauptaufgabe der Krankenträger besteht im Aufsuchen der Verwundeten auf dem Schlachtfeld (Bild 1) und in der ersten Hilfeleistung. Diese erste Hilfeleistung erstreckt sich auf das Anlegen von Aderpressen bei Schlagaderverletzungen, um die Verwundeten vor dem Verblutungstod zu schützen, ferner auf das Anlegen von Stützverbänden (Bild 2), bei Knochenbrüchen, um die Verwundeten transportfähig zu machen. Vom Schlachtfeld aus werden die Verwundeten auf Krankentragen, die von vier Mann bedient sind, auf den Wagenhalteplatz getragen, der sich zwischen Gefechtslinie und Hauptverbandplatz in möglichst gedeckter Stellung befindet. Dort angelangt, werden die Verwundeten in die Krankenwagen verladen (Bild 3) und sodann nach dem Hauptverbandplatz gefahren. Auf dem Hauptverbandplatz (Bild 4) werden die Verwundeten sorgfältig von den Krankenwagen wieder abgeladen (Bild 5) und vom ersten Stabsarzt der Sanitäts-Compagnie je nach Art der Verwundung auf die Operations- oder Verbandabteilung verteilt. Bild 6 führt uns die Besprechung des ersten Stabsarztes der Sanitäts-Compagnie*) über Art der Verwundungen, erste Hilfeleistung und Anlegen der Verbände vor Augen.

Die Krankenträgerübungen, die sich meist auf eine Dauer von zwölf bis vierzehn Tagen erstrecken, finden in einer Besichtigung durch den Generalarzt des Armeecorps ihren Abschluß. R.

*) Die Besprechung des ersten Stabsarztes findet auf dem Hauptverbandplatz statt, die erste Hilfeleistung und das Anlegen der Notverbände schon auf dem Schlachtfeld.



Der Stiegel Bader.

Eine lustige Geschichte aus den Tiroler Bergen.

Von **Rudolf Greinz.**

Dem Paulen Sepp war's schon seit längerer Zeit nicht mehr recht extra. Es mußte inwendig was fehlen. Weiß der Teufel, wo er das „Geserbet", die Krankheit, aufgeklaubt hatte! Zeitenweis gab es ihm Stiche ins „G'nack", daß er meinte, sein letztes Stündlein habe geschlagen. Dann fuhr es ihm wieder ins Kreuz. Und endlich kam es ihm gar noch in den Magen, daß ihm nicht einmal seine Leibspeise, schmalziger Schmarren mit g'stöckelter Milch, schmeckte. Das Rauchen hatte er schon seit einigen Wochen bleiben lassen, weil ihm der Tabakrauch die ganze Gurgel auffratzte.

Dabei sah der Bauer gar nicht so schlecht aus und ging seiner Arbeit unermüdlich nach, wenn er auch dabei oftmals fluchte, daß einem ungetauften Heiden hätte grausen können. Vielleicht war auch viel nur Einbildung. Denn wenn man sich das Kranksein fortwährend in den Kopf setzt, dann wird man's schließlich in allem Ernst.

Auf der jüngeren Seite war der Sepp übrigens auch nicht mehr. Er hatte die Sechzig bereits überschritten. Sein Weib war ihm schon früh gestorben. Kinder hatte er nie besessen. Nur ein angenommenes Basele war im Haus, die dem Bauer, als sie herangewachsen war, musterhaft die Wirtschaft führte.

Das Moidele war auch schon hoch in den Zwanzigern, aber noch ein recht sauberes Diandl. Zum Heiraten war das Moidele noch nicht gekommen. Und daran trug eigentlich der Paulen Sepp am meisten Schuld. Es hatten sich schon verschiedene Burschen aus dem Dorf heran „gespeanzelt", aber schon die ersten schüchternen Versuche scheiterten jedesmal an der Widerhaarigkeit des alten Bauern.

„Woltern a Gleimer" (Geizhals) war der Sepp auch. Er hätte es nicht leicht ertragen, wenn sich noch bei seinen Lebzeiten so ein hergelaufener Loder brühwarm in seinen stattlichen Hof hineingesetzt hätte, einzig deswegen, weil er dem Moidele den Kopf verdrehte. Und er sollte dann wohl ins Austragstüberl und das fünfte Rad am Wagen spielen!

Das Moidele würde ja ohnedies alles erben, dachte sich der Sepp. Wenn er dann unter der Erde war, mochte sie seinetwegen heiraten, wen sie wollte. Dann ging ihn der ganze Narrenturm auf der Welt herunten nichts mehr an. Aber nur bei seinen Lebzeiten nicht. Da wollte er mit dem Erbteil nicht herausrücken. Er hatte ja bei Gericht und Notary alles fest gemacht. Das Moidele konnte ja warten. Eine „gelbige" Dirn hatte ja immer noch ihren Anwert, auch wenn das kanonische Alter bereits überschritten war.

So spintisierte der Bauer und entwickelte betreffs des Diandls eine Wachsamkeit, als wenn er ein eifersüchtiger Liebhaber wäre. Mußte denn auch immer so jung geheiratet werden? Kreuzsakra, da hatte er doch ein Wort dreinzureden! Daß das Moidele alle Tage älter wurde und schließlich Gefahr laufen konnte, ins Sterzinger Moos zu kommen, wo die sitzengebliebenen alten Jungfern Tag und Nacht inbrünstig um einen Mann beten, das erwog der Paulen Sepp nicht.

Bekanntlich ist es jedoch leichter, einen Sack voll Heuschrecken zu hüten, als ein junges Diandl, wenn ihm einmal die verliebten Mucken kommen. Und da hatte es der Bauer doch eines Tages gründlich übersehen. Vielleicht war das Moidele auch bisher nie ernstlich verliebt gewesen und war noch nie der Rechte gekommen, weil es dem Sepp immer gelang, einen zudringlichen Bewerber leicht aus dem Felde zu schlagen.

Das mochte nun bald ein halbes Jahr her sein, daß der Bauer glaubte, er müsse vor lauter Wut alle Schindeln von seinem Dach abtragen und den großen Stubenofen einreißen. Kam er eines Abends heim. Als er in die Kuchel trat, saß da



1. Sammeln von Verwundeten.

ein stämmiger Bursch neben dem Moidele und busselte das Diandl brav ab, als wenn die beiden gestern Verspruch gefeiert hätten und morgen schon das Aufgebot von der Kanzel sein sollte.

Wenn er den „hellliacht'n Höllteufel“ beim Moidele getroffen hätte, wäre der Sepp nicht entsetzter gewesen als beim Anblick des ungeladenen Besuchers. Es gab überhaupt im ganzen Tiroler Landl keinen einzigen Menschen, auf den der Bauer eine solche giftige Gall' hatte, wie auf den Stiegel Hias.

Die beiden Liebesleute bemerkten ihn anfangs gar nicht, bis er zu wettern und zu fluchen anfing, daß die Wände zitterten. Das Moidele flüchtete mit einem lauten Aufschrei und einem hochroten Kopf in die Selchkammer.

Der Stiegel Hias aber pflanzte sich, als wenn nichts geschehen wäre, breit vor den Bauern hin und meinte ganz unverfroren: „G'sehen hast es iatz! Also brauch' i dir nix mehr zu sagen! I hab' 's Diandl gern, und magst du wollen oder nit, das Moidele wird mein Weib!“



3. Einbringung Verwundeter auf den Wagenhalteplatz.

2. Anlegen eines Stützverbandes auf dem Schlachtfeld unter Leitung eines Sanitätsoffiziers

Das war dem Sepp denn doch zu viel. Er wurde ganz sprachlos, brachte nur noch gröhlende und würgende Töne aus der Kehle. Eine Legion von Schimpfwörtern raufte sich da drinnen um den Vortritt. Der Stiegel Hias nahm schmunzelnd sein Hütel mit der schneidigen weißen Hahnenfeder von der Herdbank, stülpte es verwegen auf das linke Ohr und ging pfeifend zum Hausflur hinaus.

An der Thür drehte er sich noch einmal um und meinte gleichmütig gegen den Bauer: „Also gehört hast es, Sepp, iatz überleg dir's halt noch guat! Von mir aus bleibt's dabei, wia i's g'sagt hab'!“

Damit war der Brautwerber schon auf der Gasse. Der Paulen Sepp stürzte ihm nach. Seine Zunge

hatte sich jetzt gelöst. In ohnmächtiger Wut die Fäuste ballend, schalt er dem Burschen nach: „Hängen lass' i mi eher! In Oel sieden! Auf 'm Rost braten! Als daß du das Moidele kriagst! Hast mich verstanden? Du Gauner! Du Hallodri! Du Abschaum vom höllischen Sudkessel! Pflasterschmierer elendiger! Du — du — neunmal verdammte Judasseel'! Du — du —"



4. Hauptverbandplatz.

Der also Geehrte hörte den Herzenserguß des erbosten Bauern offenbar nicht mehr recht. Er ging lustig pfeifend weiter, ohne sich auch nur einmal umzusehen. „Wenn du willst am Hahnfalz gehn, mußt früh aufstehn!" pfiff er. Und das Federl am Hut „wachelte" dazu im frischen Wind, daß es eine Freude war.

Der Paulen Sepp mußte sich geraume Zeit auf die Bank vor seinem Haus setzen, um auszuschnaufen. Dann ging es gegen das Diandl los. Die hatte nichts zu lachen. Aber auch hier fand er nur stummen Widerstand. Das Moidele ließ ihn schimpfen, soviel er wollte, und sagte kein Wörtlein dagegen. Mit dem Geschirr in der Kuchel klapperte sie aber derart, daß dem Bauer Hören und Sehen verging und er schließlich ganz verzweifelt davon rannte. Zum Abendessen kam er an dem Tage gar nicht heim, sondern saß bis nach Mitternacht beim Lammwirt, wo er sich einen Eselsrausch antrank.

Gehapert hatte es beim Paulen Sepp schon einige Zeit vor diesem Auftritt. Seit dem „Mordszapfen" jedoch, den er damals vom Lammwirt heimtrug, ging's gar nicht mehr zusammen. Die verflixten Stich' im Kreuz und der verdorbene Magen und das Sumsen im ganzen Schädel. Es war zum Verzweifeln! Dabei den ganzen Tag von dem Moidele kein heiteres Wort zu hören. Auch gekocht wurde ihm nicht mehr so gut wie früher. Es gab versalzene Suppen genug und jeden andern Tag einen angebrannten Schmarren. Und da sollte einem noch extra wohl zu Mute sein! Aber eher als daß er nachgab — eher sich kleinweis zerhacken lassen wie Scheiterholz!

So unbegründet war die Wut des Bauern auf den Stiegel Hias eigentlich nicht. Der eingerostete Groll schrieb sich schon seit Jahren her. In dem Dorfe Weer im Unterinnthal, wo der Sepp daheim



5. Ausladen Verwundeter aus dem Krankenwagen auf dem Hauptverbandplatz.



6. Vortrag des ersten Stabsarztes einer Sanitäts-Compagnie über Verletzung, erste Hilfeleistung und Notverbände.

war, wußte es schon jedes Kind, daß der Bauer den Hias am liebsten lebendig aufgespießt hätte, wenn er nicht dafür ins Kriminal gekommen wäre.

Der Hias, ein kräftiger Bursche in den Dreißigern, besaß eine Stunde ober Weer auf dem waldreichen Weerberg ein kleines Gütel, das er allein bewirtschaftete. Schon sein Vater hatte dort droben gesessen. Der Stiegel Kaßl war ein weit berühmter Bauerndoktor gewesen, der mit seinen Tranterln, Pflastern, Salben und sonstigen Anwendungen alle nur erdenklichen Krankheiten kurierte. Nur für den Tod konnte auch er nicht helfen, weil's für den kein Pflaster giebt.

Vor zwei Jahren war der alte Kaßl in die bessere Ewigkeit abgefahren, weil er halt auch nicht mehr die richtige „Schmierb" (Salbe) wußte, die ihm ein längeres Verweilen in diesem irdischen Jammerthal ermöglicht hätte. Er hinterließ das kleine Bauerngut und eine ausgedehnte Praxis, die sogar bis über den Brenner und bis über die bayrische Grenze bei Kufstein reichte, seinem Sohn. Der Hias hatte schon bei Lebzeiten des Alten fleißig mitgedoktert, und es gab nicht wenige unter der bäuerlichen Bevölkerung, die auf den jungen Stiegel Bader noch größeres Zutrauen setzt als auf den alten.

Der Hias hielt es mehr mit der Wasserkur und den Kräutern. Er hatte bald gleich viel zu thun als der Alte, und der Zulauf steigerte sich von Tag zu Tag. Man erzählte wahre Wunderdinge von ihm. Den größten Ruhm verschaffte es jedoch dem jungen Bauernbader, daß man ihn schon dreimal wegen unbefugter Ausübung der ärztlichen Praxis eingesperrt hatte. Dieser Umstand steigerte das Vertrauen, das er genoß, ins Unendliche. „Denn wenn die Herrischen amal an Bauerndokter auffässig sein, nachher is g'wiß was dahinter! Nachher versteht er mehr als Kraut essen und große Knödel klein machen! Für was sperreten sie ihn sonst ein, wenn er nix los hätt'? Der pure Neid is's, daß er viel mehr versteht als alle die herrischen Bader mitsammen!"

Den höchsten Gipfelpunkt des Ruhmes erreichte der Hias jedoch, als es im ganzen Unterinnthal bekannt wurde, daß er einem Gerichtsherrn von München, der auf einer Bergtour gestürzt war, einen Beinbruch so gut eingerichtet hatte, daß es auch der beste Doktor nicht besser zu stande gebracht hätte. „Da hockt das G'richt dem Hias alleweil am G'nack! Aber wenn si a G'richtsherr selber bald 's G'nack bricht, nachher is der Hias guat g'nuag, daß er ihm dö zerlatterte Krippen wieder z'sammen flickt. Und wenn's den Hias no amal einsperren, nachher muaß die Sach' bis zum Kaiser!" So lautete das Urteil des Volkes.

Das wäre nun alles recht gewesen. Der Paulen Sepp hätte sich gar keinen besseren Mann für sein Moidele wünschen können als den Hias, vor dem die Bauern schon bald ehrfürchtiger die Hüte rückten als vor dem hochwürdigen Herrn Pfarrer selbst.

Aber zwischen dem Bauer und dem Hias schwebte ganz was andres. Der Paulen Sepp war ein Waldnachbar des Gütels am Weerberg. Bei der Erbschaftsaufnahme nach dem Tode des alten Kaßl war es nun zwischen dem jungen Stiegel Bader und dem Sepp wegen eines kleinen Waldanteiles zuerst zu heftigem Streit und zuletzt zu einem richtigen Prozeß gekommen, der nun auch schon an zwei Jahre dauerte, ohne daß sich einer der beiden Gegner zum Nachgeben entschließen konnte.

„Koa Astl und koan Ameisenhaufen und koa Stoandl kommt mir weg von meinem Wald!" war die Devise der beiden Streithämmel. Der Bauer konnte es aushalten, und wenn es jede Woche einen Zehnerbanknoten kosten sollte! Und der Hias konnte es auch aushalten. Dem trug seine Praxis genug ein. Die Advokaten hatten gutes Futter.

Die einfachste Lösung wäre es nun allerdings gewesen, wenn der Hias und das Moidele ein Paar geworden wären. Dann hätte man Haus und Hof und Wald zusammengethan und nicht mehr lange zu prozessieren gebraucht. Mit diesem Ausweg wäre der Hias auch alle Tage einverstanden gewesen. Aber lieber wollte der Paulen Bauer jeden Stamm des strittigen Waldes einzeln auf seinem Buckel bis zum Kellerjoch hinaufschleppen!

Der Prozeß verbitterte dem Bauern das ganze Leben. Er hielt ihn für die Grundursache seines körperlichen Unbehagens. Jetzt war die Geschichte mit dem Moidele auch noch dazu gekommen. Da mußte einer ja über eine Roßnatur verfügen, wenn ihm das nicht langsam den Garaus machen sollte! Und mußte der Sepp zusehen, wie sein Feind pumperlg'sund und kreuzfidel herumging. Ihn griff der Prozeß offenbar nicht im geringsten an. Er konnte es nicht nur mit dem Geldbeutel, sondern überhaupt in jeder Beziehung aushalten.

Ins Haus kam der Hias nicht mehr, aber wer wußte, ob er sich mit dem Moidele nicht heimlich zusammen bestellte! So oft der Sepp dem Stiegel Bader begegnete, juckte es ihn ordentlich, sich an seinem Gegner zu vergreifen. In der letzten Zeit nährte er sogar heimlich den Verdacht, daß ihm der Hias bei irgend einer Gelegenheit Gift gegeben habe, das nun in seinem ganzen Körper herumrebellte. So was war der schon im stande! Daher die Stiche im Kreuz und das Brennen in der Gurgel! Als er diesen Verdacht in einer vertraulichen Unterredung seinem Bekannten, dem Gerichtsschreiber von Schwaz, gegenüber äußerte, beschwor ihn dieser hoch und teuer, ja kein Sterbenswörtlein verlauten zu lassen. Sonst würde er ganz sicher wegen öffentlicher Ehrabschneidung und Verleumdung eingekastelt.

„Seit der Pflasterschmierer dem Münchener G'richtsherrn seine zerlemperten Haxen wieder z'sammenbastelt hat, traut si, scheint's, das Gericht selber nimmer an den Malefizer dran!" machte der Paulen Sepp seinem unbändigen Grimm Luft. „Und unsereins g'spürt's doch, wia 's einem durch alle Adern auskriecht, und darf nit amal an Muckser thuan! Is das a Ordnung und a Gerechtigkeit auf der Welt, wenn man heimlich Leut' umbringen darf? Für was zahlt man denn nachher seine Steuern, wenn man nit amal mehr 's Leben sicher

is? I weiß, was i weiß! Und i g'spür', was i g'spür'! Wenn er mir nix eingeben hat, nachher hat er mir was ang'wunschen! Der kann mehr als a Brennsuppen kochen oder Erdäpfel schälen! Hat's schon von dem alten Stiegel alleweil g'heißen, daß er mit dem Schwarzen im Bund is! Und der junge hat frisch die ganze höllische G'sellschaft im Pacht!"

Der Bauer fühlte sich jeden Tag elendiger, wenigstens bildete er sich's ein, daß sein Zustand immer unerträglicher wurde. Er dokterte in der ganzen Gegend herum. Justament wollte er nicht abkratzen, gerade weil er dadurch dem Stiegel Hias die größte Freude gemacht hätte!

Auf dem Brett über der Stubenthür stand schon eine ganze Apotheke. Tiegel, Schachteln, Flaschen von den verschiedensten Größen. Ueberall hatte man ihm was verschrieben oder mitgegeben. Aber nichts wollte helfen. Was ihm eigentlich fehlte, konnte ihm keiner sagen. Nach dem Urteil des einen saß es im Geblüt, nach dem eines andern in den Nerven. Und so ging es fort, so daß der Bauer, wenn er alles zusammenzählte, überhaupt keinen gesunden Knochen mehr im ganzen Körper besaß. Endlich wanderte er noch nach Innsbruck zu einem berühmten Professor. Da kam er aber schön an. Nachdem er genau untersucht worden war, wäre er noch bald hinausgeschmissen worden. Man bedeutete ihm kotzengrob, daß er andre Leute für einen Narren halten und um ihre kostbare Zeit bringen solle. Ihm fehle absolut gar nichts. Und man habe Wichtigeres zu thun, als sich mit verriegelten Bauernschädeln, in denen entschieden mehrere Naderln zu viel oder zu wenig seien, herumzuplagen. Als er noch einige schüchterne Einwendungen machte und zuletzt sogar seine unerschütterliche Ueberzeugung wegen dem Gift, das ihm in den Adern säße, auskramte, wäre er bei einem Haar auf das Beobachtungszimmer gekommen. Für die liebenswürdige Auskunft mußte er dem Professor drei blanke Fünferbanknoten auf den Tisch zählen. Jede Minute einen Gulden, rechnete sich der Paulen Sepp aus. Denn eine volle Viertelstunde hatte er die Geduld des Herrn Professors auf die Probe gestellt.

Also ihm fehlte nichts? Das mußte er doch selbst am besten wissen! „Dö Stadtdokter sein alle neunfache Stoanesel!" simulierte der Paulen Sepp und beglückte von nun ab nur noch die Bauernbader, von denen ja fast in jedem Dörferl irgend einer sitzt, mit der Chronik seiner Leiden. Er ging mit seinem „Geserbet" ordentlich zwischen Innsbruck und Schwaz hausieren. Das kam billiger als bei dem Professor. Er wanderte auch nie leer heim. Weil aber die Bauernbader gewöhnlich größere Dosen verordnen als die winzigen Apothekerflascherln, so mußten bald die beiden Fensterbretter der Stube auch noch herhalten, um all die Heilmittel unterzubringen.

Das Moidele hatte schlimme Zeiten im Haus. Es mußte die bittersten Vorwürfe anhören. Anfangs wurde sie thatsächlich von großer Sorge um das Wohlergehen des Bauern gequält, als sie aber sah, daß der Paulen Sepp trotz all der Medikamente, wenigstens ihrer Ueberzeugung nach, vollkommen gesund blieb, kam sie zu einem felsenfesten Glauben an die Zähigkeit seiner Natur. Wenn ihm all das Zeug nicht im mindesten schadete, dann war er überhaupt nicht zum Umbringen und konnte mit seinen Stichen im Kreuz und dem Brennen in der Gurgel noch hundert Jahre nach der Ewigkeit leben.

Der Verdacht des Bauern, daß das Moidele und der Stiegel Hias sich heimlich trafen, war ganz berechtigt. Das Diandl hatte noch eine alte Verwandte im Dorf. Diese war ins Vertrauen gezogen worden. In dem traulichen Stübchen bei der Loahuer Thres saßen die beiden Liebesleute manche Stunde beisammen und heckten allerlei Pläne für die Zukunft aus. Der Hias hätte jetzt sogar den Wald fahren lassen. Aber er wußte, daß ihm das bei der Erbitterung des Bauern doch nichts genützt hätte. Ohne die Einwilligung ihres Pflegevaters wollte das Diandl aber auch nicht in die Ehe treten. Denn das würde doch keinen Segen bringen, meinte sie.

Die beiden hatten zu ihren Zusammenkünften Gelegenheiten genug, denn der Paulen Sepp war ohnedies mehr auswärts als daheim. An einem schönen Sommerabend, als die Nelken und Levkojen an den Stubenfenstern bei der alten Thres so recht dufteten und das Gold der untergehenden Sonne wie ein lichter Schleier auf den frisch gescheuerten Boden fiel, während die Thres in ihrem Lehnstuhl „napfezte", schien dem Hias und dem Moidele ein besonders feiner Plan eingefallen zu sein. Sie tuschelten halblaut miteinander und mußten dann wieder hell auflachen.

Als der Stiegel Bader sich von seinem Schatz verabschiedete, meinet er triumphierend: „Wart nur, Diandl! Er kommt mir schon noch, der Bauer! Aber nachher soll er mir aufpassen! I will ihm gehörig einheizen!"

„Aber nit gar zu arg!" legte sich das Diandl bittend ins Mittel.

„So viel als er braucht!" lachte der Hias und drückte seinem Schatz einen so kräftigen Kuß auf die Lippen, daß es ordentlich schallte und die Thres erschrocken aus ihrem Halbschlaf emporfuhr.

Als der Stiegel Hias heute nach seinem Gütel am Weerberg ging, war er besonders aufgeräumt und ließ ein Schnadahüpfel nach dem andern in die laue Abendluft hinaustanzen ...

Und a so a, so a Bader
Is a kreuzbraver Mann!
Verliert einer sein' Kopf,
Flickt er'm an andern glei dran!

Und 's Diandl is krank,
Liegt dahoam auf der Bank,
Geht der Bader dazua,
Wär' ihm liaber sei' Bua!

Und der Bader von Woadring,
Hat a Mittel gegen die Gicht —
Aus Stiefelwix und Goaslas
Is dö Salben z'samm'g'richt't!

Zwei Tage später saß der Paulen Sepp zur Abwechslung wieder einmal beim Lammwirt. Es

war ein gewöhnlicher Werkeltag. Für den Bauer wäre daher weiters gar keine Veranlassung gewesen, im Wirtshaus zu hocken. Er schien jedoch mit der Absicht umzugehen, sich wieder einmal einen Rausch zu leisten, da dieser bekanntlich besser ist als ein Fieber und es ihn nun gar schon an den heißen Sommertagen zu frieren anfing.

Er hatte ein dickes wollenes Tuch um den Hals geschlungen. Es ging gegen Abend. In der Stube war es unerträglich heiß, denn zu allem Ueberfluß hatte man eingeheizt, um Brotteig, der gebacken werden sollte, „gehen“ zu machen. Dem Paulen Sepp rannen auch die hellen Schweißtropfen über die Stirn. Das genierte ihn aber gar nicht. Er saß an einem Klapptischchen in unmittelbarer Nähe des glühenden Ofens und sprach dem Weine eifrig zu. Das trug gerade auch nicht zu seiner Abkühlung bei. Der säuerliche Geruch der Hefe machte den Aufenthalt in der Wirtsstube keineswegs angenehm. Der Bauer saß daher schon geraume Zeit mutterseelenallein und hing ungestört seinen Gedanken nach, und die waren nicht die erfreulichsten. Wenigstens beruhigte es ihn, daß man wegen dem Brotteig kein Fenster öffnen durfte. So war er sicher vor Zugluft und konnte sich endlich einmal ordentlich auswärmen.

Die Stubenthür ging auf. Ein verwitterter alter Kerl kam herein. Er stak in einem ganz zerfetzten Gewand, in dem sich zwölf Katzen vergebens bemüht hätten, eine einzige Maus zu fangen, weil die immer noch ein Loch zum Entschlüpfen gefunden hätte.

Der Ankömmling setzte sich in unmittelbarer Nähe des Bauern nieder und bestellte einen Schnaps. Er starrte dem Sepp unverwandt ins Gesicht, als ob er krampfhaft in seiner Erinnerung suchte, wo er den Bauer schon einmal gesehen hatte. Dabei ließ er kein Wort hören, sondern nippte nur von Zeit zu Zeit an seinem Schnapsglas.

Dem Sepp wurde das Geglotz des andern von Minute zu Minute unbehaglicher. Er begann unruhig auf seinem Stuhl hin und her zu rücken. Endlich hielt er es nicht mehr länger aus und brach das peinliche Stillschweigen.

„Ja, sag mir amal, Wastl,“ meinte er, „warum du mi eigentlich anstierst wie a Kuah a neues Stadelthor? Hast du noch nie an Menschen g'sehen? Oder kennst mi vielleicht gar nit mehr?“

„Kennen sollt' i di eigentlich schon,“ entgegnete der Angesprochene, „aber i weiß gar nimmer, wo i di hinthuan soll.“

„Da hört si do alles auf!“ rief der Bauer. „Wir haben uns ja erst vor a paar Monat g'sehen und a Karterle mitananḋer g'macht! Du hast mir a ganze Maß Wein abg'spielt! Und sonst sein wir ja unser Leben lang oft g'nua beisammen g'wesen!“

„I hab' mit dir nia Karten g'spielt! Und an Wein abg'wonnen hab' i dir no weniger!“ erwiderte der Wastl fest. „Mir fallt's iatz überhaupt ein, daß i di meiner Lebtag lang nia g'sehen hab'! Du bist wohl nit vom Dorf da daheim?“

„Iatz weiß i nit, wia du mir vorkommst!“ begann der Bauer ernstlich unruhig zu werden. „Mir scheint, du bist dö paar Monat im Narrenhaus g'sessen und heut zufällig auskommen, weil 's Thürschloß brochen is! — Oder bist vielleicht gar b'soffen?“

„I bin bodennüchtern!' Und verruckt bin i auch no nia g'wesen!“ versicherte der Wastl. „Aber a bisserl siehst du wem gleich von meiner Bekanntschaft.“

„Dös wär' i iatz do neugierig, wem i gleich sieh!“ sagte der Sepp, dem es unheimlich zu werden anfing.

„Es is zwar nur a ganz entfernte Aehnlichkeit!“ meinte der andre. „Der, den i mein', is a Mordsklachel*). Du bist ja 's reinste Boanerg'raffel dagegen. Schaust ja aus wie a Toteng'ripp!“

„Wer schaut aus wie a Toteng'ripp?“ würgte der Bauer hervor.

„Ja du!“ meinte der Wastl gleichmütig. „Brauchst ja grad' in an Spiagel z'schaun!“

„Und wem sieh i denn nachher gleich?“ fragte der Bauer keuchend.

„Ja, dem Paulen Sepp, an Bauern von Weer da!“ erwiderte der Wastl. „Du wirst ihn vielleicht gar nit kennen. Braucht dir nit leid zu sein. Es is nit so viel a feiner Mensch. Aber wia g'sagt, gegen di is dös a Bär, und du bist a ausgezogenes Eichkatzel gegen ihn. A Mensch mita G'sundheit wia Eisen. Vor a paar Monat hab' i ihn 's letzte Mal g'sehen. Und denn hab' i a Maß Wein abg'spielt. I glaub', es reut ihn heut no, den alten Geizkragen!“

Der Paulen Sepp hatte sich in seinem Stuhl völlig erschöpft zurückgelehnt und schnappte mühsam nach Luft wie ein Karpfen auf dem Trockenen.

„Mir scheint, dir is z' heiß da herin?“ beobachtete ihn der Wastl mitleidig. „Soll i vielleicht a Fenster aufmachen?“

„Um Gottes willen nit!“ würgte der Bauer hervor.

„Auch recht!“ meinte der andre. „I bin aber wie in an Schwitzbad!“ Dabei zog er seine zerrissene und zerflickte Joppe aus.

„Ja, kennst mi denn wirklich nimmer, Wastl?“ fragte der Sepp nach einem Stillschweigen in jämmerlichem Ton.

„I nit!“

„Ja, schau' i denn gar so aus?“

„Wia die sieben teuern Zeiten!“

„I bin ja selber der Paulen Sepp!“ erklärte der Bauer weinerlich und schlang sein Wollentuch noch fester um den Hals.

„So was kannst an andern aufbinden! Mir nit!“ rief der Wastl obstinat. „I werd' den Sepp wohl kennen! Kellnerin, an Schnaps!“ bestellte er bei der Thür hinaus.

Als das saubere Nannai vom Lammwirt das Verlangte brachte, mußte sie dem Bauern bestätigen, daß er wirklich er selber sei. Der Wastl bequemte

*) Baumstarker Kerl.

sich auf dieses Zeugnis hin, nach einigem Sträuben daran zu glauben.

Die beiden waren wieder allein in der Stube. Der Wastl hatte vor lauter Hitz' das Leibel (Weste) auch noch ausgezogen und setzte sich jetzt mit seinem frischen Schnaps zu dem Tisch des Sepp. Lange Zeit betrachtete er ihn schweigend. Dem Bauern stand der kalte Angstschweiß auf der Stirn. Er hätte gern gesprochen, brachte aber kein Wort hervor.

Jetzt reichte ihm der Wastl die Hand über den Tisch und sagte halblaut: „Sepp, bist es also wirklich? Ja, was is denn mit dir g'schehen? Du bist ja kaum mehr a Schatten von dir selber! Weißt, i hab' di nia b'sonders leiden können, aber iatz erbarmst mir. I könnt' dir nimmer harb sein! Beim besten Willen nit! Hast du 's Testament schon g'macht?" erkundigte er sich teilnahmsvoll.

„I will ja no gar nit abkratzen! Es muaß do no a Hilf' geben für mi!" rief der Bauer verzweifelt.

„I hab' nur g'meint, wenn du vielleicht a alte Hosen oder a paar alte Schuh' g'habt hättest, da hättest mich zum Erben einsetzen können!" meinte der Wastl mit unerschütterlichem Ernst.

„Du bist ja auch so a halbeter Dokter!" rief der Bauer und klammerte sich krampfhaft an den Arm seines Gegenüber. „Vielleicht weißt du no an Rat für mi!"

„Aber laß di nit auslachen!" wehrte der Wastl bescheiden ab. „Wenn dir die Dokter nit g'holfen haben, nachher kann dir a dalketer alter Wurzengraber auch nit helfen!"

Der Wastl gehörte von Jugend auf zu der in Tirol sehr verbreiteten Familie der Wurzengraber, die alle Berge nach ihrer Beute abstreifen. Am meisten sind sie auf die Enzianwurzeln aus, weil diese den kräftigsten Schnaps abgeben. Der Wastl war oft monatelang von seinem heimatlichen Dorf abwesend und führte in den unzugänglichsten Hochthälern ein karges Leben, übernachtete auf Almen, in Heustadeln oder im Freien. Er kraxelte noch auf die steilsten Jöcher. Kein Wunder, wenn er dann immer ganz verwettert und abgerissen heimkam, — der ganze Kerl reif für den Hadernsammler. Aber er verdiente sich doch manches Stück Geld. Die Bauernbader der ganzen Gegend gehörten zu seiner Kundschaft. Er holte ihnen die Ingredienzien für ihre heilkräftigen Tränke von den höchsten Bergspitzen herab. Beim Stiegel Bader war er sogar zu einer Art wandernden Faktotums geworden. Der Hias brauchte auch am allermeisten und zahlte am nobelsten.

In dem Gespräch der beiden einsamen Gäste beim Lammwirt war wieder eine Pause eingetreten. Der Wurzengraber Wastl schien etwas zu überlegen, und der Paulen Bauer war in finsteres Brüten versunken.

„Auf die herrischen Dokter giebst du eh' nix?" ließ ihn der Wastl endlich an.

„Dö können mir alle mitanander g'stohlen werden!" ereiferte sich der Sepp. „Da kriagt der Geldbeutel no früher die Schwindsucht, bevor der Mensch draufgeht!"

„Ganz recht hast!" stimmte ihm der Wurzengraber bei. „Die Bauerndokter wirst aber wohl nit schon alle abg'stackelt sein? — Den Schmierber Ferdl und den Bodenbacher Lugges," zählte der Wastl an den Fingern daher, „den Scheiben Toni und den Buckelkraxen Bold, den Pechsalben Franzl, den Larget Klaus, den Stixen Kasper und den Haxen Melcher —"

Bei allen war der Bauer schon gewesen. Ja, er wußte noch viel mehr zu nennen, die er mit seinem Elend heimgesucht hatte. Darunter ein Kleeblatt, das alle Kuren ausschließlich nur mit der „Sympathie" betrieb — der Giftgspadl Loisl, der Fiderixen Martl und der Rutschifanggen Ander. Ueber die wahre Bedeutung der abenteuerlichen Namen dieser Heilkünstler dürften sich die gewiegtesten Wortklauber vergebens den Kopf zerbrechen.

„Etwas wundert mi aber doch!" sagte der Wurzengraber nach einer kleinen Ueberlegung. „Daß dir der Stiegel Hias auch nit hat helfen können! Bei dem bist du natürlich zu allererst g'wesen?"

„Beim Stiegel Hias?" fuhr der Bauer von seinem Stuhl empor. Dabei gab es ihm einen Stich ins Kreuz, als wenn ihn jemand hinterrücks blitzschnell mit einer spitzen Schusterahle angebohrt hätte.

„Was hast denn?" fragte der Wastl ganz erstaunt und harmlos.

„Nix hab' i!" ließ sich der Sepp wieder ächzend auf seinen Sitz nieder.

„Was hat denn nachher der Hias g'sagt?" fuhr der Wurzengraber fort.

„Bei dem bin i nit g'wesen!" erklärte der Bauer.

„Was?" rief der Wastl ganz verblüfft, als wenn er nicht recht gehört hätte, „beim Hias bist du nit g'wesen! Nachher haben wir zwei mitanander überhaupt nix mehr z'reden! Da laß di nur heut lieber begraben als morgen! Denn wenn du nit an deiner Krankheit z' Grund gehst, stirbst g'wiß an deiner Dummheit! So a Mondkalb wia du, Sepp, is mir meiner Lebtag noch nit unterkommen. Hat der den Hias in allernächster Näh' und lauft lieber in der ganzen Welt herum, als daß er glei vor die richtige Schmieden ging! Und da fahren die Leut' bis vom Welschland außer und von Bayern einer und über 'n Arlberg zum Hias! Wir zwei haben ausg'red't, Paulen Bauer! Denn für di is koa Kraut mehr g'wachsen! Du bist amal viel zu dumm!" Damit nahm der Wurzengraber Wastl sein Schnapsglas und setzte sich von dem Sepp weg an den nebenstehenden Tisch.

Der Bauer rückte ihm aber sogleich mit unruhiger Hast nach. „Du weißt doch, wia i mit dem Hias steh'! Das is ja mein Todfeind. Du muaßt es ja auch wissen, von z'wegen dem Wald! Der thät' mi ja eher vergiften, als daß er mir helfet! Lieber als zum Hias, lieber lass' i mi heut no aufhängen!"

„Nachher laßt du di aufhängen! Is um an



Phot. [illegible], Berlin

Aus dem diesjährigen Kaisermanöver: Kronprinz Friedrich Wilhelm, Oberleutnant in der 2. Compagnie des 1. Garderegiments zu Fuss, im Uchtdorfer Walde bei Königsberg i. N. während einer Ruhepause nach neunstündigem Marsche.

Esel weniger auf der Welt! Und du hast es g'schwinder überstanden!" versetzte der Wastl gleichmütig.

„Also du meinst wirklich, daß der Hias —" wurde der Bauer wankend.

„Der und koa andrer!" reckte der Wurzengraber drei Finger zum Schwur in die Höhe.

„Aber mein Wald! I gieb nit nach!" ereiferte sich der Sepp.

„Was hat denn der Wald mit deinem Zustand zu thuan?" rief der Wastl.

„Und meinem Diandl, dem Moidele hat er den Kopf verdreht! I leid's amal nit! I hab' den Hias aus mei'm Hof außi g'schmissen!"

„Vielleicht schmeißt er di auch außi, wenn du zu ihm kommst. Aber probieren kannst es ja! Nimmt di der Stiegel Hias aber in Behandlung, nachher hast g'wonnen!"

„I lass' mi aber nit von dem behandeln!" rief der Bauer und hieb mit der geballten Faust auf den Tisch. Gleich darauf fuhr er zusammen. Er glaubte einen neuerlichen Riß durch den ganzen Körper verspürt zu haben.

„Laßt es halt bleiben!" erwiderte der Wastl. „Brauchst di ja deswegen nit aufzuregen. Wenn du a so wild thuast, kannst du bei deinem Zustand auf amal a Leich' sein!"

„Recht hast!" zwang sich der Bauer gewaltsam zur Ruhe. „Aber eher als zum Hias —"

„Eher laßt du di hängen! Das hab' i schon amal g'hört!" spottete der Wurzengraber.

Da kamen zur Stubenthür zwei neue Gäste herein, der Nachtwachter Flori, eine hagere Gestalt mit einem versoffenen, weindußeligen Gesicht, und der tscherkete*) Hansl, ein alter Pfannenflicker, an dem alles schief war, was man nur anschaute, von dem ungeheuren Buckel bis zu den Säbelbeinen. Der Hansl galt für ein lebendiges Zeugnis der Allmacht Gottes. Denn wenn der liebe Herrgott nicht allmächtig wäre, so hätte er den tscherketen Hansl nicht erschaffen können, sagte man im Dorf.

Der Flori, der offenbar schon wieder ein Glas über den Durst getrunken hatte, torkelte auf den Paulen Sepp zu und begrüßte ihn mit seiner kropfigen Stimme: „Wia geht's denn, Sepp? Halt alle Tag' schlechter! Man sieht dir's auch an!"

Der Bauer begann schon wieder vor Angst und Unbehagen zu schwitzen.

„Mach dir nix draus!" ließ ihn der Pfannenflicker an. „Siehst, mit an Menschen is es akurat so wia mit an alten Hafen! Flickst ihn und flickst ihn. Aber amal kommt halt doch a Zeit, wo der beste Pfannenflicker nix mehr machen kann. Und du bist iatz auch wia so altes G'schirr. Aber wia g'sagt, mach dir nix draus! Amal müssen wir alle dahin. Der eine früher, der andre später. 's bleibt keinem aus. I will dir schon fleißig beten, wenn du in der Ewigkeit bist!" Damit setzte er sich nebst dem Flori an den Tisch des Bauern.

„Ja, es is traurig g'stellt um den Sepp!" versicherte der Wurzengraber. „Aber wenn's amal so weit damit is, daß man für seine arme Seel' sorgen muaß, da lassen wir uns auch nit anschauen! Da schiaßen wir drei, i, der Flori und der Hansl, das Geld zusammen für a Meß'! Da kannst du di drauf verlassen, Sepp!"

„Und wenn i in der Nacht das Gebet für die armen Seelen im Fegfeuer ausruf', nachher will i jedesmal für di an Stoßseufzer und a guate Meinung machen!" erklärte der Nachtwachter.

„Und i wünsch' dir von Herzen was!" meinte der tscherkete Hansl, während sein ganzes Gesicht vor freudiger Rührung grinste. „I wünsch' dir a hölzerne Seel', damit du drunten in der Gluat leichter verbrennst und im Fegfeuer nit so lang zu leiden hast!"

„Ausschauen thuat er wirklich elendig!" so redeten die drei abwechselnd auf den Paulen Sepp ein, der halb ohnmächtig auf seinem Stuhl kauerte und sich kaum mehr Atem zu holen getraute. „Völlig nimmer zum Anschauen schaut er aus! Wenn man ihn, wie er da sitzt, aufs Rechbrett legen thät', glaubet koa Mensch, daß er noch lebendig wär'! Ewig schad' um den Sepp! 's Alter hätt' er ja auch noch nit! So a Ausschauen! Rein zum Leut' erschrecken!"

„Was soll i denn thuan?" unterbrach der Bauer endlich mit verzweifeltem Ton den Redestrom der andern.

„I hab' dir schon g'sagt, was," versetzte der Wurzengraber Wastl. „Aber wem nit zu raten is, dem is auch nit zu helfen. Ueberleg dir's halt noch amal! Für heut is das beste, was du thuan kannst, daß du dir an ordentlichen Rausch holst. Als a Nüchterner kommst du eh' zu koaner Vernunft nimmer! Vielleicht kriagst als a B'soffener a einfallendes Liacht in dein Hirnkastl!"

„Geh!, wix was auf, Sepp!" rempelte ihn der Nachtwachter Flori an. „Du siehst ja, daß wir deine besten Freund' sein! Wir gehn dafür alle drei mit deiner Leich'!"

„Zu was willst denn noch sparen? Is ja nimmer der Müh' wert! Im ewigen Leben brauchst ja koa Geld mehr! Drum laß da herunten noch was aufgehen!" drängte der tscherkete Hansl.

„Kellnerin!" rief der Wurzengraber, dem Bauern alle weitere Ueberlegung abschneidend, zur Thür hinaus. „A doppelte Maß Wein und vier Portionen Schweinernes mit Kraut! Der Paulen Sepp zahlt alles. Er hat heut die Spendierhosen an!"

Der Sepp wagte keinen Widerspruch. Er wäre auch gar nicht dazu fähig gewesen. Die ganze Wirtsstube drehte sich vor seinen Augen.

„Meinetwegen a Rausch! Is alles gleich!" murmelte er, während ihm der Nachtwachter von dem frischen Wein einschenkte.

Es war lange nach Mitternacht, als sich die Gesellschaft trennte. Der Flori hatte heute sein ganzes Amt als Nachtwachter vernachlässigt. Der Paulen Sepp goß ein Glas nach dem andern in heller Verzweiflung hinunter. Er wurde zuletzt ganz aufgeräumt, der Wein hatte eine ungemein belebende Wirkung auf

*) Schief gewachsen.

seinen Zustand. Zuletzt entschloß er sich sogar, das Wollentuch abzulegen und die Jacke auszuziehen, und äußerte endlich die bestimmte Absicht, doch noch den Stiegel Hias zu Rate zu ziehen. Aber wegen dem Wald wollte er nicht nachgeben! Und das Moidele sollte der Hias erst recht nicht bekommen! Zu solchen weitgehenden Zugeständnissen war er nicht einmal im Rausch zu haben.

Es war ein etwas schwerfälliges, vierspänniges Fuhrwerk, das jeden Augenblick zu entgleisen drohte, als der Flori, der Hansl und der Wastl den Bauer heimbegleiteten. Der Sepp hätte sich allein nicht mehr auf den Füßen halten können.

Das Moidele, das sich über das lange Ausbleiben des Bauern beunruhigt hatte und wachgeblieben war, kam ihm mit einem Licht vor das Haus entgegen.

„Da bin i!“ lallte der Paulen Sepp, dem es in der frischen Nachtluft nur noch „türmischer“ geworden war. „Und dö drei sein meine besten Freund'! Sie wollen alle drei mit meiner Leich' gehen! Und a Hochamt wollen sie mir zahlen! Und guat unterhalten hab' i mi! Wenn's im Fegfeuer drunten so kreuzfidel is! Bei meiner hölzernen Seel'! Aber glei verbrennen! Glei verbrennen! Und der Stiegel Hias soll leben! Und wir daneben! Im Fegfeuer! Jucheh!“

Das Moidele war ganz entsetzt. Der Wurzengraber Wastl, der noch am nüchternsten geblieben war, suchte sie zu beruhigen. Dann brachte er den Bauern im Verein mit dem Pfannenflicker in seine Schlafkammer zu Bett.

„Diandl, sei g'scheit! Nimm den Buab'n, der di freut!“ sang er dem Moidele halblaut ins Ohr, als er sich mit dem tscherketen Hansl verabschiedete. Der Nachtwachter Flori hatte sich plötzlich seiner versäumten Pflicht erinnert und sich schon früher heimlich gedrückt. Jetzt hörte man ihn mit einer schauerlichen Stimme, wobei er sich fast nach jedem Wort verschluckte, durch die Dorfgasse gröhlen ...

Paßt auf, ihr Herrn, und laßt euch sag'n,
Der Hammer hat zwei geschlag'n!
Paßt auf das Feuer und das Liacht,
Daß g'wiß koa Unglück g'schiacht!
Zwei Uhr!

Die helle Sonne schien bereits seit geraumer Zeit in seine Kammer, als der Bauer am Vormittag erwachte. Er schaute sich erstaunt um und mußte sich erst mühsam besinnen, wie er eigentlich in der Nacht heimgekommen war. Dann befühlte er sich vorsichtig von oben bis unten, ob er noch am Leben war. Es war richtig. Der Paulen Sepp lag in seinem Bett, und lebendig war er auch noch.

Aber wie lebendig! So schlecht war ihm noch nie gewesen wie heute. Es saß ihm in allen Knochen. Und der Schädel! Das war überhaupt gar kein Schädel mehr, sondern eine alte Kaffeemühl', an der fortwährend gedreht und gerieben wurde, daß es nur so krachte und knirschte. Ob er wohl noch aus dem Bett herauskäme? — Ein erster Versuch mißglückte. Der Sepp ließ es daher für eine Weile ganz bleiben und legte sich, ergeben in sein Schicksal, wieder auf den Rücken. Nur für den Kopf suchte er jeden Augenblick eine andre Lage. Es war jedoch nicht zu helfen. Jetzt waren ihm die Stiche vom Kreuz schon bis ins Hirn gefahren.

Und die entsetzlichen Träume, die er gehabt hatte. Er war im Fegfeuer drunten gewesen, mitten in der Glut, und hatte mit dem Wurzengraber Wastl Karten gespielt! Aber so Karten! Die waren alle ganz feurig, und er verbrannte sich fortwährend die Finger daran. Und wenn der Wastl einen Trumpf ausspielte, dann trumpfte er ihm die feurige Aß immer ins Gesicht. Natürlich, wo sollte er denn auch hintrumpfen! Tisch hatten sie ja keinen! Als er an den Wurzengraber wieder eine Maß Wein verspielt hatte, mußte er zur Strafe barfuß auf einer glühenden Herdplatte Schuhplattler tanzen. Dazu spielte ihm der tscherkete Hansl auf einer Ziehharmonika auf. Der Nachtwachter schürte ein Scheit nach dem andern unter und schrie ihm dabei fortwährend in die Ohren, daß ihm schier das Trommelfell zerplatzte: „Zwölfe hat's g'schlagen! Zwölf Uhr!“

Es war gräßlich gewesen. So elend sich der Sepp auch fühlte, war er beim Erwachen doch herzlich froh, daß ihm alles nur geträumt hatte. Endlich stand er doch auf und schlüpfte mit aller Kraftanstrengung in sein Gewand. War das ein Weg über die Stiege hinunter bis in die Stube! Dem Bauer war es, als ob er statt Flachsen (Muskeln) lauter Gummibänder im Leib habe. Er glaubte es nicht mehr „ermachen“ zu können.

Als er in die Stube trat, fiel sein Blick gerade in einen kleinen Spiegel an der Wand. Alle heiligen Nothelfer! Da wunderte es ihn freilich nicht, daß ihn gestern der Wurzengraber Wastl nicht mehr erkannt hatte. Er schaute wirklich aus, gar nicht mehr zum Anschauen.

Der Bauer ließ sich stöhnend auf eine Bank nieder und stützte seinen übernächtigen Schädel in beide Hände. Er begann tief nachzudenken, so tief ihm das bei seinem Zustand möglich war. Die Brennsuppe zum Frühstück ließ er stehen. Er verspürte nicht den geringsten Hunger. Aber in der Gurgel brannte es ihn, als wenn er lauter glühende Bügelstachel verschluckt hätte. Er stürzte nach dem Wasserkrug und leerte ihn in langen Zügen. Es wurde trotzdem nicht besser.

Das Moidele hörte er in der Kuchel herum hantieren. Er getraute sich aber nicht zu dem Diandl hinaus. Wenn die nun auch noch über ihn entsetzt die Hände zusammengeschlagen hätte, es würde ihn augenblicklich der Schlag getroffen haben.

Da kam der Futterknecht, der Michl, in die Stube. Er warf besorgte Blicke nach dem Sepp.

„Bauer, mir scheint, heut is dir aber gar nit recht extra!“ meinte der Knecht bedauernd.

„Freilich is mir nit recht extra!“ schrie der Paulen Sepp erbost. Der Michl war als der dümmste Kerl im ganzen Dorf bekannt; wenn der es schon zu merken begann, mußte es wirklich weit fehlen!

Der Sepp ging aus der Stube, schlich an der Kuchel vorüber wieder nach seiner Kammer, hockte sich aufs Bett und setzte sein tiefes Nachdenken fort.

Er focht einen schweren innerlichen Kampf aus. Bis zum Mittagessen war er jedoch fest entschlossen. „Es bleibt nix anders mehr übrig! Hol' mi der und der! I muaß zum Stiegel Bader!"

Unter dem Essen ging es recht schweigsam zu. Der Michl wagte noch einmal eine mitleidige Bemerkung, da hätte ihm aber der Bauer bei einem Haar die Schüssel mitsamt den Knödeln an den Kopf geworfen. Knödel waren sonst seine Leibspeise gewesen. Unter einem halben Dutzend hatte er es nie gethan. Heute brachte er kaum einen halben hin. Von dem Entschluß, den er gefaßt hatte, ließ er nichts verlauten. Er wußte ja gar nicht, ob ihn der Stiegel Hias nicht kurzweg hinausschmiß! Und dem Menschen sollte er noch gute Worte geben! . . .

Es war ein saurer Weg für den Sepp nach dem Weerberg hinauf. Alle fünf Minuten mußte er rasten. Endlich hatte er das kleine, schmucke Haus des Stiegel Hias erreicht.

Der Bader war daheim und offenbar vollauf beschäftigt. Auf einer Bank im Hausflur saßen noch vier andre Patienten, die warteten. Der Paulen Sepp war mit allen bekannt und mußte es nun vierfach wieder hören, daß sie alle noch in der besseren Haut steckten als er selbst.

Endlich ging auch für den Sepp die Stubenthür auf. Das Stüberl war ihm wohlbekannt, denn er hatte schon vor Jahren einmal den alten Stiegel zu Rate gezogen. Auf Wandbrettern standen noch etwas mehr Flaschen, Schachteln und Büchsen herum, wie beim Sepp daheim. Ober der Thür hatten einige alte, dickleibige „Doktorbücher" Platz gefunden.

Der Hias saß an einem kleinen Tische und zermalmte gerade irgend etwas in einem kupfernen Mörser. Er schaute gar nicht auf, als der Bauer eintrat. Der Paulen Sepp hatte die Thür hinter sich geschlossen und räusperte sich nun verlegen. Als der Hias seiner ansichtig wurde, machte er gar kein erstauntes Gesicht, als wenn er ihn schon erwartet hätte.

„Setz di derweil nieder!" sagte er und stampfte in seinem Mörser weiter.

Der Sepp setzte sich auf eine Bank neben der Thür, aber ganz auf die Kante, in sprungbereiter Stellung. Hinausgeschmissen war er also noch nicht worden. Aber man konnte nicht wissen, was passierte. Der gleichgültige Empfang von seiten des Baders war ihm entschieden unheimlicher, als wenn dieser ihn sofort beim Kragen gepackt und unsanft an die Luft befördert hätte.

Der Hias ließ ihn noch lange warten. Endlich schüttete er das Pulver aus dem Mörser in eine bereitstehende Flasche und drehte sich nach dem Bauer um.

„A bisserl zu spat bist halt kommen, Sepp!" meinte er. „Vor an halben Jahr wär's g'scheiter g'wesen! Aber wenn einem der Tod schon auf der Zung' sitzt —"

„Meinst wirklich, es is schon so weit?" ächzte der Bauer.

„Da schau di selber an!" stand der Hias auf und hielt ihm einen Spiegel vor die Nase. Der Paulen Sepp wich entsetzt zurück. So hatte er wirklich noch nie ausgesehen!

„Wollen halt schauen, was z' machen is!" meinte der Hias.

„Aber dös sag' i dir glei!" sagte der Bauer, der sich vorgenommen hatte, das gleich zu allem Anfang anzubringen, „mit dem Wald gieb i nit nach! Justament nit! Und eher, daß du 's Moidele kriagst —"

„Eher laßt du di hängen! Wissen wir schon!" ergänzte Hias. „Aber dös g'hört alles nit daher! Von dem is ja gar koa Red' nit! Oder bist du vielleicht wegen dem Wald oder dei'm Diandl zu mir auferkommen? Du, i sag' dir's, da fliegst glei außi! Da versteh' i koan Spaß nit!" Der Hias begann sich die Aermel aufzukrempeln.

„Also reden wir nit davon!" beruhigte ihn der Bauer kleinlaut. So sehr es in seinem Innern kochte, mußte er doch den Hias behandeln wie ein geschältes Ei. Denn er war ja seine letzte und einzige Hoffnung.

„Es is auch g'scheiter, du red'st nit davon!" erklärte der Stiegel Bader. „Steh amal auf! Also Stich' giebt's dir alleweil im Kreuz? Wo denn?"

Der Sepp, der aufgestanden war, langte mühsam mit dem Arm nach rückwärts und zeigte dem Hias die Stelle. Im selben Augenblick erhielt er einen Stoß dahin, daß er mit einem lauten Schrei in die Höhe sprang.

„Hast das g'spürt?" fragte der Hias.

„Und ob i's g'spürt hab'!" schluckte der Paulen Sepp krampfhaft.

„Aha! Also da sitzt's!" meinte der andre mit einem wichtigen Gesicht. „Schlimm g'nua! Und a Brennen in der Gurgel? Thua 's Maul auf!"

Der Bauer sperrte den Mund auf, so weit er nur konnte. Der Hias hatte eine Hennenfeder vom Fensterbrett geholt und fuhr ihm damit in den Rachen. Der Paulen Sepp glaubte, alle Engel singen zu hören. Endlich hielt er es nicht mehr aus, sprang verzweifelt in die entgegengesetzte Ecke der Stube und würgte sich mit einem schier nicht enden wollenden Hustenanfall.

„Husten also auch!" meinte der Hias trocken. „Das Brennen in der Gurgel und die Stich' im Kreuz, schlimm g'nua!"

„Hast es iatz heraus, was mir fehlt?" stierte ihn der Bauer angstvoll an.

„Dös hab' i schon längst heraus!" versicherte der Hias. „Dei' Krankheit steht dir ja im ganzen G'sicht g'schrieben! Aber i hab' mi grad no überzeugen wollen, ob's wirklich so is!"

Der Sepp sperrte wieder den Mund auf. Fast noch weiter als vorher. Die entsetzlichste Spannung malte sich in seinem Gesicht.

„Heraus hab' i's!" fuhr der Stiegel Hias fort. „Aber i mag dir's gar nit sagen!"

„Warum denn nit?" fragte der Sepp mit erstickter Stimme und ließ sich abermals auf die Bank nieder. Die Füße wollten ihn nicht mehr tragen.

„Weil du mir erbarmst!" entgegnete der Hias.

„Das is ganz a seltene Krankheit, dö unter a paar tausend Leut' kaum einmal vorkommt."

„Aber warum hat's denn nachher grad mi erwischt?" ächzte der Paulen Sepp.

„Da kann i dir koa Auskunft geben! Da muaßt du an andern fragen!" erklärte der Stiegel Bader. „Haben thuast es amal! So was fliagt an Menschen an. Koa Mensch weiß, woher. Wenn du's justament wissen willst, kann i dir's ja sagen. Aber du darfst mir nit zu viel erschrecken!"

„I will mi schon z'sammen nehmen!" stöhnte der Sepp mit verlöschender Stimme.

„Also paß auf!" sagte der Hias. „Du hast gar nix anders, als die wilde Klumper! Die gewöhnliche Klumper*) kommt alle Tag' vor. Einer und der andre stirbt dran. Aber viele werden g'sund auch wieder. Wen die wilde Klumper aber amal anpackt hat, für den gieb i selber nimmer leicht an einzigen Neukreuzer! Anfangen thuat dö Krankheit genau so wia bei dir. Stich' im Kreuz, Brennen in der Gurgel. Im Schädel so a Oedigkeit und a Blödigkeit, als wenn 's ganze Hirn ausg'ronnen wär'! Am Buckel a G'fühl, als wenn alleweil lauter Ameisen drauf spazieren gingen. Is dir dös noch nia so vorkommen?"

„Ja, ja!" bestätigte der Sepp heiser.

„A Jucken in die Füaß'. Alle Augenblick kriagst den Kniaschnapper. Dös sein alles sichere Zeichen. Aber dös is erst der Anfang. Mit der Zeit wird's aber alleweil grauslicher. Da is der Anfang das reinste Kinderspiel, a wahre Unterhaltung gegen dö Zuständ', dö du erst später kriagst. Du hast die leibhaftige Höll' schon auf derer Welt. Deswegen heißt ja dö Krankheit auch die wilde Klumper, weil sie in an Menschen umadum rebellt wia a Regiment Teufel und nit früher los laßt, bis sie dir den Garaus g'macht hat. Im Schädel hast a G'fühl, als wenn sie dir mit frisch g'schliffne Stemmeisen den ganzen Tag Löcher schlagen thäten. In der Gurgel brennt's di, als wenn du ganze Kübel voll siedendes Waldpech mit Schwefel saufen müßtest. Und erst auf der Brust und am Buckel! Da spürst es ordentlich, wia man dir in oam fort mit glühende Bügeleisen auf und ab fahrt. Ins Kreuz treibt's dir an Bohrer ein, daß du meinst, du kannst es nimmer aushalten! Und in die Füaß' hast an Weh, als ob ein Hühneraug' an andern sitzet. 's Fiaber kriagst so stark, daß 's di vom Bett bis zum Ueberboden aufi wirft. Wenn du bei der G'legenheit amal nimmer lebendig aberkimmst, kannst dei'm Schutzengel no danken, daß er di erlöst hat. Schlafen kannst gar nix mehr. Und wenn du amal a Stünderl schlafst, nachher tramt dir nix anders als von der Höll', daß du di überhaupt nimmer einzuschlafen traust. Essen kannst nix mehr und trinken kannst nix mehr. 's schmalzigste Rahmmuas sticht di im Magen, als wenn's a Pfann' voll Schuahnägel g'wesen wär'. Und der beste Wein schmeckt dir wia 's helliachte Petroli! Stehn kannst nimmer, liegen kannst nimmer und sitzen kannst nimmer. Am leichtesten wird dir noch sein, wenn man di alle Tag' a paar Stunden bei die Füaß' aufhängt, dein' Kopf nach unten. Freilich kann di bei der G'legenheit, wenn dir 's Geblüat zu viel in Kopf schiaßt, amal der Schlag treffen. Da kannst aber wieder nur dei'm Schutzengel und allen Heiligen im Himmel danken, daß du der Marter endlich abkommen bist. 's G'scheiteste wird sein, wenn du mindestens jede Stund' amal kräftig Reu' und Leid erweckst, weil du koa Minuten mehr sicher bist, ob du nit auf dö oder a andre Weis' plötzlich abfahren muaßt!"

„I bitt' di, Hias, hör auf!" stöhnte der Bauer, der mit wachsendem Entsetzen die Schilderung des Stiegel Baders angehört hatte. Es schüttelte ihn und beutelte ihn am ganzen Körper, als ob er jetzt schon am liebsten gegen die Stubendecke emporfahren möchte

„Da hab' i dir nur die Hauptsach' erzählt!" meinte der Hias gleichgültig, als ob es sich um die alltäglichsten Dinge von der Welt handelte. „Von dem schauderhaften Zahnweh, das di Tag und Nacht peinigt, von dem Husten, der di völlig erwürgt, und von dem ewigen Schwindel, der di gar koan Boden mehr unter deiner spüren laßt, als wenn du alleweil hoch oben in der Luft zappeln thätest, will i dir gar nix mehr sagen, weil du mir sonst noch verzagter wirst. Wenn aber einer von der Krankheit kuriert werden will, so muaß er ganz a b'sondere Schneid' haben!"

„Schneid' hab' i für zehn!" rief der Paulen Sepp, auf einmal wieder auflebend, weil von seiner Kur die Rede war. „Du kannst mir eingeben, was du willst! I sauf' dir alles, und wenn's noch so schlecht is! I bin iatz dös Einnehmen schon g'wöhnt worden!"

„Mit 'm Eingeben werden wir's bei dir bleiben lassen!" erklärte der Stiegel Bader. „Dös hilft dir nix mehr, weil du schon zu viel so Zeug g'fressen hast!"

„Nachher willst es vielleicht auch mit der Sympathie probieren?" fragte der Bauer.

„Dö hilft dir auch nix mehr!" meinte der Hias. „Wir probieren's mit 'm Baden!"

„Auf dös hab' i nia a rechtes Vertrau'n g'habt!" wehrte der Sepp ab, der ziemlich wasserscheu war.

„Wenn du's besser verstehen willst wia i, nachher machst du die Thür von draußen zu und haltest mi nimmer lang auf!" wurde der Hias grob.

„Kannst ja recht haben! Probieren wir's halt!" lenkte der Paulen Sepp ein.

„Warme Bäder müassen's sein!"

„Dö sein mir eh' liaber als die kalten!"

„So heiß als möglich!" erklärte der Hias. „Du mußt ordentlich ausg'sotten werden, wia a Hafen voll Kuttelfleck', daß wir dir dö wilde Klumper aus 'm Leib bringen! Die kräftigsten Kräuter und Wurzen müassen in das Bad eini. Bis übermorgen kannst kommen. Früher werd' i nit fertig mit 'm Z'sammsuchen. Der Wurzengraber Wastl muaß mir auch noch allerhand bringen. Dann wird der große Kessel in der Waschkuchel g'heizt. Und du muaßt an halben Tag lang in dem Dampf hocken bleiben und schwitzen. Mit a dreißig oder vierzig solcher

*) Zehrende Krankheit.

Bäder kannst vielleicht wieder der g'sündeste Mensch werden!"

„I dank' dir, Hias!" sagte der Bauer erleichtert. „Was is denn nachher für heut meine Schuldigkeit?"

„Darüber reden wir schon später!" entgegnete der Stiegel Bader.

„I zahl' dir, was du verlangst!" meinte der Sepp mißtrauisch. „Aber mit dem Wald wird's nix. Und mit dem Moidele —"

„Halt amal 's Maul mit dei'm Wald und dem Moidele!" unterbrach ihn der Hias. „Wenn i über dö zwei Ding' mit dir reden will, werd' i schon selber davon anfangen! Vielleicht kommt's noch amal zur Ausspråch'!"

„Gar nix kommt zur Ausspråch'! I gieb nit nach! Und i gieb justament nit nach!" ereiferte sich der Bauer.

„Was regst di denn wieder auf!" sagte der Stiegel Bader. „Dös g'hört auch mit zu deiner Krankheit, daß du di über jedes krumme Hölzel giftest. Und so a Gifthahn will g'sund werden! Wart nur, wenn i di nur amal in mei'm Waschkessel hab', i will dir einheizen, daß du so geduldig wirst wia a Lamperl!*) Der ewige Zorn muaß di ja umbringen! So, und iatz trinkst noch a Glasl von mei'm Lebensschnaps, daß du bis übermorgen a Kraft kriagst. I muaß schon a bisserl a Roßkur mit dir machen! Sonst greift nix mehr an bei deiner alten Krippen!"

Der Hias schenkte aus einer Flasche ein Viertel Weinglas mit einer schwarzen Flüssigkeit voll. Der Bauer stürzte es eilig hinunter und schnitt gräßliche Grimassen dazu. Der Lebensschnaps des Stiegel Baders schmeckte genau so wie Galläpfeltinte. Daraus machte sich aber der Paulen Sepp weiter nichts. Weil er nur wieder ein neues Mittel verschluckt hatte.

Als der Bauer vom Weerberg ins Dorf hinunter ging, schien die strahlende Sommersonne über dem herrlichen Unterinnthal. Kein Wölklein stand am Himmel. Licht und scharf zeichneten sich die Kanten der Berge gegen das blaue Firmament ab. Auf den Feldern war alles in voller Arbeit. Man hörte jodeln und singen. Leben und Freude, wohin man blickte. Die Welt war doch gar zu schön!

Der Paulen Sepp kam sich trotz der wilden Klumper, die in ihm ihr unheimliches Wesen trieb, doch nicht mehr gar so verlassen und verzweifelt vor wie auf dem Herweg nach der Behausung des Stiegel Baders. Leiden konnte er zwar den Hias ebensowenig wie früher. Und eher, als daß mit dem Wald und dem Diandl . . . Innerlich wurmte es ihn eigentlich noch immer gewaltig, daß er seinem Todfeind hatte kommen müssen. Aber wozu war der Hias schließlich ein Pflasterschmierer, wenn ihn nicht jeder in Anspruch nehmen durfte, der ihn brauchte, ob er ihm nun Freund oder Feind war. Und seine Rechte auf den Wald und das Moidele hatte sich der Bauer ja vorbehalten. Was ihm fehlte und allenfalls bevorstand, hatte er auch erfahren. Es standen ihm noch die Haare zu Berg, wenn er daran dachte. Und vielleicht hatte ihm der Hias die Krankheit doch nicht auf den Leib gewünscht, wenn der Bauer vor der Wissenschaft des Stiegel Baders jetzt auch eine noch viel heiligere Scheu hatte als früher. Sei dem, wie ihm wolle, es blieb ihm nichts anders übrig, als sich dem Hias fernerhin anzuvertrauen. Er mußte schon in den sauern Apfel beißen. Denn helfen konnte ihm sonst keiner als der junge Stiegel.

Mit dem Lebensschnaps des Hias mußte es übrigens seine Richtigkeit haben. Der Paulen Sepp fühlte es ordentlich, wie ihm von Schritt zu Schritt leichter wurde. Er konnte tief Atem schöpfen. Keine Stiche mehr im Kreuz und kein Brennen mehr in der Gurgel. Der Stiegel Bader war doch ein Mordssakramenter! Ganz aufgeräumt kam der Bauer daheim an. Er erzählte aber niemand von seinem Besuch am Weerberg.

Den folgenden Tag verlebte der Paulen Sepp in einer begreiflichen Spannung, was ihm der nächstkommende bringen werde. Er war kein sonderlicher Freund von Badekuren. Auf das „Gepritschel" hatte er nie was gehalten. Das Wasser war einmal zu naß. Aber was willst du machen, wenn du mußt! Und mit seiner wilden Klumper im Leib durfte er überhaupt nicht mehr lange mucksen.

Der Lebensschnaps des Stiegel Baders äußerte eine andauernde Wirkung. Der Sepp war fortgesetzt ganz aufgeräumt und guter Dinge. Vielleicht würde es auch gar nicht notwendig sein, so viele Bäder zu nehmen. Und schließlich sollte er ja in warmes Wasser. Das war zum Aushalten.

Der Bauer machte sich zur bestimmten Zeit wieder auf den Weg nach dem Weerberg. Der Hias erwartete ihn schon am Eingang zur Waschkuchel, die in dem Garten beim Stiegelhof als ein eignes kleines Häuschen stand. Da der Hias neben seinen Salben und Kräutern dem Fortschritt huldigte und zu den modernsten Wasserdoktoren schwur, hatte er sich die Waschkuchel vollkommen stilgerecht für seine Patienten eingerichtet. Das helle Bergbrünnlein beim Haus war jederzeit durch eine verstellbare hölzerne Rinne in die Kuchel zu leiten. Ein Bild des Pfarrer Kneipp hing da drinnen an der Wand, und ein ländlicher „Tuifelemaler" hatte verschiedene Wasseranwendungen mit lehrreichen Sprüchlein aus den Kneipp-Kalendern an die weißgetünchten Wände der Waschkuchel gepinselt.

Für die Dampfbäder hatte der Stiegel Bader in seinem Sanatorium am Weerberg eine geradezu geniale Einrichtung getroffen. Er ließ über den großen Waschkessel einen runden, hölzernen Klappdeckel machen, der hermetisch schloß. Gestern hatte er an dem Deckel noch in aller Eile ein Vorhängschloß anbringen lassen, das ihn mit der Ummauerung des Kessels verband.

Als der Paulen Sepp eintrat, brannte in dem Schürloch unter dem Kessel bereits ein lustiges Feuerlein. Der Deckel, in dessen Mitte ein Loch ausgesägt war, durch das der Patient den Kopf zu stecken hatte, stand offen. Aus dem Kessel stieg Dampf, der nach allerhand Kräutern duftete. Vor dem Schürloch kniete der Wastl, der eifrig Holz zulegte.

*) Lämmlein.

„Sepp, mit dir hab' i noch a nette Müh' g'habt!" drehte sich der Wurzengraber nach dem Bauer um. „I bin extra wegen deiner gestern noch aufs Kellerjoch aufi, um an ganzen Pack voll Engelwurz zu deinem Schwitzbad."

„Jatz mach nur weiter!" drängte der Stiegel Bader den Bauern. „Und wenn du fertig bist und im Bad hockst, nachher ruaf! I hol' derweil noch a paar Handtücher!" Damit gingen der Hias und der Wastl aus der Waschkuchel.

Der Paulen Sepp stieg mit etwas gemischten Gefühlen ins Bad, nachdem er zuerst vorsichtig und prüfend den Dampf der Kräuter eingeschnüffelt hatte.

„Hoi!" rief er. „I hock' schon drinnen!"

Der Stiegel Hias trat wieder ein und klappte sorgfältig den Deckel über dem Waschkessel zu. Der Kopf des Sepp schaute aus dem Loch, sonst war er verschwunden. Der Hias zog einen Schlüssel aus der Tasche und schloß das Vorhängschloß.

„Warum sperrst denn zua?" fragte der Bauer etwas ängstlich und drehte seinen Kopf nach beiden Seiten. „Da kann i ja nit außer, wenn i will!"

„Dös sollst auch nit!" erklärte der Stiegel Bader bestimmt. „Dös wär' mir a liabe Ordnung, wenn a jeder außer springet, wia er wollt'! Jatz bist amal eing'sperrt! Und aus dem Kessel sollst auch nit früher mehr außer, bevor i's für guat find'!"

„Meinetwegen!" ergab sich der Sepp in sein Schicksal. „Zu lang wird's wohl nit dauern?"

„Grad so lang, als i will!" sagte der Hias fast grob. „Uebrigens hab' i dir, damit dir die Zeit vergeht, a G'sellschaft mitbracht! Kommt's nur einer!" rief er bei der Thür hinaus.

Da torkelte der Wastl wieder in die Waschkuchel, und hinter ihm der Nachtwachter Flori und der tscherkete Hansl. Der Bauer machte erstaunte Augen, als er seine ganze Gesellschaft vom Wirt wieder beisammen fand. Es begann ihm die Geschichte nicht sonderlich richtig vorzukommen.

„Dö hättest du daheim lassen können!" meinte er mürrisch.

„Gelt! Jatz willst du nix mehr wissen von uns! Aber dazua wären wir dir guat g'nua g'wesen, mit deiner Leich' z'gehn und dir a Meſſ' zu zahlen!" that der Flori gekränkt.

„Und neulich hast uns auch prächtig brauchen können mit dei'm Erzdampf!" warf ihm der Hansl vor.

„Und i hab' mir gestern am Kellerjoch die ganzen Sohlen durchgehen können wegen deiner!" schmollte der Wurzengraber.

„Du, Hias!" wandte sich der Sepp an den Stiegel Bader. „Mir kommt völlig vor, i werd's nimmer lang aushalten können. Das Wasser is mir a bisserl z'heiß!"

„Wastl, leg a paar Scheiter nach!" befahl der Hias dem Wurzengraber, der sich bückte, aber nur so that, als ob er neu einheizen wolle. In Wirklichkeit war das Feuer schon nahe am Erlöschen.

„Um Gottes willen!" rief der Bauer und reckte seinen Kragen aus dem Deckelloch, so weit er es im stande war. „Nur nix mehr nachfeuern! Wenn i eh' sag', daß mir 's Wasser viel z'heiß is!"

„Das is nur a Einbildung!" erklärte der Stiegel Bader gleichmütig. „Dös is eben auch deine Krankheit, daß du dir immer das Gegenteil von dem einbildest, was wahr is. Wenn dir 's Wasser zu warm vorkommt, nachher is's alleweil noch viel zu kalt! Nur schüren, Wastl! Nur koa Holz sparen!"

Der Wastl kam scheinbar dem Befehl nach. Der Flori und der tscherkete Hansl beteiligten sich gleichfalls eifrig.

„Da verbrenn' i ja!" schrie der Paulen Sepp und stemmte sich mit den Schultern gewaltsam gegen den Deckel, aber der wich und wankte nicht.

„Nur an ganzen Arm voll Scheiter eini ins Feuer!" befahl der Stiegel Bader. „Der Dampf muaß ihm durch den ganzen Leib ausziehen!"

„I will aber nit!" schrie der Sepp im Kessel. „Dös bringt mi ja um! Dös halt't ja koa Stiar nit aus!"

„Nachfeuern!" erklärte der Hias unerbittlich.

„Außi laßt du mi!" brüllte der Sepp und stemmte sich mit Knieen und Fäusten gegen den Deckel. Obwohl das Wasser im Kessel die übliche Temperatur eines warmen Bades nicht überschritt, kam es dem Bauer doch vor, als ob es von Sekunde zu Sekunde heißer würde.

„Da kannst lang warten!" erwiderte der Hias. „Glaubst du vielleicht, i lass' mi von dir ausrichten, wenn dir mei Kur nix g'holfen hat, weil du mitten drunter davon g'sprungen bist?!"

„I brauch' dei Kur nimmer!" zeterte der Sepp. „Aufsperren thuast! Außi will i! Außi! Außi aus dei'm verflixten Hexenkessel!" Dabei polterte der Bauer verzweifelt mit beiden Fäusten gegen die Innenseite des Deckels, der aber nicht um einen Zoll breit sich heben wollte.

„Geh, thua nit so wild!" lachte der Hias. „Reden wir derweil von was anderm! Nur fleißig schüren!" wandte er sich an das Kleeblatt.

„Nix schüren! Koa Spandl mehr!" brüllte der Sepp und polterte wie ein Besessener in seinem Kessel. „Und i will mit dir von nix anderm mehr reden!"

„Aber i will!" erklärte der Hias mit einer unheimlichen Bestimmtheit. „Vorgestern hast du alleweil davon aug'fangen! Und heut fang' zur Abwechslung amal i davon an! Weißt schon, was i mein' — von wegen dem Moidele!"

„Da will i nix hören davon!" schrie der Sepp, dem vor Angst und Wut die Augen aus dem Kopf standen.

„Nachher stopfst dir halt die Ohren zua!" lachte der Stiegel Bader.

Diese bei der gegenwärtigen Lage des Sepp unmöglich durchzuführende Aufforderung brachte den Bauer außer Rand und Band. Er tobte im Kessel, als ob er die ganze Welt aus den Angeln heben wollte.

„Ob du mi außi laßt oder nit!" brüllte er, schon ganz heiser. „Du Gauner! Du Erzlump! Du Halsabschneider! Du Galgenstrick! Du — du Raubersg'sell elendiger!"

„Fünf Ehrenbeleidigungen!“ zählte der Stiegel Bader gleichgültig. „Wastl, für jede a Scheit Holz nachlegen!“

„Baderteufel!“ schrie der Bauer.

„Wastl, noch a Scheit!“ befahl der Hias.

„I hab' iatz dein' ganzen Schwindel heraus!“ krächzte der Paulen Sepp, der vor ohnmächtiger Wut bald purpurrot, bald totenblaß im Gesicht wurde. „Damit i zu allem Ja und Amen sagen soll, hast du mi in den Kessel g'sperrt!“

„Da kannst recht hab'n!“ meinte der Hias. „Warum bist du auch so hart g'sotten! Will i di halt a bisserl mürber siaden!“

„Du willst mi umbringen!“

„Wenn's sein muaß, schon!“

„Kimmst an Galgen!“

„Is mir alles gleich! Eher als daß i dein Diandl lass', eher an'n Galgen!“ rief der Hias. „Schau, Bauer, sei g'scheit! Der Prozeß wegen dem Wald hebt sich auf, wenn i dein Schwiegersohn werd'!“

„Außi!“ rebellte der Paulen Sepp. „I brauch' koan Schwiegersohn!“

„Aber i brauch' 's Moidele!“ meinte der Stiegel Bader. „Und für deine G'sundheit is's auch besser, wenn du amal den ewigen Zorn los kriagst! Uebrigens fehlt dir ja gar nix! Könnt mancher froh sein, wenn er so a Roßnatur hätt' wia du!“

„Nachher hast mir alles nur vorg'macht, du Lugenbeutel, du Leutanschmierer!“ schrie der Sepp.

„Schimpf nit lang!“ sagte der Hias. „Sonst schick' i den Wastl um a Fuhr neues Holz. Wir haben schon alles verschürt!“

„Und dö drei Haderlumpen beim Wirt, dö mit meiner Leich' haben gehn wollen, hast auch du ang'stiftet!“ rief der Paulen Sepp und wurde krebsrot vor Wut.

Der Wurzengraber, der Nachtwachter und der tscherkete Hansl hatten sich rings um den Kessel aufgestellt und grinsten nun dem Paulen Sepp seelenvergnügt ins Gesicht.

„Aber wia hast du denn so was nur glauben können!“ sprach der Hansl mit sanftem Vorwurf.

„Du schaust ja aus wia 's Leben!“ versicherte der Flori.

„Und bei der Hochzeit vom Moidele sein wir alle drei eing'laden!“ meinte der Wurzengraber Wastl. „Mit deiner Leich' geh' i deswegen schon doch, wenn du zufällig früher abfahrst als i!“

„Mordsbagasch überanand!“ brüllte der Sepp und machte einen letzten verzweifelten Versuch, den Deckel zu sprengen. Vergebens. Das Wasser schien ihm immer heißer zu werden. Er mußte schon ganz verbrüht sein. Er fühlte, wie seine Kräfte schwanden. Ein Zustand lethargischer Erschöpfung war über ihn gekommen.

„Wastl, geh um Holz!“ beantwortete der Stiegel Bader energisch die letzte Beleidigung des Bauern.

„Nit! Nit! Nur nimmer schüren! I bitt' enk, laßt's mi außi! Es is sonst mein letztes Stünderl! Des habt's mi auf 'm G'wissen!“ bat er jetzt ganz flehentlich. Er sah ein, daß er wider den Willen des Hias sein enges Gefängnis nicht verlassen konnte.

„Also bist nachher mit allem einverstanden?“ fragte der Stiegel Bader. „'s Moidele wird mein Weib! Und den Wald thuan wir in allem Frieden z'sammen! Hast was dagegen einzuwenden? Dann lass' i frisch heizen! Für jeden Einwand an Arm voll Scheiter!“

„I sag' ja nix mehr!“ stöhnte der Bauer jämmerlich. „I bitt' di Hias, laß mi außi!“

„I heirat' das Diandl!“

„Ja, heirat' sie wegen meiner!“ gab der Sepp weinerlich seine Einwilligung. „Aber sperr den Kessel amal auf! I kann's nimmer aushalten!“

„So g'schwind geht das nit!“ wehrte der Stiegel Bader ab. „Damit du mir nachher wieder alles umstehst, wenn du heraußen bist!“

„I steh' nix mehr um!“ versicherte der Bauer verzweifelt.

„Du muaßt es schwören!“ verlangte der Hias.

„Wir drei sein Zeugen!“ rief der Wastl und stellte sich mit dem Nachtwachter und dem tscherketen Hansl breitspurig vor dem Waschkessel auf.

„I schwör'!“ ächzte der Paulen Sepp.

„Reck drei Finger auf!“ befahl der Stiegel Bader.

„Dös kann i ja nit! Der verflixte Deckel!“ jammerte der Sepp.

„So thua's im Kessel drein!“ rief der Hias. „Gilt gleich viel!“

„I reck' sie schon auf! I schwör'!“ erklärte der Paulen Sepp ganz matt, mit erlöschender Stimme....

Der Verspruch des Stiegel Baders mit dem Moidele wurde noch am Abend desselben Tages beim Lammwirt gefeiert. So sehr der Bauer innerlich auch vor Wut kochte, wagte er doch keine Widerrede mehr. Er mußte sogar noch recht klein beigeben und bat den Hias sowohl wie die drei andern, sie möchten ja kein Sterbenswörtlein von der ganzen Geschichte verlauten lassen, denn sonst würde man ihm ja von Hall bis Schwaz in allen Orten des Unterinnthals ein Buchstabill aufschlagen.

Vielleicht hat aber der Nachtwachter Flori in einem Rausch doch was ausg'ratscht. Denn wie der Paulen Bauer von der wilden Klumper kuriert wurde und der Stiegel Bader das Moidele bekam, wußte bald jeder Lausbua zu erzählen. Und im nächsten Fasching haben die Dorfburschen von Weer die ganze Waschkesselkomödie öffentlich im großen Tanzsaal beim Lammwirt zum allgemeinen Gaudium von Manderleut und Weiberleut aufgeführt.

Inzwischen hatte der Stiegel Bader das Moidele bereits geheiratet. Der Paulen Sepp war aber merkwürdigerweise „pumperlg'sund“ geworden und hatte sich mit seinem Schwiegersohn langsam ausgesöhnt. Im Anfang kostete es ihn allerdings eine schreckliche Ueberwindung. Aber schließlich verdankte er es doch nur dem Stiegel Bader, daß er jetzt ohne Stich' im Kreuz und ohne Brennen in der Gurgel leben konnte.

ERST WAEGEN

DANN WAGEN

FRITZ·HEGENBART·

Zeichnung von Fritz Hegenbart.

Zu Moltkes Gedächtnis.

Am 26. Oktober 1900.

O Vaterland, lass heute liegen,
Was stören und verwirren kann!
Gedenk der Zeit, die reich an Siegen
Nach langer Zeit der Schmach begann.
Gedenk des Manns, der deine Scharen
Einst in dem grossen Kampf gelenkt,
Des Helden, den vor hundert Jahren
Der güt'ge Himmel dir geschenkt.

Er war nicht in der Menschen Munde,
Eh er zum Werk berufen ward,
Still blieb er bis zur rechten Stunde
Als rechter Mann dir aufgespart.
Gezählt war er schon zu den Alten,
Da er voran als Führer schritt,
Da er, den Erntegang zu halten,
Die ersten reifen Aehren schnitt.

Sein Auge sah klar in die Ferne,
Geblendet nicht vom Glanz der Welt,
So ward er einer der zwei Sterne,
Die deinen Himmel einst erhellt.
Bismarck und Moltke, diese beiden
Nennst du zusammen stets aufs neu',
Zwei echte Männer, so bescheiden
In ihrer Grösse und so treu!

Gedenk des Manns, der einst der Lenker
Des Volks war, das in Waffen stand,
Der sinnend als ein Schlachtendenker
Zum Ruhm die Wege sucht' und fand.
Gleich blieb er sich vom Anbeginne
Bis an das Ende seiner Bahn,
Ein Mann so recht nach deutschem Sinne,
Mit Ehr' und Tugend angethan.

Noch ein Jahrzehnt nicht ist geschwunden,
Seit ihn der Tod hat uns geraubt,
Doch von des Lorbeers Kranz umwunden
Sehn vor uns wir sein edles Haupt.
Dies Haupt zu sehn noch ward beschieden
Dem jetzt erwachsenden Geschlecht
In dem mit Ruhm erworbnen Frieden,
Der uns verhalf zu Macht und Recht.

O Vaterland, bewahr und hüte
Dein Kleinod, schwer erkämpft im Streit,
Dass nicht verderbe deine Blüte
Im Lauf der wechselvollen Zeit —
Dass er allzeit sich deiner freue,
Der segnend blickt auf dich herab,
Und mit dem Immergrün der Treue
Schmück deines stillen Helden Grab!

J. Trojan.



Helmuth von Moltke.

Geboren am 26. Oktober 1800.

Von

J. Scheibert.

Die große Zeit, die Deutschland durchlebte, mit der Moltkes Name so eng verknüpft ist, trägt die Eigentümlichkeit an sich, daß nicht, wie in den Zeiten Alexanders, Friedrichs oder Napoleons, einzelne Uebermenschen das Geschick der Zeit regelten, sondern daß eine enge Genossenschaft von Reckengestalten die Schicksale Preußens und Deutschlands vereint leitete. Man nehme einen von den tüchtigen großen Weiganden: Wilhelm, Bismarck, Moltke, Roon aus diesem gewaltigen Quatuor fort, und die Lücke wird selbst dem Laien fühlbar sein! Das große Verdienst König Wilhelms aber bleibt allerdings, seine Ratgeber zum Teil gefunden, vor allem sie trotz der ausgeprägten starken Individualität der erwählten Paladine in ihrer Eigenart geduldet und ihrem Treiben freien Ellbogenraum gelassen zu haben.

Ein genialer hoher Offizier, der Moltke lange Zeit zur Seite gestanden hat und wie alle Kameraden, denen das Glück zu teil wurde, mit dem großen Mann in näherer Berührung gewesen zu sein, ein begeisterter Verehrer des Feldmarschalls war, sagte, daß in einem Lande, in dem Altersgrenzen beständen, oder unter einem Kriegsherrn, der nicht ein Menschenkenner wie Kaiser Wilhelm es gewesen sei, ein Moltke wahrscheinlich niemals eine große Rolle gespielt haben würde! Ihm gingen unter anderm die gewissermaßen subalternen Eigenschaften ab, ohne die ein Truppenführer nicht gedacht werden kann; ja, er wäre sicherlich in arge Verlegenheit geraten, wenn ihm zum Beispiel die Führung eines Regiments in schwierigem Gelände übertragen worden wäre.



Graf Moltke in Apenrade

Dadurch aber, daß der große königliche Lenker Preußens diese Eigenart wohl durchschaute und Moltke nie zu der sonst im Generalstab üblichen Truppenführung abkommandierte, gab er ihm Gelegenheit, seine ganze Kraft der Förderung jener großartigen Eigenschaften zu widmen, die ihn weit über die Strategen seiner Zeit hinaustrugen, und jene Besonderheiten zu pflegen, die ihn zu dem gefeierten Feldherrn der zivilisierten Welt machten, da er lernte, die Kühnheit eines Husaren mit der Vorsicht eines sorgsamen Führers, die politische Feinfühligkeit eines Staatsmannes mit der Gewandtheit, die militärischen Maßnahmen den politischen Realitäten anzupassen, aufs engste zu verbinden.

Wir wollen keine Biographie des großen Schlachtenlenkers geben, aber doch eine kurze Darstellung seines Werdeganges. In einem bescheidenen Häuschen der kleinen Stadt Parchim erblickte Helmuth von Moltke das Licht der Welt. Dunkle Wolken lagerten über Europa: Marengos Donner klangen über seinem Bettlein und die furchtbare Katastrophe von Jena-Austerlitz brach über seine Kindheit hinein; nicht als fernes, geschichtliches Ereignis, sondern mit fast elementarer Gewalt grausam in sein eignes Geschick eingreifend! Die Eltern des Knaben hatten sich nach Lübeck geflüchtet und mußten dort die schändliche Racheplünderung der Franzosen im Jahre 1806 durchleben. Von dem geretteten Vermögen erwarben sie sich 1811 ein Gütlein bei Kiel, den jungen Helmuth in die Pension eines Pastorhauses gebend, in dem der brave, begabte Knabe zwei unvergeßlich schöne Jahre seiner Jugend verlebte.

Das Gütlein trug jedoch nicht genug ein, um die Familie zu erhalten, und so war der Vater genötigt, sich nach einer neuen Stellung umzusehen und trat in dänische Dienste, in denen er es bis zum Generalleutnant brachte. Für den jungen Moltke aber begann damit eine traurige Zeit. In seiner knappen, aber vielsagenden Weise äußerte er sich über die Kadettenzeit, die er in der durch kleinliche Pedanterie verkümmerten Anstalt durchlebte, folgendermaßen: „Ohne Verwandte und Bekannte in einer fremden Stadt, brachten wir eine recht freudlose Kindheit zu. Die Behandlung war streng, selbst hart. Das einzig Gute, das diese Behandlung mit sich brachte, war, daß wir uns früh an Entbehrungen aller Art gewöhnen mußten."

Einer seiner Mitschüler entwarf damals ein Bild des jungen Moltke, dem wir deshalb Raum geben, weil es den späteren Feldmarschall schon in vieler Hinsicht charakterisiert: „Er war ein schlanker junger Mensch mit vollem, blondem Haar und gutmütigen blauen Augen, von stillem, aber freundlich entgegenkommendem Wesen und treuherzigen, offene Antlitzes, über dessen ernste Mienen in unbewachten Augenblicken zuweilen ein Zug von verhaltener Wehmut flog. Sein eiserner Fleiß und energischer Wille schreckten vor keiner Aufgabe zurück und wußten sie mit sicherer Hand zu erreichen. Bei seinen Kameraden stand er in einem gewissen Respekte; er wußte dieses auch; niemals aber machte er von seinem Uebergewichte und Ansehen den geringsten Gebrauch. Gesprächig und mitteilsam im Verkehr, ernst und zurückhaltend im Dienst und bei der Arbeit, beseelten ihn vorzugsweise ein unermüdlicher Pflichteifer und eine fast beispiellose Gewissenhaftigkeit."

Wer erkennt in diesen Zügen nicht schon die Grundlagen des Wesens und Schaffens des Leiters unsers Generalstabes? Wie bei dem Lebenslauf des Kaisers Wilhelm und Roons hieß es auch bei ihm: „Durch Nacht zum Licht!" Die Vorbildung für seinen künftigen Beruf erhielt er in einem dänischen Kadettenhause, doch ließ sein scharfes Auge ihn bald erkennen, daß die dänische Armee seinem Wollen und Können zu enge Grenzen zog; somit trat er in die preußische Armee ein, und zwar im Jahre 1822 in das 8. (Leib-)Infanterieregiment. Auch in Preußen war er nicht auf Rosen gebettet. Er schreibt darüber:

„Ja, die erste Zeit meiner Carriere war arm an Freuden des Lebens. Ich kam auf die Kriegsschule in Berlin zu einer Zeit, wo das Vermögen meiner Eltern durch die Kriege und eine unabsehbare Reihe von Unglücksfällen fast gänzlich verloren gegangen war. Kein Pfennig Zulage konnte mir gewährt werden, und Sie können sich kaum vorstellen, wie ich mich einschränken mußte. Und trotzdem gelang es mir, so viele Ersparnisse noch zu machen, daß ich Unterricht in neuen Sprachen nehmen konnte — es ist wahrhaftig kein beneidenswertes Los, das eines armen Leutnants."



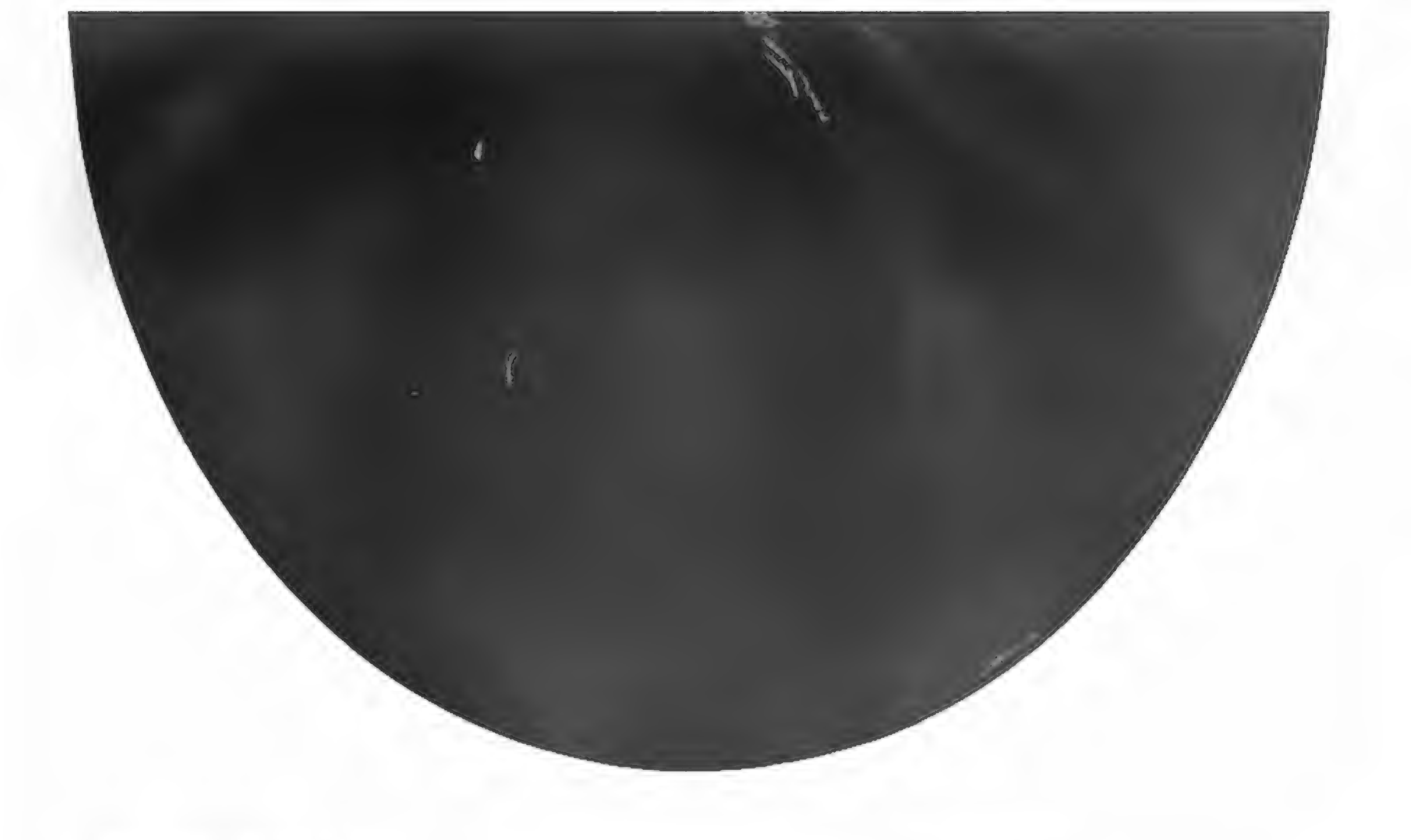
Mary Moltke, geb. Burt, die Gattin des Generalfeldmarschalls.

Bald aber begann die Zeit, in der Moltke die ihm inzwischen gewachsenen Flügel frei regen durfte. Nicht nur wurde er in den Generalstab versetzt, sondern auch mit dem sehr interessanten Kommando nach der Türkei betraut, durch das er nicht sowohl seine Kenntnisse erweitern, wie auch seine Fähigkeiten bewähren konnte. Bekanntlich ging die Schlacht bei Nisib gegen die Aegypter für die Pforte dadurch verloren, daß der führende Pascha der Türken den dringenden Vorstellungen Moltkes, die Entscheidung noch aufzuschieben, nicht nachgab, sondern trotz aller entgegenstehenden Bedenken die Schlacht in Scene setzte. Die Verleihung des Ordens pour le mérite war die Belohnung des Königs Friedrich Wilhelm III. für die Thätigkeit des jungen Offiziers und für sein hervorragendes Wirken.

Mancherlei ehrende Kommandos brachten Moltke in den folgenden Jahren in aller Herren Länder, in denen er natürlich nicht versäumte, sich die betreffenden Armeen, mit denen er später in Berührung kommen sollte, näher anzusehen und gründlich zu studieren.

Im Jahre 1857 wurde Generalmajor von Moltke an die Spitze des preußischen Generalstabes gestellt. Seine Meisterjahre begannen! Diese Meisterschaft bewährte Moltke in den drei großen Feldzügen, zu denen er die Entwürfe bearbeitete. In diesen Entwürfen wie in den nachherigen Durch-





Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

F. v. Lenbach

Graf Moltke.

führungen zeigte sich Moltke als der sichere Beherrscher der Operationen mit großen Massenheeren und der Benutzung der neuen Kriegsmittel, vornehmlich der Bahnen und der Telegraphie. König Wilhelm und er — man kann eben beide nicht trennen — waren Napoleon I. darin überlegen, daß sie nicht wie jener die Details für alle Bewegungen selbst bestimmten, sondern durch die Schaffung von Ober(armee)kommandos sich Zwischeninstanzen errichteten, denen sie all die Sorgen um die besonderen Operationen getrost überlassen konnten, während jener französische Meister der Kriegskunst seine große Riesenkraft fast aufrieb, um alles in eigner Person leiten zu wollen. Die Ueberlegenheit des preußisch-deutschen Heeres in Bezug auf die Ausbildung der Offiziere aller Grade gab dazu allerdings ein Material, über das Napoleon nicht zu verfügen hatte, ein Material, dessen Zurechtstellung andrerseits wieder der Fürsorge der Hohenzollern in erster Linie zu danken war!


Handzeichnung Moltkes, Original im Besitz von Frau Marie Matthies, geb. Knudson, in Buschenhagen.

Vorbildlich war nun aber, wie ein Biograph des Feldmarschalls treffend sagt, die Art und Weise, wie diese Oberkommandos geleitet wurden. Die Entlastung, die die oberste Heeresleitung durch deren Schöpfung erfuhr, gab ihr die Möglichkeit, ihr Auge unverwandt und ohne Ablenkung durch untergeordnete Sorgen nur auf die großen Ziele des Krieges gerichtet zu halten. Es ist für einen Freund der Kriegsgeschichte geradezu ein Hochgenuß, zu verfolgen, in welcher meisterhaften Selbstbeschränkung die Leitung der Armeekommandos geschah. Da ist nichts von den scharfen Befehlen Napoleons, noch weniger von dem Dreinreden zu finden, mit dem Gambetta vermittelst seiner dilettantischen Eingriffe die Kommandeure in ihren Schritten gängelte und damit unwillig machte, ja hemmte! Meist begnügte sich das Große Hauptquartier mit den Darlegungen der Lage der Dinge im großen und den besonderen Absichten der Leitung, den Oberkommandos meist die Ziehung der Konsequenzen für ihre speziellen Verhältnisse selbst überlassend. Durch die Friedensmanöver waren die Führer bekanntlich an diese Handhabung der Operationen gewöhnt worden. Nur in ganz ausnahmsweisen Fällen und wo ein Zögern schwere Gefahr bringen konnte, wurden ganz bestimmte Befehle gegeben.

Eine weitere Neuerung, die Moltke allerdings erst in dem französischen Kriege ins Leben rief, war die ausgedehnte, weit ausholende Aufklärung durch größere Kavalleriecorps, beziehungsweise Divisionen. Durch diese Maßregel wurde zweierlei erzielt: einmal die vollständige Verschleierung der eignen Bewegungen und andrerseits die Kenntnis der feindlichen Aufenthalte und Bewegungen, womöglich der gegnerischen Absichten. Daß durch solche Aufklärung des feindlichen Gebietes auf weite Entfernungen hin das Sicherheitsgefühl in der Armee wesentlich gesteigert wurde, werden auch die Nichtmilitärs einsehen.

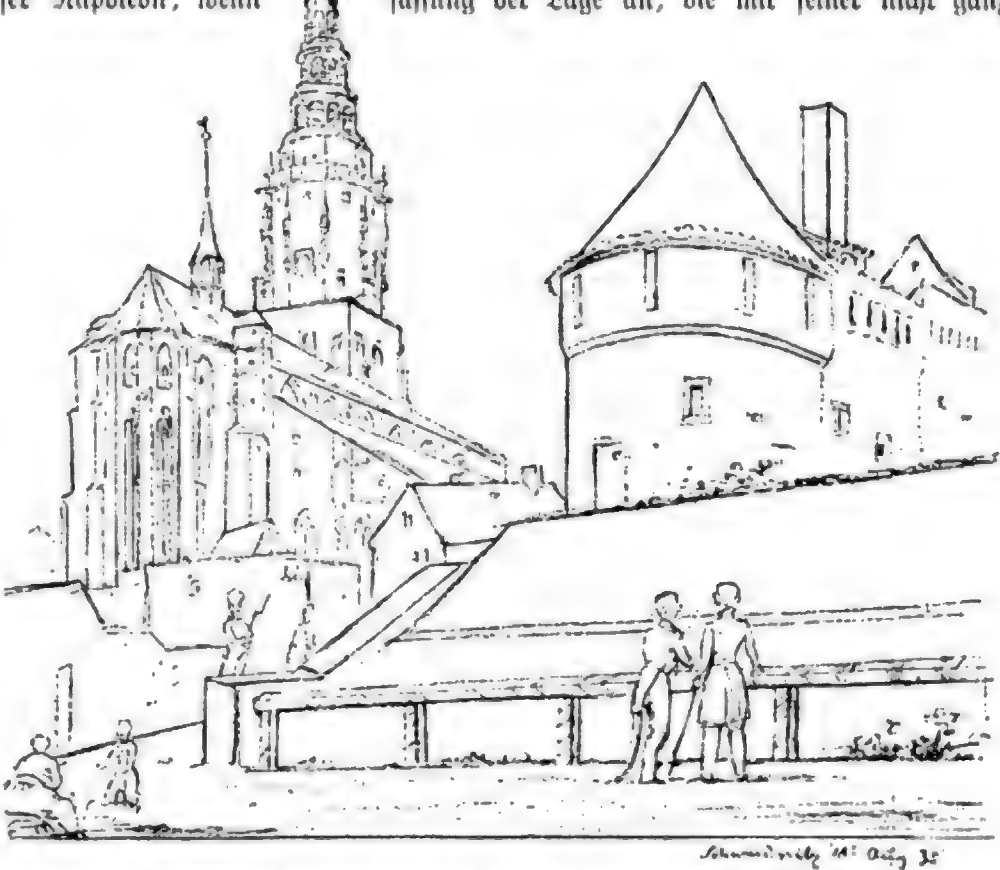
Viel ist von Moltkes Strategie gesprochen worden, am meisten von Laien,



Handzeichnung Moltkes, aus „H. von Moltke, Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten.“ Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

die besonders viel von seinem Rezepte: „Vereint schlagen, aber getrennt marschieren“ fabulieren. Moltke selbst gebrauchte das Wort „Strategie“ möglichst wenig, ja sprach einmal die Bemerkung aus: „Was will eigentlich jener Herr mit seinen ‚strategischen‘ Lehren? Strategie ist Gebrauch des gesunden Menschenverstandes bei Anwendung der Kriegsmittel.“ Diese Kriegsmittel wandte er aber nur an, um das höchste Ziel jeder Kriegführung: Vernichtung des Gegners, zu erreichen. Alle seine sonstigen Maßnahmen waren nur hilfreiche Dienerinnen, um dieses eine Endziel zu erlangen!

In dem Auffassen der Kriegskunst folgte er den Lehren Clausewitz', glich er seinem Vorgänger, dem Kaiser Napoleon, wenn er ihn auch durch die Gewalt und die Erfolge seiner Siege fast übertraf. In sieben Tagen beendete er den Krieg, an dessen Durchführung unsre Vorfahren sieben Jahre kämpften, und in sieben Monaten lag die kaiserliche Armee Frankreichs gefangen in den deutschen Festungen, während die Aufgebote Gambettas in alle Winde zerstreut waren, Resultate, die seit dem Altertum kaum zu verzeichnen waren. Daß es trotz dieser übermenschlichen Erfolge noch Kritikaster giebt, die dem großen Führer seine vermeintlichen Fehler vorrechnen, ist entschuldbar, giebt es ja sogar Geschöpfe, die den Mond anbellen!



Handzeichnung Moltkes, aus „H. von Moltke, Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten.“ Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

Generalfeldmarschall Moltke hatte, wie wir schon andeuteten, keine Rezepte, sondern handelte nach den sich ihm darbietenden Umständen und militärischen wie politischen Lagen. Nötigten ihn Rücksichten der Verpflegung oder mangelnder Raum zum Aufmarsche, wie vor Beginn des Feldzuges 1866, weitere Räume zu besetzen, so ließ er die Armeen erst zu dem letzten Endzwecke ihrer Thätigkeit, nämlich zum Schlagen, sich vereinen; hatte er dagegen diese Sorgen nicht, wußte jedoch andrerseits nicht genau, wo er den Gegner treffen würde, so bildete er im Gegenteil, wie zum Beispiel im Beginne des Krieges 1870, mehr geschlossene Massen und löste diese Geschlossenheit erst, als die Bewegungen und Stärkeverhältnisse der feindlichen Heere durchaus festgestellt waren.

Aus diesen Darlegungen geht hervor, daß Moltke weder strategische Regeln oder Vorschriften für die Erkämpfung von Erfolgen hinterlassen konnte, und dennoch überstrahlt er viele große Feldherren auch dadurch, daß gerade er eine Schule hinterließ. Diese war aber nicht aus guten Lehrsätzen und Rezepten gebildet, die er seinen Schülern vererbte, sondern in der Schulung der Geister: in allen Lagen das Richtige zu erwägen und dieses dann energisch durchzuführen. Wer einen Blick in diese Schulung werfen will, der nehme sich die Aufgaben vor, die Moltke gegeben und hinterlassen hat, arbeite sie mit sorgsamstem Fleiße durch und vergleiche damit des Meisters Lösungen; wobei zu bemerken ist, daß Moltke selbst weit entfernt davon war, diese seine Lösungen als die einzig richtigen Antworten auf die gegebenen Fragen hinzustellen, sondern er erkannte voll und gern jede Auffassung der Lage an, die mit seiner nicht ganz übereinstimmte, wenn sie nur rationell und durchdacht war.

„Genie ist Fleiß,“ sagt Goethe. Moltkes ganzes Leben aber war durch schwere Arbeit durchgeistigt und verschönt! Seine hohe Genialität war mit strenger Schulung des Geistes gepaart und dadurch gebändigt. Die höchste Potenz der Pflichttreue war das Steuer seines Lebens. Aeußere Einflüsse und Eindrücke waren für ihn daher nicht vorhanden; Verantwortlichkeit und Gefahr brachten ihn nicht aus dem Gleichgewichte, Ehrgeiz oder sonstige selbstsüchtige Wallungen kannte seine edle Natur nicht!

Selbst den Krieg als solchen liebte er nicht, sondern sah ihn als notwendiges Uebel an, ohne dessen rauhes Handwerk allerdings kein Staat seine Sicherheit, Ehre und Unabhängigkeit bewahren könne.

Seine Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit sind bekannt, nur die Freude, dem Vaterlande und dem

Kaiser auf den Schlachtfeldern wie im stillen Wirken in seinem Stabe wie im Reichstage oder sonstigen staatlichen Pflichten erfüllen zu können, gab ihm Befriedigung und wahre Freude.

Wir können es uns nicht versagen, wenigstens einige Auslassungen des großen Denkers hier wieder zu geben, die ihn mehr charakterisieren als lange Beschreibungen. So hat er bei Gelegenheit der Militärdebatten und an andern Orten folgende Aussprüche über die Notwendigkeit, starke Wehrkräfte bereit zu halten, gethan:

„Wehe dem Volke, dessen Existenz von einer Urkunde abhängen soll, für welche es die Garantie nicht in seiner eignen Stärke findet!"

„Kleine Staaten können sich auf Neutralitäten, auf internationale Garantien verlassen; ein großer Staat besteht nur durch sich selbst und aus eigner Kraft; er erfüllt den Zweck seines Daseins nur, wenn er entschlossen und gerüstet ist, sein Dasein, seine Freiheit und sein Recht zu behaupten, und ein Land wehrlos zu lassen, wäre das größte Verbrechen seiner Regierung."

Ein andermal sagte er: „Vergessen wir doch nicht, daß seit dem Verfall der deutschen Kaisermacht Deutschland das Schlachtfeld und das Entscheidungsobjekt für die Händel aller andern gewesen ist, daß Schweden, Franzosen und Deutsche Deutschland auf mehr als ein Jahrhundert in eine Wüste verwandelt haben, auch später noch. Sind nicht die großen Trümmer am Neckar, am Rhein und tief in das Land hinein bleibende Denkmäler unsrer einstigen Schwäche und des Uebermutes unsrer Nachbarn? Wer möchte auch nur die Tage zurückrufen, als auf das Machtgebot eines fremden Herrschers deutsche Kontingente gegen Deutschland marschieren mußten? Schützen wir vor allem die Ehre und die Sicherheit des Reiches, wahren wir die lang ersehnte, die endlich erreichte Einheit der Nation. Fahren wir fort, Frieden zu halten, so lange man uns nicht angreift, den Frieden zu schützen nach außen, soweit unsre Kräfte reichen."

Originell ist folgender Ausspruch: „Alle unsre Nachbarn haben, mehr oder weniger, ich möchte sagen, Rückenfreiheit; sie haben Pyrenäen und Alpen hinter sich oder barbarische Völkerschaften, die sie nicht zu fürchten brauchen. Wir stehen unter den großen Mächten mitten inne; unsre Nachbarn im Westen und Osten haben nur nach einer Seite Front zu machen, wir nach allen; sie können und sie haben schon im Frieden einen bedeutenden Teil ihrer Heeresmacht nahe an unsrer Grenze disloziert, während unsre Regimenter gleichmäßig verteilt stehen über das ganze Reich. Wir brauchen darin keine feindseligen Absichten zu suchen. Wenn unsre Nachbarn wirklich Gefahr von Deutschland besorgen, so haben sie ja von ihrem Standpunkte Recht, aber wir müssen doch mit diesen Verhältnissen rechnen ... Hat der deutsche Michel überhaupt jemals das Schwert gezogen, als um sich seiner Haut zu wehren?"

Ueber die große Frage des Wertes der Kriege sagte Moltke einmal: „Glücklich die Zeiten, wo die Staaten nicht mehr in der Lage sein werden, den größten Teil aller ihrer Einnahmen zu verwenden bloß auf die Sicherheit ihrer Existenz, wo die Regierungen nicht nur, sondern auch die Völker und die Parteien sich überzeugt haben werden, daß selbst ein glücklicher Feldzug mehr kostet, als er einbringt, denn materielle Güter mit Menschenleben zu erkaufen, kann kein Gewinn sein!"

Ein andermal sprach er: „Nun ist aber doch das erste Bedürfnis eines Staates, zu existieren, sein Dasein nach außen gesichert zu sehen. Im Innern schützt ja das Gesetz Recht und Freiheit des Einzelnen; nach außen von Staat zu Staat nur die Macht."

Noch lange vor der Haager Konferenz, die Moltke nicht erlebte, äußerte er: „Der ewige Friede ist ein Traum, und zwar nicht einmal ein schöner Traum. Der Krieg ist ein Element der von Gott eingesetzten Ordnung. Die edelsten Tugenden des Menschen entfalten sich daselbst: der Mut und die Entsagung, die treue Pflichterfüllung und der Geist der Aufopferung. Der Soldat giebt sein Leben hin. Ohne den Krieg würde die Welt in Fäulnis geraten und sich im Materialismus verlieren."

Wie wenig er den Krieg als solchen für ein Glück hielt, zeigt er in dem Ausspruch: „Wir wollen nicht den Krieg. Wir wollen unsre Verhältnisse im Innern in Frieden ausbauen; wir wollen unsre deutschen Angelegenheiten in Deutschland regeln, und wenn man uns daran hindert, dann wollen wir den Krieg."

Betreffend die Ausbildung der Armee sagte er unter anderm: „Es ist allerdings der Militärdienst nicht eine produktive Arbeit, aber er bezweckt und erreicht die Sicherheit des Staates, ohne welche jede produktive Arbeit unmöglich ist; er bildet die Schule für die heranwachsene Generation in Ordnung, Pünktlichkeit, Reinlichkeit, Gehorsam und Treue — Eigenschaften, die für die spätere produktive Arbeit nicht verloren gehen."

Bei Gelegenheit des Anstoßes aus dem Hause, die Dienstzeit zu kürzen, meinte Moltke: „Es handelt sich bei der Armee um die Ausbildung und Befestigung der moralischen Eigenschaften, um die militärische Erziehung des Jünglings zum Manne. Das läßt sich nicht einexerzieren, es will eingelebt und angewöhnt sein."

„Strenger Gehorsam bildet, selbst in den mißlichsten Lagen, eine der ersten militärischen Tugenden."

„Unsicherheit im Befehlen erzeugt Unzuverlässigkeit im Gehorchen."

Nach 1866 äußerte er: „Man hat gesagt, der Schulmeister habe unsre Schlachten gewonnen. Das bloße Wissen erhebt den Menschen noch nicht auf den Standpunkt, daß er bereit sei, das Leben einzusetzen für eine Idee, für Pflichterfüllung, für Ehre und Vaterland; dazu gehört die ganze Erziehung des Menschen. Nicht der Schulmeister, sondern der Erzieher, der Militärstand, hat unsre Schlachten gewonnen, welcher jetzt bald sechzig Jahrgänge der Nation erzogen hat zu körperlicher Rüstigkeit und geistiger Frische, zu Ordnung und Pünktlichkeit, zu Treue und Gehorsam, zu Vaterlandsliebe und Mannhaftigkeit. Sie können die Armee, und zwar in ihrer vollen Stärke, schon im Innern nicht entbehren für die Erziehung der Nation."

Bemerkenswert ist folgende Entgegnung betreffend die Bevorzugung des Adels in der Armee: „Für Kastengeist haben wir eine andre Bezeichnung; wir nennen das Kameradschaft. Es ist das feste Band, das die Offiziere eines Regiments miteinander verbindet, in allen ihren Interessen, zum gegenseitigen Beistand in Freud und Leid, im Frieden und im Krieg. Kameradschaft war es, wenn in unsern Feldzügen da, wo eine Abteilung

E. RAU

Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

Emil Rau

Friedensverhandlungen.

im Gefechte verwickelt wurde, von allen Seiten die übrigen herbeieilten, um Hilfe und Beistand zu leisten, und diesem Vorgehen verdanken wir wesentlich mit die Erfolge, die erzielt sind ... Man könnte glauben, daß in der Armee ein Gegensatz bestünde zwischen adeligen und bürgerlichen Offizieren. Das ist nicht der Fall. Ist ein Avantageur vom Offiziercorps gewählt und eingetreten, so schließt die Kameradschaft jede weitere Unterscheidung aus. Einen solchen Zwiespalt in die Armee hineinzutragen, wird niemand gelingen, das sind wirklich unnütz verschossene Platzpatronen!"

Auch allgemein staatsmännische Gedanken hat Moltke gelegentlich wiedergegeben. So: „Eine weise Politik bemißt ihre Ziele nicht nach dem Begehrenswerten, sondern nach dem Notwendigen."

„Gesetz und Recht muß überall geachtet werden, da nur dadurch der Zweck des Staates in sittlicher Beziehung erfüllt wird."

„Wir wünschen alle aufrichtig, daß die Gesetze gehalten werden; der beste Weg dazu ist, die Gesetze so zu geben, daß sie gehalten werden können."

„Die Revolutionen, welche in ihrer Dauer selbst die schlechtesten Herrschaften zurückwünschen lassen, haben ebenso oft zum Despotismus als zur Freiheit geführt. Nur wo nicht Ueberzeugung, sondern Leidenschaften, nicht tiefgefühlte Notwendigkeit, sondern teilweises Interesse die Triebfedern sind, welche die Masse in Bewegung setzen, da suchen wir vergebens nach Ursache und folgerechter Wirkung."

„Unbedingte Hingebung und unwandelbare Treue können sich in monarchischen Staaten nur an die Person des Kriegsherrn, nicht aber an ein politisches System knüpfen."

In allen diesen Aussprüchen erkennt man den weiten staatsmännischen und soldatischen Blick des unvergeßlichen Führers unsrer Armeen und weisen Ratgebers unsers Kaisers und Königs.

Möge stets der Wahlspruch des alten Recken: „Erst wägen, dann wagen!" das Leitmotiv unsers Handelns sein! Mit ihm hat der schlichte Sohn seiner Zeit den Grund zum Deutschen Reiche gelegt! Wohl hat darum jener seiner Schüler recht, der schrieb: In antiker Größe ragt Moltkes Gestalt hervor aus unsrer bewegten Zeit, eine Verkörperung der sittlichen Ideale des deutschen Heeres und des deutschen Volkes!



Bodenwerder.

Wer eine Wanderung durchs Weserthal unternimmt oder bei einer Fahrt auf dem Dampfschiffe die wechselvollen Landschaften mit ihren Bergen und Thälern, ihren Schlössern und Burgen genießt, dem werden die frohen Erinnerungen unverlöschlich bleiben. Gewisse Gegenden aber heben sich besonders hervor und tauchen häufig vor dem geistigen Auge auf. Zu solchen Eindrücken geben die Naturbilder aus der Umgebung der Orte Bodenwerder und Kemnade reichlich Veranlassung. Gleichsam eine Zusammenfassung der charakteristischen Bildungen der Weserberge liefern die schroffabfallenden Klippen, die in der Form abgerundeter Köpfe aus dunkelm Tannenwald hervorschauen, und hohe mit Eichen und Buchen bewaldete Bergwände wirken wohlthuend auf Auge und Herz. Jeder Blick von ihren Höhen ins Thal zeigt überall das breite Silberband des Flusses in mannigfach gekrümmtem Lauf.

Trotz aller Schönheiten, die die gütige Mutter Natur hier so verschwenderisch gespendet hat, wird das Weserthal noch immer nicht von der Wanderlust gebührend berücksichtigt. Es mag hierzu wohl die bislang ungenügende Verkehrsverbindung beigetragen haben. Wenn auch die beiden Weserdampfer täglich ihre Berg- und Thalfahrten zwischen Hameln und hannoverisch Münden den Besuch dieser schönsten Punkte des Weserthales ermöglichen, so ist es doch erklärlich, daß die Anschlüsse nicht an allen Orten nach Wunsch der Reisenden sein können. Mit Freuden wurde es deshalb begrüßt, als der lange geplante Bau der Eisenbahn Emmerthal—Vorwohle in Angriff genommen wurde. Nach fast drei Jahren ist der Bau jetzt so weit hergestellt, daß die Uebergabe an den öffentlichen Verkehr am 1. September erfolgen konnte.

Von Emmerthal, Station der Strecke Hameln—Pyrmont, zweigt sich die neue Bahn ab und erreicht bei dem Flecken Grohnde das linke Weserufer, an dem sie, über dem Ueberschwemmungsgebiete hoch sich hinziehend, prachtvolle Ausblicke auf Strom und Bergland gewährt. Das größte Hindernis, nämlich die Weser selbst, mußte durch die Ueberbrückung bei Bodenwerder-Kemnade überwunden werden. Die Brücke führt die Schienenstränge in das liebliche Thal der hier in die Weser mündenden Lenne, wo sich links der kahle Absturz des Eckberges und rechts die letzten Ausläufer des Voglers erheben. Hier verläßt die Bahn das



Das Münchhausen-Haus in Bodenwerder.



Bodenwerder, von der Wasserseite aus gesehen.

eigentliche Weserthal und durcheilt in ihrem weiteren Laufe eine bergige Landschaft. Ihr vorzüglichster Wert besteht in der Aufschließung der Gegend von Bodenwerder, dieses weltabgelegenen Winkels, der nun dem Ruhebedürftigen wie dem Naturfreund näher gebracht ist. Auch die altertümliche Stadt ist nicht ohne Reize. Der Dreißigjährige Krieg hinterließ hier wie auch an allen alten Ortschaften des Weserthales seine Spuren. Die Reste der Stadtmauern nebst ihren Turmruinen sind noch Zeugen jener Zeit.

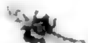
Mehrere hannoverische Adelsgeschlechter mit Namen von gutem Klange haben in der Stadt ihre Ahnensitze. Wohl erhalten ist noch das Geburts- und Wohnhaus des durch seine Schwänke berühmten Freiherrn Karl Friedrich Hieronymus von Münchhausen. Die wildreichen, ungeheuren Waldungen der Umgebung waren ein willkommenes Jagdgebiet. In Gemeinschaft mit seinen Freunden gab Münchhausen sich gern dem edeln Weidwerk hin, und sein Haus war oft der gesellschaftliche Mittelpunkt des ganzen Landadels im Weserthal. Hier, wie auch in der am Berge liegenden Grotte spielte Münchhausen im trauten Kreise seiner



Die neue Eisenbahnbrücke bei Bodenwerder-Kemnade.

Freunde bei Tabak und Punsch den unterhaltenden Erzähler. Das herrschaftliche Haus, mit seinen weit sichtbaren Giebelseiten, gewissermaßen das Wahrzeichen von Bodenwerder, ist von seiner vorderen Seite samt den Parkanlagen — die Rudimente früherer Herrlichkeit — von einer Mauer umgeben. Unsre Abbildung zeigt das Haus von der bescheideneren Seite aus, wo es von einem Arm der Weser begrenzt wird.

W. Wehrhahn.



Eine Eisenbahnfahrkarte vor fünfzig Jahren.

Eine Erinnerung an die „Kindheit der Eisenbahn" rückt die von uns wiedergegebene Fahrkarte vom Jahre 1850 vor Augen. Die zuerst in Deutschland gebräuchlichen Fahrtausweise (Fahrzettel) der Eisenbahn schlossen sich an die Passagierzettel der Post an: ein länglich-viereckiges Papier, bedruckt mit dem Namen der Anfangs- und Bestimmungsstation der Reise, der Klasse, des Preises der Fahrt und mit einem Raum für die Nummer des Platzes, mit einigen allgemeinen Bestimmungen auf der Rückseite. Die Fahrzettel waren bei den meisten Eisenbahnen schon in den ersten Jahren zu Kontrollezwecken mit einem seitlichen Abschnitt, „Coupon" genannt, versehen, der beim Betreten des Wartesaales oder des Perrons oder bei der Revision durch den Schaffner abgetrennt wurde. Fahrzettel und Coupon wurden bei Aushändigung an den Fahrgast und zum Zeichen, daß die Fahrt an einem bestimmten Tage mit einem bestimmten Zuge zu machen sei, mit dem Tages- und Zugstempel versehen. Anfangs der vierziger Jahre kam aus England eine Neuerung, die dem Fahrzettel mit seinem Coupon den Garaus machen sollte. Das englische Ticket hatte sich in ein länglich-viereckiges, steifes Kärtchen verwandelt. Auf der Eisenbahn von Manchester nach Leeds führte man zuerst diese von einem gewissen Edmonson erfundenen und nach ihm benannten Kartenkartons ein, zugleich mit einem dazu gehörigen Stempelapparat und Verwahrschrank. Im britischen Reiche fanden sie bald allgemeine Verwendung, dagegen verschafften sie sich in Deutschland nur allmählich Eingang und kamen erst 1850 allgemein in Gebrauch. Einen solchen Vorläufer des heutigen Eisenbahnbillets führen wir im Bilde vor.

3. Juni
119
7½ Vorm.

Von **Leipzig**
nach **Halle.**

2. Wagenclasse.

bezahlt mit 18 Sgr

Bemerkungen.

1) Dieses Billet ist nur für die darauf bezeichnete Fahrt gültig, daher ein jeder Empfänger ersucht wird, sofort zu prüfen, ob es auf die gewünschte Fahrt lautet; spätere Reclamationen können nicht berücksichtigt werden.
2) Das Billet ist beim Eintritt dem Thürsteher, beim Einsteigen dem Schaffner vorzuzeigen, welcher den *Coupon* davon zu trennen hat. Während der Reise hat der Passagier das Billet bei sich zu führen. Wer bei der Revision mit einem unrichtigen oder ganz ohne Billet

HALLE.

Vorderseite.

gefunden wird, ist zur nochmaligen Erlegung des Fahrgeldes verpflichtet.
3) Wegen unterbrochener oder in Wegfall kommender Fahrten findet keine andere Vergütung als Rückzahlung des Fahrgeldes statt.
4) Wer die Zeit der Abfahrt versäumt, kann keinen Anspruch irgend einer Art machen.
5) Beim ersten Signal mit der Glocke muss Jedermann seinen Platz einnehmen und darf denselben während der Fahrt nicht verlassen.
6) Tabackrauchen ist in der 1sten und 2ten Wagenklasse nicht gestattet.
7) An Gepäck kann jeder Passagier 50 Pfd. frei mit sich führen. Kleinere Gegenstände sind, soweit es ohne Belästigung der Mitreisenden geschehen kann, unter die Sitze in den Wagen selbst zu verpacken, grössere dagegen, als Koffer u. s. w. sind, mit dem Namen und Bestimmungsorte des Eigenthümers bezeichnet, 1 Stunde vor der Abfahrt einzuliefern und werden von den Schaffnern in den dazu bestimmten Wagenräumen untergebracht werden.
8) Hunde werden, so weit es der Raum gestattet, im Packwagen, jedoch ohne Garantie, mitgenommen.

Rückseite.

Eine Eisenbahnfahrkarte vor fünfzig Jahren.



Die Rückkehr des Herzogs der Abruzzen.

Prinz Ludwig von Savoyen, Herzog der Abruzzen, ist von seiner im Juli vorigen Jahres mit der „Stella Polare“ unternommenen kühnen Polarfahrt glücklich wieder zurückgekehrt. Nachdem die Expedition während der ersten Monate ihrer Fahrt nordwärts bis 82 Grad 4 Minuten vorgedrungen war, kehrte sie, weil dort kein Winterhafen war, zurück nach der Inselbai an der Westseite von Kronprinz Rudolf Land. Das Schiff fror Anfang September ein. Am 8. September drückte eine Eispressung die halbe Schiffslänge auf Steuerbord 1½ Fuß tief ein. Dadurch füllte sich das Schiff reißend schnell mit Wasser, und es wäre gesunken, wenn es nicht eine neue ungeheure Schraubung auf eine starke Scholle gehoben hätte. Man baute deshalb eine Winterwohnung 200 Meter entfernt auf dem Lande, bestehend aus zwei inneren Zelten von je 20 Fuß Länge, einem darüber gespannten größeren Zelte und einem größten aus den Schiffssegeln, das alle Zelte umfaßte. Zwischen den beiden kleinen Zelten stand der Ofen, zum Kochen und Heizen eingerichtet. Jeder hatte sein Bett mit Schlafsack. Bei einer Schlittenfahrt während der Weihnachtstage erfroren dem Herzog zwei Finger der linken Hand, so daß deren äußerste Glieder amputiert werden mußten. Seit dieser Zeit wurden seine Gesundheit und seine Widerstandsfähigkeit gegen Kälte schwankend. Er mußte mehrere Monate im Zelte bleiben. Trotzdem traf er umsichtige Dispositionen für die Frühjahrsschlittenreise, die Mitte Februar beginnen sollte. Aber die Kälte stieg auf 52 Grad Celsius; außerdem mußte auf den Schlitten der Proviant zweckmäßiger verstaut werden; daher kehrte die Expedition um. Am 11. März wurde der Versuch erneuert. Zehn Mann marschierten mit Schlitten und zahlreichen Hunden nach Norden. Nach einem zehntägigen Marsche kehrte eine Abteilung von drei Mann, bestehend aus dem italienischen Marineleutnant Guarini, dem norwegischen Maschinisten Stöcken und dem italienischen Alpenführer Ulie, mit einem Schlitten und zehn Hunden nach dem Schiffe zurück, das sie indes nicht erreichen sollten. Das Schicksal


Der Herzog der Abruzzen.


Phot. Hugo Rudolphy, Berlin.

Die neue elektrische Hochbahn in Berlin. (Text Seite 322.)



Phot. Hans Breuer, Hamburg.

Das neue Deutsche Schauspielhaus in Hamburg. (Text Seite 322.)



Phot. Wald. Titzenthaler, Berlin.

Der neue Justizpalast am Alexanderplatz in Berlin. (Text Seite 323.)



Wien aus der Vogelperspektive. (Text Seite 324.)

dieser Abteilung ist unbekannt; man vermutet, sie seien im Schneesturm oder in einer Eispressung umgekommen. Die zweite Abteilung von drei Mann unter Führung des Schiffsarztes kam über den 83. Grad nach zwanzigtägigem Marsche, dort kehrte sie um und erreichte in vierundzwanzig Tagen wohlbehalten die „Stella Polare“. Sie führten zwei Schlitten und sechzehn Hunde mit sich. Die dritte Abteilung unter Führung des Kapitäns Cagni, bestehend aus zwei Alpenführern und einem jungen italienischen Matrosen von der Kriegsmarine, drang allein nordwärts weiter. Sie erreichte 86 Grad 33 Minuten, dann gebot Nahrungsmangel die Umkehr.



Die neue elektrische Hochbahn in Berlin.

Nach Ueberwindung der verschiedensten, fast unüberwindlich scheinenden Schwierigkeiten geht in Berlin ein großartiges Werk seiner Vollendung entgegen, die elektrische Hochbahn. Auf kolossalen Eisenunterbauten durchziehen ihre Geleise die Weltstadt von Osten nach Westen. Langwierige Verhandlungen mit der Stadtgemeinde Berlin, mit Hausbesitzern und Interessenten aller Art mußten zum Abschluß gebracht, die schwierigsten technischen Fragen gelöst werden, ehe mit der Ausführung begonnen werden konnte. Unsre Abbildung zeigt, in welcher Weise die Hochbahn neben den Geleiseanlagen am Potsdamer Bahnhof herläuft, und wie sie dieselben überkreuzt. Welche riesigen Ueberbrückungen dazu nötig waren, geht aus der Darstellung anschaulich hervor.



Das neue Deutsche Schauspielhaus in Hamburg.

Das neue Theater, das am 15. September in der alten Hansestadt an der Elbe eröffnet wurde, ist nach Plänen der Wiener Architekten Fellner und Helmer erbaut und bedeckt eine Bodenfläche von 2266 Quadratmetern. Das Gebäude hat eine Front von 40,5 Metern und eine Tiefe von 64 Metern. Die Fassade ist im Renaissancestil ausgeführt und erhält ihren Hauptschmuck durch zwei Figurengruppen, die die ernste und heitere Muse darstellen. Schöpfer dieser plastischen Kunstwerke ist der Hamburger Bildhauer Karl Garbers. In sechs Nischen sind die Büsten von Goethe, Schiller, Lessing, Kleist, Shakespeare und Grillparzer angebracht. Der in leichtem Barockstil gehaltene, vornehm

wirkende Zuschauerraum kann gegen 1900 Personen aufnehmen. Ueber den zweiten Rang spannt sich zeltförmig der Plafond, der von fünfzehn Säulen getragen wird; ihn zieren zwei Deckengemälde: „Die Huldigung der Hammonia" und „Der Siegeszug des Apollo", von Professor Marr in München gemalt. Das Bühnenhaus und die Bühne sind in vollkommener Weise mit allen bautechnischen Errungenschaften ausgestattet. Die Bühne selbst setzt sich zusammen aus dem Podium, zwei Unterbühnen und drei Arbeitsgalerien. Alle Versenkungen und Podien können mit hydraulischer Kraft gehoben und gesenkt werden. Eine große Anzahl von Apparaten dient nicht allein zur Dampfentwicklung und zur Ventilation, sondern auch zur Herstellung besonderer scenischer Effekte. Hierzu hat man sich alle neueren Erfindungen und Konstruktionen dienstbar gemacht. Selbstverständlich sind wie für das Auditorium so auch für das Bühnenhaus in Bezug auf Feuersicherheit die entsprechenden Vorrichtungen getroffen. Durch einen sinnreich konstruierten Apparat kann die Bühne in zehn Sekunden vollständig unter Wasser gesetzt werden.



Der neue Justizpalast am Alexanderplatz

in Berlin, dessen Hauptteil vor kurzem fertiggestellt und gleich bezogen wurde, ist einer der interessantesten Neubauten der Reichshauptstadt. Er zeichnet sich besonders dadurch aus, daß das Schablonenhafte, welches derartigen Gebäuden vielfach anhaftet, hier mit großem Glück vermieden ist. Der gewaltige Bau zeigt trotz seiner mächtigen Dimensionen ungemein leichte, gefällige Formen und macht bei aller Vornehmheit einen freundlichen, fast heiteren Eindruck. Er hat drei Fronten, je eine nach der Neuen Friedrichstraße und der Stadtbahn zu, während die Hauptfront an der Grunerstraße liegt. Von der Straße „An der Stadtbahn" aus, und zwar etwas mehr nach dem Alexanderplatze zu, hat man den besten Ueberblick über das imposante Gebäude, das von andern Stellen aus, der Umgebung wegen, nicht voll zur Geltung kommt. Ueber dem Hauptportale befindet sich eine von einem reichen Kranz aus Sandstein eingefaßte ovale Oeffnung, die in ihrem unteren Teile zu einer Schale mit der lodernden Flamme, dem Sinnbild der Läuterung, ausgearbeitet ist, während sich oberhalb derselben unter einem ziemlich weit aus der Wand hervorragenden Baldachin die Büste der Göttin der Gerechtigkeit erhebt, deren Augen aber nicht, wie es üblich ist, mit der Binde verdeckt sind. Unter dem Baldachin

Wien aus der Vogelperspektive.

sieht man die Wage der Gerechtigkeit, deren an fein durchgearbeiteten Ketten hängende Schalen hochgenommen und in dem Baldachin befestigt sind. An der nach der Neuen Friedrichstraße zu gelegenen Front ragt aus der Fassade in der Höhe der zweiten Etage der aus Bronze bestehende Arm der Gerechtigkeit hervor, dessen Faust ein langes Schwert umspannt. Das hier befindliche Portal 3 ist mit einer prachtvollen schmiedeeisernen Thür versehen, über der eine weibliche Figur in jeder Hand abwägend eine Kugel hält. Darunter steht die Inschrift: „Jedem das Seine."

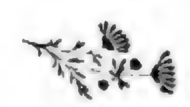


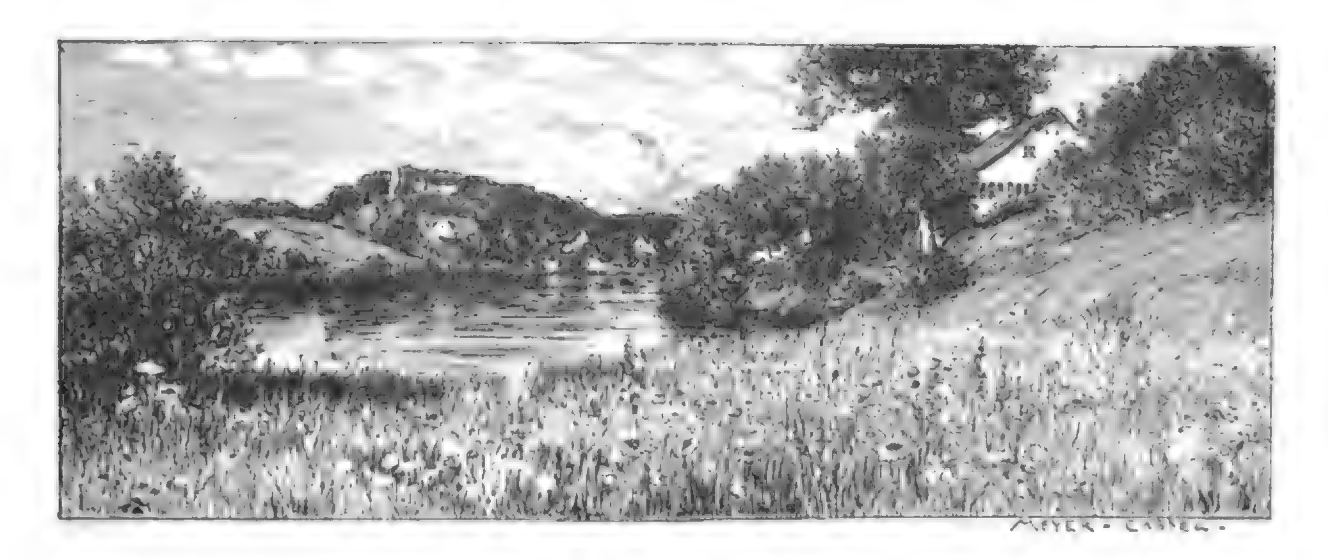
Die kaiserlichen Museen aus der Vogelperspektive.

Wien aus der Vogelperspektive.

Eine eigenartige Huldigung wurde dem Kaiser Franz Joseph zu seinem siebzigsten Geburtstag hoch in den Lüften dargebracht. Auf Ersuchen der Stadtgemeinde Wien ordnete das Reichskriegsministerium an, daß ein Fesselballon bei der festlichen Beleuchtung mitwirken solle. Ein kompletter Ballontrain fuhr demzufolge am Nachmittag des 17. August in den Räumen der Hofstallungen vor der kaiserlichen Burg auf. In zehn Minuten war der Drachenballon gefüllt, dann wurde ein Probeaufstieg gemacht, und bei dieser Gelegenheit erfolgte in Höhe von 600 Metern die Aufnahme der von uns wiedergegebenen Ansichten. Die Bilder sind trefflich gelungen; das Rathaus, das Parlament, das Burgtheater, die alte und die neue Burg, die beiden Hofmuseen, der Stefansdom und die innere Stadt sind deutlich erkennbar. Aufgenommen wurden die Bilder mit einem Goerzschen Doppel-Anastigmat Serie IIIa. Als Verschluß war ein sehr rasch wirkender Schlitzverschluß in Verwendung. Die Blendenöffnung betrug 8 Millimeter. Während der Illumination nahm dann der Fesselballon an Stelle des Korbes die Zahl „70" hoch, die aus 300 Glühlichtern gebildet war. Die ganze Nacht hindurch leuchtete diese Zahl 600 Meter hoch über Wien, weithinaus in die Lande sichtbar.

Am Morgen des 18. August wurde das Gas aus dem Drachenballon in den Kugelballon Wien umgefüllt. Um neun Uhr vormittags wurde derselbe in vollem Flaggenschmuck in Dienst gestellt und trat unter Führung zweier Luftschifferoffiziere eine Freifahrt an, deren Kurs über Znaim, Brünn, Glatz bis an die Katzbach bei Liegnitz in Preußisch-Schlesien führte. In acht Stunden hatte der Ballon 500 Kilometer zurückgelegt und die Insassen glatt gelandet.





Bibliographische Rundschau.

Von

Ludwig Holthof.

Etwas zum Kapitel des historischen Romans.

Wenn ein Roman, und gar noch ein historischer Roman, kurz nach seiner ersten Veröffentlichung drei Auflagen erlebt, ist das eine Erscheinung unsers einheimischen Büchermarkts, die entschieden Beachtung verdient. Vergesse man nicht, daß Scheffels „Ekkehard“ auf dem Lager seines ursprünglichen Verlegers verstaubte und vielleicht ganz der Vergessenheit anheimgefallen wäre, wenn er nicht ein Jahrzehnt nach seinem ersten Hervortreten durch einen buchhändlerischen Sensationsprozeß die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sich gelenkt hätte, um dann allerdings sehr rasch die gebührende Beachtung zu finden und es binnen verhältnismäßig kurzer Zeit zur hundertsten Auflage zu bringen. An jenes Scheffelsche Werk hat uns der Roman, den wir im Auge haben, lebhaft erinnert, August Sperls Dichtung „Die Söhne des Herrn Budiwoj“, die (München, C. H. Becksche Buchhandlung) in dritter Auflage vorliegt und in einer weiteren in diesem Augenblick wohl schon vorbereitet sein dürfte. Der Verfasser nimmt den historischen Roman da auf, wo Scheffel ihn in seinem „Ekkehard“ gelassen, und führt ihn wohl noch über dessen Ziele hinaus. Es sind zwar in der Zwischenzeit auch historische Romane erschienen, und der Geschmack des Publikums — es sei nur an die bezüglichen Werke Hans Hoffmanns erinnert — hat sich sogar neuerlich mit einer gewissen Vorliebe dieser Sonderart der erzählenden Dichtung zugewandt, aber so, wie er sich als ein bestimmtes Postulat unsrer Zeit ergiebt oder ergeben müßte, ist nach dem großen Scheffelschen Werke bis auf das in Rede stehende Sperlsche der historische Roman bei uns nicht mehr gepflegt worden.

Wenn wir die erzählende Dichtung oder eine ihrer besonderen Arten unter dem Gesichtswinkel des Postulats einer bestimmten Zeit auffassen, so verlangen wir von ihr, daß sie die Gesetze des Kunstschaffens widerspiegele, wie sie von dieser Zeit gefaßt worden sind. Wir sprechen augenblicklich gern von einer „modernen“ Richtung in unsrer Kunst und unsrer Litteratur, doch ist dieser Ausdruck schlecht gewählt, denn derartige „moderne“ Richtungen sind stets hervorgetreten, wenn sich ein Umschwung in den allgemeinen Zeit- und Weltanschauungen vollzog, und die Neuerer, die finder niuwer maere, der maere wildenaere, sind stets mit dem gleichen Hasse von den Anhängern der älteren Richtung verfolgt worden. Eigentümlich ist nur, daß auf dem litterarischen Gebiet und speziell auf dem der erzählenden Dichtung die Grundsätze eines neuen Kunstschaffens sich weit eher als auf irgend einem andern bethätigen. Um die Wende des 12. und 13. Jahrhunderts genau so wie in unsern Tagen. Der naturalistische oder, um mit Zola richtiger zu sagen, der Roman der exakten Richtung stand als künstlerisches Genre längst fertig da, als sich in der Malerei der Uebergang von der Atelierstimmung zu dem Frei- oder Helllicht zu vollziehen begann. Und noch eine Eigentümlichkeit, die bisher fast gar nicht beachtet worden ist: mit dem sozialen und soziologischen Zeitroman tauchte gleichzeitig auch der exakt-historische auf. Kingsley schuf neben seiner „Hypatia“ den „Alton Locke“ und Flaubert neben der „Madame Bovary“ die „Salammbô“. Der exakt-historische wie der modern-gesellschaftliche Roman waren das Postulat einer Zeit, die anders zu schauen, anders zu denken, anders zu empfinden und vor allem anders zu forschen gelernt hatte als die ihr vorhergehende. Die neue litterarische und künstlerische Methode bildete sich unter dem direkten Einflusse der neuen wissenschaftlichen Forschungsweise aus; denselben Wert wie für diese die „Thatsache“, gewann für jene das „Dokument“, das „historische“ auf der einen und das „menschliche“ auf der andern Seite. Im allgemeinen kann man sagen, daß der Umschwung sich etwa um die Mitte des 19. Jahrhunderts vollzog, nur muß man der Anschauung entsagen, als sei er plötzlich und unvermittelt gekommen. Die Theorie der Katastrophen ist ein überwundener Standpunkt nicht nur in der Erdgeschichte, sondern auch in jeder andern Art von Geschichte. Auf wissenschaftlichem Gebiete war

der Bruch mit der Vergangenheit schon im achtzehnten Jahrhundert eingetreten, in dem die französischen Encyklopädisten, man möchte sagen divinatorisch, zu Ergebnissen gelangten, die bewußt erst zwei Menschenalter nach ihnen erreicht wurden, und für die Menschendarstellung in der erzählenden Dichtung hatte Balzac in seiner „Comédie humaine“ einen Weg gewiesen, auf dem man mit Notwendigkeit zu dem exakten Zeitroman kommen mußte, wie ihn Flaubert zum erstenmal in seiner „Madame Bovary“ hinstellte. Die Ansätze zu dem exakten geschichtlichen Roman datieren aus noch früherer Zeit und gehen genau genommen auf Chateaubriands epische Dichtung in Prosa „Les Martyrs“ zurück, denn der Urheber dieses Werks war schon von der Ueberzeugung durchdrungen, daß der Wirklichkeitsdarstellung in der Dichtung ein breiterer Raum als bisher eingeräumt werden müsse, und unternahm eine eigne Studienreise nach Griechenland, Palästina, Nordafrika und Spanien, um an Ort und Stelle die reale, ja wir dürfen getrost sagen, die exakte Stimmung für die Schilderung des Schauplatzes zu finden, auf dem seine Dichtung sich abspielen sollte.

Den ersten wirklich auf „Dokumenten“ aufgebauten Roman dürfte Kardinal Wiseman in seiner „Fabiola“ geliefert haben. Die Grundlage dieses Werks bilden thatsächlich vorhandene römische Katakombenfunde, in deren Studium der Verfasser sich zunächst als Archäologe vertieft hatte. Der Altertumsforscher war aber zugleich eine dichterische Natur, und so lebte vor seinen Augen die Vergangenheit in einem Phantasiegemälde auf, das sich eng an die von ihr hinterlassenen Ueberbleibsel anlehnte und gleichsam aus ihnen herauswuchs. Auf eine ähnliche Weise kam Scheffels „Ekkehard“ zu stande; auch hier belebte sich einem Forscher, der die Wege des Dichters zu wandeln gewohnt war, das vor ihm ausgebreitete archäologische Material, und auch hier entstand ein Werk, in dem eine verklungene Zeit wieder Fleisch und Blut gewann, so daß sie nicht nur in ihrem getreuen äußeren Gewande vor dem Auge des Lesers stand, sondern auch in dem Geiste, der sie einst beseelt hatte.

Von allen Werken, die in neuerer Zeit auf dem Gebiete der erzählenden Dichtung exakt-geschichtlicher Richtung hervorgetreten sind, geben keine das Arbeiten nach „Dokumenten“ so konsequent zu erkennen wie Kardinal Wisemans „Fabiola“ und Scheffels „Ekkehard“. Doch unterscheiden sich alle Werke dieser Richtung wesentlich von dem historischen Roman älteren Schlages, wie er einst von Walter Scott und nach dessen Vorbild in Deutschland von Wilhelm Häring (Willibald Alexis) gepflegt worden war. In seiner älteren Gestalt ist der geschichtliche Roman trotz des realistisch behandelten Zeitgewandes, in das er sich zu hüllen weiß, im wesentlichen nicht über den Roman der romantischen Richtung hinausgediehen. Die historischen Erzählungen und Romane, die bei uns nach Scheffel zu Tage traten, wie die Hans Hoffmanns und die beiden von Professor Hausrath in Heidelberg unter dem Pseudonym George Tailor veröffentlichten Romane „Klytia“ und „Antinous“, geben in dieser Hinsicht einen Rückschlag zu erkennen. Georg Ebers, von dem man einst befürchtete, er werde sich in den Professorenroman verlieren, hat seinen geschichtlichen Erzählungen mit vollem Bewußtsein eine moderne, meist sogar aus dem Tagesleben geschöpfte Gedankenunterlage gegeben, und eigentlich nur in einem seiner letzten Werke, dem zweibändigen Roman „Barbara Blomberg“, den Anschluß an die historische Richtung strenger Observanz gefunden.

In August Sperl wandeln genau so wie in Scheffel geschichtlicher Forscher und Dichter denselben Pfad, daher unter seinen Händen ein Werk entsteht, aus dem uns charakteristisch und lebendig das Bild vergangener Tage entgegentritt. Als Dichter wie als Forscher reicht sein Blick vielleicht weiter als der Scheffels, weshalb seine Darstellung im ganzen flüssiger und bewegter ist. Die Dichtung „Die Söhne des Herrn Budiwoj“ behandelt das tragische Geschick des deutsch-böhmischen Geschlechtes der Witigonen unter den böhmischen Königen Ottokar II. und Wenzel II. in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts. Zeit und Oertlichkeit werden mit realistischer Kraft geschildert, aber noch echter und unverfälschter leuchtet aus der Darstellung der Geist hervor, von dem jene Tage erfüllt waren, ein Geist, der sich in den einzelnen Gestalten der Dichtung mit charakteristischer Treue widerspiegelt. Wollte man an der Darstellung etwas aussetzen, so möchte es der Umstand sein, daß der Dichter uns mit allzu peinlicher Gewissenhaftigkeit die Eigenart eines Zeitalters versinnlicht, das uns in der Rauheit und Roheit seiner Sitten heute kaum noch faßbar erscheinen will. Dem gegenüber darf nicht vergessen werden, daß dem Dichter nichts ferner liegt, als die Ziele einer leichten und gefälligen Unterhaltungslitteratur. Seine Dichtung ist ein Kunstwerk ernster und schwerer, ja stellenweise herber Art, das uns nicht rühren, sondern tief in unserm Innern ergreifen will, weshalb es uns auch in dem dichterischen Phantasiebilde das Leben so vorführen muß, wie es wirklich gelebt wird, und wie im Einzelfalle Zeit und Ort als seine maßgebenden Faktoren es gestalten. Der Dichter will uns nicht belehren, sondern strebt nur danach, uns die Vorgänge, über die er berichtet, möglichst klar und anschaulich vor unser geistiges Auge zu stellen. Dabei können wir aber unter Umständen mehr lernen als durch die Unterweisung des berufensten Lehrers. Es sei nur an die geradezu glänzende Darstellung der Schlacht an der March vom 26. August 1278 erinnert, die für König Ottokar ein so verhängnisvolles Ende nahm. Die Darstellung ist hier von einer so überzeugenden Plastik, daß wir das geschilderte Ereignis nicht nur in allen seinen Einzelheiten gleichsam als Zuschauer mit durchmachen, sondern daß wir uns auf den wenigen Seiten des ersten Bandes, die der Schilderung der Schlacht gewidmet sind, eine so eingehende Kenntnis der kriegerischen Sitten, der kriegerischen Ausrüstung, der Waffenführung und der Kampfesart im letzten Viertel des dreizehnten Jahrhunderts erwerben, wie kein Lehrbuch sie uns vermitteln könnte. Mächtiger aber als durch alle Aeußerlichkeiten wirkt die Dichtung durch ihren inneren, geistigen Gehalt: sie enthüllt uns ein Stück Tragik im menschlichen Dasein, das in der Umrahmung ernster Ereignisse von weltgeschichtlicher Bedeutung gehalten ist. Noch bedeutsamer als in dem angezeigten Werke dürfte sich August Sperls dichterische Eigenart in einer neuen, zur Zeit des Dreißigjährigen Kriegs auf dem Boden der jetzigen bayrischen Oberpfalz

spielenden Erzählung „Johann Georg Portner" offenbaren, die demnächst in einem der Journale der Deutschen Verlags-Anstalt zum erstenmal zum Abdruck gelangen wird. Wir dürfen indes nicht aus der Schule schwatzen und müssen uns einstweilen auf diese kurze Andeutung beschränken.

*

Ein originelles Prachtwerk ist im Verlage der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erschienen, die mit reichem Bildschmuck versehene Schilderung, die der Berliner Maler Otto Protzen unter dem Titel „Eine Studien-Fahrt, drei Monate im Ruderboot auf Deutschlands Gewässern" von seiner während der Monate Juni bis September 1897 in seinem Aluminium-Einskuller „Ellida" unternommenen Rundfahrt im Gebiete des Stromsystems der Elbe und Havel entworfen hat. Dieses in hochelegantem Gewande dargebotene künstlerische Skizzenbuch hat einen doppelten Reiz; es wirkt einerseits durch eine Reihe in tadellosem Faksimile-Druck wiedergegebener Feder-, Bleistift- und Kreidezeichnungen und andrerseits durch einen die zeichnerischen Studien und Skizzen begleitenden und verbindenden, mit bestem Humor geschriebenen Text. Die landschaftlichen Schönheiten der von dem Künstler auf seiner Bootfahrt durchquerten Gegenden gehören nicht zu den allbekannten, im Gegenteil, sie gleichen in mancher Hinsicht den im Verborgenen blühenden bescheidenen Pflanzen und Pflänzlein und genießen zum Teil sogar einen Ruf, der keineswegs in richtigem Verhältnis zu ihrem wirklichen Werte steht. Es gilt dies namentlich von der näheren und entfernteren Umgebung Berlins. Das märkische Land scheint traurig zu sein und nicht mit denselben Schönheiten ausgestattet wie andre Länder, aber seine Melancholie wirkt friedlich und atmet eine Stimmung, der man sich gerne hingiebt: die Kette von größeren und kleineren Seen, umrahmt von mächtigen Schilfmassen und begleitet von bewaldeten Hügelzügen, an die sich kleine Fischerdörfchen anschmiegen, bildet eine Welt für sich, in der man sich unwillkürlich wohl fühlt, weil sie uns von der Alltäglichkeit des Tagesgetriebes loslöst. Alte Herrensitze mahnen an die Geschichte verklungener Tage, und Urwaldinseln an die Zeit, die durch kein Band der Ueberlieferung mit der unsrigen verknüpft ist. Selbst der so übel beleumundeten Lüneburger Heide gebricht es nicht an landschaftlichem Reiz, und überraschend bricht derselbe streckenweise im weiteren Verfolge des Elbeufers hervor, bis das anmutige Bergedorfer Land und die imposante Alsterstadt, das deutsche Venedig, sich zeigen. Von Hamburg aus sollte das nächste Ziel des bootfahrenden Künstlers die Kieler Bucht sein, in der damals die Feierlichkeiten zur Eröffnung des Nord-Ostsee-Kanals vorbereitet wurden. Aber wie dort hingelangen, da die neue Wasserstraße einstweilen noch für jedes Privatfahrzeug gesperrt war! Wie der Künstler das Hindernis überwand, und durch welches Zauberwort es ihm gelang, das verschlossene Paradiesesthor zu sprengen, über dem wie ein Cherub mit flammendem Schwerte der Schleusenmeister auf der hohen Quaimauer Wache hielt, verrät er uns nicht, aber Thatsache ist, daß er das unmöglich Scheinende fertig brachte und seine „Ellida", wenn nicht das erste, so doch eines der ersten „profanen" Fahrzeuge war, welche die neue Fahrstraße passierten. Nach den Kieler Festtagen ging die Fahrt weiter über die Swentine nach dem vielbesungenen Holstein mit seinen poetischen Seen und rauschenden Buchenwäldern und endlich nach Ueberwindung mancher Fährlichkeit — auch zu Lande! — nach dem Ostseegestade bei Neustadt, wo das Ruderboot sich in ein Segelfahrzeug verwandelte und seinen kühnen Lenker über Travemünde nach der alten Hansestadt Lübeck brachte. Ausbeute für den Landschafter ergaben Ausflüge nach Ratzeburg und Mölln, der denkwürdigen Begräbnisstätte Till Eulenspiegels. Ueber Travemünde wurde dann die Fahrt dem Ostseegestade entlang nach Wismar und von dort über das Gebiet der mecklenburgischen Seen — den künstlerisch ergiebigsten Teil der letzten Fahrtstrecke — nach der Havel fortgesetzt, um auf dieser wieder das märkische Land und Berlin, ihren Ausgangspunkt, zu erreichen. Leser, die mit dem landschaftlichen Charakter der berührten Gegenden nicht vertraut sind, werden vielfach erstaunt sein über die Fülle von malerischen Motiven, die sie ergeben haben. Die Blätter „Auf der Pfaueninsel", „Tangermünde", „Eichwald an der Elbe", „In der Kieler Bucht", „Am Strande bei Labö", „Swentine Wehr", „Herrenfähre bei Lübeck", „Holsteinischer Gutshof", „An der Trave", „Alt-Lübeck", „Bei Travemünde", „Hafen von Wismar", „Fischerhütte in Röbel", „Fischer auf der Müritz" und „Röbel am Müritzsee" dürfte manchen, der sich in der Vorstellung von dem öden und eintönigen Charakter der norddeutschen Flachland-Landschaft eingelebt hat, doch zu einer andern und besseren Ueberzeugung bringen. Aber nicht nur die größeren Bilder, sondern auch die vielen in den Text eingestreuten kleinen Bildchen, sowie die Leisten, Vignetten und Vorstehblätter der einzelnen Kapitel geben charakteristische Landschaftsmotive zu erkennen. In den kleineren Darstellungen tritt auch vielfach der gute Humor zu Tage, über den, wie schon angedeutet, der Urheber des Werks in seinem begleitenden Texte verfügt. Die Schilderung seiner dreimonatlichen Bootfahrt in deutschen Gewässern wird übrigens nicht nur dem Natur- und Kunstfreunde willkommen sein, sondern in hohem Grade auch den Wassersportsman interessieren. Letzteren dürfte sie davon überzeugen, bis zu welchem Umfang sich Fahrten mit einem gut gebauten modernen Boote ausführen und wie genußreich sie sich gestalten lassen. Boote, die, wie die „Ellida", fast ganz aus Aluminium konstruiert sind, bieten den besonderen Vorzug dar, daß sie sich, wenn der Uebergang von einer Wasserstraße zur andern genommen werden muß, ohne sonderliche Mühe über Land transportieren lassen. Als Ruder- wie als Segelboot zu benutzen, gewähren diese Fahrzeuge immerhin Raum genug, um dem Fahrer das Mitnehmen der notwendigsten Reiseausrüstung zu gestatten. Der Autor, der seine Fahrt sowohl als Wassersportsman wie als Maler antrat, verfrachtete sogar in seiner „Ellida" neben seinem Proviant und seinen Kochapparaten eine Miniaturausgabe seines Künstlerateliers.

*

Ein Illustrationswerk von selten künstlerischem Werte kommt uns aus dem skandinavischen Norden, eine dänische Uebersetzung von Shakespeares „Sommernachtstraum" mit Bildschmuck von Hans Nik. Hansen (William Shakespeare, En Skjaersommernatsdröm, illustreret af Hans Nik.

Hansen, Kjöbenhavn, Det Schubotheske Forlag). In seiner technischen Herstellung bietet das Werk die Besonderheit dar, daß die in Holzschnittmanier hergestellten Handzeichnungen nicht auch in Holzschnittdruck, sondern nach autotypischem Verfahren wiedergegeben sind. Sie zeigen in einleuchtender Weise die unschätzbaren Vorzüge dieses modernen Verfahrens, das den Künstler unvermittelt zu uns sprechen läßt, ohne daß er nötig hätte, die Hilfe eines Mittelsmannes in Anspruch zu nehmen, der keineswegs immer auf der erforderlichen künstlerischen Höhe steht. Sollen auch die Fortschritte nicht geleugnet werden, die der moderne Holzschnitt gerade nach der künstlerischen Seite hin gemacht hat, so bleibt seine Grundlage doch immer ein handwerksmäßiges und sekundäres Schaffen, das selbst dann, wenn es sich zu künstlerischer Höhe erhebt, künstlerische Gedanken nur aus zweiter Hand wiedergeben kann. Wenn die künstlerische Conception schon dadurch leiden muß, daß sie, um zum Ausdruck zu gelangen, genötigt ist, den Weg vom Kopfe zu der Hand des Künstlers zu nehmen, wie viel mehr erst dann, wenn dieser verhängnisvolle Weg nicht nur einmal, sondern zweimal und dabei in zwei gesonderten Individuen zurückgelegt werden muß. Wie ganz anders würden Ludwig Richters Zeichnungen uns anmuten, wenn wir sie in autotypischer Wiedergabe vor uns hätten, und vor wie vielen Klippen würde der Meister namentlich in seiner späteren Zeit bewahrt worden sein, wenn er nicht genötigt gewesen wäre, für und für Rücksicht auf die mehr oder minder entwickelte künstlerische Fähigkeit seines Holzschneiders zu nehmen! Gerade die vorliegenden Shakespearebilder lassen uns empfinden, um wie viel reiner und ungetrübter der Genuß an künstlerischen Schöpfungen ist, die auch in der Nachbildung noch ganz das geistige Cachet ihres Urhebers an sich tragen. Und um ein künstlerisches Genießen handelt es sich in der That bei den Hansenschen Zeichnungen. Der Künstler geht zwar den Gefahren, die mit der bildlichen Ausschmückung dichterischer Werke verbunden sind, nicht ganz aus dem Wege, aber er meidet sie möglichst, das heißt er legt seinen Nachdruck nicht auf das, was geeignet ist, der Phantasie des Lesers zuvorzukommen und ihr gewissermaßen den Weg abzuschneiden, sondern er sucht sie nur anzuregen und ihren Schwingen Flugkraft zu verleihen, wenn ihnen diese von Haus aus versagt sein sollte. Er bietet nur wenig Vollbilder, desto mehr aber kunstvolle Leisten, Vignetten, Seitenumrahmungen und eingestreute kleinere Skizzen, ähnlich wie Walter Crane in seiner Illustrierung der Grimmschen Märchen. Dabei erinnert nichts an die Bühne und das Theatermäßige: alles ist aus dem Gemüte und der Phantasie eines selbständig und mit gutem Humor in die Welt schauenden Künstlers geschaffen. Dieser Künstler läßt sich von seiner dichterischen Vorlage anregen und in Stimmung versetzen, aber er geht seine eignen Pfade und knüpft oft an das Dichterwort nur an, um sich in selbständigen Schöpfungen zu ergehen. So namentlich bei den Vollbildern. Eines der schönsten derselben ist eine dem vierten Aufzuge vorangestellte stimmungsvolle, von romantischem Reize erfüllte phantastische Landschaft. Ein hingeworfenes Wort Oberons von den die Menschen heimsuchenden Träumen und Nachtgebilden giebt dem Künstler Anlaß zu der schauerlich schönen Veranschaulichung eines derartigen nächtlichen Traumbildes, und die kleine Scene, in welcher der von seinem Zauber erlöste Zettel mit den Worten: „Wo sind die Buben? Wo sind die Herzensjungen?“ zu den bei Squenz versammelten Genossen stürzt, begeistert ihn zu einem Genrebildchen, das ein alter Niederländer entworfen haben könnte. Die Gestalten der Handwerker haben es dem Künstler überhaupt angethan, und er ermüdet nicht, sein launiges Gestaltungsvermögen an ihnen zu bethätigen. Weniger scheint ihm die Romantik des Elfenspuks zu liegen, wenn sie ihn auch ab und zu zu einem hübschen, duftigen Stimmungsbildchen anregt. Ueber dem den Dichter erläuternden Meister des Zeichenstifts darf übrigens der Urheber der Uebersetzung, Eduard Lemcke, nicht vergessen werden. Sein Werk ist eine getreue Wiedergabe des Shakespeareschen Originals, die diesem bis in alle seine Feinheiten nachgeht und dabei vollständig den Eindruck eines Originalwerks macht. Als Probe sei eine der heikelsten Stellen der Dichtung wiedergegeben, über die selbst Schlegel nicht ganz ohne Mühe fortgekommen ist, die Erzählung Titanias von der Mutter des indischen Königskindes in der ersten Scene des zweiten Aufzugs. Sie lautet im Original:

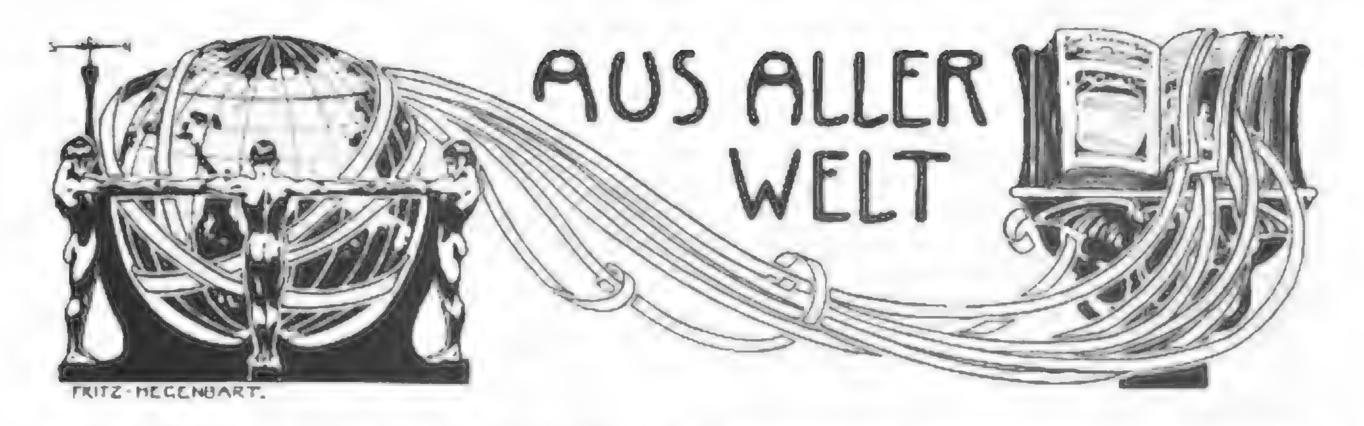
His mother was a vot'ress of my order:
And, in the spiced Indian air, by night,
Full often has she gossip'd by my side;
And sat with me on Neptune's yellow sands,
Marking the embarked traders on the flood:
When we have laugh'd to see the sails conceive,
And grow big-bellied with the wanton wind:
Which she, with pretty and with swimming gait,
(Following her womb, then rich with my young 'squire)
Would imitate; and sail upon the land,
To fetch my trifles, and return again,
As from a voyage, rich with merchandise.
But she, being mortal, of that boy di'd die;
And for her sake I do uprear the boy
And for her sake I will not part with him.

Bei Schlegel und Tieck:

Denn seine Mutter war aus meinem Orden,
Und hat in Indiens gewürzter Luft
Gar oft mit mir die Nächte durchgeschwatzt.
Wir saßen auf Neptunus gelbem Sand,
Sahn nach den Handelsschiffen auf der Flut
Und lachten, wenn vom üpp'gen Spiel des Windes
Der Segel schwang'rer Leib zu schwellen schien.
Dies ahmte sie, mit kleinen Schritten wankend,
(Ihr Leib trug damals meinen kleinen Junker)
Aus Thorheit nach, und segelt' auf dem Lande
Nach Spielereien aus und kehrte reich
An Ware, wie von einer Reise heim.
Doch sie, ein sterblich Weib, starb an dem Kinde.
Und ihr zulieb erzieh' ich nun das Kind,
Und ihr zuliebe geb' ich es nicht weg.

In der dänischen Uebersetzung Lemckes:

Hans moder var min sworne Tjenerinde,
og under Indiens duftswangre Nat
hel ofte paa Neptuns det gule Land
sat hun fortroligt sladernde hos mig
og saa paa Kjöbmansskibene paa Flooden:
vi lo, naar vi saa Lejlet svulme op,
af Vindens kaade Elskorsleg besvangret:
det efterligned hun, mens nydeligt
i Gangen vuggende hun fulgte efter
sit trinde Liv, — der bar just dengang paa
min unge Svend; — saa sejled hun paa Land
og hented alskens Tand og kom igjen
som fra en Rejse, ladet rig met Varer.
Men hun var dödelig, og denne Dreng
blev hendes Död; for hendes Skyld opfostrer
jig denne hendes Sön; for hendes Skyld
vil jeg ej skille mig ved ham.



Die preisgekrönten Entwürfe für das Goethe-Denkmal in Strassburg.

Ein wie glücklicher und fruchtbringender Gedanke es war, ein Standbild des noch jugendlichen Goethe in Straßburg zu planen, hat der Erfolg des erlassenen Preisausschreibens dargethan: es ist nicht nur eine überaus große Anzahl von Entwürfen eingesandt worden (71), sondern es befindet sich auch unter dem den Preisrichtern zur Beurteilung unterbreiteten Material ungewöhnlich viel Gutes, ja Hervorragendes. Ein derartiges Ergebnis hat denn auch die Preisrichter bewogen, außer den ursprünglich in Aussicht genommenen drei Preisen vier weitere zuzuerkennen und neben diesen noch vier ehrende Anerkennungen auszusprechen.

Als Sieger ist aus dem Wettbewerbe der Berliner Bildhauer Ernst Waegner hervorgegangen, dem für seinen unter dem Kennwort „Jung-Stilling" eingesandten Entwurf der erste Preis im Betrage von 3000 Mark zugesprochen worden ist. Der am 1. Juni 1856 in Hannover geborene Künstler ist dermalen ordentliches Mitglied der Berliner Sezession und ein ehemaliger Schüler von Reinhold Begas. Zu den Werken, die seinen Namen zuerst bekannt gemacht, zählt ein Brunnen für seine Vaterstadt Hannover. Als Mitarbeiter von Begas hat er für das Nationaldenkmal Kaiser Wilhelms I. den Schmuck über dem Südportal und die Supraporten in der Säulenhalle geschaffen. Man rühmt ihm eine reiche Erfindungsgabe nach, von der auch die Bronzefigur des jungen Hirten auf der diesjährigen Berliner Sezessionsausstellung Zeugnis ablegte. In weitere Kreise als seine bisherigen Arbeiten dürfte der junge Goethe den Namen des begabten Künstlers hinaustragen. Die ganze Anlage des Denkmals ist schlicht und vornehm: der Unterbau, auf dem die Gestalt des jugendlichen Dichters sich erhebt, wird seitlich durch zwei auf Postamenten gelagerte Sphinxe abgeschlossen. Der mit wundervoller Klarheit und Schönheit des Gesichtsausdrucks wiedergegebene Dichter scheint kühn und mutig in das Leben hinauszuschreiten, wie das durch den Wanderstab in seiner Rechten ausgedrückt wird. Für die Herausbildung des Kopfes scheinen dem Künstler hauptsächlich die etwas stark idealisierte Büste von Trippel und das charakteristische Bild von G. O. May (1779) vorgeschwebt zu haben, nach denen die Gesichtszüge nicht ohne Glück in das Jugendliche zurückgebildet sind. Von entschiedenem Einfluß sind auf ihn — wie das schon aus seinem Kennworte hervorgeht — die Worte Jung-Stillings in dessen Lebensgeschichte gewesen: „Besonders kam einer mit großen, hellen Augen,



Das Goethe-Denkmal in Strassburg

[illegible] des mit dem 1. Preise gekrönten Entwurfs von E. Waegner



Aufn. von Hofphot. F. Bauer, Straßburg.

Der mit dem ersten Preise gekrönte Entwurf von Ernst Waegner.



Aufn. von Hofphot. J. Bauer, Straßburg. Der mit dem zweiten Preise gekrönte Entwurf von Eduard Beyrer.

Das Goethe-Denkmal in Strassburg.



Das Goethe-Denkmal in Strassburg.

Der mit dem 3. Preise gekrönte Entwurf von J. Taschner.

prachtvoller Stirn und schönem Wuchs mutig ins Zimmer." Das Hauptgewicht hat der Bildhauer offenbar auf den Eindruck gelegt, den die Gestalt des jugendlichen Dichters hervorrufen soll, daher die etwas flüchtige Behandlung der Nebenteile, obwohl die beiden Reliefs am Sockel, eine Reiterfigur (wohl im Anklang an das Gedicht: „Es schlug mein Herz! Geschwind zu Pferd!") und „Goethe als Vorleser in Sesenheim", in ihrer malerischen Behandlung entschieden günstig wirken. Wenig befriedigen die Gestalten der beiden Sphinxe auf dem Unterbau. Auf was sollen die beiden Rätselwesen hindeuten? Doch nicht auf das Dunkel des Lebensweges, wie er sich dem jugendlichen Dichter von Straßburg aus eröffnete, denn niemals lag dieser Weg klarer und sonnenheller vor ihm, als in jenen Tagen, da ihm der letzte Zweifel über seinen Dichterberuf geschwunden war. Soll durch sie nur im allgemeinen auf die den Menschen in das Leben einführenden „geheimnisvollen Mächte" angespielt werden, so wäre der Gedanke, wenn auch in Anlehnung an ein Goethesches Dichterwort, gerade an der gewählten Stelle, an der es sich doch nicht um Schuld und tragische Sühne im menschlichen Erdenwandeln handeln kann, etwas trivial und alltäglich. Sehr richtig heißt es denn auch in dem Urteil des Preisgerichts: „Die Statue zeichnet sich durch vornehme, einfache Haltung und zugleich durch ernstvolles und bestimmtes Wesen aus. Die Silhouette ist durchaus günstig und klar. Figur und Postament harmonieren. Der mit Sphinxen geschmückte Unterbau kann jedoch nicht ernstlich in Betracht kommen."

Seltsamerweise kehrt das befremdende Sphinx-Motiv auf dem Unterbau des mit dem zweiten Preise im Betrag von 2000 Mark gekrönten Entwurfs wieder. Urheber dieses Entwurfs ist der Münchener Bildhauer Eduard Beyrer. Die Preisrichter urteilen über seine Arbeit: „Von den drei Figuren erscheint die auf dem Brunnenboden sich aufbauende als eine günstige Darstellung des jungen, selbstbewußten Dichters. Die originelle Architektur ist nicht ganz durchgebildet." Bei allen Vorzügen, die der Figur zuzuerkennen sind, wirkt diese jedoch lange nicht so anziehend und anheimelnd wie die des Waegnerschen Entwurfs. Es fehlt ihr das Jugendliche, Sonnige, das bei dem Berliner Künstler die Gestalt des in das Leben hinausschreitenden Dichterjünglings mit eigenartigem Reiz umschwebt. Sie ist sogar von einer gewissen Pose nicht freizusprechen und erinnert bei längerem Betrachten unliebsam etwas an eine Theaterfigur.

Bei dem mit dem dritten Preise im Betrage von 1000 Mark ausgezeichneten Entwurf fehlt zwar das Sphinx-Motiv, allein an seine Stelle ist ein nicht minder seltsames getreten: zwei Klageweiber, die an dem Sockel Haltung zu suchen scheinen. Also auch hier der Ausdruck des Finsteren und Verhängnisvollen bei dem Denkmal eines jugendlichen Dichters, vor dem das Leben sich in Sonnenschein und Freiheit entfaltet! Wie der Schöpfer des Werkes, der noch jugendliche Münchener Bildhauer Ignatius Taschner, auf diese Idee gekommen ist, bleibt absolut unerfindlich. Der Entwurf zeichnet sich durch die schöne harmonische Linie seines Aufbaues aus. Weniger gelungen erscheint die Gestalt des Dichters in ihrem geistigen Ausdruck. Der Kopf mit dem in die Hand gestützten Kinn hat etwas Altkluges, Ueberlegendes an sich, das bei der als Kopfbedeckung gewählten altväterlichen Perücke doppelt nüchtern und erkältend wirkt. Vorzüge und Mängel des Entwurfs faßt das Protokoll der Preisrichter in den Worten zusammen: „Die ganze Arbeit zeugt von künstlerischer Tüchtigkeit und Originalität, in der Figur ist der junge Goethe nicht entsprechend charakterisiert."

Mit vierten Preisen sind die Entwürfe der Bildhauer Eberlein-Berlin, Hermann Bilz-Karlsruhe, Theodor von Gosen-München und Professor C. Hilgers-Florenz bedacht worden; ehrende Anerkennungen wurden den Entwürfen mit den Kennworten „W. W.", „Dem ewig Jungen", „Wanderer" und „Dichtung und Wahrheit" zu teil. Sie weisen, wie auch eine große Anzahl der von den Preisrichtern nicht weiter in Betracht gezogenen Arbeiten, namentlich in den Einzelheiten viel Gutes und Gelungenes auf. Durch eine Ausstellung in den Räumen des alten Schlosses in Straßburg sind sie sämtlich in der jüngsten Zeit dem Publikum zugänglich gemacht worden. Dem schwierigen und mühevollen Amt der Preisrichter hatten sich Unterstaatssekretär von Schraut, sowie die Bildhauer und Professoren Otto Lessing-Berlin, W. von

Ruemann-München, von Zumbusch-Wien, die Universitätsprofessoren Martin und Dehio-Straßburg, die Architekten Thiersch-München, Baurat Ott-Straßburg und Museumsdirektor Ruland-Weimar unterzogen. h.

Katharina Schratt.

Katharina Schratt, eines der beliebtesten Mitglieder des Wiener Hofburgtheaters, hat sich entschlossen, aus dem Verband desselben zu scheiden und sich überhaupt von der Bühne zurückzuziehen. Während Heinrich Laube das Wiener Stadttheater leitete, debütierte sie daselbst als Käthchen von Heilbronn und blieb an diesem Theater bis zum Rücktritt Laubes. Hierauf unternahm sie ausgedehnte Gastspielreisen, die sie bis nach Amerika führten. Im Jahre 1883 wurde sie an das Burgtheater engagiert. Einst eine treffliche Naive, ging sie später zum Fache der Salondame über und erzielte auch hier große Erfolge. Ihr Scheiden vom Burgtheater wird in den kunstliebenden Kreisen der österreichischen Kaiserstadt allgemein bedauert.

Phot. Kräle, Wien.

Katharina Schratt.

Arma Senkrah.

Freiwillig schied am 4. September Arma Senkrah, die einst hochgefeierte Violinvirtuosin, aus dem Leben. Die Künstlerin war nordamerikanischer Herkunft, am 6. Juni 1861 in New York geboren, und ihr wirklicher Name lautete Harkness; rückwärts gelesen ergiebt er den Namen Senkrah. Arma Leoretta Senkrah bildete sich in Europa zur Künstlerin aus. In Leipzig nahm sie bei Arno Hilf Unterricht im Geigenspiel und wurde dann Schülerin Wieniawskis in Brüssel und Massarts in Paris. Auf dem dortigen Konservatorium errang sie 1881 den ersten Preis. Im folgenden Jahr begann sie ihre Kunstreisen, die ihr große Erfolge brachten. Nachdem sie sich 1888 in Weimar verheiratet hatte, erschien sie immer seltener in der Oeffentlichkeit, und erst ihr tragischer Tod ruft die Erinnerung an ihre glänzende Künstlerlaufbahn zurück.



Phot. [illegible]

Arma Senkrah.

Thomas Babington Macaulay.

Hundert Jahre sind am 25. Oktober vergangen, daß zu Rothley Temple in der Grafschaft Leicester Thomas Babington Macaulay, der berühmte englische Geschichtschreiber, das Licht der Welt erblickte. Der Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns, studierte er Jurisprudenz und ließ sich 1826 in London als Rechtsanwalt nieder, wendete sich aber vorwiegend der Litteratur zu. Schon auf der Universität hatte er durch einige Dichtungen Aufsehen erregt, doch bildeten die Grundlage seines späteren Ruhmes die historisch-kritischen Aufsätze, die er über bedeutende Staatsmänner verschiedener Völker in angesehenen Zeitschriften veröffentlichte. Hierdurch wurde er schon als junger Mann in weiten Kreisen bekannt, und kaum dreißig Jahre alt, ward er ins Unterhaus erwählt, wo er sich der liberalen Partei anschloß und eifrig für die Parlamentsreform eintrat. In verschiedenen Ministerien bekleidete er hohe Aemter — während der Jahre 1839 bis 1841 war er sogar Kriegsminister —, entsagte jedoch 1856 der politischen Laufbahn. Ein Jahr darauf wurde er in den Peersstand erhoben, und zwar erhielt er nach seinem Geburtsort den Titel Baron von Rothley. Inzwischen war Macaulay zu höchstem litterarischem Ansehen gelangt. Den „Lays of ancient Rome“, einer Sammlung Balladen von farbenreicher Schilderung und markiger Sprache, folgten 1849 die ersten beiden Bände seines Hauptwerkes: „History of England from the accession of James II.“ Mit seiner glänzenden Darstellungsweise, der fesselnden Charakteristik der geschichtlichen Persönlichkeiten und der anschaulichen Darstellung der Zeitverhältnisse fand das Werk, obwohl es vielfach den politischen Standpunkt des Autors einseitig hervorkehrte, in England eine begeisterte Aufnahme. Zwei weitere Bände des Werkes, das in mehrfachen Uebertragungen schnell auch in Deutschland Verbreitung gewann, erschienen 1855, der fünfte und letzte Band erst nach dem Tode Macaulays. Am 28. Dezember 1859 verstarb er in Kensington, und seine sterb



Phot. Sophus Williams, Berlin.

Thomas Babington Macaulay.


Zusammenstellung zur Maschine

lichen Ueberreste erhielten ihre Stelle im Poetenwinkel der Westminsterabtei. Eine Gesamtausgabe von Macaulays Schriften veranstaltete seine Schwester, Lady Trevelyan, und eine Auslese hieraus wurde auch dem deutschen Publikum zugänglich gemacht.

Die neuen Lanzenboote.

Eine Erfindung, die in der jüngsten Zeit in militärischen Kreisen viel Aufsehen erregt hat, ist das Rensche Lanzenboot, das heißt eine Vorrichtung, die dazu bestimmt ist, der Kavallerie die Flußübergänge ganz wesentlich zu erleichtern. Der Erfinder, ein Elsässer, der vor 25 Jahren als einer der ersten seiner Landsleute im deutschen Heere als Einjähriger seiner Dienstpflicht genügte, hat seit jener Zeit unablässig das Ziel verfolgt, lediglich aus den Ausrüstungsgegenständen der Reiter ein Boot zu konstruieren, das Festigkeit genug besäße, eine größere Anzahl von Mannschaften nebst Pferden und allem Zubehör zu tragen. Dank der Unterstützung, die er in maßgebenden militärischen Kreisen gefunden, ist er im stande gewesen, seine Erfindung derart zu vervollkommnen, daß ihrer praktischen Verwendung nichts mehr im Wege steht. Das Rensche Lanzenboot besteht thatsächlich nur aus Lanzen, wie sie die Reiterregimenter jetzt durchweg haben, und einer wasserdichten Haut, die praktisch auch zum Zeltbau verwendet werden kann. Selbst das Ruder ist lediglich eine Lanze mit einem Ruderblatt aus wasserdichtem Stoff. Einige kleine Verbindungsteile geben der Konstruktion Stabilität und Form. Die Verschlüsse sind derart, daß das Boot in vier bis höchstens sechs Minuten zusammengestellt und zu Wasser gebracht werden kann. Zwei derartige Boote werden zu einer „Maschine" verbunden, deren man sich zum Uebersetzen einer größeren Abteilung bedient. Das Material für zwei Boote läßt sich bequem auf einem Packpferde mitführen. Diese Maschine bildet aber nur einen Teil des ganzen, auf vier bis fünf Erfindungen beruhenden Uebergangssystems. Jedenfalls wird sich bei größeren Uebergängen die Benutzung der Maschine auf die Beförderung von Mannschaften und Gepäck, Waffen, Munition und Sattelzeug beschränken, während die Pferde gleichzeitig auf andre Weise sicher und schnell den Uebergang selbst bewerkstelligen. Vielfach hat man anfangs die Tragfähigkeit der Maschine bezweifelt und fürchtete, daß durch die Belastung die Lanzen, die zum Bootsbau Verwendung finden, Schaden litten und durch Verbiegen zum Kampfe unbrauchbar würden. Unzählige


Verwendung der Haut als Zelt.

Belastungsproben haben die völlige Zuverlässigkeit der Boote ergeben und bewiesen, daß die Lanzen, die seit einem Jahre etwa häufige Verwendung fanden, ebenso wie die wasserdichten Pläne völlig unversehrt und brauchbar geblieben sind.

Rolf Lenthin.

Matthias Pschorr.

(Zu dem Porträt Seite 336.)

In dem am 5. September plötzlich an einem Schlaganfall verstorbenen Matthias Pschorr hat München einen seiner besten und edelsten Bürger verloren, einen Mann, der sich durch die Bethätigung seines Wohlthätigkeitssinnes ein bleibendes Andenken bei seinen Mitbürgern gesichert hat. Er war am 4. November 1834 in München als der Sohn des Bierbrauereibesitzers „zum Hackerbräu“ geboren und übernahm 1866 nach dem Tode seines Vaters als einziger am Leben gebliebener Sohn dessen Geschäft, das er zu hoher Blüte brachte und bis zum Jahre 1881 als ausschließlicher Besitzer und Leiter verwaltete. Dann trat er die Brauerei an die Aktiengesellschaft „Hackerbräu München“ ab und zog sich ins Privatleben zurück, ohne jedoch allen Einfluß auf sein Lebenswerk aufzugeben. Unermüdlich war er im Wirken für das Wohl seiner Mitbürger und in der Liebe zu seiner Vaterstadt München. Seine Bavariastiftung führt alljährlich 25000 Mark wohlthätigen Zwecken zu, sein Neujahrsgeschenk an die Armen war mit 8000 Mark ein fester Posten in der Armenpflege geworden. Auch seine Vaterstadt zu schmücken vergaß sein Bürgersinn und sein Stolz auf München nicht. Als sich die Nachricht von seinem Tode verbreitete, war der Münchner Magistrat eben zu einer geheimen Sitzung zusammengetreten, um einen Kredit für die Ausschmückung des Ludwigsplatzes zu bewilligen, auf dem für den 27. September, den Jahrestag der Schlacht von Ampfing, die feierliche Grundsteinlegung des von Matthias Pschorr zur Erinnerung an das für die Geschichte Bayerns so bedeutungsvolle Ereignis gestifteten Denkmals geplant war.



Belastungsprobe

Sir Ernest Mason Satow, der neue britische Gesandte für China.

(Zu dem Porträt Seite 336.)

Der bisherige englische Gesandte in Peking, Sir Claude Macdonald, tauschte seine Stellung mit derjenigen seines Kollegen in Tokio, Sir Ernest Mason Satow. Dieser Wechsel war schon vor

Ausbruch der Wirren in China vorgesehen, konnte aber erst jetzt, nach Befreiung der in Peking eingeschlossenen fremden Gesandtschaften, ausgeführt werden. An der Londoner Universität vorgebildet, trat Satow mit 25 Jahren in den Dienst des Auswärtigen Amtes ein und wurde der Gesandtschaft in Tokio als Dolmetsch beigegeben. Im Jahre 1868 rückte er zum Gesandtschaftssekretär auf und wurde 1885 Geschäftsträger in Bangkok, der Hauptstadt von Siam. Nachdem er alsdann einige Zeit als britischer Gesandter in Marokko geweilt, übernahm er 1895 den Botschafterposten am japanischen Hofe.



Matthias Pschorr.

Die neue Oderbrücke in Stettin.

Die neue, erst kürzlich dem Verkehr übergebene Oderbrücke in Stettin liegt im südlichen Teile der Hafenstadt und schließt die industriereiche „Silberwiese" an das Zentrum der Altstadt an. Sie stellt eine der wichtigsten Wegeverbindungen der pommerischen Provinzialhauptstadt dar und überspannt denjenigen Teil des Flusses, auf dem der Schiffsverkehr sich am lebhaftesten drängt. Um dem letzten kein Hindernis zu bereiten, ist sie mit „Klappen" versehen, die durch Wasserdruck in Bewegung gesetzt werden und wegen ihrer leichten und bequemen Handhabung als ein Muster technischer Vollkommenheit zu betrachten sind. Wie sein wesentlich praktischer Zweck es erheischt, ist das lediglich aus Stein und Eisen hergestellte Bauwerk in möglichst einfachen Formen gehalten, doch entbehrt es keineswegs eines passenden künstlerischen, wenn auch in bescheidenen Grenzen gehaltenen Schmucks, der namentlich in einer Reihe symbolischer Zierate hervortritt. Die Hauptlinien des neuen Brückenbaus wirken imposant und lassen ihn als ein achtunggebietendes Werk moderner deutscher Baukunst erscheinen.



Phot. Elliot & Fry, London.

Sir Ernest Mason Satow.



Die neue Oderbrücke in Stettin.

Für müssige Stunden.

Schach. (Bearbeitet von E. Schallopp)

Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, in Zuschriften, welche die Schach-Aufgaben und -Partien betreffen, dieselben stets mit der **römischen** Ziffer zu bezeichnen, mit der sie numeriert sind.

Partie Nr. V.

Gespielt im internationalen Meisterturnier zu Paris am 12. Juni 1900. Mit dem ersten Glanzpreise gekrönt.

Wiener Partie.

Weiß: J. Mieses. — Schwarz: D. Janowski.

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1. e2—e4	**e7—e5**	19. 0—0—0	Th8—g8
2. Sb1—c3	Sg8—f6	20. f5×g6	f7×g6
3. Lf1—c4	Lf8—c5 [1]	21. Td1—f1	Ke8—b8 [7]
4. d2—d3	d7—d6	22. Df3—f7	Tg8—h8
5. f2—f4!	Sb8—c6 [2]	23. Df7×g6 [8]	Td8—g8
6. f4—f5!	Sc6—a5 [3]	24. Dg6—g7!!	Lb7—c8 [9]
7. Dd1—f3	c7—c6	25. Sg3—f5	Lc8×f5
8. g2—g4	h7—h6	26. Tf1×f5	Lc5—b4
9. h2—h4	b7—b5 [4]	27. Kc1—b1	Lb4×c3
10. Lc4—b3	Sa5×b3	28. b2×c3	Sh7—f8
11. a2×b3	h6—h5	29. Th1—f1	Sf8—g6
12. g4×h5	Sf6×h5	30. Dg7—d7	Tg8—d8 [10]
13. Sg1—e2	Dd8—b6 [5]	31. Dd7—e6	Sg6—f4 [11]
14. Se2—g3	Sh5—f6	32. Ld2×f4	e5×f4
15. Lc1—g5	Lc8—b7	33. Tf5×f4	Db6—c5
16. h4—h5	Sf6—h7	34. Tf4—f7	Dc5—g5
17. Lg5—d2	0—0—0	35. Tf7—f8 [12]	Dg5—c5
18. h5—h6!	g7—g6 [6]	36. De6—e7	Aufgegeben.

[1] Hiernach erhält Weiß ein kräftiges Spiel. Wir empfehlen Sf6—e4; auch Lf8—b4 verdient den Vorzug vor dem Textzug.

[2] Der Abtausch auf g4 wird im allgemeinen nicht empfohlen, käme aber hier doch wohl in Betracht, zumal mit der Fortsetzung Lc8—g4 und Sb8—c6.

[3] Auf g7—g6 könnte 7. a2—a3 folgen, da nun g6×f5 wegen 8. Lc1—g5! (Lc8—e6 9. e4×f5)! nicht geschehen darf.

[4] Hier geschähe besser h6—h5 sofort.

[5] Auf c7 stand die Dame entschieden besser (14. Se—g3 Sh5×g3 15. Df3×g3 f7—f6).

[6] Bei Td8—g8 kommt Weiß am einfachsten mit 19. h6×g7 Tg8×g7 20. Ld2—h6 Lg7—g8 21. Sg3—h5 in Vorteil.

[7] Oder Td8—f8 22. Df3—g4† Kc8—b8 23. Tf1×f8† Sh7×f8 24. Sg3—h5 mit gutem Spiel.

[8] Janowski hatte wohl geglaubt, daß dieser Bauer wegen des ungedeckten Sg3 nicht geschlagen werden dürfe; Mieses hat aber eine äußerst geistreiche Entgegnung bereit.

[9] Bei Tg8×g7 25. h6×g7 Th8—g8 26. Th1×h7 Db6—d8 27. Tf1—h1 Dd8—f6 28. Sg3—f5 gewinnt Weiß schnell.

[10] Oder Db6—c7 31. Dd6×c7† Kb8×c7 32. Tf5—f7† Kc7—b8 33. Tf1—f6.

[11] Nicht nach f8 wegen 32. Tf5×f8 Th8×f8 33. Tf1×f8 Td8×f8 34. De6×d6†.

[12] Ein glänzender Schluß einer schön gespielten Partie.

Partie Nr. VI.

Gespielt im internationalen Meisterturnier zu Paris am 21. Mai 1900.

Damenbauernspiel.

Weiß: Dr. E. Lasker. — Schwarz: J. Mieses.

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1. d2—d4	**d7—d5**	15. De6—e4	Lb4×c3†
2. Sg1—f3	Sg8—f6	16. b2×c3	Le6—d5
3. c2—c4	e7—e6	17. De4—e3	Ld5×g2
4. Sb1—c3 [1]	c7—c5!	18. Th1—g1	Lg2—h3
5. c4×d5	e6×d5	19. Tg1—g3 [4]	Lh3—f5 [5]
6. Lc1—g5	Lc8—e6	20. Ke1—f1!	h7—h5
7. e2—e4 [2]	c5×d4	21. Ta1—c1	a7—a6? [6]
8. Dd1×d4	Sb8—c6	22. Se5—c6!! [7]	Df6×c6 [8]
9. Lf1—b5	d5×e4	23. De3—e7†	Kf8—g8
10. Lg5×f6	Dd8×f6	24. De7×d8†	Kg8—h7
11. Sf3—e5	Ta8—d8	25. Dd8—d4	Dc6—h1†
12. Dd4×e4	Lf8—b4 [3]	26. Tg3—g1	Lf5—h3†
13. Lb5×c6†	b7×c6	27. Kf1—e2	Lh3—g4†
14. De4×c6†	Ke8—f8	28. Dd4×g4	Th8—e8†
		29. Ke2—d2	Aufgegeben.

[1] Die Eröffnung hat sich zu einem abgelehnten Damengambit umgestaltet, in dem aber jetzt statt 4. Sg1—f3 4. Lc1—g5 besser am Platze wäre.

[2] Das Spiel gestaltet sich nun äußerst lebhaft.

[3] Eine feine Entgegnung. Schwarz verliert nun einen Bauern, bekommt aber einen anscheinend sehr starken Gegenangriff.

[4] Bei 19. De3×h3 Df6×e5† 20. Ke1—f1 Td8—e8 steht Schwarz sehr gut.

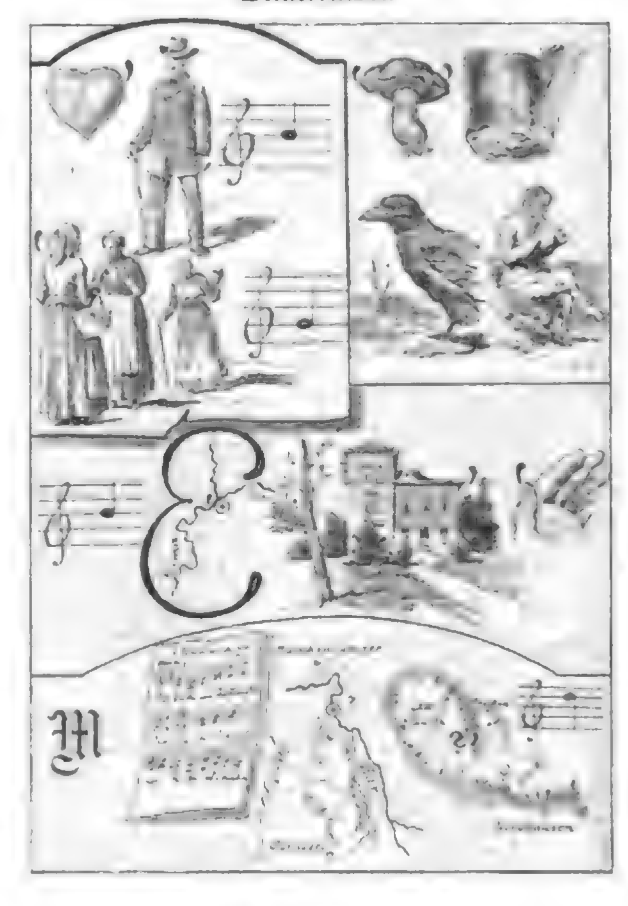
[5] Schwarz droht nun Td8—d3 (21. Se5×d3 Df6×c3†) und auch Td8—e8 (21. f2—f4 Df6—h4).

[6] Statt dessen mußte notwendigerweise g7—g6 geschehen (was übrigens auch im vorigen Zuge sofort erfolgen konnte). Bei 22. De3×a7 Kf8—g7 hätte Weiß den Gewinn noch gar nicht durchaus sicher.

[7] Diesen Zug, auf den Lasker mit den beiden vorhergehenden hinaus wollte, scheint Mieses übersehen zu haben.

[8] Oder Td8—e8 (a8) 23. De3—e5† Kf8—g8 24. Sc6—e7†.

Bilderrätsel.



Silbenrätsel.

Zum Morgen, Abend und dem Tag
Das erste Paar gern halten mag.
Will's aber für die Nacht auch passen,
So muß es sich verkürzen lassen;
Es liegt, ganz ohne eigne Werke,
Im Wünschen, Rühmen seine Stärke.

Bei dem Geschlecht der Dritten sehen
Wir neben Riesen auch Pygmäen;
Mit ihnen wird Bekanntschaft leicht,
Mit jenen mühsam nur erreicht,
Doch viele reich belohnt sich fühlen,
Die es gelockt zu solchen Zielen.

Was an unschätzbarem Gewinn
Wir dem erfindungsreichen Sinn
Des Ganzen zu verdanken haben,
Zählt zu den wunderbaren Gaben,
Bei denen wir uns kaum erklären,
Wie jemals nur sie zu entbehren;
Der sie verlieh, sei hoch gepriesen!
Was er der Menschheit hat erwiesen,
Läßt sein Gedächtnis ewig leben,
Von hellem Ruhmesglanz umgeben. M. Sch.

Worträtsel.

Ich war in dir seit deiner Kindheit Tagen,
Es zog mein Wesen frühe schon dich an,
Ich blieb in dir, als ernster Sinn getragen
Dich immer weiter auf der Lebensbahn.
Und immer reicher bin ich mitgezogen,
Je mehr du strebtest nach des Daseins Zier;
Ob ich auch manchmal deinen Sinn betrogen,
Du bliebst mir treu, du ließest nicht von mir.
Und als dein Haar im Zeitensturm ergraute,
Als müder ging der Pulse rascher Lauf,
Dein Auge nach dem nahen Himmel schaute,
Da ging ich still von dir zu ihm hinauf!

Wechselrätsel.

Ein langer Lauf ist mir mit **u** beschieden,
Doch Schönheit, Ueppigkeit mich nicht geleiten,
Und ob nicht auch der Menschen Glück und Frieden
In meiner Näh' zählt zu den Seltenheiten!

Mit **o** versteh' ich meine Macht zu üben
Allüberall, wo warm pulsierend Leben,
Und mag ich oft das Licht des Tages trüben,
Kann auch den hellsten Sonnenschein ich weben. M. Sch.

Notenrätsel — „Bassschlüssel".



Die Auflösung giebt die Anfangsworte eines bekannten Studentenliedes.

Silbenrätsel.

Winkt auch für der Sehnsucht Träume
Die Erfüllung fern im Süden,
Wo Orangen-, Myrtenbäume,
Stolze Palmen uns beschieden,

Werden sie Ersatz wohl dauernd
Für die deutschen Ersten bieten,
Wir nicht bald gedenken trauernd
Ihres Schattens, ihrer Blüten!

Schön, wenn hell die Letzten schwirren
Hoch empor in Sommernächten,
Schlimm, wenn sie verblendet irren
Von dem Wege ab, dem rechten!

Wie der Ersten Reiz das Ganze
Weiß verlockend anzuziehen!
Aber seines Daseins Glanze
Ist nur kurze Frist verliehen. M. Sch.

Umlauträtsel.

Aus der Tiefe steig' ich auf,
In die Tiefe sink' ich wieder;
Wie Demanten blitz' ich hell,
Strahlt die Sonne auf mich nieder.

Wer sich ganz in mich vertieft,
Wird von meinem Reiz gefangen,
Manchen schon erquickte ich,
Der erschöpft vorbeigegangen.

Nimm ein winzig Zeichen mir,
Tritt nun ein ins Reich der Geister.
Ernst und freundlich blickt dich an
Ein geliebter, alter Meister.

Aus der Tiefe schöpfte er
Gleich wie ich — mit vollen Händen,
In dem leichten Sonnenspiel
Wußt' er Köstliches zu spenden.

Wer sich recht darein versenkt,
Fühlt sich ganz davon gefangen,
Ist wohl stets nach stiller Rast
Froher, reicher fortgegangen.

Kennst den Alten du, sag an,
Den man lang schon heimgeläutet?
Unerschöpflich — glich er dem,
Was mein Wort zuerst bedeutet. G. A. T.

Worträtsel.

Im Doppelsinn gefahrvoll ist der Weg,
Den kühn ich wandre in verschwiegner Nacht,
Kein Fels ist mir zu steil, zu schmal kein Steg,
Wenn er dem Ziel mich nähert, unbewacht.

Und lockt mich nur Gewinn von Geld und Gut,
Liegt nicht ein Reiz in der Verwegenheit?
Doch lobenswert wird leider nie mein Mut
Gefunden von der hohen Obrigkeit.

Nimm Kopf und Fuß! Was nun sich offenbart,
Und mögen wir vielleicht es täglich sehn,
Wehmütig in Gedanken mit ihm paart
Die Mahnung sich an irdisches Vergehn. M. Sch.

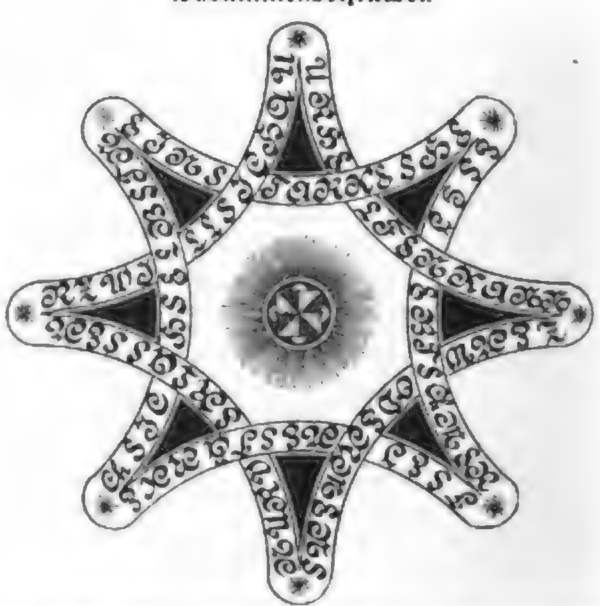
Silbenrätsel.

Mehr oder minder unbeliebt
Bei sämtlichen Verwandtschaftsgraden,
Macht das die Erste nicht betrübt,
Sie braucht es ja nicht auszubaden.

Wer noch die andern drei besitzt,
Der klage nicht, daß arm das Leben,
Denn wen der Liebe Segen schützt,
Dem ist unendlich viel gegeben.

Das Ganze sich zu seinem Kleid
Den reichsten Farbenzauber wählet
Und ahnt nichts von dem bittern Leid,
Das manche Namensschwester quälet. M. Sch.

Zusammensetzrätsel.



Die acht Buchstabengruppen der obigen Figur sind, ohne daß die Reihenfolge der Buchstaben innerhalb jeder Gruppe eine Veränderung erfährt, zu einer Schillerschen Sentenz zusammenzusetzen. Wie lautet die letztere?

Auflösungen der Rätselaufgaben in Heft 2:

Des Bilderrätsels: Wer munter seine Arbeit thut, dem schmeckt auch seine Suppe gut.
Des Worträtsels: Seher — Ehe.
Des Silbenrätsels: Romanshorn.
Des Wechselrätsels: Irland, Island, Inland.
Des Buchstabenrätsels: Frauchen — Rauchen.
Des Worträtsels: Trichter.
Des Silbenrätsels: Jena.
Des magischen Buchstabenrätsels: Ersetzt man die unten in der Tafel befindlichen Zeichen durch die mit diesen Zeichen markierten Buchstaben im Bilde, so ergiebt sich nach Einfügung der richtigen Vokale statt der Punkte der Name des Dichters: „Theodor Körner" (gefallen im Gefechte bei Wöbbelin am 26. August 1813).

Notizblätter.

Kunst.

Die Erhaltung eines wertvollen Deckengemäldes aus dem achtzehnten Jahrhundert, eines Werkes des berühmten französischen Malers Louis de Silvestre, das die Decke im Tanzsaale des Brühlschen Palais in Dresden zierte, ist dem Dresdener Historienmaler Professor Donadini gelungen. Das Brühlsche Palais, ein 1737 für den vielberufenen Minister Grafen von Brühl errichteter Rokokobau von nahezu 75 Metern Straßenfront, wird jetzt abgebrochen, da an seine und mehrerer Nachbarbauten Stelle das neue sächsische Ständehaus nach Wallots Plänen kommen soll. Das Finanzministerium hatte das große, 17,50 Meter lange und 12,75 Meter breite al fresco secco gemalte Deckenbild, das den Triumph der Tugend über das Laster darstellt, bereits der Vernichtung preisgegeben, weil seine Erhaltung nach Angabe von Sachverständigen 45000 Mark kosten sollte. Im letzten Augenblick, als schon das erste Loch in die Decke gestoßen war, das zufälligerweise nur ein paar Wolken und ein Bein einer der vielen Figuren zerstörte, erbot sich Donadini, der für die preußische Regierung ähnliche Arbeiten mit großem Glück ausgeführt hat, das Gemälde mit einem Kostenaufwand von nur 5000 Mark herunterzunehmen. In 31 einzelnen Teilen hat Donadini nunmehr nach einem eignen, von ihm ersonnenen Verfahren das Bild samt Stuck, Putz, Verschalung und Balken, von welch letzteren die Hälfte abgespalten wurde, vollkommen unbeschädigt herabgebracht: ein Kunststück, das um so größere Bewunderung verdient, als das Gemälde in einer riesigen Hohlkehle endete, von deren 27 Teilen jeder einzelne 18 Zentner schwer ist. Louis de Silvestre, der Schöpfer des Bildes, 1675 zu Paris geboren, war 30 Jahre lang Hofmaler der sächsisch-polnischen Könige August II. und August III. und starb 1760 als Direktor der Akademie zu Paris. Sein von Donadini gerettetes Deckengemälde wird vielleicht im neuen Ständehause wieder verwendet werden. Es ist so geschickt in Stücke geteilt worden, daß man nach deren Wiederzusammensetzung nur Schnittlinien in der Breite von Kreidestrichen wird zu restaurieren haben.

Zoologie.

Wie aus Todtnau berichtet wird, sind auf dem Feldberge durch den Oberförster Wendt Renntiere angesiedelt worden. Das eine, der Hirsch, befand sich früher im Zoologischen Garten zu Basel, die zwei andern, Hirschkuh und Schmaltier, wurden auf dem Renntiermarkt zu Kopenhagen angekauft. Sehr günstig für die Ernährung der Tiere wirkt die Thatsache, daß auf dem südlichen Schwarzwald aufwärts von 800 Meter Seehöhe das Renntiermoos üppig gedeiht und besonders an exponierten Felsen zu finden ist, genau wie auf den Kjölen in Norwegen.

Ausbau der Hofburg in Ofen.

Nach dem kürzlich ausgegebenen Programm für den der Vollendung entgegensehenden Bau der Hofburg in Ofen wird dieser Bau, dem Wunsche des Kaisers Franz Joseph entsprechend, im Jahre 1904 fertiggestellt werden. Für die Gesamtkosten hat der Kaiser 12408000 Gulden bewilligt. Hiervon entfallen 5224000 Gulden auf den Christinenstädter, 2850000 Gulden auf den neuen Nordflügel und 2734000 Gulden auf die innere Einrichtung. Für den Ankauf von künstlerischen Schöpfungen sind außer den bestellten und bereits erworbenen Kunstwerken noch 500000 Gulden vorgesehen.

Ausstellungen.

Im Kunstgewerbemuseum zu Düsseldorf findet gegen Mitte November dieses Jahres für die Dauer von circa drei Monaten die zweite große Aquarellausstellung statt, zu der die hervorragendsten Aquarellisten Deutschlands ihre Teilnahme zugesagt haben. Es liegt in der Absicht, durch diese Ausstellung wieder einen Gesamtüberblick des gegenwärtigen Standes der deutschen Aquarellmalerei zu geben. Außerdem werden erste belgische und holländische Aquarellisten sich an der Ausstellung beteiligen. Den illustrierten Katalog wird die Hofkunsthandlung von Bismeyer & Kraus herausgeben. Die künstlerische Anordnung der Ausstellung liegt in den Händen der Herren Professor Julius Bergmann, Professor G. von Bochmann, Professor E. Bücker, Hch. Hermanns, Eugen Kampf, Professor Chr. Kröner, Professor Hugo Mühlig, Professor G. Oeder, Professor Fritz Roeber und Professor A. Schill.

Denkmäler.

Die Kosten für das im Berliner Tiergarten zu errichtende Haydn-Mozart-Beethoven-Denkmal waren auf 80000 Mark veranschlagt worden. Nachdem durch Sammlungen und Musikaufführungen 68000 Mark zusammengebracht worden, haben jetzt die städtischen Behörden von Berlin die noch fehlende Summe von 12000 Mark bewilligt.

— Die Enthüllung des Denkmals, das Kaiser Wilhelm II. seinem verewigten Vater vor dem Brandenburger Thor in Berlin errichten läßt, ist auf den 18. Oktober 1901, den siebzigsten Geburtstag Kaiser Friedrichs, festgesetzt worden. Das von Professor Adolf Brütt modellierte Standbild zeigt den Herrscher in Kürassieruniform, über die der Mantel des Schwarzen Adlerordens herabwallt. Die rechte Hand hält den Marschallstab, die linke ruht auf dem Pallasch. Die Figur, die vom Bildhauer Tübbecke in Marmor ausgeführt wird, ist größer als die Denkmäler in der Siegesallee; sie mißt bis zur Helmspitze drei Meter. Auch das Postament wird in Marmor hergestellt. Das Denkmal erhält seinen Platz am Eingang der Charlottenburger Chaussee, zwischen dieser und der nach dem Königsplatz führenden Friedensallee. Es wird auf einem etwas erhobten Niveau errichtet und von einer halbrunden Nische umgeben, an deren Ecken die Kolossalbüsten des Generalfeldmarschalls Grafen von Blumenthal und des berühmten Physiologen Helmholtz aufgestellt werden. Mit der Errichtung des Kaiser Friedrich-Denkmals wird übrigens eine Neugestaltung des Platzes vor dem Brandenburger Thor verbunden, die schon im nächsten Frühjahr in Angriff genommen werden soll.

Ehrungen.

Unter den deutschen Künstlern, die auf der Pariser Weltausstellung ausgezeichnet wurden, befindet sich auch der Münchner Maler Josef Rößl, dessen Schaffen und Eigenart unlängst in unserm Blatte eingehend gewürdigt worden ist. In Gruppe XII wurde dem Meister für seine kunstgewerblichen Entwürfe die silberne Medaille zuerkannt.

Tonkunst.

Im Verlage von N. Simrock in Berlin sind zwei Bände eines „Oesten-Albums“ erschienen, die der klavierspielenden Jugend hochwillkommen sein werden. Der erste Band enthält 32 kleine, instruktive und wohlklingende, ganz leichte Klavierstücke, der zweite Band bringt sechs der am meisten gespielten brillanten Salonstücke des beliebten Autors.

Briefmappe.

☛ Freunde unsres Blattes in allen Weltteilen, die sich aus Liebhaberei oder berufsmäßig der Photographierkunst widmen, sind gebeten, Aufnahmen bedeutungsreicher aktueller Ereignisse der Redaktion von **„Ueber Land und Meer“ in Stuttgart** einzusenden. Nur schleunigste Absendung unaufgezogener Kopien — im Brief oder Rolle — unter Beifügung von Textmaterial kann nutzen. Auf Wunsch erfolgt Honorierung und Angabe des Einsenders.

G. R. in Lq. Sie sind ganz recht berichtet worden. Eine Ausgabe von Georg Ebers' gesammelten Werken ist in 135 Lieferungen à 60 Pfennig erschienen. Sie können das Werk aber auch in 32 Bänden (geheftet à ℳ 2.50, elegant gebunden à ℳ 3.50) durch jede Buchhandlung beziehen.

E. St. in R. Am besten richten Sie Ihre Anfrage direkt an eine Zeitung der betreffenden Stadt. Man wird Ihnen sicherlich gern Auskunft erteilen.

Hausfrau auf dem Lande. Mögen sie sich den Herbstkatalog des Versandgeschäftes Mey & Edlich in Leipzig-Plagwitz kommen lassen. Das von vielen Abbildungen begleitete Heft bietet eine außerordentlich große Auswahl von Gebrauchs- und Luxusgegenständen aller Art. Auch Damen-, Herren- und Kindergarderobe ist sehr reich bedacht.

A. v. W. in B. Als Buchgeschenk für eine Braut oder eine junge Frau, die sich eben verheiratet, empfiehlt sich das treffliche Werk „Ins eigne Heim“ von Amalie Baisch (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). In gefälligem Plaudertone gehalten, giebt es höchst beachtenswerte Weisungen für die praktische und zugleich behagliche Gestaltung des Hauswesens.

Fritz K. in G. Da wir in diese Spezialwissenschaft nicht eingedrungen sind, können wir nicht entscheiden, welchem der genannten Werke der Vorzug gebührt. Außer ihnen wäre zu erwähnen das Buch „Die Amazonenpapageien von Friedrich Kloß (Leipzig, Expedition der „Geflügelbörse“). Das von acht Abbildungen begleitete Buch unterrichtet auch über Pflege und Abrichtung der Papageien.

O. R. in K. Ans Uebersinnliche braucht man gerade nicht zu denken, wenn eine Zeitschrift Verstorbene als ihre Mitarbeiter aufführt. Sicherlich handelt es sich um Werke, die vor dem Tode der Autoren oder aus ihrem Nachlaß erworben sind. Alexander von Roberts, der ein geschätzter Mitarbeiter auch unsers Blattes war, ist am 8. September 1896, Bianca Bobertag vor etwa einem Jahre gestorben.

Dr. med. K. in X. „Jugenderinnerungen“. Anna S. in Hamburg. Wilhelm G. in Berlin. Ludwig J. in Berlin. J. G. in Darmstadt. Mit Dank abgelehnt.

Zur Beachtung! Nicht verwendbare Gedichte, Sprüche und dergleichen senden wir nur zurück, wenn das entsprechende Porto beigefügt ist. Die nachträgliche Einsendung hat keinen Zweck, denn die nicht verwendbaren Eingänge ohne Porto verfallen sofort dem Papierkorb.

Gesundheitspflege.

Bulgare. Wir raten, die Füße, respektive Socken mit Salicylstreupulver einzupudern. Ihr Gesicht waschen Sie abends mit einer zehnprozentigen Ichthyolseife oder mit einer Borazseife. Der Schaum von ersterer wird die Nacht über im Gesicht eingetrocknet gelassen und des Morgens mit lauwarmem Wasser wieder abgewaschen.

Dr. F

Verantwortlicher Redakteur:
Ernst Schubert in Stuttgart.

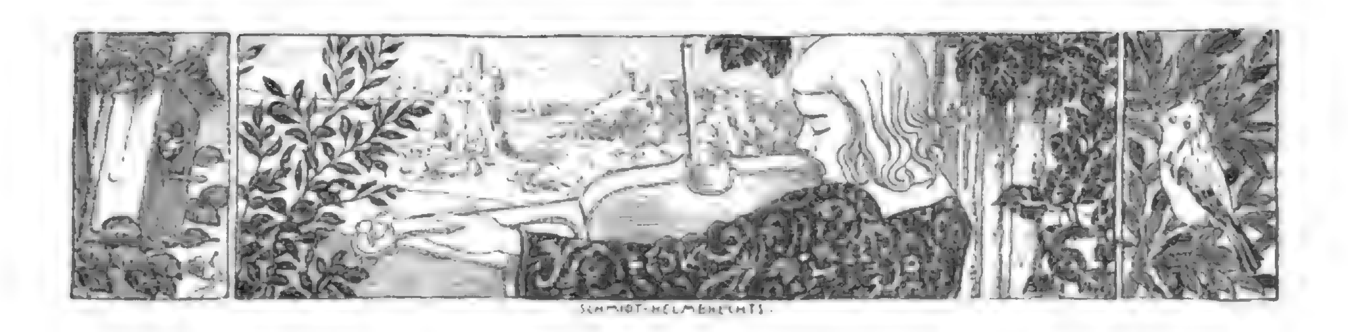
Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Briefe und Sendungen nur: An die **Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart** — ohne Personenangabe — zu richten





Das Denkmal der Königin Luise von Preussen in Tilsit. Modelliert von Gustav Eberlein.



Sydera cordis.

Ein Roman aus Friaul.

Von **Otto von Leitgeb.**

Ueber die Küstenwälder hauchte leise, wie kosender Atem über die Wange, die er küssen will, der frühe Lenz und streichelte mit lauen Lufthänden über die Erde, daß ihre Wärme lebendig wurde und sie vom Schlummer erwachte. Schüchtern begann die Heide sich zu grünen; da und dort wurde ein Nest von Frühlingsblumen wach; blasse Blätterquirle entrollten sich an den Erlenzweigen, deren Rinde zu glänzen begann; zwitschernde Vögel versuchten sich wieder darauf und schwangen den Takt zu hellen Liedern. Der ganze Wald aber, vom Ufer der Lagune weit hinauf ins ebene Land, wurde dicht und färbte sich neu, und wenn man vom Turme zu Marano jetzt nordwärts schauen wollte, dann mochte es sein, als blicke man von der Höhe schwimmender Masten auf unabsehbare Ufergärten, an deren Rande die Festung lag, wie ein Eiland durch Kunst und Natur vom Wasser umgürtet.

Die Luft selber freute sich an der Pracht dieser Tage. Und überall zog sie hin und that die Bahnen wieder auf, in denen Sonne und Lebensodem strömen konnten, daß alles, was die Erde trug, hell und fließend ward, wie gelöste Kräfte: die Halme und die Blumen und das Vogellied und die Herzen der Menschen.

Nur das schwarze Thor an der Festungsbrücke, die ans Uferland niedergelassen werden konnte, lag stumm und verlassen. Hier war Marano nur durch die Breite des Wassergrabens, zehn Schrittlängen, vom Lande getrennt. Drüben auf der Schattenseite seiner Schwelle hingen zwei schwere, rostrote Ketten hinab und tauchten ihre letzten Ringe in das stille Wasser. Hüben, in der Sonne, saß ein Bübchen auf den Quadern des Auflagers und ließ seine nackten, rosigen Beine über den Grabenbord hinunterschlenkern. Es trug einen Blumenkranz im Ringelhaar. Darunter sahen seine Augensterne, strahlend von Licht und Farbe, selbst wie Blumen, in himmlischem Lächeln um sich durch die sonnenwogende Luft und weit in den glänzendblauen Aether.

In den Händen aber hielt das Götterkind Blumen mit güldenen Kelchen und mit blutroten Blättern, und andre, blau wie die Tiefe des Himmels und weiß wie die Flügel der schwärmenden Möwen. Die Blumen glitten hinab aus den Rosenfingern in das Wasser, immer mehr und mehr. Sie wiegten sich und schmiegten sich an die feinen Wellen und mischten ihren Duft mit dem Hauch des Meeres, floßen fort nach beiden Seiten, füllten die Flut, sprangen neckend an die plumpen Mauern und umfingen ganz Maran wie ein schwimmender Frühling. Endlich schwang das Kind mit seinen beiden glänzenden Armen die letzte Blumenlast in die Luft und warf sie jauchzend an das stumme, schwarze Thor, daß die Blütenköpfe daran klopften und die farbenglühenden Blätter an ihm hinabrieselten und zuletzt auch hinunterfielen in die Wellen. Die schweren Bohlen schwankten vor dem Angriff; die rostroten Ketten zitterten, daß weite Ringe, rasch und bebend wie Pulsschläge, über das Wasser hinliefen. Und der Knabe mit dem Sonnenantlitze erhob sich und jauchzte wieder, daß es wie silberner Glockenton über die Heide klang. Dann öffnete er seine Arme nach dem Himmel, als wollte er seine ganze Schönheit begehren, und schritt von dannen. Ueber die Heide hinweg trugen ihn seine rosigen Füße. Dort, wo kein Steg, kein Weg in die Ferne weist, durch die Halme und die sprießenden Blumen, schwebend über einen Teppich von tausend Farben. Die Blütenkelche des Kranzes nickten um seine Stirn. Wie ein Licht, lichter als der Tag, zog er dahin und entschwand durch den Hain, wo die Vöglein sangen und die Zweige rauschten.

Am weit geöffneten Bogenfenster eines der Häuser saß ein junges Mädchen und sah, so weit ihre großen Augen es konnten, links und rechts über die Wellen, die sie erschaute, und über die Heide hinaus und über den Wald hinweg. Ihr zarter Kindermund stand ein wenig offen, und ihre Augen träumten, wie ihr kleines Herz. Sie

träumte vom Lenz, der ein wunderschöner fremder Knabe war und jubelnd über die Erde ging, allenthalben Blumen und Blüten verstreuend. Darum fing nun alles wieder zu leben an. Und wenn sie dem Traume folgte, dann ging auch sie durch die Heide. Hoch über ihrem Haupte trillerten die Lerchen, Blumen in Wogen standen auf der Wiese, und so eine große, schwere Glückseligkeit ohne Namen lag rundumher auf Erden, daß das Herz nicht weit genug werden konnte, um alles zu fassen. Es sei denn im Traum, der das Meer zu Blumen macht, die Luft zu Gesang, die Sonne zu Gold und die Erde zum Himmel. Und dann fährt er dahin, weit, unendlich weit in die köstliche Ferne; dahin wie ein Licht, lichter als der Tag, über die Gräser und das Moos und die Quellen, die drüben rieseln und silbern fließen und weit drin entspringen, mitten in den Geheimnissen des großen, stillen Waldes. —

Es war am 26. März des Jahres 1536. Der Hauptmann Hermann Grünhoffer, Befehliger der kaiserlichen Festung Maran, saß in dem Gemache, das ihm als Amtsstube diente, wenn er einmal einer solchen bedurfte, und zugleich seine eigenste Stätte im Hause war. Hierher pflegte er sich zurückzuziehen, wenn er etwa über Schwierigkeiten seines Amtes zu grübeln hatte, wenn er mit jemand unter vier Augen sprechen mußte oder an einem heißen Sommertage der Ruhe bedürftig ging. An einer Wand der Stube lehnte ein Spind, vollgepfropft mit unterschiedlichen dickleibigen Pergamentfolianten, Urkunden und dergleichen; auch gab es Bücher, die mancherlei Eintragungen enhielten, ferner zusammengefaltete Schriften, von denen die hölzernen Bullen an Bändern oder Lederschnüren herabhingen. Gegenüber stand ein hartes Ruhebett, mit einem verschlissenen, grünlichen Zeuge überkleidet. Ueber diesem war an der Mauer eine Landkarte befestigt. Sie stellte den Nordrand des Adriatischen Meeres dar, von der istrischen Halbinsel bis über die Gewässer von Venedig. Als Hermann Grünhoffer den Befehl der Festung überkommen hatte, hatte er mit einem Rötel die Grenze eingezeichnet, wie sie nach den Verhandlungen zufolge des Wormser Friedens war festgestellt worden zwischen der Republik und dem Reiche des Kaisers. Diesem war Maran verblieben, wie gerne es die Venetianer auch zurückbekommen hätten, nachdem es ihnen Christoph Frangipan abgenommen. Neben dieser Karte hingen an etlichen Holznägeln ein Paar Terzerole, zwei schwere Pallasche, ein ehemals vergoldeter Pferdezaum und ein Paar Stulphandschuhe von schmutzigem Büffelleder. Gegen die Mitte des Zimmers aber stand ein eichener Tisch, dem ein großes Tintenfaß, Papierschaften und Gänsekiele ein Ansehen gaben, als gehörte solches Handwerkszeug zu des Hauptmanns regelmäßigen Geschäften. Aber dies ganze, etwas gelehrte Aussehen der Stube war ohne jegliches Dazuthun von seiner Seite, bloß zufällig zu stande gekommen, und von Gelehrsamkeit war Herr Hermann Grünhoffer in ansehnlicher Entfernung. Ja, gerade ihr Mangel, wo er sich ein Stückchen davon gewünscht hätte, bewirkte, daß er seit einer halben Stunde schon unruhig und unentschlossen auf den Strohmatten auf und ab schritt, wovon die Mitte des Fußbodens bedeckt war, während sich am Rande herum die roten Backsteine der Diele sehen ließen. Einmal blieb der Hauptmann vor dem Bücherspind stehen und fuhr nachdenklich mit dem ausgestreckten Zeigefinger über die Folianten und Bullen hinweg; ein andermal war er wie angewurzelt vor der Landkarte und verfolgte mit finsteren Blicken den Küstensaum bis hinunter zu dem großen, vieleckigen Flecke, bei dem in dicken Lettern das Wort Vinegia stand. Und wieder ließ sich Herr Grünhoffer auf dem harten Sessel vor dem Tische nieder, nahm ein Blatt Papier auf, auf das er tagelang mit schwerfälliger Hand Bemerkungen niedergeschrieben hatte, und musterte kleinmütig dieses sein Werk. Dabei gab es ihm harte Mühe, die eigne Handschrift zu entziffern. Darob seufzte er auf und ließ seinen Blick wie voll von sorgenreichen Gedanken durch das Fenster hinauswandern in den hellen Frühlingsmorgen. Jetzt, da seine wuchtigen Stiefel nicht mehr über den Boden schlurften, hörte man das linde Rauschen der See unten an den steinernen Dämmen und das spielende Schlagen der leichten, von feiner Brise geweckten Wellen. Ziellos, weil die gesammelten Gedanken nicht bei ihnen waren, sahen Herrn Grünhoffers Blicke in den Himmel weg. Nahm er sie aber kürzer, so mochten sie gerade an dem Kopfe seines Töchterleins hangen bleiben, das in einem weitläufigen Armstuhle auf der Fensterstufe saß und sich nun ebenso lange schon gar nicht gerührt hatte, als der Vater gedankenvoll vor dem Tische geblieben war.

Kein Härchen regte sich an Reneas Kopf, den der Hauptmann eben betrachtete. Sie hatte die mageren Schultern hochgezogen, weil sie beide Ellbogen auf die Armlehnen stemmte, um ihren Kopf höher recken zu können. In den schmalen, ganz weißen Händen hielt sie ein dickes, schweres Buch, das sie früher durchgeblättert und nun zwischen den feinen Knieen festgeklemmt hatte, während sie mit den Fingern liebkosend rechts und links an dem glatten Pergamente des Einbandes rieb. Von ihrem kindlich gerundeten Busen fiel ein Rock von zimmetbraunem Wollenzeug bis auf die Füße herab, an denen sie braune Schuhe mit hohen, entfärbten Hacken trug. Um den blütenweißen Nacken schloß ein lockerer Kragen von groben Leinenspitzen; darüber fiel das Haar auf den Rücken. Sie stand im fünfzehnten Jahre ihres Lebens, aber mit so stillen, unfertigen Zügen hätte sie wohl auch jünger sein können. Nur die Augen, groß, ernst und von bläulichgrauer Farbe mit tiefdunkeln Pupillen, verrieten in ihrer Seele kommende Reife, und die zu dichten, breitgeschwungenen Brauen ließen zuweilen einen Schatten darüber fallen, wodurch sie ein schwer-

mütiges oder träumendes Ansehen erhielten, das zu dem Kindergesichte beinahe nicht paßte. Es war, als hätten erst bloß die Augen, von Ahnungen geleitet, schon Nachdenkliches aus dem Leben aufgefunden. Oder vielleicht spiegelte sich darin auch etwas von der Vereinsamung ihrer Jugend, da sie der Eltern einziges Kind geblieben war. Und dann verriet diese Mischung des Ausdrucks auch die gesonderten Stämme der Eltern, denn der Hauptmann hatte in den österreichischen Alpenländern seine Heimat, und sein Eheweib die ihre in dem venetianischen Portenau. Vom blonden, struppigen Kopfe des Vaters hatte Renea die hellbraune, rotschimmernde Haarfarbe geerbt und von der Mutter die beinweißen Zähne, die schweren Brauen und die dunkel gefärbten Lippen. Auch die stärksten Gemütsseiten der Alten waren dem Antlitze des Kindes nicht fremd geblieben. Der Hauptmann war schwerfällig und beinahe düster, doch von so zäher Entschlossenheit, daß alles, was er im Leben unternommen, stets unveränderlich geworden war wie das Schicksal selber. Die Mutter war eine lebendige Frau, von warmblütiger Phantasie erfüllt. Kein Fältchen verriet in ihrem Gesichte die weichenden Jahre; Scherz und Ernst hatte sie stets ungefährdet durchlebt und war über beides in Lebhaftigkeit hinweggekommen.

Mit ihren Blicken war Renea unbeweglichen Hauptes eben weithin über die Heide gewandert. Nicht auf der Straße, die gelblich grau, von Staub bedeckt, dort fortführte und wo es einsam und trostlos sein mußte, zu wandern. Nein, sie war dort links hinüber, quer durch die hochstehenden Halme gegangen; sie hatte im Schreiten eine Menge jener hochgestengelten weißen Sterne gepflückt und auch schon gelbe Kamillen entdeckt und ein paar feurig rote Mohnblumen. Sie hatte mit glühenden Wangen über manchen der kleinen Gräben hinweggesetzt und war endlich bis an den Rand des Waldes gekommen. Da stand sie still und horchte in seinen raunenden Schatten hinein, welche Stimmen daraus zu vernehmen wären. Dann war sie, ganz heiß von der herrlichen Sonne, wieder nach rechts abgebogen, über den Waldsaum, an dem blaßblaue Veilchen und wuchernde, gelbe Primeln im kurzen Grase lagen. Unter den großen, vereinsamt stehenden drei Eichen durch, wo das Winterlaub in dürren Häuflein am Boden lag. Endlich über den Steg, ein breites Brett, das an der schmalsten Stelle des Baches lag, und auf die Straße. Gerade beim Bildstocke trat sie heraus. Das Bild der Muttergottes hing darin, mit vielen Schwertern in der Brust, auf der ein rotes, blutendes Herz gemalt war. Eine Ampel von gelbem Metall hing in der Nische, und darin brannte ein Oelfaden, den die Pascutta immer zu erneuern kam, wenn er verlöschen wollte. Aber nur, wenn das Oel in der Lampe zu Ende ging, konnte er das; sonst nichts andres vermochte das Licht vor der Madonna zu verlöschen. Sie hatte oft gehört, daß auch der stärkste Sturm einer Winternacht es nicht auszublasen vermochte ... Es muß sehr merkwürdig sein, in stockfinsterer Nacht dort vorbeizukommen, das Flämmchen zu sehen wie ein Irrlicht auf der Heide und dahinter plötzlich das Antlitz der weinenden Gottesmutter gewahr zu werden und die Schwerter in ihrem blutenden Busen! Von den wilden Blumen aber machte Renea einen Kranz und legte ihn hinauf, unter die Ampel.

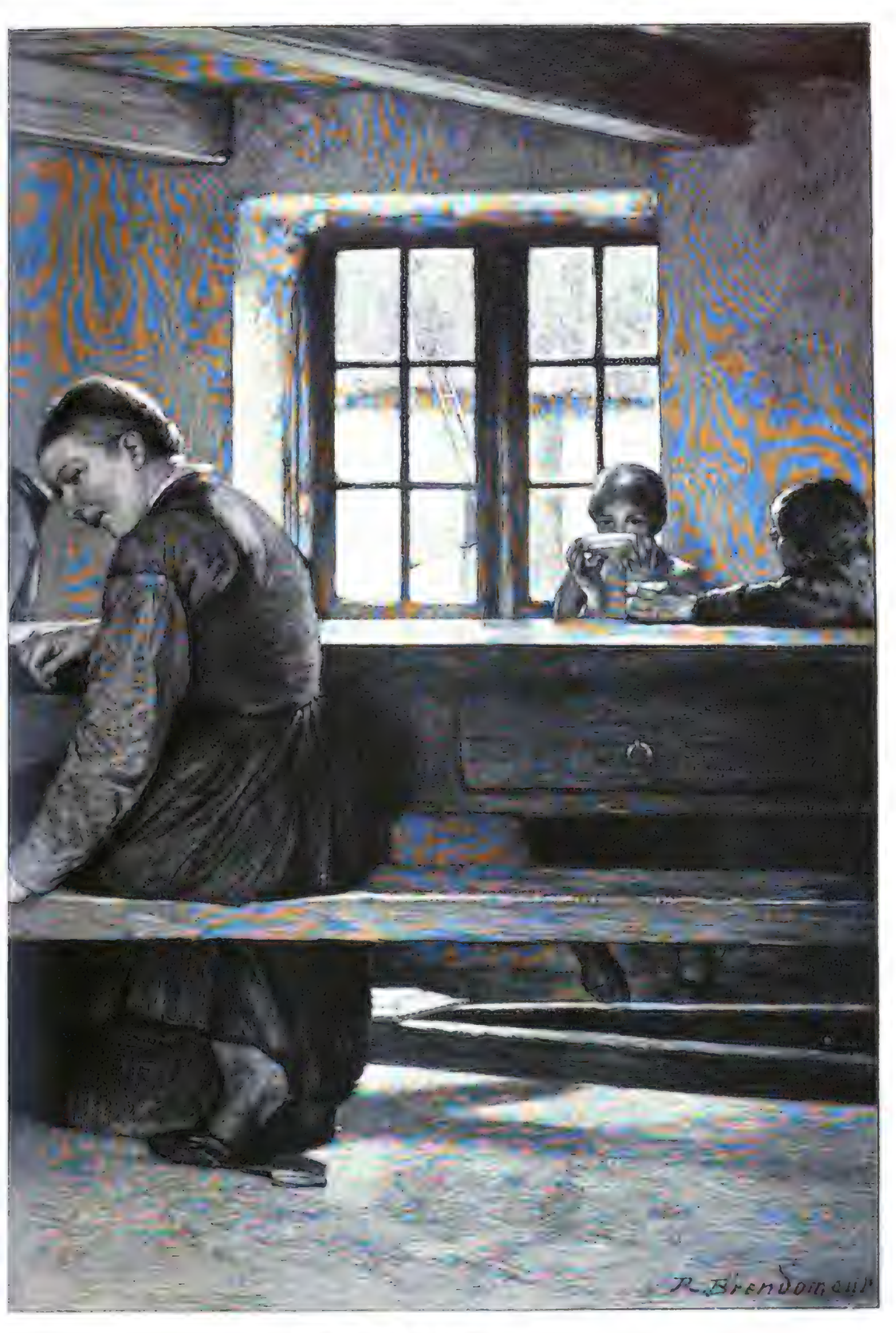
So weit war sie gekommen, als sie nun wieder den Blick vom Fenster abwendete und nochmals das große Buch auf ihren Knieen aufschlug. Da gab es sonderbare Bilder. In einem blauen Kreise jagten sich Tiere, ein Löwe, ein Steinbock, ein Skorpion. Sie flohen alle vor zwei Männern, deren Körper zusammengewachsen waren, daß es einen schreckhaften Anblick bot. Ein andres Blatt war ganz bedeckt von Sternen und sonderbaren Zeichen und Namen. „Sydera“ stand auf dem Blatte. Dies war gewiß ein geheimnisvolles Zauberwort; denn die Sterne bedeuten geheime Kräfte am Himmel, über den Menschen.

Der Hauptmann räusperte sich. Da blickte sie auf und fragend ins Gesicht des Vaters. Er nickte bloß.

Darauf erhob sich Renea, legte das Buch auf den Sessel, setzte sich an den Tisch vor die Papiere, ergriff einen der Kiele und macht sich bereit. Sie hatte sich eine so feste und lesbare Hand angeeignet, daß sie dem Vater schon einige Male hatte Schreiberdienste leisten müssen, wozu er selbst sich so trostlos untauglich fühlte. Nun hätte ihm allerdings auch jemand anders zu Gebote gestanden, der Priester etwa oder Gino Paradin, der Küster und Schulmeister war. Allein es handelte sich heute um ein so bedeutungsvolles Schriftstück, daß er nur selber damit zu schaffen haben durfte, und bloß Renea war wie er selbst, wenn er dem Kinde über eine Sache zu schweigen geboten hatte. So begann der Hauptmann ihr langsam in die Feder zu diktieren. Gerichtet war das Schreiben an den hochedeln Herrn und Ritter Lopez de Soria, Seiner Kaiserlichen Majestät Gesandten bei der Gestrengen Republik des Heiligen Markus zu Venedig. Diese großen Würden nahmen sofort Reneas ganze Neugierde und Aufmerksamkeit gefangen. Aber danach kamen so viele krause Reden und so viele Wörter, und die Feder spritzte hier und da; kleine Höcker und Hügelchen auf dem Papier waren zu übersteigen, kleine Furchen zu umgehen. Mechanisch schrieb sie weiter, ohne zu wissen, was es war. Ja, hier und da fuhr mittendurch sogar wieder ein wandernder Gedanke an die Heide, an die Waldesstille. Erst als sie sich mit allen Schwierigkeiten des Handwerks vertraut fühlte, gegen das Ende hin, dachte sie wieder mit, und ganz aufmerksam wurde sie bei den letzten Sätzen, die der Hauptmann so nachdrucksvoll und beinahe feierlich, langsam und mehrere Worte stets wiederholend, von seinem Notizenbogen ablas. Ihr Herz



Photographie-Verlag der Photographischen Union in München.



Hugo Salmson

Besuch bei der jungen Mutter.

fühlte, daß etwas ganz Besonderes darin gelegen sein müsse, und die Worte prägten sich in ihr Gedächtnis.

„Wie ich vernommen habe," ließ sie nämlich der Hauptmann schreiben, „hat die Venetische Staatshoheit den Edlen Messere Dolfino mit einer schweren Summe Goldes zum Kaiser abgesandt, um damit die Hafenfestung Marano zu kaufen oder sonstwie zu erwerben; denn die venetianischen Herren wissen wohl, wie dies einer der besten Hafenplätze von Italien ist, zumal so nahe an ihrer Stadt gelegen, daß von einem zum andern Ort in bloßen sechs Stunden die Ueberfahrt zu bewerkstelligen angehet. Erkennen derwegen auch gar wohl, zu welchem Vorteil ihnen in Kriegsläufen diese Feste gereichen müßte, sintemal, wenn auch alle Wege, nach Italien hinabzugelangen, verlegt wären, unsre Majestät immer, solange sie diesen Platz zu eigen hat, Zuzüge aus den hispanischen Landen und aus dem napolitanischen Königreiche erfahren kann."

Dies schrieb Renea, glühend auf den Backen, nieder und atmete schwer auf, als sie glücklich damit zu Ende gekommen war. Die geheimnisvolle Bedeutung erregte sie tief, und es drängte sie begierig, den ganzen Sinn zu erfassen. Jedoch wußte sie gut, daß sie um nichts fragen dürfe, und hatte sich demnach zu bescheiden, so gut sie konnte.

Der Hauptmann aber war fertig mit dem heutigen Werke. Er setzte nunmehr bloß noch seinen Namenszug unter das Schriftstück. Dann gab er Renea frei.

„Gen Abend," sagte er, „um die Zeit der Flut, wird die Pinasse abgehen mit dem Boten. Wenn du diese Gelegenheit nützen willst, und da du so fleißig in Zug gekommen mit dem Geschreibe, magst du ihm auch ein eignes Brieflein mitgeben an die Base in Venedig. Er wird es dann schon bestellen können. Da kannst du Grüße ausrichten von uns allen und sonst schreiben, woraus die Muhme Prospera mit Gefallen ersehen möchte, was für ein herangewachsenes Ding du werden willst."

Nun verdrängte diese neue Aufgabe im Nu Reneas Grübeln über die erste. Sie machte sich sofort wieder an die Arbeit, und es war ein königliches Vergnügen, an die Base zu schreiben, zu denken, daß ihr Brieflein noch heute nachts über das Meer sollte, und es in Gedanken zu begleiten, bis nach Vendig! Bis nach Venedig! — Und sich vorzustellen, welch großartige Welt es wäre, wenn man es selbst wäre, anstatt des Briefes!

Welche großartige, merkwürdige, fremde Welt, voll von tausend Lichtern und Tönen und Farben und niegesehenen, unerhörten Wundern! Als die Glocke auf dem Turme Mittag läutete, war auch der Brief an die Base Prospera zuwege gebracht. Und die fleißige Arbeit dieses langen Vormittags hatte Renea in eine Spannung und Gehobenheit versetzt, wie sie noch niemals im Leben empfunden. Die merkwürdigsten Gedankenschatten von Staatsweisheit, Kriegsgetümmel, städtischem Leben, Seefahrten, kaiserlichen Sorgen und ganz unerklärlichen Erlebnissen kreuzten und drängten sich so in ihrem Kopfe, daß ihr auf die wunderlichste Weise unruhig, bewegt und nach Bewegung dürstend zu Gemüte wurde. Und wenn sie des Morgens mit träumerischer Betrachtung aus dem Fenster gegen die Heide geblickt hatte, so erfaßte sie jetzt eine unaussprechliche Sehnsucht hinaus aus den Mauern und dahin. Nichts dachte sie sich herrlicher, als sich ziellos durch die Graswellen, am Waldsaum und dort überall zu ergehen und herumzuwandern, bis die Beine bleischwer würden vor Mattigkeit und die Augen sowie das Herz ganz trunken vor so viel Sonne, Luft und Freiheit, die dort draußen zu finden waren.

Nicht so bald entdeckte sie am Nachmittag eine gute Gelegenheit, als sie zum Thore hinausschlüpfte. Dann begann sie die sehnsuchtsvolle Wanderung geradeso, wie sie's am Morgen sich ausgedacht, quer hinüber durch die Heide und gegen den Wald. Sie pflückte nun wirklich die Blumen und hörte wirklich die Lerchen hoch über ihrem Scheitel in der Luft trillern und näherte sich wirklich dem Walde, aus dem ein tiefes Rauschen gleich feinen Stimmen zu dringen schien, und der in seiner Tiefe so viele Geheimnisse bergen konnte. Dort stand Renea still und horchte eine lange Weile. Sie bemühte sich, sich vorzustellen, daß sie das Geschrei wilder Tiere vernehme, das Heulen eines Wolfes oder das Brüllen eines Löwen, oder den lauten Schrei einer großen, weißäugigen Eule, deren sicherlich eine in einem alten, hohlen Baume sitzen mußte. Oder sie hörte, daß ein Getrappel von Pferdehufen über den trockenen, dröhnenden Waldboden ging. Da dachte sie, wie es sein müßte, eine Schar von Reitern in blitzenden Harnischen, mit Speeren und Schwertern in den Fäusten zu sehen. Vielleicht stürmten sie an, brachen aus dem Dunkel des Waldes und rasten im wirbelnden Staube nach der Brücke, um dem Kaiser die Festung zu nehmen, die einen so großen Wert für ihn hatte. Dann setzte sie sich am Rande des Waldes in die Sonne, flocht ihre Blumen zu einem Kranze, sah lange auf die Mauern hinüber und dachte, ob Venedig wohl größer sei als Maran. Wieviel hundertmal es etwa größer sein könnte? Ob die Stadt dort das ganze Meer ausfülle, und ob die Base, so wie sie selbst, aus ihrem Fenster auf die Heide und den Wald schauen könnte? — Als sie sich wieder erhoben, ging sie eine ganze Strecke weit längs des Baches hinauf. Bei jedem der sonderbaren runden Kessel, die sein Lauf bildete, blieb sie stehen, ging so weit wie möglich über den schwankenden Ufergrund an seinen Rand, hielt sich auch wohl an einem der Weidenstümpfe, die ihn begleiteten, und blickte neugierig in das Wasser. In diesen Kesseln, sagten die Leute, koche der Teufel seine

Suppe. Seltsame, noch blattlose Gewächse ließen ihre langen, glatten, braunen Stengel in den stumm ziehenden Wellen schwimmen. Weiße Blasen stiegen zu Hunderten aus der Tiefe und platzten leise schäumend, wenn sie die Luft erreichten. Unten auf dem Grunde waren saftige Gräser zu sehen, grün wie schwellende Kissen von Moos. Fortwährend strählte das Wasser die feinen Haare und sah weiß wie Silber aus, wo es darüber floß. Anderswo aber blickte sie wie in einen Abgrund, so schwarz und unendlich tief schien es. Das jagte ihr beinahe Angst ein, und sie wendete sich schnell ab. Endlich verließ sie auch den Bach wieder, rieb sich ihre naß gewordenen Schuhe im Grase trocken und schritt gegen die Straße, auf den Bildstock zu. Das Oellämpchen brannte, und die Muttergottes hatte das blutende Herz auf der Brust, und die Schwerter staken darin. Das Mädchen trat auf die Stufe hinauf und legte ihren Blumenkranz unter die Ampel, wie sie sich's vorgenommen hatte. Und als sie sich wieder umwendete, redete die Pascutta sie an und bot ihr einen guten Tag, denn sie war soeben des Weges gekommen.

Es war ein großes, hageres Weib mit scharfen Zügen und glänzend schwarzen Augen, nicht jung und nicht alt, braun gebrannt von der Sonne ihrer unsteten Wege. Sie wohnte einsam in einer armseligen Hütte auf der Waldstraße nach Muzzana, und die Leute hatten Scheu vor der Pascutta, denn in ihren Blicken lag etwas Wildes und Unbändiges, und wenn ihre grausige Krankheit sie befiel, daß sie zu Boden stürzte, vom Munde schäumte und um sich schlug, so war es, weil die Pascutta vom Bösen besessen war; daran gab es keinen Zweifel. Woher die Pascutta gekommen, wußte man auch nicht recht; doch hieß es, ihre Heimat sei keine Bauernhütte gewesen. Darum sprach sie auch anders, als das niedere Volk es that, und wußte mehr. Verstand sie sich doch auch auf geheime Künste und Zauberwerk. — Wochenlang bekam sie manchmal niemand zu Gesicht. Dann erschien sie hin und wieder auch in der Festung, an Tagen, wo man vom Lande hineindurfte, und in der Küche des Hauptmanns war sie wohl bekannt, denn sie pflegte Hühner oder Eier feilzubieten, oder schönen roten Blutsalat, den sie in ihrem Gärtchen zog, und Kresse, die sie an den Wassergräben zu finden verstand. Gewöhnlich war sie scheu und verschlossen. Begann sie aber zu sprechen, nachdem sie den Frager mit durchdringendem Blick gemustert hatte, dann war es, als spräche sie mehr zu sich selbst, lange und krause Geschichten. Einige sagten darum auch, mit der Pascutta wäre es im Kopfe nicht richtig, und jedenfalls war sie ein unheimliches Wesen, mit dem man sich nicht weit einlassen sollte. Das Kind aber hatte immer eine Neugierde und Teilnahme für das sonderliche Weib verspürt. Nur war sie niemals noch mit ihr allein beisammen gewesen. Und so erschrak sie nun heftig über die unvermutete Anrede und fühlte mit einem Male ängstlich, wie einsam sie da war, Aug' in Aug' mit der Pascutta, weit heraußen auf der menschenleeren Straße, vor dem Bildstock der Madonna.

Das Weib hatte ein Bündel von Wacholderzweigen, das sie auf dem Kopfe getragen, zu Boden geworfen, ihren Stecken dazu, setzte sich nun auf die Stufe, knöpfte ihr Tuch unterm Kinn auf und öffnete ihre Schürze, in der sie einen Haufen Kräuter gesammelt hatte.

„Du hast deine Blumen der Madonna hingelegt," sagte sie, darin kramend. „Das ist recht! Sie hat immer Freude an Blumen. Ich will dir andres dafür geben. Setz dich nur zu mir!"

Und nachdem Renea sich hierzu entschlossen, reichte sie ihr nacheinander mehrere Kräuter hin. Die verwelkten Blätter glättete sie zuvor rasch und vorsichtig mit den Fingern. Einige hauchte sie an, wie um sie neu zu beleben, und alle begleitete sie mit ein paar Worten.

„Da hast du ein Zweiglein vom Christusdorn; er ist sehr heilig und wohlthätig. — Und gegen das Fieber, das euch drin so oft heimsucht, hilft die Schwarzwurzel. Niemand weiß sie noch zu finden. Aber die Pascutta kennt die geheimsten Fleckchen, wo die Erde zu allererst im Jahre ihre Gewächse hervortreibt. Auch hab' ich sie des Nachts gepflückt, bei Neumond und mit der linken Hand. Dies ist ein Salbeiblatt. Und dieses Immergrün bedeutet ewige Liebe. So starke Liebe, daß kein Schicksal, keine Krankheit, keine Ungestalt sie schädigen kann! Vermagst du das zu verstehen? — Eine Pimpernelle. Auch Anis, das Kräutlein der Freude . . . Nimm sie alle und leg sie heute nachts unter das Kopfkissen, auf dem du schläfst!"

Das Kind hatte ihr aufmerksam gelauscht, mit großen, verwunderten Augen.

„Du weißt die geheimsten Sachen!" sagte sie jetzt. „Weißt du auch, woher alle Tiere kommen und der Wind und der Regen und der Hagel? Gewiß weißt du es!"

Ihre Augen hingen mit scheuer Bewunderung an dem braunen Antlitze der Pascutta.

Das Weib lachte kurz.

„Das weiß ich alles nicht!" entgegnete sie. „Ein paar Geheimnisse nur hat mich das tiefe Schweigen des Waldes gelehrt und die Einsamkeit der Heide. Und der Menschen grausames Schicksal . . . Das ist der wildeste Feind. Ich sinne und sinne, wie man ihn erkennt, daß man seinen blutigen Fängen sich entrücke. Die Sterne haben mich manches gelehrt, wenn sie still am tiefen Himmel flammen oder der eine sich löst und verbrennend auf feurigem Wege in Asche und Schatten verlischt . . . Einiges habe ich erkannt in dem großen Wirrsal von dunklem Schweigen, dessen das Leben erfüllt ist . . . Aber eine Hexe bin ich nicht, und wie die alte Brussa bin ich nicht, die ihr in Maran drin habt und die den Mädchen in die Hände guckt mit den blöden Augen . . ."

Renea nahm die Kräuter, betrachtete sie und hielt sie so unschlüssig in den Fingern, daß sie

den Dank vergaß. Aber das Salbeiblatt und das Immergrün nahm die Pascutta nun wieder zurück, meinte, daß sie diese beiden doch noch nicht brauche, und steckte sie wieder in ihre Schürze. Dann schaute sie lange über die Heide und gegen das Meer fort, als ob sie das verdutzt schweigende Mädchen an ihrer Seite vergessen hätte.

Plötzlich fragte sie: „Warum bist du zur Madonna herausgekommen?"

„Ich wollte ihr die Blumen bringen," entgegnete Renea nun vertraulicher, „und sehen, ob die Lampe brennt. Denn ich habe gehört, daß du es bist, die sie immer füllt."

Pascutta nickte.

„Ja, es ist mein Gelübde! Wenn du etwas gelobst, mußt du es halten, sonst bleibst du im Fegefeuer in Ewigkeit."

„Habt Ihr es der Madonna gelobt?"

Das Weib nickte abermals. Dann schaute sie wieder lange weg und sprach endlich:

„Es ist schon über zwanzig Jahre. In einer Nacht war es, im November. Es war finster und stürmisch. Der Südwind, der warm und bleiern aus Afrika über das Meer kommt, riß am Dache der Hütte. Da war ich ängstlich und dachte des einen, der, ferne von mir, in der Festung drin war. In dieser Nacht führte der Priester Bartolo, der Verräter, seine Wagen an die Brücke. Einlaß war ihm zugesagt von seinem kurzsichtigen Freunde, Messer Marcello, und des Nachts wollte Prè Bartolo kommen, weil er sonst Feinden in die Hände fallen konnte, wie er sagte. Statt dessen standen die Feinde hinter ihm; denen hatte er sich selber verdungen.

„Der Venetianer waren aber nicht viele eben in der Festung. Das Thor geht auf; auf der Brücke halten unversehens die Wagen still. Die Wache drängt, aber der Priester sagt, es sei bloß etwas in Unordnung geraten; sogleich wären sie wieder flott. Indessen giebt er das verabredete Zeichen denen im Hinterhalt. Das war der Graf Frangipan mit seinen blutdürstigen Leuten. Sie stürzten heran. Niedergemacht die Wache, nieder in sein Blut, wer sich entgegenwarf. Im Handumdrehen war die Feste des Kaisers und die Standarte mit dem Löwen des heiligen Markus herabgerissen ... So ist Marano zu euch und unsern Herren in Venedig abhanden gekommen! — So war es. Denn was der Mut nicht erkämpft, das erschleicht der Verrat. Und die deutschen Hunde, deine Landsleute, schlugen uns die Zähne ins Fleisch, als wir ihnen den Raub wieder entreißen wollten, und sie zerfetzten unsern Leib ..."

Pascutta sprang auf, nestelte an ihrem Gewande und entblößte weit ihre braune, feste Brust. Ein rötliches Wundmal zog darüber hin und bildete eine tiefe, grausige Narbe.

„Sieh her!" rief sie mit keuchendem Atem. „Nicht einmal das Weib haben sie geschont! — Hier hat das Eisen meine Brust zerfleischt ... Hier ist es hindurchgefahren, durch Blut und Fleisch ... Durch Blut und Fleisch!"

Aber rasch bedeckte sie sich wieder, wiegte sich etwas in den Hüften und sagte, plötzlich beruhigt, mit einem Lächeln, das ihre Nüstern hob und zittern ließ:

„Als der Simeon heil nach Hause kam, nach jener Nacht, habe ich der Madonna gelobt, ihr Licht zu erhalten, solange mir Gott das Leben läßt. Der Simeon war der Schönste von allen, weit und breit. Der Schönste, der Allerschönste!"

Sie neigte ihre Stirn in die Hände und blieb ein Weilchen wieder stumm. Dem Kinde aber klopfte das Herz so stark in der Brust, daß es zu hören war. Sie saß regungslos und zupfte, bestürzt von dunklen und drängenden Gedanken, an den Blättern, die sie auf den Knieen hielt.

„Euer Mann hieß Simeon," sagte sie, bloß um etwas zu sagen.

„Der Schönste! — Der Allerschönste!" wiederholte Pascutta mit dumpfer Stimme. „Das reißende Tier aber hat nie genug an Blut! Es verging eine Zeit. Wir konnten es nicht verwinden. Da hat mancher den Eindringlingen am Zeuge zu flicken gesucht, wie es gehen mochte. Wagen sind überfallen worden, die den Kaiserlichen in der Festung Mundvorrat bringen sollten. Dafür ließ der Frangipan Männer vor sich bringen, sechzig an Zahl, um sie zu züchtigen. Um sie zu richten, bloß weil sie aus Muzzana waren! Aus Muzzana war auch Simeon ... Sie haben sie weggeschleppt, weit, bis nach Glemaun. Dort hat man sie gerichtet. Den einen haben sie die Rechte abgeschlagen, damit sie nie mehr das Schwert führen könne gegen den Verräter. Die andern haben die Sonne nie mehr erblickt und den Tag, mit den erstochenen Augen. Und andern wieder ... denen haben sie die roten Eisen ins Gesicht gelegt, die sprühenden roten Eisen, glühend wie Höllenfeuer, rechts und links in die Wange, daß das Blut kochend emporzischte ... Und damit haben sie ihnen das Kreuz ins Fleisch gezeichnet, zum Hohn dem allmächtigen Gotte, der ihre Seelen verderben soll, in Ewigkeit! ... So haben sie sein Ebenbild geschändet, und auch den Schönsten, den Schönsten von allen!"

Ein Schluchzen erstickte ihre Stimme. Aber keine Thräne rührte sich in den Glutaugen der Pascutta. Es arbeitete bloß ihre Brust eine Weile wie im Sturm, und sie sah wieder verloren in die Weite mit dem sengenden Blick.

Das Kind an ihrer Seite war wie erstarrt. Kaum daß sie sich zu atmen traute. Endlich legte sie in unklarem Mitleidsdrang die Hand leise auf das Knie der Erschütterten.

Blitzschnell drehte sich Pascutta zur Seite und sah sie fast feindlich an. Dann aber flog mit einem Male wieder das beruhigte Lächeln durch ihren Blick, und wie um abzulenken sagte sie:

„All diese Wacholderzweige stecke ich rings auf den Zaun um mein Höfchen. Er hält das Böse ferne, und zumal wildes Getier, der Wacholder. Mir schlich in der letzten Zeit mehr

denn einmal der Marder herüber und hat mich um manches Huhn gebracht. Aber ich bringe doch nächstens wieder etwas zu euch hinein . . . Siehe, wie die Sonne sinkt! Nun muß ich mich aufmachen, und du gehst wohl auch?"

Renea stand auf.

„Ich danke dir, Pascutta!"

„Nimm noch meinen Stecken dazu," sagte das Weib. „Er ist von einem Schlehdorn. Wenn du ihn trägst, kann kein bissiger Hund dir etwas anhaben."

Sie band sich ihr Tuch wieder unterm Kinn fest, griff ihr Bündel auf und machte sich ohne weiteren Gruß auf den Weg.

Renea beschleunigte ihre Schritte. Schon stand die Sonne tief, und wenn sie verschwand, ward das Festungsthor geschlossen. Rings um den Horizont im Süden war nun ein gleichmäßig hoher, dichter Dunststreifen gelagert, und das verglühende Gestirn tränkte diesen mit fahlrotgelbem Scheine, der traurig und drohend aussah, wie das Lohen ganz ferner, weit ausgedehnter Feuersbrunst. Schwarz und schwer, wie ein einsamer großer Felsblock, hob sich davon die Festung ab mit den zwei großen Rundtürmen, die sie dem Lande zukehrte.

In der einen Hand hielt Renea den Stab von Schlehenholz, in der andern Pascuttas Kräuter fest umschlossen. Sie wollte ihrem Geheiß folgen und sie nachts unter ihr Kissen thun, und darum suchte sie sich nun zu erinnern, was für Kräfte darin verborgen waren: Freude und Wohlthat und Abwehr gegen das Fieber. Und der Wachholder, der hält alles Böse fern. Warum sollte man nicht die Wälle von Maran ganz und gar mit Wacholder bepflanzen? Ihr kindliches Gemüt klammerte sich an dieses Trostmittel und versuchte sich daran aufzurichten. Denn die Reden der Pascutta hatten sie mit Angst erfüllt: Sie fühlte sich unglücklich und tief bekümmert. Was halfen die starken Mauern aus schweren Quadern und das eichene Thor mit seinen Ketten und Balken? Stärker als der beste Mut ist der Verrat!

Des Vaters geheimnisvoller Brief an den Gesandten des großen Kaisers fiel ihr ein, und wiewohl sie sich nun nicht mehr der einzelnen Worte entsinnen konnte, tropfte die Erinnerung doch schwer und heiß, gleich glühendem Blei, auf ihre Seele. Nun verstand sie wohl, daß andre dem Kaiser die starke Festung nicht gönnten, und daß schon Blut geflossen war um ihren Besitz, und weshalb der Messer Dolfino die Feste mit einer großen Summe Goldes zurückkaufen sollte für die Herren von Venedig. Im stillen dachte sie, es wie die Pascutta zu machen und etwas Großes zu geloben, wenn die Feste des Kaisers bliebe, trotz Gold und Verrat. Mit dem Kopfe auf den zauberkräftigen Kräutern aber wollte sie beten, daß der Bote heute nacht ungefährdet nach Venedig gelange mit dem Briefe, der alles Unheil abwenden sollte, wenn jemals eines über ihre Häupter kommen mochte.

Ihr Herz blieb gedrückt von kummervollen Gedanken. Aber doch hatte es sich an diesem Tage gleichsam höher gehoben. Sie fühlte es merkwürdig und wichtig, daß sie selbst hier leben mußte, an solch umstrittenem Orte, und daß ihr eigner Vater des Kaisers Befehlshaber war über alle Bemannung, die Maran zu Schutz und Trutz behauste. Großartige und bedeutsame Empfindungen begannen sie zu durchrieseln und nahmen ganz und gar Besitz von ihr. Schließlich drängte es sie allzusehr, jemand ein klein wenig davon zu sprechen. Verstohlen vertraute sie Marthe Fink, der ältlichen deutschen Wärterin, an, was sie auf der Heide vor der Madonna erlebt. Aber Marthe Fink schimpfte nur weidlich über das lungernde, unheimliche Weib, dessen Nähe sie zu meiden hätte. Wer weiß, es könnte bei ihr am Ende wohl wirklich der Böse seine Hand im Spiele haben! Vorsichtshalber schlug Marthe bei diesen Worten ein Kreuzzeichen.

Aber das Kind dachte nur desto zäher an die Pascutta. Es war so etwas Besonderes, beinahe etwas Schönes in ihren schwarzen, feurigen Augen, und ein merkwürdiger, lockender Sinn in allem, was sie sprach. Immer, wenn sie sich zu Bette legte, versicherte sie sich, daß die dürrenden Kräutlein unter ihrem Kissen lagen. Dann drückte sie die Wange fest darauf. Einmal, einmal wollte sie die Pascutta noch ganz allein sehen. Dann wollte sie sie bitten, ihr zu sagen, was sie vom Schicksale der Menschen erkundet, und wie man seinem Uebel entflieht; und was die Sterne verkünden, die am Himmel ziehen. Sie schlief ein mit dem sehnsüchtigen Gedanken, wie die Pascutta zu werden, die so viel verborgene Kräfte kannte. Selbst Träume spannen ihre Sehnsucht fort und führten sie an die Pforten unendlicher Offenbarungen, die sich aufthun mußten für den, der ihre Schwelle fand.

*

Dann verging dieser Lenz und reifte in den Sommer. Andre Frühlinge kamen, gefolgt vom heißen Jahresmittag und von schläfernden Herbsten mit ihren lauen, ächzenden Südstürmen und von kurztagigen Wintern, in denen der Wald erfror und die Heide gestorben schien unter schweren Nebellaken. Die lagen auf der Lagune und breiteten sich über das Uferland, jede sichtbare Grenze verwischend, wo das Festland endete und das schwanke Wasser begann. Die Flut kam, in ihrem ewigen, mondvermählten Kreislaufe; die Wellen wuchsen, daß sie um die Mauern schwollen und trügerisch tief erschienen, als stände die Feste mit ihrem steinernen Fuß mitten in hoher See. Und die Ebbe kam und schlürfte die salzigen Quellen weit zurück, daß die Untiefen zu Tage traten. Dann lagen langgestreckte graue Schlamminseln mit glänzendhellen Rücken hier, verborgen gewesene Dünen und Rinnsale, durch welche das Wasser abrann. So schien es, als hebe sich der Boden um Maran schaukelnd auf und nieder vom Grunde des Meeres.

Auch die Sehnsucht kam wieder und die lockenden Träume, wie sie immer erwachen, wenn der Lenz mit seinen Blüten an die Thore klopft und an die Herzen, daß sie sich aufthun, seine Wonnen zu verstehen. Er klopfte wieder und wieder an die Eichenbohlen, von denen die rostroten Ketten in das Wasser hinabhingen. Wieder und wieder färbte sich die Heide, und Blütenheere drängten sich zwischen Ginster und Halmen. Sie machten sich auf gegen den Küstensaum, eilten an silbernen Bächen entlang hinab, setzten hinweg über die Gräben, drängten ihre Scharen und belagerten und besiegten die ernste Festung mitsamt ihren Türmen und Brustwehren. Die Lerchen in der blauen Luft schmetterten aufmunternde Rufe dazu; die Sonne schoß lange, goldene Strahlenpfeile über die Wälle hinweg, und von fernen Bergrücken brachte der Wind den Odem der Wälder und tausend Düfte der blühenden Erde heran und wehte sie hinüber.

Bis Renea selbst wie eine lichtdürstende Blume geworden, die ihre Knospe entfaltet, und selbst wie der Frühling und wie ein Traum, der Wirklichkeit geworden, da ihr ganzes Herz sich weit aufgethan, das Leben zu begreifen.

Dazu hatte vorzüglich ein besonderes Ereignis beigetragen. Im vergangenen Sommer war Madonna Prospera Nani, die Base der Mutter, von einem günstigen Winde und praktischen Rücksichten so nahe an ihre Verwandten geführt worden, daß sie die Reise von Udine auch noch herab erstreckte und nach einer voraufgeschickten Benachrichtigung im Hause des Hauptmanns erschien. Diese Base aber war eine vornehme Frau. Und als die Schwester des edeln Trifone Gabriello vergaß sie, trotz der verschiedenen Lebenslagen, Hermann Grünhoffers Eheweib nicht, die mit ihr aus gleicher Sippe stammte. Da sie aber dem Hauswesen des bischöflichen Bruders vorstand, der nebst seinen Landsitzen zu Padua und Bassano auch auf dem Inselchen Murano nächst Venedig eine köstliche Villa besaß, wo sich die feinsten Geister gern in heiterer Geselligkeit einfanden, lebte auch sie beständig in glanzvoller und ausgezeichneter Umgebung und war eine kinderlose Witib. Acht Tage lang war sie in Maran zu Gast geblieben. Diese Zeit aber war für Renea so voll neuer Eindrücke und wertvoller Belehrungen gewesen, daß seither beinahe ein ganz frisches Leben für sie begonnen hatte. Die Erzählungen der Mutter aus der Zeit vor ihrer Ehe, und einzelne gedruckte Bücher, die sich nach Maran verloren, und woraus der Hauptmann sein Töchterlein zu erziehen gedachte, hatten wohl manches Streiflicht aus der fernen Welt über ihre Seele und in ihre Gedanken fallen lassen. Auch erschien, auf seinen Handelswegen häufig nach Maran geführt, von wo er in See ging oder wohin er seine Warenbarken brachte, Bertrand Sacchia, ein Gevatter des Hauptmanns, nicht selten, und pflegte dann in lebhafter Redefülle von vielen fremden Dingen zu erzählen, deren Vertrautheit ihn sehr selbstbewußt machte. Allein von weltmännischen und edeln Kreisen wußte auch er mehr als ein krittelnder oder ein wenig neidischer Geschäftsmann denn als ein Dazugehöriger und war Reneas früher Vorsicht etwas zweifelhaft. Dagegen die Base Prospera! In ihrer Person kam endlich jemand, der solches Leben wirklich kannte und sich mitten darin bewegte. Da war es Renea nicht anders, als stände für ihre Neugierde eine ganze Welt zu erobern. Nun erfuhr sie, wie es aussehen mochte in der prächtigen Fürstenstadt der Dogen. Sie erdachte sich in ihrer Phantasie große, herrliche Paläste mit Loggien, Balkonen und Treppen von farbigem Marmor, wie Madonna Prospera berichtete. Zahllose Kirchen standen da, mit großen, merkwürdigen Hallen, voll von blendenden Bildern und kostbarem Schmucke. Die Wasserstraßen der Stadt waren von Tausenden raschgleitender Bote belebt. Der Platz war fast so groß wie die ganze Heide, und stets war eine ganze Welt von Menschen auf ihm zu finden: geputzte Edle in farbenprächtigen Gewändern, Ratsherren und Signoren, Priester, Gaukler und Soldaten, levantinische Händler und Mohren, adelige Frauen in ausgewähltem Schmuck, Ritter und Gesandte fremder Herrscher, Musikanten und Sänger, Händler und niedriges Volk. Auf dem Platze stand, wie die Base beschrieb, der unermeßliche Dom des heiligen Markus und der Riesenpalast, in dem der Doge wohnte mit all seinem großartigen, vor Macht und Reichtum schier unbegreiflichem Glanze. Ueberall in den Palästen und in den Häusern der Großen aber war alles verschönt von ausgesuchten Herrlichkeiten, die die Künste schufen, staunenswerte Arbeiten der Bildhauer, Maler und Dichter. So und so aber war es bestellt um den Verkehr; dies und das schrieb Wohlgezogenheit und Sitte vor; so mochte ein Alltag aussehen, so die Geselligkeit, so der Kirchgang, Feste und andre Vergnügungen. Die Frauen aber thun es den Männern mindestens gleich und oft noch zuvor in Kenntnissen, in feiner Zucht und Pflege der schönen Künste. Und wenn Renea auch nicht Lateinisch verstehe, wie eine vollkommene Erziehung es erheischte, so kenne sie doch das vulgäre Italienisch und Deutsch dazu. Auch schenkte ihr die Base Prospera ein wertvolles Büchlein und einige Blätter, worauf schöne Kanzonen geschrieben waren. Nebstdem eine schöne Lenza, ein Stirnband, goldgewebt, das sie selbst von einem mantuanischen Kaufmann erstanden hatte, und ein winziges Fläschchen von geschliffenem Glase, dem von einer golden schimmernden Flüssigkeit ein Duft wie von lebenden Rosen entströmte. Nach hundert Jahren, sagte Madonna Prospera, werde es noch gleich stark duften.

Der Hauptmann fühlte ganz gut, wie armselig und vereinsamt sein Dasein geworden war. Auch hatte er Achtung und gehörige Meinung vor dem Fremden und Wertvollen des Lebens. So unterstützte er, gleich der Mutter, was Renea auf diesem Wege Nützliches erhaschen konnte. Mit

geheimen, süßen Gedanken in ihrem Sinnen erfaßte sie selber es, und es begannen davon Empfindungen in ihre Seele zu strömen, die darin eine gähnende Leere ausfüllten. Es war ein Trunk, um brennenden Durst zu löschen. Darum hinterließ die Base, als sie wieder ging, eine große, empfindliche Lücke. Die Einsamkeit der abgeschlossenen kleinen Feste, die niedrigen Gebäude auf ihrem bescheidenen Plätzchen, von dem der plumpe, viereckige Kirchturm grau und schmucklos aufragte, die Armseligkeit des Fischervolkes, ja, der ziellose, suchende Blick auf Heide und Wald hinaus — das wurde alles etwas Schweres, Freudloses und beinahe Trauriges. Bis sich die Geister dieser Heimat doch irgendwie mit den geweckten Ahnungen versöhnten! Dann heftete sie grübelnd und träumend an alles ringsumher, wie einen neuen Aufputz, absonderliche Einfälle. Auch auf das Meer und das kriegerische Gemäuer, auf die breite Heide und den verschwiegenen Wald quollen neue Rätsel über, und nun spannen sich hundertmal weitere und zartere Gefühle darüber aus.

Denn sie hatte gelernt, daß die Menschen ihre Umgebung auch mit ganz andern Augen zu betrachten vermögen, als indem sie bloß sehen, was wirklich ist. Die Base Prospera, die, so gut sie konnte, in der Mode der Zeit schwamm, dünkte sich ja besonders stark in der Poesie. Nebst vielen Geschichten vom großen Tizian Vecelli und andern Malern hatte sie nicht verfehlt, Renea in der Eile auch mit einigen Dichtern bekannt zu machen. Sie erzählte ihr von der rühmlichen Fürstin Vittoria Colonna und von Cassandra Fedele, von Pietro Bembo, Aretin und dem Dichter Strozzi, was sie selber wußte. Da sie aber in ihrem künstlerischen Reisegepäck, ohne das sie nach Art vollendeter Frauen sich nicht vom Flecke bewegte, noch manche besonders zierliche Verse bei sich hatte, teilte sie auch diese dem wißbegierigen Mädchen mit. Mit ihrer flinken Hand hatte sich Renea eine niedliche kleine Sammlung davon abgeschrieben, und seither lebte sie oft nur in den getragenen und verfeinerten Gedankenbildern, die sie daraus geschöpft. Ihr rasches und zähes Gedächtnis behielt auch leicht, Wort für Wort. Und dabei befriedigte es sie ganz unbegreiflich, daß es wahrhaftig für ungezählte Schönheiten und Süßigkeiten Worte gab, und nicht alles bloß wie ein schleierhaftes Traumbild an einem vorüberflog. —

Während sie nun im Sonnenschein über einen der Wälle lustwandelte, um zu sehen, wo der Vater blieb, wiederholte sie sich auch wieder im stillen schöne, klangvolle Reime. Sie entdeckte dabei, daß die Erhabenheiten der Dichter wohl an viele Orte der Erde passen müßten. Darum müsse es allüberall in der Schöpfung Schönheit und Bedeutsamkeit geben! Das ließ sie nun zuzeiten solchen verborgenen Reichtum und solche Glückseligkeit fühlen, daß sie hätte jauchzen oder auch weinen können, ohne zu wissen warum. — Jetzt, da sie von ferne, auf der Heide drüben, die drei großen Eichen wiedersah, die sie so gut kannte, erinnerte sie sich augenblicks dieser Verse:

Von einer großen Eiche, die den Tiber schattet,
Steigt auf ein Zweig, so voller Himmelssegen,
Daß über alle Sonnenhügel und den Strom
Sich seiner Schönheit holde Reize legen.

Sie verstand den Sinn nicht so recht; aber das that dem Genusse keinen Abbruch, denn der wohlklingende Reim allein war wie ein Getränk, an dem sie lustvoll nippte, und dessen unbekannte Kraft und Wärme das Herz lauter schlagen ließ. Nun stellte sie sich vor, wie der Dichter solches und vieles andre etwa im höfischen Kreise am Kastell zu Asolo den Frauen und Edlen vorgesprochen, wenn er bei der Königin von Cypern zu Gaste war. Denn so hatte die Base von Pietro Bembo, dem Kardinal, zu erzählen gewußt. Man denke nur! Bei einer Königin, auf einem Schlosse, wo hohe Säle und luftige Hallen mit marmornen Wänden selbst im heißesten Sommer Kühle spendeten und herrliche Gärten in stillem, duftendem Schatten lagen! Oder es flimmerten des Abends die kostbaren Geräte und Geschirre und die golddurchwebten Gewänder im Lichterglanze, und man sah einen Kreis von wunderschönen Frauen und Männern, andächtig der Rede des Dichters lauschend oder dem Lautenspiel des Sängers, der alle Herzen mit wunderbarem Spiele bewegte.

Sie setzte sich in den Rasen nieder, um solche Gedanken ruhiger verfolgen zu können. Und dann sprach sie leise alle die Verse vor sich hin, die sie ihrem Gedächtnisse eingeprägt. Je weiter sie ihrem Verständnisse entfernt waren, desto reizvoller erschienen sie ihr, und mit aller möglichen Tiefe ihres Gefühls sprach sie die Reime der berühmten und erhabenen Frau, die von Liebe sang:

Mit Flammenkleid hat mich die Lieb' umfangen!
Ob auch die Stunden eilig mich verlassen —
Des Herzens süßes, keusches, heil'ges Bangen
Macht jedes andre Licht in mir verblassen.

Vittoria Colonna! ... Aber auch der Dichter von Asolo hat die Liebe besungen!

O Liebe, warum willst du so gemuten,
Daß in der gleichen Stunde Angst und Hoffen,
Vermischend süße Lust mit wehen Gluten,
In argem Spiel das Herze macht betroffen?

Die Liebe! Die Liebe! Die Liebe!

Sie seufzte tief auf, riß ein paar Gänseblümchen aus dem Rasen unter ihrer Hand und begann ihre Blätter um das Orakel zu befragen. Und dabei stellte sie sich glühend vor, daß irgendwo ein edler und kühner Jüngling nach ihr seufze und verlange. Er ist angethan in der schwarzen, vornehmen Tracht wie die Edlen zu Venedig, von denen die Base erzählt hat, und ist ein Meister in allen geselligen Künsten, im Sprechen und Dichten, im Reiten und Tanzen, im Spiel der Laute und in der Wissenschaft. Unendlich liebt er sie, ganz unendlich! Aber das Schicksal hält ihn in der Ferne fest, er ist weit über den fernen

Bergen drüben oder weit überm Meer und grämt sich in seiner Verlassenheit, während sie einsam trauern muß, einsam und unbekannt, eingeschlossen als eine Gefangene in der unbezwinglichen Festung. Dies erfüllte sie mit Wehmut und Genugthuung zugleich. Und mit solcher Kraft versenkte sie sich in die Trauer dieser Lage, daß ihr Herz förmlich troff von heißen, aber höchst genußvollen Thränen der Empfindung, und sich daran ersättigte.

Nun fühlte sie, wie drückend warm ihr Scheitel geworden, weil sie schon so lange unbeweglich in der Sonne dagesessen. Sie erhob sich darum, warf die letzten Gänseblümchen über die Mauer hinab in das Wasser, begann ein Liedchen zu trällern und ging wieder weiter.

Der Hauptmann war um den Sankt Johannisturm beschäftigt. Vom Frühjahr an, wenn die schönen Tage wieder da waren, gab ihm nicht der geringste Schaden am Gewande seiner Festung Ruhe, und da wurde gepflegt und gebessert. Am dicken Leibe jener Bastion, über dem steinernen Gürtelwulst, stach ihm ohnehin von jeher eine Tafel unliebsam ins Auge, die eine stolze Erinnerung aus der Zeit venetianischen Besitzes verewigen sollte. Nur um nicht kleinlich zu sein, hatte er sie dort belassen, mitsamt dem darüberhängenden Schilde, worauf der geflügelte Löwe zu sehen war. Nun war aber von früheren Angriffen der Stein an jener Stelle abgesprengt, und dafür ließ der Hauptmann eben ein Pflästerchen vorrichten. Deswegen war der Markuslöwe einstweilen herabgenommen und beiseite gelegt worden. Ein Gerüst war über die Brustwehr hinabgelassen, und dort stand Herr Grünhoffer, seine Leute gehörig anzuweisen.

Bertrand Sacchia, der vor einer Stunde mit zwei schweren Warenbooten in den Hafen gekommen war, leistete ihm Gesellschaft, wenn er sie auch nicht eben freiwillig gesucht hatte. Er war von einem seiner gewöhnlichen Handelswege an der istrischen Küste aus Triest gekommen, die Barken vollbeladen mit Getreide, Zucker und Gemüsen, auch Leinen und etlichen Stoffwaren. Wie man sagte, brachte er mit seinem Handel ganz verwunderlich reichen Gewinn zusammen. Zu Maran saßen seine eignen Schiffer, und wenn die Boote ihre Ladung geleert hatten, dann dauerte es nicht lange, bis alles wieder auf den Wagen verstaut war, und es war erfreulich zu sehen, was für reiche Ernten Herr Bertrand davonführte. Nichtsdestoweniger genügte es ihm nicht, für einen einfachen Handelsmann zu gelten. Das wußte man, daß sein Großvater ein Müller und sein Vater ein begüterter Eisenhändler zu Udine war. Allein von der eignen Sippe pflegte Sacchia wenig zu sprechen, wohl aber, wo er konnte, von den adeligen Bekanntschaften, deren er sich erfreute. Er verstand es auch, diesen gleichzuthun, und war, wenn es ihm darauf ankam, kein Knauser. Zu Udine ließ sich unschwer erfragen, daß Herr Bertrand mit Ehrgeiz und vornehmen Gelüsten das Leben genoß. Kostbare Pferde, gewählte Kleidung, gastfreie Traktamente und Würfelspiel erwarben ihm, seinem schlichten Ursprunge zum Trotz, manchen wohlangesehenen Freund. Und wer seine innersten Gedanken gekannt hätte, wäre inne geworden, daß er sich für berufen hielt, weit Höheres zu erreichen, als seinen jetzigen Stand. Hierzu war er vor allem zu selbstgefällig. Aus dem piemontesischen Feldzuge, wo er unter den französischen Fahnen vor einigen Jahren sein Glück versucht, hatte er auch einigen kriegerischen Anstrich heimgebracht, der ihm an etlichen Pariser Edelleuten gewaltigen Eindruck gemacht. Er war bestrebt, sich auch die äußere feine Zucht zu geben. Innerlich mochte es hie und da daran gebrechen und mancher Knoten im Holze sein, daß man einen Edelmann nicht daraus drechseln konnte. Aber Kleider machen Leute, und Herr Bertrand polierte und staffierte sich nach außen beinahe zu Tadellosigkeit. Solche Rücksicht auf sich selber versäumte er niemals, auch nicht zu Maran, von mühseliger nächtlicher Fahrt heimkehrend. Bei einem seiner Leute hatte Bertrand Sacchia stets einen Vorrat von etlicher Leibwäsche und guter Kleidung, und kaum waren die Waren aus den Booten, so pflegte er sich dort hinzubegeben und sich mit aller Sorgfalt aus einem fahrenden Handelsmann in einen feinen Stadtherrn zu verwandeln. So hatte er auch heute gethan. Erst hatte er sich Uebernächtigkeit und Salzluft aus dem Gesichte gebadet, sodann sein braunes Haar und seinen schönen vollen Bart gekämmt und gesalbt, schließlich ein Wams von dunkelblauem Sammet angelegt, seinen Dolch im vergoldeten Gehänge umgegürtet, ein neues venetianisches Barett auf den Kopf gesetzt, auch ein Taschentuch nicht vergessen und seiner ganzen Figur, wie es die Mode erheischte, mit einer starkduftenden Essenz den nötigen Wohlgeruch verliehen. Bis er nach wiederholtem Drehen und Beschauen in dem kleinen runden Metallspiegel, den er stets bei sich führte, wieder auf die Gasse getreten, um nach des Hauptmanns Hause zu gehen. Dort war er immer guter Aufnahme sicher. Der Hauptmann war in seiner schwerfälligen Biederkeit im Banne der Gewohnheiten. Bertrand Sacchia kannte er seit Jahren, manche kleine Gefälligkeit hatte von beiden Seiten sogar eine Art von Freundschaft zu stande gebracht, und Gevattern waren sie geworden. Der Frau war ein Gast willkommen, mit dem sie sich in ihrer eignen Sprache unterhalten konnte, und für die Wirtschaft war der Handelsmann auch nicht ohne Nutzen. Seit aber Renea zu solch seltsamem Liebreiz herangewachsen war, fand Herr Bertrand eine Verlockung mehr, sich gelegentlich ein paar Stunden hier aufzuhalten. Insgeheim war das Mädchen mit ein Grund der sorgsamen Leibespflege, die er so weit von daheim schon begann, und sicherlich vergaß er um ihretwillen weder irgend ein kleines Geschenk von der Reise mitzubringen noch die wohlriechende Essenz zu gebrauchen. Denn er war gewiß, daß er einen großen Eindruck auf die erwachsende Jungfrau machen mußte.

Heute nun hielt er auf dem Wege plötzlich seinen Schritt an, denn er sah einige Reiter vom Thor hereinkommen, bestaubte Leute, an denen bloß die Wehr ab und zu in einem Sonnenstrahle blitzte. Mit seinen scharfen Augen erkannte Sacchia sofort deren ersten, der eine Strecke vorausritt. Beinahe war selbst auf diese Entfernung Hannibal von Zoppolas rotglänzende Hakennase auszunehmen und der stechende Blick seiner kleinen Augen, womit er bei jedem Schritte rechts und links zu schielen pflegte, wie ein Fuchs, wenn er auf gefährlichem Wege schleicht. Wie eine Vogelscheuche, schlotterig und mit gehobenem Buckel, hing die lange Gestalt dem Pferde auf dem Rücken. Bei jedem Schritte desselben schien der unmäßig kleine Kopf des Reiters auf dem langen, dürren Halse hin und her zu baumeln. Da aber dieser Kamerad des Hauptmannes mit seinen klobigen Reden und seiner spießigen Manier Herrn Bertrand in der Seele zuwider war und er vorläufig keine Lust hatte, mit ihm zusammenzukommen, bog er flugs vom Wege ab, erfuhr, daß der Hauptmann um die Wälle herum sei, und machte ihn alsbald bei seiner Arbeit ausfindig.

Nun stand Herr Sacchia dort und sah zu. Aergerlich machte es ihn freilich, wenn hin und wieder ein Stäubchen von bröckelndem Stein auf sein sammetnes Barett fiel. Aber da ihm die Erscheinung Zoppolas schon die gute Laune verdorben hatte, war es doch gleichgültig, und so gut es ging, stellte er sich abseits, während er mit dem Hauptmann plauderte, der gelegentlich selbst zugriff und bei diesem Säuberungswerke an seiner Festung gut unterhalten war.

„Heute mußte ich wieder Engelsgeduld haben, bevor sie mir das Wasserthor aufschlossen," meinte Sacchia.

„Es ist nichts Leichtes, die Balken flugs wegzuziehen," sagte der Hauptmann.

„Oder es ist auch ein wenig Mißgunst dabei," fuhr Sacchia fort, „trotzdem ich es an manchem hübschen Geschenke nicht fehlen lasse. Euer Thomas Kropp, der alte Fuchs, der die Hafenwache beaufsichtigt, ist doch ein ruppiger Geselle!"

„Mißgunst? Was Ihr da sprecht!" rief Grünhoffer.

„Bah, die Leute langweilen sich weidlich am Wasserthor," sagte Sacchia. „Da kommen nun die Barken mit den schweißtriefenden Schiffern, und es giebt eine kleine Unterhaltung ab, sie ein wenig in Geduld zu üben."

„Ihr habt sicher unrecht," widersprach der Hauptmann, der seine Leute nicht gerne schmälen hörte, und Thomas Kropp am wenigsten. „Und dann weiß ein jeder, wie gut Ihr mit mir steht und daß meine Strenge auch nicht immer schläft."

Sacchia machte ein geringhältiges Gesicht.

„Neulich sind wir vor Tagesanbruch hier gewesen," erzählte er. „Mit Absicht haben wir die Fahrt verzögert, trotzdem es Wind genug gab und wir beinahe mühelos mit dem Segel hereingekommen. Aber ich wollte nichts Unbilliges erbitten, wenn ich zu früh käme. Dann, am Thor, schmeißen uns die Wellen hin und her, daß es ein Elend war. Aber was haben sie uns schreien und betteln lassen und fluchen, bevor einer die verschlafene Nase hervorstreckte und mit aller Gelassenheit aufthat!"

„Ich werde es ihnen schon wieder einmal beibringen, verlaßt Euch darauf," beruhigte ihn der Hauptmann.

„Nicht, daß ich mich beschwerte," wandte Sacchia ein. „Glaubten sie das, so möchten sie mir am Ende wirklich aufsässig werden —"

„Ich verstehe Euch schon; laßt mich nur machen," sagte Grünhoffer, und eifrig wandte er sich wieder zu dem Manne, der an der Mauer hantierte. „Was kleistert und patzet Ihr mit solchem Staub herum? Schlagt Euch ein paar passende Brocken von Stein und thut sie sicher im Mörtel fest! Oder soll ich selber hinaufsteigen?"

Indessen las Sacchia die venetianische Inschrift von der Tafel ab.

„Es ist ein Gedächtnis, wie die Zeiten sich ändern," meinte der Hauptmann. „Warum sollte man sich nicht erinnern, wer dieses feste Bollwerk uns zum Frommen angelegt hat?"

„Aber Ihr werdet das Schild mit dem Markuslöwen wohl wieder an seine Stelle erheben?" fragte Sacchia, das Steinbild betrachtend, das vor seinen Füßen lag.

„Gewiß! Was sollte uns das schaden?" erwiderte der andre. „Zum Glück hat der Löwe in Wirklichkeit keine Flügel, daß er leichtlich geflogen käme. Und wenn er sie hätte — wir wollten sie ihm schon stutzen! Nichts für ungut, Gevatter! Auch verbindet uns ja der tiefste Frieden, Gott sei's gedankt. Wer aber Gedanken pflegen will, dem möchte an dieser Stelle so manches Sprüchlein der Historia in den Sinn kommen."

„So ist es!" sagte Sacchia. Dann betrachtete er die glatte, schöne Mauerung der Länge nach und den Graben und die kleinen Wellen, die ein Lüftchen darin trieb. Es war nicht viel, womit die Zeit herumzubringen. Innerlich ärgerte er sich nun wieder, daß der Zoppola gerade heute hatte des Weges kommen müssen.

„Ihr habt übrigens Besuch erhalten, Gevatter!" sagte er jetzt. „Vorhin sah ich mehrere zu Pferde hereinreiten. Wenn ich nicht irre, so war die Weinnase des Hauptmanns Zoppola voraus."

Grünhoffer kraute sich hinterm Ohre.

„Er wird es gewesen sein; Ihr habt richtig gesehen. Sold bringt er, nach dem ich schon etliche Male habe schreiben müssen, und ohne einige Aufträge geht es auch niemals ab. Dann kommt des Abends diese jämmerliche Rechnerei, die der Teufel auch nicht flink zu stande brächte!"

Ein Schatten fiel in diesem Augenblick über ihre Köpfe.

Sacchia sah hinauf.

„Jungfer Renea, laßt Euch einen frohen Tag bieten!“ rief er ihr mit ermunterten Augen zu. „Ich steige zu Euch hinauf, und wenn es Euch gefällig ist, gehen wir mitsammen nach dem Hause, wohin ich bereits unterwegs war. Meine Wagen sind auch bereit, denke ich, und bald muß ich mich auf die Reise machen.“

Sofort ließ er den Hauptmann nun bei seinem Geschäfte stehen und kletterte, so rasch und geschickt als er nur vermochte, die Leiter auf den Wall hinauf. Er versäumte nicht, sein Barett festzudrücken, und als er vor Renea stand, begrüßte er sie mit so ausgesuchtem Anstande, daß sie gewiß bezaubert davon sein mußte. Sofort begann er auch von seiner jüngsten Fahrt zu erzählen, auf der ihn nicht Segel und Ruder, sondern Neptun, Aeolus und alle Meergötter von der Stelle gebracht hatten. Mit vielem Geschmack führte Herr Bertrand dieses Geplauder und wandelte, sehr zufrieden über die glückliche Begegnung, an der Seite des Mädchens fort.

„Habt Ihr etwa auch ein Seeungetüm gesehen, oder sonst Auffälliges?“ fragte Renea scherzend.

„Von des Nereus Töchtern sah ich gestern einige in den Wellen baden, die Boreas aufwühlte,“ entgegnete er.

„Und Tritonen —“ meinte sie.

„Sie bliesen auf korallenroten Muschelhörnern, als wir von Lignano hier hereinfuhren“, antwortete er. „Es klang so festlich, als lüden sie mich freundlich nach Maran.“

Renea errötete ein wenig, da sie Herrn Bertrands Anspielungen kannte.

„Ihr machet stets glückliche Fahrten und bringet viel Reichtümer heim,“ sagte sie ablenkend.

„Wollet Ihr ein kleines Zeichen meiner Ergebenheit in Güte annehmen?“ fragte er nun. „Ich habe eine einfache silberne Spange heimgebracht, wie ich sah, daß die Frauen sie eben jetzt gerne am Gewande tragen. Es sind keine Perlen und Edelsteine daran, aber derartigen Ausputz kann Eure Schönheit ohnehin entbehren.“

Nun lächelte Renea ein bißchen verlegen, aber doch geschmeichelt und erfreut.

„Habt Dank!“ sagte sie. „Doch müsset Ihr wissen“, setzte sie schelmisch hinzu, „daß ich gerade jetzt ein gar großes Gelüste nach Perlen trage! Und wenn Ihr wieder einmal nach Venedig kommt, könntet Ihr mir ein Schnürchen davon mitbringen. Habt Ihr niemals von Pietro Bembos, des Kardinals, schönen Dichtungen gehört?“

„Ich weiß, daß er ein Senator und feiner Staatsmann ist,“ entgegnete Sachia gleichgültig, „jedoch war mir nicht bekannt, daß er im Umgang mit den Musen steht!“

„Das wisset Ihr nicht?“ rief Renea verwundert. „So habt Ihr vielleicht auch niemals gehört von des Florentiners göttlichen Poesien oder von Aretin und der edlen Fürstin Vittoria Colonna? — Ach, seht, das sind Dinge, die meine stärkste Neugierde wachrufen, und mir deucht, man könne Perlen nennen, was jene ersinnen und erdenken. So ein Schnürchen meinte ich, solltet Ihr mir einmal mitbringen; ein Büchlein, worin von diesen Sachen zu finden. Ich würde Euch herzlichen Dank bezeigen!“

Herr Bertrand sah sie nun etwas verwundert an. Dann fühlte er jedoch, daß er verdecken müsse, was wie ein Mangel an ihm erscheinen könnte, und so sagte er darauf mit Großartigkeit:

„Wir Männer vermögen uns nicht so eifrig, wie Ihr, mit Zeitvertreib und Getändel zu befassen. Ich sage nicht, daß wir es deshalb nicht schätzen und verstehen. Bedenket, welche Menge ernster Gedanken ich auf allen meinen Wegen mit mir führe. Glaubt Ihr, es genüge mir, nur als ein Handelsmann meiner Wege zu gehen, obschon ich nicht leugne, Gold und Gut dabei reichlich zu erringen? Mir ist gar gut bewußt, daß die Zeiten auch andre Anforderungen an die Tüchtigen stellen. Darum bewundre ich Euern Bembo und viele andre, die mit Kräften und Klugheit hervorragen, trotzdem sie zufällig auch Dichter sind. Und so sind diese Zeiten geartet, daß der Lauf der Dinge jeden Klugen erheben kann, und daß darum auch jeglicher nach Großem streben darf. Seht, ich hoffe, daß mir noch Besseres gelingt, als mit meinen Barken von Küste zu Küste zu fahren, und eine Jungfrau von Euerm geweckten Verstande wird das nicht gering anschlagen wollen. Schon erfahre ich hin und wieder auch ein Zeichen des Vertrauens von Großen, und wenn Ihr mit Freundschaft an mir Anteil habt, so denke ich, Ihr könntet noch einmal Freude darüber empfinden. Aber alles, was edlen Wert hat und des Menschen Seele erhebt, rührt daher, daß er seine Kräfte stark und willig auf eine Sache sammelt, nicht allerorten zerpflückt.“

Renea hatte seiner Rede aufmerksam zugehört. Bei den letzten Worten flog die holde Röte wieder über ihre Wangen, aber sie entgegnete doch mit Eifer:

„Ja, das fühle ich selber tief im Herzen, obschon ich ein schwaches Mädchen bin und zu nichts Besonderem im Leben berufen! In manchen Menschen muß Gott den Verstand und die Seele ganz und gar nur mit einem einzigen erfüllt haben, sonst könnten sie doch nichts Herrliches vollbringen? Es muß wie ein besondres Geschenk und wie ein überstarkes Geheiß des Schicksals auf ihnen liegen. Gott hat sie auserwählt. Da erheben sie sich gleichsam aus dem Staube der Erde, und ihr Mund spricht Uebernatürliches, und was sie thun, ist wie Wunder. Es muß etwas Unfaßbares und etwas ganz unaussprechlich Gewaltiges sein, wenn man nur von einer einzigen Sache erfüllt ist, darinnen Gott einen groß macht.“

Nun gingen sie eine Weile schweigend. Und

da sie jetzt auf dem schmalen Wege nicht beisammen bleiben konnten, so daß Sacchia zurückblieb, betrachtete er das Mädchen mit Muße.

Aus dem langgliederigen, mageren Kinde war eine seltsam schöne, reizvolle Jungfrau geworden. Hoch war Renea aufgewachsen. Ihr schlanker Leib ermangelte aber auch keuscher, weiblicher Fülle nicht. Die feinen Wangen zwar hatten sich in ländlicher Art gebräunt, aber rund und blendend war ihr Nacken geblieben, in dem das feine Haar gleißte. Die Base Prospera, mädchenhaftem Bemühen Vorschub leistend, wie sie konnte, hatte Renea nach Kräften auch die Geheimnisse der Mode gelüftet, besonders aber sie unterwiesen, wie sie ihre dichten Haarwellen zu ordnen habe. Diese rötliche Farbe, meinte sie dabei, habe ihr ohnehin der gütige Gott als besonderes Geschenk verliehen. Was würde manche Edle zu Venedig dafür bezahlen, statt ihre Locken mit künstlichen Wassern und Tinkturen entfärben und mühselig am Sonnenlichte bleichen zu müssen. Denn alle möglichen Mittel üben die Schönen, um das zu erreichen, was nun als das Vollendetste gelte, vollends, da Meister Tizian diese Haarfarbe in seinen unvergleichlichen Gemälden verherrliche. Nun müßten alle Mägdlein der Welt nur gleich so geboren werden, um zu erfüllen, was sie sich im Herzen wünschten.

Leicht und aufrecht war der Gang Reneas, und ihr dünner, einfacher Rock ließ das Ebenmaß ihrer Glieder erraten, bis hinab zu den zarten Fesseln, die zwei kleine Finger umspannen konnten. Aus dem Oval ihres Gesichtes aber sahen über der fein gezeichneten, mäßigen Nase unter schweren Brauen zwei große, lichte Augen, die ebenso hell und plötzlich aufzuleuchten vermochten, als in einem stillen Gedanken gleichsam ihren Blick zurückzuziehen und nach innen, wie zur Seele zu richten. Was aber eben jetzt Herrn Bertrands Augen am meisten fesselte, das war die Bewegung von ihrem leichten, gemächlichen Gange, an den schlanken Hüften und den Armen, die behend und kräftig zugleich sein mußten. Herr Bertrand that sich nicht wenig darauf zu gute, weibliche Schönheit zu verstehen, die Güte und die Strenge, auch die Tiefe und das Feuer zu erraten, und wenn ihn sein Scharfblick nun nicht täuschte, so war das alles in des Hauptmanns Töchterlein groß geworden. Ein Born der Wonnen mußte aus diesem Herzen springen können! Und wahrlich wie mit den Armen einer Göttin mußte sie einen zu umfangen verstehen! —

In so süßen Gedanken ward er nun beinahe einsilbig, wie heiß auch seine Empfindung allmählich dabei geworden.

Der Hauptmann stieß zu ihnen, seine Gäste nicht warten zu lassen, und so kamen sie nun selbdritt nach dem Hause.

Dort aber tönte ihnen schon im Flur die krächzende Stimme Zoppolas entgegen. Der hatte nämlich Marthe Fink in der Küche angetroffen. Zuerst hatte er ihr anvertraut, daß sie seit vielen Stunden unterwegs gewesen seien und den ganzen Tag über noch keinen warmen Löffel in den Leib bekommen hätten. Darum knisterte auf dem Herde bald ein rasch angerichtetes Feuer, und Marthe that ihr Bestes, für Herrn Hannibal und seine Leute einige Atzung zurecht zu machen. Es fiel ihr indessen nicht leicht, sofort solchem Geschäfte nachzukommen, solange Herr Hannibal allein um sie war, denn er verwirrte sie mit spaßigen und frechen Reden. Als die drei andern aber erschienen, schlug er bei der Begrüßung in seiner Art so einen Höllenlärm, daß die Decke dröhnte, und Herr Bertrand schnitt dazu ein geringschätziges, ärgerliches Gesicht. Jetzt saßen sie in dem Zimmerchen neben der Küche beisammen, und Zoppola hatte allbereits die vom Staube der Landstraße getrocknete Kehle mit etlichen Krüglein Rotweins angefeuchtet, so daß ihm ein behagliches Daseinsgefühl wiedergekehrt war. Wenn sein Blick Bertrand Sacchia traf, funkelten seine tiefliegenden Augen zwar, wie sie des öftern den Zügen des Herrn Hannibal ein schadenfrohes, boshaftes oder feindliches Ansehen verliehen, allein vorerst schien er sich um den Udinesen gar nicht zu kümmern und plauderte weiter, woran er gerade gewesen.

„Dem Herrn sei Dank, daß man das elendige Kastell zu Strassoldo dem Erdboden gleich gemacht hat!" sagte er soeben. „Nun braucht man doch zwischen unsern festen Plätzen Gradisca und Maran nicht mehr mit vorsichtigem Argwohn zu schleichen wie ein Wolf. Jener Rumpelkasten war ja, weiß Gott, morsch wie ein fauler Zahn, aber er stak doch dem Feinde im gierigen Maul, und hin und wieder vermochten sie noch einen Biß zu thun. Mit Verlaub, Herr Sacchia! Ich sollte wohl nicht sagen der Feind, sintemal Ihr Frieden habt mit uns, aber einer von meinem Handwerk vergißt die früheren Zeiten schwer. — Ihr erinnert Euch wohl auch, Kamerad, wie oft sie dort einen Schlupfwinkel gefunden und uns molestierten, daß man sich erst aufs Blut balgen mußte, ehe man des Weges ziehen konnte, oder daß manche unsrer Leute wie die Hasen übers Feld springen mußten und sich mitunter jämmerlich verloren. Aber genug davon! — Ihr habt es gut, Herr Bertrand! Fahret mit Euren Barken über die breite Wasserstraße und findet hier einen sicheren Hafenplatz, als sei es ganz selbstverständlich, daß zu Maran ein jeder aus- und einfahren mag, wie Ihr verlangt."

„Wolltet Ihr eine Sperre machen für den bürgerlichen Handel, der gleichsam die Ader ist, wodurch das Lebensblut rinnt?" fragte Sacchia, der sogleich eine Anspielung auf sich selbst witterte.

„Ich weiß nicht, was ich thun würde!" entgegnete Zoppola zweideutig und wiegte seinen grauen, spärlich behaarten Kopf, als würde ihn ein Entschluß jedenfalls erst reifliches Nachdenken kosten. „Aber gar manches würde ich ändern in

diesem Leben, guter Freund, gar manches, wenn ich der Kaiser oder der Papst wäre; verlasset Euch darauf. Denn wo uns in so einem elenden Erdenwinkel der Schuh drückt, das wissen die Allermächtigsten nicht, da sie allzu ferne verweilen; wohl aber wir, die an Ort und Stelle sind."

„Sieh da, welch ein niedliches Geschenk der Gevatter Bertrand für Renea von seiner Fahrt mitgebracht hat!" sagte nun die Frau des Hauptmanns, und mit der silbernen Spange in Händen lehnte sie sich über den Tisch, um die Männer zu zerstreuen; denn Zoppolas langsam reizende Art war ihr wohl bekannt. Jetzt betrachtete man ein Weilchen das Angebinde, und Grünhoffer fragte:

„Ich hörte wohl sagen, Gevatter, daß Ihr auf Euern Handelswegen mitunter auch Edelgestein und Goldwaren erhandelt? Viel Großartiges sieht man außen in der reichen Welt."

„Allerdings!" antwortete Sacchia, und leichthin, als ob er wenig Wesens daraus machen wolle, setzte er hinzu: „Der französische König hat mir erst kürzlich einen solchen Auftrag zukommen lassen, und ich habe zu seiner Zufriedenheit einigen solchen Einkauf besorgt!"

„Potzblitz, was für fürnehme Kundschaft, der König Franz!" rief Zoppola und musterte den Handelsmann mit stechendem Blick. „Das lohnt sich gewiß herrlich? Der Frankenkönig ist ein großmütiger Herr; pfleget weise, was Ihr mit dem anknüpfet!"

„Von rechten Herren wird man recht geehrt!" sagte Sacchia und wendete sich zu den andern, als hörte er nicht auf Zoppola.

„Er hängt Euch noch einmal eine Kette um!" meinte jener stichelnd.

„Warum nicht?" fragte Sacchia.

„Oder er schlägt Euch zum Ritter; passet auf!"

„Warum nicht?" wiederholte Sacchia.

Zoppola lachte und kicherte und pfiff in sich hinein. Dann hob er seinen Krug.

„Stoßet an mit mir, Ihr ganz besonderer Glückspilz!" rief er. Aber Bertrand Sacchia berührte den Krug kaum mit dem seinen, sah zur Seite und nippte nur eben vom Weine, so ungehalten war ihm bereits zu Mute.

Um das Gespräch in eine andre Bahn zu lenken, sprach nun die Frau:

„Habt Ihr Euch nicht auch beklagt, Herr Hannibal, daß uns dies Jahr das Vitusfest so jämmerlich verregnet worden? Ihr wißt ja, Bertrand Sacchia, es ist ein uralter Brauch dahier, am Sankt Veitstage im Junimond. Da geht viele Lustigkeit bei uns an, und alle Gemüter waren schon freudig gespannt darauf. Statt dessen wusch der Regen gerade um jene Zeit vierzehn Tage lang unbarmherzig hernieder, und nichts ist daraus geworden, als daß mehr Wassertümpel wie früher noch heute am Strande stehen und mehr Fieber als sonst und hundertmal mehr Stechmücken uns heimgesucht haben. Deucht Euch nicht, als trüge auch mein Mädchen einen verdächtigen Schimmer in den Augen?"

Sacchia sah die Maid mit gefälligen Blicken an, daß sie die Augen niederschlug.

„Ich sehe bloß das Leuchten ihres Liebreizes, der stetig größer wird," sagte er galant.

„Hört Ihr, welch feiner Höfling das ist, Jungfer Renea?" spottete Zoppola.

Die Frauen aber gingen nun nach der Küche. Man hörte das Fett einer Pfanne verheißend schmoren, und als Marthe Fink ein schneeweißes Linnen über den Tisch breitete, leckte sich Zoppola die Lippen vor Vergnügen.

„Nun will ich die Geldkatz' weiter schnallen," sagte er und ließ den Riemen um seinen hageren Leib nach. „Wie immer das nun ist, Herr Bertrand, mir thut es in der Seele leid, daß Ihr so flugs von hinnen wollet! Hättet über die Nacht hier bleiben sollen! Wir hätten miteinander pokuliert und eins gesungen. Darauf versteht Ihr Euch gewißlich, — wie es ja einem Manne Eures Schlages ziemt. Ich meine, Ihr singet am Ende gar welche französische Liedlein! — Die, so man zu Venedig gerne hört, verstehet Ihr ganz gewiß! Das ist meine Meinung. — Ja, ja! Dort haben sie gar liebliche Kanzonen!" und Herr Hannibal verdrehte scheinheilig die Augen. „Nun lasset Euch etwas erzählen. Wisset Ihr, Jungfer Renea, allwo ich feine venetianische Lieder gehört habe? Die Frauenzimmer lieben ja den Gesang immerdar. Nun, es war also in der Zeit, da der gefürchtete Hieronymus von Savorgnan monatelang hier vor der Festung lag, denn die Venetianer hungerte ganz gewaltig, uns dieselbe wieder zu entreißen. Da will ich nicht erzählen von den scharfen Liedlein, die unsre Kugeln pfiffen, wenn sie hinüberflogen. Bei der heiligen Barbara, was hatten wir für gute Schützen zur Hand! Seht, damals noch waren meine Augen schärfer und meine Hand ruhiger als jetzt. So bin ich denn selbst manchmal in der Nacht mit dem Feuerrohr im Arme auf dem Wall gelegen. Das Singen der Venetianer ließ mir keinen Schlaf, denn um uns zu zeigen, wie guten Mutes sie seien, pflegten sie solchen Zeitvertreib. Was hat es gerade dazumal für schöne Mondnächte gegeben, Jungfer Renea!" Und er richtete seinen Blick gefühlvoll gen Himmel. „Dem Savorgnan waren sie freilich nicht recht, denn da konnten sie nicht viel arbeiten an den Schanzen und Laufgräben, ohne daß wir sie vertrieben. Zu andern Zeiten aber goß es in Strömen, daß die Wackeren in ihren Erdlöchern beinahe ersoffen. War gar so ein wechselvolles Frühjahr damals. Lag aber der Mondschein überm Lande — wahrhaftig, die Nachtigallen konnte man zu Dutzenden vom Walde herüber hören. Und jezuweilen erhoben also auch die Venetianer ihren Gesang da drüben. Ich will nicht sagen, daß sie uns zu spotten begehrten! Nun wisset, für Gesang hab' ich ein Herz wie Wachs. Noch mehr als für so wohlgeratenen



Aug. Mandlick

Blumenverkäufer in Paris.

Hammelbraten, wie Ihr mir da vorsetzet, Frau Gevatterin! Köstlich ist er geraten. In der Marthe Fink hab' ich mich meiner Seele nicht getäuscht! — Also die Venetianer gaben gar so süße Lieder von sich. Manchmal wurde mir völlig jämmerlich zu Mute, meiner Treu! Heult nicht selbst der Hund, wenn er all zu weiche Musika vernimmt? Hob also mein Feuerrohr vor lauter Bewegung im Gemüte und ließ es einmal knallen, um ein wenig mitzuthun. Es war so eine Freude, mit einzustimmen in die braven Liedlein! Da suchte ich mir denn leidvoll einen oder den andern aus, der drüben als ein fürwitziger Schatten sich hervorstreckte. Ich weiß ganz wohl, der wackere Bernardin von Parma konnte bloß auf einem Beine mehr tanzen danach, und der arme Francesco Cassina, der ein tüchtiger Feldhauptmann gewesen, mußte gar elendiglich ins Gras beißen, — alles bloß, weil mir ihre Lieder so sehr über die Maßen wohlgefallen!" Und Herr Hannibal nahm ein Schlücklein aus seinem Kruge und machte das unschuldigste Gesicht, das er zuwege brachte.

Renea zitterte, so etwas Kaltes und Grauliches war in seiner Stimme gelegen. Herr Bertrand aber hatte sich abgewandt, lugte zum Fenster hinaus und sagte bloß:

„Ich muß mich auf den Weg machen und Euch verlassen, so leid mir ist!"

„Höret noch dieses!" sagte Hannibal von Zoppola, dessen Rede gern ins Fließen kam, wenn sich Kriegsabenteuer in seinem Gedächtnisse regten. „Jene Belagerung war voll von absonderlichen Zufällen, wie sie beinahe jeden Tag sich ereigneten. Bald sprang einer von den Eurigen in den Graben, irgendwo zu messen, wie tief das Wasser wäre; denn auf die Johannisbastion hatten sie es abgesehen. Bald schlich sich einer von uns hinüber, daß er ihnen fast auf Armeslänge eine Feuerkugel zwischen die Beine zu schleudern vermochte. Ja, sogar eine Standart konnten wir ihnen einmal wegreißen, daß der vorzügliche Damian von Tarsia derwegen fast um alle Reputation gekommen wäre. Das Schönste aber war dieses. Von dem elenden Gesindel, das für und für aus den Gehöften herbeikroch, dem Feinde an die Hand zu gehen, waren wir eines Mannes habhaft geworden, den sein Schicksal nicht einmal klüger gemacht hatte, denn er war einer von denen, die unser glorreicher Frangipan mit seinem Feuerstempel als Gauner gezeichnet hatte. Er trug das Brandkreuz auf den Backen. Nun, mit diesem Schelm ward kurzer Prozeß gemacht. Mit Verlaub, Jungfer Renea! In Kriegsläufen ist der Schrecken auch eine Waffe! Der wurde also um sein Haupt gekürzt, und wie man den Habicht schreckt mit dem toten Uhu, ward sein Kopf außen und recht sichtbarlich auf die Palissaden gesteckt, worauf sie Tag und Nacht ihre lüsternen Augen gerichtet hielten. Nun höret einmal, was geschieht! Ehe es nächtet, springt ein wahnwitziges Weibsbild mit hochgeschürzten Kitteln in den Graben. Wie ein Gedanke, so schnell ist sie herüben, packt, meiner Seele, das Haupt am Haarschopf, reißt es vom Pfahl herab, wendet sich wie der Blitz wieder von dannen. Ein Kroate, der den absonderlichen Apfel zu hüten hatte, wird rasend vor Wut, springt ihr nach, holt mit seiner Couse aus und versetzt ihr eins über die Brust, als müsse ein Baum gefällt werden. Sie aber, nicht faul, schwingt den blutigen Kopf an den Haaren durch die Luft und haut damit dem andern um die Ohren, daß er in den Schlamm stürzt. Darauf ist sie richtig entkommen mit ihrem Raub, und die blutenden Fetzen sind von ihrer Brust gehangen. Es war ein großes, mageres Frauenzimmer, wild wie der Teufel anzusehen, mit dem flatternden Rabenhaar und den glühenden Augen —"

„Die Pascutta!" flüsterte Renea. Ein Schauder floß durch ihre Glieder.

„Ihr habt wohl das Köpfen und Pfählen von den Türken gelernt?" fragte Sacchia höhnisch.

„So weit brauchte man gar nicht zu gehen, um scharfe Justiz zu sehen," entgegnete Zoppola gleichmütig. „Als die Venetianer des Priesters Bartolo habhaft geworden, dem wir Marano verdanken, da ließ ihn der hochweise Rat der gestrengen Republik lebendig in Stücke reißen."

„Laßt uns derartige Sachen nicht länger besprechen," sagte Bertrand Sacchia nach einer Pause und erhob sich. „Auch muß ich von hinnen. Eine gesegnete Nacht euch allen!"

„Glück auf den Weg!" rief Zoppola, kümmerte sich jedoch nicht um den Abgehenden und suchte mit dem letzten Stückchen aus der Schüssel fertig zu werden.

Auch die Frauen ließen die beiden allein. Sie wußten, wie spät und lärmend es werden konnte, wenn Herr Hannibal, wie es heute schien, richtig in Zug kommen wollte. Und Renea suchte einsilbig und gedrückten Gemütes ihre Kammer auf. Düstere und erschreckte Gedanken wallten wieder in ihrem Sinn. Sie verhielt sich die Ohren mit dem Betttuche, um nichts mehr von Zoppolas rauher Stimme zu hören, und nach langer Zeit mußte sie wieder emsig an die Pascutta denken, die sie nun schon eine geraume Weile nicht mehr zu Gesichte bekommen hatte.

Hannibal von Zoppola verweilte aber an diesem Abende noch lange beim Kriegshandwerk. Als er einmal abschweifte, erinnerte er sich Bertrand Sacchias, den er in einem Atem mit böswilligen Titeln einen Schächer, Laffen und aufgedunsenen Gecken nannte. Dann kam er wieder auf die Belagerungskunst zu sprechen. Beide Männer wurden schwer und heiß vom Wein, je tiefer es in die Nacht ging. Bis der Hauptmann drängte, daß sie ihr Rechnungsgeschäft abmachen sollten. Aber Zoppola sandte solchen Unsinn zum Teufel; morgen sei auch noch ein Tag. Bis dahin wolle er seinethalben auf den Thalern schlafen, die er in der Katze trage. Beim ersten Widerspruch Grünhoffers aber wurde er grob und wild, ja,

einmal schlug er mit seiner Knochenhand derart auf den Tisch, daß das Geschirr klirrte und der Leuchter umstürzte. Nach etlichem Getobe jedoch ward Herr Hannibal mit eins ganz still, glotzte seinen Kameraden staunend an, wischte mit der Hand über seine Fuchsaugen und sagte kläglich:

„Ach ja! Ach ja! Weiß Gott, ich habe jederzeit ein Herz wie von Wachs gehabt für ein feines Lied! Ja, ja, ja, ich habe es gehabt, Gott straf mich, so wahr ich lebe! . . . War ich nicht auch einmal ein Kind, schön und unschuldig wie ein Lämmlein? — Die Marthe Fink beginnt auch schon gewaltig rostig zu werden, diese alte Feuerzange . . . Elend wird einem zu Mute, wenn man denkt, wie so ganz von Sinnen die Zeit dahinläuft! — Und dieser Wein, den du mich da trinken machst, gleich einem unverständigen Vieh, daß das Teufelsgebräu einem ehrlichen Christenmenschen wie bleierne Kugeln im Gehirne hin und her läuft . . . zusamt der Sonne, die mir den ganzen lieben Tag lang auf den Schädel gebrannt hat . . . Fällt dir denn just gar nichts ein, das einem Freude macht, damit man's singen könnte? Die Landsknechte kennen ja der Lieder viel! Ihr waret doch mit Georg von Frundsberg vor Pavia!"

Hermann Grünhoffer lag mit beiden Ellbogen auf dem Tische, hatte den Kopf in den Händen liegen und sagte nun gerührt vor sich hin:

„Georg von Frundsberg, von großer Stärk',
Ein teurer Held, behielt das Feld,
In Streit und Fehd' den Feind besteht,
In aller Schlacht er Gott zuleget Ehr' und Macht."

„Wißt Ihr denn nichts, was lustiger geht?" fragte Zoppola.

„Sonderbar ist es, sonderbar," phantasierte Grünhoffer, „wenn ich bedenke, wie in meiner Heimat die Wälder stehen, stolz und grün auf den hohen Bergen, und helle Bächlein laufen in den Wiesen — die Herden ziehen mit ihrem klingenden Geläute — und alles ist wie eine andre Welt! — Dahier liegt das Wasser draußen, das unendliche Wasser, so weit das Auge reicht, und es ist eine andre Welt, eine andre Welt, Kamerad — möget Ihr dagegen einwenden, was Ihr wollt! Wir sind arme Schelme, im Grund. Weiß Gott, mir ist gar nicht zum Singen zu Mute!"

„Der Wein ist eine Göttergabe, sag' ich dagegen, eine Göttergabe!" bestand Zoppola, hob seinen Krug und that schwere, langsame Züge. „Eine Göttergabe ist der Wein, aber ein Lied ist eine Feinheit. Sag es heraus, was dir einfallt, Kamerad, — zum Teufel, sag es heraus, daß ich mich aufrichte wie eine Göttergabe!"

„Bis zum blauen Himmel hinauf die Berge mit den schwarzgrünen Forsten," träumte der Hauptmann weiter. „Alles mögliche Getier ist darin, Hirsche, Eber und Rehe und Geflügel, bis zum Aar in den blauen Himmel hinauf. Da aber, was habt ihr armen Schelme? Dahier springen Fischlein wie nichts durch das seichte Wasser, und jezuweilen zieht sich das Wasser heimtückisch zurück, und dann verzappelt eine Unmenge Getier im Schlamm und Dreck, zu elendigem Ansehen —"

Nun begann Zoppola mit heiserer Stimme halblaut zu summen:

„Drei Würfel, eine Karte,
Das ist mein Wappen frei;
Sechs hübsche Fräulein, zarte,
An jeder Seite drei—"

Der Hauptmann ermunterte sich und fiel nun auch ein:

„Komm her, du schönes Weib,
Mein Herz freut sich im Leib,
Du mußt heut auf mich warten,
Der Wein ist Zeitvertreib!"

Danach saßen sie eine Weile stumm einander gegenüber. Zoppola schluckte, wischte wieder mit der Hand über die Augen hin und sagte endlich mit schwerer Stimme:

„Ich mag niemals gerne, daß man davongeht, weiß Gott, das mag ich niemals . . . Aber da der Christenmensch morgen einiges zu bedenken hat und zu besorgen, Kamerad — ich meine, wir zögen uns zur Ruhe, wo Ihr mir ein Lager vergönnen möchtet —"

Der Leuchter mit der zerflossenen Talgkerze kam noch einmal zu Falle, als sie sich steifbeinig von ihren Sitzen erhoben. Und der Hauptmann wies seinem Gast den Weg. Herr Zoppola stak aber voller Poesie. Jetzt brummte er noch:

„Die liebste Buhle, die ich han,
Die liegt beim Wirt im Keller,
Sie hat ein hölzern Röcklein an
Und heißet Muskateller.
Sie hat ein Röcklein an, Röcklein, Röcklein —"

Grünhoffer lächelte glücklich hinter der Thür, dann tappte er vorsichtig nach seinem Ehegemache. Nun hatte ihn der Wein oder das Lied doch zufrieden erhoben, und auf dem ganzen Wege schmunzelte er über die flackernde Kerze in seiner Hand, gar als er vorsichtshalber vor der Thür seine schweren Stiefel abstreifte und das qualmende Stümpfchen im Leuchter dabei so possierlich hin und her schwankte, als seien auch ihm die Weingeister zu Haupt gestiegen.

*

Die schöne, einsame Maid zu Maran begann Herrn Bertrand Sacchia stark im Kopfe umzugehen. Ihm widerfuhr in dieser Zeit, daß seine Gedanken mitten hinweg aus ernsten Spekulationen oder auch weg von seinem oft wilden Lebensgenusse davongingen und sich Reneas Figur zu vergegenwärtigen trachteten. Sogar bis dahin kam Bertrand Sacchia, daß er sich im stillen bemühte, seinen Geschmack auf die Höhe der Dichter zu stimmen, welche seit der vergötterten Laura und Beatrice die Frauenschönheit mit auserlesenen Worten feierten und für des Weibes Reize alle prangenden Namen der Natur, Edelsteine, Metalle, Schnee, Ebenholz und Elfenbein und jegliche Blüte

der Erde nichtssagend fanden. Insgeheim beschaffte er sich ein Reimbüchlein und zweifelte nicht, daß er es so gut wie jeder andre fertig brächte, in feingereimten Reden zu lieben, sich zu sehnen, zu vergöttern und gleich Petrarch wundervolle Kanzonen zu erdichten. Da sich dies jedoch dennoch schwerer zeigte, als er vermutet hatte, ließ er wieder ab davon, und das Leben verdrängte zeitweise Renea wieder aus seinem Kopfe. Allein sie kehrte immer wieder. Im Grunde dachte er, daß der poetische Firlefanz höchst unnötig sei, und so eine Festung, wie ein junges, liebreizendes Mädchen, könne ein Mann seines Schlages auch mit einfacheren Truppen erobern. Und so besann er sich lieber der ruhmreichen Pläne, womit er seinem Namen Glanz zu gewinnen willens war. Hierüber ergab sich Bertrand Sacchia oft dem tiefsten und geheimsten Sinnen. Mut und Klugheit konnten eine ganze Welt offen finden, und ein herrliches Stück davon wollte er sich zu eigen machen, wenn die Sterne ihm günstig wären. Mehr denn einmal schon hatte er ihre Gesinnung erforschen lassen.

Es gab zu Udine den Magister Godofredus, der sich einen Kollegen des Nostradamus und des Theophrastus Bombastus Paracelsus nannte, und von dem es hieß, daß er seine Gelahrtheit an den ältesten Quellen menschlicher Weisheit geschöpft habe, an indischen und ägyptischen Geheimlehren und nebstdem an allen astrologischen Weistümern, die man an den Hochschulen zu Padua und zu Bologna auflesen konnte.

„Ihr seid nicht bloß ein glückbestimmter Handelsmann," sagte dieser Weise mit versteckter Ehrung, „Euch erfüllt auch die Seele eines Kriegers und Staatskundigen, wie sie des Schicksals vielverschlungenen Pfad beschreiten. Diese Großen aber befragen alle die Sterne, auf daß sie den Weg erhellt sehen und erfahren, wohin er führen könnte."

Der Magister, dem die Mittel des täglichen Lebens spärlich flossen, suchte sie manchmal auf verschämten Wegen zu finden, und so sagte er kurz nach dieser Andeutung eines Tages zu Herrn Bertrand, daß er aus wohlmeinendem Drange dessen Horoskop gestellt habe, wodurch höchst bedeutsame und merkwürdige Dinge sich geoffenbart hätten. Die Aspekten seien so verwunderlich, daß sie wohl verdienten, selbst in die Chronik eingetragen zu werden, die er mit Fleiß und Aufopferung niederschreibe, auf daß kommenden Geschlechtern nichts von der Fülle der Historia dieser Zeit entgehe. Nur daß man so geheime Erfindung nicht in offenbarer Frist festhalten dürfe, ohne ihre innerliche Kraft zu zerstören. Bertrand Sacchia aber drängte mit einer großmütigen Versprechung dem Weisen seine Erkenntnis ab, und mit ernsthafter Bedeutung gab der Magister das Erforschte preis. Und darin lagen allerdings die sonderbarsten Winke eines Menschengeschickes.

So nämlich stellten sich in Bertrand Sacchias Horoskop die Planeten zu den Bildern des Tierkreises, daß Mars zum Löwen besondere Beziehung bekam, aber auch zum Wassermann und zu den Fischen. Neptun sei ihm hold, wie er es schon mit seinen vielen glücklichen Seefahrten bewiesen. Desgleichen die Konstellation von Merkur, der seinen Handel segne, und nicht minder die wunderherrlichen Linien, die der Stern der Venus für ihn abgebe, daß er in den Siegen der Liebe nicht weniger ruhmreich werden müsse, als durch die Gunst des Mars. Denn daß über seinen Schicksalswegen kriegerische Flammen weiten Schein werfen würden, erwies sich zur Unzweifelhaftigkeit aus allem, was die Königin der menschlichen Wissenschaften aus den Zeichen des Himmels für ihn zu ergründen vermochte. Unternehme er aber Wichtiges, so werde ihm stets die strenge Winterszeit günstiger sein als die Sommerglut, und die stärksten Vorzeichen seines Ruhmes fielen auf die kürzesten Tage der Sonne.

Es begab sich nun in diesem Jahre, daß aus verschiedenen Anlässen das Ansehen Bertrand Sacchias gleichsam von selbst zu wachsen schien. Denn während er mit kluger Bescheidenheit eher etwas aus seinen Pferden, seinem Gelde und seinen kostbaren Kleidern zu machen schien, bemächtigten sich die Neugierigen desjenigen, was nur in halben Worten von seinen Geschäften hervorkam, und man sprach, daß Herr Bertrand auf dem besten Wege sei, ein einflußreicher und bedeutender Mann zu werden. Schon sollte er einmal insgeheim am Hofe des allerchristlichsten Königs von Frankreich gewesen sein, der ihn mit Ehren empfangen und ihm wichtige Besorgungen anvertraut habe. Nicht minder munkelte man, daß er eine seiner Seefahrten bis nach Konstantinopel ausgedehnt habe, mit dem türkischen Großherrn gewisse, ihm anvertraute Unterhandlungen zu pflegen, und im Palaste des Dogen zu Venedig, sagten einige seiner Freunde, sei Bertrand Sacchia aufs beste bekannt.

In diesem selben Jahre geschah endlich, daß der edle Herr Jéhan Michel de Moribières in der Stadt Udine eintraf und sich alsbald beim Proveditor meldete, wo er sich mit einem Schreiben des durchlauchtigsten Königs Franz als ein Edelmann erkennen ließ, der von der königlichen Residenz zu Villeneuve gekommen und nach Venedig unterwegs sei. Magister Godefredus aber verzeichnete dieser Tage in seine Chronik:

„Gestern, den vierzehnten Tag Julius, ist mit sechs Leuten von Gefolge eingekehrt in unsrer Stadt der edle und hochgeborene Herr Jéhan Michel de Moribières, der in einer Sänfte reiste, von zwei Maultieren getragen, und hat sich alsbald nach seiner Ankunft dem hochedlen Proveditore und Stadthauptmann gemeldet, mit Ehren empfangen. Es ist aber besagter Ritter und Herr ein Oberster in des französischen Königs Diensten. Und alsbald übersandte ihm der Rat in seine Wohnung, da er bei Herrn Bertrand Sacchia Quartier genommen, als ein Ehrengeschenk fünfzig Metzen Hafer, Konfekt und ein Fäßchen Rabiolo



und ein gleiches vom besten Terrano. Am gleichen Abende aber gab Herr Bertrand Sacchia seinem Gaste zu Ehren ein Fest, wie man es noch niemals hier zu Lande im Hause eines Bürgers gesehen. Es waren alle Räume mit Blumenguirlanden und Schaustücken zierlich geschmückt, die Tafel mit den auserlesensten Leckerbissen besetzt, auch spielten beim Schmause Bläser, Harfner und Geiger und ward darnach ein Tanz mit vielem Staat und Unterhaltung der vornehmen Gäste. Wie es aber heißt, verbleibt besagter Herr Jéhan Michel de Moribières noch bis zum übermorgigen Tage im Hause des Herrn Bertrand, von wannen er sodann seine Reise nach Venedig fortsetzet, wie sie sagen, um den gnädigen Bischof von Rhodus, Herrn Guillaume Pellicier, zu besuchen, Gesandter des Königs bei der Republik, und den gnädigen Herrn Piero Strozzi, gleichfalls Oberster des Königs Franz."

Dem Könige aber kam es in dieser Zeit darauf an, zu erfahren, wie es um die Truppenanwerbungen stände, die er in den venetianischen Staaten und in Oberitalien vorhatte, und dies waren die Angelegenheiten, worüber der französische Seigneur mit Bertrand Sacchia Rücksprache pflog. Die Findigkeit Sacchias war dem Könige bereits so bekannt geworden, daß er sich seiner wohl auch zu ganz vertrauenswürdigen Aufträgen bedienen konnte. Es sollten im kommenden Jahre vierhundert auserlesene Arkebusiere und dreihundert Feuerwerker angeworben werden, wie sie aus den Truppen des Hieronymus von Savorgnan hervorgegangen und ihre Kenntnisse weiter verbreitet hatten. Ferner einige tüchtige und erfahrene Hauptleute, welche Reiterei zu befehligen vermöchten. Denn es war dem Könige bekannt, daß zu diesen Zeiten hier zu Lande vielleicht die tüchtigsten Kriegsleute solcher Gattung zu finden waren, hauptsächlich zum Gebrauche der Feuerwaffen. Und solche Mannschaft wünschte er seinem Heere anzuschließen. — Solche Besprechungen kamen dem Neuerungsgeiste Sacchias und seinen abenteuerlichen Gelüsten gar sehr entgegen, und neue, noch nicht zu erkennende Aussichten versetzten ihn in Glut und Spannung. Augenblicks schien sich eine weite, verlockende Ferne vor ihm aufzuthun, und er war immer fest gewillt, nicht ein Sandkorn von Zeit zu versäumen, das der Strom zu seinen Füßen lagern wollte und das sich etwa als Gold erwies. Es war nichts Geringes, im Vertrauen eines Königs zu stehen. Und nach Paris hatte er auch schon andern Handel geleitet als bloß Geschmeide und köstliche Steine. — Zuletzt brachte Bertrand den französischen Herrn noch mit seinen beiden Freunden Bernardin del Castro und Julian Cipriani zusammen, den man Turchetto nannte. Dieser war eine Zeitlang in französischen Diensten gestanden, und es begab sich, daß der Herr de Moribières, einen Waffenbruder in ihm erkennend, mit Turchetto noch eine besondere Stunde der Rücksprache pflog. Und am dritten Tage setzte der Franzose seine Reise fort.

Julian Cipriani war seit langem gewohnt, gewerbsmäßig alle Schachzüge zu verfolgen, welche die Großen gegeneinander ausführten, wennschon er dabei selber, als ein dienender Söldner, bloß geschoben ward, statt zu schieben. Er war ein kühner und verwegener Mann, voll Aufmerksamkeit und Wagelust, dabei mit einem Anteil an den Gängen der Historia, wie ein gewitzter Spieler auf die Karten in seiner Hand.

„Des Königs Erzfeind," sagte er, „ist niemand andrer als der Kaiser Karl. Mit unsrer Republik ist Frankreich im Frieden, ja sogar im besten Einvernehmen. Als Maximilian Sforza Anno 1512 bei Marignano geschlagen ward, hat der Doge wohlweislich keinen Finger dagegen gerührt, daß der König das schöne Herzogtum Mailand für sich nahm. Wohl aber der Kaiser war's, der ihm den Besitz nicht gönnte. Balgen sie sich nun nicht schon an die zwanzig Jahre deshalb herum? Und sollte der König etwa wegen des abgedrungenen Friedens von Madrid leichten Herzens auf solches Besitztum verzichten? Wäre Karl von Bourbon nicht von ihm abgefallen und die Kaiserlichen darum in die Provence eingedrungen, die Sachen stünden anders! Und erst fünf Jahre sind es her, daß die Sforza ausgestorben. Dem letzten hat der Kaiser ihr eignes Haus zu Lehen gegeben, geradeso, wie wenn man erst einen zum Bettler macht und ihm dann den Rock schenkt, den er auf dem Leibe trägt! Da dachte der König seine Zeit wieder gekommen. Ihr waret ja dabei, Sacchia! Statt dessen machte der Kaiser Marino Caracciolo zu seinem Statthalter in Mailand. Dies Jahr aber hat er's gar Philipp von Spanien, seinem Sohne, gegeben. Damit soll es dem König Franz für immer entschlüpfen! Merkt ihr, wie die gegenseitige Gier darüber in Flammen schlagen muß? — Hei, wenn der König Mailand wieder haben könnte! — Ich sage nicht, daß er gerade dieses plant, aber meine Klingen und meine Sporen will ich schärfen, aufs Jahr —"

„Die Republik ist seit dem Vertrage von Worms gegen das österreichische Haus zu Frieden gebunden", meinte Bernardin del Castro.

„Was geht das uns an?" rief Cipriani. „Wir sind selber keine Feldherren, keine Fürsten und Senatoren —"

„Aber man holt Kastanien für andre aus dem Feuer," warf Sacchia nachdenklich ein.

Möchte euch gelüsten, auf eigne Faust Krieg zu führen und Eroberungen zu machen, wie ein Condottier?" lachte Cipriani. „Ich lobe mir den ehrlichen Dienst und das ehrliche Geld, das ich dafür einzuheimsen willens bin."

„Was will der König von Frankreich mit hier geworbenen Leuten?" sagte del Castro. „Denkt er daran, seine italienischen Besitzungen wiederzubekommen, dann wird es ein größerer Krieg, als ein paar hundert Soldmannschaften zu führen

vermögen. Wer weiß, wir sehen in Bälde französische Truppen in Italien wieder. Oder sind es bloß kleinere Vergeltungen und Rachezüge, womit dem Kaiser ins Fleisch zu schneiden?"

„Wir unsrerseits haben uns trotz allem nicht zu beklagen, daß die Küste österreichisch geworden," meinte Cipriani.

„Ihr denkt an Marano, wegen des Handels," warf Sacchia ein. „Ich würde nicht schlechter fahren, wenn der Hafen heute noch venetianisch wäre, was er von Rechts wegen ist."

Del Castro sagte: „So weit reichen die Federzüge von Worms nicht aus, daß unsre Herren zu Venedig verwinden könnten, wie sie um diesen festen Platz gekommen. Was sprechen wir von Maran? Wer aber ist jener Strozzi, der in des Königs Diensten steht und sich, wie ich gehört, zu Venedig aufhält, ohne daß man recht wüßte warum?"

Cipriani ergriff rasch das Wort, denn er geizte immer darnach, zu zeigen, daß er mit den übrigen Ereignissen der Weltgeschichte ebenso genau auf dem Laufenden blieb, wie mit denen dieser friaulischen Landschaft.

„Piero Strozzi," sagte er, „ist einer der Söhne jenes Filippo, der die Clarice von Medici zum Weibe hatte und der letzte seines Hauses war, der noch eine Zeitlang in Florenz Heimat und Macht besaß. Eine Zeitlang. Mit größerer Gunst der Geschicke hätte er die Herrschaft erlangen können. Allein sein Rivale, Alexander Medici, war zu stark und zu sehr vom Kaiser gefördert, als daß die Strozzi ihn hätten überholen können. Dieser Filippo war derselbe, den Papst Klemens seinerzeit zum Könige von Frankreich geschickt, und sein Sohn Piero sollte mit andern florentinischen Edeln vom Kardinal Hippolyt, dem Bastardbruder Alexanders, vor den Kaiser begleitet werden, um zu erreichen, daß die Majestät dem habgierigen, blutdürstigen Alexander die Herrschaft nehme. Ehe aber dieser Schritt gelang, starb der Kardinal zu Itri, vergiftet von einem gedungenen Mörder. Darauf führte Filippo die Leiche und den Mörder nach Rom, den Papst um Sühne für solchen Frevel zu bitten, und um Mithilfe beim Kaiser, um Alexander Medici aus Florenz zu verdrängen. Ich weiß den Hergang genau von meinem Schwestermann, der in Diensten des Kardinals Salviati dabei gewesen. 1535 war es. Und ein sonderbarer Zug muß es gewesen sein, von Itri nach Rom. Der Kardinal Hippolyt hatte nämlich geliebt, sich mit morgenländischen Dienern zu umgeben. Diese Schar trug seinen Leichnam nach Rom. Da gab es Neger mit glänzend schwarzer Haut und rostbraune Araber in weißen Gewändern, Muselmänner in vielfarbigen Turbanen, Inder und Tataren. Heulend und wehklagend zogen sie im Staube der Landstraße. Dahinter folgten die Edlen und Herren, Strozzi, Salviati, Ridolfi und alle übrigen Florentiner. Eine starke Wache schleppte den Giftmischer mit, den die Wilden unterwegs beinahe zerfleischt hätten."

„Nun, wie stellte sich Filippo Strozzi schließlich zum Kaiser?" unterbrach del Castro den Redseligen.

„Eben daß er so sichtbarlich gegen Alexander Medici war, brach ihm das Genick," fuhr Cipriani fort. „Der Kaiser hatte dem Medici doch schon Margarete von Parma zum Weibe gelobt, ärgerte sich weidlich über den Haß, den man seinem Eidam zeigte, und konnte ihn doch nicht im Stiche lassen. Nun warf aber das Schicksal die Haltung des Königs Franz, des kaiserlichen Erbfeindes, und der Strozzi so zusammen, daß der Kaiser diese natürlich geradeso auf dem Kerbholze hatte wie jene. Als Strozzi eben vom Medici abgefallen, rückte gerade auch der Großadmiral des Königs in Piemont ein, das französische Fahnenglück auf Mailand wieder zu versuchen, nachdem der letzte Sforza gestorben. Filippo Strozzi war hochherzig und ein Schwärmer. Er streckte dem Könige eine große Summe vor. Der Kaiser erfuhr's und legte Beschlag auf Strozzis Güter in Neapel und Sizilien. Nun fehlte Strozzi abermals; er schickte seinen Piero zum Könige nach Lyon, und dieser bat, ohne des Vaters Wissen, in französischen Diensten bleiben zu dürfen. Der König machte ihn sogleich zum Obersten über tausend Mann und sandte ihn zu den Truppen. Das schlug dem Faß den Boden aus. Nun durfte Filippo das Aeußerste fürchten vom gewaltsam geweckten Mißtrauen des Kaisers. Er floh aus dem Lande und fand mit den Seinen Aufnahme in Venedig. Es war an der Zeit, denn gleich darauf erklärte ihn der Herzog Alexander mit des Kaisers Zustimmung als Rebellen in die Acht."

„Der Herzog ist aber dann bald durch Mord gefallen?" fragte del Castro.

„Wenige Monate später hat ihn sein Vetter Lorenzino abgethan, Scheusal, das er war! Davon konnten aber die Strozzi nichts mehr haben. Sie waren des Kaisers Feinde geworden. Filippo eilte zwar mit Gold und Mannschaft nach Bologna, bereit, gegen Florenz zu ziehen. Zu ihm stieß sein Sohn Piero, kaum von Kriegswunden genesen, brennend vor Begierde, dem Kaiser zum Trotz die väterliche Herrschaft wieder zu gewinnen. Allein Cosimo Medici hatte sich inzwischen rasch der Lage bemächtigt und war schon zum Herzoge ausgerufen worden. Filippo Strozzi hatte zaudernd den Augenblick verpaßt. So verfahren schien seine Sache, daß der eigne Sohn dafürhielt, sie verlassen zu können. Piero ging zum Großherrn nach Adrianopel. Dies letzte schien des Vaters verbrecherische Doppelstellung ganz zu enthüllen. Hüben die Freundschaft Frankreichs, drüben die des Türken, des reißendsten Reichsfeindes! Das Haus der Strozzi mußte fallen. Zu Montemurlo geriet Filippo in Gefangenschaft. Im Kastell zu Florenz hat er bald darauf sein Leben lassen müssen. Und so kann der Kaiser kaum giftigere Feinde haben, als den

französischen König, wenn ihm die italischen Güter wieder am Herzen brennen, und die letzten Strozzi, wenn sie ihm aus Haß Gefolgschaft leisten wollen. Und noch eines: leistet die Republik im stillen Vorschub, da sie es in gegenwärtiger Zeit nicht offen thun kann, dann sollte mich wundern, wenn sie es bloß aus Großmut thäte! Ich meine, unsre Herren in Venedig haben irgend eine Abzahlung für ihre gute Freundschaft im Auge. Umsonst ist der Tod!"

Indessen war Bertrand Sacchia in der Tiefe des Gemaches, woraus die Dämmerung zu quellen begann, auf und ab geschritten und war geteilt in seiner Aufmerksamkeit zwischen Ciprianis Reden und vielerlei eignen Gedanken oder hatte auch grübelnd beides ineinander verschlungen. Nun hielt er plötzlich seinen Schritt an, auch die beiden andern schwiegen, und alle lauschten. Von der Straße herauf tönte ein komisch-absonderlicher Singsang, eine Sackpfeife, ein Tamburin, eine Frauenstimme, das Bellen eines Hundes und Gelächter von Menschen. Die drei Männer traten ans Fenster. Vor dem Hause hatte sich ein Kreis von Neugierigen gebildet. In seiner Mitte tanzte ein weißhaariges Hündchen, mit einem Mäntelchen spaßig angethan, auf den Hinterbeinen und bewegte sich gehorsam nach einer Melodie, die ein brauner, verwitterter Mensch mit langem, schwarzem Haar, das verwahrlost in sein mageres Gesicht schlug, dem Dudelsack entlockte. Angethan war der Spielmann mit einem Wamse von Schaffell ohne Aermel; sein weites Hemd hing daraus hervor. Ein zerrissener Hut mit einer nickenden Feder gab ihm noch weiter fremdländisches Ansehen, und die dunklen Augen, die scharf unter der Krempe hervorlugten, suchten rastlos die Straße auf und ab oder glitten blitzschnell an den Häusern hin. Das Tamburin schlug eine junge Person von müder Schönheit. Sie regte sich aber nicht dabei, sondern lehnte nachlässig in ihren Hüften, regte ihre Hände nur widerwillig und musterte die Umstehenden mit gleichgültigen, traurigen Blicken. Das Hündchen aber hüpfte mühselig auf seinen steifen Beinen weiter, und jedesmal, wenn der Pfeifer eine gewisse Bewegung mit dem Kopfe machte, stieß es ein heiseres Gebell aus, und die Leute lachten, wie es dabei possierlich zurückhüpfte. Ihr Lied hatte das Mädchen alsbald abgebrochen.

Die drei Männer am Fenster gewahrte der Spielmann sogleich, näherte sich pfeifend dem Hause und schnitt, während er die Backen voll nahm, absonderliche Gesichter. Indessen heftete er seine Augen so durchdringend auf jene Sacchias, als könne er mit dem Blicke sprechen. Dann setzte er seine Pfeife plötzlich ab, zog den Hut, winkte damit hinauf und rief:

„Armes, wanderndes Volk, edle Herren! Wir haben kargen Gewinn, doch ist es euch vielleicht etwas Neues. Wir wissen noch nicht, wo wir zu nacht das Haupt hinlegen sollen!"

„Landstreicher!" rief Sacchia sogleich zurück. „Eure Rede genügt, zu erkennen, was daran ist." Und zu den Freunden gewendet, trat er wieder ins Gemach zurück und sagte: „Nun dünkt mir, als seien wir heute lange genug beisammen gesessen. Ich habe noch einiges in meinen Geschäften zu besorgen."

Worauf del Castro und Cipriani, ohne den Wink zu verübeln, ihn verließen.

Sacchia spähte noch öfter auf die Straße hinab. Aber erst ganz in der Dämmerung erschien an ihrem Ende die Gestalt dessen, den er erwartete. Er eilte in den Flur, schob den Riegel vom Thor zurück, und der andre schlüpfte herein. Es war der schwarze Spielmann.

Sacchia schob ihn in ein Kämmerlein des Ganges, zündete ein Wachslicht an und stellte es auf den Tisch. Dann rückte er einige Papierschaften zur Seite, die da lagen, Rechnungen und verschiedene Aufzeichnungen, und auch das Reimbüchlein, das er sich unlängst angeschafft. Denn hier pflegte er zu verweilen, wann er mit ernsten Dingen beschäftigt war. Endlich holte er aus einem Wandschränkchen eine strohumflochtene Flasche mit Wein, ein Stück Brot und ein Trinkglas, setzte alles vor seinen Besucher hin, besah sich nun erst den Mann, der schweigend und als verstehe es sich von selbst auf diese Einleitung gewartet hatte, und brach in Lachen aus.

„Beim Jupiter! Ihr hattet nicht so unrecht, Euch so auffällig unterm Fenster zu zeigen, daß mich fast ein Aerger anwandelte. Zu erkennen seid Ihr nicht eben leicht. Was soll diese neue Verkleidung? War man Euch drüben etwa auf den Fersen, Gaccio?"

„Vielleicht ja, vielleicht nein!" entgegnete der Schwarze unsicher, aber erst nachdem er ein Glas Wein hastig geleert hatte. „Das eine ist gewiß, daß ich schwerer als sonst durchgekommen, und daß mir das Geschäft täglich lästiger wird. Ich thue es auch nicht bloß um Eurer Sorgen willen, Bertrand Sacchia. Nichts wirkt, wer nicht ein höheres Ziel in der Seele trägt. Der letzte Weg aber verdient besseren Lohn!" setzte er hinzu und sah Sacchia prüfend an.

„Das wird sich zeigen, bis ich weiß, was Ihr zu berichten habt," entgegnete dieser. „Eure letzten Nachrichten haben mir aus Venedig kaum einen Dank eingebracht, und für den König dürfte es ziemlich gleichgültig sein, was die armseligen Besatzungen an unsrer Grenze machen."

„Und doch wäre es ihm hier ein leichtes, ihnen Tort anzuthun," sagte Gaccio, immer mit dem gleichen prüfenden Blicke. „Oder klingt in dem, was Ihr sagt, der Sinn dessen wieder, was Ihr mit dem edlen Moribières gesprochen?"

„Ich zweifelte nicht, daß du auch um diesen Besuch wissen würdest!" rief Sacchia.

„Es ist meine Pflicht," antwortete der Mann gelassen. Und plötzlich lebhaft werdend, fuhr er fort: „Merket auf eines, Sacchia, horchet darauf und behaltet es in Eurem Herzen! Nicht wie mit den Waren, die Eure Barken an die Küste bringen,

nicht wie mit den Gütern, die ihr, bangend, daß Euch geheime Sendung wohl gelänge in klingendem Verdienst, nicht so könnt Ihr den Handel treiben mit dem Vertrauen, dessen man Euch würdig hält. Ihr sprecht vom König, von der Republik, steht da und dorten in Verpflichtungen. Merkt auf! Es gehen große Dinge geraume Zeit unhörbar, unsichtbar ihren Weg. Dann ziehen sie Euch mit einem Male in ihren Wirbel, und leicht ist das Untergehen, wenn Eure Hände rechts und links zu gleicher Zeit nach dem Ufer haschen."

Sachia zuckte ungeduldig die Achseln.

„Ich verstehe Euch nicht, wie es schon manchmal vorkommt. — Was ist Euch auf der letzten Fahrt begegnet?"

Gaccio sah stumm auf die Tischplatte vor sich hin, als besänne er etwas, dann schüttelte er zweifelnd den Kopf und teilte nun mit, was er auf dieser letzten Wanderung zu Triest und Aquileja, zu Gradisca, Görz und Cormons erfahren und beobachtet hatte. Von allem machte sich Sachia genaue Aufzeichnungen, ohne den Kundschafter zu unterbrechen. Bloß als Gaccio erzählte, wie er vernommen habe, der Befehl der Festung Maran solle dem Hauptmann Grünhoffer abgenommen und Hannibal von Zoppola übergeben werden, that er einen heftigen Ausruf.

„Dieses Tier! — Es wäre ein übler Tausch für mich. Er ist mir herzlich schlecht gesinnt."

„Inzwischen ist er noch anders beschäftigt," beruhigte Gaccio. „Nikolaus von Thurn, der die Festung Gradisca befehligt, bedient sich des Herrn Hannibal als des willigsten Werkzeuges, um die Leute des Patriarchen von Aquileja zu quälen und zu schinden, wie immer es nur geht. Ihr wißt, daß nach den letzten Friedensschlüssen der Patriarch in seinem Gebiete in allem freie Hand behalten sollte. Statt dessen ist sein Dominium, weil er ein Venetianer und Freund seines Vaterlandes, dem Hofe zu Wien ein Dorn im Auge. Der Statthalter in Görz sinnt auf jede Weise es durchzusetzen, daß die Kaiserlichen in Aquileja Herren werden. Erst vor wenigen Monaten haben sie ihnen gewaltsam einen Fremden zum Bürgermeister aufgedrungen. Hannibal von Zoppola hat ihn eingeführt. Dann hat man sie gezwungen, Soldaten zu stellen, für erfundene Anklagen ihnen Abgaben ausgepreßt; zweitausend Dukaten mußten sie Pönale leisten. Um zu diesem Gelde zu gelangen, hat man ihre schönen Gemeindewälder abgehauen und gedroht, sogar des Patriarchen Einkünfte mit Beschlag zu belegen. Die Nonnen von Monastero, von jeher ohne Zucht, finden an den Kaiserlichen willfährigen Vorschub; ja, Herr Hannibal soll die eine, die in die Welt zurückzukehren begehrte, bereitwillig bei sich selber in Schutz genommen haben. Es ist, als wollten sie den Patriarchen gänzlich aus dem Lande drängen. Und trotzdem Venedig mit Eifer für ihn einsteht, indem sich die Kaiserlichen in nichts von Aquileja zu mengen hätten, antworten sie mit dem gleichen Vorwurfe, und alles bleibt beim alten. Marino Grimani, der Patriarch, ist von Unmut gesättigt, und mit nichts können sie sich im eignen Lande einen heimlicheren und erbitterteren Feind großzüchten, als wie sie ihn behandeln."

„Das ist nicht vom Uebel!" meinte Sachia. „Sollte es einmal gelten, Rache dafür zu nehmen, so wird der Patriarch mitsamt seinen Leuten bereiten Sinnes sein."

„Nun bin ich müde und schläfrig," sagte der Kundschafter und blickte sich im Zimmer um. „Morgen muß ich überdies weiterwandern. Laßt mich nun gehen."

Sachia holte zwei Goldstücke hervor und schob sie ihm über den Tisch hin. Gaccio betrachtete sie jedoch mißmutig, ohne sie zu berühren.

„Es deucht mir herzlich wenig für die Plackerei, die ich gehabt. So viel wie das da gewinnt Ihr an ein paar Säcken Salz, wenn Ihr sie, dank Eurer Kenntnis, frei herüber bringt. Mir selber ist am Golde nichts gelegen, von allem Gut das treuloseste, verderblichste. Doch ich trage ein Häuflein Sorgen außer meinem eignen Leibe —"

„Wer ist das junge Frauenzimmer, das Euch begleitet?" fragte Sachia.

Gaccios Stirn verfinsterte sich, und während er nun doch die Goldstücke einstrich, entgegnete er kurz:

„Es ist meine Tochter!"

„Eure Tochter! — Habt Ihr einmal die Kutte und den Klosternamen abgelegt, Fra Nicasio, und ist das schon so lange her?"

„Damals hatte ich ein Weib," entgegnete Gaccio widerstrebend.

„Was lockte Euch wohl, des Häretikers Lehren zu bekennen?" fragte Sachia. „In Florenz nannte man Euch die Heuler, die Winseler, und Ihr seid ein Venetianer!"

Der Schwarze sah, von grübelnden Gedanken zerstreut, eine Weile ins Leere, dann entgegnete er langsam:

„Was mich lockte, fraget Ihr? — Das ist ein schwächliches Wort. Der Menschheit Bestimmung ist es, nach Erkenntnis zu ringen. Im Strome der Wanderer erhebt zuzeiten einer so gewaltige Stimme, daß Tausende ihn hören, stille stehen und horchen. Und in die Herzen, die noch nicht verhärtet sind, fällt ein greller Schein, und durch die Geister pocht ein Weckruf und reißt sie empor, daß die Menschen lechzen, sich zu läutern. So kam Christus, der Herr und Heiland. So predigte Augustinus, der gewaltige Heilige. So starb Savonarola, der Meister, von den Flammen des Scheiterhaufens erstickt. — Wir heulen und weinten, saget Ihr? — Wir heulten wie eine Schar getreuer Hunde in der Sturmnacht an der Schwelle des Herrn. Wir weinen um die Seelen derer, die sich nicht erkennen. Möget Ihr niemals dazu gehören, Bertrand Sachia! Ich bin ein Wanderer und verstecke mich. Die Kurzsichtigen haben ein Gericht eingesetzt, um die Guten zu knebeln. Abtrünnige nennt uns die Verblendung. Hat einer von ihnen die Wege gezählt, auf denen man gelangt, Gott zu erkennen?"

„Ihr aber habt lange das heilige Leben verlassen und steht nicht mehr im wallenden Strome der Beter. Die Kräfte, die den Staat bewegen, die die Geschichte von der Stelle wälzen, sind Euch näher," sagte Sacchia.

„Ueberall ist Gott!" entgegnete der Mönch. „Durch das Leben der Menschen gehen die Begebenheiten auf sein Geheiß. Sie lenken und erschaffen oder reißen es ab — sie machen es glänzend oder elend — sie bauen auf oder zerstören. Man nennt sie das Schicksal. — Selten vollendet sich ein Ereignis in einem einzelnen; immer braucht es deren mehrere, seinen Kreis zu vollenden. Feindschaft und Freundschaft, Krieg, Reichtum und Kunst brauchen viele Menschen, ihr Ziel zu erreichen. In jedem vollendet sich bloß ein Stück, und vielleicht hundert Jahre von der Stelle, wo ein Geschick den Anlauf genommen, vollendet sich erst sein Werden. Die Geschicke sind ein Ring von lauter Menschenleben. Ein eherner Ring. Da, wo er sich schließt, hat sich das Werden vollzogen. Alles findet darin nach dem Ratschlusse des Ewigen seinen Abschluß. Das Gute und das Böse — beides muß sich vollenden, wenn einmal der Ring sich schließt, woraus es geboren. Es ist keine Lockung, die meinen Weg bestimmt; es ist, weil ich zu einem starken Ringe von Geschicken gehöre, wie wir alle . . . ich weiß nicht, wo er sich schließen wird. Und keiner weiß es. Auch Euch ist nicht bewußt, was geheime, nie enthüllte Kräfte aus dem machen, was Ihr heute wie eignen Willen und eignes Werk empfindet. Mit Willen oder ohne hilfst du und jeder den Geschicken zur Vollendung."

Sacchia lächelte ein wenig. Allein Fra Nicasio merkte es nicht und fuhr nun stark atmend fort:

„Ich habe immer nur Rechtes gewollt und bin der inneren Stimme gefolgt. So verschiedentlich sie mich im Leben gerufen, es war nur eine Stimme. — Es giebt eine Sonne der Erkenntnis über dem armseligen Leben der Menschen. Es giebt ein Gericht Gottes. Hieronymus von Savorgnan hätte damals die Festung Marano genommen, wenn seine Sonne nicht für einen Augenblick getrübt gewesen wäre. Höret mich!" sagte er mit feurigem Eifer. „Ich war in der Festung. Ich hatte Schriften bei mir, welche es keinen Augenblick zugelassen hätten, daß sich der Venetianer Vertrauen in Mißtrauen gegen mich hätte wandeln können."

„Warum habt Ihr sie nicht vorgewiesen, statt daß man Euch für einen Spion der Kaiserlichen genommen?"

Gaccios Züge bedeckten sich mit rätselhaftem Dunkel.

„Diese Schriften waren mir zu Marano abhanden gekommen durch die Unerforschlichkeit des Schicksals," entgegnete er dumpf.

„Und Ihr wart doch einer der Unsrigen!" rief Sacchia versuchend.

Fra Nicasio nickte.

„Mein heiliges Gewand schützte mich," erzählte er. „Ich fand Gehör in der Festung. Doch mußte ich mich dazu so stellen, als wäre ich einer der ihrigen gewesen. Da fand ich in den Gemütern erwachende Keime von Unlust und Verzagtheit, von Schrecken und Verzweiflung. Ich habe sie langsam angefacht wie einen zehrenden Brand. Die Lebensmittel gingen zu Ende. Schon war der größte Teil der Bewohner bereit, sich zu ergeben. Hätte ich den Boden nur acht Tage länger noch bereiten können, so wäre Marano gefallen. Davon mußte ich den Proveditor Vitturi verständigen. Zum Scheine übernahm ich eine Botschaft an die Kaiserlichen in Gradisca. Damit ward ich ergriffen. Sie schleppten mich nach Venedig. Dort schenkten sie mir keinen Glauben. Und darum konnte sich der Schicksalsring nicht schließen."

Nach kurzer Pause hob er die Stimme und sagte leidenschaftlich: „Nur in der Freiheit der Geister werden die Menschen groß und werfen von sich die Fesseln des Sklaventums! Sonst wandeln sie wie schwankend im Dunkel der Verblendung. — Führt mich mein Weg nach Venedig . . . wie ein Geächteter nur kann ich die Stadt betreten! — Und erschrecket Ihr nicht, wenn Ihr Flammenzeichen am Himmel seht? — Wahrlich, wahrlich! Ich sage Euch, Ihr thut umsonst Euer Gehör zu und verschließt Eure Herzen! Immer in breiterem Flusse, wie rinnende Lohe vom Gipfel eines feuerspeienden Berges will das Licht herabfließen in die Thäler der Dunkelheit. Und es wird in Brand stecken die morschen alten Gebäude, aber aus ihrer Asche wird neues Leben erstehen, tausendfältig. Das Alte wird nicht gemordet sein, sondern gereinigt und gestärkt wie ein Riese. Und wer es nicht begreift, den wird die Flut aus dem Wege schleudern und ihn knicken wie einen dürren Halm. Wer aber den rechten Mut und Treue hat, der wird Geschicke tragen und helfen, daß ihr Ring sich schließe mit der heiligen Kraft des Unabwendbaren. Und von denen, die dahin gehen wandernden Fußes wie die Apostel, wird das Unrecht genommen sein, und der Menschen geläuterte Erkenntnis wird sich wieder schließen in eins. . . Noch im vorigen Jahre hat der Heilige Vater die Kirchenfürsten ermahnt, den Glauben zu reinigen von den Häretikern. Auch mich möchte am Ende das heilige Offizium greifen lassen. . . Nun laßt mich gehen!"

Er erhob sich hastig, und Sacchia ließ den Schwärmer zum Thore auf die dunkle Straße hinaus. Als er allein war, stand Gaccio einen Augenblick still und horchte. Eine weibliche Gestalt löste sich in der Tiefe der Gasse aus dem Schatten der Häuser und näherte sich ihm mit raschen Schritten. Ohne ein Wort zu wechseln, gingen sie von dannen und verschwanden in der Nacht.

(Fortsetzung folgt.)





Den Händen der Justiz entronnen. Aus „Tag, Rag and Bobtail".

Londoner Strassen-Araber.

(Zeichnungen von Edith Farmiloe.)

Die Londoner Straßenjugend erfreut sich nicht des besten Rufs, die kleinen „Straßen-Araber" der großen Themsestadt sind in der ganzen Welt bekannt oder, besser gesagt, verrufen als Muster eines heranwachsenden Geschlechts, wie es nicht sein soll. Freilich läuft in den Schilderungen, wie wir sie gewöhnlich zu hören bekommen, viel Uebertriebenes mit unter, und London zeigt im Grunde typisch nur das, was einem allenthalben in modernen Großstädten begegnet. Ueberall, wo Menschen in großer Masse sich zusammendrängen, giebt es Schlupfwinkel, in denen menschliches Elend und menschliche Verkommenheit ihre wahren Brutstätten zu haben scheinen. Je größer die Stadt, desto mehr macht das, was sich aus diesen Stätten in das Straßenleben ergießt, einen augenfälligen Bestandteil des allgemeinen Verkehrsbildes aus, und wo vollends die Verhältnisse wie in London in das Riesenhafte sich steigern, sind die Schattenseiten unsrer Zivilisation auf Schritt und Tritt zu gewahren.

Ein englischer Humorist des Zeichenstifts, Philipp May, hat neuerdings mit meisterlicher Technik Scenen aus dem Leben und Treiben der Londoner Straßen-Araber dargestellt. Er hat getreulich das wiedergegeben, was sein Auge gesehen, aber dabei hat sich seine humoristische Ader unwillkürlich in eine satirische verwandelt. Seine Kindertypen haben kaum noch etwas Kindliches an sich; in ihrem Auge lauert die ganze Verschmitztheit des späteren Alters, und selbst die Körperformen erscheinen in ihrer ungesunden Frühreife dem Kindesalter entwachsen.

May hat ganz gewiß das wiedergegeben, was seine Modelle zu erkennen gaben, und gerade darum hat er den Standpunkt des Humoristen nicht einhalten können. Das Bild der Verkommenheit, das er uns zeigt, entlockt uns kein Lächeln mehr, es verstimmt und verbittert uns, weil es uns daran erinnert, mit welchen Opfern



Eine schwere Last
Gezeichnet für „The Studio".

die Fortschritte des modernen Kulturlebens erkauft werden.

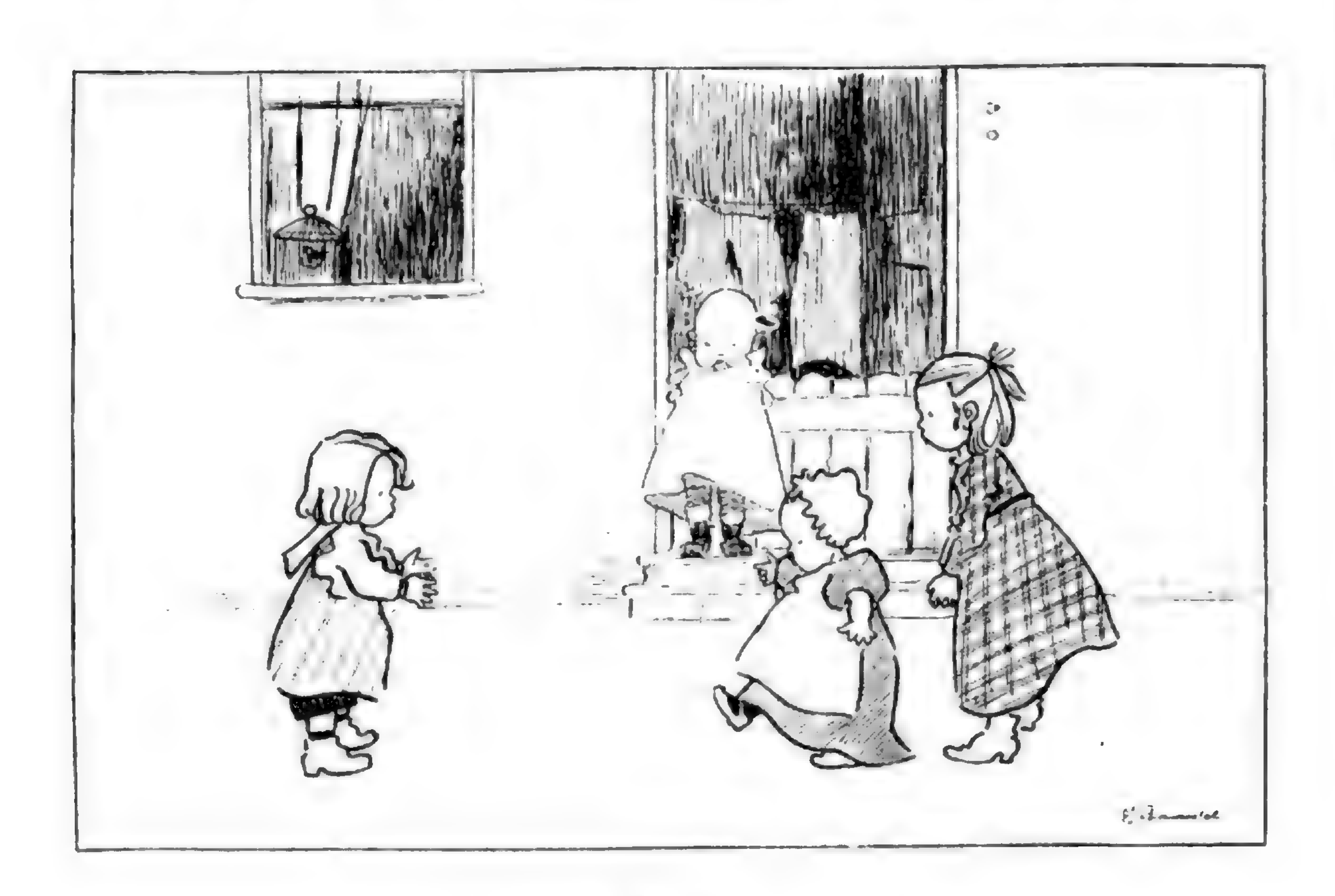
Und doch ist an diesem Eindrucke — zum Teil wenigstens — die Eigenart des Künstlers schuld, denn der gleiche Gegenstand läßt sich, ohne daß die Naturtreue darunter zu leiden hätte, in andrer, unser Gefühl weniger verletzender Art darstellen. Das hat eine jüngere, in neuester Zeit in der Oeffentlichkeit bekannt gewordene Konkurrentin des Künstlers gezeigt, Mrs. Edith Farmiloe, die uns in ihren Zeichnungen gleichfalls die Londoner Straßenjugend, namentlich die der ärmeren Arbeiterviertel, schildert und dabei doch nirgendwo aus den Schranken wirklich humoristischer Darstellungsweise heraustritt. An technischer Fertigkeit ist oder war wenigstens in ihren ersten an die Oeffentlichkeit gelangten Versuchen die Künstlerin dem älteren Genossen unfraglich unterlegen, an künstlerischem Blick ist sie ihm aber von Anfang an mindestens in demselben Maße ebenbürtig gewesen, in dem sie ihn an Innerlichkeit und gemütvoller Vertiefung übertrifft.



Der kleine Kraftmensch.
Gezeichnet für „The Studio“

Edith Farmiloe führt uns dieselben Typen vor wie Philipp May, aber ihre Kinder atmen stets, aus welchen Schlupfwinkeln des Elends sie auch hervorgezerrt sein mögen, den Reiz der Kindlichkeit. Die Künstlerin gleicht darin etwas unserm Albert Hendschel, nur daß ihr kräftiger Realismus niemals in dessen weiche und zarte, ja fast überzarte Manier verfällt.

Man hat die englische Künstlerin anfangs für eine Nachahmerin Philipp Mays gehalten, indes sehr mit Unrecht. Wäre es nicht bekannt, daß Edith Farmiloe, als sie mit ihren ersten Blättern an die Oeffentlichkeit trat, keine Ahnung von dem Vorhandensein ihres älteren Rivalen hatte, so hätten doch gerade diese Blätter jeden von der Eigenart und der Ursprünglichkeit ihres Talents überzeugen müssen, denn ihre Linienführung ist so bestimmt, so frei und ausdrucksvoll, wie sie dem bewußten Nachahmer auch bei der größten Geschicklichkeit niemals gelingt. Daß die Künstlerin später unter den Einfluß Mays geraten, soll damit nicht in Abrede gestellt werden, doch diente dieser Einfluß lediglich dazu, sie künstlerisch



Erste Gehversuche. Aus „Tag, Rag and Bobtail“.

zu festigen und sie das Dilettantenhafte, das sich in ihrer ersten Manier zu erkennen giebt, durch ein mehr bewußtes Kunstschaffen überwinden zu lassen. In einem Punkte ist allerdings die Künstlerin ihrer anfänglichen Manier treu geblieben. Sie ist nie dazu zu bewegen gewesen, direkt nach Modellen zu arbeiten; sie zeichnet stets nach dem Gedächtnis. Wie sie selbst einem englischen Kunstkritiker erklärt hat, ist es ihr nicht möglich, nach der Natur zu skizzieren, weil die große Anzahl der Linien, die alle eine nach der andern gezogen werden müssen, sie verwirrt. Sobald sie sich von dem Gegenstande abwendet, um sich das, was sie geschaut, klar vor ihrem geistigen Auge zu vergegenwärtigen, schwindet dieses Gefühl der Befangenheit, und sie ist im stande, den Umriß des geschauten Gegenstandes in voller Naturtreue auf dem Papier erscheinen zu lassen. Es kommt ihr dabei zu statten, daß sie sich von Kindheit an daran gewöhnt hat, alle Gegenstände rasch in ihren Hauptlinien zu erfassen und sie dann in der angegebenen Weise zu skizzieren. Für die Wiedergabe von Kindergestalten ist die Fertigkeit, nach dem Gedächtnis zu zeichnen, besonders vorteilhaft. Kinder sind immer sehr schlechte Modelle; sobald sie wissen, daß sie „aufgenommen" werden sollen, werden sie unnatürlich und fangen an zu posieren. Edith Farmiloe stellt sich mit ihren Kleinen, die sie im Bilde festhalten will, auf den Fuß der Gleichheit, sie nimmt teil an ihren Spielen und erhält dadurch Gelegenheit, sie in voller Unbefangenheit zu beobachten. Es läßt sich allerdings nicht leugnen, daß eine derartige Methode ihre Schattenseiten hat, und diese Schattenseiten sind auch auf einzelnen Blättern der Künstlerin nicht zu verkennen. Das Skizzieren nach dem Gedächtnis führt notgedrungen zu Konvention und zu Wiederholung gleicher und gleichartiger Motive. Bei dem Studium nach der Natur mögen manche schlechte Bilder herauskommen, aber so schlecht sie auch sind, so geben sie doch stets neues und anders geartetes Material an die Hand und wirken dadurch dem Fehler entgegen, zu dem das bloße Zeichnen nach dem Gedächtnis verleitet.



Strassensängerin. Gezeichnet für „The Studio".

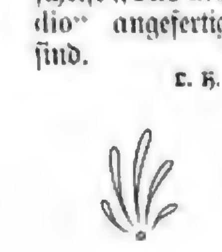
Edith Farmiloe ist die zweite Tochter des Obersten Arthur Parnell, eines in den Ruhestand getretenen Offiziers des Garde-Ingenieurcorps und eines entfernten Vetters des verstorbenen, bekannten Führers der irischen Partei, Charles Stuart Parnell. Sie hat eine Schwester und vier Brüder, und in der ganzen Familie hat sich ein Talent für humoristische Zeichnungen



Die ersten Hosen. Gezeichnet für „The Studio"

bemerkbar gemacht. Ihr Gatte, der Reverend William T. Farmiloe, ist Vikar des Kirchspiels von St. Peter in dem Londoner Stadtteil Soho. Da die Gegend hauptsächlich von Arbeitern bewohnt ist, fehlt es in ihr nicht an Kindern aller Nationalitäten, und Mrs. Farmiloe hat reichlich Gelegenheit, die Gegenstände ihrer Darstellung zu jeder Tageszeit und in jeder Verfassung zu beobachten. Die Künstlerin trat zuerst vor fünf Jahren, im November 1895, mit einem Skizzenbuch, „Little Folks“, an die Oeffentlichkeit, etwas später lieferte sie Illustrationen zu zwei Erzählungen in dem Blatte „The Child's Pictoral“, das auch sonstige Beiträge von ihr brachte, und ließ dann im folgenden Jahr das reizende Werk „All the World Over“ erscheinen. In diesem Jahre folgte „Tag, Rag and Bobtail“ mit farbigen Illustrationen, das Beste, was die Künstlerin bisher geleistet. Von den Proben ihres Schaffens, die wir dem Leser bieten, sind drei dem zuletzt genannten Werke entnommen, während die übrigen eigens für die bekannte vortreffliche Londoner Kunstzeitschrift „The Studio“ angefertigt sind.

L. H.





Der grosse Bruder. Aus „Tag, Rag and Bobtail“.



Spätherbst.

Tiefblau die wunderbare Seide
Der Himmel spannt ob allen Beeten.
Wir glaubten uns im Frühling beide,
Wenn nicht so rauh die Lüfte wehten.

Durchs Holz, davon die Blätter sanken,
Schaun purpurrot die Aronstäbe.
Rings Astern, bunt wie Lenzgedanken —
Doch keine, die ein Düftchen gäbe

Ob herrlich auch wie Maienprangen
Der Tag, — er bangt vor dunkler Wende:
Ein Kranker, über dessen Wangen
Ein letztes Lächeln geht vorm Ende.

Laurenz Kiesgen.



Palermo, von der Villa Belmonte aus gesehen.

Aus Palermo.

Daß Palermo seinen aus alter Zeit stammenden Beinamen „La Felice“ beibehalten hat, ist wohlbegründet, denn die Harmonie der Natur mit dem Menschenwerk der Stadt ist die glücklichste, die man sich denken mag. Eine weite Bai in schönem, ununterbrochenem Bogen, an ihren Gestaden die Stadt mit ihren weit hingestreckten Nachbarorten, hinter der Stadt die schwelgende Ueppigkeit der **conca d'oro** und als Abschluß des Bildes das wohlgeformte Halbrund der vielgestaltigen Berge, das symmetrisch an den beiden Enden seinen Abschluß in den Zwillingsvorgebirgen des Monte Pellegrino und des Kap Zafforano findet — wahrlich eine glückliche Harmonie in Form und Farbe.

Trotzdem wäre „**Palermo al monte Pellegrino**“ eine viel charakteristischere Bezeichnung. Denn abgesehen davon, daß bei den jetzigen Zeitläuften das einzige Glückliche an Palermo seine Lage ist, ist dieser Berg im eigentlichen Sinne das Wahrzeichen der Stadt, wie der Zuckerhut für Rio und der Tafelberg für Kapstadt. In geologischem Zusammenhang mit den die Stadt umgebenden Bergen, ist er doch, wie das Kap Zafforano, ganz von diesen durch die Ebene der grünen **conca d'oro** abgetrennt. Gerade in seiner losgelösten Stellung beruht der große Reiz dieses einzigartigen Berges, auf dessen Schilderung Goethe in seiner italienischen Reise kurz verzichtet, indem er sagt: „Seine schöne Form läßt sich mit Worten nicht beschreiben.“ Was sich uns in Massen zeigt, macht uns nicht den Eindruck wie das wirksam hervorgehobene Einzelne. Hervorragende Glieder von Bergketten geben uns nicht den Begriff des Berges so, wie dies ein einzeln stehender thut. Der Pellegrino ist der Berg an sich, frei und selbständig ragt er aus der Ebene heraus in stolzer, majestätischer Ruhe und erweckt ein freudiges Gefühl des Geborgenseins zu seinen Füßen. Seine Wände steigen schroff, fast senkrecht empor, auf seinen massigen Schultern ruht schwer sein lastender Scheitel. Seine schönste Seite kehrt er der Stadt zu, in deren Gassen und Plätze er hineinblickt; sie und den Hafen schützt er gegen die Nordstürme; wenn er in Mittagsgluten in rotgelben Farben leuchtet, ist er der Stadt ein glänzendes Fanal. Die ersten Strahlen der Sonne grüßen ihn zuerst, die letzten vergolden vor dem Scheiden seine Spitze, wenn die andern Berge schon ihr blau-schwarzes Schattengewand angelegt haben.

Unweit des Berggipfels hatte Rosalia di Sinibaldi, Nichte des Königs Wilhelm des Guten von Neapel, eine Felsenhöhle zu ihrer Wohnung erwählt, in der sie ein gottseliges Leben führte und um 1170 verstarb. Sie wurde heilig gesprochen, man baute eine Kapelle an die Grotte und legte einen Weg dahin an, der jedes Jahr am 4. September die frommen Pilger zur Verehrung hinaufführt. Denn nicht nur durch ihre Gottseligkeit hat die jungfräuliche Heilige ihre Beliebtheit verdient, sondern auch dadurch, daß sie die Stadt von der Pest befreit haben soll. Seither heißt jedes dritte Palermitanermädchen Rosalia,

und selbst das ärmste Zimmer in der Stadt entbehrt nicht einer Abbildung jenes schönen Marmorbildes in der Grotte, das Goethe so tief gerührt hat.

Wäre die erwähnte Pilgerstraße ein Werk der Griechen oder Römer, sie wäre bei uns so bekannt wie die römischen Aquädukte oder die lange Mauer zum Pyräus. So aber findet sie in den Reisehandbüchern, die uns mehr oder weniger zu Archäologen ausbilden möchten, nicht die Würdigung, die sie verdient, obgleich sie vom technischen Standpunkt aus äußerst bemerkenswert ist. Wenn man davon absehen wollte, oder besser mußte, sie gleich der Axenstraße am Vierwaldstätter See aus den Felswänden herauszuarbeiten, so mußte sie als Viadukt in die Mulde eingebaut werden, welche der Berg der Stadt zukehrt, indem sie deren Senkung in Zickzacklinien ansteigend übersprang. Auf mächtigen Pfeilern und Bögen ist dies ausgeführt, die in der Nähe einen ebenso gewaltigen Eindruck machen, als sie, von fern gesehen, freundlich regelmäßig zwischen den wilden Formen des Berges eingebettet erscheinen.

Auf dieser Straße kann man sich mit geringer Mühe die Freude eines wunderherrlichen Ausblicks verschaffen. Es ist eine Ueberraschung ohnegleichen, dort unten die Stadt in Marmorweiße schimmern zu sehen. Woher dieses strahlende Weiß? Man kannte doch die Häuser als wetterfarben oder irgendwie getüncht, die Dächer rot oder in andern Farben, nur nicht weiß! Nun, das ätherische Licht an diesem südlichen Himmel hat die Wirkung, keine Zwischenfarben oder Tönungen auf die Entfernung aufkommen zu lassen. Was annähernd weiß ist, glänzt rein weiß, und dieses Weiß wirkt so stark auf das Auge, daß die andern Farben dagegen zurücktreten. Es ist eine jubelnde Festtagsfreudigkeit in der Luft, die nur große, breite Farben leuchten läßt. Grämliches Grau, dünnes Gelb oder unentschiedenes Rot kann da nicht aufkommen. Das Menschenwerk muß in seinen Farben zu denen in der Natur passen, und die sind wahrhaftig im großen Stil. So ist die Stadt eine schimmernde Perle in der tiefgrünen Muschel ihrer umgebenden Agrumenwälder. Die Berge nuancieren von der Schattenseite zu der beleuchteten vom schimmernden Violett bis zu jenem rätselhaften Rotgrün, das die sizilianischen entwaldeten Berge kennzeichnet, indem



Fischer, einen Thunfisch schleppend.

sich die Erdfarbe und die des Gesteines mit dem dünnen Grün der spärlichen Vegetation mischt. Zur Linken das weite Meer, auf dem silberne Sonnenlichter mit strichigem Tiefblau und breitem Hellblau abwechseln. Ueber dem Meeresspiegel weg erscheinen schattenhaft, wie fragend, die blauen Silhouetten der Liparischen Inseln, am Kap Zafferano vorbei die schneebedeckten Häupter der Madonien, und ganz fern, wie vom Jenseits herüber, winkt uns in zartesten Tönen die glatte Pyramide des Aetna.

Drei Seiten des Pellegrino steigen aus der Ebene auf, die vierte aus dem Meer. War man gewöhnt, von der Stadt aus nur seine schmale Front zu sehen, so zeigt uns der Berg auf der Landseite die wohl zehnmal breitere Flanke: senkrechte Wände, tief eingeschnittene, steile Thalfurchen, wild zerklüftetes Gestein, Höhlen und Geröllhalden in reichem Wechsel. Bald sind Flächen mit reicherer Vegetation bedeckt, bald tritt in schroffem Abbruch das gelbe Gestein zu Tage; hier ziehen sich Opuntienpflanzungen bis an die senkrechten Wände hin, dort hat sich ein kleines Piniengehölz eingenistet. Ebenso ist es auf der Meerseite, nur daß dort die Linien noch kühner, die Formen noch gewaltiger erscheinen. Der Abbruch der Wände ins Meer scheint sich erst gestern ereignet zu haben, kein Grün vermag an ihnen



Sizilianischer Karren.

zu haften: cyklopische Felsblöcke liegen auf den Schutthalden und auf der wildzerfressenen Uferklippe. Das Zerstörungswerk des Ozeans tritt uns hier mit grausiger Deutlichkeit vor Augen. In dem harten Tuff des Ufers nagt das feindliche Element mit nie rastendem Wirken, frißt Rinnen ein, unterspült, wirft sich dann im Sturm auf das begonnene Werk und reißt so stückweise die Stützmauern des Berges ein, um ihn wohl im Laufe der Jahrtausende ganz in seinen Grund zu ziehen.

Eine unheimlich großartige Gegend ist diese Seeseite des Pellegrino mit ihren trotzigen Warttürmen aus der Normannenzeit, die sich hier mit geringen Abständen entlang ziehen. An einem kleinen Hafen liegt das Dorf Maria Vergine. Dort steht ein altes Kastell dicht am Meere, und zu seinen Füßen liegen ihrer vierzig ungefüge Anker mit hölzernen Balken, so groß, daß sie nur von großen Schiffen herrühren können. Wie kommen sie in das Fischerdörflein? Zwar geben die in der Rosaliengrotte aufgehängten zahlreichen Votivtafeln Kunde von Schiffbrüchen an dieser Küste, aber Anker treiben nicht so leicht ans Ufer an. Sollten vielleicht ehedem die Männer aus dem Dorf mit dem sanften Namen das rauhe Handwerk der Seeräuberei betrieben haben?

Ein andres Bild zeigt die Woge im Rücken des Pellegrino. Dort bespült sie weich den weißen Sand, und was sie heute fortnimmt, bringt sie morgen wieder, dazu für die Menschenkinder Muscheln und Sterne, wurffertige Ballen von Tang und auch einmal eine Schildkröte. Dort liegt das freundliche Dorf Mondello in der Hut von zwei Normannenwarttürmen. Nirgends giebt's bessere Muränen, frisch aus der Reuse. Wenn einmal die Palermitaner Aristokratie aufgehört haben wird, zu glauben, daß nur Paris oder London die geeigneten Orte seien, Geld auszugeben, wenn sie einmal die unvergleichliche Schönheit ihres eignen Landes inne würde, dann könnte sich am Strand von Mondello ein elegantes Badeleben entwickeln; der Ort ist der schönste hierzu.

Zwischen dem Berg und der Stadt liegen die königlichen Villen und die der Reichen. Die Favorita, ein Park aus der Bourbonenzeit, hat die schönsten Reit- und Fahrwege zwischen schattigen Steineichenalleen und im übrigen eine prächtig unkultivierte Vegetation. Nur um das sonderbare Chinesenschlößlein Ferdinands IV. ist eine zopfige Gartenanlage aus der Zeit, wo der Mensch im Uebergefühl die Natur dadurch zu verschönern meinte, daß er sie unter den Zwang seiner ideenarmen Flächen und Kurven beugte. Es muß eine Arbeit sein, als wenn man ein Zigeunerkind glattscheiteln wollte, diese treibende Natur zu bändigen, und doch sind die Cypressen zu Säulen geschnitten, die Buchsrabatten zu Schnörkeln frisiert, die Rosen an Drähten gezogen.

Die Gärten der Reichen sind das Schönste auf Sizilien. Man darf wohl sagen, daß außer dem Dom von Monreale und der Capella Palatina die Gärten das einzige sind, was der Mensch hier geschaffen, was vollendet schön und unvergleichlich ist. Das erhabene und freudige Gefühl, das uns im Anblick der formen- und farbenreichen Pflanzenwelt überkommt, es hat auch seinen tiefen Grund. Ist sie doch ein Denkmal aus alten Tagen, das sich aus den fernsten Zeiten unverändert herrlich erhalten hat. Die Architekturen der Griechen und Araber sind im Verfall, die Rasseneigentümlichkeiten der Abkommen dieser Völker



Hafen von Palermo.


Normannen-Kastell bei Maria Vergine.

sind fast verwischt, ihre Litteraturen haben nie auf der Insel Wurzeln geschlagen, so schön sie sich auch hier entwickelt haben; sie blieben dem Volke fremd, wie es die Eroberer stets geblieben sind. Nur die Vegetation, die diese Völker hierher verpflanzt haben, hat sich erhalten, hat sich angepaßt und ist noch heute so lebensfrisch wie ehedem. Von den Griechen stammt der Papyrus, der fast in keinem Garten fehlt, von den Arabern wurden die Agaven, Palmen und Opuntien hergebracht, und so stehen wir in den Gärten im Anblick dieser Pflanzen noch lebenden Zeugen der Kulturarbeit von Völkern gegenüber, deren Wirken viele Jahrhunderte hinter uns liegt.

Ein merklicher Unterschied besteht zwischen den Gärten, die Sizilianern gehören, und denen der Fremden, besonders der Engländer. Diese sind gut angelegt, die Gewächse mit Rücksicht auf ihre Wirkung verteilt und im Zaum gehalten, in jenen hat man sich mit der ersten Anlage begnügt und läßt sie sprossen und treiben, so daß es der ungezügelt schaffenden Natur ermöglicht ist, jene primitiv schönen Gruppierungen zu gestalten, deren Reiz der gewandteste Landschaftsgärtner nicht erreichen kann.

Inmitten dieser herrlichen Gärten und unter dem Schutz des Monte Pellegrino hat sich in neuester Zeit ein Unternehmen verwirklicht, das in der Großartigkeit seiner Anlage Bewunderung verdient. Es ist die von Florio, dem Sohne und Enkel jener um Palermos und Siziliens Wohl so hochverdienten Männer, geschaffene Villa Igiea, ein klimatischer Kurort, der ohne Zweifel zu den vornehmsten Einrichtungen dieser Art gehört und die Gunst der Lage in vollkommener Weise mit elegantester und höchst zweckmäßiger Ausführung verbindet.

Der Gedanke zur Errichtung eines klimatischen Kurorts in Palermo lag nahe. Weist doch der Winter in Sizilien die Temperatur auf, die wir in Deutschland bei vorgeschrittenem Frühling haben, sind doch Schnee und Nebel in Sizilien so gut wie unbekannt. Frost ist ausgeschlossen, und es wölbt sich über Palermo der schönste italienische Himmel, dessen Klarheit im Winter


Villa Igiea bei Palermo.

nur an wenigen Tagen verschwindet. Es ist eine allgemein bekannte Thatsache, daß über Palermo nur an fünf Tagen im Winter die Sonne nicht scheint.

Der Ort für die Villa konnte nicht besser gewählt werden. Das weitläufige, mit Anklängen an den in Sizilien so häufig angewendeten arabisch-normannischen Stil erbaute Haus liegt hoch über dem Meer. Von seinen Fenstern und flachen Dächern, von den vielen Terrassen auf dem Abhang zum Meere genießt man jenen großartigen Ausblick, wie wir ihn schon geschildert haben. Mit raffiniertem Geschick ist dafür gesorgt, daß nicht das geringste materielle Unbehagen im wohligen Lebensgenusse stört. Je zwei Zimmer bilden eine Wohnung für sich, die Badezimmer und Bedienung besonders hat. Die Zimmer erfüllen die höchsten Anforderungen der Hygiene, des modernen Geschmacks und der Bequemlichkeit. Die Räume, in denen sich die Gäste vereinigen, stehen in jeder Beziehung auf der Höhe, der große Speisesaal zeugt von seltenem Schönheitssinn der Architekten. Säulengänge sowohl als Zelte auf den Dächern, zu denen Aufzüge hinaufführen, gestatten den Aufenthalt im Freien bei jedem Wetter. Der eigne Park, sowie die Nähe jener stets zugänglichen Gärten ermöglichen Spaziergänge in jeder Ausdehnung; für Ausflüge und zum Besuch der abendlichen Passeggiata,



Castor und Pollux-Tempel bei Girgenti.



Im Giardino Garibaldi.

die bei den Palermitanern wo möglich noch beliebter ist und noch mehr zur Regel gehört als in andern Städten Italiens, stehen eigne Wagen zur Verfügung; und zum Ueberfluß schaukelt vor dem Stabilimento die Dampfjacht „Igiea“ auf dem Meere, die tagelange Fahrten ermöglicht. Die meisten Italienreisenden begnügen sich damit, Neapel erreicht zu haben, die meisten Kurbedürftigen gehen im Winter nach der Riviera. Wenn die Villa Igiea den Anstoß dazu geben würde, daß bei Reisenden und Kranken Palermos und Siziliens Schönheiten und Vorzüge bekannter würden, so wäre es in deren Interesse dringend zu wünschen. Wer in Neapel den hundertfachen Gaunereien ausgesetzt war, vermutet noch eine Steigerung, wenn er tiefer nach Süden geht. Das ist aber grundfalsch. Der Sizilianer ist stolz und verachtet den Neapolitaner; seine Eigenschaften sind viel eher die des Oberitalieners. Das sind die Leute. Ueber das Land kann an dieser Stelle nicht gesprochen werden, ist auch nicht mehr nötig, nachdem Gregorovius seinen Hymnus auf die Insel in seinen „Siziliana“ gesungen hat. Wer einen Winter in Palermo zugebracht hat, nimmt eine Lebensfreude mit nach Hause, die ihm die neidische Zeit nimmer zerstören kann.



Neue Versuche zur Lösung des Flugproblems.

Die Lösung des Flugproblems scheint in der That, wie Professor Weller sagt, in der Luft zu liegen: noch nie haben sich die Lösungsversuche so gedrängt wie in der letzten Zeit, und noch nie haben sie, wenn einstweilen auch noch nicht von einer Lösung des Problems die Rede sein kann, zu so interessanten Erscheinungen geführt. Ueber den jüngsten Versuchen hat allerdings ein eigner Unstern geschwebt: Graf Zeppelin, der in der letzten Septemberwoche bei einem zweiten Aufstieg die bei der ersten Auffahrt gemachten Erfahrungen zu verwerten gedachte, mußte von seinem Vorhaben abstehen, weil sein Riesenluftschiff noch vor der Füllung in der bei Manzell im Bodensee verankerten Ballonhalle von einem Unfall betroffen wurde; die am 23. September vom Sportplatze Friedenau bei Berlin unternommene Dauerfahrt des Riesenballons „Germania" wurde durch ungünstige Witterungsverhältnisse vereitelt, und der Brasilianer Santos-Dumont, der sich mit dem neuesten Modell des von ihm hergestellten Aerostats den von dem Pariser Henry Deutsch ausgesetzten Preis von 100000 Franken durch eine Rundfahrt um den Eiffelturm verdienen wollte, erlebte das Mißgeschick, daß ihm bei einem am 27. September unternommenen Vorversuch das Steuerruder seines Fahrzeugs brach.

Die mit dem Riesenballon „Germania" von Friedenau aus unternommene Fahrt ließ das Problem der Lenkbarkeit ganz außer Betracht, die „Germania" war ein Freiflieger des alten Systems, und die Luftschiffer, Dr. Süring und Dr. Berson vom Königlichen meteorologischen Institut in Berlin, Ingenieur Zekéli, der bekannte Unternehmer der Auffahrten des Fesselballons auf der Berliner Gewerbeausstellung, und der englische Meteorologe Alexander, verfolgten nur den Zweck, festzustellen, wie lange ein Ballon sich thatsächlich in der Luft erhalten könne. Bisher ist man nicht imstande gewesen, Freifahrten erheblich über 24 Stunden auszudehnen, woran indes weniger die technischen Umstände schuld gewesen sind als der physische Zustand der Aeronauten, vor allem die notwendig eintretende Erschlaffung infolge der aufregenden Beobachtung der Fahrtrichtung und der Instrumente, sowie des beständigen Wachens. Die besonderen Einrichtungen der „Germania" zielten daher darauf ab, diesen Mißständen zu begegnen und die kühnen Luftschiffer längere Zeit in der luftigen Höhe zu halten. Der Riesenballon hatte einen Inhalt von beinahe 9000 Kubikmetern, und die von ihm getragene viereckige Gondel war trotz ihrer räumlichen Beschränktheit so eingerichtet, daß nicht nur in und an ihr alle erforderlichen Instrumente Platz fanden, sondern daß sie den Reisenden auch zwei übereinander angebrachte pritschenartige Lagerstätten zur Verfügung stellte und in ihr reichlicher Proviant sowie mehrere Koffer mit Fellanzügen und Decken verstaut werden konnten.

Leider sollten sich die an die Fahrt geknüpften Hoffnungen nicht erfüllen; der Ballon, der sich um 6 Uhr 5 Minuten stolz in die Luft erhob, mußte bereits abends $11\frac{1}{2}$ Uhr bei Bernau gelandet werden. Die Ursache des Mißlingens wurde anfangs in dem mitgeführten Schleppseile gesucht, das sich, wie es hieß, bei der Fahrt über dem Woltersdorfer Forst in die Kronen der Bäume verwickelt habe und von den Korbinsassen nicht mehr zu lösen gewesen sei, weshalb die Landung habe bewerkstelligt werden müssen. Dem ist jedoch nicht so. Wie Dr. Berson in einer eigens zu dem Zwecke authentischer Berichterstattung vom Deutschen Verein zur Beförderung der Luftschiffahrt auf den 1. Oktober anberaumten Sitzung ausführte, ist die Fahrt einzig und allein wegen des unpraktischen Auf-



Phot. Franz Kühn, Berlin.

Der Ballon „Germania" im Aufstieg.

Phot. Franz Kühn, Berlin. Die Gondel des Ballons „Germania“.

stiegs zu einer ganz unpassenden Zeit vereitelt worden.

Das Luftfahrzeug des noch jugendlichen brasilianischen Ingenieurs Santos-Dumont gehört, wie das des Grafen Zeppelin, zu der Klasse der Aerostaten oder lenkbaren Ballons. Wie fast alle diese Luftschiffe hat es die Gestalt einer an beiden Enden zugespitzten Zigarre. Es ist in weit kleineren Verhältnissen gehalten als der Zeppelinsche Riesenballon und mißt bei einem Fassungsgehalt von 450 Kubikmetern nur 29 Meter in der Länge und 5 Meter im Durchmesser. Es ist aus vollständig luftdichter chinesischer Seide hergestellt und wiegt alles in allem, das heißt mit seiner Untermaschinerie, nur 107 Kilo. Die Einrichtung, durch die der neue Aerostat sich von allen seinen Vorgängern unterscheidet, besteht darin, daß die Stricke seines Netzwerks einen wagerechten Bambusstab von 23 Metern Länge tragen, der an ihnen in der Richtung der Längsachse des Fahrzeugs aufgehängt ist. Ungefähr in der Mitte, jedoch etwas nach vorn, ist auf demselben ein doppelcylindriger Benzinmotor angebracht, der 8 bis 10 Pferdestärken entwickelt. Durch diesen Motor wird eine große zweiflügelige Luftschraube in Bewegung gesetzt. Hinter dem Motor sitzt auf einem gewöhnlichen Zweiradsattel der Luftfahrer, der wie der Automobillenker durch zwei unter seinem Sitz angebrachte Pedale den Motor antreibt. Rechts neben sich hat der Fahrer ein konisches Gasreservoir, aus dem er durch eine Kurbelvorrichtung die Ballonfüllung, falls dies nötig werden sollte, derart ergänzen kann, daß die Hülle stets straff gespannt bleibt. Der Steuerapparat befindet sich in Gestalt eines mehrzackigen Sterns an dem hinteren Ende des Ballons. Wie der Erfolg gezeigt hat, ist dieser Steuerapparat der heikelste Teil des neuen Luftschiffs. Er zerbrach bei dem am 27. September von dem Platze des Aero-Clubs in Surennes unternommenen Vorversuch, der den Luftfahrer um das Bois de Boulogne tragen sollte. Da Santos-Dumont die Lenkbarkeit des Fahrzeugs auf diese Weise nicht mehr darthun konnte, führte er mit dem Apparate mehrere Manöver aus, um zu zeigen, daß ihm das Fahren selbst gegen ziemlich stark bewegte Luft keine Schwierigkeit bereitet. Diese Versuche gelangen vollkommen und ließen keinen Zweifel darüber, daß der Aerostat die Vorbedingung der Lenkbarkeit, die Entwicklung einer hinreichend starken Eigenbewegung, in wünschenswerter Weise erfüllt.





Phot. B. [illegible], Paris.

Das Luftschiff Santos-Dumonts vor dem Aufstieg.



Das Luftschiff Santos-Dumonts im Fluge.

Das Statzerhaus auf dem grossen Hundstein bei Zell am See.

An der Stelle des vor drei Jahren abgebrannten früheren Hauses auf dem Gipfel des 2116 Meter hohen großen Hundstein wurde von dem Oesterreichischen Touristenklub ein neues Schutzhaus erbaut und am 8. September feierlich eingeweiht. Unser Bild zeigt den kirchlichen Weiheakt, dem viele Mitglieder des Oesterreichischen Touristenklubs und verschiedene Sektionen des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins beiwohnten. Dieses jüngste alpine Haus des rührigen Touristenklubs, das nach dem um den Klub sehr verdienten Oberinspektor der österreichischen Staatsbahnen, Moritz Edlen von Statzer, benannt wurde, besteht aus der Küche, drei Parterreräumen und vier Schlafzimmern im ersten Stockwerke.

Von dem beliebten Ausflugsziel Thumersbach an dem Zell gegenüberliegenden Ufer des Sees gelangt man in 1½ Stunden auf bequemen Pfaden auf die Spitze des großen Hundsteins und genießt dort eine überraschende Hochgebirgsaussicht, die jene der gegenüberliegenden Schmittenhöhe vollständig in den Schatten stellt. Tief unten erblickt man den reizenden Zeller See mit den winzig klein erscheinenden Häusern des Oertchens, sowie das ganze Pinzgauer Thal, und oben in der Runde thronen alle die bekannten Hochgipfel und Schneefelder der Salzburger und Tiroler Alpen.



Die Einweihung des Statzerhauses auf dem grossen Hundstein bei Zell am See.

Das neuentdeckte vorgeschichtliche Gräberfeld bei Worms.

Worms, die durch unsre Heldensage verherrlichte alte linksufrige Rheinstadt, ist in der Erhaltung der Zeugnisse seiner wechselvollen und ruhmreichen Vergangenheit besonders vom Geschicke begünstigt worden. Das berühmte Paulus-Museum bietet eine wohl einzig in ihrer Art dastehende Sammlung von römischen und germanischen Altertümern dar; aber der Boden des alten „Wonnegaus" hat in der unmittelbaren Umgebung der Stadt auch Funde geliefert, die weit über die geschichtliche Zeit hinausreichen und den Beweis dafür erbringen, daß das heutige Worms von jeher mit Vorliebe zur Ansiedelung ausgewählt worden ist. Im Jahre 1896 wurde im Norden der Stadt, nur 200 Meter westlich vom Rhein, ein großes Gräberfeld aus der Steinzeit aufgedeckt, und vor wenigen Wochen ist auf dem sogenannten Adlerberge, südlich von der Stadt, an der nach Frankenthal führenden Straße, nur wenige Schritte von der bayrischen Grenze entfernt, eine Reihe von altertümlichen Gräbern bloßgelegt worden, die, wenn nicht alles täuscht, der ausgehenden Steinzeit oder beginnenden Metallzeit angehören und zeitlich die direkte Fortsetzung der erwähnten Gräber aus der Steinzeit bilden dürften.

Diese Gräber bieten ein ganz besonderes Interesse dar, es sind sogenannte Hockergräber, das heißt die in ihnen aufgefundenen Skelette weisen alle eine hockende Lage auf und sind unfraglich in dieser beigesetzt worden. Der Ort, der sogenannte Adlerberg, eine nur mäßige Erderhebung diluvialen Ursprungs, war schon früher als vorhistorische Siedelungsstätte

erkannt worden: man hatte an ihm Spuren von zahlreichen Wohngruben gefunden mit allerdings nur dürftigem Inhalt, Gefäßen, mehr aber noch Scherben von solchen, Stein- und Knochengeräten, sowie vereinzelten Resten von Hausrat. Alles deutete darauf hin, daß diese mehrere Meter im Durchmesser haltenden, nur mäßig tiefen Gruben einst von einer aus Stangen und Reisig hergestellten Hütte überragt waren, deren Außenseite, wie noch vorhandene Spuren zeigen, zum besseren Schutze gegen Wind und Wetter einen Lehmverputz trug. Diese Niederlassung muß lange Zeiträume hindurch, von der ausgehenden Steinzeit und beginnenden Metallzeit an bis in die jüngere Bronzezeit, bewohnt worden sein. Daß die Grabstätten des Adlerberges mit ihr im Zusammenhang stehen, kann gar keinem Zweifel unterliegen, und es spricht alles dafür, daß sie aus der gleichen Zeit stammen wie die nachgewiesene Besiedelung des Adlerberges. Unter den Beigaben der Hockergräber, Thongefäßen, durchbohrten Anhängern, Perlen und Nadeln aus Knochen, Feuersteinmessern und Aexten aus Hirschhorn, hat sich nämlich auch eine dreieckige Waffe, ein sogenannter triangulärer Dolch, gefunden. Ist auch die Metalllegierung dieses Stückes chemisch noch nicht näher festgestellt worden, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß es gleich den wenigen außerdem noch gefundenen Metallgegenständen entweder aus Kupfer oder äußerst zinnarmer Bronze besteht, ein untrüglicher Beweis dafür, daß es einer der Uebergangsepochen aus der Stein- in die Metallzeit angehört, einer Zeit, zu welcher auch die sonstigen Beigaben der Gräber stimmen. Metallgegenstände aus reinem Kupfer sind neuerdings als unzweideutige Begleiterscheinungen der späteren Steinzeit festgestellt worden.

Was die hockende Lage der aufgefundenen Skelette anlangt, so kann es kaum einem Zweifel unterliegen, daß den Leichen nach erfolgtem Tode Arme und Beine zusammengebogen und sie durch Umschnürung in dieser zusammengekauerten Lage festgehalten wurden. Was der Grund einer derartigen seltsamen Beisetzungsart war, mag einstweilen dahingestellt bleiben, es kann eine Volkssitte, vielleicht sogar ein religiöser Brauch gewesen sein; keinesfalls führte Rücksicht auf räumliche Oekonomie dazu, denn auf dem älteren Wormser Leichenfelde finden sich schon Leichen in ausgestreckter Lage, während andrerseits Hockerleichen bis zur christlichen Zeit vorkommen. Der Stamm, zu dem die Wormser Leichen dieser Art gehören — es sind bis jetzt 23 Gräber geöffnet worden —, war ein starkes, kräftiges Geschlecht, das männliche Gestalten bis zur Höhe von 1,75 bis 1,90 Meter hervorbrachte. Seine Hauptbeschäftigung scheinen Jagd und Krieg gewesen zu sein, daraufhin wenigstens deuten die in den Gräbern gefundenen Beigaben männlicher Leichen, zierlich aus Feuerstein gearbeitete Pfeilspitzen, eine aus Hirschgeweih gefertigte Axt, sowie Dolchklingen aus Metall. Eigentümlich war eine Beigabe, die sich neben den Ueberresten einer ohne Waffen beigesetzten Leiche fand, ein stark abgeschliffener, rötlich aussehender Stein, wie sich bei näherem Zusehen ergab, ein Stückchen



Phot. Chr. Herbst, Worms.

Hockergrab.

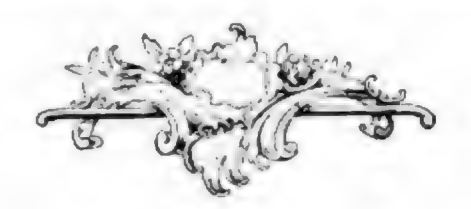
Eisenoxydul. Sollten die Angehörigen des auf dem Adlerberg bei Worms angesiedelten Stammes demselben Brauche gehuldigt haben wie die Nadowessier, die Schiller in der Klage um ihren Toten singen läßt: „Farben auch, den Leib zu malen, — Steckt ihm in die Hand, — Daß er rötlich möge strahlen — In der Seelen Land?“ Fast scheint es so, und eigentümlich berührt auch die Analogie, die zu den „hockenden“ Skeletten altperuanische Mumien darbieten, zu einem Ballen zusammengeschnürte, einbalsamierte Leichname, denen durch aufgesetzte künstliche Köpfe das Ansehen bekleideter kauernder Gestalten verliehen wurde. Spuren der Bestattung in Holzsärgen oder sargähnlichen Verschalungen haben sich wenigstens bei einem Hockergrabe nachweisen lassen, bei dem einer Frau, die mit der Beigabe von fünf kleinen säge- und messerartigen Instrumenten beigesetzt worden war. In einem weiteren Frauengrabe fand sich ein Schmuck, bestehend aus einem durchbohrten Tierknochen, der nebst einem aus Knochen gearbeiteten Ringe und einer Kupferperle an einer Schnur um den Hals getragen worden war. In einem Kindergrabe trug das kleine Skelett am Arm einen kleinen Metallreifen, in einem andern war die Kinderleiche mit einem Halsschmuck beigesetzt worden, der aus einer gebogenen Nadel, einer Knochenperle und einer doppelt durchbohrten fossilen Muschel zusammengesetzt war.

Das Volk der Hocker war augenscheinlich ein Stamm, der sich auf einer noch aus der Steinzeit stammenden Siedelung niederließ, sei es, daß er diese verlassen vorfand, sei es, daß er sich gewaltsam in ihren Besitz setzte. Jedenfalls knüpfte er in allem an vorhandene Einrichtungen an, wie denn auch sein Totenfeld im unmittelbaren Anschluß an das vorgefundene aus der Steinzeit angelegt wurde. Die Steinzeit-Siedelung auf dem Adlerberge, die durch Gräber und Gräberfunde in einwandfreier Weise dargethan ist, gehört indes einer jüngeren Zeit an als das im Jahre 1896 im Norden der Stadt bloßgelegte Gräberfeld, so daß sie eine vermittelnde Stellung zwischen der ersten bis jetzt nachweisbaren menschlichen Niederlassung in der Nähe von Worms und derjenigen des ihr Erbe antretenden Volkes der Hocker einnimmt.



Phot. Chr. Herbst, Worms.

Hockergrab.





Takufort an der Mündung des Peihoflusses.

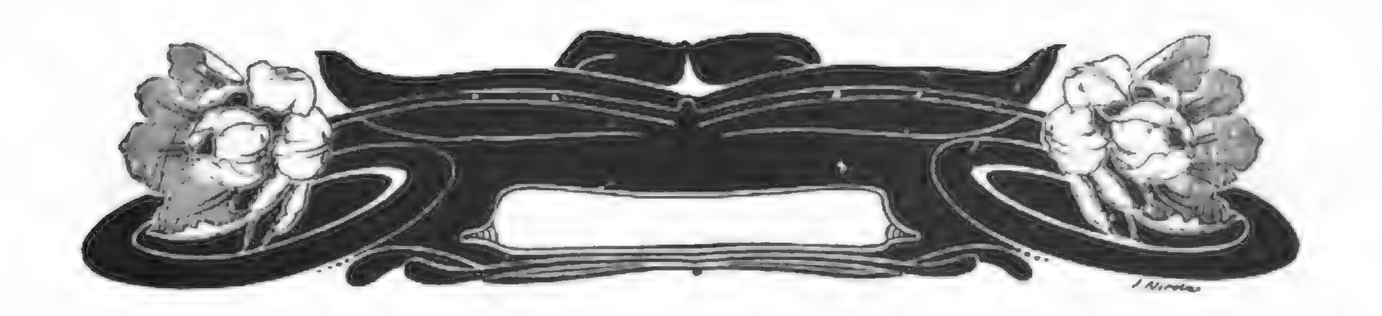
Vom chinesischen Kriegsschauplatz.

Wie auf andern Gebieten, so ist Japan auch auf demjenigen des militärischen Sanitätswesens der abendländischen Kultur gefolgt, ja in einer Beziehung hat es hierin Europa überflügelt, denn außer den Vereinigten Staaten, die solche Fahrzeuge schon im Kriege mit Spanien benutzten, besitzt allein das Kaiserreich Japan Hospital- oder Lazarettschiffe, die eigens für diesen Zweck erbaut worden sind. Wohl haben auch andre Staaten, die in die chinesischen Wirren verwickelt sind, ihre schwimmenden Lazarette zur Stelle, aber hierzu wurden gewöhnlich Handelsschiffe umgestaltet, und sie sind demgemäß nicht so praktisch eingerichtet. Japan besitzt von solchen Lazarettschiffen zwei, „Hakuai Maru“ und „Kosei“, worin das erstere gegenwärtig vor Taku stationiert ist. Beide sind Eigentum der japanischen Gesellschaft vom „Roten Kreuz“, die, im wesentlichen nach abendländischem Muster eingerichtet, über das ganze Kaiserreich verbreitet ist und über eine halbe Million Mitglieder zählt. Die „Hakuai Maru“, die wir im Bilde vorführen, hat ein Sanitätspersonal von etwa 80 Köpfen an Bord und kann bequem 300 Kranke oder Verwundete aufnehmen; alle Einrichtungen sind nach den Anforderungen der modernen Heilkunde getroffen. Das Schiff besitzt Vorrichtungen, um Patienten, die an ansteckenden Krankheiten leiden, zu isolieren, und neben einer Apotheke und einem Laboratorium verfügt es über ausreichende Kühlräume und Maschinen zur Eisbereitung. An Wasser führt es einen Vorrat von 800 Tonnen mit sich. Die japanischen Schwestern vom Roten Kreuz, von denen sich eine größere Anzahl auf dem Hospitalschiffe befindet, sind ebenfalls nach europäischem Muster vorgebildet: sie haben höhere Schulen besucht und sind in die Anfangsgründe der medizinischen Wissenschaft eingeweiht, so daß sie unter der Leitung der auch nach abendländischen Begriffen tüchtigen Aerzte gute Dienste als Lazarettgehilfinnen leisten. Mit Ausnahme der Oberin, einer älteren Dame, sind es junge Mädchen. Auch in Friedenszeiten gelangen häufiger diese Hospitalschiffe zur Verwendung, beispielsweise wenn das vulkanisch veranlagte Japan von Erdbeben oder Sturmfluten heimgesucht wird und schnelle Hilfe nötig erscheint. Wenn keinerlei Gefahr droht, dienen die „Hakuai Maru“ wie das Schwesterschiff „Kosei“ zu Handelszwecken, doch dürfen sie nur kurze Fahrten unternehmen, damit sie im Falle der Not schnell zur Stelle sein können. — Das andre unsrer Bilder giebt eines der Takuforts an der Mündung des Peihoflusses wieder, wie es sich heute im Besitze der verbündeten Truppen zeigt.





Das japanische Hospitalschiff „Hakuai Maru“.



Ländlich-sittlich.

Humoreske von P. Hartl-Mitius.

An der Ateliertür klopfte es. Meister Stock stand vor der Staffelei und setzte noch ein paar Glanzlichter auf sein Bild. Breiter Sonnenschein flutete von den Anlagen herüber und inspirierte den Maler zu neuen Ideen.

Es klopfte wiederholt. „Na, herein doch, wer draußen ist!“

Die Thür wurde zögernd aufgemacht, und ein kleiner, grauhaariger Kerl in Lodenjoppe und Gebirgshut trat über die Schwelle. Die festgenagelten Schuhe klapperten auf dem Parkett.

„Grüaß God beinander!“

„Grüß Gott. Wie sind Sie denn hereingekommen?“

„No halt — bei der Thür.“

„Das kann ich mir allenfalls denken. War denn mein Diener nicht da?“

„I hab' koan Menschen neamben net g'sehn.“

„Also — was wollen Sie?“

„Halt, Brüaderl, net so grandig, i bin koan Bettelmann. Im Gegenteil, i bin a Kundschaft.“

„Eine Kundschaft? Sapperlot! Wieso denn?“

„No — i will mi von dir machen lassen.“

„Machen lassen? — Versteh' ich nicht.“

„Abnehma sollst mi! — Verstehst a net? Mein Kopf sollst mir malen, auf a Bildl! Verstehst jetzt? — Woaßt, mein Weib und i, mir feiern demnächst unser silberne Hochzeit. Da bin i auf die Idee kema, ihr mein Bild z' schenken.“

„Warum sind Sie nicht zu einem Photographen gegangen?“

„Ah — 's Photographieren is mir ja do z' teuer —“

„Ach so, Sie glauben, das Malen sei billiger?“

„I moanet schon — is ja koan Hexerei dabei. Aber red net so g'spreizt daher, dees kann i net leiden. Sag nur keck ‚du‘ zu mir! Sag's ja i a.“

Meister Stock fing an, sich zu amüsieren. „Du bist wohl ein Tiroler?“

„Na, na, i bin aus 'm Boarnlandl. Der Gschwendtner-Michl von Ellbach. Kennst Ellbach a net?“

„Habe nicht das Vergnügen.“

„No sixt — da bin i her.“

„Und wie kommst du gerade zu mir?“

„Am Bahnhof hab' i an Herrn bitt', er möcht' mir an Maler verraten, der net z' teuer waar, und der hat mi' zu dir g'wiesen. Aber weit is bis zu dir her — i hab' oft fragen müassen. Und schön hast es da herob'n. G'hört dees Haus eppa dir?“

„Ja, das hab' ich mir vor drei Jahren erst gebaut.“

„Sakra! Dees hätt' i net denkt, daß die Schmierasch so viel tragt. — Also geh zua, fang an! Viel Zeit hab' i net.“

„Du willst wohl gleich auf dein Bild warten? So schnell geht die Geschichte nicht. Und übrigens — der Herr am Bahnhof hat sich einen Spaß mit dir gemacht. Ich bin kein Porträtmaler.“ —

„Du Lugenschippel übereinander! Was is denn nacha dees?“ — Er deutete auf eine mythologische Skizze.

„Das ist die Diana, die Göttin der Jagd, mit ihren Gefährtinnen.“

„Dees is a Göttin? I hab's für a Frauenzimmer ang'schaugt. Freili, g'wundert hat's mi schon, daß sie so wenig G'wand anhat. Da g'fallt mir der Herr schon besser, der Jaga dort. Is denn dees net — ja meiner Seel, dees is do — der Prinzregent?“

„Ja, das ist er.“

„Und der is zu dir kema? Er selber?“

„Gewiß, weil das Sichmalenlassen durch einen Stellvertreter nicht besorgt werden kann.“

„No — du muaßt dein G'schäft guat verstehn. Da bin i also schon an der richtigen Schmieden. Und a Lugenschippel bist a, wennst mir weiß machen willst, daß d' koane Porträter malst.“ —

Den Maler belustigte die Geschichte ganz ungeheuer. „Also Gschwendtner-Michl“, sagte er, „setz dich her, ich will deinen Kopf skizzieren.“

Der Bauer stellte sein rotes Parapluie in die Ecke und setzte sich auf den bezeichneten Stuhl. Dem Maler ging das Zeichnen flott von der Hand. Sein Modell war prachtvoll häßlich und hatte so kleine charakteristische Merkmale, die dem Künstler die Arbeit ungemein erleichtern. Nach zehn Minuten war er fertig. „Nun, Michel, sieh dir das einmal an.“



„Geh weiter — so schiach bin i do net.“

„Ah, das ist nicht übel. Jetzt will der Kerl auch noch idealisiert sein. Ja, ja, Freunderl, so ‚schiach‘ bist du. Du hast einen eminenten Charakterkopf. Wärst du ein sogenannter schöner Bauer, hätt' ich mir gar nicht die Mühe gegeben, dich zu zeichnen.“

„So, so! Weil i schiach bin, drum g'fall' i dir.“

„So ungefähr.“

„Jetzt mach weiter, nimm deine Farbenhaferln her, i hab' koan Zeit, so lang z' warten.“

„Oho, mein Lieber, ich bin kein Schnellmaler. Komm morgen wieder um diese Zeit und übermorgen auch, dann denke ich dir dein Bild mitgeben zu können.“

Der Bauer kratzte sich verlegen hinterm Ohr. „Morgen — und übermorgen? Ich hätt' ja heut abend schon wieder z' Haus sein soll'n.“

„So schnell geht's nicht. Bleib nur da und schau dir die Stadt München ein wenig an. Die Kosten, die dir daraus erwachsen, sollst du an deinem Bild wieder hereinbringen. Ich werde es dir ausnahmsweise zu einem ganz billigen Preis machen.“ — Meister Stock lächelte in sich hinein. Eine spaßige Idee zog ihm durch den Kopf.

Nach einigen Tagen war die Geschichte zur allgemeinen Zufriedenheit erledigt. Die kupferne Farbe der Nase wurde etwas abgeschwächt, dagegen der Glanz der silbernen Knöpfe etwas erhöht, wie es der Gschwendtner-Michel gewünscht hatte. Heute sollte er kommen, sein Bild in Empfang zu nehmen. Im Atelier waren ein paar lustige Maler anwesend, um das Original der gelungenen Porträtskizze kennen zu lernen. — Um elf Uhr klopfte es.

„Herein!“

„Grüaß God beinander!“

„Grüß Gott! Grüß Gott!“ Die Herren schüttelten ihm die Hand.

„Also, jetzt waar i da.“

„Wegen dem Bild? Ja — es ist noch nicht ganz trocken. Du mußt sehr vorsichtig sein.“

„Dees glaabst. I gieb's auf der ganzen Rei' net aus meine Händ'. Geh — laß mir's no amal anschaugn! — Ja — was hast mir denn da für rote Krackelfüaß' auf 'n Bauch g'macht?“

„Das gehört sich so, das ist der Name des Malers.“

„Ah geh — den hätt'st hinten auffi schreib'n soll'n, wo man net sieht.“

„Der Name giebt dem Bild erst seinen Wert,“ sagte einer der jungen Maler.

„So? Glaabst? Is mir a recht. No, des Kopfei sicht gar net so schlecht aus, i bin z'frieden mit dir. Ganz fidel schaug i drein. Also jetzt — was bin i schuldig?“

Meister Stock blinzelte den Freunden zu: „Weil du's bist und weil ich versprochen hab', ausnahms-



[T]imurs in Samarkand. (Text S. 384.)

weise billig zu sein, sagen wir — tausend Mark!"

„Haha! — Mi' stimmst!" — Der Gschwendtner setzte den grünen Hut schief aufs Ohr und schritt pfeifend zur Thür.

„Halt! Halt! Erst berappen, lieber Freund! Man läßt sich nicht bei einem berühmten Maler porträtieren, um sich dann davonzuschleichen."

„Hörst, für solche Witz' muaßt dir schon an Dümmern aussuachen. Tausend Markeln — mir gangst!"

„Es ist kein Witz. Frage die Herren hier, ob mir nicht für eine Porträtstudie wie die, zwei- und dreitausend Mark bezahlt werden."

Die Herren bestätigten dies mit dem ernsthaftesten Gesicht von der Welt.

Der Gschwendtner mußte sich festhalten. Das Atelier drehte sich vor seinen Augen.

„Welchen Preis hast du dir denn gedacht? Sag's frei heraus, wie viel wolltest du bezahlen?"

„I hab' mir halt denkt, a Mark fufzig Pfenning, oder zwoa Markeln höchstens, aber tausend — geh zua — dees giebt's net. Dees kann net sein. Die Polizei thät's gar net erlauben. Dees waar ja die reinste Bauernfängerei!"

„Hör mal, Michel, wenn du unverschämt wirst, lassen wir dich arretieren. Während du im Gefängnis sitzest, wird dir dann der Gerichtsvollzieher die Kühe aus dem Stall pfänden. Was bestellt ist, muß bezahlt werden."

Michel wurde ganz kleinlaut. „Es san ja koane Küah," log er, „bloß Geißen, magere Geißen. Damit wer'n die Herren net fett. Ihr werd's mir do' dees net anthuan! I bin nur a Kloanhäusler. Mein Weib treffat auf der Stell' der Schlag vor lauter Schrecken."

„Ich gebe zu, daß dies zur Feier einer Silberhochzeit etwas störend wäre, aber an deine Armut glaub' ich nicht. Du hast zu große Silberknöpfe an der Weste."

„Herr Maler, es is an alte G'schicht' — die kloansten Bauern hab'n die größten Kartoffel. Aber daß mer net oans ins andre reden, i laß Ehana dees Bildl wieder da, schwindeln S' an andern damit an — mög'n S'?"

„Michel, Michel, werde nicht wieder frech!" riefen die Maler im Chor.

Da fiel das Bäuerlein auf die Kniee und bat um Gottes willen, man möge ihn laufen lassen. Er wisse vor Schreck gar nicht mehr, was er daherrede.

„Das ist etwas andres," sagte lachend Meister Stock. „Wenn du demütig wirst, will ich dir deine Unarten verzeihen und dir obendrein das Bild zum Geschenk machen."

„Is wahr?" Michel that einen Juhschrei.

„Freilich ist's wahr. Ich hab' ja dafür ein paar Skizzen von deinem dummschlauen Schädel gewonnen, die ich doch wieder verwerten kann."

„Also wirkli? Sie hab'n mi' nur aufsitzen lassen? Die Angst vergunn' i mein Todfeind net. Aber weil's nur grad' vorbei is! Schön Dank und nix für unguat — gelten S'?" — Und draußen war er.

Er hatte große Eile, den Ort zu verlassen, der ihm so heillosen Schrecken einjagte. Mit dem nächsten Zuge ging's der Heimat zu. Das Porträt lehnte im Coupé sorgsam an seiner Seite.

Ein Herr in Jägerkleidung, der gegenüber saß, bat, es ansehen zu dürfen.

„Donnerwetter! Das ist ja ein Stock!" sagte er. „Ein großartiges Ding. Ich gebe Ihnen augenblicklich fünfhundert Mark dafür."

Der Gschwendtner warf sich in die Brust: „Was Eahna net einfallt! Kost mi' ja selber tausend!" —

Die Bäuerin hatte große Freude an dem gelungenen Konterfei ihres Mannes. Besonders als sie erfuhr, wie wertvoll das Geschenk sei.

„Michel," sagte sie, „umsonst is der Tod und der kost 's Leben. Mir sollten dem freigebigen Maler doch aa a Präsent machen."



Emirburg in Buchara. (Text S. 384.)

„Ja — schon, aber dees is schwaar. Woaßt, die Stadtleut' hab'n ja selber alles. Was moanst denn?"

„No — halt ebbas, was ma in der Stadt net so leicht kriagt. An schön'n Rehbock mitsamt 'n Krikl!"

„Wennst moanst, soll's mir net drauf ankema. Heut no' wer' i mit 'n Förschter reden."

Am Abend fragte ihn die Frau: „Hast 'n Förschter troffen?"

„Na, no' net. I muaß mir die Sach' no' amal überleg'n. A Bock is halt net zum Derzahl'n. I moan, a Rehkitz waar a net übel."

„Warum net? Schaug di um oans um."

Am andern Tag fragte sie ihn: „Is 's Rehkitz schon furtg'schickt?"

„Pressier nur net so. Dees will do' überlegt sein. A Rehkitz is gar so a groß Trumm. Was sagst zu an jungen Haasel?"

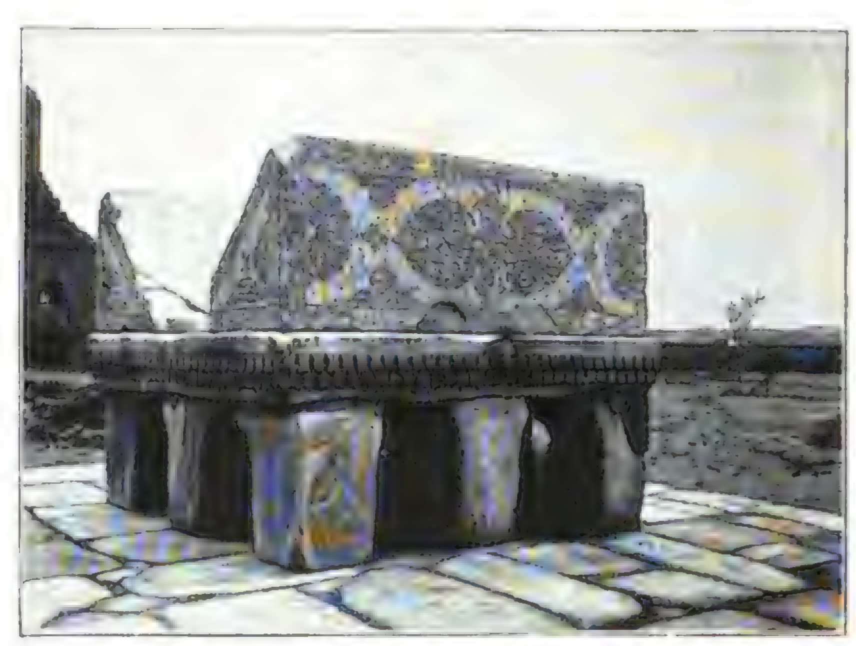
Die Bäuerin lachte und sagte gar nichts. Am Spätnachmittage brachte Michel zwei Rebhühner nach Hause.

„Was willst jetzt mit die Hendeln?"

„Dem Maler will i's schicken. Die Hasen warn ja sündteuer!"

Im Begriff, die Hühner zu verpacken, überlegte er sich die Sache noch einmal: „Du, Bäurin — oan Hendel waar a Sach' gnua — moanst net?"

„In Godsnama! Aber schick's nur endli fort, denn wennst dir's noch amal überlegst, kunnt aus dem Hendel noch a Spatz wer'n."



Grosser Koranständer im Hofe der Moschee Tamerlans in Samarkand.

Historische Denkmäler auf dem Eroberungswege nach Asien.

(Siehe auch die Abbildungen Seite 382 und 383.)

Der Einfluß Rußlands in Asien macht sich mehr und mehr geltend, seitdem der weiße Zar begonnen hat, einen Schienenweg von den östlichen Gestaden des Kaspischen Meeres bis nach Samarkand, der sagenreichen Stadt Tamerlans, in das Herz des gewaltigen Erdteils zu legen. Dieser Schienenweg — die transkaspische Eisenbahn — folgt im allgemeinen den Spuren der großen religiösen und kriegerischen Bewegungen, die einst in die Schicksale Asiens und Europas entscheidend eingriffen; er läuft in derselben Richtung, in der sich einstmals die Lehre Zoroasters wie eine Springflut von Westen nach Osten wälzte, in der der Welteroberer Alexander der Große zog und die Heermassen Tamerlans, des großen Mongolenherrschers, drohend von Osten gegen Westen stürmten. Drei Jahrtausende verflossen, seitdem Zoroaster seinen Feuerkultus in Mittelasien einbürgerte, siebzehn Jahrhunderte lagen zwischen dem großen Macedonier und dem Eroberer Tamerlan, und fünf weitere Jahrhunderte vergingen, bis der Herrscher aller Reußen denselben Weg zur Eroberung Asiens wählte; ein Reich nach dem andern sank in Trümmer, aber noch stehen, wenn auch zum Teil zerbröckelt, die Monumente, die in vergangenen Zeiten am Wege erbaut wurden, Zeugnis gebend von einstiger Macht und Herrlichkeit.

Dort, wo die letzten östlichen Ausläufer des schneebedeckten Kaukasus mit der Steppe verschmelzen, ragt eine kleine Halbinsel in das Kaspische Meer, der es zweimal beschieden war, eine Rolle in der Geschichte zu spielen. Es ist dies die Halbinsel Apscheron, auf der Zoroaster — nach den Forschungen des Münchener Sanskritgelehrten Dr. Haag —, angeregt durch die der Erde entströmenden Gase, seinen Feuerkultus gründete. Damals begann für diese „Feuerquellen" der erste Zeitraum ihrer Berühmtheit, die jahrhundertelang die gläubigen Parsen herbeilockte. Der Islam und das Christentum drängten die Anhänger des „brennenden Gottes" immer mehr nach Osten, bis es den Arabern im siebenten Jahrhundert gelang, sie bis in die Nähe von Bombay zu treiben, wo heute noch ein paar tausend Parsen leben. Die Stätte, wo einst fromme Pilger vor der Flamme, die dem Schoße der Erde entsprang, im Staube lagen, wurde öde und leer, und heute zeugt nur noch ein Tempel bei dem Dorfe Suralhani



Brücke Tamerlans über den Sarafschan.

von der einstigen Macht des Feuergottes; aus den Rissen seiner Altäre züngeln blaue Flammen hervor. Seit einem halben Jahrhundert erheben sich in der Nähe des heiligen Ortes Hunderte von Bohrtürmen und Fabriken, die das braune Erdöl aus der Tiefe schaffen und verarbeiten, um große Teile der Welt mit Licht zu versorgen. Das ist die zweite Epoche der Berühmtheit Apscherons.

Jenseits des Kaspischen Meeres erstrecken sich öde Sandwüsten bis beinahe an die Grenzen des Reiches der Mitte. Diese Einöde durchzog der große Alexander von Westen nach Osten, um die Welt zu erobern; durch sie stürmten die Mongolenmassen des Weltzerstörers Tschingis-Chan; dem Wege des mächtigen Macedoniers folgend, zog Timur in entgegengesetzter Richtung aus, um das gleiche Ziel zu erreichen, und mitten durch diese historische Wüste ließ der Herrscher aller Reußen einen Schienenstrang legen. Im Laufe der Jahrtausende entstanden an dieser Straße mächtige Denkmäler, die heute noch Zeugnis geben von einstigem Wohlstande, nicht minder aber auch von Grausamkeit und Zerstörungswut.

Schon in der Zendavesta, der heiligen Schrift der Parsen, spricht Zoroaster von der heiligen Stätte Muru, an der später Alexander der Große nach dem Sturze des altpersischen Reiches ein festes Lager errichtete; damals hieß der Ort Marginia. Zweimal in der Geschichte kam er zu hoher Blüte, und zwar unter der Herrschaft der Araber im siebenten und unter den Seldschukken im elften und zwölften Jahrhundert, zu welcher Zeit die Stadt „Königin der Welt“ hieß. Im Jahre 1219 wurde sie von dem Verwüster Tschingis-Chan völlig zerstört, und heute erhebt sich an der Stelle, wo einst Wissenschaften und Künste gepflegt wurden, eine Ruinenmasse, unweit welcher das neue Merw errichtet ist.

Je mehr man in das Herz des Weltteils vordringt, desto mehr historische Bauten trifft man an und findet eine besonders reiche Auswahl in den beiden Städten Buchara und Samarkand, den einstigen Residenzen der Herrscher Mittelasiens. Die alte Emirburg in Buchara mag einst dem Dogenpalaste in Venedig an Pracht nicht viel nachgestanden haben, und noch verschwenderischer wurden die großen monumentalen Bauten von Samarkand, dem Lieblingsaufenthalte Timurs, ausgestattet. Der Mongolenherrscher, der wegen eines lahmen Beines — der Folge einer Verwundung im Kriege — auch der lahme Timur, „Timurlenk“, genannt wurde, woraus später „Tamerlan“ entstand, ließ 34 Jahre vor seinem Tode, also 1371, ein herrliches Mausoleum erbauen, das heute noch, von den Eingeborenen „Gur Emir“, das heißt „das Grab des Herrschers“, genannt, die Gebeine des Mächtigen birgt. Leider ist es ziemlich verfallen, und die Zerstörung schreitet rasch vorwärts, da zur Erhaltung des Bauwerkes nichts geschieht.

Von einem siegreichen Feldzuge aus Indien zurückgekehrt, beschloß Timur, die erbeuteten Schätze, die auf die Rücken von 91 Elefanten geladen waren, dazu zu verwenden, die größte



Moschee Schach Sinda in Samarkand.

Moschee der Welt zu erbauen. In der That kam sein Vorhaben im Jahre 1399 zur Ausführung, doch sind von diesem Prachtbau, der das Opfer mittelalterlicher Raubgier und zuletzt das Ziel russischer Kanonenkugeln war, nur noch Ruinen vorhanden, die auf seine einstige Größe und Mächtigkeit schließen lassen.

Vor der Moschee steht im Hofe ein Koranständer aus weißem Marmor, der während des Gottesdienstes als Unterlage für den großen Koran diente, der heute noch in der Moschee Schach Sinda verwahrt wird. Diesem steinernen Pult schreibt das Volk heilkräftige Wirkungen zu, und man kann häufig unter demselben Kranke, Männer wie Frauen, kauern oder liegen sehen, die hier Linderung ihrer Leiden suchen.

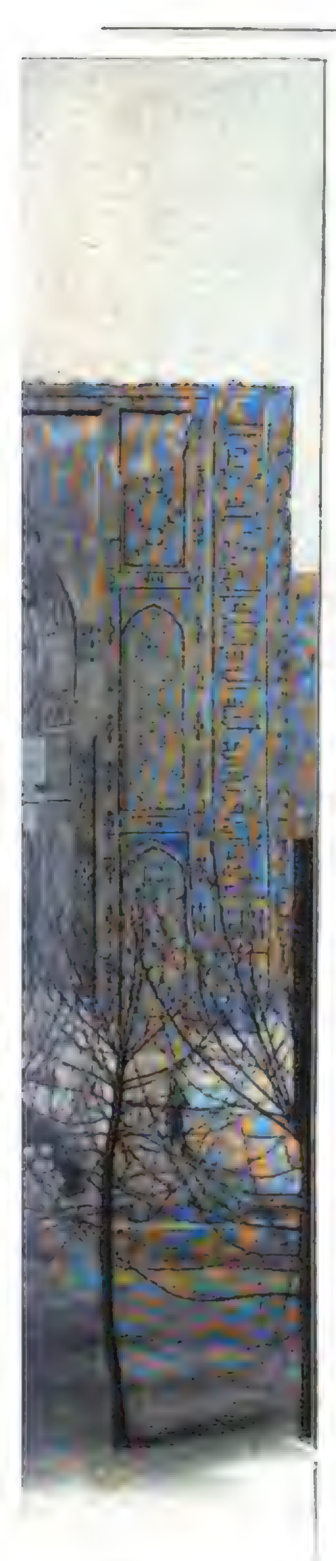
Etwa drei Kilometer von diesem Ruinenhaufen entfernt liegt die alte Totenstadt Afrosiab mit dem Riesenmausoleum Schach Sinda, welches das größte und kunstvollste aller historischen Gebäude Mittelasiens vorstellt.

Schach Sinda, das ist „der lebende König“, mit welchem Namen der Volksmund den Prinzen Kassim-Ibn-Abbas benannte, einen Vetter des Propheten, kam an der Spitze eines Araber-



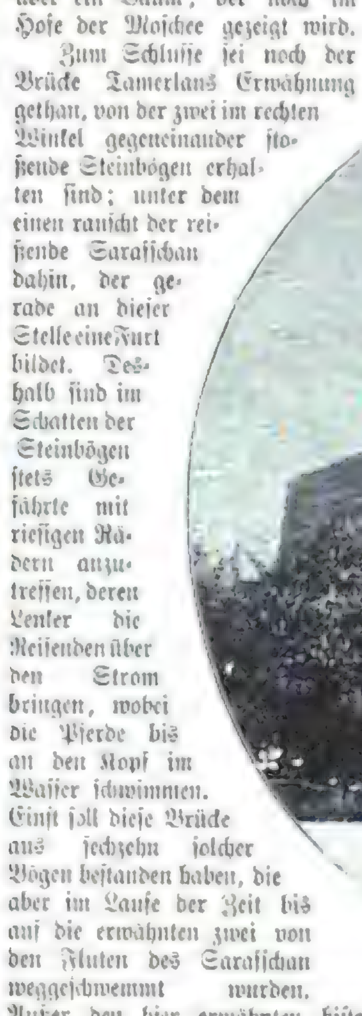
Portal und Hauptkuppel der Moschee Sch[illegible]

Ruine von Alt-Merw (Muru, Marginia).



in Samarkand.

heeres nach Sogdiana (Samarkand), um die dort wohnenden Feueranbeter zu vertreiben und den Islam einzuführen. Doch wurde sein Heer vernichtet, und er floh. Auf dem Hügel, wo heute die Moschee steht, brach sein Pferd vor Mattigkeit zusammen, und er wäre unrettbar den Pfeilen seiner Verfolger erlegen, wenn ihm nicht Allah einen Engel gesandt hätte, der ihn in eine unterirdische Höhle geleitete, in der er nach der Sage noch heute lebt. Aus dem Holzstiele seiner weggeworfenen Peitsche entsproßte aber ein Baum, der noch im Hofe der Moschee gezeigt wird.



Zum Schlusse sei noch der Brücke Tamerlans Erwähnung gethan, von der zwei im rechten Winkel gegeneinander stoßende Steinbögen erhalten sind; unter dem einen rauscht der reißende Sarafschan dahin, der gerade an dieser Stelle eine Furt bildet. Deshalb sind im Schatten der Steinbögen stets Gefährte mit riesigen Rädern anzutreffen, deren Lenker die Reisenden über den Strom bringen, wobei die Pferde bis an den Kopf im Wasser schwimmen. Einst soll diese Brücke aus sechzehn solcher Bögen bestanden haben, die aber im Laufe der Zeit bis auf die erwähnten zwei von den Fluten des Sarafschan weggeschwemmt wurden. Außer den hier erwähnten historischen Monumenten giebt es in Mittelasien noch unzählige andre, die leider alle, ganz ohne Pflege, der Zerstörung preisgegeben sind. Es würde der Kulturgeschichte ein großer Dienst erwiesen werden, wenn sich gelehrte Gesellschaften fänden, die sich die Erhaltung dieser historischen Schätze zur Aufgabe stellten. **R. Wischin.**



Mausoleum Tamerlans.



Tempel der Feueranbeter in Samarkand.



Das Schicksalsbuch. * * *

Von

Emil Roland.

(Schluß.)

Es roch nach Gas und nach Staub im heißen Saal des Kasinos, und wenn die Thüren aufgingen, drang außerdem noch Küchengeruch herein. Die jüngsten Mädchen und die ganz jungen Leutnants merkten davon natürlich nichts. Ulrike aber ging es auf die Nerven.

Sie zog sich in die hinterste Saalecke zurück und setzte sich resigniert neben den Orangenbaum in grünem Riesenkübel, der der Stolz des Kasinowirts war und jedem Fest, das den Saal durchtobte, unfehlbar beizuwohnen hatte.

Müde lehnte sie sich in den Stuhl zurück und überlegte sich, wer in dieser Umgebung deplazierter sei, sie oder der Orangenbaum, als plötzlich Travers mit blitzenden Augen auf sie zukam. Er war erst eben erschienen; es zuckte etwas wie erhöhtes Daseinsgefühl in seinen Mienen, als komme er direkt von einem erfrischenden Erlebnis oder habe ein solches vor sich.

„Werden Sie heut mit mir tanzen, gnädigste Cousine?“ fragte er.

„Ich tanze überhaupt nicht.“

„So erlauben Sie mir wenigstens, daß ich Ihnen zu dem enormen Erfolg der „Modernen Leiden“ gratuliere. Die zweite Auflage ist ja bereits vergriffen.“

Er sah triumphierend auf sie nieder.

Sie war überzeugt, daß er ihr das Geheimnis entlocken wolle. „Erfreulich für den Verleger,“ sagte sie mit erzwungener Gelassenheit, „im übrigen interessiert es mich nicht sonderlich.“ Dabei sah sie den eleganten Offizier, der mit so musterhafter Ritterlichkeit vor ihr stand, scharf prüfend an. Ach! er eignete sich so wenig zum Vertrauten einer vorsichtigen Frau, dies Mittelding zwischen schöngeistigem Freund und leidenschaftlichem Courmacher, der in jeder Minute bereit war, alle Grenzen zu überschreiten, sobald sie es nur gestattete.

Ihre Verstellung ärgerte Travers.

„Sie haben wirklich viel Mut, schöne Cousine,“ sagte er. „Sie bleiben in der Festung Ihrer Geheimnisse und geben keine Mauer preis. Selbst den Freund, den Bundesgenossen lassen Sie nicht über die Zugbrücke. Wäre es nicht viel einfacher, Sie sagten jetzt zu mir: ‚Nun wohl, ich habe das bewußte Buch geschrieben, aber was kümmert es Sie? Sie sind zu klug, es nicht zu würdigen, zu sehr Kavalier, mich zu verraten.‘ Wäre es denn so schrecklich, ein Geheimnis mit mir zu teilen?“

„Ja, Graf Fritz,“ versetzte sie mit Nachdruck, „das wäre schrecklich! Sie würden mir auf dies Geheimnis hin binnen kurzem ja doch auf Tod und Leben den Hof machen, und das will ich nicht — und was würden die Menschen dazu sagen?“

„Auf Tod und Leben die Cour machen? Aber meinen Sie denn, daß die Menschen das nicht schon jetzt von uns behaupten? Dafür ist's zu spät...“

„Aber die Menschen lügen!“ rief Ulrike. „Wir haben unser ehrliches Bewußtsein.“

Travers drehte nervös an seinem Schnurrbart. „Ein Bewußtsein, das mir keinen sonderlichen Genuß verleiht,“ lächelte er.

Ulrike stand ungeduldig auf. Der Boden brannte ihr unter den Füßen. Was wußte dieser Mann von ihrer Autorschaft? Und wenn er sie wirklich kannte, wenn seine Vermutung zur Gewißheit geworden war, was mußte er von ihrer Ehe denken, in der der Mann von seiner Frau im Grunde nichts kannte als ihre äußerliche Erscheinung?

„Noch eine Minute,“ bat Travers. „Ich möchte Ihnen den Rat geben, mit Ihrer Abendzeitung heute vorsichtig umzugehen. Ich rede natürlich nicht vom hiesigen Käseblättchen, sondern von Ihrer und meiner Berliner Zeitung. Soviel ich weiß, ist sie nur in unsern beiden Exemplaren hier vertreten, so daß die kleine Notiz dem Pack hier kaum in die Hände fallen wird. Es handelt sich aber um die Stiftstante, die sich ja neuerdings zur Leseratte ausgebildet hat, und um Julian . . .“

Er weidete sich an ihrem jähen Erröten. „Ja



L. v. Zumbusch

Greis und Kind.



Sie sind anders als andre Frauen," fuhr er fort, während er ein zusammengefaltetes Papier aus dem Aermelaufschlag zog. „Ich hätte Sie jetzt auf Erblassen taxiert, und Sie wählen die Purpurfarbe. Hier ist die Notiz, falls der Fall Sie doch interessieren sollte . . ."

Sie griff wie mechanisch nach dem abgeschnittenen Zettel und las hastig.

Unter der Rubrik „Besondere Notizen" standen folgende Sätze:

„Die vielen Erkundigungen, die an unsre Redaktion in betreff des Pseudonyms ‚Ulrich Krüger' gerichtet werden, können wir dahin beantworten, daß die Verfasserin der ‚Modernen Leiden' die Gattin eines höheren Offiziers in der Garnison St . . . . ist. Vermutlich werden wir demnächst im stande sein, den wahren Namen der Dame mitzuteilen, die zu den ersten Talenten der modernen Litteratur gehört."

„Ja," sagte Travers mit überlegenem Lächeln, „wer das hier liest und seine fünf Sinne nur einigermaßen bei einander hat, dürfte wohl kaum fehl raten. Wahrhaftig, ich beneide Ulrich Krüger um seine Lorbeeren."

Ulrike atmete tief auf.

„Ich danke Ihnen, Graf Fritz," sagte sie und sah ihm zum erstenmal nach langer Zeit voll und aufrichtig ins Gesicht. „Sie haben mir einen Dienst geleistet, wenn er auch vielleicht andre Konsequenzen hat, als Sie meinen. Und nun bitte ich um Ihre Hilfe weiter. Helfen Sie mir von diesem Ball fort! Sie werden begreifen, daß ich hier nicht mehr bleiben mag, während vielleicht die Tante jetzt gerade die Abendzeitung liest. Sie muß in Sicherheit gebracht werden, solange es noch Zeit ist. Das weitere muß dann später überlegt werden."

„Ja," entgegnete er, „Sie haben vollkommen recht. Vor allem darf die Zeitung Julian nicht in die Hände fallen. Er würde das alles ja doch nicht begreifen können, Julian mit seinem übertriebenen Abscheu gegen alles, was modern, kraftvoll, nicht nach dem alten Zopf ist. Sie brauchen ihn ja auch nicht als geistigen Berater, dafür haben Sie ja mich . . ."

„Ja, ich habe Sie," sagte Ulrike, und über ihr lebhaft gewordenes Antlitz glitt ein Zug von Ironie, der ihm jedoch entging. „Ich verschwinde jetzt," fuhr sie schneller fort, „unter dem alten Kopfwehvorwand, der immer neu ist. Ich bitte die kleine Kommandeurstochter, mich zur Garderobe zu geleiten. Julian wird bleiben, denn gleich beginnt seine Quadrille mit der Majorin, die er um keinen Preis wird aufgeben wollen. Ich gehe ohne Julian, und vor allem, Graf Fritz, ohne Sie. Bleiben Sie Julian unter den Augen, damit er Sie nicht auch vermißt. Man kontrolliert unsre Unterhaltung bereits von allen Seiten. Bitte, ein recht gleichgültiges Gesicht, und nun, gute Nacht für" — sie stockte — „für vorläufig."

Sie glitt davon. Er blieb in der vorsichtigsten Pose stehen, aber nachschauen that er ihr doch. Wie schön sie war! Keine regelmäßige beauté zwar, nichts für die große Menge, — nein, der war sie zu kalt, — aber etwas für den feinen Kenner.

Und ihre Toiletten dazu, die ihn „Unter die Linden" versetzten, vor die Schaufenster von Bister oder Petrus.

Und der Nimbus des aufgehenden Litteratursterns . . .

Er fühlte sich seltsam und schmerzlich erregt und doch auch zum erstenmal wieder à son aise, seit er das schlechte Pflaster der östlichen Garnison zuerst mit seinen schmalen Lackstiefeln betreten.

Um seine Lippen spielte es wie leiser Triumph. ‚Ich kenne die Weiber!' dachte er. Sie stürzt nach Hause, um die Zeitung zu unterschlagen, damit keiner sie lese, weder die Tante, noch die Dienstboten, noch Julian. Sie würde sorgen, daß keine weiteren derartigen Notizen kamen . . . Und Graf Fritz nahm dem vorbeigehenden Diener das Bowlenglas vom Theebrett und leerte es in Gedanken auf sie und — wenn es nicht anders sein sollte — die geistige Freundschaft, deren fähig zu sein er sich bisweilen einbildete.

Julian beunruhigte Ulrikes Verschwinden, aber die Majorin konnte er unmöglich mit der Quadrille im Stich lassen. Er paßte sorgfältig auf, ob nicht auch Travers verschwand, und fühlte sich wenigstens hierüber beruhigt, als er den gefährlichen Vetter flott und lebhaft von einer Regimentstochter zur andern gaukeln sah.

Er beschloß, den Ball sofort nach der Quadrille zu verlassen. Das war er ja auch seinem Nimbus als tadelloser Ehemann schuldig. —

*

„Wie lange hält man ein solches Leben aus?" fragte sich Ulrike, als sie durch die schweigende Nacht, von einem blöde dreinschauenden, in eine zu enge Livree gesteckten Burschen gefolgt, ihrem Hause zuschritt.

Das hatte sie sich schon oft gefragt. „Bis man es eben nicht mehr aushält!" lautete die Antwort.

Heute war sie so weit.

Sie atmete auf nach all dem Druck. Sie fühlte, daß es so nicht weitergehen könne, daß Klarheit und Wahrheit in ihre Verhältnisse kommen müsse. Die Halbheit und innere Unwahrheit ihrer Existenz erschien ihr mit einem Male nicht mehr ertragbar.

Als sie das Wohnzimmer betrat, sah sie die Stiftstante über den Tisch gebeugt, einen Zug atemloser Spannung im runzeligen Gesicht, links die Näharbeit, rechts die „Modernen Leiden", gerade vor ihr die Zeitung.

Ulrike kam zu spät — auch gut!

„Du bist schon zurück?" fragte die Tante, und aus ihrer Stimme klang Verlegenheit. Sie erhob sich, und wie sie so bescheiden dastand im rötlichen Licht der Lampe, schien sie äußerlich ganz der Typus der alten Jungfer der alten Generation, und doch sah es in ihrem Inneren gar nicht so altmodisch aus! Da waren, seit sie Ulrike kennen gelernt hatte, Gedanken aufgelebt, vor denen sie manchmal selber erschrak. Zu einem recht persönlichen Verhältnis war es zwar bisher zwischen ihnen nicht gekommen. Ulrike hatte die Tante mit beständiger Rücksichtnahme umgeben, sie niemals kritisiert, sie hingenommen, wie sie zu sein schien, aber

ohne den Herzenston wirklich liebevoller Empfindung. Sie erwartete jetzt eine Frage, einen Vorwurf; sie glaubte, daß der enge und hochmütige Sinn der Reiffensteins, welcher der Neuzeit keine Konzessionen machte, jetzt gegen sie ins Gefecht geführt werde... Kampfbereit sah sie der Tante entgegen, während die Jungfer die sortie de bal, Handschuhe und Fächer heraustrug.

„Setz dich doch, du siehst so blaß aus," sagte die Tante statt dessen leise und etwas befangen, „hat dich jemand geärgert? Julian oder Travers?"

„Ach nein."

Die Tante wurde immer verlegener. Eine schwüle Pause entstand. „Weißt du," begann dann das alte Stiftsfräulein mit plötzlichem Entschluß, „daß mir das Buch hier, die ‚Modernen Leiden', sehr viel zu denken geben, daß sie mir wirklich imponieren und mich klar werden lassen über vieles, was auch ich zu Zeiten dunkel gedacht habe." Sie spähte ängstlich zu Ulrike hinüber. „Verzeih! Ich will mich gewiß nicht in deine Geheimnisse eindrängen, aber, liebe Ulrike, wenn dir große Schwierigkeiten erwachsen sollten, auf mich kannst du zählen, natürlich nur, soweit es sich mit meiner Liebe zu Julian vereinigen läßt."

Ulrike war erstaunt und gerührt.

„Du hast also die Zeitung gelesen?"

„Ja," entgegnete die Alte fast schuldbewußt, „aber wundern that mich die Entdeckung eigentlich nicht. Ich dachte mir immer, daß du Geheimnisse hättest, und — vergieb, ich glaubte mehr, sie hingen mit dem hübschen Travers zusammen. Weißt du, unsereins wittert überall Liebesgeschichten; das ist Brauch bei uns alten Jungfern. Und siehst du, mit Travers, das wäre unrecht gewesen gegen Julian, während du für diese Sachen —"

„Du bist sehr tolerant. Ich hätte Julian nichts verschweigen sollen. Darin liegt meine Schuld."

Die Tante zuckte die Achseln. „Ich selber habe ja nicht viel erlebt, aber ich weiß doch, daß Dinge, die einfach erscheinen, oft die verwickeltsten sind. Ich richte ungern. Was geschehen ist, kann niemand ändern. Nur darf Julian jetzt nichts erfahren — jetzt nichts mehr..."

Ulrike fuhr auf. „Wie denkst du dir das? In dieser schiefen Lage soll ich weiter leben, wo du, wo Travers wissen, daß Julian nichts weiß?"

„Du hast den rechten Moment, es ihm zu sagen, verpaßt," erwiderte die Tante. „Jetzt mußt du weiter. Denn denkst du, daß Julian dich sonst behält? Und darauf wirst du es doch nicht ankommen lassen wollen! Lieber nehme ich die Autorschaft des Buches auf mich!" Die kleine alte Dame legte beide Hände feierlich auf die „Modernen Leiden".

Ulrike mußte lächeln. „Meinst du, man glaube es dir?" fragte sie.

Da ging die Hausthür. Ein eiliger Schritt kam treppauf.

„Julian!" rief die Tante, „er kommt. Ums Himmels willen, lege die Zeitung weg!" Mit fast jugendlicher Schnelle stürzte sie auf den Tisch zu.

„Laß!" rief Ulrike und hielt ihre beiden Hände fest. „Heraus kommt's doch einmal, wenn nicht heut, so morgen. Und wie es kommen soll, mag's kommen. Ich verberge nichts mehr."

Julian trat ein und musterte die beiden erstaunt. „Was ist?" fragte er beunruhigt. „Ihr seht ja aus, als wäret ihr mitten in einer Verschwörung!" Er maß Ulrike mit forschendem Blick. Etwas Kaltes schaute ihm aus ihren Augen entgegen, und sein geheimer Argwohn flammte auf.

„Was für Geheimnisse habt ihr denn auf dem Tisch?" Er trat heran. „Nur die Zeitung? Ist das alles?"

Die Tante verlor alle Geistesgegenwart. „Lies sie nicht, Julian!" bat sie unvorsichtig. „Lies sie nicht! Es ist besser für dich!"

„Was ist denn los?" rief er. „Was in aller Welt?"

„Dann will ich wenigstens nicht dabei sein," sagte die Alte, die eben noch heroisch angeboten hatte, die ganze Angelegenheit auf sich zu nehmen, und mit einem geängstigten Blick auf Ulrike stürzte sie aus dem Zimmer.

Diese stand mit verschränkten Armen am Kamin. Die elegante Gestalt in der hellen Balltoilette mit den blitzenden Diamanten und der vornehmen Haltung paßte so ganz in Größe und Art zu der stattlichen Erscheinung des blonden Offiziers im Waffenrock, der mit mühsam verhaltener Aufregung nach der Zeitung griff. Sie waren wie ein ausgesuchtes, füreinander geschaffenes Paar, äußerlich — nur schade, daß das seelische Zusammenpassen von andern Dingen abhängt!

Ulrike fühlte eine eisige Ruhe in sich einziehen, je näher der entscheidende Moment kam. Ihr war mit einemmal, als sei sie gar nicht mehr an diesem Konflikt beteiligt, als schaue sie nur mit psychologisch geschultem Kennerauge dem Ganzen zu, gespannt, wie die Personen nunmehr agieren würden.

Julian erwartete irgend etwas zu lesen, was mit Travers in Verbindung stand, etwas Unvermutetes, wovor ihm graute. Minutenlang irrte sein Blick umsonst durch die Spalten — da, endlich fiel er auf die verhängnisvolle Notiz.

Und plötzlich begriff er...

Ihm war, als flimmere es ihm vor den Augen, als fiele eine Binde von ihnen herab. Hundert Dinge wurden ihm mit einem Male klar. Ueber das letzte, vergangene Jahr, über den sommerhellen Tag von Gandria warf ihm die plötzliche Erkenntnis eine Reihe unruhiger Lichter, in deren Schein er deutlich erblickte, was ihm bisher verborgen war.

Und während seine Augen sich noch nicht entschließen konnten, zu Ulrike hinüberzuschauen, schweiften sie über die Zeitung weg auf den Tisch, und jählings blieben sie haften an dem roten Punkt auf der dunkeln Decke, an dem Buch, das neben der Näharbeit seiner Tante lag.

Das waren sie, die „Modernen Leiden".

Mechanisch nahm er sie in die Hand, und mit fast neugierigem Blicke besah er das Buch seiner Frau.

Im ersten Moment hatte er sich instinktiv wie erlöst gefühlt, weil es sich nicht um Travers handelte; im zweiten fühlte er sich so tief gekränkt, daß ihm

schien, als seien mit einem Schlage alle seine Gefühle für die Thäterin erstorben.

Und nun begegneten sich ihre Augen.

In beiden Menschen war in diesem entscheidenden Moment der erste Impuls, unter allen Umständen die Haltung zu bewahren, die sie einander schuldig zu sein glaubten.

„Das Buch ist von dir?“ fragte er.

Sie nickte.

„Du hast mich also betrogen!“ fuhr er auf.

„Wenn du es Betrug nennen willst, daß ein Mensch sich irrt,“ entgegnete sie ruhig. „Ich denke aber, Julian, wir sparen uns die ‚grands mots‘. Ich gestehe ein, daß alles Unrecht auf meiner Seite liegt, und bin vollkommen bereit, jede Konsequenz zu tragen, die du daraus ziehst.“

„Dich von mir trennen und Travers heiraten?“ fragte er bitter.

Sie warf ihm einen leidenschaftlichen, gequälten Blick zu. „Wie wenig kennst du mich, Julian, um mir die Trivialität zuzutrauen, mir eines courmachenden Leutnants wegen mein Leben zu verderben.“

„Ja, ich kenne dich kaum!“ rief er, „denn wenn ich dich gekannt hätte, wie ich dich jetzt kenne —“ er hielt inne, über die Heftigkeit seiner eignen Stimme erschreckt.

„Würdest du mich nicht geheiratet haben,“ ergänzte sie. „Aber du glaubtest mich zu lieben, Julian, vergiß das nicht! Und ich glaubte dich auch zu lieben. Ja, Julian, und dieser Liebe zu dir brachte ich mein ganzes Selbst, all mein Streben und mein Talent zum Opfer. Ich versuchte, ein andrer Mensch zu werden — das Weib, wie du es wolltest — und ich wurde unglücklich darüber. Ich kann nicht in Unfreiheit leben! ‚Geschiedene Welten sind's, daraus wir stammen,‘ — und du, der du stets den glatten, vorgeschriebenen Weg gegangen bist, den deine Pflicht, wie du sie verstehst, dir vorschrieb, du kannst mir nie gerecht werden. Du vergißt immer, daß mein Leben schwieriger, verwickelter war als das deine, daß ich mehr draußen gestanden habe im großen Treiben und anders geworden bin als die Menschen um dich. Du hast mir alle geistige Freiheit beschnitten, und da ich zur Sklavin kein Talent habe, kann ich nur sagen: es ist gut, daß wir so weit sind, und daß du alles weißt.“

„Und was soll nun werden?“

„Das, was für dich und mich das Beste ist, muß geschehen,“ versetzte sie entschieden. „Siehst du, Julian, ich weiß, wie du über mein Buch denkst und immer denken wirst, ja denken **mußt**. Und **dies** Buch wirst du künftig nicht mehr trennen können von mir. Und doch mußt du dich damit abfinden auf die eine oder andre Weise. Es soll dir erleichtert werden. Ich verreise für einige Zeit; jetzt wirst du mir den Urlaub nicht mehr vorenthalten. Das weitere wird sich finden, wenn wir ruhiger geworden sind — so finden, wie du es willst. Wir könnten uns jetzt viele Dinge sagen, bei denen wir ohne Zweifel bitter werden würden. Andre Menschen schelten sich einen Teil ihres Grolls von der Seele. Du bist zu ritterlich dazu, Julian, und auch ich, ich kann es nicht. Wir haben zusammen einen Mißgriff begangen und sehen das ein. Als Galeerensklaven uns weiter zu quälen, dazu sind wir beide zu gut. Und der Leute wegen Fesseln zu tragen, die uns ersticken würden, das sind wahrhaftig ‚die Leute‘ nicht wert. Du wirst bald genug wegkommen von hier, und was dann hier auch geredet wird, du hörst's ja nicht. Und ich — ach, ich —“ Sie fuhr sich über die Stirn und sah träumend vor sich hin.

„Und du wirst aufatmen, wenn du fort bist!“ rief er. „Verzeih, Ulrike, daß ich dich jemals für ein Weib hielt, mir scheint jetzt, du bist im Grunde nichts als eine Schriftstellerin. Wahrhaftig! Eine Ironie des Schicksals, daß das mir begegnen muß. Aber freilich! Ich muß dich wohl eigentlich um Entschuldigung bitten, daß du hier so unglücklich gewesen bist!“ Er lachte bitter.

Sie trat auf ihn zu. „Sprich nicht so,“ bat sie. „Sei großmütig. Es steht dir so wohl an. Gönne mir die Erinnerung an jene ersten, ungetrübten Glücksstunden, die ich dir verdanke. Ich war immer pessimistisch und habe mir nie verhehlt, daß Menschenglück eine Stundenblume ist, die einem nur kurz blüht. Mit unserm Glück ist's schon seit langem vorbei.“

„Durch deine Schuld!“ sagte er schroff. Es kränkte ihn tief, daß die Frau so unglücklich gewesen war, die da an seiner Seite mit dem Lächeln der Zufriedenheit durch das Leben ging. Er hatte kein Mitleid mit den sogenannten „Unverstandenen“, die in ein falsches Wasser geraten waren, in dem sie nicht zu schwimmen vermochten.

„Fühlst du denn nicht, daß ich krank bin?“ rief Ulrike mit plötzlicher Leidenschaft, „daß ich Heimweh habe, Heimweh, Heimweh!?“

Sie brach, ihre Haltung verlierend, im nächsten Sessel zusammen und schluchzte krampfhaft.

Er starrte ratlos auf sie nieder.

Ja, jetzt wußte auch er, daß er mit seiner Heirat einen Mißgriff begangen hatte! An einer eisigen Kälte in seinem Inneren fühlte er, daß der letzte Rest seiner Liebe hingestorben sei. Alles, was seinen festesten, seinen heiligsten Ueberzeugungen zuwider lief, was er nie verwinden konnte, das war ihre Welt! Sie war ihm unbegreiflich und fremd. Mochte sie handeln, wie sie wollte, ihm fiel nichts ein.

Er ging mit schweren, langsamen Schritten aus dem Zimmer.

Er ließ sein Pferd satteln und ritt zur Stadt hinaus, planlos, in die Nacht hinein.

Der Tante hatte er sagen lassen, daß er dienstlich fort müsse und vor dem nächsten Mittag kaum zurück sein werde.

*

Im Morgengrauen reiste Ulrike ab.

Die Tante begleitete sie auf den kleinen, menschenleeren Bahnhof und schluchzte, als der Zug herangebraust kam. Sie versprach, alles zur Versöhnung beizutragen, was in ihren schwachen Kräften stand, obgleich Ulrike mit keinem Wort um dergleichen bat. Im Hirn der Tante malte sich ja die Welt mit ganz andern Farben als in dem ihren — mit dünnen, altmodischen Wasserfarben aus einem ver-

blaßten Malkasten. Einen Mann aufzugeben, solange er sich noch irgend halten ließ, schien ihr unfaßbar.

Ulrike wußte, daß man zwei Minuten vor einer Abreise, wenn man mit Gepäckstücken und Coupésuchen zu thun hat, die Weltanschauungen eines andern Menschen nicht mehr zu ändern vermag. Sie schwieg und dachte ihr Teil. Sie hatte durchaus das Gefühl, das Rechte zu thun, so daß kein sentimentaler Gedanke in ihr aufkam. Ja, sie gönnte es Julian, daß er von ihr befreit wurde.

Nun verschwand die winkende, weinende Tante im Morgennebel des Bahnhofperrons. Neben dem dahinsausenden Zug tauchte noch einmal die kleine Stadt in ihrer ganzen hoffnungslosen Oede auf, naßgeregnet unter einem grauen Himmel, in den die Chausseepappeln schnurgerade hineinragten. Lichtlos lagen die weiten, grauen Felder wie ein blasser Gürtel in der morgendlichen Landschaft, aber eine seltsame Wärme wehte von der feuchten Erde hinauf in das geöffnete Coupéfenster, an dem Ulrike hochaufgerichtet stand, jene müdemachende Wärme eines Märztages, von dem man nicht weiß, ob er noch zum Winter oder schon zum kommenden Frühling zu rechnen ist.

Da sah sie noch einmal die Chaussee, die sie so oft in erfolglosem Grübeln entlang gestürmt war, die niederen Hügel, deren monotone Linien ihrem schönheitsdurstigen Auge so oft weh gethan hatten. Eine glühende Sehnsucht nach Sonne und Lenz überkam sie.

Plötzlich war alles vorbei, und ein Tannenwald verdeckte die Aussicht.

Sie lehnte sich in das Polster zurück und schloß die Augen. Gen Süden ging ihre Fahrt! Sie war wieder in ihrem alten Element, der Freiheit! Ihr Heimweh, an dem sie winterlang gelitten, sollte gestillt werden — morgen schon ...

In Gedanken sah sie wieder die altersgrauen Mauern am Zürichersee, die mächtigen Kastanien am Ufer, die knospenden Linden, die das alte Polenschloß umstanden, und weiter hinaus blaue, lichtumwogte Berglinien, über die der Weg nach Italien ging, ins gelobte Land der Sonne, zu den lenzgeschmückten Höhen Toskanas ...

Freiheit und Streben, Arbeit und Ruhm — in reicher Fülle lag die Zukunft vor ihr.

Nur zur Liebe hatte sie kein Talent gehabt; darin war sie Stümperin geblieben.

*

Auf der Terrasse des Hotels „Baur au Lac" in Zürich saß in hellem Reisezivil Travers vor dem Vielliebchengeschenk einer einstigen Berliner Flamme, einer eleganten Schreibmappe, deren vordere Innenseite mit Veilchen gemalt worden war — die Flamme hatte er ausgeblasen, die Gabe benutzte er noch.

Er verreiste sein erstes Novellenhonorar. Der junge Stürmer fand Absatz. Eine moderne, gutzahlende Zeitschrift hatte sich erboten, seine Sachen fast unbesehen zu nehmen. Er war also im Fahrwasser des Erfolgs und brauchte keinen Mithelfer mehr. Deshalb schrieb er nicht an Ulrike. Der Brief hatte andern Inhalt, jener schnell hingeworfene Brief, der da, schon vorher zurechtgedacht, unter seiner eilig hinhastenden Feder entstand, zwischen den Blütenbäumen des schönen Seegartens, neben der interessanten Japanerin, die sich unter der Veranda in der Hängematte dehnte und zuweilen einen müden Blick unter schweren Augenlidern hervor auf ihn richtete. Er schrieb:

„Gnädige Cousine!

„Ich weiß seit einigen Tagen, daß Ihre Trennung von Julian eine definitive ist. Seit einem halben Jahr, seit Ihrem plötzlichen Entschwinden, habe ich das Martyrium des Schweigens auf mich genommen, mit niemand von Ihnen gesprochen, weder Julian noch die Tante nach Ihnen gefragt. Ich war vorsichtig bis zur Uebertreibung — Ihretwegen.

„Dann bekam Julian seine Versetzung an den Rhein. Die Tante zieht mit dem neugebackenen Major dorthin. Da hielt's mich nicht länger. Ich fragte die Tante aus; sie ließ sich alles entlocken, selbst Ihre Adresse, Ihren augenblicklichen Aufenthalt.

„Verzeihen Sie, aber ich mußte klar sehen!

„Mit Mühe erlangte ich eine Urlaubswoche. Nun sitze ich mit seltsam bewegtem Gefühl an demselben See, dessen Wellen Ihr Rapperswyl bespülen.

„Warum ich Ihnen von mir rede? Ihnen, die mich seit jenem Kommandeurball, an dem ich so unmotiviert glücklich war, keines geschriebenen Wortes, keines Grußes mehr gewürdigt, die mich scheinbar mit jener ganzen östlichen Garnisonswirtschaft definitiv ad acta gelegt hat?

„Weil ich, Fritz Travers, Ihnen zu beliebiger Verwendung, zur Verfügung stehe!

„Gnädigste Cousine — heiraten Sie mich!

„Die Tante teilte mir mit, daß Julian und Sie ohne ausgesprochene Scheidung getrennt leben wollen, bis der eine oder andre Teil an eine neue Verbindung denkt. Julian wird es nicht; er fühlt wohl selber, daß er bei einer alten Tante besser aufgehoben ist als bei einer jungen Frau — doch, ich will nicht bitter werden!

„Aber warum nicht Sie?

„Ich habe Ihren Bruch mit Julian, ohne es zu wollen, herbeigeführt. Ich bin daher berechtigt, mich Ihnen zur Verfügung zu stellen — und ich liebe Sie!

„Was für eine Art Gatte ich werde, steht bei Ihnen, jedenfalls kein schlechterer als Julian.

„Antworten Sie nicht, ich hole mir die Antwort selber. In tiefster Verehrung Fritz Travers."

*

Heiße Septembertage in Rapperswyl ...

Glutgetränkt flimmerten die Ufer, und wie ein grünes Märchen, still und verloren, schwamm die Ufenau im lichten See.

Um Ulrikes Haus blühten die Rosen, letzte Sommerrosen mit süß betäubendem Duft. Alles atmete Harmonie. Doris Katz malte, fleißig wie immer, im großen Saale, und Ulrike war wieder die alte Ulrike geworden, etwas gedämpfter vielleicht, wie Menschen, die eine Niederlage erlitten haben, aber dank angeborener Kraft auch über ein Fiasko mutig hinweggekommen sind.

Sie hatte die Krisis überstanden; sie konnte wieder arbeiten. Sie wollte sich und der Welt

beweisen, daß sie mit ihrer Handlungsweise recht gethan, daß sie etwas schaffen konnte, etwas noch Besseres und Abgeklärteres als die „Modernen Leiden“.

In den ersten Monaten in Italien hatte sie daran gezweifelt, sich gelähmt gefühlt. Der stille Sommer, die ruhigen Wochen im alten Rapperswyl brachten ihr Können zurück. —

Und noch einmal fuhr jemand um Ulrikes willen mit hoffendem Verlangen von Zürich her über den See.

Travers war kein Minnesänger. Ohne ihr Vermögen und ihr Talent hätte er Ulrike nicht begehrt; er liebte diese Eigenschaften herzhaft mit; sein Gefühl für sie war nicht goldecht, aber immerhin von heißem, starkem Temperament.

Ungeduldig erwartete er Rapperswyl.

Die Schneehäupter von Glarus, die in der Ferne blitzenden, an denen die Blicke andrer Touristen wie hypnotisiert hingen, kümmerten ihn wenig, wenig auch der Zauber der Weingärten, deren reifende Trauben sich fast im Wasser spiegelten, die man vom Schiffsrand verheißend winken sah wie herbstliche Ueppigkeit, wenn der Dampfer anlegte.

Travers war für gewöhnlich durchaus nicht verständnislos in Bezug auf landschaftliche Schönheit; nur heute interessierten ihn weit mehr als die Hügel und Seeorte die eignen Empfindungen, die Gefühle eines in eine schöne Frau und eine gute Partie zu gleichen Teilen verliebten „décadent“.

Endlich war er am Ziel.

Plötzlich wollte er vor ihr erscheinen, gerade wie einstmals Julian.

Da sah er Ulrike im Garten stehen, unter den Kastanien, mit handbeschattetem Auge einem weißen Segel zuschauend, das wie ein riesiges Blütenblatt über die Wellen gaukelte. Er war noch nicht am Gartenthor, machte aber kurzen Prozeß und sprang mit einem Satz über die niedrige Mauer. Plötzlich fiel sein langer Schatten vor Ulrike auf den Kies.

Sie erschrak weder, noch wurde sie rot, aber ein ausgiebiges Lächeln legte sich um ihre Lippen.

„Steigen Gespenster auf?“ fragte sie, ihn mit einer freundlichen Handbewegung einladend, ihr auf dem schmalen Gartenpfad in der Richtung nach dem Hause hin zu folgen.

„O, ich bin sehr Fleisch und Blut! Ich will meine Antwort!“

Sie sah ihn kopfschüttelnd an. „Graf Fritz, Sie haben doch im ganzen verzweifelt wenig Verständnis für eine Persönlichkeit wie mich. Sie ahnen überhaupt gar nicht, um was es sich für mich bei jener schweren Katastrophe in erster Linie gehandelt hat. Sie denken immer nur an Romane und Flirt! Wenn ich mir meine Freiheit zurücknahm, that ich es ganz und um mich nie wieder zu binden. Mag Julian für sich denken, wie er will. Sollte er noch einer Frau begegnen, die so ist, wie ich nicht zu werden vermochte, so würde ich ihm mit Freuden die Wege ebnen zu ihr. Für mich aber ist ein solcher Weg verschlossen. Ich habe mit der Liebe abgerüstet, nachdem ich mich einmal vergriffen. Wenn Sie mich zum Kritiker Ihrer Novellen brauchen, nun gut, — zum Gegenstand Ihrer Neigung — nein! Ich habe jetzt einen großen Strich unter mein früheres Leben gemacht. Gegen weitere Mißgriffe bin ich gefeit ...

„So, das die Antwort auf Ihren Brief. Diese Seite der Sache wäre hiermit wohl definitiv abgethan. Im übrigen, Graf Fritz, steht mein Haus jedem vorbeifahrenden Freunde, der aus Freundschaft kommt, zur Verfügung. Wenn Sie mein Gast sein wollen? Ich habe eine sehr ungewöhnliche Hausgenossin, die Ihnen gewiß menschlich und auch als Studium gefallen wird, und wer gern an blauen Wellen, unter schattenden Kastanien ausruht, für den ist mein altes Haus wie gebaut.“

Travers hatte viel Enttäuschung hinuntergeschluckt während Ulrikes gelassener Rede, aber er war der Mann, der sich aus jedem Mißerfolg heraus wieder auf den Posten eines Herrn der Situation zu schwingen vermag. Wie ein Stück fesches Menschenleben stand er in dem stillen Garten und versuchte, ironisch über die Welt, sich und seine Gefühle zu lächeln.

„Ausruhen?“ fragte er. „Glauben Sie, daß man so nah dem Feuerkreise Ruhe findet?“

Ulrike sah ihm lachend in die Augen.

„Feuerkreis? Beruhigen Sie sich! Es ist kältestes Polareis.“ —

Travers blieb einige Tage. Er fand es zwar seltsam, daß er bei der Eigenart ihrer Beziehungen die Gastfreundschaft seiner gewesenen Cousine genoß.

Aber schließlich, warum nicht? War nicht alles eigenartig an Ulrike und ihrem Milieu? Das ganze alte Haus mit seinen aparten Ecken und Winkeln, mit seinen Bildern und Statuen, die abends so malerische Schatten über die roten Wände warfen, dies Gemisch von Kunst und Behaglichkeit, diese tiefen Fensternischen, an die der Ahorn pochte. Und die Menschen erst, die Ulrike in ihrem Haus versammelte: Doris Katz in ihrer ursprünglichen Künstlerinnenfrische, der alte Pfarrer von Rapperswyl mit seinem charaktervollen Schweizergesicht, Travers selber, der sich so ultramodern ausnahm auf diesem feinabgetönten Hintergrund, wenn er abends mit übereinandergelegten Knieen am italienischen Marmorkamin saß und seine neuesten nervenzerreißenden Werke zum besten gab.

Und er lernte von Ulrike, was er noch von keinem Menschen gelernt hatte, der ihm auf dem Eitelkeitsmarkt seiner bisherigen Existenz begegnet war: daß besondere Naturen sich ihr Leben nach eignem Geschmack zurechtzimmern können, ohne der Schablone auch nur die geringste Konzession zu machen, daß Selbsterkenntnis und Duldsamkeit starke Waffen sind in der Hand eines selbständigen Menschen, — Waffen, die aber auch alle Schärfen zu mildern vermögen, welche ein ernster Konflikt in das Leben trug.

Als Travers abreiste und Ulrike und Doris Katz ihm mit weißen Tüchern von der Gartenmauer her die letzten Grüße nachwinkten, da seufzte der sonstige Herzenbrecher aber dennoch melancholisch auf.

„Abgeblitzt!“ sagte er vor sich hin. „Das erste Mal! Aber ich hab' was von ihr gelernt. Frauen sind doch nicht alle bloß auf den Flirt gestellt. Es giebt Ausnahmen ... leider!“



Eingang zur Ausstellung von China.

Die Pariser Weltausstellung.

Von

Dr. Stefan Epstein.

Exotisches.

Es ist wahrlich nicht leicht zu definieren, was man unter dem Begriff „exotisch" versteht; bei Pflanzen denkt man sich darunter solche von einer Farbenpracht, wie man sie in unsern Klimaten nicht antrifft; bei Stilarten zumeist ziemlich primitive und buntbemalte Konstruktionen. Weniger schmeichelhaft ist das Prädikat „exotisch", wenn es einer gefeierten Schönheit von Ostende oder Spa verliehen wird; es geht dann mit ihr wie mit dem „Mädchen aus der Fremde": man wußte nicht, woher sie kam! Auch die exotischen Millionäre sind nicht immer ganz zweifelsohne, und es ist schon mehr als einmal vorgekommen, daß ein solcher „Minenbesitzer", der in hohen und allerhöchsten Kreisen verkehrt hatte, schließlich wegen gefährlicher Hochstapeleien festgenommen wurde.



Gruppe spanischer Tänzer und Tänzerinnen.

Kurzum, das „Exotische" zieht uns zwar an, aber wir können uns eines leisen Unbehagens nicht erwehren, wenn wir damit in allzu nahe Berührung kommen. Selbstverständlich gilt diese These nicht ausnahmslos, beispielsweise trägt die Ausstellung der Südafrikanischen Republik, der England gegenwärtig den Untergang bereitet, alle Merkmale einer ernsten Kulturarbeit an sich. Besonders interessant ist derjenige



Gebäude der Ausstellung von China.



Chinesische Mandarinen bei einem Leichenbegängnis.



Hütten der Dahomey-Neger.

Teil der Transvaal-Ausstellung, der uns den Minenbetrieb zeigt. In einer Galerie, die einen unterirdischen Gang versinnbildlicht, finden wir wirklich goldhaltiges Gestein, das wir dann oben im Pochwerk verarbeiten sehen können. Im Jahre 1896 hatte Transvaal nicht weniger denn 215 Millionen Mark Gold produziert, eine Zahl, die bisher mit jedem Jahre wuchs. Hinter dem Pochwerk sehen wir eine Burenfarm, die uns einen klaren Begriff giebt von dem Leben eines Transvaalfarmers. Die Einrichtung einer solchen Farm ist die denkbar einfachste, und der einzige Luxusgegenstand ist ein Harmonium, das die religiösen Gesänge der frommen Landleute begleitet.

Hinter der Ausstellung Transvaals begegnen wir einem Gebäudekomplex, der auf das Prädikat „exotisch" den vollberechtigten Anspruch erheben kann. Es ist dies die Ausstellung Chinas. Dieses Land, das zum erstenmal an einer Weltausstellung teilnimmt, hat für uns natürlich ein mehr kulturhistorisches als handelspolitisches Interesse. Ganz besonders aber sind es die Bauwerke, die uns interessieren. Da ist vor allem der große, vierstöckige Bau, der eine getreue Nachbildung des nördlichen Thores von Peking sein soll; darin befindet sich ein Restaurant, von dessen Terrasse man ein pittoreskes Bild der ganzen chinesischen Ausstellung genießt. Die vier Pavillons, die sich um



Gebäude von Kambodscha.



Burenfarm.

einen kleinen See gruppieren, zeigen uns in ihrem Innern eine Menge von Produkten der chinesischen Landwirtschaft und des chinesischen Gewerbefleißes. Außerdem sind Gruppen von lebensgroßen Puppen aufgestellt, die uns verschiedene Sitten und Gebräuche des chinesischen Lebens vorführen. Auch kunstgewerbliche Arbeiter können wir vor unsern Augen verschiedene Bibelots herstellen sehen, wie etwa die bekannten chinesischen Lackarbeiten, Emailleschachteln und verschiedenes andre. Das Monumentalthor endlich ist eine getreue Nachbildung der Eingangspforte zum Tempel des Konfucius zu Peking.

Architektonisch am reichsten wirkt die Ausstellung von Niederländisch-Indien. Zwischen zwei prächtig geschnitzten und sehr schön polychromierten Pavillons erhebt sich majestätisch eine getreue Kopie des Tempels von Tschandi-Sari zu Soerakarta auf Java. Im Inneren finden wir zumeist Gegenstände, die mit dem religiösen Kult der Hindu im Zusammenhang stehen und außerdem, bildlich dargestellt, verschiedene heilige Legenden, wie das Leben Buddhas, die Epopöe von Sakja-Muni und andres. Sehr interessant ist ferner eine ganze Kollektion von Wischnustatuetten, die den Gott in den verschiedensten Stellungen zeigen; es sind darunter solche, die bis in das 16. Jahrhundert zurückreichen, und trotzdem könnten wir heute froh sein, wenn wir Holzschnitzer hätten, die im stande wären, Gegenstände von ähnlicher Feinheit herzustellen.

In der Kunst des Holzschnitzens sind den Indiern nur noch die Japaner gewachsen. Im offiziellen japanischen Pavillon haben wir Gelegenheit, die Meisterschaft dieses Volkes in der Holzbildhauerei zu bewundern. Hier hat nämlich der Mikado seine Privatsammlungen ausgestellt; wir sehen da, um nur ein einziges Beispiel anzuführen, einen Orang-Utang in Holz aus dem 15. Jahrhundert; man muß neidlos zugeben, daß wir Abendländer aus jener Zeit auch nicht ein einziges Kunstwerk von dieser Feinheit der Ausführung und einer so tiefgehenden künstlerischen Auffassung besitzen. Leider hüten die Japaner die offiziellen Sammlungen mit einer geradezu an das Komische grenzenden Eifersucht und betrachten jede Zeichnung oder Photographie, die davon gemacht werden könnte, als eine Art Entweihung. Es ist daher kaum möglich, ein Bild von einem der im japanischen Pavillon ausgestellten Kunstwerke zu erhalten.

Ein schönes Gegenstück zum indischen Tempel der Ausstellung Javas bildet das „Pnom“ auf der linken Seite des Trocadero. Hier hat sich Frankreich häuslich niedergelassen und führt uns eine Ausstellung seiner sämtlichen Kolonien vor. Ganz besonders interessant ist die Ausstellung Indo-Chinas. Sie besteht aus fünf Gebäuden. Da ist vor allem die Pagode von Cho-Lon, die sich in der Nähe von Saigon befindet; daneben sehen wir ein annamitisches Haus, das in Saigon gebaut und Stück für Stück nach Paris gebracht worden ist. Rechts davon ist der Palast von Co-Loa zu Tonking, in dem sich die kunstgewerblichen Erzeugnisse Indo-Chinas befinden. Hier können wir die chinesischen Illustratoren bewundern, wie sie mit feinen Pinselchen und Wasserfarben jene leicht hingehauchten Landschaften und Vögel entwerfen, die wir so naiv finden und dennoch nicht nachmachen können. Die Krönung der Ausstellung Indo-Chinas ist ganz entschieden der „Pnom“, ein monumentales Bauwerk, darstellend die königliche Pagode zu Pnom-Penh. Die mit Götzenbildern geschmückte Monumentaltreppe führt uns zu einer Terrasse, auf der die eigentliche Pagode erbaut ist, die von einem glockenförmigen Turm gekrönt wird. Oben stehen wir vor einer vergoldeten Riesenstatue Buddhas, hinter der sich die Ausstellung religiöser Kunst befindet. Dazu gehört auch das Theater, in dem religiöse Tänze aufgeführt werden, wie man sie in Kambodscha zu sehen bekommt. Es ist sehr merkwürdig, wie es die Tänzerinnen verstehen, in uns die Illusion der geheimen Kulte wachzurufen und wie sie in ihren hieratischen Posen etwas Sphinxartiges annehmen. Die langsamen, harmonischen Bewegungen haben nach unsern Begriffen mit dem Ausdruck der Heiterkeit, die sich im Tanz ausspricht, allerdings nichts gemein.

Wie anders wirkt das Bild auf uns, das wir in der „Feria“ oder in



Der Pavillon der Kanonenfabrik Schneider & Co. in Creuzot.

„Andalusien zur Zeit der Mauren" zu sehen bekommen. In der „Alhambra", umgeben von dem Rahmen des berühmten Löwenhofes, lagert eine Bande von Gitanos und Gitanas. Die schwermütigen Lieder, die sie singen, erzählen zumeist von den Leiden dieses Volkes, dessen Ursprung noch heute im tiefen Dunkel liegt. Aber plötzlich erschallt der Klang der Guitarre, und alle Traurigkeit ist vergessen. Einen wilderen, leidenschaftlicheren Tanz, als ihn eine spanische Gitana aufführt, kann man sich nicht leicht denken. Hier tanzt jede Muskel, jede Fiber des Körpers; auch der spanische Tanz ist nicht der Ausdruck harmloser Heiterkeit, sondern wilder, verzehrender Leidenschaft.

Es ist leider nicht möglich, in der Ausstellung einen wirklich schönen persischen oder ägyptischen Tanz zu sehen. In allen Etablissements der Türkei oder Aegyptens wird der fürchterliche und unästhetische „Dance du ventre" aufgeführt. Von den harmonischen, werbenden und statuarisch schönen Bewegungen, die man den Orientalinnen nachsagt, ist nicht viel zu bemerken.



Inneres des deutschen Schiffahrts-Pavillons.

Heer und Flotte.

Dem Kongreßpalast quer gegenüber liegt der Riesenpalast, welcher die Ausstellung von Heer und Flotte beherbergt. Während auf dem rechten Seine-Ufer der Friedenskongreß alle blutigen Schlachten mit einigen Federstrichen wegdekredierte, betrachtete das Publikum auf der andern Seite des Flusses mit Staunen und Grauen die mit allen Verfeinerungen ausgestatteten Werkzeuge zur Vernichtung.

Diejenigen, welche das „Palais des Armées de Terre et de Mer" in Abbildungen gesehen haben, die nach Skizzen der Architekten angefertigt wurden, werden es heute wohl nicht mehr erkennen; es war ursprünglich viel großartiger projektiert. Der hohe Turm in der Mitte, die Schiffsteile rechts und links hätten dem Gebäude zweifellos einen nicht nur imposanten, sondern auch höchst originellen Eindruck verliehen. Aber es waltete ein eigentümliches Mißgeschick über diesem Bau. Kaum vier Monate vor Eröffnung der Ausstellung stürzte er zusammen, mehrere Arbeiter unter seinen Trümmern begrabend; um also all das Material, das sich zumeist schon unterwegs befand, überhaupt irgendwo unterbringen zu können, mußte man sich entschließen, den Plan zu vereinfachen. Wie sich das Gebäude jetzt präsentiert, macht es noch immerhin einen recht imponierenden Eindruck. Die zwei mächtigen Flügel liegen zu beiden Seiten eines riesenhaften Festungsthores, und die Verbindungsbrücke zwischen den Ufern der Seine ist so gehalten, daß sie wie eine Zugbrücke über einem Wallgraben wirkt. Daß die Ausstellung von Heer und Flotte sehr lückenhaft ausfallen werde, war für jedermann klar, der sich nur mit dem Stoff halbwegs vertraut gemacht hat. Die Mächte, die Sehenswertes ausstellen konnten, hatten trotz aller freundnachbarlicher Beziehungen gar kein Interesse, in ihre Karten schauen zu lassen, so daß wir hier zumeist mit historischen Kollektionen zu thun haben. Den größten Raum nimmt hier wie in allen Sektionen Frankreich ein. Im Erdgeschoß sehen wir eine außerordentlich lehrreiche Ausstellung, welche das gesamte Artilleriematerial Frankreichs zur Anschauung bringt. Wir gewahren hier, welch enorme Anstrengungen von den Waffenfabriken gemacht werden, um ihr Material so zu gestalten, daß es dem kolossalen Druck widerstehen kann, welchen das rauchlose Pulver bedingt. Wir sehen hier ferner die neuen Explosivstoffe selbst, die in ihrer vernichtenden Wirkung alles übertreffen, was menschlicher Geist auszudenken im stande ist. Unter den ausgestellten Kanonen wird die sogenannte „Canon 120 court" mit besonderem Interesse betrachtet, da es gerade diese Waffe war, die im Dreyfus-Prozeß eine so hervorragende Rolle gespielt hat. Außerdem sehen wir eine Menge von Schnellfeuergeschützen, wie zum Beispiel Mitrailleusen, Hotchis-Geschütze und Maschinengewehre, mit den dazu gehörigen Projektilen, darunter solche von einem Meter Höhe. Das bekannte Etablissement Cail stellt eine Kanone aus, die nicht weniger wie zwölf Meter mißt. Eine eigne Sektion bilden die Apparate und Vorrich-



Deutscher Schiffahrts-Pavillon.

tungen, welche zum Gebrauch der Genietruppen bestimmt sind. Wir sehen hier unter anderm sehr interessante zerlegund tragbare Brücken, Militärballons, sowie Vorrichtungen zur Telegraphie ohne Draht. Durchschreiten wir die Abteilungen für Hydrographie und Kartographie, so gelangen wir zu einer Brieftaubenstation, in welcher uns die Art und Weise gezeigt wird, wie die zu militärischen Zwecken bestimmten Brieftauben abgerichtet werden.

Die Beteiligung der fremden Staaten an dieser Abteilung ist eine sehr magere. Nur Rußland hat in einem eignen Annex sein Artilleriematerial vorgeführt, während die andern Staaten, wie England, Oesterreich, Spanien, Ungarn, die Türkei, offenbar nur dem Gebote der Höflichkeit gefolgt sind und das Nichtssagendste ausgestellt haben, das ihnen zur Verfügung stand. Sehr schön ist die deutsche Uniformausstellung, welche in fünf Vitrinen untergebracht ist und uns zeigt, wie das militärische Gewand, das von Ludwig XIV. ins Leben gerufen und von allen andern Staaten rasch acceptiert wurde, zuerst eine Kopie des französischen war und erst langsam nationale Formen angenommen hat. Am besten sehen wir das, wenn wir in die französische Sektion gehen, in welcher das retrospektive Museum der Uniformen untergebracht ist. Wir finden darin aber außerdem noch sehr interessante Autographen und persönliche Erinnerungen, speziell an Napoleon I.

Neben der Armee- und Marine-Ausstellung nimmt der Pavillon der Firma Schneider & Co. zu Creuzot, des französischen Krupp, unser Interesse ganz besonders in Anspruch. Das ganze Gebäude stellt einen drehbaren Schiffsturm vor, aus dem riesige Kanonenschlünde hervorschauen. Es folgt dann das Gebäude der Handelsschiffahrt, in welchem die einzelnen Staaten mit ihren Gaben nicht so sehr kargten wie im Armeepalast. Ganz besonders interessant ist hier wiederum die deutsche Abteilung, welche eine Sammlung von berühmten historischen Schiffen bringt. Die kaiserlich deutsche Seewarte zu Hamburg bringt ein holländisches Handelsschiff aus dem 17. Jahrhundert sowie eine Barke aus dem Ende des 18. Jahrhunderts, eine Korvette unter Segel und ein englisches Kriegsschiff aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Die königliche Schloßbauverwaltung zu Marienburg stellt das bekannte polnische Geleitschiff „Güldene Sonne" vom Jahre 1640 aus; die Lübecker Schiffergesellschaft bringt das Modell eines mit drei Reihen Kanonen armierten Kriegsschiffes aus dem Jahre 1738, während der Vorstand des Museums Lübeckischer Kunst- und Kulturgeschichte die Schiffe „Lübeckischer Löwe" und „Hoffnung" ausstellt.

Dem Palais der Navigation de Commerce gegenüber erhebt sich der schlanke Pavillon, in welchem die Sammelausstellung der deutschen Reedereien und Werften untergebracht ist. Das Gebäude hat mit einer Seemannherberge Aehnlichkeit, hinter welcher sich eine Nachbildung des roten Sandleuchtturmes bei Bremerhaven erhebt. Der deutsche Leuchtturm hat schon nach kurzer Zeit seines Bestehens eine gewisse Berühmtheit erlangt. Denn während das Wasserschloß auf dem Marsfelde in tiefem Dunkel lag und das Elektricitätspalais taghell von Auerlampen erleuchtet wurde, war er der einzige, welcher hie und da seinen Lichtkegel auf die Göttin der Elektricität warf. Ebenso bemerkenswert wie das Aeußere ist auch das Innere der deutschen Schiffahrtsausstellung. In der Mitte des Pavillons erhebt sich gleichsam aus dem Wasser eine mächtige Hand, welche einem rotierenden Globus aus getriebenem Kupfer, einem Werke des Bildhauers Wenck, als Stütze dient. Von den Schiffahrtsgesellschaften sind es vor allem die Hamburg-Amerika-Linie und der Norddeutsche Lloyd,



Aus der deutschen Uniformausstellung.

Gebäude für Handelsschiffahrt.

die uns am ausführlichsten über ihre Einrichtungen belehren; letzterer bringt einen eignen Modelltisch mit der Darstellung der Flotte und des Verwaltungsgebäudes der Gesellschaft. Von den Werften erwähnen wir Blohm & Voß, die das Modell eines Schwimmdocks mit 17500 Tonnen Hebefähigkeit ausstellen, die Geestemünder Schiffsbauwerkstatt Johann C. Tecklenborg und endlich die Schichau-Werfte zu Danzig, deren Ausstellungen ebenso interessant wie außerordentlich belehrend sind.



Das Palais für Heer und Flotte.

Allerseelen.

Von

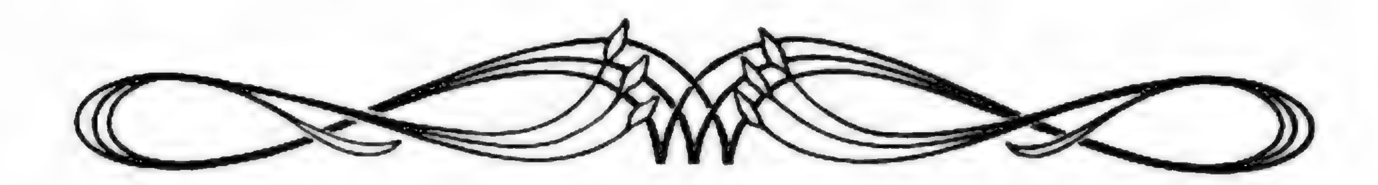
Elimar v. Monsterberg.

Die Nebel hängen an den dürren Zweigen
Und müde fällt das alte Laub herab.
Hier ist's so still — ein kaltes, großes Schweigen
Umschauert ernst und mahnend jedes Grab.

Der Mörtel rieselt von der Kirchhofsmauer,
Verlassen sind die Gräber, ungepflegt:
Vom Wind getrieben jagen Regenschauer —
Ob man daheim aufs Grab ihr Blumen legt?!

Ich bin so fern, und heut ist Allerseelen!
Da flammen Lichter auf an jeder Gruft,
Auf keinem Grabe dürfen Blumen fehlen —
Die Kerzen knistern in der feuchten Luft.

Die Totenrosen leis die Köpfe senken,
Und Epheu dicht sich um die Kreuze schlingt —
Ob sie wohl ihrer heut daheim gedenken,
Ob ihr wohl einer Kranz und Kerzen bringt?!



Hugo Rheinhold.

Selten hat der Tod eines Künstlers weite Kreise so schmerzlich berührt wie das allzufrühe Hinscheiden von Hugo Rheinhold, der, 47 Jahre alt, zu Berlin verstorben ist. Schaffender Bildhauer kaum erst ein Jahrzehnt, galt er schon als ein Meister von eigenartiger Phantasie, tiefer Empfindung und reicher Gestaltungskraft. Aber er bethätigte sich nicht nur als Künstler; seine edle, wahre Menschenliebe trieb ihn zu unermüdlicher, selbstloser Arbeit für das allgemeine Wohl, für die Verwirklichung seiner reinen, sittlich-idealen Lebensanschauung. So wurde er ein Mitbegründer der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur, der Freund von Männern wie Georg von Gizycki, Kristeller, Steinthal, Wilhelm Förster und Moritz von Egidy, ein Mann von Geist und Gemüt, um den alle, die sein lauteres Streben, sein Wollen und Können beobachteten, von herzlicher Trauer erfüllt sind.

Wie seine Persönlichkeit sich markant abhob aus dem Kreise der Künstler, so hat auch seine Entwicklung sich nicht in herkömmlichen Bahnen vollzogen. Am 26. März 1853 in Oberlahnstein geboren, widmete er sich zuerst dem kaufmännischen Beruf, der ihn Land und Leute kennen lehrte. Seiner Thatkraft gelang es, in San Francisco ein großes Exportgeschäft zu gründen, das er in Hamburg unter der Firma Rheinhold & Co. fortsetzte, während sein Socius in Kalifornien zurückblieb. 1880 vermählte er sich mit einer jungen rheinischen Landsmännin, Emma Levy, die schon nach einjährigem Eheglück ihm durch den Tod entrissen wurde. Nun verlor er die Lust am kaufmännischen Erwerb und gab das Geschäft in andre Hände. Lebhaft regten sich seine philosophischen Neigungen. Rheinholds Mutter war inzwischen nach Hannover übergesiedelt, wo sie noch jetzt lebt. Ihn selbst aber zog der Wissenstrieb nach Berlin, zum Familienkreise seiner Gattin. Um die klassischen Philosophen im Urtext zu lesen, lernte er Griechisch; sein Bildungsdrang führte das bemooste Haupt noch in die Reihen der Musensöhne; etwa 1883 ließ er sich an der Universität immatrikulieren und studierte sechs Semester. Viel beschäftigte er sich mit Kant, und zu den Philosophen Dilthey, Paulsen, von Gizycki, Lasson trat er in persönliche Beziehungen. Damals wurde er auch mit Kristeller und Steinthal bekannt, und von jener Zeit datiert sein Wirken im deutsch-israelitischen Gemeindebunde, dessen Vorstand er lange als Kassenführer angehörte. Ein Kolleg bei Gizycki brachte ihn mit Stanton Coit zusammen; vorwiegend die Ideen und Erfahrungen dieses amerikanischen Ethikers führten im Oktober 1892 zur Gründung der Gesellschaft für ethische Kultur, und mit Feuereifer setzte Rheinhold als Mitglied des Hauptvorstandes seine Kraft für die gute Sache ein.

Inzwischen hatte er sich in aller Stille nicht nur zum praktischen Philosophen, sondern auch zum bildenden Künstler entwickelt. Sein erster Lehrer war Max Kruse, der Schöpfer des Läufers von Marathon; es folgte 1888—1892 ein vierjähriges Studium an der Berliner Akademie. Das erste Relief, an dem er sich versuchte und das ihm wohl gelang, war ein Bild seiner verstorbenen Frau. Nun aber hub ein überraschendes, reiches Schaffen an, das ihn schnell in die ersten Reihen stellte. Es kam ihm offenbar zu gute, daß er auf der Höhe des Wissens stand, und daß er als ein gereifter Mann das Leben und die Menschen mit offenem Auge und empfänglichem Herzen betrachtete. Ein voller Treffer war gleich sein erster Wurf: jene vielverbreitete Skulptur des Affen, der, auf seinem Schoße einen aufgeschlagenen Band Darwins, „wissenschaftlich“ über dem Schädel eines Menschen sich abmüht. Ein launiges und originelles Werk, wie eine geistvolle Satire des philosophischen Künstlers.



Hugo Rheinhold.

Schon 1894 entstand die in der Nationalgalerie befindliche Gruppe „Am Wege“, die wir bildlich wiedergeben. In dieser ergreifenden Plastik, in dieser armen jungen Mutter, die, ihr Kind an der Brust, auf den Stufen eines Muttergottesbildes müde und elend eingeschlummert ist, hat Rheinholds menschliches Empfinden die edelste künstlerische Frucht gezeitigt. An dieses Meisterwerk reihten sich weitere Arbeiten, die ihn auf voller Höhe zeigen: hier die Gestalt eines Kämpfers von klassischen Formen unter dem Titel „Ferrum sanat“, dort die frisch aus dem Leben gewonnene Figur einer Schnitterin, dazu andre ideenreiche Kompositionen und viele reizvolle Entwürfe, in denen zuweilen auch ein überlegener Humor sich widerspiegelt.

Am größten erscheint Rheinholds Phantasie in der zum Andenken Nobels geschaffenen monumentalen Bronzegruppe „Das Dynamit“, die auf dem Nobelhofe in Hamburg steht: unter mächtigem Felsgestein windet sich ein titanenartiges Ungetüm heraus, das mit roh-brutalem Antlitz um sich schaut, aber von einer lichtbringenden Idealfigur gebändigt wird, — ein wirksamer Kontrast zwischen wilder Zerstörungssucht und der stärkeren, nützlich schaffenden Kultur. Ein launiges Phantasiegebilde im Geiste Böcklins war sein letztes Werk, die originelle Brunnengruppe auf der Kunstausstellung von 1900: eine in magischer Beleuchtung gedachte Tropfsteingrotte und darin auf einem Stein ein Paar Fischmenschen, die sich zum zärtlichen Kusse drollig vereinigen.

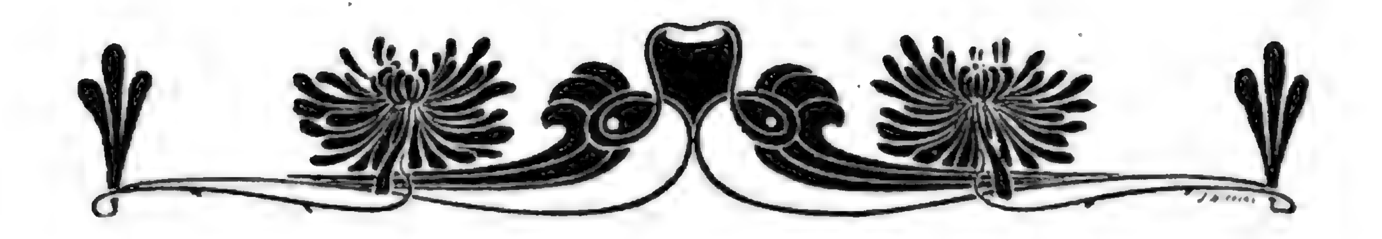
Eine Lücke wäre noch in Rheinholds künstlerischem Bilde, wenn wir nicht auch seine geistig scharf geprägten Büsten erwähnten. So schuf er unter andern bildnerische Porträts des Laryngologen B. Fränkel, des bekannten Parlamentariers Ludwig Bamberger (Reichsbank) und des ihm geistesverwandten Moritz von Egidy; auch das Reliefbild am Grabmal des Verfassers der „Ernsten Gedanken“ ist von Hugo Rheinholds Hand.

Hugo Rheinhold: „Am Wege.“

Eine kurze Künstlerlaufbahn, aber inhaltreich und von bleibendem Wert, wie das ganze Leben dieses edeln Kämpfers und warmherzigen Menschenfreundes.

Dr. A. Römer.





Sie emanzipiert sich.

Novelle von Paul von Szczepański.

„Ella muß sich emanzipieren!“ sagte Frau von Bomsten in kategorischem Tone. „Ich will dich nicht unzart an dein Leiden oder an deine Jahre erinnern, lieber Bruder. Wir alle sind sterblich, und du wirst dem Kinde nicht ewig eine Stütze sein können. Bitte, laß mich ausreden, — du willst mir erwidern, deine Tochter wird sich verheiraten, und der Gatte wird ihr den Vater ersetzen! Ihr Männer habt ja nun einmal ein blindes Vertrauen zu einander. Was mich anbetrifft, so habe ich dieses Vertrauen niemals begreifen können.“

Frau von Bomsten klappte den kleinen, schwarzen Holzfächer, mit dem sie ihre volle Wange gegen die Herbstsonne geschützt hatte, zusammen, indem sie energisch damit auf die Platte des Gartentisches schlug, und versenkte das Instrument, das ihr niemals als eine Waffe der Gefallsucht gedient hatte, in die Seitentasche der geschlossenen Sackjacke, die ihren Oberkörper mehr bequem als kleidsam umhüllte. Dann sah sie zu ihrem Bruder hinüber, bereit, den Einwurf, den sie von ihm zu hören erhoffte, sofort zu widerlegen.

Aber Herr von Steinegg blieb bequem in seinen Rollstuhl zurückgelehnt, an den ihn eine Lähmung schon seit Jahren fesselte, rührte den Löffel in der Kaffeetasse, die er in seiner Linken balancierte, und lächelte nur in seinen grauen Vollbart hinein.

Der Einwurf, den Frau von Bomsten erwartete, kam nicht von ihrem Bruder, sondern von ihrer Nichte Ella selbst, der sie eben als eine dringende Notwendigkeit hingestellt hatte, „sich zu emanzipieren“. Fräulein von Steinegg lächelte das gleiche Lächeln wie ihr Vater, ein anmutiges und schalkhaftes Lächeln, dem durch den Ausdruck des Auges alle Bosheit genommen wurde.

„Aber als du Onkel Bomsten heiratetest, da hattest du doch das blinde Vertrauen wenigstens noch zu einem Manne, Tante Adelheid,“ sagte Ella, während Tante Adelheid sich sofort dem neuen Gegner zuwandte.

Frau von Bomsten war nicht verblüfft; sie war niemals verblüfft, und weil Herr von Steinegg diese Eigentümlichkeit seiner Schwester kannte, hatte er sich angewöhnt, viel zu lächeln und zu schweigen, wenn Frau von Bomsten sprach. Sie hatte ein sonores Organ, und wenn sie ihm, um ihn zu stacheln, den Vorwurf der Teilnahmlosigkeit machte, pflegte er zu erwidern, daß es ihm ein Vergnügen sei, ihr zuzuhören.

„Als ich Onkel Bomsten heiratete?“ sagte Tante Adelheid. „Du irrst dich, Kind. Ich hatte kein Vertrauen zu ihm, — ich hatte Verrauen zu mir. Ich trete seinem Andenken nicht damit zu nahe — er war gut, aber er war schwach. Und gut, mein liebes Kind, sind wenige Männer, aber schwach sind sie alle!“

Frau von Bomsten warf ihrem Bruder einen Blick zu, als habe sie eben eine Salve kommandiert, während dieser nur stärker lächelte. Ella aber schob ihren Stuhl zurück, eilte zu ihrem Vater und legte ihre Arme um seinen Hals.

„Den Papa mußt du ausnehmen, Tante Adelheid!“ rief sie halb lachend und halb indigniert. „Du bist gut, und du bist nicht schwach, nicht wahr, Papa?“

Frau von Bomsten gehörte nicht zu den Frauen, die sich entwaffnet fühlen, wenn ihnen Gefühlsäußerungen begegnen.

„Dein Vater nicht schwach?“ sagte sie, sich energisch in ihren Stuhl zurücksetzend. „Na höre, liebes Kind, das ist eine Urteilslosigkeit, die stark an Undankbarkeit grenzt. Ich kenne keinen Vater, der sein Kind so verwöhnt hat, wie mein guter Bruder seine einzige Tochter.“

Ein wenig beschämt und ein wenig empfindlich nahm Ella ihren Platz wieder ein.

„Wenn du das Schwäche nennst, Tante Adelheid —“

„Ich weiß, Ihr nennt es Liebe,“ sagte Frau von Bomsten würdevoll. „Aber Liebe ist Schwäche.“

Herr von Steinegg und seine Tochter lächelten bereits wieder das stille, amüsierte Lächeln, das Frau von Bomsten geärgert haben würde, wenn sie im Eifer des Gefechtes darauf acht gegeben hätte.

„Liebe ist Schwäche, wenn sie uns ängstlich jeden Luftzug fernhält, wenn sie uns jeden unsrer Wünsche erfüllt, wenn sie uns widerstandsunfähig macht, wenn sie uns daran hindert, unsre Individualität frei zu entwickeln, wenn sie nur der Gegenwart lebt und nicht auch der Zukunft denkt. Und diese Schwäche der Männer ist das Unglück der Frauen, mein liebes Kind! Was wird dir die Zukunft bringen als Folge der Schwäche deines Vaters, die ihr Liebe nennt? Da du Vermögen hast, wirst

du mit der Hochachtung, die dir dein Vater gegen sein Geschlecht anerzogen hat, das Opfer eines Mannes werden, — jedes wohlhabende Mädchen fällt früher oder später dem Schicksal anheim, geheiratet zu werden. Du wirst dir einbilden, den Schutz der väterlichen Liebe mit dem Schutz der Liebe des Gatten zu vertauschen, und zu spät wirst du einsehen, daß du die natürliche Abhängigkeit des Kindes von seinem Vater mit der Knechtschaft vertauscht hast!"

„Verzeih, Tante Adelheid, du hast heute wieder deinen starken Tag," sagte Ella und lächelte nicht mehr. „Uebrigens werde ich mir's reiflich überlegen, ehe ich in die Knechtschaft ziehe, — vorläufig brauchst du dich nicht um mich zu sorgen."

Frau von Bomsten zuckte die breiten Schultern, als halte sie dieses Argument keiner Erwiderung für wert, während Herr von Steinegg sich im Stuhl aufrichtete, seine Tasse abstellte und seine Schwester lächelnd ansah.

„Darf ich dich nun mal etwas fragen, Adelheid?"

„Als ob ich jemals andre nicht zu Worte kommen ließe," entgegnete Frau von Bomsten mit einem neuen Achselzucken.

„Gut denn," sagte Herr von Steinegg, indem er sich wieder behaglich zurücklehnte, „wenn du so schweres Geschütz auffährst wie eben — ich kenne dich genau genug, um zu wissen, daß du nicht gerne nutzlos verschwendest —, dann verbindest du damit einen bestimmten Zweck. Nehmen wir an, du hättest die Außenforts in Grund und Boden geschossen und könntest zum Hauptangriff übergehen, — dein freundlicher Besuch bei uns entsprang nicht nur der Schwäche schwesterlicher Liebe oder dem Wunsch, ein paar schöne Herbsttage auf dem Lande zu verleben, — du hast etwas vor, also heraus damit: was beabsichtigst du, meine gute Alte, die du im Grunde deiner Seele viel besser bist, als du nach außen manchmal scheinen könntest?"

„Mit Schmeicheleien fängst du mich nicht," entgegnete Frau von Bomsten mit dem sonorsten Klang, dessen ihre Stimme fähig war. „Ich sagte dir schon, Ella muß sich emanzipieren."

„Gut also," unterbrach Herr von Steinegg seine Schwester, um zu verhindern, daß das Gespräch zu seinem Ausgang zurückkehre. „Wenn es Ella Spaß macht, ich habe nichts dagegen, daß sie sich noch mehr emanzipiert, trotzdem ich weiß, daß manche Leute der Meinung sind, sie sei emanzipiert genug."

„Aber Papa!" warf Ella ein und wurde rot.

Herr von Steinegg drohte seiner Tochter lächelnd mit dem Finger.

„Still, Kind, ich habe so etwas läuten hören. Also sag mir, Adelheid, was muß Ella deiner Meinung nach thun, um sich zu emanzipieren?"

„Was ich dir vorschlage," erwiderte Frau von Bomsten, „wird wenigstens geeignet sein, einen Anfang zu machen, ihren Gesichtskreis zu erweitern, ihr manches in neuem Licht zu zeigen. Ich habe dir noch nicht gesagt, daß ich eigentlich nur auf der Durchreise hier bin, — mir ist die Ehre zu teil geworden, an Stelle der erkrankten berühmten Vorkämpferin für die mit Füßen getretenen Rechte der Frauen, der bekannten Frau Annie Douglas-Müller, zur zweiten stellvertretenden Vorsitzenden des deutschen Frauenkongresses gewählt zu werden."

„Ich gratuliere," unterbrach Herr von Steinegg mit gespielter Förmlichkeit, und Frau von Bomsten quittierte den ironischen Glückwunsch mit einem ernsten Neigen des Hauptes.

„Da ich eine so weite Reise nicht gern allein —" Frau von Bomsten unterbrach sich, als sie den sarkastischen Gesichtsausdruck ihres Bruders bemerkte, räusperte sich und begann von neuem: „Da Ella noch nichts von der Welt kennen gelernt hat, da diese Reise ihr nicht nur Gelegenheit bieten würde, den schönsten Teil Süddeutschlands zu sehen, sondern auch aus dem Munde der bedeutendsten Frauen der Gegenwart zu hören, welche neuen Aufgaben die neue Zeit unserm Geschlechte stellt, so bitte ich dich, lieber Bruder, für acht oder vierzehn Tage auf die kleinen Bequemlichkeiten zu verzichten, die dir ihre Gegenwart bietet, und sie mir mitzugeben."

Herr von Steinegg hatte immer amüsierter gelächelt, und er brach in ein lautes, herzliches Lachen aus, als seine Schwester geendet hatte.

„Papa, ich kann dich unmöglich allein lassen!" rief Ella, während ihr Vater immer noch lachte. „Liebste Tante, es ist so sehr freundlich von dir, aber Papa —"

„Und dazu der ganze Artilleriepark, liebste Adelheid!" unterbrach Herr von Steinegg seine Tochter. „Ja, glaubst du denn, du kurioses altes Haus —"

„Aber Kurt," sagte Frau von Bomsten verletzt, „ich muß dich wohl daran erinnern, daß deine Studentenjahre längst hinter dir liegen und daß du neben einer erwachsenen Tochter sitzest."

„Ach was," lachte Herr von Steinegg und griff nach der Hand seiner Schwester. „Eine erwachsene Tochter, die sich deinen Wünschen entsprechend nächstens emanzipieren wird, — da emanzipiert sich ihr Vater auch. Ja, glaubst du denn, du kurioses altes Haus, daß ich dir nicht von ganzem Herzen dankbar bin, wenn du Ella mitnimmst und dem Kinde ein Stück Welt zeigst? Wenn ich hinaus könnte, ich wäre ja längst mit ihr draußen gewesen, und wenn ich nicht deine Bequemlichkeit kennte, ich hätte dich schon längst gebeten, liebste Adelheid —"

„Wo das Wohl des ganzen Geschlechtes auf dem Spiele steht, schweigen die Rücksichten auf das eigne Wohlbefinden," sagte Frau von Bomsten mit Würde.

„Aber Papa, ich kann dich wirklich unmöglich allein lassen," wiederholte Ella, den Vater umarmend.

„Still, Kind," erwiderte der, „noch hast du dich nicht emanzipiert. Ich will, daß du einmal hinauskommst!" Er zog ihren Kopf zu sich hernieder und flüsterte ihr ins Ohr: „Und wenn dich Tante Adelheid zu viel in die Vorträge schleppen will, dann machst du den Anfang mit der Emanzipation, nicht wahr? Denn du sollst ein Vergnügen von der Reise haben."

Frau von Bomsten hatte sich erhoben, um auf ihr Zimmer zu gehen.

„Also übermorgen reisen wir,“ sagte sie und ging mit dem Gefühl, eine große Schlacht siegreich geschlagen zu haben.

*

Herrn von Steineggs Vermutung, daß manche Leute seine Tochter Ella für ein mehr als genügend emanzipiertes junges Mädchen halten möchten, war durchaus keine irrtümliche. Zwischen Schlawe und Schievelbein, in jener sehr anmutigen Gegend Pommerns, in der das Gut des Herrn von Steinegg gelegen war, galt Ella sogar allgemein für die weitaus emanzipierteste der jungen Damen. Seitdem es bekannt geworden war, daß Fräulein von Steinegg kürzlich im Bureau eines Cösliner Rechtsanwalts, allerdings als Bevollmächtigte ihres Vaters, aber doch allein und ohne „Schutz“ erschienen war, um mit einigen männlichen Gutsnachbarn, unter denen sogar zwei unverheiratete gewesen waren, über die Beendigung langjähriger Streitigkeiten um die Fischereigerechtsame eines im gemeinschaftlichen Besitz befindlichen Sees zu verhandeln, und seitdem man erfahren hatte, daß das junge Mädchen nicht nur eine stumme Zuhörerin bei diesen Verhandlungen gewesen war, sondern auch mehrfach Gelegenheit genommen hatte, dem Standpunkt ihres Vaters in längerer und ungewöhnlich klarer Rede Geltung zu verschaffen, war man sogar der Ansicht, daß Fräulein von Steinegg sehr stark die Grenze gestreift habe, die ihr als einer der Bevorzugtesten zwischen Schlawe und Schievelbein natürlich sehr viel weiter gezogen war als andern jungen Mädchen. Zu den Bevorzugtesten gehörte Fräulein von Steinegg, weil ihre Familie in jener Gegend alteingesessen, ihr Vater persönlich wohlangesehen und beliebt und einer der wenigen notleidenden Agrarier war, der auf die Zinsen eines ansehnlichen Kapitalvermögens zurückgreifen konnte, wenn es in einem Jahr zu viel, im nächsten zu wenig geregnet hatte. Ella war die einzige Erbin des Namens und des Vermögens ihres Vaters, zwanzig Jahre alt und so ansehnlich von Gestalt und Gesichtszügen, daß man sie allgemein für ein hübsches Mädchen erklärt haben würde, auch wenn ihre Position eine weniger glänzende gewesen wäre. Man war also bereit, ihr viel zu verzeihen, und man glaubte ihr schon viel verziehen zu haben, — daß sie zum Beispiel allein Bälle und Diners auf den benachbarten Gütern besuchte, mit deren Besitzern die Familie Steinegg seit Menschengedenken befreundet war, daß sie die Feldarbeiten inspizierte, als ob sie ihres Vaters Sohn gewesen wäre, und daß sie einige Körbe an Bewerber ausgeteilt hatte, an denen nach allgemeiner Ansicht auch nicht das Geringste auszusetzen war. Man war sehr verständig und trug den Verhältnissen genügend Rechnung. Wenn Herr von Steinegg seines Leidens wegen der Geselligkeit außerhalb seines Hauses fern blieb, so konnte man doch nicht auch von seiner Tochter das Gleiche verlangen; wenn ihre wirtschaftlichen Interessen noch weiter gingen als diejenigen andrer Gutsbesitzerstöchter und sie ein wenig den Oberinspektor ihres Vaters spielte, so mochte das unter den besonderen Umständen, die ihrem Vater nicht erlaubten, selbst nach dem Rechten zu sehen, auch angehen, und daß sie noch keinen Bewerber erhört hatte, schrieb man einem verzeihlichen Hochmut zu, von dem sie allerdings sonst niemals einen Beweis gegeben hatte. Aber seit jener Konferenz im Rechtsanwaltsbureau, bei der Fräulein von Steinegg ihren Standpunkt mit so viel Energie und Geschick vertreten hatte, daß die unterlegenen Herren sich für ihre Niederlage revanchieren zu müssen glaubten, indem sie mit scherzhafter Uebertreibung von dieser Energie erzählten, debattierte man in dem Bekanntenkreise der Steineggs lebhaft darüber, ob es nicht doch vielleicht angemessener sei, wenn Herr von Steinegg sich entschlösse, eine ältere Dame ins Haus zu nehmen, die bei solchen Gelegenheiten dem selbständigen Auftreten seiner Tochter, wenn es nun einmal durch die Verhältnisse bedingt war, als dekorativer Hintergrund dienen könne. Eine alte Freundin Herrn von Steineggs hatte es nicht unterlassen können, ihm von diesen in der Umgegend aufgetauchten Wünschen Mitteilung zu machen. Sie war von dem Resultat allerdings nicht sehr befriedigt gewesen. Herr von Steinegg hatte ihr mit einem sehr freundlichen Gesicht zugehört und ihr zum Schluß erklärt, er wolle sich die Sache überlegen. Er hatte seine eigne Art, sich gute Freunde in der Entfernung zu halten, wenn diese ihrem guten Herzen zu stark nachgaben.

Aber Herr von Steinegg hatte es doch für nötig gehalten, zu seiner Tochter von den Wünschen zu sprechen, die zwischen Schlawe und Schievelbein laut geworden waren, — vielleicht nur aus dem Grunde, weil er keinen Grund eingesehen hatte, ihr gegenüber davon zu schweigen. Sie hatten beide herzlich darüber gelacht, daß andre da eine Notwendigkeit sahen, wo ihnen selbst die Möglichkeit ausgeschlossen schien. Ein dritter, eine Fremde als täglicher Hausgenosse um sie und zwischen ihnen, die sich ihr Leben lediglich nach ihren eignen Bedürfnissen gestaltet hatten, — es erschien ihnen beiden, als ob man ihnen zugemutet hätte, einen mit eigner Hand gepflanzten und gepflegten Garten mutwillig zu zerstören.

Aber wie auf Verabredung hatten sowohl Herr von Steinegg wie seine Tochter es vermieden, zu Frau von Bomsten von diesen in der Nachbarschaft laut gewordenen Wünschen zu sprechen, als diese dann plötzlich und unerwartet wenige Tage später zum Besuch eingetroffen war. Denn trotzdem Tante Adelheid die Ehre widerfahren war, an Stelle der erkrankten Frau Annie Douglas-Müller zur zweiten stellvertretenden Vorsitzenden des deutschen Frauenkongresses erwählt zu werden, und trotzdem sie ihrer Ueberzeugung, daß Ella sich emanzipieren müsse, schon früher mehrfach Ausdruck gegeben hatte, schien sie ihrem Bruder wie ihrer Nichte doch nicht die geringste Garantie dafür zu bieten, daß sie nicht in dasselbe Horn stoßen würde, das augenblicklich zwischen Schlawe und Schievelbein geblasen wurde. Hatte doch Frau von Bomsten ihre eignen Ideen über

Emanzipation. Sie hatte bisher niemals etwas Besonderes darin gesehen, daß ihre Nichte sich mit Dingen befaßte, die vielfach außerhalb des Kreises lagen, in dem sich sonst die Interessen junger Mädchen von zwanzig Jahren bewegen. Aber würde man sie darauf aufmerksam gemacht haben, daß Ella sich in der That einen besonderen Wirkungskreis, außerhalb des Gewöhnlichen, geschaffen hatte, und würde man ihr dieses Ungewöhnliche damit haben erklären wollen, daß ihre Nichte einer praktischen Notwendigkeit nachgab, indem sie sich ganz in die Interessen ihres Vaters einlebte, so würde sie diese Zwangslage durchaus bestritten und behauptet haben, daß ein tüchtiger Wirtschaftsbeamter den Obliegenheiten, die Ella auf sich genommen hatte, viel besser gewachsen gewesen wäre. Denn Frau von Bomsten würde niemals zugegeben haben, daß die Elasticität, mit der ihr Bruder gegen sein Leiden kämpfte, und die Freude am Dasein, die er trotz seines Siechtums empfand, lediglich ihre Nahrung aus der vollkommenen Hingabe seiner Tochter sog, die seine Interessen zu den ihrigen gemacht hatte, nur um überhaupt Interessen in ihm wach zu erhalten. Und sehr wahrscheinlich hätte Frau von Bomsten Ellas Teilnahme an der Konferenz im Bureau des Cösliner Rechtsanwalts ebenso unweiblich gefunden wie die zwischen Schlawe und Schievelbein, oder, da das Wort „unweiblich" aus ihrem Wörterbuch gestrichen war, seitdem sie sich zu den Vorkämpferinnen der Frauenbewegung rechnete, zum mindesten für sehr unnötig.

Denn das war Frau von Bomstens eigentlicher Aerger, daß ihre Nichte in den praktischen Interessen ihres engen Horizontes, wie sich Tante Adelheid ausdrückte, so ganz stecken blieb. Daß sie nichts wissen wollte von den großen Aufgaben, denen Tante Adelheid ihr Leben gewidmet hatte, seitdem ihr guter, aber schwacher Gatte ihrer kräftigen Fürsorge entrückt war. Daß Ella es ablehnte, sich über die Notwendigkeit der Mädchengymnasien eine Meinung zu bilden, lediglich weil sie behauptete, sehr froh darüber zu sein, daß sie selbst nicht nötig gehabt hatte, ein solches zu besuchen. Daß sie harmlos lachte, wenn Tante Adelheid von einem Fräulein Doktor ihrer Bekanntschaft sprach, und daß sie sogar ein wenig boshaft lachen konnte, wenn Frau von Bomsten „den Kampf der Geschlechter", eines ihrer Lieblingsthemata, auf ihre Tagesordnung gesetzt hatte. „Das ist mir alles zu kompliziert," pflegte Ella zu erwidern, wenn ihr Tante Adelheid gerade in Bezug auf dieses Thema Teilnahmlosigkeit vorwarf, und einmal, als Frau von Bomsten gar zu scharf vorgegangen war, hatte sie sogar anzüglich gefragt: „Kannst du denn gar kein Mitleid mit den Besiegten haben, Tante Adelheid?"

*

Herrn von Steinegg wie seiner Tochter war der Abschied schwerer geworden, als sie gedacht hatten. Erst als Frau von Bomsten mit dem ganzen Ernst, den die Situation erforderte, versichert hatte: „Ich werde über das Kind wachen, lieber Kurt, verlaß dich darauf," hatten beide die heitere Grundstimmung ihrer Naturen wiedergefunden.

Die Reise war nicht angenehm gewesen, wenigstens für Ella nicht. Tante Adelheid, schon unter gewöhnlichen Verhältnissen empfindlich gegen frische Luft, die sie nur unter dem Namen Zugluft kannte, war von der beständigen Angst geplagt worden, sie könne sich einen Schnupfen holen, der sie daran gehindert hätte, ihren Ehrenpflichten zu genügen, falls die erste, die stellvertretende erste und die zweite Vorsitzende des Frauenkongresses einmal gleichzeitig genötigt sein sollten, den Vorsitz abgeben zu müssen. Sie hatte deshalb auf geschlossenen Coupéfenstern bestanden und um sie einige erbitterte Kämpfe mit weniger empfindlichen Mitreisenden siegreich bestanden, — Ella würde innerlich gejubelt haben, wenn ihre Tante die Unterlegene gewesen wäre. Auch das Aufsehen, das Tante Adelheid unterwegs erregte, berührte Ella nicht angenehm. Die Sackjacke, die Frau von Bomsten beständig trug und die nach ihrer Behauptung ein der Gesundheit außerordentlich förderliches Normalkostüm vorstellte, ein weicher Filzhut mit einer Spielhahnfeder, dessen Grundfarbe nicht mehr recht kenntlich war, die Herrenkrawatte und mehr als bequemes Schuhwerk waren es nicht allein, die beständig die Aufmerksamkeit der Mitreisenden auf sich zogen. Tante Adelheid hatte auch eine Manier, die zehn Gepäckstücke, die sie im Coupé untergebracht hatte, beständig zu durchwühlen, auf jeder Station den Schaffner in Anspruch zu nehmen und zwischen den Stationen ihre Nichte nicht zur Ruhe kommen zu lassen, die selbst Ellas gesunde Nerven schließlich in starke Schwingungen brachte. Es war auch nur ein kurzes Aufatmen für das junge Mädchen, als Frau von Bomsten müde zu werden schien, ihr Haupt in die Wagenkissen neigte und endlich einschlief. Denn Tante Adelheid hatte die Gewohnheit, stark zu schnarchen, so kräftig zu schnarchen, daß sich das Lächeln der Mitreisenden zu einem Kichern verstärkte. Ella fand, daß das Reisen doch nur ein zweifelhafter Genuß sei.

Aber nachdem sie die erste Nacht in dem weltberühmten ersten Hotel der süddeutschen Residenz ausgezeichnet geschlafen, ohne Tante Adelheid, die es liebte, spät aufzustehen, gefrühstückt und dann eine Entdeckungsreise auf eigne Faust gemacht hatte, die sie bald aus der Stadt heraus auf die sie umgebenden Höhen geführt hatte, kam sie kurz vor Beginn der Table d'hote ins Hotel zurück, erhitzt vom eiligen Gange, erfüllt von neuen Eindrücken und mit einem Gefühl innerlicher Freiheit, das sie Tante Adelheids Sackjacke als etwas unendlich Gleichgültiges empfinden ließ, als sie hinter ihr den Speisesaal betrat.

Frau von Bomsten hatte die Nichte während der Vormittagsstunden nicht vermißt. Sie hatte auf den Kongreß bezügliche Briefe und Drucksachen vorgefunden, auch schon Besuche von Gesinnungsgenossinnen erhalten und sah sich für den Nachmittag und die folgenden Tage bereits jetzt so in Anspruch genommen, daß sie es beinahe als drückend empfand,

sich mit der Begleitung des jungen Mädchens beschwert zu haben.

Der Oberkellner wies den beiden Damen ihre Plätze an einer der Tafeln an, Tante Adelheid studierte das Menü und die Weinkarte, bestellte mit sonorer Stimme eine Flasche Duplessis und löffelte mit Behagen ihre Suppe. Darüber versäumte sie, den Gruß eines Herrn zu erwidern, den der Oberkellner auf den Platz Ella gegenüber gewiesen hatte. Der Herr war groß, blond und stattlich, — er war dem jungen Mädchen sofort aufgefallen, als er den Speisesaal betrat. Ella hatte auch bemerkt, daß er einen Augenblick stutzte, als er Frau von Bomsten sah — ‚Aha, die Sackjacke,‘ hatte sie unwillkürlich denken müssen. Aber ob es nun in ihrer Stimmung lag oder in der Art, wie der Fremde seine Verwunderung, wenn eine solche ihn hatte stutzen lassen, im Augenblick bemeisterte, — Ella überwand den Gedanken an Tante Adelheids groteske Erscheinung schnell. Statt dessen beschäftigte es sie, zu enträtseln, was und woher der Fremde wohl sein könne. Für einen Norddeutschen glaubte sie ihn nach Gesichtsschnitt, Haarfarbe, Figur und Haltung nehmen zu müssen. Aber in seinen Bewegungen und in seiner ganzen Art war etwas von Unbekümmertsein um seine Umgebung, das er schwerlich in Norddeutschland angenommen hatte. Ein paarmal begegneten ihre Blicke den seinen, — die Art vieler junger Mädchen, einem solchen zufälligen Zusammentreffen auszuweichen, war ihr fremd.

„Ich bin ordentlich beruhigt, liebe Ella, daß du von deinem Vormittag so befriedigt bist und auch für den Nachmittag schon Pläne gemacht hast,“ sagte Tante Adelheid endlich. „Wenn ich nur wüßte, wo ich dich für den Abend unterbringen könnte. Es ist für heute abend, wie mir eben mitgeteilt wurde, noch eine Vorstandssitzung angesagt, zu der ich dich nicht gut mitnehmen kann, da interne Fragen zur Erörterung kommen sollen.“

Ella hatte davon gesprochen, daß sie für den Nachmittag einen Wagen nehmen und etwas weiter in die köstliche Umgebung der Residenz vordringen wolle.

„Du brauchst meinetwegen nicht besorgt zu sein, Tante Adelheid,“ erwiderte sie; „ich werde müde sein, wenn ich zurückkomme, und verbringe dann den Abend wohl ganz gern mit einem Buche im Hotel.“

Tante Adelheid schien von dieser Genügsamkeit nicht unangenehm berührt und wandte ihre Aufmerksamkeit der Platte zu, die ihr gerade von dem Kellner gereicht wurde.

„Gnädiges Fräulein sollten die Vorstellung im Hoftheater besuchen,“ mischte sich da der Fremde mit ruhiger Sicherheit in das Gespräch. „Ich kann Ihnen heute einen besonderen Genuß versprechen, — die Durand spielt die ‚Judith‘, die berühmte Leonore Durand, — Sie haben sicher bereits von ihr gehört?“

Frau von Bomsten hatte einen Augenblick erstaunt von der Platte auf und zu dem Fremden hinübergesehen; aber die unverkennbar norddeutsche Aussprache, die selbstverständliche Sicherheit und die Verbindlichkeit, mit der er zu ihr hinüberlächelte, als er sich von ihr gemustert sah, beruhigten sie schnell, und sie wandte sich wieder dem garnierten Rostbeef zu, es Ella überlassend, ob sie durch ihre Antwort eine Fortsetzung des Gesprächs ermöglichen oder abweisen wolle.

‚Ich hatte recht, Norddeutscher ist er,‘ dachte Ella mit einem kleinen, stillen Triumph; ‚aber in unsre Schablone paßt er trotzdem nicht hinein.‘ Dann erwiderte sie unbefangen: „Ich erinnere mich, ein Bild der Durand in einer illustrierten Zeitschrift gesehen zu haben, und es würde mich wohl interessieren, sie selbst zu sehen. Immerhin wär's ein Wagnis, — es wäre nämlich das erste Mal, daß ich das Theater besuche.“

„Dann versäumen Sie erst recht nicht, zu gehen,“ sagte der Fremde lebhaft. „Von der Kunst soll man sich möglichst nur große Eindrücke holen, und den kann ich Ihnen von dem heutigen Abend mit Sicherheit versprechen.“

Frau von Bomsten hatte das garnierte Rostbeef verabschiedet.

„Aber diese gastierenden Theatersterne treten immer in so gräßlichen französischen Stücken auf,“ sagte sie würdevoll. „Ich weiß nicht, Ella, ob es für ein junges Mädchen passend sein wird, da hineinzugehen, noch dazu allein.“

Ella lachte.

„Meinst du, daß ich weniger hören oder sehen würde, wenn du an meiner Seite säßest, Tante Adelheid?“

Frau von Bomsten fand die Antwort etwas respektwidrig. Um so mehr wurde sie für den Fremden eingenommen, der sehr ernsthaft blieb und, sich sehr verbindlich zu ihr wendend, einwarf:

„Ich glaube, Sie beruhigen zu können, gnädigste Frau. ‚Judith‘ ist ein deutsches Stück, von einem Manne Namens Hebbel, der nicht einmal zu den Ihnen gewiß auch nicht einwandfrei erscheinenden modernsten deutschen Dichtern gerechnet werden kann, da er bereits im Jahre 1863 gestorben ist.“

„Also ein Klassiker,“ erwiderte Frau von Bomsten prompt. „In klassische Stücke bin ich schon gegangen, als ich noch in der Pension war, und es wäre wohl Zeit, liebe Ella, daß du das Theater endlich von seiner erzieherischen Seite kennen lerntest.“

„Ich sträube mich ja auch nicht dagegen,“ sagte Ella lachend, der es nicht entgangen war, daß der Fremde innerlich nicht ganz so ernsthaft geblieben war, wie er sich äußerlich gegeben hatte.

„Dann würde ich Ihnen raten, sich bald einen Platz zu sichern, gnädiges Fräulein,“ sagte dieser nun, sich wieder ganz zu Ella wendend, nachdem Tante Adelheids Widerstand besiegt schien. „Die Durand spielt nicht vor leeren Häusern. Wenn Sie mir gestatten, schicke ich sofort einen Kellner zum Portier, der wahrscheinlich noch Billets zur Fremdenloge für die Hotelgäste zur Verfügung hält.“

Ella erschien das eigenmächtig genug für eine Table d'hote-Bekanntschaft, die noch nicht einmal bis zur Vorstellung gediehen war. Aber sie fand es doch nicht für notwendig, abzulehnen, da es

nun thatsächlich in ihrem Wunsche lag, sich eines guten Platzes zu versichern, und wenige Minuten später legte ihr der Kellner das Billet neben ihr Couvert.

*

Ella hatte doch ein wenig Erwartungsfieber gehabt. Trotzdem das Theater nur wenige Schritte von ihrem Hotel entfernt lag, war sie viel zu früh gekommen. Nun saß sie in der Loge, musterte ziemlich interesselos die wenigen schon Anwesenden, dachte dabei an den Vater und wie er sich wohl darüber amüsieren würde, wenn er wüßte, daß sie so schnell seinem Rat gefolgt war und sich von Tante Adelheid emanzipiert hatte, und überraschte sich dann darauf, daß sie das allmählich die Logen und das Parkett füllende Publikum interessierter musterte, weil sie neugierig war, ob sie ihr Gegenüber von der Table d'hote nicht darunter entdecken würde. Denn daß der Fremde eine Vorstellung nicht versäumen würde, die er ihr selbst so lebhaft angepriesen hatte, erschien ihr zweifellos.

Da hörte sie, daß die Thür zur Fremdenloge geöffnet wurde, und hörte den Eintretenden bei dem Logenschließer einen Theaterzettel bestellen. Die Stimme jagte ihr plötzlich das Blut bis in die Schläfe und entrüstete sie, trotzdem sie sich gleich darauf klar zu machen suchte, daß sie gar keine Ursache hatte, sich zu entrüsten, — es war ja doch ganz natürlich, daß der Fremde sich auf demselben Wege ein Billet gesichert hatte, den er ihr angeraten. Im nächsten Augenblick saß er mit einer leichten Verbeugung neben ihr.

Aber sie entrüstete sich von neuem, und diesmal, wie sie überzeugt war, mit gutem Recht, als er behaglich lachend sagte: „Das wäre also geglückt. Wenn das Tante Adelheid wüßte!"

Ella war empört, und diese Empörung loderte ihm deutlich genug aus ihren flammenden Augen entgegen. Aber mehr als ein halblautes: „Mein Herr!" brachte sie nicht über die Lippen. Seine Augen lachten sie gar zu übermütig und dabei so ehrlich und wie alte Bekannte an, daß sie zu ahnen begann, eine Aufklärung seines mehr als sonderbaren Benehmens werde nicht lange auf sich warten lassen. Ihre Empörung wandelte sich in ein maßloses Erstaunen, als er ihr dann die Hand entgegenstreckte und lächelnd fragte: „Fräulein Ella, können Sie sich denn gar nicht mehr an einen früheren Nachbarn erinnern, der Sie niemals hoch genug schaukeln konnte?"

„Ich weiß wirklich nicht," sagte Ella immer noch reserviert und sich dabei sehr unbehaglich fühlend, weil sie merkte, daß sie eine aufsteigende Verlegenheit nicht beherrschen konnte. „Da Sie von Schaukeln sprechen, — es ist so lange her, daß ich daran Gefallen fand —"

„Ach, ich glaube, es würde Ihnen heute noch Vergnügen machen," erwiderte lachend der Fremde. „Aber da Sie Ihr Gedächtnis im Stich läßt, — Vorstellung in optima forma: Mein Name ist von Franzius, — Albert Franzius!"

„Herr Gott —"

Es klang so ehrlich erstaunt und so ehrlich pommerisch von ihren Lippen, und dabei schlug sie so herzlich in die Hand, die noch immer auf ihren Gegengruß wartete, daß er über ihre Freude an der Begegnung nicht im Zweifel bleiben konnte.

„Aber ich denke, Sie sind in Rom, und Sie sind ein berühmter Mann geworden!" sagte sie dann naiv.

„Ja, glauben Sie denn, daß für mich keine Bahnverbindung von Rom hierher führt, und daß sogenannte berühmte Leute anders aussehen wie andre Menschen?" lachte er dagegen. „Und nehmen Sie es mir nun noch übel, daß ich mich für die ausgesprochene Antipathie, mit der mich Tante Adelheid immer beehrt hat, revanchierte, indem ich mir den Scherz machte, sie nicht zu erkennen, trotzdem sie sich so wenig verändert hat?"

„Und Sie so sehr, daß ich Sie nun und nimmer erkannt hätte. Aber als ich Sie zuletzt sah, waren Sie doch eigentlich noch ein halber Junge, — das kann wohl zehn Jahre her sein. Nein, Herr von Franzius" — Ella streckte ihm noch einmal in einem warmen Impuls die Hand entgegen —, „ich nehme Ihnen gar nichts übel, — ich freue mich nur schrecklich, Sie getroffen zu haben und Papa von Ihnen erzählen zu können."

„Ihr guter Vater!" sagte Herr von Franzius herzlich. „Ich habe wenig mehr von ihm gehört seit damals, seitdem mein Vater verkaufen mußte. Aber wir haben's Ihrem Vater niemals vergessen, wie freundschaftlich er uns zur Seite gestanden hat." Herr von Franzius schüttelte die trüben Erinnerungen ab, die sich an jene Zeit für ihn knüpften. „Und Sie sind unter die Vorkämpferinnen der Frauenbewegung gegangen, Fräulein Ella? Ich werde Sie natürlich reden hören, ich freue mich darauf."

Er lachte übermütig.

„Das überlasse ich Tante Adelheid," sagte Ella, auf seine Stimmung eingehend. „Und daß sie reden wird, glaube ich auch nicht recht; aber sie ist so stolz darauf, zur stellvertretenden zweiten Vorsitzenden des Kongresses gewählt zu sein, daß sie diesen Titel sogar in das Fremdenbuch eingetragen hat."

„Also haben Sie Zeit, sich von mir ein wenig herumführen zu lassen?" fragte Herr von Franzius.

„Wenn Sie Zeit für mich haben —"

Er erwiderte nicht ganz so schnell, als sie es nach seiner ganzen bisherigen Art hätte erwarten müssen.

„Meine ganze freie Zeit," sagte er dann mit ein wenig auffälliger Betonung.

Ehe Ella etwas erwidern konnte, rauschte der Vorhang in die Höhe. —

War es Schuld dessen, der neben ihr saß, lag es an dem Stück oder an der Darstellung, — Ella versuchte während des ganzen ersten Aufzuges vergebens, ihre Aufmerksamkeit auf die Bühnenvorgänge zu konzentrieren. Immer wieder fand sie sich mit ihren Gedanken weit entfernt, immer wieder glitt ihr Auge verstohlen prüfend über die Züge des neben ihr Sitzenden, um sie sich zurückzukonstruieren, so wie sie ihr im Gedächtnis geblieben waren. Als

einen Zwanzigjährigen hatte sie ihn zum letztenmal gesehen, — als einen halben Jungen noch, wie sie selbst vorher gesagt hatte. Niemand war recht gut auf ihn zu sprechen gewesen, — die eignen Eltern hatten das Vertrauen zu ihm verloren. Schien er doch selbst nicht zu wissen, welchen Weg er gehen wollte, — nur darin mit sich selbst einig, daß er keinen der Wege gehen würde, die ihm die nächsten hätten scheinen sollen. Ein Brotstudium widerte ihn an, den Zwang der Offizierslaufbahn erklärte er für einen Greuel, die Landwirtschaft war ihm verhaßt, trotzdem er tagelang in Wald und Feld umherstreifen konnte. Nur Ellas Vater hatte das Vertrauen zu ihm niemals verloren. „Er ist ein anständiger Charakter," pflegte der zu sagen, „und irgendwo sitzt ihm mehr als den meisten Menschen. Er wird sich schon selbst finden." Und als der alte Herr von Franzius seinen Sohn gewaltsam in den landwirtschaftlichen Beruf hineindrängen wollte, — irgend etwas mußte der Junge doch werden, — war es Herr von Steinegg gewesen, der sogar offen des Sohnes Partei genommen hatte: „Sie können Ihre Klitsche kaum selbst halten; Ihr Sohn, ohne Passion zur Sache, hält sie nicht ein Jahr lang. Was dann? — Lassen Sie ihn los, lassen Sie ihn malen, wenn er absolut ein Maler werden will. Reicht's nicht für die Kunst, dann wird er sich schon etwas andres suchen." Der alte Franzius hatte nachgegeben. Freilich war ihm auch das eigne Interesse an seinem Besitz geschwunden, als er sich von dem Gedanken loslösen mußte, daß sein Sohn einst sein Nachfolger sein würde. Er hatte sein Gut verkauft und sich mit dem kleinen Vermögen, das er aus dem Verkauf gerettet hatte, nach Berlin gewandt, wo sein Sohn die Akademie besuchte.

Man hörte nicht mehr viel von der Familie Franzius. Daß Albert Franzius nicht lange bei der Malerei geblieben sei, erzählte man sich mit einer gewissen Schadenfreude; er habe gar kein Talent gehabt, hieß es, und man konnte eine Genugthuung darüber nicht unterdrücken. Dann kam die Nachricht, daß der alte Franzius und seine Frau kurz nacheinander gestorben seien, und erzeugte noch einmal eine gewisse Teilnahme. Albert Franzius wäre von dieser Zeit an für seine engere Heimat wahrscheinlich ganz verschollen geblieben, wenn die Gräfin Schmiedegg-Benkenhagen nicht von einem plötzlichen Reisefieber erfaßt worden wäre. Was die Ursache dieses Fiebers war, wußte niemand zu sagen. Genug, die Gräfin reiste, und reiste — kaum erhört — noch über Berlin hinaus. Als sie zurückkehrte, konnte sie berichten, daß sie einen ganzen Winter in Rom gelebt habe. Einige meinten, sie sei katholisch geworden, und beschlossen, ihr in Zukunft mit Vorsicht zu begegnen. Aus dieser Vorsicht heraus glaubten sie ihr auch nicht recht, als die Gräfin erzählte, sie habe in Rom Albert Franzius getroffen, — er sei zwar kein berühmter Maler, aber ein berühmter Bildhauer geworden und verdiene viel Geld. Da zwischen Schlawe und Schievelbein noch kein Bildhauer berühmt geworden ist oder Geld verdient hat, so hatte die Nachricht ja auch nicht viel Wahrscheinlichkeit für sich. Nur Herr von Steinegg freute sich über sie und mit ihm seine Tochter. Der Zufall ließ die letztere in einem illustrierten Journal die Abbildung einer Brunnenfigur aufstöbern, unter der sie las: „Modelliert von Albert von Franzius." Die betrachteten sie beide mit Aufmerksamkeit, und sie fanden sie beide sehr schön, ohne sich doch recht ein Urteil zuzutrauen. Ella, die den Künstler nur als „halben Jungen" gekannt hatte, immer bereit, der Gesellschaft der Erwachsenen, die ihm das Vertrauen versagte, zu entfliehen und sich mit ihr zu beschäftigen, wurde er durch diese Abbildung eines seiner Werke wieder näher gerückt.

Nun saß Ella neben dem Jugendfreund und hatte doch Mühe, sich an den Gedanken zu gewöhnen, daß der große, breitschulterige, blondbärtige Mann, der sich so sicher gab, derselbe war, den sie als unfertigen, im unklaren dahintastenden Jüngling im Gedächtnis hatte. Kein Wunder, daß der sich auf der Bühne übermenschlich gebärdende Holofernes sich mit dem geringeren Teil ihrer Aufmerksamkeit begnügen mußte. Nur daß er besser spielte als sprach, fiel ihr auf, und dieser Meinung gab sie offen Worte, als der Vorhang fiel und Franzius sie fragte, welchen Eindruck Stück und Vorstellung auf sie machten.

„Das Stück interessiert mich sehr," sagte sie, nicht ganz wahrheitsgemäß, da sie doch nicht erwidern konnte, daß das Stück sie vielleicht sehr interessiert haben würde, wenn ihre Gedanken nicht anders in Anspruch genommen gewesen wären. „Nur um den Holofernes ist es schade; er sieht so gut aus und hat so große, vornehme Bewegungen, aber er spricht, als ob er seine Feldherrnlaufbahn in einem Berliner Garderegiment begonnen hätte, und als ob er glaubte, daß der Leutnantston seinen Leuten fürchterlich imponieren müßte."

Franzius lachte.

„Alle Achtung, Fräulein Ella. Was Sie für ein gutes Auge und für ein gutes Ohr haben! Sie gehören nicht zu denen, die schon der Kronleuchter blendet, wenn sie zum erstenmal im Theater sind."

„Sie haben ganz recht, mich daran zu erinnern," erwiderte Ella, durch sein Lachen in Verlegenheit gesetzt; „ich sollte nicht urteilen. Aber wenn ich Holofernes unrecht thue, hat er's leicht, sich damit zu trösten, daß ich nichts davon verstehe."

„Nein," sagte Herr von Franzius eifrig, „so war's nicht gemeint. Sie sollen urteilen, und es ist Ihr gutes Recht, zu urteilen, solange der Mann, der Holofernes da, Ihnen nicht allen Atem benimmt. Denn das ist seine verfluchte Pflicht und Schuldigkeit, und solange Sie kühl bleiben, hat er's versehen. Ganz abgesehen davon, daß Sie in diesem Falle wirklich recht haben; er spricht Hebbel, als ob Hebbel Moser oder Schönthan wäre und er ungestraft halbe Worte verschlucken dürfte. Das ist das Schlimme, daß die Schauspieler niemals wissen, wen sie vor sich haben — ich meine natürlich nicht, vor wem sie spielen, sondern wen sie spielen. Alles über einen Leisten! — Wenn ich nicht überzeugt

wäre, daß die Durand Sie packen wird, schlüge ich Ihnen vor, unsre Plätze im Stich zu lassen und hinter die Schule zu gehen. Aber die Durand müssen Sie sehen!“

Der Eifer, mit dem er sprach, kleidete ihn gut.

„Sie scheinen ein großer Verehrer dieser Künstlerin zu sein,“ sagte Ella lächelnd.

„Ja,“ erwiderte Franzius, „der Künstlerin und der Frau! Eine ganz außerordentliche Persönlichkeit, ich versichere Sie, und ich bin überzeugt, wenn Sie sie kennten —“

„O,“ machte Ella ein wenig hochmütig, „eine Dame vom Theater —“

Er lachte belustigt, aber das Lachen verletzte sie nicht.

„Sie meinen, Sie wüßten nicht, wie Sie dazu kommen sollten, eine Dame vom Theater kennen zu lernen. Sie haben ganz recht, Fräulein Ella. Ich meine ja auch nur, wenn Sie sie kennen lernten, würden alle Ihre Vorurteile gegen die Damen vom Theater dieser einen gegenüber zerfließen wie — wie — ja, wie sagt man doch bei uns zu Hause — wie Butter an der Sonne.“

Noch schüttelte Ella etwas ungläubig lächelnd den Kopf, als der Vorhang wieder in die Höhe ging.

*

Leonore Durand hatte dem Publikum dieser süddeutschen Residenzstadt gegenüber eine ganz eigenartige Stellung. Dieses Publikum vergötterte sie und grollte ihr gleichzeitig, — vergötterte sie wie einen Liebling, den man vor seinen Augen hat werden und wachsen sehen, dessen künstlerische Entwicklung man von Jahr zu Jahr verfolgt hat, den man nun in seiner künstlerischen Reife ganz zu kennen glaubt und der doch immer aus der Fülle seiner künstlerischen Persönlichkeit heraus neue Ueberraschungen bietet. Und es grollte der Künstlerin darum, weil sie nicht dankbar dafür zu sein schien, daß ihr Ruhm zufällig gerade von dieser Stadt ausgegangen war, daß sie gerade diesem Publikum durch ein Jahrzehnt den unvergleichlichen Genuß geboten hatte, eine künstlerische Individualität sich von den ersten, vielfach noch unsicheren Schritten bis zu vollster Beherrschung aller ihrer Kräfte entfalten zu sehen. Ein Teil des Publikums nannte die Durand undankbar, weil sie dem Hoftheater untreu geworden war und nur alljährlich noch zu einem mehrwöchentlichen Gastspiel an die Bühne zurückkehrte, von der ihr Ruhm ausgegangen war. Aber die Vergötterung war stärker als der Groll.

Als der Vorhang sich hob, ging kurz ein Zischeln durch das gefüllte Haus.

„Da ist sie!“

Und dann eine Totenstille.

Und aus dieser Totenstille klang der erste Ton einer Stimme zu Ella herauf, der ihr, der Theaterfremden, sofort sagte, worin die unwiderstehliche Gewalt lag, mit der die Durand das Publikum zwang. Es war Ella, als müsse sie die Augen schließen, um, unbeirrt von andern Eindrücken, nur den Klang dieser Stimme auf sich wirken zu lassen. Das war die große Mitgift, die die Natur der Durand für ihre Bühnenlaufbahn gespendet hatte, — diese wunderbare, zugleich sonore und biegsame Sprechstimme, die den Hörer einhüllte wie in Musik, Wohlgeruch und laue Lüfte. Alles andre hatte sie meistern müssen, — Bewegungen, Gebärdenspiel und die Kunst zu sprechen. Mit weniger künstlerischem Ernst würde sie in dem Erfolge stecken geblieben sein, den ihr der Klang ihrer Stimme sicherte; aber sie gehörte zu denen, die sich noch nicht selbst genügen, wenn andre sie laut bewundern. Mit einer eisernen Energie hatte sie an sich gearbeitet, ein Jahrzehnt; und das Publikum dieser süddeutschen Residenz grollte ihr, weil sie nicht nur für dieses Publikum allein gearbeitet haben wollte.

Als Ella sich von dem Wohllaut dieser Stimme erholt hatte — denn es lag etwas in ihr, das den Herzschlag stocken machte —, sah sie, daß Leonore Durand schön war. Eine Schönheit, die vielleicht erst geworden war, ein Kopf, der noch mehr fesselte durch den Ausdruck als durch die Züge. Eine brünette Schönheit, nicht erst für die Rolle der Judith brünett hergerichtet, — das verriet der dunkle Schatten auf der Oberlippe, den die sparsam verwendete Schminke nicht verbergen konnte oder sollte. Abgrundtiefe Augen, die sanft zu leuchten und lodernd zu flammen verstanden, und in denen die Schrecken des Todes wach wurden, als Judith Mirza von ihrem Traum erzählte, in dem sie der Sonne entgegenzugehen glaubte und plötzlich einen Abgrund zu ihren Füßen entdeckte, „dunkel, unabsehlich, voll Rauch und Qualm“.

Da trieb es Ella unwiderstehlich, zu Franzius hinüberzuschauen.

Der saß, das Glas vor dem Auge, und verwandte keinen Blick von der Künstlerin. Die Adern an seiner Schläfe waren geschwollen, die Zähne nagten an der Unterlippe.

Ella wandte sich wieder der Bühne zu. Sie wußte, daß er regungslos so sitzen würde, solange die Durand auf der Bühne stand.

*

Dann hatte sie vergessen, daß Franzius neben ihr saß, und daß es die Durand war, die auf der Bühne stand. Sie sah nur noch Judith vor sich, die Gewaltigste ihres Geschlechtes, in der alle Empfindungen sich bis zur Gipfelhöhe steigern. Und es war Ella, als ob sie selbst an dieser aus sich herauswüchse, über sich hinaus, zu einer innerlichen Freiheit, die sie bisher vielleicht immer bethätigt, aber noch niemals als etwas so Köstliches, Bewußtes empfunden hatte.

Das Stück war zu Ende, Leonore Durand war wieder und wieder hervorgerufen worden, der Vorhang hatte sich zum letztenmal gesenkt. Ein Häuflein Getreuester applaudierte noch immer, trotzdem das Theater sich bereits stark geleert hatte, aber das Klatschen klang nicht mehr wie Salven-, sondern nur noch wie Pelotonfeuer. Auch Franzius und Ella standen noch an der Brüstung der Fremdenloge. Sie hatten nicht mit applaudiert, — dieses banale Händeklatschen erschien ihnen beiden wie ein Attentat gegen die feierlich gehobene Stimmung, in



der sie sich befanden. Aber sie verwandten immer noch kein Auge von dem Vorhang, als könne er sich doch noch einmal heben und Judith noch einmal sichtbar werden, groß und mächtig daherschreitend im Schmuck ihrer Prachtgewänder. Sie lehnten Schulter an Schulter, und keines von ihnen wich der zufälligen Berührung aus; die gleiche Stimmung gab ihnen das Gefühl der Zusammengehörigkeit.

Fast als die letzten verließen beide den Zuschauerraum.

„Sind Sie mit dem Abend zufrieden?" fragte Franzius, als er Ella den Mantel um die Schultern gelegt hatte.

„Den danke ich Ihnen," erwiderte sie und sah ihn mit leuchtenden Augen an. „Jetzt weiß ich, was Kunst ist und bedeutet, — daß sie die Menschen innerlich frei macht und aus der Alltagssphäre hinaushebt in eine lichtere Welt."

Sie gingen den kurzen Weg vom Theater nach dem Hotel zusammen, durch das Gewühl fremder Menschen hindurch, die sich auf dem Trottoir drängten.

„Um Tante Adelheid ganz zufriedenzustellen," sagte Franzius, ehe er sich vor dem Hotel verabschiedete, „müßte ich ja nun wohl morgen vormittag den Cylinder aufsetzen und Ihnen beiden im Hotel eine feierliche Visite machen, und ich müßte zu der Notlüge greifen, daß ich sie wirklich nicht erkannt hätte und erst durch die im Tagblatt veröffentlichte Liste der im Hotel abgestiegenen distinguierten Fremden auf ihre Anwesenheit aufmerksam geworden wäre. Aber Künstler haben ihre Launen und manchmal auch dringende Arbeit. Und Tante Adelheid hat immer so wenig Zutrauen zu mir gehabt, daß ich meinen Launen nachgeben möchte, auch wenn die Arbeiten, die mich hierher geführt haben, mich nicht zu einem unfreien Mann machten. Wollen Sie mein Inkognito Tante Adelheid gegenüber morgen noch wahren, Fräulein Ella? Da Tante Adelheid es mit der von ihr übernommenen Pflicht, Sie zu chaperonnieren, nicht sehr ernst nimmt, brauchen Sie sich auch kein Gewissen daraus zu machen, wenn Sie ein Geheimnis vor ihr haben, — noch dazu eines, das Sie mit einem alten Jugendfreunde teilen. Und sollte ich zufällig Zeit haben und auf eine Anfrage im Hotel den Bescheid erhalten, daß Tante Adelheid einer Sitzung beiwohnt und Sie allein gelassen hat, darf ich Sie dann abholen und Ihnen mein Atelier zeigen? Denn die erste Gelegenheit, die sich mir bietet, mich Ihnen als Künstler vorzustellen, die möchte ich mir nicht dadurch beeinträchtigen lassen, daß wir einen Vortrag anhören müssen, in dem uns Tante Adelheid ihre Kunstanschauungen entwickelt."

„Sie wollten mir wirklich Ihr Atelier zeigen?" erwiderte Ella erfreut. „Das ist ja herrlich! Und Tante Adelheid gegenüber soll Ihr Inkognito gewahrt bleiben, solange Sie's wünschen, — ich fühle mich ihr gegenüber ziemlich unverantwortlich, da sie selbst mir geraten hat, emanzipierter zu werden. Ich werde morgen den ganzen Tag zu Haus sein."

„Das ist reizend von Ihnen, Ella," sagte Franzius, und es fiel ihnen beiden nicht auf, daß er sie wie ehemals mit bei ihrem Vornamen nannte. „Aber wenn ich verhindert wäre zu kommen, dürfen Sie nicht böse sein."

„Wir waren ja niemals böse aufeinander," erwiderte Ella und reichte ihm mit einem frohen Lächeln die Hand zum Abschied. „Ich habe mich nicht verändert. Also hoffentlich auf Wiedersehen morgen!"

*

Der nächste Vormittag war vorübergegangen, ohne daß Franzius den angekündigten Besuch gemacht hatte. Ella war seinetwegen zu Hause geblieben und hatte es abgelehnt, Tante Adelheid in die Vormittagssitzung zu begleiten. Auch zur Table d'hote erschien Franzius nicht im Hotel. Das war Ella fast lieb, denn so sehr sie sich gefreut hatte, den Kindheitsgenossen wiederzufinden, und so wenig es ihr Gewissen bedrückte, das Geheimnis dieses Zusammentreffens vor Tante Adelheid noch hüten zu müssen, so wäre es ihr doch schwer geworden, die Komödie mitzuspielen, die Franzius am Tage vorher der alten Dame gespielt hatte. Ihn wieder als Gegenüber an der Table d'hote zu haben, war zwar für Ella ausgeschlossen, denn Frau von Bomsten präsidierte einem Tisch, der nur von Teilnehmerinnen des Frauenkongresses besetzt war.

Dieser Tisch hätte sicher das allgemeine Interesse des vollbesetzten Saales auf sich gezogen, auch wenn die daran sitzenden und ausnahmslos mit gutem Appetit essenden Damen nicht das Kongreßabzeichen, eine buntfarbige Schleife, ziemlich herausfordernd an der linken Schulter befestigt getragen hätten. Tante Adelheid hatte auch Ella genötigt, den der letzteren überflüssig und geschmacklos erscheinenden Schmuck anzulegen. Nicht nur Frau von Bomstens korpulentes Sichgehenlassen und ihr sonores Organ, das die Stimmen der andern Damen kräftig übertönte, zwang Auge und Ohr der an den übrigen Tischen speisenden Gäste immer wieder, sich dem Tisch der Männerfeindinnen, wie ein Witzbold, dessen Schlagwort schnell die Runde machte, ihn genannt hatte, zuzuwenden. Wem Frau von Bomsten noch nicht interessant genug erschien, der fand noch manche andre Erscheinung und manche Sonderbarkeit dieses Kreises, die vielleicht, einzeln auftretend, keinerlei Beachtung gefunden hätten oder doch mit einem flüchtigen Lächeln abgethan worden wären, die aber hier, gleichsam in Schlachtordnung aufmarschiert und mit einer deutlich markierten Kampfbereitschaft in Stimme, Haltung und Gebärden, einen so tiefgehenden Eindruck machten, daß Ella sich bald unbehaglich zu fühlen begann.

Der Versuch eines weiblichen Doktors der Medizin zur Rechten und eines weiblichen Doktors der Philosophie zur Linken, sich mit dem zwischen ihnen eingekeilten jungen Mädchen über die Grundlagen der Neuordnung des Staates und der menschlichen Gesellschaft mit der befreiten Frau an der Spitze zu verständigen, war schnell an Ellas Teilnahmlosigkeit und Zurückhaltung gescheitert. Die beiden Doktorinnen sagten sich mit einem Blick, daß die Nichte der verehrten stellvertretenden zweiten Vorsitzenden

unzweifelhaft trotz ihres hübschen Gesichts, ihrer guten Manieren und ihres eleganten Schneiderkleides doch wohl ein fürchterliches Gänschen sei, und bissen sich, ohne weiter Rücksicht auf Ella zu nehmen, mit dem Eifer und dem Stolz wissenschaftlicher Kampfhähne, die nur noch ihre eigne Stimme hören, an einem Dozententhema fest.

Ella hatte Muße, zu beobachten, und sie fand, daß der Tisch der Männerfeindinnen nicht ohne Grund die Aufmerksamkeit des ganzen Saales auf sich zog. Ella selbst ausgenommen, waren die Damen entweder mit salopper Nichtachtung allen guten Geschmackes nur nach den Bedürfnissen ihrer Bequemlichkeit gekleidet, oder sie trugen in ihren Toiletten eine Extravaganz zur Schau, die sie sich ebenso weit wie die Unbekümmertheit der ersten Kategorie von den Forderungen des Geschmacks entfernen ließ. Charakteristisch paradierten die meisten der Damen, die wie Frau von Bomsten ein Kleidungsstück nur vom Gesichtspunkt der Bequemlichkeit aus gelten ließen, mit kurzgeschnittenem Haar, und ihre Oberlippe war fast ausnahmslos von einem Schnurrbart geziert, um den jeder Fähnrich sie beneidet haben würde, während die den Extravaganzen der Mode Frönenden ihr eignes und fremdes Haar nach den neuesten Pariser Vorbildern japanisch aufgesteckt und vielfach den Reiz der natürlichen Gesichtsfarben mit Hilfe von Schminke und Puder zu erhöhen versucht hatten. Alle Damen zeigten sich aufgeregt und gaben sich ungenierter, als sich Damen zu geben pflegen, wenn sie sich von hundert Augen beobachtet wissen. Aber gerade dieses Bewußtsein schien sie zu veranlassen, aus sich herauszutreten und den andern Table d'hote-Gästen zu zeigen, daß hier Vorkämpferinnen einer neuen Aera saßen. Das allgemeine Thema der Unterhaltung, dem zuliebe schließlich auch die beiden Doktorinnen an Ellas Seite ihr wissenschaftliches Thema fallen ließen, bildete die Thatsache, daß an einem der Vortragsabende die Königin ihr Erscheinen zugesagt hatte. Frau von Bomsten hatte die Nachricht aus der Vorstandssitzung, der sie am Vormittag beigewohnt hatte, mitgebracht und nicht ohne Kunst in die Unterhaltung hineingefeuert, — wer mochte, konnte zu dem Schluß gelangen, daß Frau von Bomsten an diesem Entschluß der hohen Frau nicht ganz unbeteiligt gewesen sei. Man feierte die Nachricht wie einen entscheidenden Sieg, und sie gab der Unterhaltung unerschöpflichen Stoff, nachdem der erste Enthusiasmus sich gelegt hatte. Ob die Königin wirklich so schön sei, wollten die einen wissen. Ob man für den Abend ihres Erscheinens nicht besondere Toilette machen und wie bei Hofe in ausgeschnittenem Kleid und mit Schleppe erscheinen müsse, die andern. Wer wohl der hohen Frau vorgestellt werden würde, fragten die dritten, und die beiden Graduierten neben Ella fanden es ganz selbstverständlich, daß zunächst den Damen des Vorstandes diejenigen Damen, die den Fortschritt der neuen Zeit an dem von ihnen erworbenen Doktordiplom demonstrieren konnten, ein Anrecht auf diese Ehre haben würden.

Ella saß schließlich wie auf Kohlen und sehnte den Schluß des Diners so heiß herbei, wie sie nur als Kind am Tisch der Erwachsenen auf die Erlaubnis gewartet hatte, aufstehen und sich entfernen zu dürfen. Endlich begann der Saal sich zu leeren. Aber Frau von Bomsten fühlte sich offenbar zu wohl in ihrer Ehrenpräsidentenrolle, um so schnell die Sitzung aufzuheben, und war zu sehr mit sich selbst und den andern Damen beschäftigt, um Ellas wachsende Ungeduld zu bemerken. Sie bestellte Kaffee und mit besonders energischer Betonung einen Cognac dazu, Hennessy natürlich, denn sie war Kennerin.

Schon überlegte Ella, ob sie nicht von neuem von ihres Vaters gutem Rat, sich eventuell von der Tante zu emanzipieren, Gebrauch machen und sich allein von der Tischgesellschaft verabschieden solle, als die Thüre des Saales sich öffnete und Leonore Durand hereintrat. Ella erkannte die Künstlerin sofort, trotzdem sie statt der Prachtgewänder der Judith zu einem schlichten schwarzen Rock eine russische Bluse und einen ganz einfachen weißen Herrenstrohhut mit schwarzem Bande trug. Im Hereintreten zog sie die Nadel, die den Hut auf dem reichen dunkeln Haar festhielt, heraus und übergab ihn einem Kellner, während sie selbst mit einer energischen Bewegung den Kopf zurückwarf, als sei sie froh, von einer Last befreit zu sein. Dann schritt sie eilig einem Nebentische zu, an dem der Oberkellner bereits einen Stuhl zurückgezogen hatte und ihrer wartete.

Der Eintritt der Durand war am Tisch der Männerfeindinnen nicht nur von Ella bemerkt worden. Die schöne Künstlerin mit den energischen und doch frauenhaft anmutigen Bewegungen hatte sofort die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen, und eine der Emanzipierten flüsterte es der andern zu, wer sie sei. Aglaja Semnitzka, eine der japanisch Frisierten und in knisternder, mit Frou-Frou überladener Seide, brach sogar in den Jubelruf aus: „Unsre Durand!“, erhob sich und eilte mit ausgebreiteten Armen auf die Künstlerin zu.

„Leonore, liebste Freundin! Sie müssen an unsern Tisch, Sie gehören ja zu uns!“

Ella glaubte zu bemerken, daß die Durand dem Angriff ein wenig spöttisch entgegenlächelte, und daß die Hand, die sie Aglaja entgegenstreckte, mindestens ebensosehr dazu bereit war, eine zu stürmische Begrüßung abzuwehren, wie den ihr gebrachten Willkomm zu erwidern.

„Guten Tag, Semnitzka,“ sagte die Durand burschikos und kühl. „Freut mich, daß ich Sie mal wiedersehe. Aber ich komme aus der Probe und habe einen Wolfshunger, — ich kann jetzt wirklich nichts reden und nichts hören, ich kann nur essen.“

Damit schüttelte sie der Dame kräftig die Hand und schritt an ihr vorüber auf ihren Platz. Am Tisch der Männerfeindinnen hatte man in atemloser Stille der Begrüßung entgegengesehen, und in diese atemlose Stille klang jedes Wort der Durand verständlich hinein und wirkte wie ein Strahl kalten Wassers. Aglaja Semnitzka, die selbst einige Jahre der Bühne angehört hatte, ohne sich, trotz ihrer Pariser Toiletten und trotz ihrer Weitherzigkeit in der Wahl



ihrer Mittel, eine Stellung machen zu können, kehrte erhobenen Hauptes, mit blitzenden Augen und geröteten Wangen an den Tisch der Männerfeindinnen zurück und sagte so laut, daß es bis zur Durand hinüberschallen mußte: „Arrogante Komödiantin! Ich habe sie noch gekannt, als sie auf dem Petroleumkocher sich selber etwas kochen mußte, wenn sie warm zu Mittag essen wollte."

„Das ist doch keine Schande!" entfuhr es Ella; aber die empörte Bemerkung des jungen Mädchens ging unter in dem Zischeln der Männerfeindinnen, die es unerhört fanden, daß die Durand Hunger und keine Zeit für sie hatte.

Leonore Durand beachtete das Aufsehen nicht, das ihr Erscheinen und ihre kühle Zurückweisung der Semnitzka erregt hatten. Der Tisch der Männerfeindinnen schien für sie nicht vorhanden zu sein; höchstens daß sie, während der Kellner ihren Teller wechselte, einmal mit einem ein wenig boshaften Lächeln hinüberschaute und die Garde der Vorkämpferinnen der Frauenbewegung musterte. Dabei entdeckte sie Ella von Steinegg, die mit ehrlicher Bewunderung und einem tiefen, aufrichtigen Interesse zu ihr hinübersah, ohne sich an dem Zischeln des Tisches zu beteiligen. Da verschwand der boshafte Zug um die Lippen der Durand, und Ella glaubte in ihren Augen ganz deutlich die Frage zu lesen: „Kind, wie kommst du unter diese?" So deutlich, als ob Ella die Worte gehört hätte, sprachen die Augen der Durand, und das junge Mädchen errötete unter dem fest und fragend auf sie gerichteten Blick. Und immer wieder trafen sich die Blicke der beiden Frauen, die Augen der Durand ernst, fragend und erstaunt, und die Ellas verwirrt und in scheuer Bewunderung. Denn der Eindruck, den Ella am Abend vorher von Leonore Durand auf der Bühne empfangen hatte, schwächte sich nicht ab, während sie jetzt unausgesetzt die Künstlerin beobachtete, sondern er verstärkte sich. Wie sie, unbekümmert um das Geschwätz und Gezischel des Nebentisches, von dem sie doch wußte, daß sie nur ihr allein galten, ohne jede für die Zuschauerinnen berechnete Bewegung ihren Hunger stillte und dem Kellner ihre Aufträge gab, schien sie Ella das Bild einer ganz ruhigen, leidenschaftslosen oder doch durch sich selbst in Schranken gehaltenen, innerlich aber ganz freien Frauennatur zu sein. Auch an der eigenartigen Schönheit der Durand glaubte sich Ella nicht satt sehen zu können. Aus dem kunstlos in einen Knoten zusammengenommenen Haar fiel eine schwarze Locke über die breite und mächtige Stirn, und die dunkeln, feuchtschimmernden, großen Augen blickten ruhig und sicher unter schöngewölbten Brauen und langen Wimpern. Leonore Durand verschmähte außerhalb der Bühne alle Toilettenkünste und dachte nicht daran, dem bräunlich gesunden Grundton ihrer Gesichtsfarbe ein künstliches Weiß und ein lebhafteres Rot aufzulegen. Und wenn sie lächelte, — und sie lächelte jetzt nicht mehr boshaft, sondern gut und liebenswürdig zu Ella hinüber, als wolle sie für die schüchterne Bewunderung danken, die sie in den Augen des jungen Mädchens gelesen hatte, — schimmerten zwischen den schöngeschnittenen Lippen zwei Reihen wundervoller weißer Zähne.

‚Jetzt verstehe ich Franzius, daß er nicht nur die Künstlerin, sondern auch die Frau bewundert,' dachte Ella, und es war ihr fast unangenehm, als Frau von Bomsten nun doch endlich die Tafel aufhob und die Männerfeindinnen sich geräuschvoll anschickten, den Saal zu verlassen. Frau von Bomsten ging, von der Schar der übrigen eskortiert, ohne ihre Nichte zu beachten, die allein den Zug beschloß.

Noch einmal trafen Ellas Augen in die Leonore Durands, die freundlich und wieder erstaunt zu dem jungen Mädchen hinüberschauten. Ella überlegte, ob sie wohl grüßend den Kopf neigen dürfe, — die Semnitzka war vorübergerauscht, ohne sich ihrer „liebsten Leonore" zu erinnern, — und dann faßte sie plötzlich einen Entschluß, sie löste sich, ohne sich ihrer Absicht ganz klar zu sein, nur dem Impulse ihres Herzens folgend, aus der Reihe der emanzipierten Damen, die ihrer nicht achteten, und ging auf Leonore Durand zu, die nun gar nicht mehr erstaunt, sondern nur noch mit einer großen, echten Freundlichkeit dem jungen Mädchen entgegensah.

Aber je mehr sich Ella der Durand näherte, um so verlegener wurde sie, und vielleicht hätte sie eine sehr blöde Rolle gespielt, wenn die Künstlerin nicht, ihre Absicht erratend, ihr entgegengekommen wäre, indem sie sich halb von ihrem Stuhl erhob und Ella mit einer anmutigen Bewegung beide Hände entgegenstreckte.

Ella trug einen großen Veilchenstrauß, den sie als etwas in ihrer Heimat im Herbst Seltenes am Vormittag von einer Blumenhändlerin vor dem Hotel gekauft hatte. Den legte sie Leonore Durand in die Hände, und dazu stammelte sie: „Ich wollte Ihnen danken, Fräulein Durand, ich habe Sie gestern abend gesehen, und ich bewunderte Sie so sehr. Seien Sie nicht böse, wenn ich ungeschickt erscheine."

Leonore Durand lächelte in offenbarer Herzensfreude. Sie schien sogar ein wenig gerührt zu sein.

„Das nennen Sie ungeschickt, liebstes Kind? Tausend Dank, tausend Dank. Ich freue mich mehr darüber als über zehn Lorbeerkränze, — jetzt weiß ich, daß ich gestern wirklich gut gespielt habe. Aber nun seien Sie lieb, und setzen Sie sich zu mir, — ich sterbe hier sonst vor Langeweile. Oder müssen Sie etwa dem Krähenfluge nach?"

Leonore Durand deutete mit einer Geste auf die Thür des Saales, aus der eben die letzte der Männerfeindinnen entschwunden war.

Ella saß bereits. Ihr war, als habe sie nicht eben erst die Bekanntschaft der Durand gemacht, sondern eine alte, verehrte Freundin wiedergefunden.

„Aber ich gehöre ja gar nicht dazu," erwiderte sie dann lachend. „Ich bin ja nur hier, weil es meiner Tante, Frau von Bomsten, der dicken Dame, die an unserm Tische präsidierte, zu langweilig war, allein zu reisen, und weil Tante Adelheid meinte, es sei notwendig für mich, emanzipierter zu werden."

„Dann nehmen Sie die dumme Schleife ab, Kind," sagte Leonore Durand, nestelte das Kongreß-

abzeichen von Ellas Schulter und legte es auf den Tisch. „Wie kann man sich so entstellen, wenn man so gut aussieht und so tadellos angezogen ist wie Sie, und warum müssen es alle Leute wissen, daß Sie zu den Teilnehmerinnen des Frauenkongresses gehören? Als Erkennungszeichen für den Eintritt in den Sitzungssaal mag das Ding seinen Wert haben, — hier ist es Plunder und gehört zu den Dummheiten, die die Männer spielen wollenden Frauen den Männern nachmachen, denen bei ihren Vereinstagen das öffentliche Aufsehen, das sie erregen, den Maßstab für den Wert ihrer Bestrebungen giebt.“

Ella schob die Schleife achtlos von sich.

„Ich habe sie ja nur gezwungen angesteckt,“ sagte sie beschämt und sich entschuldigend. „Tante Bomsten ruhte nicht eher. Uebrigens, hätte ich die Teilnehmerinnen des Frauenkongresses bereits gekannt, wie ich sie heute bei Tisch kennen gelernt habe, ich würde mich entschieden geweigert haben, die Tante hierher zu begleiten.“

Leonore Durand sah ernst und fest zu dem jungen Mädchen hinüber.

„Sie dürfen nicht vorschnell urteilen,“ erwiderte sie. „Was Sie hier kennen gelernt haben, das gehört nicht zum Kern der Frauenbewegung. Das ist der Schweif, der sich überall da anhängt, wo es überhaupt eine Bewegung giebt, und der dem Auge oft wahrnehmbarer erscheint als der Kern. Denn was in diesem Schweif mitläuft, das ist durch Aeußerlichkeiten angezogen und vermag wieder nur durch Aeußerlichkeiten sich bemerkbar zu machen. Der Kern der Frauenbewegung wird von ernsten Frauen gebildet, von Frauen, die sich opfern für die Sache, der sie dienen. Die haben keine Zeit und keine Lust, hier zu dinieren, sich zur Schau zu stellen und leeres Stroh zu dreschen. Es sind Frauen darunter, die von dem verkehrten Gesichtspunkt ausgehen, daß Mann und Frau gleich organisiert, nach den gleichen Richtungen hin gleich leistungsfähig wären, und daß sie deshalb gleich erzogen und in gleicher Weise für den Kampf des Lebens vorgebildet werden müßten. Andre schießen in der Leidenschaftlichkeit ihres Temperamentes über das Ziel hinaus, noch andern fehlt die Objektivität des Urteils, und ihre ganze Lebensanschauung resultiert nur aus den persönlichen, natürlich unglücklichen Erfahrungen, die sie selbst gemacht haben, — aber ernst und ehrlich sind sie in der Mehrzahl, keine Komödiantinnen wie die Semnitzka oder Frauen, die ein Röllchen in der Welt spielen möchten, wie vielleicht Ihre Tante, liebes Kind, oder wie tausend andre, die nicht arbeiten wollen, aber die Welt mit dem Geschrei erfüllen, es gebe keine Arbeit für sie.“

„Also hatte Fräulein Semnitzka eigentlich doch recht,“ sagte Ella lächelnd, „Sie sind doch eine Anhängerin der Frauenbewegung?“

Leonore Durand überlegte.

„Für mich brauche ich die Bewegung nicht,“ sagte sie dann. „Mein Beruf giebt mir die Freiheit, die ich brauche, und die Gefahr meines Berufes für die Frauen, die sich ihm widmen, liegt nicht darin, daß sie durch herrschende Vorurteile an der freien Entfaltung ihres Talentes gehindert werden, sondern darin, daß sie durch die Freiheiten, die ihnen der Beruf bietet, leichter als andre Frauen in Versuchung geführt werden, sich selbst zu verlieren. Was für mich gilt, das gilt für alle Frauen, denen ein zugleich gütiges und böses Schicksal irgend ein künstlerisches Talent in die Wiege gelegt hat und den Drang, sich darin zu offenbaren, — ob wir auf der Bühne stehen und schauspielern oder singen, ob wir malen, meißeln oder dichten, — unser Geschlecht fördert eher den Erfolg, als daß es ihn hindert. Tausende von uns, deren Leistungen nur als Dilettantenleistungen anerkannt werden würden, wenn sie von Männern herrührten, werden als Künstlerinnen gefeiert. Sie brauchen die Bewegung auch nicht, liebstes Kind,“ — Leonore Durand fuhr mit ihrer kräftigen, schöngeformten Hand liebkosend über die Hand Ellas, — „ich habe Sie vor einer halben Stunde zum erstenmal gesehen, und ich weiß doch bereits, Sie sind innerlich und äußerlich, an Seele und Leib eine gesunde, kräftige Natur, und Sie haben den Mut, Sie selbst zu sein. Sie werden eine glückliche Frau und eine glückliche Mutter werden und damit den eigentlichsten Beruf der Frau erfüllen. Aber nicht jedes Mädchen ist für dieses Glück geboren, und viele von denen, die es haben könnten, verderben es sich selbst. Den ersteren einen Beruf zu schaffen, der ihrer Individualität entspricht, den sie ausfüllen können und der sie ausfüllt, die letzteren widerstandsfähiger zu machen, thatkräftiger und biegsamer, — das ist die Aufgabe der Frauenbewegung, und das wird ihre Frucht sein.“

„Und die Doktorinnen der Philosophie und der Medizin, zwischen denen ich saß,“ fragte Ella, „wo bleiben sie in Ihrer Auffassung der Frauenfrage? Sind sie nicht die eigentlichen Früchte der Frauenbewegung?“

„Ja,“ erwiderte Leonore Durand, „aber Mode- und Treibhausfrüchte. Wenn sie hübsch sind, werden sie geheiratet werden, und unter der Last des eignen Haushaltes wird ihnen schnell die Lust vergehen, einen eignen Beruf auszuüben. Bleiben sie, ohne zu heiraten, ihrem wissenschaftlichen Berufe treu, so wird ihre Enttäuschung groß sein, und an dieser Enttäuschung wird die Nachfolge andrer erlahmen. Aber glauben Sie, daß auf diesen Gebieten die Frau mit dem Manne konkurrieren könnte? Wenn es sich nur um die Intelligenz handelte, — vielleicht. Trotz des kleineren Gehirns, bei dem wohl, wie bei allem, nicht die Quantität, sondern die Qualität der Substanz den Ausschlag geben wird! Aber solch ein Beruf ist ein Kampf ums Brot wie jeder andre, und in diesem Kampf ums Brot giebt nicht die Intelligenz, sondern die gleichmäßige Arbeitskraft, die Gesundheit und Widerstandsfähigkeit der Nerven, die physische Zähigkeit und nicht zuletzt die goldene Rücksichtslosigkeit den Ausschlag. Da ist der Durchschnitt der Frauen dem Durchschnitt der Männer gegenüber nicht konkurrenzfähig.“

„Aber doch einzelne,“ wagte Ella einzuwerfen. „Und sollte man diesen einzelnen nicht freie Bahn schaffen?“

„Wenn man diese einzelnen aus der Herde herauserkennen könnte, während sie noch als Lämmer umherhüpfen, — warum nicht? Ich hätte wahrlich nichts dagegen," sagte Leonore Durand. „Aber wissen denn Knaben von zehn Jahren, für welchen Beruf sie sich am besten eignen, oder wissen es ihre Eltern? Die ersteren würden am liebsten nichts lernen, wenn sie um ihre Neigung befragt würden, und die letzteren ziehen ihre Mittel zu Rate oder ihre Verbindungen oder die Aussichten auf Carriere, — ob der Junge besondere Neigungen und Anlagen hat, das steht in letzter Linie.

„Aber die Knaben finden sich dann doch in der Mehrzahl in den ihnen aufgenötigten Beruf. Sollte den wissenschaftlich entsprechend vorgebildeten Mädchen diese Elasticität abgehen?"

„Sicherlich nicht," erwiderte Leonore Durand. „Aber Knaben müssen nun einmal zu einem Beruf erzogen werden, — Mädchen haben ihren Beruf, wenn sie als Mädchen auf die Welt kommen, einen natürlichen Beruf, — das ist der, zu heiraten und wieder Kinder in die Welt zu setzen. Für diesen höchsten und heiligsten Beruf sollen die Mädchen erzogen werden. Daran ändert die Thatsache nichts, daß zwei oder drei oder fünf Prozent der Mädchen ihren Beruf verfehlen und nicht geheiratet werden oder nicht heiraten wollen. Die Erziehung der Gesamtheit nach den Wünschen und Bedürfnissen dieser Minderheit einrichten zu wollen — und hierin liegt die große Gefahr der Frauenbewegung — hieße ein Verbrechen an der Zukunft begehen. Schlimm genug, daß die Schule und der Beruf so viele Männer entnervt, — das sollte das höchste Ziel der Frauenbewegung sein, die Frauen vor dieser Entnervung zu bewahren."

Leonore Durand hatte sich in Eifer geredet, ihre Augen blitzten, und ihre braunen Wangen hatten sich gerötet. Jetzt schob sie den Dessertteller zurück und erhob sich.

„Da haben Sie mich, wie ich bin," sagte sie lachend, „ich hatte mich darauf gefreut, Sie kennen zu lernen, und statt dessen haben Sie ein Stück von mir kennen gelernt. Dafür müssen Sie mich jetzt auf mein Zimmer begleiten und den Kaffee bei mir nehmen und mir von sich erzählen, während ich auf der Chaiselongue faulenze. Wollen Sie, Liebste?"

„Sie sind so gut zu mir," sagte Ella strahlend. „Mit Freuden."

„Dann kommen Sie." Leonore Durand nahm Ellas Arm und wollte mit ihr den Saal verlassen. Dann blieb sie plötzlich stehen und lachte. „Wir passen wirklich zu einander. Wir freunden uns an, und ich weiß noch nicht einmal, wie Sie heißen. Der gesamte Frauenkongreß würde uns beide einstimmig für viel zu emanzipiert erklären."

Ella stimmte in das Lachen ein und nannte ihren Namen.

„Steinegg? Ella von Steinegg?" wiederholte Leonore Durand überlegend. „Wo kann ich den Namen bereits gehört haben? — Steinegg? Stammen Sie aus Pommern?"

„Ganz recht," sagte Ella. „Aus dem stillen Winkel, da zwischen Schlawe und Schievelbein."

„Zwischen Schlawe und Schievelbein, so so. Wie mich das anmutet." Leonore Durand nahm noch immer nachdenklich dem Kellner ihren Strohhut ab. „Aber das ist ja vorläufig ganz gleichgültig," fuhr sie dann fort, wieder Ellas Arm nehmend. „Also, Kellner, Kaffee auf mein Zimmer, und drei Tassen. Vielleicht, liebes Kind, habe ich eine Ueberraschung für Sie."

Und wie ein ausgelassener Junge ihren Strohhut an seinem Gummibande schwenkend, verließ Leonore Durand mit Ella den Speisesaal.

*

Die berühmte Künstlerin bewohnte während ihres sich alljährlich wiederholenden Gastspiels am Hoftheater ein sehr bescheidenes Appartement im Hotel — zwei Zimmer im obersten Stockwerk, eigentlich Mansardenzimmer. Aber der Lift führte sie ebenso bequem in den vierten wie in den ersten Stock, und Leonore Durand sorgte für eine Mutter und eine ganze Anzahl von Geschwistern, die noch nicht auf eignen Füßen standen, und sie dachte an ihre eigne Zukunft. Wenn sie von ihren großen Einnahmen zurücklegen wollte, so mußte sie für ihre Person anspruchslos sein.

Ella von Steinegg war ein wenig erstaunt, als der Lift höher und höher fuhr und die Durand sie endlich in einen kleinen, einfenstrigen, allerdings sehr behaglich eingerichteten Salon eintreten hieß. Nur die Fülle herrlichster Blumen, die in Vasen auf dem kleinen Ovaltisch vor einer bequemen Chaiselongue, auf dem Schreibtisch und einer Spiegelkommode dufteten, deutete darauf hin, daß dieses abgelegene Hotelzimmer von einer gefeierten Künstlerin bewohnt wurde.

„So, nun nehmen Sie Platz und entschuldigen Sie mich einen Augenblick," sagte Leonore Durand und nötigte die neugewonnene Freundin in einen Fauteuil. „Ich muß nur schnell in meinen alten Schlafrock, wenn ich mich wirklich behaglich fühlen soll. Aber halt! Erst muß ich mich für Ihre Veilchen revanchieren."

Leonore Durand musterte ihre Blumen, wählte sorgfältig die schönsten aus den Vasen und reichte sie Ella.

„Einen Strauß davon zu binden, werden Sie besser verstehen als ich," sagte sie lachend. „Das habe ich nämlich nie verstanden. Mögen Sie Blumen leiden?"

„Sehr," erwiderte Ella. „Ich danke Ihnen von Herzen. Aber Sie berauben sich, und die Blumen waren doch bestimmt, Ihnen Freude zu machen."

„Das waren sie wohl," erwiderte Leonore Durand. „Aber ich habe nun einmal keine Freude an diesem vergänglichen Zeug, zumal wenn es von Leuten kommt, die ich nicht kenne oder die mir gleichgültig sind. Ein einziger voller, fruchttragender Apfelbaum erscheint mir schöner als ein ganzes blühendes Rosenparterre, und Ihre Veilchen hier sind mir lieber als diese ganze Fülle, die mir nur den Platz beengt. Wenn Sie mehr mögen, nehmen Sie mehr,

nehmen Sie alle, — sie haben dann wenigstens nicht ihren Beruf verfehlt und doch noch einem Menschen Freude gemacht. Also auf eine Minute! Sie werden staunen, in wie kurzer Zeit ich mit meiner Haustoilette fertig bin."

Leonore Durand verschwand in dem anstoßenden kleinen, gleichfalls einfenstrigen Schlafzimmer wirklich nur auf eine Minute. Dann erschien sie wieder in einem faltig und taillenlos von den Schultern herabfallenden Schlafrock aus schwarzem Crepe de Chine, dem man ansah, daß er schon lange Zeit seine bequemen Dienste geleistet hatte, und der als einzigen Schmuck um Hals und Handgelenke sehr schöne und sehr kostbare breite alte Spitzen von gelblicher Farbe trug.

Gleichzeitig klopfte es, und auf das sonore „Herein!" der Durand erschien der Zimmerkellner und ordnete gewandt und geräuschlos das Kaffeeservice auf dem Tisch vor der Chaiselongue.

Leonore Durand musterte flüchtig den Tisch.

„Sie sind die Perle der Kellner, Robert," sagte sie burschikos und gutgelaunt zu dem bis unter seine kurzgeschorenen Haare errötenden jungen Manne, „und das Hotel ist hors de concours auf der ganzen Welt. Sogar Waffeln und frische, hausgebackene noch dazu! Man lebt hier wie im Schlaraffenland, und wenn man ein einziges Mal einen Wunsch äußert, bekommt man ihn alle Tage erfüllt. So, Robert, ich danke Ihnen! Und wenn jemand nach mir fragt, so bin ich nicht zu Hause, verstanden? Für niemand. Nur wenn der Herr kommt, der gestern nachmittag hier war und vorgestern und — na, Sie wissen ja, Robert, der Herr, für den ich immer zu Haus bin, — wenn der Herr kommen sollte, bin ich auch heute zu Hause. Aber sagen Sie ihm nichts davon, daß ich Besuch habe, — er ist sonst im stande und kehrt wieder um. Und haben Sie immer noch nicht herausgebracht, von wem die wunderschönen Astern sind, die ich heute morgen auf meinem Zimmer fand?"

Der junge Kellner wurde noch röter und stammelte verlegen: „Ich habe überall nachgefragt, gnädiges Fräulein, aber es hat niemand gesehen, wer die Blumen brachte, und eine Karte ist nicht dabei gewesen."

„Nein," lachte Leonore Durand, „eine Visitenkarte ist nicht dabei gewesen, Sie Goldjunge, sonst wüßte ich, von wem die Blumen sind, und brauchte mir nicht den Kopf darüber zu zerbrechen. Sagen Sie dem unbekannten Geber, ich hätte mich sehr gefreut. Ganymed, Sie sind entlassen."

Robert entfernte sich mit einer Verbeugung, die in der Verwirrung, in der er sich befand, nicht ganz so tadellos ausfiel wie sonst, und mit einem sehr verlegenen und doch glückstrahlenden Gesicht.

„Die Blumen sind nämlich von ihm," sagte Leonore Durand zu Ella, als der junge Mensch das Zimmer verlassen hatte, „deshalb haben Sie auch keine davon bekommen. Gestern abend habe ich ihn mit einem Freibillet glücklich gemacht, und heute morgen revanchiert er sich und leugnet dann hartnäckig, trotzdem ich es ihm schon auf den Kopf zugesagt habe, — ist das nicht reizend?"

„Der arme Junge ist verliebt in Sie," erwiderte Ella lachend, während Leonore Durand sich in die Chaiselongue kauerte, „und Sie werden ihm noch vollends den Kopf verdrehen."

„Ja," sagte Leonore und schmiegte und dehnte sich wie eine Katze in den Kissen, „ich kokettiere unverantwortlich mit ihm. Aber es lohnt sich auch, — er wacht wie ein Cerberus vor meiner Thür, und wenn ich ihn nicht hätte — eine Kammerjungfer kann ich mir nicht halten —, so hätte ich keinen Augenblick Ruhe vor lauter Menschen, die es gut meinen, aber sich nicht klar machen, daß ich müde und abgespannt bin, wenn ich mittags von der Probe komme und keine Lust habe, Komplimente zu hören."

„Sie sagen mir's, wenn Sie allein sein wollen, nicht wahr?" sagte Ella, während sie der Künstlerin ein Kissen bequemer zurechtlegte. „Ich fürchte, ich könnte Sie auch stören —"

„Unsinn!" unterbrach sie Leonore Durand. „Sie helfen mir ja zu meiner Bequemlichkeit. Wenn Sie mir nun noch die Zigaretten vom Schreibtisch herübergeben wollen, — so, ich danke Ihnen, — wie das herrlich ist, sich so verwöhnen zu lassen! — und dann gießen Sie den Kaffee ein, liebstes Kind. Sie rauchen doch auch, nicht wahr, oder nehmen Sie erst von den Waffeln?"

Während Ella sich hausfraulich zu schaffen machte und dann ohne Ziererei eine Zigarette anzündete, plauderte Leonore Durand weiter: „Zigarette und Kaffee, — der Arzt hat mir nämlich beides ganz streng verboten, — das Beste wird einem ja immer verboten, oder es verbietet sich von selbst. Er behauptet, ich hätte ein Herzleiden; er mag recht haben, — wenn man so fast allabendlich ein ganzes Menschenschicksal durchleben muß, dann soll das Herz wohl nicht über Gebühr in Anspruch genommen werden! Na, ich denke, eine Tasse Kaffee und eine Zigarette werden mich nicht umbringen; Sie dürfen mir aber auch nachher von beiden eine zweite geben, — man soll nicht ängstlich sein. Und nun sagen Sie mir mal, Kleine, sind Sie gar nicht ängstlich, den Herrn kennen zu lernen, der alle Tage zu mir kommt und dessen ältere Rechte selbst mein Cerberus Robert respektieren muß?"

„Nein," sagte Ella unbefangen. „Ich denke, es wird der Intendant oder der Oberregisseur oder sonst einer der Herren sein, mit denen Sie zu thun haben."

„Sie unschuldsvoller Engel Sie," lachte Leonore Durand. „Also die halten Sie für ungefährlich! Wenn das die Intendanten oder die Oberregisseure oder die Kollegen wüßten! Ich glaube, sie würden eine Beleidigungsklage gegen Sie anstrengen. Aber lassen wir das gefährliche Thema, — ich will von Ihnen etwas hören. Also da zwischen Schlawe und Schievelbein sind Sie zu Hause?"

„O, Sie kennen meine Heimat?" fragte Ella.

„Nein," erwiderte Leonore Durand, „ich habe nur das unbestimmte ‚zwischen Schlawe und Schievelbein' nicht von Ihnen zum erstenmal gehört. Und es hat so etwas Klangvolles, daß man es im Ohr

behält. Also da leben Sie mit Ihren Eltern, und jetzt haben Sie Ihren ersten Ausflug in die Welt gemacht?"

„Ja," erzählte Ella, „mit meinem Vater. Meine Mutter ist lange tot, und mein armer Papa ist gelähmt und so an mich gewöhnt, daß ich mir starke Vorwürfe machen muß, ihn allein gelassen zu haben."

„Hat er Sie ungern gehen lassen?" fragte Leonore Durand.

„Nein, nein," erwiderte Ella, „Papa hat mich selbst dazu gedrängt, mit Tante Adelheid zu reisen. Er ist so gut und meint wohl gar, ich bringe ihm ein Opfer, wenn ich jahraus jahrein auf unserm schönen Randelkow mit ihm lebe."

„Der Gedanke, daß Sie ihn einmal ganz verlassen werden, wird ihm also nicht fernliegen," sagte Leonore Durand. „Sie sind sein einziges Kind?"

Ein Klopfen an der Thür schnitt Ellas Antwort ab und, fast ohne das „Herein!" der Durand abzuwarten, trat Albert von Franzius in das Zimmer. Die Ueberraschung war so groß für Ella, daß sie sich jäh aus ihrem Sessel erhob und, ganz in den Ton zurückfallend, in dem sie mit Franzius während ihrer Kinderjahre verkehrt hatte, dem Eintretenden entgegenrief: „Albert, Sie hier?"

„Ja, Ella, und Sie bei Leonore?" entgegnete Franzius ebenso überrascht, und er vergaß in seinem Erstaunen, die Thür zu schließen. „Also deshalb habe ich eben vergeblich an Ihrer Zimmerthür geklopft!"

„Ja, deshalb, mein Lieber," sagte Leonore Durand behaglich, ohne sich in ihrer sehr bequemen Lage auf der Chaiselongue zu rühren und ohne die geringste Ueberraschung zu zeigen. Und wenn Sie Fräulein von Steinegg auf ihrem Zimmer getroffen hätten, hätte ich Sie wahrscheinlich heute vergeblich zum Kaffee erwartet. Aber machen Sie die Thür zu, Franzius, es könnten Leute auf dem Korridor sein, die sich für die Vorgänge in meinem Zimmer interessieren. Wenn Sie dann Ihre Jugendfreundin begrüßt haben, wie sich's gehört, dürfen Sie mir die Hand schütteln, sich zu uns setzen und Fräulein von Steinegg um eine Tasse Kaffee bitten. Oder sagen wir lieber ‚Ella', da ich zu meinem Vergnügen eben hörte, daß Sie beide nicht die Absicht haben, an die Stelle der vertraulichen Kinderanrede die kalte Förmlichkeit der Weltleute zu setzen."

„Wenn Sie die Ueberraschung beabsichtigt haben, so ist sie Ihnen wirklich geglückt, Leonore," sagte Franzius, der sich schneller als Ella von seinem Staunen erholt hatte und nun ganz den Weisungen folgte, die Leonore Durand gegeben hatte, die Thür schloß, Ella herzlich die Hand schüttelte und sich, nachdem er auch die Künstlerin begrüßt hatte, an den Tisch setzte. „Aber sagen Sie mir, woher wußten Sie, daß wir uns kennen, und woher kennen Sie beide sich?"

„Das ‚zwischen Schlawe und Schievelbein', das ich so oft von Ihnen gehört habe, brachte mich auf die Spur," sagte Leonore Durand. „Dabei fiel mir ein, daß ich auch den Namen ‚von Steinegg' oft von Ihnen gehört hatte, und mir tauchte ein kleines Mädchen wieder auf, von dem Sie häufig als von einem sehr lieben kleinen Dinge schwärmten und das Sie Ella nannten, — damals, als wir beide uns kennen lernten, vor zehn Jahren ungefähr, — und das nach meiner Berechnung inzwischen eine junge Dame geworden sein konnte wie diese hier. Wie ich Fräulein von Steinegg kennen lernte, das mag Ihnen Ella selbst erzählen."

„Ich sah Fräulein Durand im Speisesaal sitzen, bin zu ihr gegangen und habe mich für den Genuß des gestrigen Abends bedankt," sagte Ella, immer noch verwirrt. „War das sehr unbescheiden von mir?"

Sie nahm die Hand der Durand und drückte zärtlich und verlegen einen Kuß darauf.

„Nein, das war lieb von Ihnen," sagte die Künstlerin, „und Franzius wird sich höchstens darüber ärgern dürfen, daß ihm auf diese Weise das Verdienst entgangen ist, unsre Freundschaft vermittelt zu haben. Er ist nämlich ein sehr eingebildeter Mensch. Aber geben Sie ihm trotzdem Zucker in seinen Kaffee, Ella, zwei Stücke, — schwarz wie die Nacht, heiß wie die Hölle und süß wie die Liebe, so liebt er ihn, und das sagte er mir mit einer fabelhaften Zuversicht, als er — vor zehn Jahren, denken Sie! — die erste Tasse Kaffee bei mir trank!"

„Sie sind heute wieder schrecklich boshaft, Leonore," erwiderte Franzius in guter Laune. „Wenn Sie mich noch weiter ärgern, erzähle ich Ihnen, wie ablehnend sich gestern abend Ihre neue Freundin gegen die Möglichkeit, eine Bühnenkünstlerin kennen zu lernen, verhalten hat."

„Aber, Albert," sagte errötend Ella, „Sie werden nicht indiskret sein! Ich habe eine Dummheit gesagt, als ich Fräulein Durand noch nicht kannte."

„Wahrscheinlich haben Sie eine prinzipielle Abneigung gegen Damen vom Theater geäußert," sagte Leonore Durand ruhig. „Das wäre nur höchst verständig und gar keine Dummheit gewesen. Ich teile diese Abneigung und freue mich doppelt, daß Sie sie mir gegenüber überwunden haben. Uebrigens ist Franzius selbst im Grunde auch unsrer Ansicht, und daß ich Künstlerin bin, macht wohl nicht meinen Wert in seinen Augen. Aber Sie verzeihen es mir, nicht wahr, Franzius, um meiner sonstigen guten Eigenschaften willen?"

Franzius wollte lachend protestieren, aber die Durand ließ ihn nicht zu Wort kommen.

„Lassen wir das Thema," sagte sie abwehrend. „Erzählen Sie lieber, — sind Sie endlich fertig? Der Mensch benutzt mich nämlich als Modell," wandte sie sich erklärend an Ella, „und ich habe ihm bereits dreimal sitzen müssen, trotzdem ich wahrhaftig keine überflüssige Zeit habe."

„Und Sie müssen es möglich machen, morgen vormittag noch einmal zu kommen, Leonore," erwiderte Franzius bittend. „Wenn es nicht länger sein kann, nur eine halbe Stunde, — ich muß noch einmal vergleichen und meine Arbeit kontrollieren, — vielleicht daß ich doch noch mehr aus Ihren Zügen heraushole, als mir bis jetzt geglückt ist. Sie müssen unbedingt —"

„Sie müssen unbedingt!“ wiederholte Leonore Durand. „Finden Sie es nicht empörend anmaßend, wie er das sagt, Ella? Wenn es sich noch um eine Porträtbüste und um Porträtähnlichkeit handelte, — aber das ist gar nicht der Fall. Der große Mann geruht, etwas aus mir herauszuholen, was wahrscheinlich nur in seiner Phantasie existiert, — ich weiß nicht einmal, wozu er mich mißbraucht, — und dann dieses kategorische ‚Sie müssen es möglich machen!‘ Glauben Sie, daß es ein Vergnügen ist, vor Ihnen zu sitzen und nichts von Ihnen zu hören wie: ‚Liebste Leonore, machen Sie doch Ihr Judithgesicht, zweiter Aufzug, erste Scene,‘ oder: ‚Machen Sie doch das Gesicht wie damals, wissen Sie noch?‘ Ich bin keine Komödiantin, die Gesichter auf Kommando schneidet.“

„Wenn Sie Gesichter schnitten, könnte ich Sie auch nicht brauchen, Leonore,“ sagte Franzius trocken. „Aber Ihre Phantasie arbeitet so schnell, und Ihr Mienenspiel ist so lebendig, daß ich Sie nur an irgend eine Situation zu erinnern brauche, in der Sie das Rätsel waren, das ich verkörpern möchte, wenn ich den Ausdruck haben will, der mir von Ihren tausend Gesichtern notwendig ist. Sie sind ein wundervolles Modell, liebste Leonore, aber auch ein sehr unzuverlässiges, weil Sie niemals einen Ausdruck festhalten, sondern immer sofort wieder Ihre eignen Wege gehen. Also lassen Sie uns mal überlegen, — haben Sie morgen vormittag Probe?“

„Ja,“ sagte Leonore Durand mürrisch. „Und eine lange und langweilige dazu. Um elf beginnt sie, und vor zwei Uhr komme ich sicher wieder nicht zum Essen. Ella, könnten Sie es nicht einrichten, morgen mit mir zu speisen?“

„Das trifft sich herrlich,“ erwiderte Ella, „Tante Adelheid hat morgen bis vier Uhr Sitzung, und ich erkläre ihr einfach, ich könne so lange nicht warten.“

„Bitte, nicht abschweifen,“ fiel Franzius ein, „das Komplott gegen Tante Adelheid kann nachher geschmiedet werden. Also um elf beginnt die Probe. Da haben Sie von ein Viertel auf elf bis drei Viertel auf elf wundervoll Zeit für mich, Leonore. Wenn Sie wollen, hole ich Sie aus dem Hotel ab und bringe Sie nach dem Theater.“

„Geht nicht,“ sagte Leonore Durand lakonisch, dehnte sich und kreuzte die Arme unter dem Kopf. „Um halb elf kommt der Schneider und bringt einen neuen Magdamantel. Der Mantel ist die halbe Rolle und der ganze Erfolg, — ich muß ihn anprobieren.“

„Also stehen Sie einmal früher auf als gewöhnlich,“ erwiderte Franzius hartnäckig. „Ich hole Sie um halb zehn Uhr ab und bringe Sie rechtzeitig für den Schneider ins Hotel zurück.“

„Sollte mir einfallen,“ sagte Leonore Durand gereizt. „Damit ich Ihretwegen nachher den ganzen Tag mit Kopfschmerzen herumlaufe. Sie wissen, ich kann Frühaufstehen nicht ertragen, es macht mich elend. Ich kann einfach nicht kommen, und ich habe Ihnen überhaupt nur drei Sitzungen versprochen.“

„Dann knete ich also meine Arbeit wieder zusammen,“ sagte Franzius eigenwillig. „Sie wissen, daß ich nichts aus der Hand gebe, das mich nicht selbst befriedigt.“

Er stand auf, schritt an das Fenster und trommelte gegen die Scheiben.

Leonore und Ella wechselten einen Blick miteinander.

„So eigenwillig war er als Junge auch schon,“ flüsterte Ella. „Können Sie ihm denn gar nicht den Willen thun?“

Leonore Durand lächelte und flüsterte zurück: „Soll ich wirklich?“

Dann setzte sie sich mit einer energischen Bewegung aufrecht und strich sich das Haar aus der Stirn.

„Sie sind ein rechter Kindskopf, Franzius,“ sagte sie lachend. „Davon, daß mein Fenster auf das Dach geht, werden Sie sich ja wohl jetzt zur Genüge überzeugt haben, und daß mir der neue Magdamantel keine Staatsaktion ist, könnten Sie eigentlich wissen. Also streichen wir den Magdamantel und den Schneider aus dem Programm und setzen wir dafür die Sitzung in Ihrem Atelier ein. Ella wird mich zu Ihnen bringen und mich unterhalten, während Sie arbeiten.“

Franzius hatte bei den ersten Worten, die darauf hindeuteten, daß die Künstlerin andrer Meinung geworden sei, seine Stellung am Fenster verlassen.

„Also Sie kommen?“ fragte er freudestrahlend.

„Ja,“ sagte Leonore Durand, „wenn Ella mich begleitet. Ich will mich bei Ihnen nicht zu Tode langweilen.“

„Nein,“ sagte Franzius energisch, „keine Bedingungen. Wenn Ella Sie begleitet, so schwatzen Sie beide miteinander, und ich könnte Ihre Züge dann zu allem möglichen gebrauchen, nur nicht zu dem, was ich gerade vorhabe. Modellsitzen ist nun einmal kein Vergnügen, das ich Ihnen verschaffe, sondern ein Opfer, das Sie mir bringen.“

Ella war offenbar verstimmt durch die Ablehnung, die sie erfuhr, und Leonore Durand legte sich wieder bequem zurück und sagte entschieden: „Also denn nicht, mein Lieber. Dann kneten Sie Ihr Kunstwerk wieder zusammen. Terrorisieren lassen wir uns nicht.“

Franzius bemerkte Ellas Verstimmung und wandte sich erklärend an das junge Mädchen: „Sie dürfen mich nicht mißverstehen und dürfen nicht böse sein, Ella. Arbeit und Vergnügen lassen sich nicht durcheinanderschütteln, — die muß man getrennt halten. Und wenn Sie mit Leonore kommen, stöbern Sie mir gemeinschaftlich im Atelier umher, oder Sie treiben Allotria, oder Leonore plaudert mit Ihnen von allem möglichen, — aus der Sitzung, die ich notwendig noch brauche, wird einfach nichts. Und was ich mache, kann etwas werden, etwas Originelles und Eindrucksvolles, um das es sich wohl lohnt, ein kleines Opfer zu fordern und zu bringen. Unterstützen Sie die Laune dieser viel zu launenhaften Frau nicht, — seien Sie gut, Ella, und reden Sie Leonore zu, daß sie allein kommt.

Ich habe auch eine Belohnung für Sie beide, — ich lade Sie für morgen nachmittag in mein Atelier und zeige Ihnen meine neuesten Arbeiten."

Ellas Verstimmung war schnell unter den ernsten Worten gewichen.

„Ich würde Ihnen gerne helfen, Albert," sagte sie herzlich, „denn ich sehe ein, daß Sie recht haben, und ich würde mich so freuen, wenn ich morgen nachmittag mit Leonore zusammen Ihr Atelier sehen dürfte. Aber wie darf ich zureden? Es wäre sehr unbescheiden von mir."

„Erklären Sie nur, daß Sie morgen vormittag nicht mitkommen werden," sagte Franzius.

Leonore Durand hatte sich den Anschein gegeben, als ob ihr die Verhandlungen ganz gleichgültig seien. Jetzt richtete sie sich mit einer energischen Bewegung auf und sagte: „Also meine Einwilligung ist Ihnen gleichgültig, lieber Freund! Weshalb nehmen Sie an, daß ich doch kommen werde, wenn ich einmal erklärt habe, daß ich nur mit Ella zu kommen bereit bin?"

„Weil Sie gut, verständig und ganz unfähig sind, einem alten Freunde eine Bitte abzuschlagen, liebste Leonore," sagte Franzius ernst und freundlich. „Nicht wahr, Sie werden kommen?"

„Was bleibt mir übrig, wenn Sie mit so schwerem Geschütz anfahren?" sagte Leonore Durand und lehnte sich scheinbar unwillig zurück. „Natürlich komme ich; Sie brauchen mich nicht einmal abzuholen, — daß ich pünktlich bin, wenn ich etwas versprochen habe, wissen Sie ja. Aber nun unterhaltet euch ohne mich; ich mache eine halbe Stunde die Augen zu."

„Sollen wir gehen?" fragte Ella.

Leonore Durand schlug noch einmal die Augen auf und sah Ella freundlich an.

„Lieb sein und bleiben," sagte sie. „Sie brauchen nicht einmal leise zu sprechen. Nur eins sagen Sie mir noch: War Franzius die Veranlassung, daß Sie gestern ins Theater gingen?"

„Er sagte mir, ich müßte Sie unter allen Umständen sehen."

Leonore Durand hatte die Augen bereits wieder geschlossen. Aber sie lächelte glücklich, und das Lächeln verschwand nicht, als sie nach wenigen Minuten fest zu schlafen schien.

Franzius und Ella sprachen mit gedämpfter Stimme.

*

In unruhiger Erwartung ging Franzius in seinem Atelier auf und nieder. Der Raum, der ihm in der Akademie zur Verfügung gestellt war, um die Porträtbüste einer Prinzessin zu modellieren, die sich vor kurzem verlobt und deren Bräutigam den Wunsch hatte, sie nicht nur selbst, sondern auch in Oel und in Marmor zu besitzen, war kahl und leer. Das helle, kühle Nachmittagslicht des Herbsttages fiel auf die lebensgroße, verstaubte Gipsstatue irgend eines berühmten Mannes, die vergessen und unbeachtet seit zwanzig Jahren hier in einer Ecke stand. Sonst nur ein Tisch, auf dem ein Thonklumpen friedliche Nachbarschaft mit Modellierhölzern und Spachteln hielt, auf dem Modellpodium ein auffallend schöner Empirestuhl, der wahrscheinlich für die Sitzungen der Prinzessin aus dem Schloß herübergeschafft war, und auf nüchternen Postamenten zwei in nasse Tücher gewickelte unbestimmbare Unförmigkeiten. Und in dieser Umgebung wollte Franzius einem jungen Mädchen, das seiner Kunst ganz fremd gegenüberstand, einen Begriff davon beibringen, was er geworden war, was er erreicht hatte und was er als Künstler bedeutete. Er schalt sich thöricht, daß er sich so bereitwillig gezeigt hatte, Ella einen Blick in diesen nüchternen, jeden Laien ganz unkünstlerisch anmutenden Raum zu gewähren, daß er selbst in ihr die Erwartung erweckt hatte, sie werde da etwas Besonderes sehen. Ja, wenn er ihr sein Atelier in Rom hätte zeigen können! Vielleicht würde auch da sein eigentlicher Arbeitsraum sie enttäuscht haben, falls sie etwa geglaubt hatte, ein Bildhaueratelier sei Museum und Raritätenkabinett wie ein modernes Maleratelier. Aber schon die Größe des Raumes würde ihr imponiert haben. Er wäre dort in der Lage gewesen, ihr einen Ueberblick über sein gesamtes Schaffen zu geben, denn an den grau getünchten Wänden standen die Gipsabgüsse seiner vollendeten Werke. Und in dem Arbeiteratelier daneben hätten ihr die zehn oder zwölf italienischen Steinmetzen, die er ständig beschäftigen mußte, um seine Arbeiten nach dem Gipsmodell in köstlichen Carraramarmor zu übertragen, wohl auch den Eindruck verstärkt, daß er etwas geworden sei. Auch in seine Wohnung hätte er sie führen können, in der er zusammengehäuft hatte, was ihm von Kunsterzeugnissen aller Zeiten begehrenswert erschienen und erreichbar gewesen war, und vor allem auf die Terrasse vor der kleinen Villa, die er ganz in der Nähe seines Ateliers bewohnte, wo man unter einem Dach von rauschenden Pinien saß und einen Blick auf Rom hatte, den niemand, der ihn genossen, je wieder vergaß. Und er hätte dort eisgekühlten Asti spumante und eine Collazione servieren lassen, und sie hätten die ewige Stadt wie in Feuer getaucht beim Untergang der Sonne gesehen . . .

Franzius hob vorsichtig die feuchten Tücher von der einen der beiden Unförmlichkeiten und prüfte noch einmal sein Werk. Er wurde ruhiger. Das mußte sie packen, wenn sie überhaupt einen Sinn für seine Kunst hatte, wenn ein Verständnis für künstlerisches Schaffen in ihrer Seele schlummerte. Ruhig und sicher klang sein „Herein!", als an die Thür geklopft wurde.

„Sind Sie jetzt besserer Laune als heute vormittag?" sprudelte Leonore Durand eintretend, und sich an Ella wendend: „Beinahe kniefällig habe ich ihn gebeten, mich wenigstens einen Blick auf das werfen zu lassen, was er aus mir gemacht hat, aber sein Nein war das einzige Wort, das er überhaupt gesprochen hat." Sie öffnete die Federboa, die sie um den Hals trug, und das eng anliegende Herbstjackett. „Eine Luft ist hier, Franzius, kaum zum Aushalten. Wie in einem Neubau, und das ist nun der Lohn dafür, daß ich Ihnen meine Zeit geopfert habe!"

Franzius lachte.

„Ich hätte den nassen Thon parfümieren sollen,“ sagte er, „aber Sie haben recht, angenehm ist der Aufenthalt hier nicht, und ich hätte vielleicht besser gethan, Sie beide nicht zu bitten. Aber wir können es ja kurz machen. Also zuerst das Porträt der Prinzessin.“

Franzius hatte die nassen Tücher von der Porträtbüste entfernt und trat nun zurück.

„Sie müssen hier stehen,“ sagte er, Ella den besten Platz zur Besichtigung anweisend, „und Sie müssen Phantasie genug haben, sich den unscheinbaren Thon in leuchtenden Marmor zu übersetzen.“

Das helle Tageslicht fiel auf die Büste eines jungen, sehr anmutigen und glücklich lächelnden Mädchens. Die schalkhafte Bewegung, mit der sie den Kopf ein wenig zur Seite neigte, war vielleicht dem Leben abgelauscht, — eine Fürstentochter, wie die Phantasie sie sich malt, hätte man in der liebenswürdigen Erscheinung zunächst wohl kaum gesucht, aber gerade der Mangel aller Pose und die schlichte Natürlichkeit der Haltung und des Ausdrucks enthusiasmierten Ella.

„Nun bitte ich die Damen, hier herüberzutreten,“ unterbrach Franzius die Ausrufe der Bewunderung. „Sind Sie nun noch der Ansicht, Leonore, daß ich Sie nur um einer Laune willen gebeten habe, mir Ihre Zeit zu opfern?“

Leonore und Ella traten auf die Stelle, die ihnen Franzius angewiesen hatte, und als sie den ersten Blick auf das Werk des Künstlers, der zur Seite getreten war, um den Eindruck zu beobachten, geworfen hatten, stockte gleichzeitig ihr Fuß, und Leonore Durand wurde bleich vor Erregung.

Wie aus einem Felsblock gehauen, der zugleich den Hintergrund des Kopfes bildete, starrte den beiden Frauen ein Medusenhaupt entgegen, die Augen starr auf den Beschauer gerichtet, blicklos und doch mit einem erschütternden Ausdruck, die feinen Nasenflügel gebläht, der Mund halb geöffnet, grausam, und doch in den Winkeln ein Zug leiser Wehmut. Gierig züngelnde Schlangen ringelten sich zu einem furchterregenden Kopfschmuck.

Es war still im Atelier, während die beiden Frauen auf das Schreckbild starrten, das, zum Sprechen ähnlich, die Züge Leonore Durands trug. Freilich war nichts darin von der Weichheit, der Güte, der Liebenswürdigkeit, nichts von der Anmut und der Laune, die den Zügen der Künstlerin ein so reizvoll wechselndes Gepräge gaben; das alles war erstarrt in dem einen Ausdruck grausamer Unerbittlichkeit.

„Das durften Sie Leonore nicht anthun, Albert,“ unterbrach Ella endlich die tiefe Stille, und ihre Stimme zitterte erregt, während sie ihren Arm wie schützend um die Freundin legte.

Leonore Durand starrte noch immer blaß wie der Tod auf ihr Ebenbild, und die Starrheit ihrer Züge verstärkte diese schreckliche Aehnlichkeit mit der Meduse.

„Also so sehen Sie mich, Franzius!“ sagte sie wie aus einem Traum erwachend, und ihre Stimme klang hart und spröde.

„Nein, Leonore, so sehe ich Sie nicht,“ sagte Franzius ernst und fest und beinahe zärtlich. „So sehe ich Sie nicht, aber so habe ich Sie gesehen, — es ist lange her. Muß ich Ihnen noch sagen, wann das war? Das war, als Sie mir erklärten, daß es für Sie niemals ein andres Glück auf der Welt geben würde als den Ruhm, und daß in Ihrem Herzen kein Raum wäre für irgend etwas außer Ihrer Kunst. Und das Gesicht, das Sie mir in dem Augenblick zeigten, der für uns beide entscheidend war, das hat mich durch Jahre hindurch gequält und hat mich gehindert, Sie zu sehen, wie Sie sind, — die treueste, aufopferndste, zuverlässigste Freundin, die mir geworden ist. Jetzt wird es mich nicht mehr quälen, — was nur in meiner Seele lebte, ist jetzt zum Kunstwerk geworden. Es ist ein Kunstwerk, sonst ständen Sie nicht beide erschüttert davor.“

In Leonore Durands Züge war das Leben zurückgekehrt; eine Thräne rollte langsam über ihre Wange.

„Es ist ein Kunstwerk,“ wiederholte sie. „Ein Kunstwerk, ein unvergängliches, wie es die Seele des wahren Künstlers gebiert. Nicht ein vergängliches, wie wir reproduzierenden Künstler, wir Theaterleute, eines schaffen.“ Sie löste sich sanft aus Ellas Arm und streckte Franzius die Hand entgegen. „Verzeihen Sie mir, daß ich Sie nicht gleich verstanden habe, und verzeihen Sie, daß ich Ihnen einmal sehr weh gethan habe. Ich glaubte für uns beide das Rechte zu thun.“

Ella warf sich in einer ihr selbst unverständlichen Bewegung schluchzend an den Hals der Freundin und stammelte: „Liebste, Beste!“

Aber Leonore Durand hatte ihre Ruhe wiedergewonnen.

„Nicht weinen, Kleine,“ sagte sie zärtlich wie zu einem Kinde, „Sie bekommen ja rote Augen, und Sie sollen hell und klar in die Welt sehen. Sie wollen ja noch mit Franzius eine Spazierfahrt machen, — also verständig sein, liebstes Kind. Ich habe mir nämlich die Sache überlegt,“ wandte sie sich an Franzius, „ich kann nicht mit von der Partie sein. Ich muß meine Rolle für morgen abend noch einmal durchnehmen, ich habe sie lange nicht gespielt, und das ‚Schwimmen‘ ist mir verhaßt. Also macht euch auf den Weg, Kinder, damit ihr nicht zu spät zurückkommt. Ihr nehmt dann den Thee auf meinem Zimmer.“

Sie selbst drückte Franzius seinen Hut in die Hand, bedeutete ihn durch ein Zeichen, zu schweigen, als er noch etwas erwidern wollte, und drängte die beiden förmlich an den vor der Thür haltenden Wagen.

„Damit Sie sich unterwegs nicht beunruhigen, — ich werde dem Akademiediener noch sagen, daß er die beiden Büsten wieder einschlägt, und ich bleibe dabei, bis er die Sache ordentlich besorgt hat. Sind Sie's zufrieden?“

„Ich danke Ihnen,“ sagte Franzius schon im Einsteigen. „Ich hatte ganz vergessen, daran zu denken.“

„Allez, Kutscher!“ rief Leonore Durand und warf kräftig den Wagenschlag zu. „Die Neue Weinsteige hinauf.“

Aus dem Wagen winkten Ella und Franzius zurück; Leonore Durand beantwortete den Gruß, indem sie ihre Federboa im Winde flattern ließ. Erst als der Wagen um die Straßenecke verschwunden war, kehrte sie in das Haus zurück, um den Akademiediener zu suchen.

*

Langsam zogen die Pferde die allmählich ansteigende, breite Straße aufwärts. Das „weiße Haus“, eine schloßartige, in blendendem Weiß leuchtende Villa innerhalb schöner Parkanlagen, auf dieser Strecke fast das letzte Haus der Stadt, lag hinter ihnen. Die in halber Höhe der Berge hinaufführende Straße bot einen wundervollen Blick über die in ein langgestrecktes Thal gebettete, sich mächtig dehnende und an den es rings umgebenden Bergabhängen unaufhaltsam hinaufkletternde Stadt. Ein Blick auf aufstrebende Kirchtürme, auf zusammengedrängte Häuserquartiere, auf die von Gärten umgebenen Villen der Wohlhabenden. Wo die letzten Häuser aufhörten, begannen der Wald oder die Weinberge, — fürwahr eine Gartenstadt, unvergleichlich in ihrer Lage.

Auch zu beiden Seiten der Straße, die Franzius und Ella hinauffuhren, kletterten die Weinberge links den Berg hinan, rechts den Bergabhang hinab. Die Sonne vergoldete das Thal und ließ die Fenster der Häuser unten wie Diamanten blitzen, und würziger und frischer wehte hier oben die Luft. In den Weinbergen wurde die Ernte eingebracht, — Gesang, fröhliches Lachen und Freudenschüsse tönten herüber.

„Welch ein reiches und schönes Land,“ sagte Ella und sog mit Behagen die würzige Luft ein. „Erinnern Sie sich an unser mageres Weinspalier hinter dem Hause, Albert, und wie wir es als ein Wunder anstaunten, wenn die Trauben einmal wirklich genießbar wurden?“

„Ob ich mich erinnere,“ lachte Franzius! „Haben Sie mich doch dahingeführt, so oft ich im Herbst in Randelkow war, und mich gefragt, ob denn die Trauben, die blau schimmerten, noch immer nicht reif seien. Aber auf der Schattenseite pflegten sie grün zu bleiben und hart und sauer auch, — ein Weinland ist unser Pommern nun einmal nicht.“

„Aber doch ein schönes Land,“ sagte Ella. „Wenn ich an unsern Randelkower See mit seinem flüsternden Schilfkranz denke, aus dem die Wildenten schwirrend aufsteigen, dann ist mir's, als ob in all dieser Herrlichkeit hier doch eines fehlte, — das Wasser.“

„Ja,“ sagte Franzius, „der Neckar ist weit, und der Nesenbach zählt nicht. Aber es schadet nichts, daß die guten Leute hier nicht alles haben, sie würden sonst noch mehr davon überzeugt sein, daß der liebe Gott die Schwaben als seine Lieblingskinder betrachtet. Wir Preußen zumal sind ihnen immer noch die Hungerpreußen, — und das Schlimmste ist, daß sie in gewissem Sinne recht haben: die Armut und das Elend, die einem das Herz erzittern machen, weil sie unverschuldet sind, die findet man hier nicht. Selbst die Armut trinkt hier ihren ‚Moscht‘ und freut sich ihres Lebens.“

Die Weinberge zu beiden Seiten der Straße verschwanden, und an ihre Stelle traten links der Wald, ein Mischwald von Eichen, Buchen, vereinzelt echten Kastanien und Nadelholz, die Stämme vielfach von grüner Waldrebe umsponnen, rechts steil abfallende Berggärten, in denen die Obstbäume schon ihrer Früchte beraubt standen.

Franzius und Ella hatten eine Weile geschwiegen, beide mit ihren Gedanken beschäftigt. Und aus diesen Gedanken heraus fragte Ella — sie wußte selbst nicht, woher sie den Mut zu der Frage genommen — plötzlich ohne alle Einleitung: „Sie lieben Leonore, Albert?“

Sie fühlte, wie sie rot wurde, und vermied es, Franzius anzusehen.

„Nein,“ erwiderte er offen und ehrlich und scheinbar gar nicht verwundert über die Frage, „nein, ich liebe sie nicht mehr; ich bin ihr derselbe ehrliche, warme, zuverlässige Freund geworden, der sie mir gewesen ist, solange wir uns kennen. Aber ich habe sie geliebt, lange, heiß und leidenschaftlich, und daß sie diese Liebe nicht erwiderte, das habe ich jahrelang für ein großes Unglück gehalten. Darf ich Ihnen erzählen, wie wir uns kennen lernten?“

„Erzählen Sie, Albert,“ sagte Ella.

„Es war kurz nach dem Tode der Eltern. Ich hatte unsre Wohnung aufgegeben und ein möbliertes Zimmer bezogen, — meine Mittel waren knapp, und ich mußte sie zusammenhalten, wenn sie ausreichen sollten, bis ich auf eignen Füßen stand. Ich fühlte mich einsam und sehr unglücklich dazu, — denn mir ging allmählich ein Verständnis dafür auf, daß ich auf falschem Wege war, daß ich mit der Malerei nicht vorwärts kam, weil mir der Sinn für die Farbe fehlte. Die Form der Dinge interessierte mich und reizte mich, sie nachzubilden; die Farben ließen mich gleichgültig, und an ihnen erlahmte der Eifer, mit dem ich mich in das Studium hineingestürzt hatte, nachdem es mir endlich gelungen war, den Widerstand der Eltern gegen eine künstlerische Laufbahn zu besiegen. Ich war auf dem besten Wege, zu verbummeln, — ich war viel zu Hause, dachte viel über mich nach und las viel, statt etwas zu thun. Ich verbrachte die Tage auf das unfruchtbarste, ich vertrödelte meine Zeit. — Wand an Wand mit mir wohnte Leonore Durand. Gegen den Willen ihrer Mutter war sie zur Bühne gegangen; die Mutter hätte nichts dagegen gehabt, wenn sie als Kassiererin, Telephonistin oder in irgend einem andern bescheidenen, den Frauen zugänglichen Beruf etwas verdient und damit zum Unterhalt der großen Familie beigetragen hätte. Daß ihre Tochter zur Bühne ging, widerstrebte der Frau, die bessere Tage gesehen hatte und auch in der Not des Lebens, mit der sie zu kämpfen hatte, an bürgerlichen Vorurteilen festhielt. Aber Leonore hatte ihren Willen durchgesetzt, trotzdem sie in sich selbst ein starkes Familiengefühl niederkämpfen mußte, ehe sie sich von den Ihrigen trennte und sich ganz auf

sich selbst stellte. Sie hatte Glück gehabt und ein kleines Engagement an einer Berliner Bühne gefunden, — vielmehr, sie hatte die Entschlossenheit gehabt, das erste Engagement anzunehmen, das sich ihr bot; sie spielte Zofenrollen, in denen sie drei Worte zu sprechen hatte, und wirkte in der Comparserie mit; sie stand als Statistin allabendlich auf der Bühne und bezog dafür fünfzig Mark monatlich Gage."

„Was muß die Arme gelitten haben!" sagte Ella.

„Nein," fuhr Franzius fort, „ich glaube nicht. Ich glaube, sie war glücklich, daß sie auf der Bühne stand, glücklich, weil sie im starken Bewußtsein ihres Talents ihrer Zukunft ganz sicher war. Diese böse Zeit sah sie immer nur wie ein mehr oder weniger langandauerndes Fegefeuer an, das ihr die Pforten ihres Himmels erschließen mußte."

„Und da verliebten Sie sich in das junge Mädchen, Albert?" fragte Ella.

„Nicht sofort," erwiderte Franzius mit einem Lächeln; „im Gegenteil, ich war zuerst wütend auf sie, eine ganze Zeit, bevor ich sie persönlich kannte. Sie störte mich, und ich war nahe daran, ihretwegen meine Wohnung zu wechseln. Sie arbeitete, das heißt, sie lernte und studierte Rollen, von denen sie glaubte, daß sie sie irgendwo und irgendwann einmal würde spielen dürfen, — und ich that nichts. Wenn sie stundenlang und stundenlang nebenan, nur durch die dünne Wand einer Berliner Mietskaserne von mir getrennt, laut memorierte oder laut las — oft genug mit dem übertriebenen oder falschen Pathos der Anfängerin —, konnte sie mich zur Verzweiflung bringen. Aber ihr Eifer und ihre Gewissenhaftigkeit imponierten mir; unsre gemeinschaftliche Hauswirtin hätte mich ungern ziehen sehen, und so blieb ich und gewöhnte mich an den störenden Lärm. Dann sah ich sie zuweilen im Vorübergehen, und wir wechselten einen stummen und flüchtigen Gruß miteinander, — ihr Kopf und ihre Gestalt interessierten mich, trotzdem sie damals noch fast unschön mager und eckig in ihren Bewegungen war. Aber alles in ihren Zügen und in ihren Bewegungen war Energie, — und diese Energie fesselte mich, dessen eigne Zähigkeit unter der Erkenntnis, einen falschen Weg eingeschlagen zu haben, zu erlahmen drohte."

„Und wie lerntet ihr euch kennen?" fragte Ella.

„Die Gelegenheit, auf die Leonore wartete, zu zeigen, daß sie mehr könne, als Statistenrollen spielen, kam früher, als sie geglaubt hatte," fuhr Franzius fort. „Irgend ein litterarischer Verein hatte die Entdeckung gemacht, daß ein Drama von Zola, ‚Therese Raquin', ein Meisterwerk sei, und fühlte sich verpflichtet, diese Entdeckung dem großen Publikum vorzuführen. Er beschloß, eine Aufführung des Stückes zu stande zu bringen, im Juli, bei dumpfer Sommerluft, in einem Vorstadttheater, mit zusammengesuchten und dem Publikum kaum bekannten Kräften, — denn die hervorragenden Schauspieler und Schauspielerinnen gastierten auswärts oder weilten zu ihrer Erholung in den Bergen oder an der See. Irgend wer hatte Leonore Durand für die Rolle der Therese Raquin vorgeschlagen, einer jungen Frau, die unter den Augen einer taubstummen und gelähmten Mutter, die alles weiß, aber nichts verraten kann, ein verbrecherisch erworbenes Glück genießt. Die Aufführung hatte nicht den erwarteten Erfolg; außer den Mitgliedern des litterarischen Vereins, die sie veranstaltet hatten, waren nicht fünfzig Menschen im Theater erschienen. Die waren verblüfft über die brutale Wahrheit des Dramas und freuten sich über die unter so mißlichen Umständen doppelt anerkennenswerte Darstellung, — aber ‚Therese Raquin' wurde einmal und nie wieder gegeben. Trotzdem bedeutete diese Vorstellung für Leonore den ersten und wichtigsten Schritt vorwärts, — der Leiter eines mittleren, aber künstlerisch auf hoher Stufe stehenden Stadttheaters hatte zufällig der Aufführung beigewohnt und in der Darstellerin der Therese Raquin ein ungewöhnliches Talent erkannt. Am nächsten Tage bot er ihr einen Kontrakt für die Wintersaison seines Theaters an, den sie ohne Zögern annahm."

„Aber wie brachte Sie diese Vorstellung mit Leonore in persönliche Berührung?" fragte Ella. „Waren Sie etwa Mitglied des litterarischen Vereins und gar derjenige, dem sie die Rolle verdankte?"

„Nein," sagte Franzius, „leider nicht, — ich würde heute noch stolz darauf sein. Ich hatte nur von der braven Eisenbach, unsrer Zimmervermieterin, gehört, daß die Durand, auf die sie große Stücke hielt, zum erstenmal eine große Rolle spielen würde, und diese Rolle hatte ich natürlich auch, sehr gegen meinen Wunsch, so oft gehört, daß ich sie fast auswendig kannte. Da plagte mich doch die Neugierde, hinzugehen, und ich war sehr ergriffen von ihrer Darstellung. Am nächsten Tage kaufte ich einen großen Lorbeerkranz und schickte ihn meiner Nachbarin mit meiner Karte. Ich war gerade zu Hause, als er gebracht wurde, und hörte, wie sich die Durand zuerst weigerte, ihn anzunehmen. Es müsse ein Irrtum vorliegen, meinte sie. Als sie sich davon überzeugt hatte, daß der Kranz wirklich ihr galt, schickte sie den Dienstmann fort, der ihn gebracht hatte, und ich hörte sie mit großen Schritten in ihrem Zimmer auf und nieder gehen. Endlich schien sie einen Entschluß gefaßt zu haben, — sie öffnete ihre Zimmerthür, und wenige Sekunden später klopfte sie an der meinen. Ich war damals Frauen gegenüber, die ich nicht kannte, sehr schüchtern; ich hätte mich am liebsten verleugnet und antwortete nicht. Aber sie klopfte zum zweitenmal so energisch, daß ich aus gepreßter Kehle ein Herein hervorbrachte."

„Wie ich mir die Situation vorstellen kann!" sagte Ella fröhlich lachend. „Sehr herzlich wird Leonorens Dank nicht gewesen sein."

„Nein," fuhr Franzius fort, „sie bedankte sich gar nicht. ‚Sie haben mir einen Lorbeerkranz geschickt, Herr von Franzius?' fragte sie und ließ mir weder Zeit zu antworten noch ihr eine Verbeugung zu machen. ‚Was ist das für ein Unsinn! Ich verdiene noch keinen Lorbeer, und Sie verdienen noch nicht genug, um für solche Scherze Geld auszugeben.' Ich war natürlich verwirrt und

stammelte verlegen: ‚Aber der Kranz ist bezahlt, Fräulein Durand.‘ — Da lachte sie und sagte: ‚Das weiß ich, oder wenigstens nehme ich es an, aber es ändert nichts daran, daß Sie Ihr Geld zu notwendigeren Dingen brauchen. Sie wissen jedenfalls durch Frau Eisenbach über meine Verhältnisse Bescheid — ich weiß aus derselben Quelle, daß Sie nicht im Gelde schwimmen.‘ — ‚Aber ich dachte, Ihnen eine Freude zu machen,‘ sagte ich. — ‚Dann hätten Sie zu mir herüberkommen und mir sagen sollen, daß ich Ihnen gefallen habe,‘ erwiderte sie, ‚aber das erschien Ihnen wahrscheinlich nicht eindrucksvoll genug.‘ — Ich brauche Ihnen die Scene nicht weiter zu schildern, Ella,“ fuhr Franzius fort, „Sie haben ja selbst die fest zugreifende Art kennen gelernt, in der Leonore die Menschen zu sich heranzieht und festhält, die ihr sympathisch sind. Genug, daß sie fünf Minuten später an meinem Tische saß und weitere fünf Minuten später wußte, in welcher Krisis ich mich befand, daß ich daran verzweifelte, zum Maler geboren zu sein. Ich hatte viel mehr das Gefühl, einem alten Freunde als einem jungen Mädchen gegenüberzusitzen und zu beichten. Dann blätterte sie in meinen Studien und Skizzenbüchern, nicht kritisch, nicht überlegen, sondern mit einer naiven Freude und dem warmen menschlichen Interesse an dem, der diese Zeichnungen und Entwürfe gemacht hatte. So kamen wir in einen freundschaftlichen Verkehr. Auf ihren Rat sattelte ich um und versuchte es mit der Bildhauerei, nachdem ich einmal spielerisch ihre Züge in Thon geknetet hatte und dieser Versuch ihr auffallend geglückt schien.“

„Also eigentlich entdeckte Leonore Ihr Talent?“ fragte Ella.

„Ja,“ erwiderte Franzius. „Vor allem flößte sie mir den Mut ein, die neue Bahn einzuschlagen. Wir gingen dann auseinander, — Leonore trat ihr neues Engagement an, ich übersiedelte nach Rom. Aber wir blieben in regelmäßigem brieflichem Verkehr, uns gegenseitig über alles unterrichtend, was wir erlebten, und jedes sich darüber freuend, daß der andre vorwärts kam. Und je mehr ich vorwärts kam, um so fester schlug die Ueberzeugung in mir Wurzel, daß jeder Schritt vorwärts auch ein Schritt weiter zu dem Ziele sei, Leonore zu erringen. Trotzdem weder in ihren Briefen noch in dem Ton, den sie mir gegenüber festhielt, wenn meine gelegentlichen Reisen nach Deutschland mich mit ihr zusammenführten, irgend etwas mich dazu berechtigte, solche Hoffnungen zu nähren. Sie schien mir damals der einzige Mensch zu sein, der ein persönliches Interesse an mir nahm; vielleicht war es verzeihlich, daß ich dieses Interesse überschätzte. Dann kam eine Zeit, in der Leonorens Briefe weniger zuversichtlich wurden. Sie war an das Hofburgtheater engagiert, als präsumtive Nachfolgerin der Wolter. Die Wolter aber duldete keine Rivalin, solange sie lebte. Sie hatte das Engagement der Durand nicht verhindern können, aber ihr Einfluß war stark genug, zu verhindern, daß man Leonore spielen ließ. Sie bezog ihr Gehalt und durfte spazieren gehen — für die energische Leonore ein unerträglicher Zustand. Dazu einerseits ein langjähriger Kontrakt, der sie an das Burgtheater band, andrerseits die Hoffnung, die halbinvalide Wolter ganzinvalide werden zu sehen und das ihr verheißene Erbe doch noch antreten zu können — das machte sie vorübergehend unschlüssig, unsicher und verzagt. Als ich das in ihren Briefen las, glaubte ich meine Zeit gekommen, um so mehr, da ich meiner Zukunft inzwischen ganz sicher geworden und das Los, das ich ihr bieten konnte, nicht gerade ein bescheidenes war. Ich reiste nach Wien und hatte eine stürmische Scene mit ihr, in der ich das Gesicht sah, das Sie heute in meinem Atelier gesehen haben. Sie verstand einfach nicht, daß ich sie so hatte mißverstehen können, — und daß ich ihr zumutete, ein häusliches Glück könne sie der Bühne abwendig machen, das empörte sie. Am nächsten Tage reiste ich nach Rom zurück, und Leonore Durand forderte ihre sofortige Entlassung aus dem Verbande des Burgtheaters — ‚ich muß zu thun haben, damit ich Ihnen nicht wieder Dummheiten schreibe, und damit Sie nicht wieder Dummheiten machen,‘ schrieb sie mir nach Rom in dem ersten Briefe nach diesem Tage, in dem diese Worte fast auch die einzigen waren, die an die stürmische Scene zwischen uns erinnerten. Es hat lange gedauert, bis ich mich wieder in diesen Ton finden konnte.“

„Und glauben Sie, daß Leonore glücklich ist, daß sie nicht bereut?“ fragte Ella.

„Nein,“ sagte Franzius. „Sie hat auch nichts zu bereuen, denn sie wäre nicht nur selbst nicht glücklich geworden, sie hätte auch mich nicht glücklich gemacht. Sie ist eine Natur, die keiner Ergänzung bedarf, und selbst wenn sie nicht so unabhängig wäre, wie sie es heute ist, selbst wenn sie heute noch mit der Theatermisere zu kämpfen hätte, würde sie es doch für ein Glück ansehen, nicht an einen Mann gebunden zu sein.“

Auf einen Wink von Franzius wendete der Kutscher, und in scharfem Trabe ging es die breite, vielfach gewundene Straße bergab. Es war dämmerig geworden, dämmerig und kühl.

„Soll ich Ihnen vom Kutscher eine Decke geben lassen, Ella?“ fragte Franzius.

„Nicht doch,“ erwiderte Ella. „Ich finde es sehr behaglich so.“ Und dann richtete sie sich plötzlich auf und sagte erregt: „O, sehen Sie dort unten — ist das nicht herrlich?“

Im Thal zu ihren Füßen flammte Licht um Licht auf, Tausende von Lichtern, und die Konturen der gegenüberliegenden Berge schimmerten noch im Reflex der untergegangenen Sonne.

„Darauf habe ich mich gefreut, Ihnen das zu zeigen,“ erwiderte Franzius. „Keine andre Stadt hat ein ähnliches Schauspiel zu bieten wie dieses hier.“

„Es ist, als ob die Sterne in das Thal hineingefallen wären,“ sagte Ella träumerisch.

„Das sind doch nur Gasflammen und elektrische Lichter. Gleichviel,“ sagte Franzius, „uns scheinen sie Sterne.“ Franzius legte seinen Arm um Ellas Schulter, und sie widerstrebte nicht, als er sie an sich zog. „Ich habe gebeichtet, und meine Vergangenheit

liegt offen vor dir," sagte er leise und zärtlich, „hast du Vertrauen zu mir, meine Zukunft mit mir zu teilen?"

„Ja," sagte Ella und sah ihn mit klaren Augen an.

Da küßte er sie auf den Mund.

*

In Leonore Durands Salon brannten die elektrischen Flammen, das Wasser summte in der Theemaschine, und ein kleiner Imbiß stand zierlich geordnet daneben. Leonore Durand ging unruhig auf und nieder, sah nach der Uhr und begann ihr unruhiges Hin und Her von neuem. Endlich hörte sie die fröhlichen Stimmen der Zurückkehrenden auf dem Korridor. Da blieb sie in der Mitte des Zimmers stehen und wartete auf ihren Eintritt.

„Ja oder nein?!" rief sie in fiebernder Erwartung, als Franzius in das Zimmer stürmte, Ella nach sich ziehend. „Dumme Frage — ich seh's ja an euren Gesichtern — ja, natürlich, ja, ja!"

„Ja!" sagte Franzius fröhlich und fest. „Ja, Sie Gute, Kluge, Liebste! Ella ist meine Braut."

Da schloß Leonore Durand das junge Mädchen stürmisch in ihre Arme. „Wie ich mich freue!" sagte sie, „wie ich mich freue!" Und während sie Ella küßte, brach sie plötzlich in ein haltloses Schluchzen aus.

Franzius und Ella wechselten ratlose Blicke miteinander. Aber Leonore Durand hatte sich schnell wieder gefaßt. Sie wischte ein paarmal burschikos mit dem Handrücken über die Augen, erstickte ihr Schluchzen in einem Lachen und reichte Franzius die Hand.

„Nun habe ich Ihnen wieder ein neues Gesicht gezeigt, Franzius," sagte sie dann ernst werdend, „aber immer haben Sie mein wahres Gesicht gesehen. Mißdeuten Sie es nicht — es war die Freude, Sie glücklich zu sehen, die mich so fassungslos machte. Nun setzt euch und erzählt, — Sie sind lieb, Ella, und gießen den Thee ein; die Rolle der Hausfrau haben Sie ja übernommen."

Von der Zukunft plaudernd, saßen die drei in dem kleinen Salon zusammen. Am meisten beschäftigte sie die Frage, ob Ellas Vater sich bestimmen lassen würde, Randelkow zu verkaufen oder zu verpachten und zu ihnen nach Rom zu übersiedeln. Franzius glaubte es sicher, Ella hoffte es. Daß er Franzius mit Freuden als Schwiegersohn willkommen heißen würde, schien ihnen beiden gewiß.

Da warf Leonore Durand die Frage ein: „Und was für ein Gesicht wird Tante Adelheid machen, wenn sie erfährt, daß ihre Schutzbefohlene über ihre Zukunft bestimmt hat, ohne vorher bei ihr um Rat zu fragen?"

„Wie gräßlich," entfuhr es Franzius. „Sie wird uns die schönen Tage ganz verderben, die wir hier verleben könnten, solange Sie noch hier sind, Leonore."

„Ja," sagte auch Ella, „sie wird nachholen wollen, was sie versäumt hat, und nicht zugeben, daß wir uns anders sehen als unter ihren Augen. Dabei hat sie ihre Kongreßpflichten, die sie auch um unsertwillen nicht versäumen wird. Ich bliebe so gerne noch mit Ihnen zusammen, Leonore, aber wenn es möglich wäre, wäre ich unter diesen Umständen schon am liebsten morgen mit Albert in Randelkow."

„Das wäre freilich das beste," sagte auch Franzius, „aber es wird nicht möglich sein, denn Tante Adelheid läßt sich sicher nicht bestimmen, vor Schluß des Kongresses abzureisen."

„Warum wird es nicht möglich sein?" sagte Leonore Durand. „Ihre Prinzessinnenbüste ist vollendet, Franzius, Ihre Medusa auch, und beide finden Sie unversehrt vor, wenn Sie in acht Tagen zurückkehren. Nichts hält Sie beide hier. Jetzt ist es acht, um neun Uhr geht der Zug nach Berlin, morgen nachmittag können Sie, wenn ich richtig schätze, in Randelkow sein. Was wird Ihrem Vater lieber sein, liebste Ella, Sie morgen schon bei sich zu haben oder noch acht Tage auf Sie und Franzius warten zu müssen?"

„Aber ich kann doch nicht mit Albert allein reisen?" sagte Ella zaghaft. „Tante Adelheid stände ja Kopf, wenn sie es erführe, oder sie riefe die Polizei zu Hilfe, um es zu verhindern."

„So lassen Sie sie doch Kopf stehen," erwiderte Leonore Durand spöttisch, „es wird ein schöner Anblick sein. Wenn Sie mir sagten, Sie selbst fürchteten sich, mit Franzius allein zu reisen, so würde ich euch beiden sagen: ‚Ueberlegt's euch, Kinder, heiratet nicht!' Denn außer der Liebe gehört zu den Vorbedingungen einer glücklichen Ehe auch noch ein absolutes Vertrauen zu einander. Aber aus Rücksicht auf Tante Adelheid und die Millionen Tanten, die es außer dieser noch auf der Welt giebt? Deshalb wollt ihr euch die ersten Tage eurer Liebe unter eine lästige Kontrolle stellen, weil ihr einer dummen Form nicht genügen könnt, weil ihr ein Brautpaar seid und keinen Reisebegleiter habt? Könntet ihr euch nicht küssen, wenn Tante Adelheid in ihrer Coupéecke schnarcht? Formen zerbricht man, wenn sie überflüssig und lästig sind, — das müßte Tante Adelheit am ersten begreifen können, wenn sie auf dem Frauenkongreß den Frauen etwas nützen will. Denn was uns am meisten einengt, das ist eine thörichte, nichtssagende, in toten Formen erstarrte Prüderie, die nichts zu thun hat mit dem Geiste wahrer Sittlichkeit."

Ella sah zu Franzius hinüber und las in seinen Augen den Wunsch, daß sie sich überzeugen lassen möchte.

„Leonore hat recht," sagte sie entschlossen, während Franzius sie mit einem Hurra in seine Arme schloß. „Tante Adelheid hat mir ja selbst den Rat gegeben, ich müsse mich emanzipieren. Ich emanzipiere mich — morgen nachmittag sind wir bei meinem Vater."

„Recht so," sagte Leonore Durand und drängte Franzius nach der Thür. „Machen Sie, daß Sie fortkommen, und packen Sie Ihren Koffer. Sie müssen sich eilen, wenn Sie rechtzeitig auf dem Bahnhof sein wollen. Ich helfe Ihnen, Ella, und übernehme es auch, Tante Adelheid noch heute

schonend von Ihrer Abreise zu benachrichtigen. Also auf dem Bahnhof treffen wir uns, Franzius!"

*

Eine Stunde später verließ der Berliner Zug die Bahnhofshalle. Aus dem Fenster eines Nichtrauchercoupés winkten Franzius und Ella. Leonore Durand sah dem Zuge lange nach.

‚Es ist doch gut, daß ich heute abend noch eine Aufgabe vor mir habe, die mich auf andre Gedanken bringen wird,' dachte sie, während sie in das Hotel zurückkehrte. ‚Zwei Glückliche — man könnte neidisch werden. — Dummes Zeug! Ich bin neugierig auf das Gesicht, mit dem Tante Adelheid meine Nachricht entgegennehmen wird, wenn sie aus der Kongreßsitzung zurückkommt. Hoffentlich fällt sie mir nicht in Ohnmacht — sie ist zu schwer für solche Späße.' Und an dem Portier vorübergehend, beauftragte sie diesen: „Sobald Frau von Bomsten zurückkehrt, lassen Sie mich benachrichtigen. Ich muß die Dame noch heute sprechen."

Das Königin Luise-Denkmal in Tilsit.

(Siehe die Kunstbeilage vor Seite 311.)

In Tilsit, wo die Königin Luise von Preußen einst Tage der tiefsten Trauer zu bestehen hatte, ist der edeln Fürstin ein Denkmal errichtet worden, gleichsam zur Sühne des herben Kummers, den sie hier erleiden mußte. Das Denkmal ist ein Werk des Berliner Bildhauers Gustav Eberlein und ganz aus carrarischem Marmor gefertigt. Die Gestalt der Königin tritt dem Beschauer in ihrer vollen Anmut entgegen; das Haupt schmückt ein Diadem. Angethan ist die Fürstin mit dem Empiregewand, mit hoher Taille, wie sie auch Gustav Richter gemalt hat. Ueber das Kleid breitet sich der auf die Plinthe herabwallende Hermelinmantel, der von einer Schulter herabgeglitten ist und von der linken Hand gefaßt wird; die rechte hält einen Strauß von Kornblumen und Aehren. Die drei Meter hohe Figur steht auf einem großen, mit Lorbeergehängen geschmückten Rundsockel, der mit seinem Zierwerk altgriechischen Charakter trägt.



Fahrende Leute. Amateuraufn. von R. Bührlen.



Die Kolibris.

Däumlinge.

Zu den merkwürdigsten Erscheinungen in der deutschen Volksdichtung gehören die Zwerge, von denen die Sage wunderbare Dinge berichtet. Ungemein mannigfaltig ist der Märchenkranz, der sich um die Leutchen schlingt, und man könnte der Wissenschaft zürnen, daß sie den zwerghaften Wuchs auf körperliche Mißbildung zurückführt. Das mutet uns wie eine Kränkung des lieben Völkchens an, dessen Thun und Treiben, poetisch verklärt, das Ergötzen unsrer Kinderzeit war. Wie viel haben wir von ihm gelesen in den sonnigen Jugendtagen, und wie tief prägten sich unserm Gedächtnis all die heiteren oder geheimnisvollen Gestalten ein, die einen im wallenden Schleier der Romantik, die andern in der derben Realistik schlichter Volksanschauung. Fröhlich lacht uns aus dieser Gesellschaft ein keckes Bürschchen an, schmal und winzig, aber klug, gewandt und von frischem Wagemut: Däumling heißt er im deutschen Märchen, auch Daumesdick oder Daumerling.

Fatma und Smaun, die indischen Däumlinge.

Wenn wir wollten, könnten wir nun von diesem drolligen Kerlchen den Ausgang zur tiefgründigsten Wissenschaft nehmen. Schon Herodot, der „Vater der Geschichte", erzählt von Zwergvölkern im dunkeln Erdteil, und wenn man ihm viele Jahrhunderte lang nicht recht geglaubt hat, so ist er doch durch Stanley und Schweinfurth, der aus den Urwäldern Zentralafrikas ein Akka-Zwergpärchen mit nach Berlin brachte, glänzend gerechtfertigt worden. Ingleichen kennen wir von Homer, der allerdings als ein zuverlässiger Kriegskorrespondent nicht anerkannt ist, die Kämpfe zwischen den Pygmäen und Kranichen, auf die auch der ältere Plinius zurückgreift, — aber mit diesem würdigen Manne dürfen wir wohl unsre archäologisch-litterarische Reminiscenz abbrechen. Aus dem Bannkreise Roms gelangen wir freilich hiermit nicht, denn gerade die weltbeherrschende Stadt wurde die Förderin des Zwergenkultus, der sich dann durch Jahrhunderte an den Höfen der Mächtigen fortsetzte. Kaiser Augustus, berichtet Sueton, ließ seinem Zwerg Lucius eine Bildsäule mit Augen in Edelstein errichten, seine Lieblingstochter Julia erwies ihrem Zwerge Canopas besondere Ehren, und von Tiberius wird erzählt, daß sein Leibzwerg auf die Justizpflege einen unheilvollen Einfluß ausgeübt habe. Domitian hielt eine ganze Anzahl von Zwergen, die miteinander Gladiatorenkämpfe ausfechten mußten, und erst Alexander Severus machte dem grausamen Unfug am römischen Kaiserhofe ein Ende.

Aber in andrer, wenngleich gemilderter Form pflanzte sich die Unsitte fort. Einen Zwerg als Hofnarren zu haben, galt als Bedingnis eines fürstlichen Haushaltes, und hierin wetteiferte das Abendland

mit dem Orient. Katharina von Medici suchte sogar durch Verheiratung kleiner Leutchen untereinander die Fortpflanzung von Zwergengeschlechtern zu sichern. Mit großem Pomp veranstaltete im November 1710 Zar Peter der Große eine Zwergenhochzeit, zu der aus allen Teilen seines Reiches 72 „Däumlinge" herbeigebracht waren. Das Fest bildete einen Teil der Lustbarkeiten zu Ehren einer fürstlichen Vermählung, und bei dieser Gelegenheit gab auch Fürst Menschikow in seinem Palast ein Gastmahl, bei welchem als Schaueſſen zwei mächtige Pasteten aufgetragen wurden. Als man sie genugsam bewundert hatte, schritt der Zar zur Oeffnung der Tafelaufsätze, und einem jeden entstieg eine Zwergin. Zar Peter trug darauf das eine Däumelinchen von der Tafel des Gastgebers auf die des Brautpaares, und beide Geschöpfchen tanzten ein zierliches Menuett.

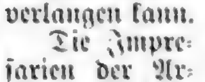


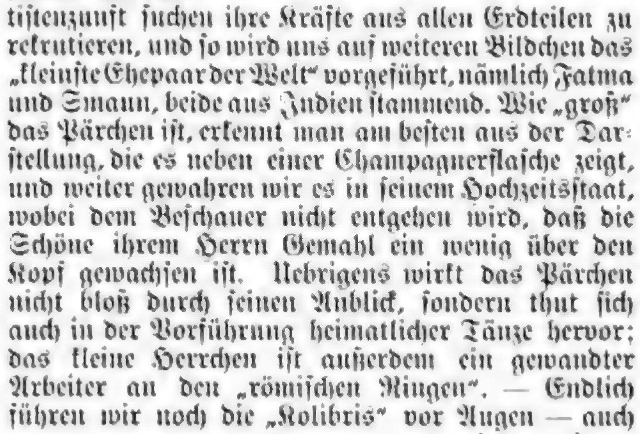
Zwei Piccolo als Athleten.



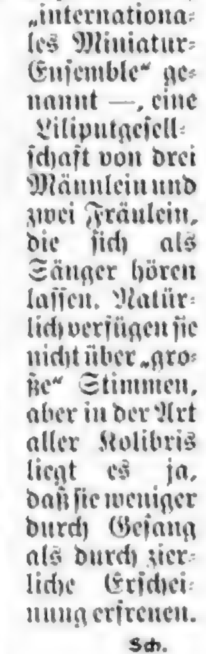
An diesen Vorgang erinnern einigermaßen die Vorführungen der Däumlinge von heute. Da sind, um aus der Fülle der Erscheinungen nur das Bemerkenswerteste herauszugreifen, die drei Piccolo. Auf der Bühne gewahrt man zunächst nur eine Anzahl von Gewichten; die größeren derselben (Attrappen) öffnen sich plötzlich, und ihnen entsteigen die drei Zwergathleten, die alsbald die kühnsten Stücke zum besten geben, wie man sie nur von ausgewachsenen Kraftmenschen verlangen kann.

Fatma und Smaun im Hochzeitsstaat.

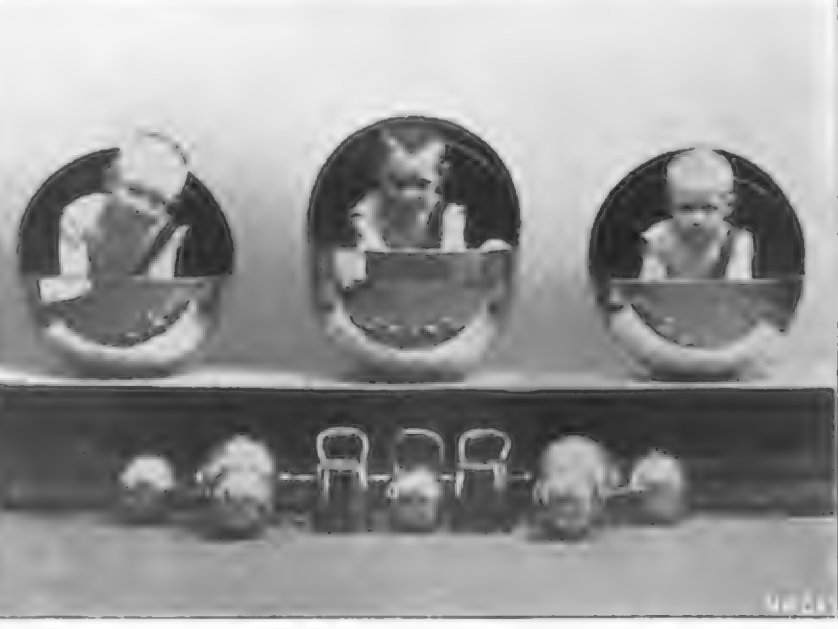


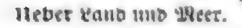


Die Impresarien der Artistenzunft suchen ihre Kräfte aus allen Erdteilen zu rekrutieren, und so wird uns auf weiteren Bildchen das „kleinste Ehepaar der Welt" vorgeführt, nämlich Fatma und Smaun, beide aus Indien stammend. Wie „groß" das Pärchen ist, erkennt man am besten aus der Darstellung, die es neben einer Champagnerflasche zeigt, und weiter gewahren wir es in seinem Hochzeitsstaat, wobei dem Beschauer nicht entgehen wird, daß die Schöne ihrem Herrn Gemahl ein wenig über den Kopf gewachsen ist. Uebrigens wirkt das Pärchen nicht bloß durch seinen Anblick, sondern thut sich auch in der Vorführung heimatlicher Tänze hervor; das kleine Herrchen ist außerdem ein gewandter Arbeiter an den „römischen Ringen". — Endlich führen wir noch die „Kolibris" vor Augen — auch „internationales Miniatur-Ensemble" genannt —, eine Liliputgesellschaft von drei Männlein und zwei Fräulein, die sich als Sänger hören lassen. Natürlich verfügen sie nicht über „große" Stimmen, aber in der Art aller Kolibris liegt es ja, daß sie weniger durch Gesang als durch zierliche Erscheinung erfreuen.



Sch.





Ueber Land und Meer.

Die drei Piccolo.



Benvenuto Cellini.

Zu seinem 400jährigen Geburtstag, 3. November 1900.



Am 3. November 1500 wurde in Florenz ein Künstler geboren, dessen Name volkstümlicher geworden ist als der manches seiner größeren Kunstgenossen des Cinquecento, von dessen Werken aber im Gegensatze zu dem von jenen hinterlassenen glänzenden künstlerischen Erbe sich so wenig bis auf unsre Zeit erhalten hat, daß es kaum möglich ist, sich von seinem künstlerischen Wirken und Werte eine auch nur annähernd klare Vorstellung zu machen, Benvenuto Cellini, von seinen Zeitgenossen als Goldschmied, Münzschneider, Bildhauer und Erzgießer geschätzt. In den großen europäischen Kunst- und Altertumssammlungen und den fürstlichen Schatzkammern findet sich zwar manches seiner Hand zugeschriebene Werk, allein nur äußerst wenige Stücke haben die Probe auf ihre Echtheit zu bestehen vermocht, und von dem wenigen, was sich thatsächlich auf ihn zurückführen läßt, deutet noch weniger auf einen Künstler hin, der es verdient hätte, daß sein Name fernen Zeiten zugetragen werde. Neuere Kunsthistoriker behandeln ihn daher mit einer gewissen Geringschätzung, und doch ist es eine Thatsache, daß die leitenden Persönlichkeiten seiner Zeit sich in ungewöhnlicher Weise um ihn wie um einen der Großen und Auserwählten bemühten: Kardinal Ippolito von Este war sein eifriger Gönner, die Päpste Clemens VII. und Paul IV., wie nicht minder Herzog Alexander und Großherzog Cosimo I. von Florenz zogen ihn wiederholt in ihre Dienste, und König Franz I. von Frankreich berief den Meister, der in der Goldschmiedekunst den Stil der Renaissance nach Frankreich übertrug, zweimal an seinen Hof und überhäufte ihn mit Auszeichnungen und Ehren wie kaum einen andern Künstler seiner Zeit.

Benvenuto Cellini ist als Künstler ganz gewiß nicht die oberflächliche und bedeutungslose Persönlichkeit gewesen, als die man ihn namentlich in neuerer Zeit vielfach hat darstellen wollen. Er mag seine Thätigkeit zersplittert haben und, von falschem Ehrgeiz getrieben, weit über die Grenzen hinausgegangen sein, die ihm von seiner natürlichen Begabung gesetzt waren, aber an seinem ursprünglichen Künstlernaturell ist trotz alledem und trotz der Prahlsucht und eiteln Ueberhebung, mit der er oft selbst von sich spricht, nicht zu zweifeln. Sein Verhängnis war das seiner Zeit, das Streben in das Ungemessene, Schrankenlose, das ihn, den geborenen Meister der Kleinkunst, zum Ringen mit den großen Formen der monumentalen Kunst trieb. An das Arbeiten in Edelmetallen gewöhnt, suchte er mit diesem Stoffe die Wirkungen der großen Plastik zu erzielen, in Paris schuf er für König Franz I. lebensgroße Standbilder aus Silber, er ging zum Erzguß über und versuchte sich in der Marmorskulptur, nicht ohne Glück, indes in keinem Kunstzweige, so viele er ihrer ergriff, konnte er den nach dem zierlichen Wachsmodell arbeitenden Künstler verleugnen. Wie eine Ironie des Schicksals mutet es an, daß von den Werken, an denen sein eigentlicher Kunstsinn sich zu bethätigen vermochte, nur wenig gerettet worden ist: die Kostbarkeit des Materials stand der Erhaltung der Kunstwerke als gefährlichster Feind im Wege.



Benvenuto Cellini.

Benvenutos Vater, der Florentiner Architekt Giovanni Cellini, hätte den Sohn am liebsten die Laufbahn des Musikers verfolgen gesehen, daher die stets wiederkehrende Mahnung an den jungen, in Rom weilenden Goldschmiedsgesellen, „ja das Hörnlein nicht zu vernachlässigen und auch der Flöte eingedenk zu sein", und der junge Künstler hatte in der That die erste Stellung, die er sich errang, seiner nur widerwillig gepflegten musikalischen Begabung zu verdanken. Papst Clemens VII. nahm ihn als Musiker in seine Dienste, gleichwohl die Fähigkeiten nicht verkennend, die sein Schützling als Goldarbeiter und Stempelschneider entwickelte. Der ausgesprochene Sinn für alles Mechanische hatte Benvenuto dieser halb im Handwerke, halb in der Kunst wurzelnden Thätigkeit sich zuwenden lassen, und durch sie wurde er auf einen Entwicklungsgang gedrängt, der für ihn der natürlichste und darum auch der erfolgreichste war, auf den des in künstlerischem Sinne schaffenden und sich zu künstlerischer Höhe emporschwingenden Goldarbeiters. Benvenuto Cellini ist unzweifelhaft unter die ersten Goldschmiede seines Landes und seiner Zeit zu rechnen, und nur das verkehrte Bestreben, auch auf andern Gebieten glänzen zu wollen, hat ihn bei der Nachwelt wenigstens, die Anerkennung nicht finden lassen, auf die er kraft seiner künstlerischen Leistungen Anspruch erheben konnte. Cellini verfügte nicht über die universelle künstlerische und allgemein menschliche Begabung eines Lionardo da Vinci und Michelangelo, aber es lebte doch etwas von dem Geiste und dem Streben dieser spezifischen



Goldenes Salzgefäss.

Angefertigt für König Franz I. von Frankreich, jetzt in der kaiserlichen Schatzkammer in Wien.

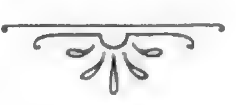
Vertreter des Cinquecento in ihm, vor allem der Drang nach uneingeschränktem Ausleben des Ich, nach ungehemmter Entfaltung der eignen Persönlichkeit. Wenn man neuerdings wieder den Blick auf den Subjektivismus oder Individualismus als das Ideal einer kommenden Zeit gerichtet hat, übersieht man dabei ganz und gar den Gang, den die Geschichte der Entwicklung des menschlichen Geistes und der menschlichen Gesittung genommen hat; das Uebermenschentum ist eine Erscheinung, die nicht vor uns, sondern hinter uns liegt, das Ergebnis einer berechtigten und notwendigen Reaktionsepoche, das mit dieser Epoche überwunden wurde und überwunden werden mußte. Die Geister des sechzehnten Jahrhunderts fanden Verhältnisse vor, deren Wiederkehr unmöglich ist; sie mußten der Eigenpersönlichkeit freien Ellbogenraum schaffen, damit der bis zum Egoismus gesteigerte Individualismus dem Solidarismus die Pfade ebnen konnte.

Als eine der charakteristischen dieser Cinquecento-Gestalten steht Cellini vor uns, und als solche hat er sich seinen Nachruhm für alle Zeit gesichert. Könnten wir uns über seine künstlerische Thätigkeit gar keine Rechenschaft mehr geben, so würde doch das Andenken an dieselbe fortleben durch ein Werk, in dem sich uns Cellini nicht nur als eine selbständige Künstlernatur, sondern als ein Geist hohen Fluges und ein Schriftsteller allerersten Ranges enthüllt, durch die von ihm selbst verfaßte Geschichte seines Lebens, die durch Goethes treffliche Verdeutschung gewissermaßen ein Werk unsrer eignen klassischen Litteratur geworden ist. Diese Biographie liest sich wie ein Roman, und wie ein Roman verlief auch das Leben des Mannes, den wir bald als Günstling an Fürstenhöfen, bald als das Opfer hartnäckiger Verfolgung im Kerker finden, der bald den Beruf des Künstlers, bald das Handwerk des Soldaten ausübt, immer aber das charakteristische Kind seiner Zeit und der Verkörperer der diese bewegenden Ideen bleibt.



Perseus mit dem Haupte der Medusa.
Erzguß in der Loggia de' Lanzi in Florenz.

Von den Werken seiner Hand spiegeln sein künstlerisches Vermögen am getreuesten die Münzen und Medaillen wider, die leider nur in allzu kleiner Anzahl erhalten sind. Das jetzt in der kaiserlichen Schatzkammer in Wien befindliche goldene Salzgefäß ist unzweifelhaft dasjenige, das, ursprünglich für den Kardinal Ippolito von Este entworfen und dann für König Franz I. von Frankreich ausgeführt, eine so große Rolle im Leben des Künstlers gespielt hat. Die in Erz gegossene Statue des Perseus, die jetzt in der Loggia de' Lanzi in Florenz steht, wurde für Großherzog Cosimo I. verfertigt. Für diesen wurde auch das Marmorkruzifix im Escorial ausgeführt, das als ein Geschenk dieses Fürsten an König Philipp II. nach Madrid gelangte und dann zum Schmuck der Klosterkirche San Lorenzo über der berühmten Königsgruft verwendet wurde. L. H.



Bibliographische Rundschau.

Von

Ludwig Holthof.

Gegen Sprachsünden.

„Wie haben Sie nur zu einem so guten Buche eine so schlechte, geradezu abschreckende Vorrede schreiben können!" Mit diesen Worten soll nach einem bezüglich seiner Echtheit allerdings nicht ganz unangefochten gebliebenen Berichte Wilhelm Jordans Schopenhauer sich an Friedrich Hebbel gewandt haben, als bei einem Besuche, den letzterer dem Philosophen in Frankfurt abgestattet habe, die Rede auf des Dichters bürgerliches Trauerspiel „Maria Magdalena" gekommen sei. Einen ähnlichen Vorwurf möchten wir gegen die Einleitung eines Werkes erheben, das wir an sich nur als ein gutes und verdienstliches bezeichnen können, gegen die einführenden Worte, die Professor Albert Heintze seinem Stilwörterbuch „Deutscher Sprachhort" (Leipzig, Rengersche Buchhandlung) vorangestellt hat. Dem Verfasser ist gewiß beizupflichten, wenn er die gerade in den Kreisen unsrer Gebildeten immer mehr einreißende Entartung und Verwilderung unsrer Sprache beklagt, und wir erkennen gerne an, daß sein Stilwörterbuch ein geeignetes Hilfsmittel zur Bekämpfung des angedeuteten Mißstandes ist, aber nicht einverstanden können wir uns — wenigstens dem größten Teile nach — mit den Gründen erklären, aus denen er das Uebel herzuleiten sucht. Und doch sollte gerade auf diesem Gebiete die größte Klarheit herrschen, denn mit der Heilung ungesunder Zustände wird man sich ewig vergebens abmühen, wenn man ihnen nicht an ihrer Quelle zu Leibe rücken kann. Das Operieren mit Palliativmitteln ist nicht nur zwecklos, sondern direkt schädlich, weil durch das Beseitigen bloßer Krankheitserscheinungen die Krankheit selbst meist nur gefördert wird. Für geradezu ungerecht halten wir es, wenn der Verfasser unter den Quellen der Entartung und Verwilderung unsrer Sprache die Tagespresse allen andern voranstellt. Gewiß, ein Teil unsrer journalistischen Litteratur trägt Mitschuld an den sprachlichen Sünden, wie sie tagtäglich begangen werden, und wir möchten uns am allerwenigsten zu Verteidigern des unrühmlich genug bekannten Reporterstils aufwerfen, für dessen Verschulden der Verfasser ja immerhin gewillt ist, mildernde Umstände gelten zu lassen; allein, wenn von der „Tagespresse" gemeinhin die Rede ist, dann dürfen Vorwürfe nicht unerwidert bleiben, die entschieden nicht zu Recht erhoben werden. Sehe man sich unsre leitenden politischen Blätter an, und nur diese können in erster Linie in Betracht kommen, wenn von der Tagespresse ohne Einschränkung die Rede ist, und man wird, wenn man ehrlich sein will, eingestehen müssen, daß in ihnen, gleichviel welcher politischen Richtung sie angehören, durchweg, und nicht nur in ihren Leitartikeln, bezüglich deren ja selbst der Verfasser eine Einschränkung macht, das Bemühen um ein gutes Deutsch vorherrscht. Jedenfalls ist es auf diesem Felde während der letzten Jahrzehnte besser und nicht schlimmer geworden. Vollends unzutreffend ist das Beispiel, auf das der Verfasser sich zur Stützung seiner gegenteiligen Ansicht beruft, eine Polemik, die vor einigen Jahren zwischen der „Germania" und der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" in Berlin geführt wurde. Der hier angeschlagene Ton mag als „pöbelhaft" bezeichnet werden, aber ist er so sehr der landläufige Stil unsrer Zeitungen, daß er schlankweg als „pöbelhafter Zeitungsstil" charakterisiert werden darf? Gewiß nicht; mit dem Zeitungswesen, auch dem politischen, an sich hat er gar nichts zu thun, und um Sprachwidrigkeiten handelt es sich bei ihm vollends nicht. Was an den beiden Ergüssen zu tadeln ist, ist eine Geschmacklosigkeit und Roheit, die lediglich der Verwilderung der politischen Fehde aufs Kerbholz zu setzen ist, und die bestehen bleiben würde, auch wenn es gar keine Zeitungen gäbe. Fehden des öffentlichen Lebens sind übrigens noch nie und nirgendwo sänftiglich ausgefochten worden; erinnere man sich doch nur einmal der Art, wie Luther seine Gegner zu behandeln pflegte; ist er mit ihnen glimpflicher verfahren, und waren etwa die Witze, die er sich gegen sie erlaubte, wie die gegen den Dr. Eck gerichteten, „feiner" und „geschmackvoller"?

Auch um den Kanzlei- und Aktenstil ist es nicht so schlimm bestellt, wie der Verfasser es hinstellen möchte, wenigstens muß zugegeben werden, daß auch hier nach mehr als einer Richtung hin ein Wandel zum Besseren Platz gegriffen hat: der Formelschwulst weicht schon seit Jahrzehnten mehr und mehr einer sachlichen Klarheit, die, wenn auch zuweilen an Nüchternheit streifend, doch als erfreulicher Fortschritt zu begrüßen ist. Am besten wird das derjenige ermessen können, der über eine Reihe sich auf einen längeren Zeitraum erstreckender amtlicher Urkunden über einen und denselben Gegenstand verfügt, zum Beispiel über Mietverträge, die etwa von der Mitte bis zum Ende des neunzehnten Jahrhunderts laufen und alle das gleiche Haus oder die gleiche Wohnung betreffen; die der letzten Zeit lesen sich wie Schriftstücke, die jedem ohne weiteres verständlich sind, während die aus dem Anfange der bezeichneten Periode mit ihren verzwickten und verschrobenen Redewendungen nicht selten den Eindruck machen, als hätten ihre Urheber das Bestreben gehabt, möglichst das zu verschleiern, was sie hätten zum Ausdruck bringen sollen.

An letzter Stelle, aber nicht zuletzt, gilt dem Verfasser als Quelle der Sprachverderbnis auch das Fremdwort, nach dem Vorhergehenden möchten wir fast sagen „selbstverständlich", obgleich es uns, offen gestanden, leid thut, einen Mann von so gediegenem Wissen und so gutem Geschmack unter den Anhängern einer Sache zu sehen, die von keinem Einsichtigen als eine gute oder ersprießliche betrachtet werden kann. Der Kampf gegen das Fremdwort, wie er in den letzten drei Jahrzehnten in Deutschland geführt worden ist, ist im Grunde

nichts gewesen als wissenschaftlich durchaus verwerflicher Purismus, weshalb es auch nicht zu verwundern ist, daß er, alles in allem gerechnet, so ergebnislos verlaufen ist. Er wurde als ein echter Windmühlenkampf von Dilettanten begonnen und hat fast nur Dilettanten zu Kämpen und Begünstigern gehabt. Das Unerfreulichste an ihm ist jedenfalls gewesen, daß man ihn trotz der ganzen Engherzigkeit, die ihn begleitete, zu einer nationalen Angelegenheit hat aufbauschen und jeden, der in den Windmühlen nur Windmühlen und keine Riesen zu erkennen vermochte, mit dem Anathema der Vaterlandsfeindlichkeit hat belegen wollen. Hätten doch diejenigen, die zum erstenmal das Feldgeschrei gegen das Fremdwort erhoben und ihre Lanzen gegen das auf den Hügeln drohende Gespenst einlegten, vorher einmal Umschau gehalten und erkundet, wie über ihre Bestrebungen Männer urteilten, denen Sachkenntnis, guter Geschmack und über jeden Zweifel erhabene Vaterlandsliebe nicht abzusprechen waren, wir meinen die Brüder Grimm, die beiden großen Begründer unsrer einheimischen Sprachwissenschaft. Beiden ist kaum etwas so zuwider und verhaßt gewesen wie Purismus und Puristen. „Ohne an der Schönheit und Fülle einer Sprache selbst wahre Freude zu empfinden,“ sagt Jakob Grimm einmal, „strebt der ärgerliche Purismus, das Fremde, wo er seiner nur gewahr werden kann, feindlich zu verfolgen und zu tilgen, mit plumpen Hammerschlägen schmiedet er seine untauglichen Waffen.“ An einer andern Stelle äußert der große Gelehrte: „Pedanten und Puristen, was eigentlich **eine** Brut ist, sind mir oft so vorgekommen wie Maulwürfe, die dem Landmann zu Aerger auf Grund und Wiese ihre Hügel aufwerfen und blind in der Oberfläche der Sprache herumreuten und wühlen.“ Noch charakteristischer zeichnet er das Bild des unberufenen Sprachreinigers in den Worten: „Deutschland pflegt einen Schwarm von Puristen zu erzeugen, die sich gleich Fliegen an den Rand unsrer Sprache setzen und mit dünnen Fühlhörnern sie betasten.“ „Die, welche sich Puristen nennen,“ erklärt Wilhelm Grimm, „haben mehr verdorben als gefördert ... Man nehme in unsre Sprache nur herein, was eben geht, **alles Unpassende stößt sich von selbst wieder aus, wie sich geschichtlich in einer Menge von Beispielen zeigen läßt. Wir sind einmal modern, und unser Gutes ist es auch, warum soll, was unsre Zeit errungen, sich nicht äußern dürfen, und ist es möglich, sich zu verleugnen?**“ Wir erklären nochmals, der ganze Kampf gegen das Fremdwort, wie er bei uns seit beiläufig dreißig Jahren geführt worden ist und zum Teil noch geführt wird, ist nichts mehr und nichts minder als ein puristisches Bestreben der von unsern großen Sprachforschern gebrandmarkten Art, wobei es nichts verschlägt, ob dieses Bestreben bald als ein Purismus strengerer, bald als ein solcher laxerer Observanz aufgetreten ist. Eingestandenermaßen hat es sich ja darum gehandelt und soll es sich noch darum handeln, der deutschen Sprache die **Reinheit** ihres Ausdrucks zu wahren.

Nun aber eine Frage, die für die Entscheidung der Berechtigung oder Nichtberechtigung unsrer Fremdwörterbekriegung von grundlegender Wichtigkeit sein dürfte: Ist seit den Tagen des zwischen Goethe und Schiller gepflogenen Briefwechsels und der Schillerschen „Horen“, also seit der Epoche, in der unsre Sprache den für die jetzige Zeit maßgebenden Typus erreicht hat, eine Verwilderung und Verrohung unsres sprachlichen Ausdrucks eingetreten, und ist diese Sprachverderbnis, wenn nicht wesentlich, so doch zu erheblichem Teile, durch ein Ueberwuchern des Fremdworts herbeigeführt worden? So bedingungslos wir den ersten Teil dieser Frage zu bejahen geneigt sind, ebenso kategorisch müssen wir den zweiten Teil verneinen, und das aus dem einfachen Grunde, weil seit der angegebenen Zeit bis zu den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts der Gebrauch der Fremdwörter bei uns nicht zu-, sondern abgenommen hat, oder weil es in dem angegebenen Zeitraum, um die Worte Wilhelm Grimms zu gebrauchen, auf natürlichem und organischem Wege zu einem Ausstoßen unpassender sprachlicher Elemente gekommen ist. Kann auch die Sprache nicht als ein organisches Wesen im Sinne Schleichers aufgefaßt werden, so führt sie doch das Leben eines Organismus, und wie einem solchen wird auch ihr mit Hebeln und Schrauben niemals beizukommen sein. Jede Vergewaltigung des sprachlichen Organismus rächt sich, während er andrerseits gleich den großen Wasserläufen seine Reinigung und Gesundung von selbst vollzieht.

Wir wollen daher bei den absonderlichen Blüten, die unser Fremdwörterkampf oder, wie wir wohl besser sagen, unsre Fremdwörterhetze, getrieben, nicht länger verweilen; sie gehören zu den Zeiterscheinungen, die nur in seltenen Fällen die Generation, die sie gezeitigt, erheblich überdauern. Wenn wir heutzutage von einer Sprachverderbnis reden können, ist der Grund dafür weder in der Tagespresse noch in einem Ueberwuchern des Fremdworts, noch in andern Erscheinungen äußerlicher Art, sondern einzig und allein in der mehr als sträflichen Vernachlässigung des Unterrichts in unsrer Muttersprache an unsern sämtlichen Lehranstalten zu suchen. Wir werden, wie die Sachen jetzt liegen, auf unsern Schulen auf einem Gebiete, das keineswegs zu den am leichtesten zu beherrschenden gehört, zu Dilettanten förmlich gezüchtet. Daher die befremdliche — wenn der Fall nicht so ernsthaft wäre, könnte man sagen, ergötzliche — Erscheinung, daß wir an unsern Hochschulen hochangesehene und hochgelehrte Professoren haben, die, wenn sie ein Abiturientenexamen abzulegen hätten, wie es den Forderungen unsrer Zeit entsprechend eingerichtet sein sollte, wegen der elementaren Unkenntnis ihrer Muttersprache glänzend durchrasseln müßten. (Wir lasen kürzlich erst in dem künstlerisch äußerst geschmackvoll ausgestatteten Werke eines mit Recht hochgefeierten deutschen Archäologen und Universitätsprofessors den Satz: „Der Tempel liegt in einem von Hallen rings eingeschlossenen Hof, **die früher noch ein Obergeschoß trugen.**“) Solange hier nicht gründlich Wandel geschafft wird, solange nicht an unsern sämtlichen Schulen der Unterricht in der deutschen Sprache an die erste Stelle gerückt wird (gleichviel, wieviel Wochenstunden ihm eingeräumt werden), solange nicht jeder zu einer Hochschule oder in das praktische Leben zu entlassende Abiturient sich darüber auszuweisen hat, daß er seine Muttersprache grammatikalisch und stilistisch nach jeder Richtung hin einwandsfrei beherrscht, so lange wird bei uns die Sprachverderbnis kein Ende nehmen, und so lange

wird das Gebiet unsrer Muttersprache ein Tummelplatz bleiben, auf dem der Dilettantismus, das heißt nicht sowohl die Unbildung wie die ihr an schädigender Kraft weit überlegene Halbbildung, die wüstesten Orgien feiert. Erst wenn eine gründliche Kenntnis der eignen Sprache zu einem integrierenden Teil unsrer Volksbildung geworden ist, können wir daran denken, den sprachlichen Geschmack, das heißt das Gefühl für die künstlerische Behandlung der Sprache in den breiten Schichten des Volks zu pflegen. Dann aber wird die Frage nach der Berechtigung des Fremdworts sich von selbst regeln, weil sie lediglich eine Frage des auf die Sprache angewandten künstlerischen Geschmacks ist. Eine Sprache, die weiter keinen Vorzug für sich geltend zu machen hätte, als ihre Reinheit, wäre darum noch lange keine wünschens- oder erstrebenswerte, denn die Fernhaltung fremder Bestandteile schützt, wie das uns das Beispiel unsrer Sprachreiniger Tag für Tag vor Augen führt, durchaus nicht vor Verrohung und Verwilderung.

Verhielte es sich anders, so wäre Professor Heintzes Stilwörterbuch nicht das, als was wir es bezeichnet haben, ein geeignetes Hilfsmittel zur Bekämpfung der in unsrer Zeit eingerissenen Sprachverwilderung. In einem fast 700 Seiten starken Lexikonband enthält es in alphabetischer Reihenfolge zunächst diejenigen Wörter des neuhochdeutschen Sprachschatzes, bei denen hinsichtlich der Form, der Bedeutung oder der stilistischen Konstruktion etwas Besonderes zu bemerken ist. Abgesehen von den einzelnen Wörtern sind die einschlägigen Fragen der Formenlehre, Syntax und Stilistik in größeren, zusammenfassenden, oft, aber nicht immer, recht glücklichen Darstellungen behandelt. Die Einrichtung des Werks wird am besten durch Anführung einiger Beispiele erläutert.

So finden wir Seite 28 unter dem Stichwort „anerkennen" folgende Mitteilung: anerkennen, schwachformig, etwas, einen für, als —. Gegenwart: ich erkenne an, ich erkannte an, Infinitiv: anzuerkennen — nur im abhängigen Satz: daß ich anerkenne u. s. w. „Seine Handschrift erkennt man an, sowie man die Oberherrschaft, die Verdienste und zuweilen selbst das Unverdienst eines andern anerkennt." (Heinatz, Antibarbarus.) Falsch: „Ich anerkenne," wie man leider jetzt so oft lesen muß. „Wir anerkennen das formelle Recht." (So 63 Professoren der Wiener Universität!) „Den vorgelegten ‚Dialog' anerkannte er als sein Werk." (Vollert, Neuer Pitaval, Galilei Seite 35). An ist stets trennbar, wie alle andern Verhältniswörter in der Zusammensetzung mit Zeitwörtern, es heißt stets: „ich sage an," nicht: ich ansage, ich ankomme u. s. w. So auch bei anerkennen. Wer da sagt: ich anerkenne, müßte auch den Infinitiv mit „zu" bilden: zu anerkennen, zu aberkennen u. s. w. (statt anzuerkennen u. s. w.), was doch niemand thut. Nur im abhängigen Satz mit Bindewort wird nicht getrennt: daß ich anerkenne (wie: daß ich ansage). („Ich anerkenne" ist nur mundartlich, besonders österreichisch, und ist dann künstlich, zum Beispiel durch Auerbach in „Schrift und Volk" gepflegt und verbreitet worden.) Dasselbe gilt von Zusammensetzungen: anbe-(quemen), anver-(trauen), anemp-(fehlen), aufbe-(wahren), aufer-(legen), vorbe-(halten), vorent-(halten), wiederer-(kennen), zuer-(kennen).

Die Ausführung ist klar und bündig, nur vermissen wir in ihr eines, den Grund, aus dem die falschen Bildungen erflossen sind. Er liegt darin, daß es im Deutschen eine Reihe von Adverbien giebt, die gleichen Wortlaut mit Präpositionen haben, wie an, durch, über und andre. Nur da, wo die Präposition an das Verbum tritt, hat eine wirkliche Zusammensetzung statt; das Adverbium bleibt stets vom Verbum getrennt und tritt nur scheinbar, das heißt nur in der Schrift, als mit diesem zusammengesetzt, auf; konsequent müßte anerkennen geschrieben werden: an erkennen, wie selig sprechen, los lassen, acht geben, Wortverbindungen, die in neuerer Zeit allerdings die Form eines einheitlichen Wortbildes gewonnen haben. Die Sprachwidrigkeit „ich anerkenne" geht übrigens weniger auf Auerbach als auf Rotteck zurück, der sich in sie geradezu verbissen hatte.

An manchen Stellen hätten wir eine entschiedenere Zurückweisung offenbarer Sprachwidrigkeiten gewünscht. So wird unter dem Stichwort jemand, nachdem die Entstehungsgeschichte des Wortes kurz, aber durchaus klar angedeutet ist, die Unform des Dativs jemandem gewissermaßen in Schutz genommen als zur Vermeidung von Zweideutigkeiten nach fürwortlicher Biegung gebildet. Die fürwortliche Biegung ist aber hier durchaus unstatthaft, weil das Wort trotz des im Verlaufe der Zeit ihm in der Art eines Schnörkels angehängten d sich seine ursprüngliche Substantivform gewahrt hat (bei Luther noch streng: niemand, niemands, niemand, niemand); der Dativ niemandem müßte notwendig eine Nominativform niemander, niemande, niemandes zur Voraussetzung haben. Unter dem Stichwort Rückantwort lesen wir auf Seite 497: „besser einfach: Antwort, da dieses rück- hier vollkommen überflüssig ist, wie es denn auch auf den Postkarten nicht mehr steht." Ganz recht: aber warum verliert der Verfasser kein Wort über die so vielbeliebte Unform „Rückerinnerung", die in ihrer Anfangssilbe einen nicht nur überflüssigen, sondern geradezu lächerlichen Bestandteil enthält, da es Erinnerungen, die statt zurück etwa vorwärts, das heißt in die Zukunft gehen, vernünftigerweise doch nicht geben kann. Ein etwas kräftiges Wort hätten wir auch über zwei unschöne Wortformen gewünscht, die heutzutage mit einer gewissen Vorliebe in der Beamten- und Kaufmannssprache gebraucht werden und aus dieser den Weg in die Alltagssprache finden, über das Verbum verbilligen und das ihm entsprechende Substantivum Verbilligung. Der Sinn der Worte soll sein „billiger machen" und „Herbeiführung eines billigeren Preises". Es hätte demnach, da es sich um eine Steigerung handelt, wohl heißen sollen „verbilligern" und „Verbilligerung". Den Wortbildnern haben aber offenbar als Analogie die Worte „verteuern" und „Verteuerung" vorgeschwebt, nur haben sie übersehen, daß diese regelrecht aus den ältern „verteurern" und „Verteurerung" (wie verkleinern und Verkleinerung, vergrößern und Vergrößerung, vergröbern und Vergröberung) erflossen sind. Nicht gerade schön, aber immerhin besser würde sich für verbilligen und Verbilligung „verwohlfeilern" und „Verwohlfeilerung" sagen lassen. Als eine bösartige Verwirrung der Begriffe, die allerdings bis auf gute Prosaisten des 18. Jahrhunderts zurückgeht, hätten auch wohl die

Formen „anbelangen“ und „anbetreffen“ hervorgehoben werden sollen. Die beiden Synonyme heißen richtig und ursprünglich anlangen und betreffen und ergeben in diesen Formen auch einen klaren Sinn, während dies bei dem Doppelpräfix „anbe“ nicht der Fall ist, da das „an“ sich nur mit dem „langen“ (bis zu etwas reichen) und das „be“ (in der Nähe) nur mit dem „treffen“ in Verbindung bringen läßt.

Der Verfasser stellt seinem Werke als Leitwort die Verse voran:

„Laßt tief uns, innig uns versenken
In unsrer Sprache Wunderquell!
Laßt deutsch uns fühlen, deutsch uns denken
Und deutsch nur reden, klar und hell!“

Es würde uns freuen, wenn einer späteren Auflage das Geleite die nicht minder kernigen Worte Friedrich von Logaus geben würden:

„Deutsche mühen sich jetzt hoch, deutsch zu reden fein und rein:
Wer von Herzen redet deutsch, wird der beste Deutsche sein.“

*

Wie berechtigt die Klagen über die Verwilderung und Verrohung des Sprachgefühls und daher auch des gesunden Denkens und Empfindens gerade in den gebildeten Kreisen unsers Volkes sind, zeigt als ein warnendes Beispiel ein uns zur Besprechung zugegangenes Schriftchen: „Gedächtnisrede auf Friedrich Nietzsche, gehalten an seinem Sarge bei der Trauerfeier im Nietzsche-Archiv zu Weimar am 27. August 1900 von Ernst Horneffer“ (Göttingen, F. Wunder). Wir wollen uns hier nicht über Wert oder Unwert des Mannes äußern, dem die Worte des Gedenkens gewidmet sind, doch sei an eines wenigstens erinnert. Die Bedeutung Nietzsches liegt nicht auf philosophischem Gebiete, und der Verstorbene ist als Denker nicht die gewaltige Persönlichkeit gewesen, als die seine Anhänger ihn dargestellt haben und heute noch in überschwenglicher Weise feiern. Als Philosoph hat Nietzsche lediglich den Weg von Schopenhauer zu Stirner-Schmidt gefunden, der, ähnlich wie sein Abfall von Wagner zu Bizet, gleichbedeutend mit einem Rückschreiten war. Zum konsequenten Denker war der Urheber des „Also sprach Zarathustra“ viel zu genial veranlagt, er war wesentlich eine Künstler- und Poetennatur, und als solche, das heißt durch den berückenden Vortrag seiner Ideen, nicht aber durch die Kraft und Ursprünglichkeit dieser Ideen selbst hat er den fascinierenden Reiz auf seine Zeitgenossen ausgeübt. Er war jedenfalls, soweit Deutschland in Betracht kommt, der sprachgewaltigste Genius des 19. Jahrhunderts. Wie eine Ironie des Schicksals muß es daher anmuten, wenn an der Bahre dieses Sprachgenies Worte geäußert wurden, die geradezu wie ein Hohn auf jedes Gefühl für gesunden und natürlichen sprachlichen Ausdruck klingen. Wir wollen absehen von Schnitzern, Geschraubtheiten und Geschmacklosigkeiten, wie sie uns in den Ausdrücken „der forschendste und grabendste Geist“ also (forschend, forschender, forschendst — grabend, grabender, grabendst!!) oder „der unzeitigst gestorbene“ begegnen, obwohl diese Schnitzer und Geschmacklosigkeiten von einem akademisch gebildeten und graduierten Manne herrühren, aber was würde wohl der noch lebende und gesunde Nietzsche empfunden und geäußert haben, wenn er ein Gallimatthias wie das folgende hätte vernehmen müssen: „Und mehr noch als dies: das Schicksal führt ihn jenem großen Künstler zu, dessen Bild damals wie heute seltsam in der Parteien Gunst und Ungunst schwankte.“ Oder: „Auch dieser doppelte Tod kann viel bedeuten, kann, wenn man will, seinen Sinn haben. Nietzsche konnte die Menschheit entbehren; es fragt sich nur, ob die Menschheit Nietzsche entbehren konnte.“ Oder: „Wir sahen ihn noch, dies Haupt voll Hoheit, voll königlichem Stolz, von dem weich und voll das Haar herabfiel. Wie aus Urzeiten der Menschheit war hier ein Mensch wieder aufgetaucht.“ Oder: „Dieser Mann im Sarge hier ist nicht tot: wir, die wir ihn umstehen, wir sind Schatten, leichenhafte Schemen gegen das üppige Leben, das hier im Sarge liegt.“ Oder: „Kein Wissen haben wir von ihm. Es ist, als ob wir an einem Meere ständen; die Wellen schlagen an unser Ohr: aber seine Weite ahnen wir nicht. Nur wissen wir, daß Nietzsche kommt; immer näher kommt er, immer höher; es giebt keine Rettung; Nietzsche wächst.“ Oder: „Wohlan! Beweisen wir Nietzsches Lehre an ihm selbst zuerst! Hier ist ein fremdartiges Schicksal. Vergegenwärtigen wir es uns; vielleicht wissen wir es nicht. Hier im Sarge vor uns liegt Friedrich Nietzsche. Einen Blick aber haben wir von ihm nie erhalten, ein Wort haben wir von ihm nie vernommen. Vergegenwärtigen wir es uns ganz — aber klagen wir nicht.“ Oder — doch lassen wir es genug sein des grausamen Spiels. Wir erinnern uns eines launigen Gedichtes aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges, das sich gegen die Sprachthorheiten jener Tage wendet und unterzeichnet ist: Confusius von Ollapotrida. Sollte das nicht ein passender nom de guerre für das wunderliche Menschenkind sein, das sich gedrungen fühlte, als Leichenredner an der Bahre Nietzsches aufzutreten!

*

Und nun zu etwas Erfreulicherem! Vor uns liegt ein stattliches, hübsch ausgestattetes und solid gebundenes Buch: „Hauffs Werke, Textabdruck der Illustrierten Prachtausgabe, herausgegeben von Dr. Cäsar Flaischlen“, die jüngste der bekannten Drei-Mark-Ausgaben der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. Wir stehen nicht an, die Herausgabe dieses Buchs als eine verdienstliche That zu bezeichnen, ja als eine That, die in unsern Augen alles aufwiegt, was unser guter „Deutscher Sprachverein“ bisher, einschließlich seiner berühmten Küchenverdeutschungen, zur Wahrung und Schützung unsrer Muttersprache unternommen hat. Hauffs Schriften den Weg dahin weisen, wohin sie gehören, in das deutsche Volk und die deutsche Familie, heißt nicht nur den Sinn für das nationale Erbgut unsrer Sprache wecken, sondern auch den Sinn für Güter, die diesem Erbgut gleichwertig sind, für deutsch-nationales Empfinden und Denken. Hier ist eine Bahn gewiesen, auf der weiter und immer weiter fortgeschritten werden sollte; dann würden wir bald eines „Sprachhortes“ und eines „Anti-Barbarus“, und wie die herzlich gut gemeinten, im Grunde jedoch nur auf eine sehr beschränkte Wirksamkeit angewiesenen Hilfsbücher und Hilfsbüchlein alle heißen, nicht mehr bedürfen.



Königin Wilhelmina von Holland und ihr Verlobter, Prinz Heinrich von Mecklenburg-Schwerin.

Auf dem Lustschlosse Loo erfolgte die Verlobung der Königin Wilhelmina von Holland mit dem Herzog Heinrich von Mecklenburg-Schwerin. Die Königin wurde am 31. August 1880 im Haag als Tochter des Königs Wilhelm III. (gestorben 23. November 1890) aus dessen zweiter Ehe mit der Prinzessin Emma von Waldeck und Pyrmont geboren. Die beiden Söhne des Königs aus dessen erster Ehe starben vor dem Vater, und so ging die Thronfolge in den Niederlanden an die Prinzessin über, während das Großherzogtum Luxemburg, in dem die weibliche Linie nicht successionsfähig ist, an den Herzog Adolf von Nassau fiel. Die Regentschaft führte zunächst die Königin-Witwe Emma, bis am 31. August 1898 die Königin Wilhelmina die Regierung übernahm. — Der Bräutigam, Herzog Heinrich, ist am 19. April 1876 geboren als Sohn des Großherzogs Friedrich Franz II. aus dessen dritter Ehe mit der Prinzessin Marie von Schwarzburg-Rudolstadt; er ist ein Halbbruder des Herzogs Johann Albrecht, der für den noch unmündigen Großherzog Friedrich Franz IV. die Regentschaft führt. Herzog Heinrich ist Hauptmann à la suite des preußischen Gardejägerbataillons und des mecklenburgischen Füsilierregiments Nr. 90. Die Stellung des zukünftigen Gemahls der niederländischen Königin wird derjenigen gleichen, die einst Prinz Albrecht von Sachsen-Coburg als Gemahl der Königin Viktoria von England einnahm; die Vermählung dürfte schon im Januar stattfinden.


Aufn. von Hofphot. Heußhkel, Schwerin i. M.

Herzog Heinrich von Mecklenburg-Schwerin.


Phot. Kameke, Haag.

Königin Wilhelmina von Holland.

Prinz Bernhard Heinrich von Sachsen-Weimar.

Im blühenden Alter von 22 Jahren verschied auf der Wartburg Prinz Bernhard Heinrich von Sachsen-Weimar-Eisenach, der in der Oeffentlichkeit dadurch bekannt geworden, daß er als der zukünftige Gemahl der Königin Wilhelmina von Holland bezeichnet wurde. Der Prinz war am 18. April 1878 als zweiter Sohn des Erbgroßherzogs Karl August (gestorben 1894) und seiner Gemahlin Pauline, Tochter des Prinzen Hermann von Sachsen-Weimar, geboren und stand als Leutnant beim

3. Garde-Ulanenregiment in Potsdam; außerdem wurde er à la suite des 5. Thüringischen Infanterieregiments Nr. 94 (Großherzog von Sachsen) und des Königlich Sächsischen 1. Königs-Husarenregiments Nr. 18 geführt. Außer dem verewigten Erbgroßherzog Karl August sind aus der Ehe des jetzt zweiundachtzigjährigen Großherzogs Karl Alexander mit der Prinzessin Wilhelmine Sophie der Niederlande Söhne nicht hervorgegangen, sondern nur zwei Töchter, Prinzessin Marie, Gemahlin des Prinzen Heinrich VII. Reuß j. L., und Prinzessin Elisabeth, Gemahlin des Herzog-Regenten Johann Albrecht von Mecklenburg-Schwerin. Erbgroßherzog Karl August hinterließ bei seinem Tode zwei Söhne, den jetzigen Erbgroßherzog Wilhelm Ernst, der, 1844 geboren, noch unvermählt ist, und den jetzt verstorbenen Prinzen Bernhard Heinrich. Die direkte Erbfolge im Mannesstamme des Großherzogtums Sachsen-Weimar-Eisenach steht demnach gegenwärtig auf zwei Augen. Die nächsten Agnaten sind der siebenundsiebzigjährige Prinz Eduard von Sachsen-Weimar, großbritannischer Feldmarschall, seit 1851 morganatisch vermählt mit Lady Augusta Gordon-Lennox, und sein um zwei Jahre jüngerer Bruder Prinz Hermann, der aus seiner Ehe mit der 1898 verstorbenen Prinzessin Auguste von Württemberg drei Söhne besitzt, von denen allein der älteste, Prinz Wilhelm, vermählt ist. Aus dessen Ehe mit der Prinzessin Gerta zu Ysenburg und Büdingen sind zwei Söhne entsprossen.

Aufn. von Louis Held, Hofphot., Weimar.

Prinz Bernhard Heinrich von Sachsen-Weimar.

Der dritte Aufstieg des Luftschiffs des Grafen Zeppelin.

(Siehe die Abbildung Seite 439.)

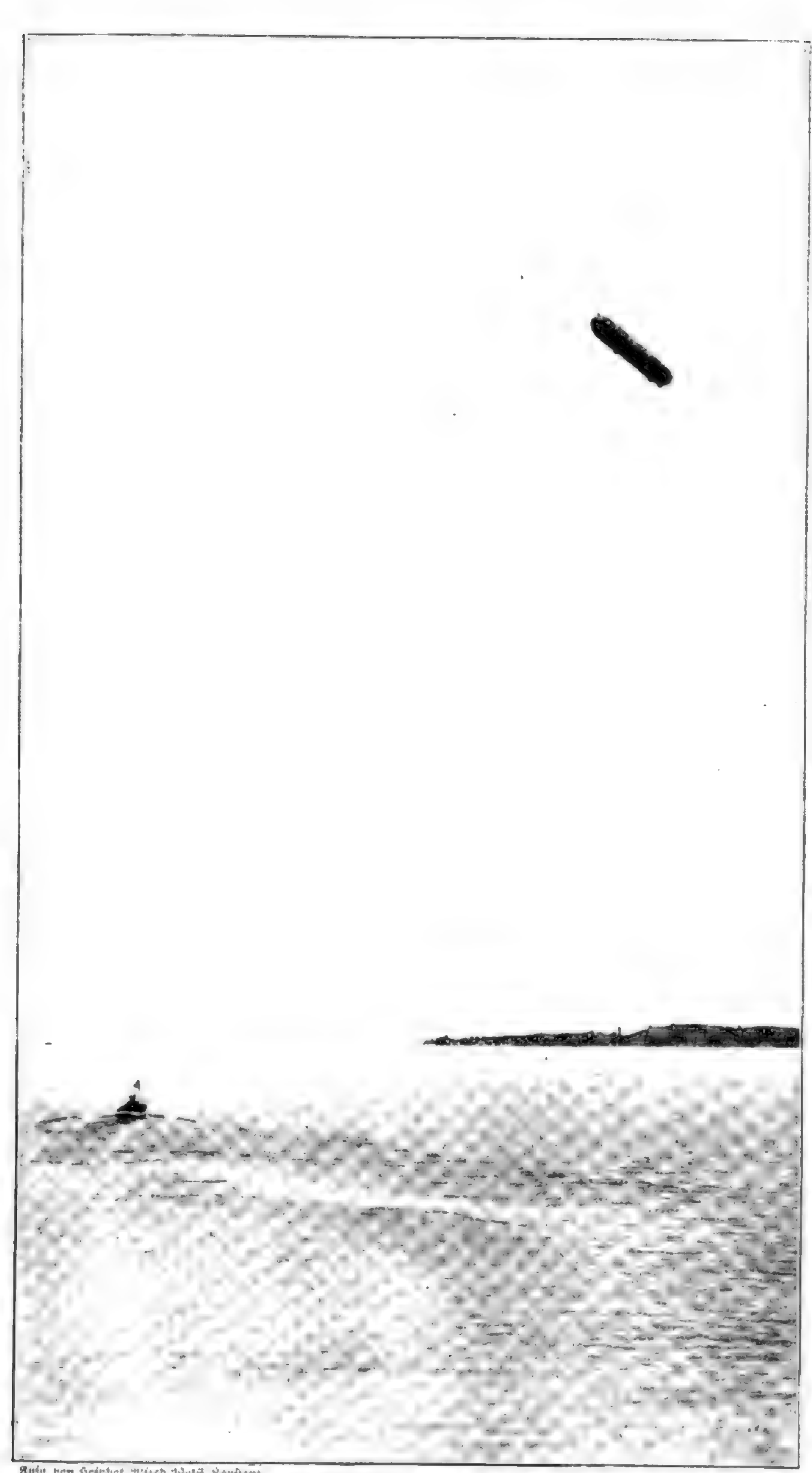
Am 21. Oktober machte Graf Zeppelin von der Ballonhalle bei Manzell aus mit seinem Luftschiffe einen dritten Aufstieg, der in jeder Weise besser verlief als die beiden vorausgegangenen. Diesmal gelang es thatsächlich, den Ballon in einem weiten Bogen über einen großen Teil des Sees zu steuern und ihn dann nach der Aufstiegstelle zurückkehren zu lassen. Die Fahrt wurde allerdings bei fast vollkommener Windstille ausgeführt, und es dürfte die erzielte Eigengeschwindigkeit nicht über 3—4 Meter in der Sekunde hinausgegangen sein. Immerhin muß jedoch das Ergebnis als ein befriedigendes bezeichnet werden. Die Fahrten, die einstweilen eingestellt werden, sollen im künftigen Frühjahr wieder aufgenommen werden. Einige in der Zwischenzeit vorzunehmende Verbesserungen dürften alsdann noch zu günstigeren Ergebnissen führen.

Graf Bernhard von Bülow, der neue deutsche Reichskanzler.

Graf Bernhard von Bülow, der von Kaiser Wilhelm II. zum Nachfolger des Fürsten Chlodwig Hohenlohe als Reichskanzler, preußischer Ministerpräsident und Minister des Auswärtigen berufen wurde, ist am 3. Mai 1849 zu Klein-Flottbek in Holstein geboren. In den Jahren 1867—1870 studierte er in Lausanne, Leipzig und Berlin Rechts- und Staatswissenschaften und machte als Freiwilliger den Krieg gegen Frankreich mit. Nachdem er 1872 die Referendarprüfung bestanden hatte und beim Bezirkspräsidium in Metz beschäftigt gewesen war, trat er 1874 in das Auswärtige Amt über und war als Legationssekretär in Rom, Petersburg und Wien thätig. Während des russisch-türkischen Krieges von 1877 und 1878 war er Geschäftsträger in Athen, wurde dann dem Sekretariat des Berliner Kongresses beigegeben und war von 1879—1884 anfangs zweiter, dann erster Botschaftssekretär in Paris und wurde darauf zum Botschaftsrat in Petersburg ernannt, wo er häufig als Geschäftsträger wirkte, solange die bulgarische Frage im Vordergrunde stand, und erhielt 1888 den Gesandtschaftsposten in Bukarest. In die Zeit seiner dortigen Amtsführung fiel die Annäherung Rumäniens an den Dreibund und der Abschluß des deutsch-rumänischen Handelsvertrages. Im Dezember 1893 wurde er zum deutschen Botschafter am italienischen Hofe ernannt, im Jahre 1897 als Nachfolger des Freiherrn von Marschall, des jetzigen Botschafters in Konstantinopel, zum Staatssekretär des Auswärtigen Amts. Unterm 22. Juni 1899 erhob ihn der Kaiser in den Grafenstand.



Graf Bernhard von Bülow.



Aufn. von Hofphot. Alfred Wolf, Konstanz

Der Aufstieg des Zeppelinschen Luftschiffes am 21. Oktober.



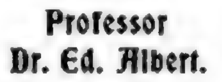
Hermann Heiberg.

Hermann Heiberg.

Seinen sechzigsten Geburtstag feiert am 17. November Hermann Heiberg, einer der fruchtbarsten und am meisten gelesenen deutschen Romandichter. Zu Schleswig als Sohn des Rechtsanwalts Dr. Karl Friedrich Heiberg geboren, dachte er sich ebenfalls der Jurisprudenz zu widmen, aber die Maßregelungen, die sein Vater als deutscher Patriot unter der Dänenherrschaft zu erdulden hatte, wiesen ihm eine andre Lebensbahn. Nachdem ihm die Behörden die Ausübung der Anwaltspraxis untersagt hatten, begründete Dr. Heiberg eine Buchhandlung, und so wurde auch der Sohn Buchhändler, um später das Geschäft des Vaters zu übernehmen. Die Drangsale, welche die Familie unter der dänischen Gewaltherrschaft erleiden mußte, hat eingehend die Mutter des Dichters, eine geborene Gräfin Baudissin, in ihren Erinnerungen geschildert. Nach dem Kriege von 1866 siedelte Hermann Heiberg nach Berlin über, um die geschäftliche Leitung erst der Norddeutschen Allgemeinen, dann der Spenerschen Zeitung zu übernehmen und hierauf in die Direktion der Preußischen Bankanstalt einzutreten. Erst nachdem diese liquidiert hatte, 1880, widmete er sich der litterarischen Thätigkeit, um gleich mit seinem Erstlingswerke, den „Plaudereien mit der Herzogin von Seeland", einen durchschlagenden Erfolg zu erzielen. Dieser Sammlung anmutiger Skizzen und Novelletten schlossen sich alsbald größere Arbeiten an, und fast Jahr für Jahr brachte Hermann Heiberg nunmehr einen neuen Roman. Die Zahl dieser Werke ist zu groß, als daß wir sie einzeln anführen könnten, und so begnügen wir uns, diejenigen anzuführen, in denen das Talent des Dichters sich am reifsten zeigt: „Apotheker Heinrich", „Menschen untereinander", „Kays Töchter", „Zwischen engen Gassen", „Fluch der Schönheit", letztere beiden zuerst in unsrer Zeitschrift erschienen. Mögen dem Dichter, der seinen Wohnsitz wieder nach seiner Vaterstadt Schleswig verlegt hat, noch lange Jahre der Schaffensfreudigkeit beschieden sein!



Professor Dr. Eduard Albert.



Professor Dr. Ed. Albert.

Die Wiener medizinische Schule hat durch das Ableben des berühmten Chirurgen und glänzenden akademischen Lehrers Professor Dr. Eduard Albert einen schweren Verlust erlitten. Zu Senftenberg in Böhmen, wo ihn auch der Tod ereilte, am 20. Januar 1841 geboren, absolvierte er in Wien seine medizinischen Studien, wurde 1873 ordentlicher Professor der Chirurgie in Innsbruck und folgte 1881 einem Ruf an die Wiener Universität. Albert wurde der Nachfolger Dumreichers, bei dem er früher als Assistent gewirkt hatte, und fand hier Gelegenheit, sich als hervorragender Operateur zu erweisen, der es auch verstand, seine glänzende Operationstechnik auf seine zahlreichen Schüler zu übertragen. Schon als junger klinischer Professor war Albert ein begeisterter Anhänger der antiseptischen Wundbehandlung, und man verdankt seinem Scharfsinn viele neue chirurgische Methoden. Berühmt geworden ist seine Art, ein fehlendes Nervenstück durch ein andres zu ersetzen. Die in vielen Auflagen erschienenen Werke des Gelehrten, wie das „Lehrbuch der Chirurgie", seine be-



Verladen von Pferden in San Francisco für die deutschen Truppen in China.

rühmte „Diagnostik chirurgischer Krankheiten“ und die „Beiträge zur Geschichte der Chirurgie“, gehören zu den beliebtesten medizinischen Handbüchern. Sie zeigen uns einen wahren Meister deutschen Stils, wie auch seine Vorträge Kunstwerke der Rede waren. Und doch war Albert kein Deutscher, sondern Tscheche seiner Abstammung und Gesinnung nach, und im österreichischen Herrenhause, in das ihn Kaiser Franz Joseph nach Billroths Tode berufen hatte, trat er für die sogenannten historischen Rechte Böhmens stets in die Schranken. Als unermüdlicher tschechischer Parteigänger übersetzte Albert die besten Werke böhmischer Dichter, so namentlich jene Czelakovskys, Kollars und Vrchlickys, ins Deutsche. Alberts Bemühen, eine Vermittlerrolle zu spielen und einen wirklichen Ausgleich zwischen Deutschen und Tschechen in Oesterreich herbeizuführen, blieb leider vergeblich.

Der deutsche Kronprinz auf der Jagd in Bad Kreuth.

Vor drei Jahren kam die deutsche Kaiserin zum ersten Male mit den kaiserlichen Prinzen nach Tegernsee, wo letztere mit den Söhnen des Herzogs Karl Theodor in Bayern innige Freundschaft schlossen. Damals auch ging der deutsche Kronprinz zum ersten Male in der „kurzen Wichs“ auf die Gemsbirsch und hatte das Glück, einen Gemsbock zu schießen. Er versprach die ihm lieb gewonnenen Berge wieder zu besuchen und löste sein Wort in diesem Herbst ein. Am 7. Oktober folgte er der Einladung des Herzogs Karl Theodor nach Bad Kreuth in Oberbayern, wo dieser ausgedehnte Waldungen mit reichem Wildstand besitzt. In der Frühe des 11. Oktober gelang es dem Kronprinzen, einen Zehnender zur Strecke zu bringen. Der Moment, in dem der fürstliche Jäger, begleitet vom Herzog Ludwig Wilhelm, dem ältesten Sohne des Herzogs Karl Theodor, den erlegten Hirsch besichtigt, ist in unserm Bilde festgehalten. Auch auf Gemsen birschte der Kronprinz und brachte zwei zur Strecke, jedoch fielen sie in eine Felsspalte und konnten nicht erreicht werden. Am 13. Oktober verabschiedete sich der Prinz von der herzoglichen Familie, nachdem er versprochen hatte, in der Folge wo möglich jährlich zu kommen.

Die japanische Schauspielerin Sada Yacco.

(Siehe die Abbildung Seite 342.)

Paris, von dem aus der künstlerische Japanismus sich in die Welt verbreitet hat, ist seit einiger Zeit in der Lage, eine der größten Merkwürdigkeiten auf dem Gebiete der japanischen Kunst zu bewundern, die berühmte Schauspielerin Sada Yacco, die Frau Réjane neidlos die „japanische Duse“ genannt hat. Die japanische Künstlerin ist in doppelter Hinsicht eine Merkwürdigkeit, einmal wegen ihrer in der That überraschenden künstlerischen Fertigkeit und sodann wegen des Umstandes, daß das japanische Theater weibliche Darsteller nur als Ausnahmeerscheinungen kennt. Die japanische Bühne ist allerdings im siebzehnten Jahre von einer Frau begründet worden, von der berühmten Künstlerin Okuni, die zum erstenmal als Leiterin einer Schauspielertruppe und als deren hervorragendste Kraft in Kioto auftrat. Der damals regierende Mikado befürchtete jedoch von der Mitwirkung der Frauen an öffentlichen Schaustellungen für die Sitten seines Volkes und erließ ein Edikt, wonach weibliche Rollen auf der Bühne stets nur von Männern gespielt werden sollten. Diese kaiserliche Verordnung ist bis auf den heutigen Tag in Kraft geblieben, und nur ausnahmsweise gestattet der jetzt regierende Mikado das Auftreten von Frauen auf der Bühne. Zu den bevorzugten weiblichen Wesen, die von dem herrschenden Verbot entbunden worden sind, gehört Frau Sada Yacco. Nach allem, was über sie verlautet, muß sie in der That eine ganz außerordentliche Erscheinung sein,



Herzog Ludwig Wilhelm.

Phot. Mich. Dietrich, München.

Der deutsche Kronprinz auf der Jagd in Bad Kreuth.

eine Darstellerin, welche die höchsten Fähigkeiten einer Tragödin, Tänzerin und Mimikerin in sich vereinigt. Sie tritt mit einer nur aus einer Kollegin und zwei Schauspielern sowie einer größeren Anzahl von Statisten bestehenden Truppe in dem Theater der Feuertänzerin Loie Fuller auf und spielt die Hauptrolle in einem kleinen, zweiaktigen Drama, das sich „Die Geisha und der Ritter“ betitelt. Den Inhalt bildet die unglückliche Liebe eines japanischen Theemädchens zu einem jungen Adeligen, der sein Herz einer andern Schönen zugewandt hat. Die Lösung des tragischen Knotens wird dadurch herbeigeführt, daß das arme Theemädchen seine Leidenschaft mit dem Tode büßt. Es ist in eine Stätte eingedrungen, die den Geishas verboten ist, in ein Gotteshaus, in das der Ritter sich mit seiner Braut geflüchtet hat. Die Geisha sucht die Hüter des heiligen Ortes durch den Liebreiz ihrer Tänze zu entwaffnen. „Aber,“ so sagt ein Augenzeuge der Vorstellung, „während sie tanzt, sieht man es ihr an, daß eine von Liebe und Eifersucht gequälte Seele in dem Körper wohnt, der sich hier windet, der bald hoch aufgerichtet die Diener Buddhas beherrscht, bald fast am Erdboden verschwindend, die bösen Geister auf die Priester hetzt. Sie bringt ihre wahren Gefühle zu vollem Ausdruck, und während sie bestrickt und verführt, trauert sie, und sie tanzt unter Thränen. Während sie die Tamburins schwingt oder mit Grazie den großen Fächer spielen läßt oder sich des Sonnenschirms für ihre Posen bedient, ist ihr Blick auf die Mauer gerichtet, hinter der ihr Geliebter verborgen ist.“ Den Höhepunkt soll die Darstellung erreichen, wenn die Geisha sieht, daß auf die Dauer ihre Bemühungen fruchtlos sind. „Sie ist verwundet von den Stockschlägen der Priester, ihre Schwerter haben den schönen Körper getroffen. Aber mehr als diese Wunden brennt das innere Leid, gegen das Heilung unmöglich ist. Der Liebesschmerz tötet sie, sie stirbt. Man sieht die Nase spitzig werden, die Wangen sich höhlen, die Augen sind vom Schreck des Todes gebrochen. Angstschweiß perlt ihr auf der Stirn und mit schwerer Hand fährt die Sterbende nach dem Kopf; sie atmet schwer und kurz, immer kürzer. Immer mehr sinkt der Körper zusammen, er scheint ganz klein zu werden ... ein schwacher Seufzer, ein leichter Hauch, sie fällt zurück und ist tot. Die Sada Yacco stirbt realistisch, aber ihr Realismus ist von Poesie verklärt. Sie zeigt die Poesie des Todes, so daß die Scene, so ergreifend sie auch sein mag, doch nichts Abstoßendes an sich hat. Sie haucht scheinbar ihre Seele aus, sie erlischt.“

Phot. von Nadar, Paris.

Die japanische Schauspielerin Sada Yacco.

Karl Somer.



Karl Somer.

Das volkstümliche Wort, daß voreilig Totgesagten ein langes Leben beschieden sei, hat sich bei dem bekannten Opernsänger Karl Somer nicht bewahrheitet. Der Künstler ist am 9. Oktober in Bleiburg in Kärnten gestorben. Vor kaum einem Monat ging durch die Blätter eine irrtümliche Meldung von seinem Tode. Der Irrtum ist nun zur Wahrheit geworden. Das schwere Leiden, von dem Somer durch eine an ihm im vergangenen Frühjahr vollzogene Operation Heilung suchte, hat seinen Tod an dem genannten Orte herbeigeführt. Somer war im Jahre 1855 in Klagenfurt geboren und trat bereits mit 22 Jahren am fürstlichen Hoftheater in Sondershausen mit so großem Erfolge auf, daß er kurz darauf einen Ruf an das Dresdener Hoftheater erhielt, von dem er im Jahre 1881 an die Wiener Hofoper überging. Ihrerzeit viel besprochene Konflikte mit Vorgesetzten nötigten ihn, aus seiner Wiener Stellung zu scheiden. Er war dann mehrere Jahre am Breslauer Stadttheater, von 1895 bis 1898 am Hoftheater in Stuttgart und nach vorübergehendem Aufenthalt in Hamburg wieder am Stadttheater in Breslau thätig. Somer war im Besitz einer schönen Barytonstimme und ein gewandter und temperamentvoller Darsteller. Zu seinen Glanzleistungen zählte unter andern der Jago in Verdis „Othello“, doch lagen ihm auch fast alle größeren Partien des Barytonfachs.

Das Fest auf der Saalburg.

(Mit 3 Abbildungen.)

Auf der Saalburg am Ostabhange des Taunus erfolgte am 11. Oktober in Gegenwart des deutschen Kaiserpaares und andrer fürstlicher Gäste die feierliche Grundsteinlegung für das wiederzuerrichtende Prätorium, das bestimmt ist, nach seiner Vollendung als Reichslimesmuseum zu dienen. Die Saalburg ist eines jener Kastelle, die in großer Anzahl an die Grenzmauer des Römerreiches, den Limes, sich anschlossen. Von der oberen Donau her zieht dieser



Momentaufnahme von Ottomar Anschütz, Berlin.

Die Grundsteinlegung für das Reichslimesmuseum.



Phot. Peter Weber, Mainz.

Die wiederhergestellte Porta decumana.

Limes sich in fast gerader Linie über Aschaffenburg nordwärts bis in die Nähe von Gießen, wendet dann in scharfem Bogen sich west- und südwärts auf Homburg zu, um von dort zunächst längs des Taunus, dann wieder nordwärts über Ems nach Bonn sich zu erstrecken. So schützte er die Rheingebiete samt den Schwarzwald- und Odenwaldländern gegen Angriffe der Germanen und begriff in dieses Schutzgebiet die gesegneten Fluren der Wetterau ein, die nördlich von Frankfurt gegen Vogelsberg und Lahnberge sich hinzieht. Von dem Limes und speziell von seiner großen Ausbuchtung nördlich von Frankfurt sind noch heute erhebliche Strecken vorhanden, von den Kastellen vielfach Reste der Grundmauern aufgefunden, und dank der besonderen Limeskommission, die vom Deutschen Reiche Mittel erhält, wie privater Initiative hat die Erforschung dieser am weitesten in das Innere Deutschlands vorgeschobenen römischen Bauten in den letzten Jahrzehnten erhebliche Fortschritte gemacht. Namentlich einem der Verteidigungskastelle ist dabei besondere Aufmerksamkeit gewidmet worden, eben der Saalburg, die sich als eine überaus reiche Fundstätte römischer Altertümer erwiesen hat, und deren Grundmauern vollständig erhalten sind. Nach den sorgfältigen Arbeiten des verstorbenen Limesforschers Oberst von Cohausen und des Baurats Jacobi in Wiesbaden, scheint dieses Saalburgkastell



Momentaufn. von [illegible]

Römisches Fussvolk.

mit besonderem Luxus ausgestattet gewesen zu sein. Auch von der Ansiedelung, die sich innerhalb der Grenzmauer an das Kastell anschloß, haben sich Reste erhalten, die man zum Teil als Badhaus und als Wirtschaften hat identifizieren können. Die gefundenen Altertümer sind im Homburger Kurhause vereinigt, um später in das Limesmuseum übergeführt zu werden. Die Saalburg selbst aber baut man auf den Grundmauern getreu, wie sie vor alters gestanden, wieder auf. Schon stehen die Porta decumana, das nach dem Hinterlande gerichtete Thor, und die sie umgebenden Wälle. Auch die ihr zugekehrte Mauer des Exerzierhauses ist in etwa halber Höhe vorhanden. Die zahlreichen Mauerreste der übrigen Bauten geben ein deutliches Bild der gesamten Anlage.

Am 11. Oktober nun handelte es sich um die Grundsteinlegung für den Fortbau des Prätoriums, speziell der Mauern des Atriums. Der Weg von der Porta decumana zum Exerzierhaus war in eine Via triumphalis verwandelt; zu beiden Seiten waren, durch Guirlanden verbunden, Ehrensäulen errichtet, die an Schilden Inschriften zum Preise des Kaisers und der Kaiserin trugen: „Ave Imperator Guilelme, justiciae propugnator, hostium terror, multis annis imperes“ und „Ave Augusta Victoria, miserorum solatium, piorum adjutrix, Deus te conservet.“

Bevor das Kaiserpaar das Kastell betrat, wurde es auf der Usinger Chaussee durch den Bürgermeister von Homburg, Dr. Tettenborn, begrüßt. Als sich die hohen Herrschaften dann nach der Saalburg begaben, schmetterten Fanfaren römischer Tubabläser von der die Türme der Porta decumana verbindenden Brücke, die Thore öffneten sich, und die römische Wache trat heraus. Der Präfekt (Schauspieler Schreiner-Wiesbaden), umgeben von römischen Feldherren und germanischen Fürsten, begrüßte den Kaiser mit einer lateinischen Ansprache. Unter Fanfarenklängen und dem Gesang „Salve Imperator“ schritt man nun unter Vorantritt von römischen, mit Kränzen geschmückten Knaben, die Blumen streuten und Weihrauchgefäße schwangen, durch die Via triumphalis. Der Zug bewegte sich weiter durch ein Spalier von römischen Kriegern, die Feldzeichen hielten, und von kranzgeschmückten Knaben bis vor ein provisorisch errichtetes Sacellum. Hier stand eine größere Gruppe römischer Feldherren, Priester und Posaunenbläser. Zu beiden Seiten hatte die Festversammlung Platz genommen, in der sich unter andern befanden: Staatssekretär Graf Posadowsky, Kultusminister Studt, der Kommandierende General von Lindequist, der Oberpräsident Graf Zedlitz-Trützschler, ferner der Leiter des ganzen künstlerischen Arrangements, Intendant von Hülsen, Baurat Jacobi, Kurdirektor Baron Maltzan, Mitglieder der Reichs-Limeskommission, Universitätsprofessoren, die sich mit der römischen Altertumswissenschaft beschäftigen, Gymnasialdirektoren der Provinz, Donatoren des Museums, unter ihnen Prinz Albrecht zu Solms. Als der Kaiser vor dem Sacellum angekommen war, trat ihm ein Legat (Schauspieler Leffler-Wiesbaden) entgegen und hielt eine von Josef Lauff gedichtete Ansprache. Nach den letzten Worten setzten Fanfaren ein, die Krieger schlugen an ihre Schilde. Nachdem hierauf Baurat Jacobi um die Erlaubnis gebeten, mit der Grundsteinlegung beginnen zu dürfen, verlas Dr. von Lucanus, der Chef des Zivilkabinetts, die von Theodor Mommsen verfaßte lateinische, unmittelbar darauf der Minister Studt die deutsche Urkunde.

Nachdem der Kaiser beide Urkunden unterzeichnet hatte, wurden diese in den Grundstein versenkt und der Stein nunmehr mit dem Handwerkszeug, das aus den Ausgrabungen stammt, zugemauert. Der Kaiser ergriff den Hammer und hielt, indem er die Schläge erteilte, mit lauter Stimme seine markige Ansprache. Zum Schluß der Feier stimmten die Sänger den „Delphischen Hymnus“ an Apollo (aus dem zweiten Jahrhundert vor Christo) an, der 1893 bei Ausgrabungen in Delphi gefunden, vom Professor Gevaert entziffert und von Joseph Schlar für Chor und Orchester bearbeitet worden ist. Der Hymnus wurde in griechischer Sprache gesungen. Während die kaiserlichen Herrschaften unter ähnlichen Formen, wie sie gekommen, die Saalburg verließen, drängten die Zuschauer in großer Masse in das Innere des Prätoriums, in dessen Umgebung sich bald ein volksfestähnlicher Trubel entwickelte.





Die Gedenkmedaille der Grafschaft Görz und Gradisca. Von Joseph Tautenhayn jun. (Text S. 446.)

Die Gedenkmedaille der Grafschaft Görz und Gradisca.

(Siehe die Abbildung Seite 445.)

Aus Anlaß der Feier der vierhundertjährigen Zugehörigkeit der gefürsteten Grafschaft Görz und Gradisca zu Oesterreich wurde dem Kaiser Franz Joseph eine in Gold geprägte Gedenkmedaille überreicht. Diese künstlerisch ausgeführte Jubiläumsmedaille ist das erste größere Werk des Wiener Medailleurs Joseph Tautenhayn junior, eines Sohnes und Schülers des berühmten Wiener Akademieprofessors. Sie hat 66 Millimeter im Durchmesser und zeigt auf der Aversseite das wohlgetroffene scharfe Reliefbild des Monarchen im Ornat des Goldenen Vließes. Die Rundschrift lautet: „Franciscus Iosephus I. Imp. Austriae Comes Goritiae Anno MCM.“ Unterhalb des Porträts liest man die Widmung: „Fides per quattuor saecula servata.“ Die Reversseite zeigt die Köpfe des Kaisers Maximilian I. und des letzten Grafen von Görz, Leonhards II., nach dessen Tode im Jahre 1500 die Grafschaft durch Erbschaft an die österreichischen Erblande fiel. Maximilians Bildnis hat der Künstler dem Gemälde des Mailänders Ambrosio de Petris entnommen, dem der Kaiser einst selbst gesessen, und für das Porträt des Grafen Leonhard II. diente eine in Wachs ausgeführte Votivstatue aus der Sammlung des Ferdinandeums zu Innsbruck.

Für müssige Stunden.

Silbenrätsel.

1.

Ein Stückchen vom Leviathan nur,
Ein Männername halb dagegen,
Und findest du nicht gleich die Spur,
So helf' ich dir beim Ueberlegen.

Verratend, daß ein Dichter auch,
Den wir als Musenliebling kennen,
Seit seiner Taufe heil'gem Brauch
Mit jenem Namen sich läßt nennen.

2. 3.

Sie birgt dich nie auf festem Land,
Und auf dem Meer vielleicht die Freude
Am Reisen gründlich dir entschwand,
Flohst du zu ihr mit deinem Leide.

1. 2. 3. das Ganze.

Das farbenreiche Sommerkind
Haucht süß berauschend seine Düfte
Am stärksten, wenn der Abendwind
Sie leise fächelt in die Lüfte. M. Sch.

Umstellrätsel.

Wenn auch der Korse weiter nichts verbrochen,
Als was an diesem Schuldlosen geschah,
Sein Urteil wäre damit schon gesprochen
Und unverdient erschien nicht Helena!

Tilgst du das mittelste und läßt die Zeichen
Sich ordnen neu zu einem andern Sinn,
So bringt das düstre Bild dir im Entweichen
Ein um so lichteres nun als Gewinn:

Es zeigt dir himmlisch freundliche Gestalten,
Im Lebenswechsel Halt und Schutz sie leihn,
Umschwebend leis mit segensreichem Walten,
Die sich vertrauend ihrer Führung weihn.

Ihr Name? Sei es Glaube, Hoffnung, Liebe,
Erinnerung, Kunst oder Poesie —
Wer immer treu nur der Erwählten bliebe,
Fühlt ganz verlassen sich auf Erden nie. M. Sch.

Worträtsel.

Natur und Kunst in ihrer Herrlichkeit,
Dein eignes, fremdes, selbst erdichtet Leid,
Des Schöpfers Gnade, edler Menschen Güte —
Erwecken wohl die Stimmung im Gemüte.

Unzähl'gen Dingen auch geschieht das Wort
Vom Morgen bis zum Abend immerfort,
Mag's sich um Handtuch, Zeitung, Börse handeln,
Mag man mit Hut und Stock ins Freie wandeln.

Wie schlimm ist aber dem dabei zu Mut,
Der längst schon aus Gewissensangst nicht ruht
Und nun erwarten muß, daß sein Verbrechen
Durch wohlverdiente Strafe sich wird rächen. M. Sch.

Anagramm.

Das leuchtende Vorbild, zu dem den Blick
Bewundernd und dankbar wir heben,
Der Tröster und Helfer im Mißgeschick,
Der nah stets den Seinen im Leben. —

Er wandelt sich, sind die Zeichen verstellt,
In stolze und prächtige Blüten,
Doch Duft sich dem Farbenglanz nicht gesellt,
Kann Schönheit Ersatz dafür bieten? M. Sch.

Rätsel.

Ich bin mit **d** der Menschen Mutter,
Mit **b** nur eines Menschen Sohn;
Es schmückt mit **l** mich eine Krone,
Allein ich habe keinen Thron. G. P. P.

Worträtsel.

Ich hafte ohne Unterschied an Freund und Feind,
Häng' oft dem Wissen an und folge oft auf Leiden,
Bin wohl mit flücht'ger Lieb' und Treue nie vereint,
Und lass' mich überdies vom Reiterstiefel schneiden.
G. P. P.

Charade.

Es wurde manches Geisteskind geboren,
Durch eins und zwei das Werkzeug der Autoren.
Sind tüchtig die, so ist's nicht unbescheiden,
Verlangen sie von euch die letzten beiden.
Doch sind sie Stümper, dürft ihr sie verlachen
Und müßt das Ganze nicht mit ihnen machen. A. Sch.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Heft 3:

Des Bilderrätsels: 1. Hermann Heiberg. 2. Ilse Frapan. 3. Hermine Villinger. 4. Marie Bernhard.

Des Silbenrätsels: Gutenberg.

Des Worträtsels: Wunsch.

Des Wechselrätsels: Amur — Amor.

Des Notenrätsels: „Baßschlüssel“: Man stelle erst die unter den Viertelnoten (schwarzen) stehenden Buchstaben der Reihe nach von der tiefsten Note aufsteigend zur höchsten, und thue dies ebenso bei den halben (lichten) Noten. Es resultiert:

Schwarz: 1. „Im tiefen Keller
Weiß: 2. sitz ich hier —“
(der Anfang des gleichnamigen bekannten Studentenliedes).

Des Silbenrätsels: Lindenschwärmer.

Des Umlauträtsels: Fontäne — Fontane.

Des Worträtsels: Pascher — Asche.

Des Silbenrätsels: Stiefmütterchen.

Des Zusammensetzrätsels: Es giebt Schmerzen, wo der Mensch sich selbst nur helfen kann, ein starkes Herz will sich auf seine Stärke nur verlassen.

(Schiller, Wallensteins Tod IV. 2.)

Notizblätter.

Aerztliches Studium in den Vereinigten Staaten.

Während in Deutschland und in den meisten andern Ländern Europas die medizinische Fakultät einen Teil der Universität bildet, bestehen die medizinischen Schulen in Nordamerika für sich allein (Medical Colleges). Sie sind im großen und ganzen Privatinstitute, zu deren Existenz der Staat allerdings die Berechtigung erteilen muß, letztere ist jedoch leicht zu erhalten. Aus diesem Grunde erklärt sich die überaus große Anzahl medizinischer Fakultäten in den Vereinigten Staaten. Jede einigermaßen bedeutende Stadt hat gewöhnlich wenigstens eine, zuweilen zwei bis vier medizinische Schulen. New York hat drei große reguläre medizinische Fakultäten (College of Physicians and Surgeons, Bellevue Hospital, Medical College, Cornell Medical School), außerdem eine medizinische Fakultät für Frauen (Womens Medical College), drei Institute für die weitere Ausbildung von bereits mit Diplomen versehenen Aerzten, sogenannte Post-Graduate Medical-Anstalten (New York Post-Graduate Medical School, New York Policlinic und New York School for Clinical Medicine). Außer diesen Schulen, in denen der reguläre medizinische Unterricht erteilt wird, existiert noch eine homöopathische und eine eklektische Schule (Homeopathic Medical School und Eclectic Medical School). Bis vor kurzem war der Zutritt zum medizinischen Studium jedem frei, ohne daß irgend eine Vorbildung verlangt wurde; daher kam es, daß häufig Leute niederen Standes und Berufes, wie Schuhmacher, Schneider, Schlächter und so weiter, auf einmal Lust bekamen, Aerzte zu werden und dies Ziel auch ohne weiteres erreichten. Jetzt wird allerdings in den besseren Medical Colleges eine gewisse Vorbildung verlangt, doch ist diese noch immer nicht hoch anzuschlagen. Das medizinische Studium pflegte früher in drei Jahreskurse zu zerfallen; seit drei bis vier Jahren sind gewöhnlich vier volle Studienjahre erforderlich. In Bezug auf die Kollegien besteht nicht die Freiheit, die in Deutschland überall auf den Universitäten existiert. Der Student belegt nicht einzelne Kollegien nach Belieben, sondern muß für den ganzen zweisemestrigen Kursus eine gewisse Summe entrichten. Das jährliche Honorar variiert auf den verschiedenen Schulen. In New York beträgt es zwischen 200–250 Dollar. Der Student ist verpflichtet, sämtliche auf dem Programm verzeichneten Kollegien zu hören, ganz wie es auf den Gymnasien üblich ist. Am Ende jedes Jahres muß er auch ein Examen in allen vorgetragenen Fächern ablegen. Diese Einrichtung scheint in mancher Hinsicht Vorzüge zu haben, da sie die Studenten zwingt, sich von vornherein mit den Lehrgegenständen zu befassen und nicht mehrere Semester durch ein freies Leben zu vergeuden. Die Prüfung anlangend, so war früher allgemein ein auf irgend einer Schule erlangtes Diplom genügend, um als praktischer Arzt aufzutreten. Letzthin wird in den meisten Staaten Amerikas eine besondere Staatsprüfung verlangt. Die an den Medical Colleges angestellten Professoren und Dozenten bekommen gewöhnlich kein oder ein sehr geringes Honorar. Dies kommt daher, weil aus den eingenommenen Geldern zuerst die laufenden Ausgaben gedeckt werden müssen; erst wenn ein Ueberschuß vorhanden ist, wird er an die Mitglieder der Fakultät verteilt. Dies ist jedoch selten der Fall, gewöhnlich ist ein Defizit vorhanden, das durch Zuschuß seitens der Professoren oder durch private Wohlthätigkeit gedeckt werden muß.

Da die Hospitäler sehr häufig mit den medizinischen Lehranstalten eng verknüpft sind, so sei einiges über die Stellung des ärztlichen Stabes in denselben mitgeteilt. Sämtliche Hausärzte in den Hospitälern, die sich aus den frisch diplomierten Aerzten zusammensetzen, müssen 1½ bis 2 Jahre in den Hospitälern verbleiben, haben freie Wohnung und Kost, beziehen aber kein klingendes Honorar. Die besuchenden Aerzte und ihre Assistenten, sowie die konsultierenden Aerzte werden alle vom Hospital-Direktorium angestellt und erhalten kein Honorar. Es wird als eine Ehre betrachtet, an einem Hospital als Arzt zu fungieren; diese Stellen sind sehr gesucht und schwer zu erlangen, es sei denn, daß man einflußreiche Verbindungen hat.

Internationaler Gesangwettstreit zu Köln.

Im Juli oder August nächsten Jahres veranstaltet der Kölner Männergesangverein „Polyhymnia" zur Feier seines fünfzigjährigen Bestehens einen großen Gesangwettstreit. An alle bedeutenden Gesangvereine des In- und Auslandes werden Einladungen ergehen. Außer vierzig wertvollen Kunstgegenständen sollen noch Geldpreise in Gesamthöhe von 15000 Mark für hervorragende Bestrebungen ausgesetzt werden.

Preisausschreiben.

Die im Verlag von Carl Grüninger in Stuttgart erscheinende „Neue Musikzeitung" schreibt in Nr. 19 ihres 21. Jahrganges drei Preise von 300, 200 und 100 Mark für ein zweihändiges Klavierstück aus und ladet Komponisten zu diesem Wettbewerb ein. Das Preisrichteramt haben die Herren Professor Dr. S. Jadassohn, Lehrer am Königlichen Konservatorium in Leipzig, Ph. Scharwenka, Direktor des Klindworth-Schar-

wenka-Konservatoriums in Charlottenburg-Berlin, und Professor E. H. Seyffardt, Lehrer am Königlichen Konservatorium in Stuttgart, übernommen. Der Termin für die Einsendung der Konkurrenzarbeiten ist der 31. Januar 1901, die Entscheidung des Preisgerichts, sowie die Bekanntmachung des Ergebnisses erfolgt in der „Neuen Musikzeitung“ im Laufe des Monats Mai 1901. Die näheren Bestimmungen des Ausschreibens sind aus der genannten Nummer des Blattes ersichtlich.

Briefmappe.

Litteraturfreund. Hermann Sudermanns neues Schauspiel „Johannisfeuer“ ist als Buch bei J. G. Cotta Nachfolger in Stuttgart erschienen.

„Bank“. Wir haben unsrer früheren Auskunft nichts hinzuzufügen. In Bezug auf Einzelheiten mögen Sie sich direkt an die Reichsbank oder eine ihrer Filialen wenden.

X. in A. Warm empfunden, doch für uns verspätet.

A. St. in W. Ihnen läßt sich der „Ratgeber für Anfänger im Photographieren“ von Ludwig David empfehlen (Halle a. S., Wilhelm Knapp). Dem schon in elfter Auflage erschienenen Werke sind 75 Bildertafeln und 85 Textbilder beigegeben.

Frau von A. in Bbg. Ihre erste Frage bedauern wir an dieser Stelle nicht beantworten zu können. Auf Ihre andre Anfrage nennen wir Ihnen die Firma Adolf Grieder & Co. in Zürich, die Ihnen Muster von Seidenstoffen auf Verlangen gern zusenden wird.

A. N. in H. Der wirkliche Name des niederländischen Dichters Multatuli („Viel hab' ich getragen“) ist Eduard Douwes Dekker (geboren 1820, gestorben 1887). Sein berühmtes Werk „Max Havelaar“, das so grelle Schlaglichter auf die einstige Mißwirtschaft in den holländischen Kolonien wirft, erschien 1859. In guter Verdeutschung ist das Buch in der „Bibliothek der Gesamtlitteratur“ (Halle a. d. S., Otto Hendel) erschienen.

R. W. in Cincinnati. Sie mögen sich direkt an Ihre deutsche Heimatbehörde wenden, die Ihnen ungesäumt Auskunft erteilen wird.

H. L. in J., Rumänien. Senden Sie nur ein. An der gewissenhaften Prüfung wird es nicht fehlen, doch müssen Sie eine Weile Geduld haben.

W. K. in L., Holland. In den Liedern spricht sich zartes Empfinden aus, aber Sie sind des Deutschen doch nicht genügend mächtig, um in dieser Sprache Verse zu schreiben. Sie gebrauchen Wendungen, die sprachlich wohl ganz richtig, aber unpoetisch sind und zum Teil sogar unfreiwillig komisch wirken. Sie thäten besser, sich zunächst in deutscher Prosa zu üben.

G. W. in H. Schon wiederholt haben wir erklärt, daß wir uns auf die Vermittlung des Austausches von Ansichtspostkarten nicht einlassen können.

K. A. in D. Nach Reis (Singular Real oder Rei) rechnet man in Portugal und Brasilien. 1000 Reis (Milreis) sind in Portugal gleich 4,536 Mark, in Brasilien gleich 2,293 Mark.

J. H. in M. Die Schwertbrüder waren ein geistlicher Ritterorden, der 1202 von Bischof Albert von Riga gestiftet wurde. Sie verbreiteten das Christentum in Livland, Kurland und Esthland und hatten ihren Namen von dem Ordenskleid, einem weißen Mantel mit zwei roten, kreuzweise übereinander gelegten Schwertern. Der letzte Ordens- oder Heermeister war Gottfried Kettler, der 1561 seine Würde niederlegte, Livland an Polen abtrat und sich von diesem als Herzog von Kurland belehnen ließ.

A. P. Ebersdorf. Ein Mittel, wie Sie es wünschen, ist uns nicht bekannt, wahrscheinlich wird aber jeder Apotheker Ihnen ein solches angeben können.

E. R. in M. Dem Scherz, daß Frankreich „ganz Europa“ besitzt, liegt Thatsächliches zu Grunde, denn außer unserm Erdteil trägt diesen Namen noch eine kleine, im Kanal von Mosambik belegene Insel, die im Jahre 1897 als französischer, zu Madagaskar gehöriger Besitz proklamiert wurde. Die Insel Europa ist unbewohnt, hat aber einen guten Hafen, der strategisch von Wichtigkeit werden kann.

Ulrich R. in O. Das Histörchen wird, wenn auch in etwas andrer Form, von Paul Konewka erzählt, dem genialen Zeichner und Silhouettenschneider, der 1871 in Berlin, erst dreißig Jahre alt, verstarb. Aus persönlicher Bekanntschaft kann einer unsrer Mitarbeiter berichten, daß Konewka — übrigens trotz seines slavisch anmutenden Namens ein guter Deutscher, am 5. April 1840 in Greifswald geboren — in der Porträtierung durch Ausschneiden aus schwarzem Papier eine solche Gewandtheit besaß, daß er auf das Werk seiner Hände kaum hinzuschauen brauchte. Hiervon gab er in fröhlichem Kreise überraschende Proben. Einige Blicke auf denjenigen, den er sich „vorgenommen“, ein paar schnelle, sichere Schnitte in das Papier mittels der kleinen Schere — sein Handwerkszeug trug der Künstler meist bei sich —, und das fertige Silhouettenporträt, auf die Speisekarte oder sonst ein Blatt geklebt, konnte dem Betreffenden überreicht werden, der oft nicht einmal gemerkt hatte, daß er konterfeit worden. Die von Ihnen erwähnte Begebenheit soll sich nun nach unserm Gewährsmann folgendermaßen zugetragen haben: In einer von einem Berliner Kunstmäcen gegebenen Gesellschaft befand sich auch eine hochmögende Excellenz, eine Säule des Staates. Auf den Künstler aufmerksam gemacht, trat der hohe Herr auf ihn zu und spendete ihm gnädige Lobsprüche, die er jedoch mit den Worten abbrach: „Apropos, Sie sollen's ja verstehen, die Leute hinterrücks zu porträtieren; aber nicht wahr, lieber Freund, das machen Sie doch bei mir nicht?!“ „Bedaure, Excellenz,“ erwiderte der Künstler, „ist schon geschehen,“ und dabei überreichte er dem Hochmögenden seine wohlgetroffene Silhouette, die Konewka, während der hohe Herr mit ihm sprach, rücklings aus dem Futter seines mit schwarzer Seide gefütterten Fracks geschnitten hatte. Böswillige hätten nun glauben können, der Scherz sei vorbereitet gewesen, aber das Loch in Konewkas Frackschoß widerlegte jeden Zweifel.

O. L. in D. Die Bäcker führten eine Bretzel oder einen Kringel im Wappen, oft überragt von einer Krone und gehalten von zwei Löwen. Nach der Ueberlieferung haben sie dieses Wappen von Kaiser Karl IV. erhalten, von dem angeblich auch die Bezeichnung „Löwenschützen“ herrührt. Ein altes Bäckerlied hebt also an:

Frisch auf, ihr Bäckerknechte alle,
Schafft euch ein'n frischen Mut,
Laßt die Trompeten schallen,
Setzt nach der Seit' den Hut.
Wir backen die Semmeln schön braun und weiß
Und herzen die Mädchen mit ganzem Fleiß,
Wir üben auch das Ritterspiel,
Wozu man uns nur brauchen will.

Der Kaiser Karl der Vierte,
Mehrer im römischen Reich,
Die Löwenschützen zierte,
Macht' sie dem Adel gleich,
Hat sie begabt mit Freiheit schon,
Verehret ihn'n eine goldne Kron',
Zwei Löwen, dabei ein blankes Schwert,
Ist besser denn viel Goldeswert.

Arthur B. in Wien, E. K. in C. Leider nicht verwendbar.

Verantwortlicher Redakteur:
Ernst Schubert in Stuttgart.

Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.

Lustiger Streit. Nach dem Gemälde von J. Vešin.





Sydera cordis.

Ein Roman aus Friaul.

(Fortsetzung.)

Von **Otto von Leitgeb.**

Es dauerte nicht lange, dann kam Sacchia wieder nach Maran hinab. Die Nachricht über den mißliebigen Zoppola ließ ihm keine Ruhe.

„Ist das wahr, Gevatter?" fragte er. „Einer der Domherren vom aquileischen Kapitel ist unlängst zu Udine gewesen und hat im Gespräche eine Andeutung fallen lassen, als wäret Ihr die längste Zeit hier gewesen und man dächte daran, einen andern zum Befehlshaber dieser Festung zu machen, um Euch aus dem weltabgeschiedenen Domizile zu befreien?"

„Davon sollte ich doch früher als Euer Domherr was vernommen haben!" antwortete Grünhoffer und schüttelte ehrlich den Kopf. „Ei, ei! Habt Ihr denn immer Leute zur Hand, die sich befleißen, Neuigkeiten von unsrer Seite auszutragen?"

„Dies wäre doch kein Staatsgeheimnis," sagte Sacchia ablenkend. „Nun denn, ich gönne Euch ja gewiß alles Gute . . . aber einen Freund aus der Nähe zu verlieren, ist stets ein bitteres Ding, und so danke ich Gott, wenn Ihr hier verbleibt."

„So ist es! Und Ihr versteht immer, mir Freundschaftliches zu sagen!" dankte der Hauptmann.

Sie saßen in derselben Stube wie damals mit dem sangesfrohen Zoppola. Heute aber standen die Fenster zu, um die Hitze des frühen Nachmittags abzuhalten, denn sengend brannte die Augustsonne. Durch den Schatten des Zimmers summten die Fliegen, eine sommerliche Trägheit lag in der Luft, und wenn die beiden Männer schwiegen, hörte man sonst rundum keinen Laut. An einer Seite des Tisches saß Renea und zog rote Fäden aus einem Leinentuche, an dem sie verschlissen waren. Bertrand Sacchia beobachtete schon längst diese emsige Arbeit ihrer weißen Hände und wünschte sich im stillen, doch ein halbes Stündchen mit ihr allein zu sein. Jetzt suchte er unter dem Tische mit seinem Fuße den ihren, und als ihm dies gelungen war, trat er sie sänftlich und lugte verstohlen nach ihren Augen. Wirklich erhob sich der Hauptmann bald und ließ die beiden allein. Sogleich veränderte Bertrand Sacchia seinen Ton. Er war eben heute eigentlich in etwas schmerzlicher Laune. Sei es als eine Folge allzuviel lustig verbrachter Sommerabende, sei es, weil ihm der Verlauf der vielen Fäden seiner mannigfachen Unternehmungen nicht just so sonnenklar wie gewöhnlich deuchte. Er hatte auch eine Anwandlung, als müsse er einmal gewaltthätiger sprechen, so wie ein eisenharter Mann, und dazwischen nur da und dort einen weicheren Herzenston verlauten lassen. So begann er denn:

„Ihr habt es gut, Jungfer Renea! — Hier sitzet Ihr in dem kühlen Gemach und ahnt kein Stäubchen von dem, was das Leben auf unsern Wegen aufwirbelt. Aber ich sage Euch, eben dieses Leben ist zuweilen eine ganz verdammte Sache, und ich habe es oft satt bis über die Ohren! — Nun lächelt Ihr auch noch! — Das könnt Ihr wohl! — Ja, ja! Die Frauenzimmer ahnen nichts von den Sorgen der Mannswelt! Könnte aber doch sein, daß sich jemand gerade Euretwegen kümmert und nicht weiß wo aus, wo ein mit seinen Gedanken!"

„Das verstehe ich nicht!" sagte Renea einfach.

„O, Ihr versteht es nicht!" rief er gespreizt und seufzte hinterher ein wenig. „Und doch wäre es gar so schön, wenn Ihr es verstündet! — Das Herz einer Jungfrau ist freilich wie eine Festung, wohlverwahrt und schwer zu nehmen. Das Herz eines Mannes aber ist gleich dem Panzer, den man anlegt zum Kampfe mit den Schwernissen des Lebens. Und immer muß er den Stahl in der Faust führen. Aber der beste Stahl ist auch geschmeidig und läßt sich biegen, wie man will. Habt Ihr niemals gesehen, wie eine feine Klinge zittern kann, gleichsam vom Hauche eines Wortes? Seht!" Er zog seinen Dolch und bohrte ihn wie mit einem verzweifelten Entschlusse in die harte Tischplatte, worein nicht viel mehr als bloß die Spitze dringen konnte. Dann stippte er mit dem Finger gegen den Griff und versetzte die Waffe

in zitternde Schwingungen. „Also zittern in manches Mannes Herzen sehnsüchtige Gedanken und können nicht zur Ruhe kommen,“ sagte er weichmütig.

Renea lächelte belustigt. Sie ließ ihren Leinenlappen sinken, neigte sich am Tische vor und stieß selbst an die Klinge, sie fortwährend zu beunruhigen. Des Herrn Bertrand Einfall schien ihr nichts weniger als ernstlich oder bedeutend, und der neckische Zug in ihren Augen ließ ihn das wohl erkennen.

„Himmel, wie vermögt Ihr jämmerlich zu sprechen!“ rief sie aus. „Vielleicht würdet Ihr mich besser damit rühren, hätte ich gestern nicht so viel Trauriges vernommen, daß mein Sinn schier stumpf sein könnte dagegen.“

„Gestern?“

„Fahrendes Volk war hier und bettelte; ein schwarzhaariger Mensch und ein junges Frauenzimmer, das sang herzbewegende Lieder —“

„Und ein Hündchen, das sie tanzen ließen?“

„Ihr kennt das seltsame Paar?“

Sacchia dachte ein Weilchen nach; dann sagte er:

„Nein, aber ich habe davon reden gehört. Und mir deucht, als hätte ich es selbst einmal irgendwo gesehen; doch ist es lange her.“

„Das Mädchen sang von Tod und Liebeskummer“, sagte Renea, „und der Mann blies auf einer Sackpfeife, daß einem ganz verwirrt zu Mute wurde.“

Hier kam des Hauptmanns Frau in die Thür, und Herr Bertrand vertauschte seine Schmerzenslaune wieder gegen sein gewöhnliches Auftreten.

Allein die Liebe lag ihm dennoch stärker am Herzen, als er selbst geglaubt hätte. So ließ er keine dieser Sommerwochen vergehen, ohne in der Strandfestung zu erscheinen, ob er mit seinen Barken dort zu schaffen hatte oder nicht. Und je öfter er Renea zu Gesichte bekam, desto tiefer floß ihr Zauber in sein Blut, und desto ungestümer wurde dieses. Es ging ein förmliches Beben und Schwanken durch die unruhige Seele des Ehrgeizigen. Zu Stunden konnte sein Verlangen selbst so stark werden, daß es schien, als wolle es den Sieg behalten über alle sonstigen Wünsche. Dann pochte etwas an Bertrand Sacchias Herz wie eine klare und starke Mahnung, als brauchte er, wenn er dieses erreichte, gar nichts mehr zu erstreben, als seinen Namen blank zu sehen. In solchem Zwiespalt stand er um jene Zeit. Gott Amor hatte seine Pfeile eingelegt und schoß damit nach Bertrand Sacchias starrem und leidenschaftlichen Ehrgeiz, der jetzt schon alles übrige aus seiner Brust verdrängen wollte, den Geschicken die Bahn zu öffnen. Manchmal sänftigte er trotzdem, von süßen Hoffnungen verlockt, all sein Empfinden herab, wie in einem Schäferspiel. Es hatten in diesem Sommer die Waldufer der Küste, die verträumte Lagune und die Einsamkeit der kleinen Feste einen mächtigen Reiz für ihn; sie vermochten sogar die derben Vergnügungen lauter Geselligkeit und den Leichtsinn zu dämpfen. Von seinen Genossen hätte es schier keiner für möglich gehalten, aber dennoch war es so: Herr Bertrand hatte sich so weit gewandelt, daß er lange einsam durch den Wald wandern konnte, ganz mit lieblichen und friedfertigen Gedanken beschäftigt, oder daß er beschaulich an einsamer Stelle am Strande zu sitzen vermochte und sein Leben wahrhaftig überlegte. Ihm war kein Zweifel, daß er Renea Grünhoffer liebte; wenn auch begehrlich und ungestüm, aber doch mit gewißlicher Liebe. Dies konnte ihm soweit einen Streich spielen, daß er bedenken konnte, welch wackere Bürgersleute Ahn und Vater gewesen. Er stellte sich vor, daß er alles geheimnisvolle Treiben von sich schleudern könnte, woraus er kommenden Ruhm zu weben nun seit Jahren bemüht gewesen. Was mußte ihn schließlich die Habsucht der venetianischen Republik kümmern oder die Ränkesucht des französischen Königs, daß er beiden zu Diensten stand? Was ward daraus, wenn seiner, wie so vieler, schnöder Undank als letzter Lohn wartete? — Er dachte an Fra Nicasios dunkle, warnende Worte.

Aber im Grunde war es trotz allem nicht zu fest in ihm, wenn er so hin und her erwog. Denn ebensowohl mochte ein Glutstrahl hoch glühender Hoffnung alles andre überleuchten — daß noch mehr gelingen müßte, als eigner Lohn bei fremdem Gewinn. Er selber konnte auch Gewinner werden und eines Sieges Krone in starker Hand behalten. Es wird einmal, wie die Sterne es verkündet haben, eine prächtige und große Verheißung Wege finden, sich zu erfüllen. —

„Was sagtet Ihr“, wagte er eines Tages zu Renea, „was sagtet Ihr, wenn Euch ein Mann gestände, daß er Euch mit Lieb' im Herzen trägt?“

Ihre Augen wurden glanzvoll.

„Die Liebe!“ wiederholte sie und setzte flugs das Verslein hinzu:

„Vermischend süße Lust mit wehen Gluten
In argem Spiel das Herze macht betroffen!“

Aber ihr Ton war so unbekümmert, daß Sacchia bat: „Scherzet nicht!“

„Nein, ich scherze nicht!“

„Habt Ihr schon jemals ihre zarte Macht erfahren?“

Sie errötete und begann zu lächeln.

„Das hab' ich mir noch selber nicht gestanden!“

„Ihre Göttermacht?“

„Die Liebe, wie sie Dichter singen!“

„Wie sie Menschen fühlen! — Habt Ihr das?“

„Nein —!“

„Und wenn ein Mann Euch davon sprechen würde?“

„Was weiß ich Euch zu sagen —?“

Der Glanz verglomm in ihren Blicken. Ein Weilchen sah sie ernst in die Ferne. Dann grub sich das Lächeln wieder in ihr Wangenrot.

„Es müßte doch so sein, wie Vittoria Colonna, die fürstliche Frau, es gesungen?! — Ich weiß es nicht!“

Abseits vom Markte, wo die Johannesbastion ein Plätzchen freigelassen, unweit dem Kirchlein, das sich dort schutzsuchend an den Mantel der Festung schmiegte, stand ein armseliges Haus, ein Kämmerchen und eine Küche bloß. Manchmal schlüpfte das Mädchen dorthin, halb von Neugierde, halb von Uebermut verführt, denn was die Waldfrau, die Pascutta, ihr von der Brussa erzählt, hatte sie nicht vergessen.

*

Die Pascutta! — Auch das war Liebe gewesen, als sie das blutende Haupt ihres Mannes von der Palissade herabgerissen, wie der Hauptmann Hannibal so schaurig berichtet. Nichts hatte sie dem Feinde lassen wollen vom Teuersten ihres Herzens, nicht einmal im grausigen Tode! Auch solche Liebe giebt es. Die Liebe muß sein wie Blumen in den Halmen, wie Sterne am Himmel, wie das Licht in den Augen. Die Liebe muß sein wie das Klopfen im Herzen, wie das sengende Feuer, wie das rinnende Blut. Sie muß ewige Wahrheit sein. Aber doch muß sie wie eine Wunde sein, sie muß wie Krankheit sein und wie der Tod. Und sie muß sein wie die Auferstehung am jüngsten Tage, und wie ein Vergessen von allem Irdischen, und wie eine Verzückung vor Gott. Darum kann die Liebe Kraft geben zu allem, wie sie den Märtyrern Kraft gegeben, daß sie um ihretwillen starben...

„Koche einmal für mich die Kräuter, aus deren Rauch du wahrzusagen verstehst!“

„Ich bin keine Hexe!“ wehrte sich die Alte erschrocken.

Nun drängte die Maid. „Aber geheime Künste verstehst du; ich weiß es!“

Die Alte rieb ihre Nase und schüttelte lächelnd den Kopf. Dann verzog sie den Mund und meinte:

„Wundern kann es keinen, wenn du zu verlangen beginnst, daß sich die Lichter der Zukunft ein wenig zeigen. — Was möchtest du wissen?“

Da zögerte Renea doch und sagte mit niedergeschlagenem Blicke:

„Kannst du sagen, ob ein Mann in meiner Nähe ist, der mich liebt?“

Brussa schüttelte den Kopf. Dann lachte sie auf.

„Wer vermöchte solches? — Es sind die Zufälle des Lebens. Wenn er da wäre, würde er's Euch schon selber sagen! — Du lieber Himmel! Wollet Ihr wirklich glauben, ich verstünde gottloses Treiben!? — Hat Euch jemand zu mir kommen gesehen? — Glaubt Ihr, ich sei wie die Pascutta? — Der Herr schütze uns! Ich weiß nicht, was das einsame Weib begeht, aber ungewöhnliche Kräfte soll sie kennen. Damit will ich nichts zu schaffen haben! — Ich will Euch etwas andres sagen: passet auf, denn Euch beschleicht das Fieber! O, das kenne ich! Und dafür will ich Euch meine Kräuter kochen, so Ihr wollt!“

Renea zuckte die Achseln. Und dann hob sich ihre Laune wieder über den plötzlichen Wunsch hinweg, und sie verließ das Häuschen. Gen Abend aber wandelte sie wieder auf den Wällen. Dort drüben lag der Wald.

Etwas Besonderes war die Pascutta! Jeder wußte es; etwas Besonderes lag in dem Wesen des einsamen Weibes dort drüben in der Waldhütte . . .

Sie hielt an einem Plätzchen, wo sie gerne saß. Eine Sehnsucht, so stark wie nie zuvor, regte sich in ihr. Kaum konnte sie ertragen, wie endlos, ohne Grenzen, ihr Blick hier in die Ferne reichen konnte. In die Ferne, in die Ferne, ohne Halt, ohne Ziel, ohne was immer zu erschauen . . .

Sie dachte sich die Liebe wie einen Sonnentag, aber nirgends ist es so leer, wie dieser Blick, ob auch nirgends eine Grenze. Wie ein Meer, aber mit Ufern voller Blüten und Inseln, mit Hainen bedeckt, und überall Bewegung und Leben. Wie ein Fest, wo tausend Instrumente klingen, aber nicht ein einziger Mißton. Und wie einen Trank, so feurig und süß, daß man vor Begeisterung jubelt. Ein Jubel, eine endlose Freude, ein Fest ist die ganze Welt!

Bertrand Sacchia aber ist nicht an ihrer Seite.

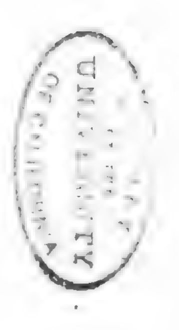
Ihr Herz ist voll, voll, voll, — aber dennoch ist es leer. Es steht offen für die ganze Freude, es könnte sich erfüllen mit dem ganzen Jubel, — aber dennoch ist es einsam. Voller Spannung, voll solcher Spannung, daß es klingt, als wisse es, daß eine ganze Welt von Ereignissen zu erleben ist.

Einmal schloß sie die Augen; um nichts, als bloß, weil ihr zu Mute war, als sei sie zu Tode müde und verlange zu schlafen. Und als sie wieder nach Hause kam, suchte sie in ihrem Trühlein die Silberspange, die Sacchia ihr zum Geschenk von der Reise mitgebracht, und verkramte sie zu unterst hin, als wollte sie sie nie mehr wiedersehen. —

Die Mutter und Marthe Fink zweifelten nicht mehr, daß das Fieber Renea überfallen habe. Ihre Wangen wurden bleich und ihre Augen über das Maß groß und glanzvoll. Manchmal konnte sie ein Stündchen träge und lustlos hinsitzen, dann wieder in kindische Lustigkeit verfallen, als werde sie die eigne Schwäche gewahr und wolle sich gewaltsam ihr entreißen. Der Eltern bemächtigte sich große Sorge.

Bertrand Sacchia fand sie aber in dieser allzu zart werdenden Schönheit reizvoller als je. Ein ungewöhnliches Geschöpf war des Hauptmanns Töchterlein zu Maran. Diese Schultern,





Michel Simonidy

Winterblüten.

diesen Leib sollten wohl Seiden und Brokate schmücken und Edelgestein den matten Feuerglanz des Haares, und echte Perlen den Schmelz der blendenden Haut in ihrem Nacken! Herr Bertrand wurde ganz liebeskrank. Es mochte sein, daß Renea Grünhoffer zu seines Schicksals Stern erlesen war! Ein ganzes Leben mußte sie ja erhellen können und, wenn sie verschwand, ein ganzes Leben verdunkeln können ... Zugleich lief es ihm zuweilen glutheiß im Blut, wenn er in ihrer Nähe war.

Konnte auch sie entbrennen? War vielleicht das Schwere, Träumerische ihm selbst zu Gunsten, daß er hoffen konnte? Oder lag andres darin?

Einmal nun durchbrach sein Wunsch die Schranke der Bedenken.

„Mir deucht, Jungfrau Renea, Ihr wäret wert, daß Euer Lebensweg sich frühe klärte, daß Ihr selber sehet, wohinaus er führt. Mir deucht, als müßte es sich noch anders kehren, als daß Ihr die Festtage Eurer Jugend in den traurigen Mauern von Maran verbringt. Und wenn ich Euch wieder früge, mit welchem Sinn Ihr's fassen wolltet, wenn Euch ein Mann die Liebe offenbarte? Was sagtet Ihr?"

Sie sann.

„Ich sagte nichts —"

„Wenn ich Euch früge?"

„Ihr?"

Ein Lächeln bedrohte ihren Ernst; dann fand sie ihn wieder.

„Ich würde sagen, Bertrand Sacchia, daß Eure Wahl nicht sicher ist —"

„Daß Ihr mich nicht lieben könntet?" fragte er mit Eifer.

Sie antwortete: „Daß ich lieben erst lernen muß!"

Holde Farbe stieg in ihr Antlitz.

„Ich glaube, ich vermöchte schon, es Euch zu lehren!" rief er.

„Und ich glaube, daß Ihr Euch täuschet!"

Er wurde dunkel vor Röte.

„Scherzet Ihr? Ist es ein andrer?"

„Kein andrer, — doch Ihr seid es nicht!"

„Ich liebe Euch, Jungfrau Renea!"

„Ich liebe Euch nicht, Bertrand Sacchia, und Ihr thut mir weh!"

Er ließ Ihre Hand fahren, die er am Knöchel festgehalten.

„Vielleicht ist es mehr als Liebe," sagte er, vielleicht liegt darin ein Schicksal —"

„Als hieltet Ihr das meine in der Hand?"

Er zögerte.

„Nicht das ist, was ich sagen wollte ... Ich dachte, es könnte mein eignes Schicksal sein. — Wie war das Verslein von der Liebe, das Ihr neulich im Munde führtet?"

Und Renea sprach unbefangen:

„Die Liebe —
Vermischend süße Lust mit wehen Gluten
In argem Spiel das Herze macht betroffen ..."

Indessen waren sie um den Wall zurückgekommen. Es war ein grauer, schwüler Tag. Heiße Dunststreifen zogen am Wasser; im Norden verhängten graue Nebel den Himmel. Dort, in den Bergen Carniens, mochte der Regen niedergehen.

„Ich muß mich eilen," sagte Sacchia verstimmt. „Heute kann ich nicht hier zurückbleiben, und möchte Udine erreichen vor Abend. Wir bekommen, scheint mir, all das Unwetter, das dort oben lagert."

Und es wurde auf lange Zeit das letzte Mal, daß er Renea zu Gesicht bekommen.

Uebel stand es um des Hauptmanns Kind, und sie lebte gleichgültig durch die Spätsommertage. Die ersten schweren Regentage des Septembers aber und die faule Luft ringsumher begannen sie zu schütteln. Ihre feine Nase wurde spitz und so dünn, als könnte das Licht sie durchscheinen. Ihre Augen waren etwas zurückgetreten und blickten still, zeitweise wie in geheimer, schwerer Trauer. Auf der Mutter Fragen bewegte sie wohl lächelnd den Mund, aber ihre Lippen waren verräterisch bleich und ihr kranker Leib ein wenig gebeugt von Schwäche. Die Eltern faßte jäher Schrecken. Es war kein Zweifel mehr: arges Siechtum hatte Renea heimgesucht.

Da kam, aufrichtend wie eine fröhliche Kunde, eine Botschaft aus Venedig von der Base Prospera. Sie hatte großes Gefallen an dem jungen Mädchen gefunden und erachtete es nicht zum besten, daß Renea ihr lebelang nichts kennen lernen sollte außer der engen Heimat. Die Eltern mögen sie der Base eine Zeitlang überlassen, dazu passe auch der bevorstehende Winter sehr wohl. Darum mögen sie Renea ihr zusenden, je eher, desto besser; Gelegenheit werde leicht zu schaffen sein. Ueber diese Neuigkeit huschte ein Licht vor Reneas Herzen vorbei, als thäte die Welt mit einem Male eine selige Weite vor ihr auf.

Der Hauptmann entschloß sich kurz. Es war nicht gerade nötig, aber ein Fahrzeug mochte wieder einmal nach Venedig hinüber. In Eile wurde es dazu gerüstet. Und an einem Sonntage stand es vormittags zur Abreise bereit. Marthe Fink sollte Renea begleiten. Nun, nach thränenvollem Abschiede, standen die beiden Frauen am Bord des Fahrzeugs. Man machte dieses schon vom Hafendamme los. Dort stand ein Häuflein von Menschen, Vater und Mutter, die Leute von der Wache, Thomas Kropp, Weiber und Kinder. Ganz rückwärts gewahrte Renea ein hageres Weib, das jetzt den Arm in die Luft schwenkte zum Gruß. Sie erkannte die Pascutta und winkte auch ihr. Die Bootsleute liefen hin und her, Taue wurden gelöst, Ruder ins Wasser getaucht. Erst trennte der Schiffsleib sich unmerklich nur vom Lande, dann gewaltig mit einem Male. Worte flogen hinüber und herüber; dann waren es bloß Laute, die man nicht mehr verstand. Schon war das Hafenthor passiert; die Gestalten am Damme wurden klein. Nun sagte der Patron, es sei ein Lüftchen, wie vom lieben

Herrgott selbst gesandt, und ließ die Segel setzen. Auf einmal ward Renea gewahr, wie rasch sie zu gleiten begannen. Ein loses Segel klappte noch in der Luft. Sie sah hinauf; da waren die Linnen schon gebläht und straff, die Kraft des Windes in sich fassend. Das Wasser begann zu rauschen an den Borden. Der Schiffsleib neigte sich ein wenig zur Seite und schnitt sich keck hindurch. Nun lief Renea nach rückwärts und ließ ihr Tüchlein flattern. Das Herz wurde ihr dennoch schwer. Thränen traten in ihre Augen. Die Gestalten am Lande schienen bloß Schatten noch. Schon zog die schäumende Kielwasserspur in einem langen Streifen nach rückwärts, und ganz ferne glänzte sie unbewegt, wie eine verheilte Narbe der zerrissenen Flut. Allein der Turm löste sich noch ein ganz klein wenig über einem grauen Flecke heraus und jetzt, jetzt — ja, jetzt versank auch er, und ein leichter Dunst, wie Sonnenstaub, verhüllte Maran. Solange sie jedoch nur ein einziges Pünktchen noch entdecken konnte, rührte sie sich nicht von der Stelle. Dann wurde alles eine einzige graue Linie, die den Horizont im Norden abschloß. So ganz und gar, wie ein armes Nichts, hatte sich die Festung aufgelöst in der Ferne. Erst da wandte sich Renea ab, und nun liefen heiße Tropfen über ihre Wangen. Sie wischte sie indessen schnell mit dem Tüchlein fort, und das Glänzen und Gleißen der flimmernden Wasserbahn um sie her trocknete ihre Wimpern.

Vorbei zogen die letzten Inselstreifen der Lagune. Die weggedrängten Wellen rauschten durch das harte Strandgras hinan. Und nun, bei Lignano, öffnete sich ganz das blauleuchtende Meer! — Vornezu hatten die Bootsleute ein Schutzdach von Segelzeug aufgerichtet. Dort saßen die beiden Frauen und sahen lange mit neugieriger Spannung voraus und um sich, als müsse das Bild des Weges wechseln oder gar das Reiseziel bald dem Blicke erscheinen. Nach einer Weile jedoch wurde Marthe müde und geblendet, ließ das Mädchen allein und sah sich nach einem kühleren Winkel um, wo bequemer zu ruhen wäre. Und erst jetzt, wo Renea ganz allein war, erfüllte sie der Reiz des neuen. Das erfrischte sie. War es doch so merkwürdig unergründlich für die Gedanken, in das Wasser und die unendliche, wogende Lichtflut hinzusehen und sich von der Tiefe getragen zu wissen, eine Straße, die kein sichtbares Zeichen weist und die der Bug doch findet. Immer geradeaus, durch das rauschende, schäumende Meer! Ihr Sinnen begann zu wandern und zu ziehen und sich zu vermischen, wie die Wellen, die daherkamen, ineinanderfielen, sich wieder erhoben und sich wälzten, fortliefen und sich glätteten. Einmal erhob sie sich und blickte gerade hinab, wo sich das Wasser am Steven in zwei silberglänzende Hälften spaltete. Dann wieder überkam sie seltsames, süßmütiges Schläfern. Sie schloß die Augen, lehnte ihren Kopf zurück und fühlte, wie ihr ganzer Körper sich wiegte, leise, leise, wie im Traum. Vielleicht schlummerte sie wirklich. Doch immerfort spürte sie das feine Wiegen, und manchmal zitterte der Leib des Schiffes. Das lief durch ihre Füße und über ihre Glieder und durch ihren ganzen ruhenden Körper. Manchmal sah sie auch hinaus, ohne den Kopf zu regen. Immer die gleiche Ferne, Welle an Welle, blaue Schatten, güldene Lichtstreifen, ein Band dort, quer über dem Meere, ganz glänzend, wie ein Spiegelstreifen, daß man nicht wußte, was es sein konnte. Hin und wieder knarrte ein Tau, eine Schote ächzte leise, ein stärkerer Windhauch neigte die Schiffswand tiefer. Oder es zog mit langem Flügelschlag eine Möwe knapp hier vorüber, und noch eine, mit langen, weichen Schwingenzügen schwimmend, durch die Luft. Sie ließen sich von ihr tragen, oder sie senkten sich ganz tief auf das Wasser hinab, als wollten sie im Fluge baden. Und dann waren sie wieder weit weg und ganz klein, als wären es bloß weiße Schmetterlinge, so wie Schmetterlinge, die sich auf der Heide haschten. Die Heide! Die Heide! - Sie schloß ihre Augen von neuem, so fest sie konnte, und dachte an die Heide, die nun schon so weit hinter ihr lag! War die Heide nicht auch wie ein Meer, wenn der Wind darüber ging, daß die Halme leise rauschten und sich bewegten wie Wellen, darüber die Schmetterlinge miteinander durch die Sonne flogen?! Dort, wo die einsamen Eichen stehen, und am Waldesrande und am Bach, mit seinen geheimnisvollen Tiefen und hinüber zum Bildstock der Madonna, wo die Pascutta das Licht der Lampe erhält... Und leise fiel sie in Schlummer.

Stunde um Stunde war vergangen.

Der Himmel glühte im Westen, als sprühten Feuergarben aus ihm empor. Gold und Flammen und die Röte des Blutes färbten ihn bis in seine Höhe. An seinem Fuße aber stiegen Tausende von schwärzlichen Bauten aus dem Wasser auf. Giebel und Zinnen und Türme von unzähligen Kirchen. Eine fremde Welt stand da, herausgewachsen aus den Wellen des Meeres. Mit stockendem Atem und pochendem Herzen bestaunte Renea dieses Wunder, da sie sich nun dem Lande näherten oder vielmehr dem Gewirre der Häuser, die in das Meer gebaut waren. Ringsherum schwammen Schiffe, schwarze, lange Boote, pfeilschnell enteilend, bewimpelte Fahrzeuge, schwerbeladene Barken. Die Dämmerung zerteilte sich, Farben wurden lebendig, alles lag, getränkt in tausend Farben, hingestreut über die schwankenden Wellen. Gemalte Häuser und marmorweiße Fliesen, Paläste von Zaubergröße, Säulen, Flaggen und Tausende von Fenstern, gegen das Meer gerichtet. Ein Getöse, wie sie es noch nie gehört, und dessen Ursprung sie nicht kannte, drang in ihr Ohr, je näher sie rückten. Mit Ruderschlägen suchte ihr Schifflein vorsichtig den Weg zwischen andern, die sich zu Hunderten drängten. Rufen und Sprechen, Musik, Gelächter und Glockenklang verwirrten völlig Reneas Gedanken. Ein Heer von Menschen, in bunte Gewänder gekleidet, sah

sie kommen und gehen und vor sich wandeln. Da packte sie beinahe ängstliche Unruhe.

Wie im Traume setzte sie endlich über schwanke Bretter den Fuß ans Land, auf Quadern, groß und glatt, wie im Boden einer Kirche. Und dann fand sie sich mit Marthe Fink wieder in einem jener pfeilschnellen schwarzen Boote, auf weichen Pfühlen sitzend. Sie wußte gar nicht, wie sie dahin gekommen. Und auf Wasserstraßen zwischen merkwürdigen, herrlichen Palastbauten, vorüber an andern Booten, vorüber an Tausenden von fremden Gesichtern, fuhren sie hinweg, verblüfft und stumm, denn noch wollten keine Worte sich finden lassen für das namenlose Staunen.

Noch am ersten Abend wollte die Muhme Prospera, deren Haus dem einer Fürstin gleichen mochte, vielerlei Dinge von ihrem Gaste erfahren, erfragen und auch ihr erzählen. Sie merkte aber gar bald, daß sie eine Kranke vor sich habe und mit alledem warten müsse. Denn das junge Mädchen war zu Tode erschöpft.

Und Wochen vergingen, ehe Renea Grünhoffer etwas von den Wundern sehen sollte, die draußen ihrer harrten. Sie lag auf dem Siechenbett, und ihr junger Leib kämpfte mit dem Tode um das Leben.

*

Von San Michele fuhr eine Gondel gegen die Stadt herein. Es war nachmittags, das Boot fuhr langsam, und weil ein sanfter Wind kleine Wellen trieb, tauchte es bei jedem Ruderschlage mit seinem schlanken Halse auf und ab, daß sein blankgescheuertes Schnabeleisen abwechselnd hell aufblinkte und wieder in Schatten verschwand. Vom Ufer liefen blutrote Farbenstrahlen über das Wasser fort und dem Fahrzeuge entgegen. Es schnitt sich seinen Weg durch diesen fließenden, zitternden Glutschein hindurch, der in langen, ausflatternden Bändern dahinrann, als zerteilte sich längs dem Ufer ein Teich von gesammeltem Lichte, das nun überquölle und langsam zerflösse und über die Lagune hinausströmte, bis zu dem dämmerdunstig sich andeutenden fernen Festlande. Diese Lichtflut quoll anscheinend über eine lange Mauer herab, die hier, am äußersten Nordosten der Stadt, einen großen Garten nach der Wasserseite abschloß, dessen Bäume man mit ihren herbstlich gefärbten Aesten darüber emporragen sah. Alles daran war gelb oder rot. Die Sonne machte, daß alle die dürrenden Blätter glühten; es hing wie eine blendende Lichtwolke über dem Garten. Und weil die Sonne im Westen schon tief stand und von der Masse der Stadt verdeckt wurde, flirrte die Luft von ihren breiten Strahlen, und es bewegte sich darin wie sinkende, goldene Stäubchen. Die lange Gartenmauer war von roten Backsteinen, und ihrer ganzen Ausdehnung nach lag ein dichter Kranz von wildem Wein darauf und hing lose Ranken stellenweise so tief herab, daß die Blätter sich im Wasser netzten. Sie troffen förmlich von satter, warmer Farbe. Denn das Laub war vollkommen rot, als brenne es langsam an den Zweigen ab und putze sich mit seinen lebendigsten Säften, um in Schönheit zu sterben. Hie und da waren Blätter auf die Wellen gefallen und schaukelten am Fuße der Mauer fort, immer wieder an sie gedrückt und von ihr gelöst, in nicht endendem Spiele. Jetzt wurde durch die Baumwipfel der Giebel eines im Garten gelegenen Hauses sichtbar. Er war mit einigen Figuren aus Sandstein geschmückt. Auch sie waren rot von der Abendsonne, oder als stiege von dem Garten und aus dem Hause stetig eine Flut von warmem, kraftvoll gesammeltem Lichte in ruhiger, stolzer Lohe empor und sei dieses Ortes eigenster Luftkreis. Unten, mitten in der roten Mauer, stand eine eiserne Gitterthür offen; einige Stufen von schneeweißem Marmor führten in das Wasser herab. Durch die Thür hindurch sah man nun einen kiesbelegten Gartenweg, einen großen Feigenbaum, der nur noch hellgelbe Blätter trug, und im Hintergrunde ein Stück von der Balustrade einer breiten Freitreppe, die zum ersten Stockwerke des Gebäudes führen mochte.

Dieses Bild betrachtete ein junger Mann, der in nachlässiger Haltung unter dem schwarzen, auf geschnitzten Rohren ruhenden Schutzdache der Gondel saß und sein Ziel schon lange nachdenklich im Auge behalten hatte.

Nun machte eine zweite Gondel, die am Fuße der Treppe lag, der ankommenden Platz, und eine Frau, die durch die Gitterthür eben ins Freie gesehen, zog sich rasch in den Garten zurück. Marthe Fink fand es ungehörig, sich einem eintretenden vornehmen Gaste in den Weg zu stellen. Als er aber im Garten weggegangen war, erschien sie alsbald wieder auf der Treppe und begann mit einem der zwei Ruderer dieser neuen Gondel zu sprechen. Es war nämlich ein vornehmes Fahrzeug, und der Prokurator Alessandro Contarini, dem es gehörte, liebte es nicht, sich bloß von einem Manne fahren zu lassen. Das Boot Madonna Prosperas hatte sich nun an die Mauer hingelegt und der Fährmann, ein blondhaariger Jüngling, lehnte mit geschlossenen Augen, den Kopf auf den Armen, im Rückteile des Bootes, als ob er sofort eingeschlafen wäre. Es hatte ihn gelangweilt, mit dem ältlichen Frauenzimmer zu schäkern. Die fremde Gondel wiegte sich zwischen den gelb und rot gestrichenen Pfählen vor der Treppe. Der eine der Bootsleute, ein sonnengebräunter Mann von mittleren Jahren, mit dreisten und entschlossenen Zügen, stand vorn, lehnte rücklings an dem schwarzen Schirmdache und war bemüht, mit Marthe ein artiges Gespräch in Fluß zu bringen. Der zweite, ein schwarzhäutiger Aegypter, saß, hörte zu und fletschte zuweilen lachend sein elfenbeinweißes, starkes Gebiß.

Eben jetzt hatte sich Marthe Fink herumgedreht, um zu sehen, ob ihre Herrin, die sie erwartete, noch nicht erschiene. Indessen hatte der Bootsmann mit seiner herabhängenden Rechten

sinnend die bunte Seide seiner geschlitzten Beinkleider gestreichelt und dabei etwas hinterhältig lächelnd Marthes volle Gestalt gemustert. Als sie sich ihm wieder zuwandte, sagte er, so ehrlich es ihm gelingen wollte:

„Daß Ihr Euch aber noch nicht einmal meinen Namen gemerkt habt, Frau Marthe, das thut mir im Herzen leid! Momi Camposrin heiße ich ja, und wenn dies Eurer fremden Zunge auch nicht ganz leicht sein sollte — ich dachte doch, eine kleine Mühe wert zu sein. Momi Camposrin; jedermann kennt ihn in dieser Stadt. Der allerbeste Gondelführer, Frau Marthe, berühmt bei den Regatten, unüberwindlich im Brückenkampf. Ziehet bloß Erkundigungen ein, bei wem Ihr wollt! — Uebrigens hört: heute habt Ihr Gewänder an, die Euch auf das Verführerischeste kleiden —“

Marthe Fink lächelte geschmeichelt und zog den Leib ein, um sich dadurch schlanker zu machen.

„— Neulich, als ich Euch am Platze grüßte, waret Ihr schwarz, wie eine Trauerfahne. Diese Farben hingegen stehen Euch lieblich zu Gesichte. Da sieht man erst, wie hübsch Ihr seid, Frau Marthe! Auch verrät sich durch nichts, als wäret Ihr Euer ganzes Leben wo anders gewesen denn hier im vornehmen Venedig. Keinenfalls denke ich, daß Ihr die Vierzig hinter Euch habt. Wir sind gar nicht weit im Alter auseinander.“

„Ihr seid ein Schmeichler!“ rief Marthe hocherfreut. Sie spitzte ihren Mund wie zu einem Küßchen und setzte süß hinzu: „Ich habe Euch wohl gesehen, neulich, am Platze —“

„Könnten wir uns nicht bisweilen ehrsamerweise zu einem Geplauder begegnen?“ fragte Momi. „Freilich, wenn ich nicht eben jetzt zusamt dem Schwarzen da, beständig bereit sein müßte, für meinen eignen Herrn —“

„Ihr kommt ja doch ab und zu auch zu uns, wenn er Madonna Prospera Nani oder ihrem Bruder Besuch macht; wir haben doch schon öfter unterhaltlich mitsammen gesprochen,“ entgegnete Marthe tröstlich. „Doch sagt, wer ist der stattliche junge Mann mit dem ernsten Antlitz, den Ihr eben zu Meister Vecelli hergebracht habt?“

„Seht Ihr, der gefällt Euch!“ rief Momi und verzog wie mißliebig seine Miene. „Ich habe wohl erkannt, daß Ihr einen gar feinen Geschmack haben müßt . . . Darum gab ich auch meine Sache noch nicht verloren! Wüßtet Ihr doch, wie viele widerspenstige Herzen ich schon erwärmt habe, daß sie aufsprangen wie ein Pinienzapfen, den Ihr ans Feuer legt! . . . Indessen: ich stehe Euch immer zu Diensten. Der feine Mann mit den Augen, die Euch gefesselt haben, ist der edle Messer Piero Strozzi, ein florentinischer Fürstensproß und Oberster in des französischen Königs Diensten; mehr weiß ich selber nicht —“

„Wo kommt Ihr nun her, hier über die See?“ fragte Marthe.

„Die See ist dieses noch nicht, Beste,“ belehrte Momi. „Wir haben erst, ehe Ihr selbst da waret, unsern gestrengen Herrn hier abgesetzt; dann haben wir in Murano einen Besuch gemacht, und jetzt ist der edle Strozzi gegangen, um Meister Tizian zu begrüßen und den Prokurator hier abzuholen. — Sagt mir dafür, wer war die Schönheit von Jugend, mit den Augen wie ein betender Engel, die Ihr gestern über den Platz begleitet habt?“

„Eine Schutzbefohlene der Madonna Prospera. Hat sie Euch in die Augen gestochen und möchtet Ihr vielleicht dieses widerspenstige Herz erwärmen?“ lachte Marthe. „Sie war krank, seitdem wir hier sind, und ist eben erst wieder in die Gottesluft hinausgekommen, schwach auf den Füßen, wie ein Neugeborenes, das arme Wesen! Bis wir sie bloß wieder so weit hätten, daß auch sie wieder hier heraus kann! Ach, da sieht man endlich wieder Bäume und die Freiheit des Himmels rings umher. Sogar Berge, dort drüben, weit überm Meer. Trifone Gabriello besitzt ja ein Landhaus auf der Insel Murano. Madonna Prospera will noch diesen Herbst einige Tage dort verbringen. Ha, wie geht einem die Luft manchmal ab in Eurer Stadt aus Marmor und Wasser!“ — und sie atmete tief auf.

„Will sich denn Madonna Prospera Nani etwa von Tizian malen lassen, wie der Kaiser?“ fragte nun Momi scherzend. „Sie war angethan, als wollte sie zum Dogen gehen, am Barbaratage, sich ihre Osella zu holen.“

„Aus Freundschaft sieht sie zuweilen nach des Meisters mutterlosen Kindern,“ antwortete Marthe. Da sie aber nun zwei Frauen die Treppe am Hause herabkommen sah, rief sie den Blonden in der Gondel wach und trat ganz in den Garten hinein. Der Mohr stieß das Boot mit dem Ruder von der Treppe ab, und das andre schob sich heran. Die Frauen kamen in lautem Gespräch über den Kiesweg durch den Garten her und verabschiedeten sich. Darauf fuhren Madonna Prospera und Marthe Fink über das rotflammende Wasser hinweg. Momi und der Mohr aber schnitten ihnen heimlich Gesichter nach, kicherten und lachten auf, als jene außer Hörweite gekommen waren. Dann setzte sich Momi auf die unterste Treppenstufe, hielt die Gondel mit den schlenkernden Beinen fest und begann ein Lied zu singen. Der Mohr kauerte träge im Boot und starrte in die Ferne. —

Die zwei Männer, welche inzwischen in einem Seitengange des Gartens plaudernd auf und ab gegangen waren, waren nun die wenigen Stufen zu einer kleinen Warte emporgestiegen, welche in der Ecke der Mauer ragte. Tizian schaute mit frohen Blicken von hier gen Norden, wo der Sonne letzte Strahlen auf einem traumhaft und fußlos im Dunste sich andeutenden Gebirgszuge verbleichten. Es waren die Berge seiner cadorischen Heimat. Der Meister hatte einen fleißigen Arbeitstag in der eingeschlossenen Werkstatt hinter

sich. In tiefen, befreienden Zügen atmete er die frische Brise, die vom Meere hereinzog. Sein junger Gast, eine hochgewachsene, schlanke Männergestalt in feinem, doch schmucklosem schwarzen Gewande, blickte eben der sich entfernenden Gondel nach. Nun wandte er sich wieder zu Vecelli und sagte:

„Immer wieder neu ist mir das Schauspiel dieser eurer märchenhaften Fahrzeuge. Kehre ich hierher, so ist es meinen Augen stets ein fremder und heiterer Genuß, zu sehen, wie schnell und lautlos sie gleiten. Wie hat Bellini verstanden, das auf seinen Bildern festzuhalten! Wer war jene Besucherin?"

„Prospera Nani," entgegnete Vecelli. „Doch — ihresgleichen giebt es mehr. Seht hingegen dorthin! Ihr begreift, daß dies mein Lieblingsplätzchen ist. So ins Weite verlorener und doch zum Ziele strebender Ausblick ist minder häufig. Wo der Gebirgszug die Ferne abgrenzt, liegt Cadore, meine Heimat. Es mag einem das Leben so glänzend geworden sein, wie's will: des Winkels, wo unsre Wiege gestanden, denkt man mit nie erkaltendem Gefühle!"

Sein Begleiter seufzte leise auf.

„Es ist, wie Ihr sagt! — Dieses macht auch, daß ich mich, aller Gastfreundschaft der Venetianer zum Trotze, nie völlig heimisch hier fühlen konnte. In Ferrara war ich Florenz um so vieles näher; es lag die breite Wasserbahn nicht immer zwischen mir und meinen Träumen!"

„Ihr wißt, daß ich Euch verstehe!" sagte Tizian fast so rasch, als wollte er ihn unterbrechen. „Und doch war ich froh, als Ihr vom Hofe zu Ferrara schiedet. Auch giebt Euch Eure jetzige Stellung mehr zu wirken, macht Eure Zukunft weiter. Was Ihr beim Könige von Frankreich geltet und schon jetzt erreicht habt, verdankt Ihr auch mit nichten der Herzogin Renea, seiner Schwägerin; nur Euch selber und der Dankbarkeit, die er Euerm Vater geschuldet. Und doch ist mir — verzeiht dem alten Freunde seine Offenheit! — das eine nicht, und auch das andre nicht das, was ich Euch wünsche. Die Herzogin kann, unverstanden, wie sie blieb und so wenig Liebreiz ihrer ist, mit der geheimnisvollen Kraft, die sich in einem entbehrenden Gemüte zeitigt, ein heißes Herz gewiß gefangen nehmen. Das eine also schien mir für Euch nicht gefahrlos, um Liebe —"

„Tizian!" rief Strozzi, in Röte flammend.

„Das andre," fuhr der Meister unbeirrt fort, „das andre scheint mir gefahrvoll um Haß. — Laßt Euch nicht betreten, wie gut ich Euch kenne, Piero! Bedenkt, wie vertraut mir die Geschicke Eures Hauses sind. König Franz, dem Ihr dient, ist des Kaisers erbittertster Feind, er und die Strozzi. Haß aber verdunkelt, wie die Liebe, den Blick für alles. Nur daß die Liebe rosenfarbene Schatten übers Leben legt, und graue der Haß. Beides schlägt mit Blindheit."

Ein kurzes Schweigen trat zwischen sie. Dann sagte Strozzi mit düster glühendem Blicke:

„Liebe! — Haß! — Nun gut: ich liebe meinen Haß! — So habt Ihr beides in einem Wort vereint, das Höchste und das Tiefste, das eines Menschen Herz bewegen kann; — die zwei gefürchtetsten Worte menschlicher Sprache ... Ich liebe meinen Haß! Ich lieb' ihn so, wie im Leid vergossene Thränen zu teurer Erinnerung werden können. So, wie man selbst die Härten lieben lernt des Schicksals, wenn sie, wie Gewitter die Sommerluft, läutern und reinigen. So, wie man einen riesengroßen Schmerz mit Liebe als geheimes Gut hegt und bewahrt, wenn wir durch seine Größe uns erhoben haben. Ich liebe meinen Schmerz; ich fühle, daß ich größer und besser dran geworden ... Zur Herzogin hab' ich aufgesehen wie zu einer Heldin, die, verdächtigt, beargwohnt und verfolgt, den Mut der Ueberzeugung nicht einen Augenblick verloren ... Wehe mir, wenn mir die Liebe, wie das Alltagsleben sie bringt, den Panzer, den mein Schmerz mir schmiedet, von der Brust wegrisse! Zu was von allem, das ich sehne und träume, hätt' ich noch den Mut, mich aufzuraffen? Wo stürzt der Mann hinaus in Nacht und Sturm, wenn hinter ihm ein behagliches warmes Heim, ein Weib, das ihn mit ihren Armen fesselt?"

Tizian ließ seine Blicke teilnehmend, fast gerührt, auf dem Gesichte des jungen Mannes ruhen. Dann schüttelte er leise den ergrauten Kopf, schürzte die Lippen wie in abweisender Verwunderung und sagte wägend:

„Ich glaube dennoch, Ihr habt ein Gemüt von seltsam verschlungenen, sich kreuzenden Kräften, Strozzi! Mir deucht, als müßtet Ihr noch andrer Leidenschaften fähig sein als bloß des Hasses. Frevel, der Eurem Mund entflieht! Wohl habt Ihr Euer Leben einem einz'gen Ziel verschworen. Nun, meint Ihr, könne jedes Nebending die wilde Thatkraft schwächen. Wartet, ob Ihr nicht doch das Höchste und das Tiefste vereinen lernt, doch anders, als bloß in jenem grausamen Worte. Ob Ihr es nicht vereinen lernt, Liebe zu geben und zu nehmen und dennoch nichts von Euren Zielen zu zersplittern."

„Nie!" sagte Strozzi.

„Wartet, bis auch auf Eurem Weg geschritten kommt, wen unser Herrgott just für Euch geschaffen; was Euch gehört und niemand anderm."

Sie schwiegen.

Jetzt lehnte sich Tizian behaglich auf die Mauerbrüstung. In grauem Rot erstarb rauchend das letzte Sonnenlicht auf schwebenden Wölkchen. Am Festland verhüllten langsam aufwachsende Dunststreifen die Ahnung seiner stillen Berge. In der raschen, ewig dürstenden und empfangenden Seele des Meisters verwischten schon neue Eindrücke die letzten Worte. Er sah ruhig hinaus. Nur einmal hob er langsam die Rechte und strich, wie sich zu sammeln, über die hohe Stirn.

Piero Strozzis Herz durchfloß mit einem

Male lebendige Wärme. Unbeachtet hatte er schon eine ganze Weile den Kopf des älteren Freundes betrachtet, seine Stirn voll wundervollen Ausdrucks, seine rätselhaften Augen, die nichts als Größe und Schönheit, nur Bedeutendes und Ergreifendes zu schauen vermochten, von ihrem Gotte mit den wertvollsten Gaben eines Sterblichen gesegnet.

Nun machte Strozzi eine Bewegung, als wollte er beide Hände nach ihm strecken.

„Seltsam bewegt mich diese Stunde mit Euch, Vecelli! Daß ich doch einmal auszusprechen verstünde, was Ihr mir seid! Ich sage, Ihr. Und doch — bei Euch bin ich des Verstehens sicher, ich meine das, was Ihr mir bedeutet, was Ihr verkörpert. Also doch Euch selbst. So unendlich mehr liegt ja darin, als je die Stauner wissen können, und unendlich mehr, als sie von Euch erfassen, wenn sie nur schauen, was Euer Pinsel der flachen Leinwand und den groben Farben abzaubert. Nur weil Ihr Unbegreifliches zu eigen habt, sind Eure Werke so begriffen. Ein Mund, ein Augenpaar, leuchtende Haarflechten, lebend Fleisch — was wäre das allein? Ihr aber schaut auch streng und liebevoll, mit eines leidenschaftbewegten Menschenherzens Seherkraft in unsre Seelen; Ihr erkennt, was als Geheimnis durch ihre Schatten fliegt, und greift es und hauchet damit den Farbenbildern wahrhaft Leben ein ... Nehmt meine Hand! Ich hab' die Eure heute noch nicht so gedrückt, wie mir zu Herzen ist, da ich Euch wiedersehe."

„Wie seid Ihr warm und jung!" rief Tizian. „Wohlan — ich danke, Strozzi! Ihr meint es meiner Kunst. Und darin habt Ihr recht. Und Ihr sagt, ich schaute auch in die Seelen! Ich trachte wenigstens danach. Auch in die Eure schaue ich, und getreue Freundschaft hat mir die Worte in den Mund gedrängt."

Ein Diener trat heran.

„Meister, der edle Lopez de Soria wünscht Euch zu sprechen."

„Der Gesandte des Kaisers," wandte sich Tizian zu seinem Gaste.

Strozzi trat unwillkürlich einen Schritt zurück.

„O, in diesem Augenblick!" rief er erregt. „Ich möchte ihn nicht sehen. Des Kaisers ..."

„Staunet nicht," sagte Tizian ruhig. „Vielleicht denkt der Kaiser doch nur wie Ihr. Er sucht meine Kunst auch weltlich zu adeln; ich habe schon manche Gnade erfahren. Jüngst hieß es sogar," schloß er leichthin, „daß er mich zum Grafen machen wolle."

„So weit reicht kaiserliche Macht, daß Fürsten noch zu Grafen werden könnten!" rief Strozzi. Aber der Meister machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand.

„Schmälert das nicht! Ist es nicht erfreulich, daß selbst ein Kaiser sich nicht anders vor der Kunst zu neigen verstünde, als Ihr es eben mit herzlich warmen Worten gethan? Ich fühle mich trotz allem nicht genug Fürst!" lächelte er. „Lopez aber kann warten. Wenn ich nicht will, daß, wie bei Tintoretto, zu jeder Stunde ein Dutzend Gaffer mir am Halse liegt, dann muß eben einer oder der andre manchmal warten. Wir genießen manche Freiheit."

„Und auch ich raube Eure Zeit!" rief Strozzi zerstreut, doch plötzlich fürchtend, Vecelli möchte ihn im geheimen ganz für eben solchen Räuber halten.

„Nein, nein!" versicherte Tizian. „Es fing in meiner Werkstatt schon stark zu dämmern an. Ich werde alt. Sobald die ersten Schatten sinken, trügt mein Auge. Sechzig, Strozzi! Und noch immer hab' ich nicht erreicht, was ich Euch einstens von mir lassen möchte. — Neulich hab' ich versucht, ob sich meine Augen an eine Waffe zum Sehen gewöhnen könnten. Ich hab' mir eine Brille auf die Nase gethan. Da hab' ich wie eine Eule dreingesehen, durch die kreisrunden Glasscheibchen. Und dann sucht mein Blick doch darüber hinweg, ich ducke wohl die Stirn, wie ein forschender Mönch im Beichtstuhl. Die Schöne, die mir eben zu einem Bildnis saß, verzog den Mund und lachte um die Stirne, daß ich sie nicht zur Arbeit brauchen konnte. — Seht, da kommt nun Contarini! Möchte man glauben, daß er nur wenig Jahre jünger ist als ich?"

Der Prokurator kam leichten Schrittes heran. Seine weiße Hand streichelte nachdenklich die glänzendschwarze Bartfülle um Kinn und Wangen. Den „Bärtigen" nannte man ihn, weil das dichte, bläulichschwarze Haar hoch auf seine mageren Wangen hinaufwuchs, bis unter die kalten, kühn und klug blickenden Augen. Jetzt wurde er der beiden ansichtig.

„Nun?" rief Tizian. „Hat Euch mein friaulischer Gast seine Sorgen klargelegt?"

„Ich danke Euch, teurer Meister!" entgegnete Contarini. „So bequem hab' ich noch nie mit einem Klosterbruder Zwiesprache gehalten!"

„Ein Gast aus Friaul?" fragte Strozzi.

„Ein armer Teufel, der sich nicht ganz sicher fühlen würde, wenn er sich bei Tageslicht herumwagte," antwortete Vecelli. „Er steht im Verdacht, zu häretischen Freidenkern zu gehören, und nennt sich einen Schüler des Fra Girolamo Savonarola, den sie zu Florenz verbrannt haben. Weil er mein Landsmann ist, gewähre ich ihm Unterschlupf, wenn er sich wieder einmal nach Venedig getraut. Es verlangt ihn von Zeit zu Zeit gar so sehr, die Stufen des heiligen Markus zu küssen, wie er sagt. Contarini ist insgeheim sein Beschützer."

„Verzeiht, daß ich zur Eile dränge," sagte der Prokurator, unter ihnen auf dem Gartenwege stehen bleibend, „und daß ich mich von Euch verabschieden muß, beinahe ohne Eure eigne Gesellschaft genossen zu haben, Tizian! Doch muß ich zum Dogen!" Ein stolzes Lächeln flog über sein mageres Gesicht. „Wißt Ihr, was es ist? Ihr erinnert Euch vielleicht der vielbeschrieenen Geschichte, ich hätte zwei türkische Fahrzeuge aus

Rache in den Grund gebohrt, bloß weil sie mir den Salut auf offener See verweigerten. Darüber glaubte ich längst das Gras gewachsen. Nun, scheint es, soll ich nochmals Rede stehen. Kommt, Strozzi!" Und als die beiden von der Warte herabgestiegen waren, setzte er hinzu: „Vergeßt nicht, Vecelli! In wenigen Tagen ist, wie alljährlich, der Brückenkampf zwischen den Castellani und Nicolotti. Habt Ihr das schon einmal gesehen, Strozzi? — Dann versäumt es gewiß nicht. Es geht diesmal um die Brücke von Sankt Marcilian. Ein lustiges Schauspiel, wenn man sich dabei nicht selber die Köpfe blutig zu schlagen braucht."

Bei den letzten Worten war er schon in die Gondel gesprungen.

„Kommt, Strozzi! Ich habe wirkliche Eile. — Legt an dem rückwärtigen Thore des Palastes an," rief er Momi, dem Gondelführer, zu. „Ich danke Euch, Tizian!" Er winkte noch mit der Hand. Schon glitt das leichte Fahrzeug hinweg. Und Alessandro Contarini begann sofort seinen Gast in ein lebhaftes Gespräch zu ziehen. Hin und wieder straften Blicke, die er links und rechts hinüberwandern ließ, den Inhalt seiner Rede Lügen. Der Prokurator plauderte von leichtwiegenden Dingen. Jetzt erzählte er dem halb Fremden von dem witzigen Brückenfeste, das der Doge alljährlich anordnete, damit durch diesen friedfertigen Kampf Mut und Behendigkeit des Volkes gehoben werde. Man rang dabei um den Besitz eines der schlanken Bögen, die sich allenthalben über die Wasserstraßen spannten, und die Schlacht brachte nicht viel andre Gefahr, als daß die Besiegten über die geländerlose Brücke ins Wasser fallen konnten und zum Ergötzen der Zuschauer irgendwo ans Ufer zappeln mußten. Dies verstand Contarini ergötzlich zu schildern. Dann aber, wie um sich selbst Ruhe zu gönnen, lud er durch viele Fragen den andern zum Erzählen ein, seinen eignen Gedanken ungestörter nachzugehen. Deren flogen ihm eben so bedeutungsvolle durch den Kopf, daß Feuer in seinen Augen glomm. Der wandernde Mönch aus Friaul, der Kundschafter, den er im Hause Vecellis soeben verlassen, hatte gewichtige Nachrichten aus dem Grenzlande gebracht und hochbedeutsame Botschaften des Proveditors von Udine. Alessandro Contarini war unter denen des Rats, die nebst anderm, wodurch die Republik im letzten Friedensschlusse an ihren Grenzen gekürzt worden war, niemals den Verlust des Bollwerkes zu Marano vergessen hatten. Verräterischer Raub bloß hatte es ihren Händen entrissen. Es mußte wieder zu ihnen kehren! Gar manches war der findigen, geduldigen Staatskunst der großmächtigen Republik des Heiligen nur durch zähes Verfolgen erst in langen Jahren geglückt. Was in einem Jahre nicht gelingen wollte, gelang vielleicht in Jahrzehnten, — aber einmal m u ß t e es erreicht werden, Sankt Mark zu Ehren! — Der fahrende Mönch mit den asketischen Augen hatte krause und wundersam verworrene Gedanken ausgesprochen. Allein Contarini war gewohnt, auf alles zu horchen, wenn es auch selbst nicht zu brauchen war. Denn vielleicht wies es auf neue Wege für suchende, grübelnde Gedanken. Und eines hatte er erfahren, wonach sie lange schon gesucht: es gab jemand dort im Grenzlande, der vielleicht irgendwie zu einem nützlichen Werkzeuge werden konnte. Der Mönch hatte ihn genannt, und dieser Mann stand nun schon seit einiger Zeit mit verschiedentlichen Diensten im Solde des Senates. Ein Mann von Kenntnissen, Habgier, Eitelkeit, Ruhmsucht, verschwiegener Klugheit und tollkühnem Mut. Einen solchen konnte die Republik stets gebrauchen. Es handelte sich bei diesem Wege zum Dogen nicht um die vergessene Geschichte der zwei türkischen Fahrzeuge, die Contarini, in seinem Selbstgefühl verwundet, vor Jahren maßlos gezüchtigt hatte. Wohl aber mußte er dem Dogen ohne Verzug und frisch, wie sein Gedächtnis es bewahrt, neu Erfahrenes wiederbringen und dem Rate das Schreiben des Proveditores von Friaul vorlegen, worin derselbe, mit dem seltsamen Boten übereinstimmend, der erlauchten Staatshoheit den Rat gab, daß sie sich für alle Fälle, ob man wisse wozu oder nicht, eines gewissen Mannes versichere, der früher oder später an der Grenze mit Nutzen zu gebrauchen sein möchte. Sein Name war Bertrand Sacchia. —

Nun waren die beiden Männer schon lange schweigend nebeneinander gesessen, während die Gondel, den kürzesten Weg zu nehmen, durch vielfach gewundene schmale Kanäle, zwischen unscheinbaren Gebäuden, deren eng gegenüberliegende Mauern schon tiefen Schatten warfen, die Stadt durchschnitten hatte.

Eine wehe Bewegung war früher in Strozzis Herzen wach geworden. Wenige Sätze leichthin geführten Geplauders hatten an tiefklingende Saiten seines Gemütes gerührt. Schicksale, Erinnerungen und Träume bewegten sich wieder darin, und selten noch war er sich in dieser Stadt, wo die Seinen ihre letzte Zuflucht gefunden, so fremd und einsam vorgekommen, wie an diesem sinkenden Herbstabend.

Nun, als die Giebel des Dogenpalastes in der schmalen Durchfahrt auftauchten, raffte er sich auf und begann mühsam wieder ein Gespräch anzuknüpfen. Sein Gefährte aber hatte das Schweigen des Sinnenden ohnehin kaum bemerkt. An der einsamen, dem Verkehre abgewendeten Hintertreppe des Palastes trennten sie sich. Der Prokurator eilte die Treppe hinauf; Strozzi durchschritt, da er sich solche Freiheit nehmen durfte, den Hof, ward drüben von der Wache gegrüßt und trat auf den Platz hinaus.

Unweit des Portales der Kirche fesselte eine Frauengestalt flüchtig seinen Blick. Es war ein hochgewachsenes, schlankes Mädchen, dessen zartgeschnittenes blasses Gesicht einen seltsam anziehenden Ausdruck hatte. Etwas in der Kleidung und der Tracht des rötlich schimmernden Haares gab ihr ein

fremdes Ansehen. Auch ging sie allein, wie man es von Einheimischen nicht zu sehen gewohnt war. Und doch war sie nicht vom Volke. Ihre Haltung war bescheiden und vornehm zugleich; ihr sicherer Gang ruhiger und fester, als er den Venetianerinnen eigen. Jetzt, als sie an ihm vorüberkam, trafen sich zufällig ihre Blicke. Diese Augen schienen dem jungen Manne so eigen, ernst und ungewöhnlich, daß er sich fast unwillkürlich nach der einsam Wandelnden umsah. Aber alsbald setzte er seinen Weg wieder fort, und wie er seine früheren Gedanken aufnahm, vergaß er in der nächsten Minute die Erscheinung.

So begegneten sich an diesem Tage, fremd und ahnungslos, daß ihre Lebenswege sie nochmals zusammenführen könnten, Renea Grünhoffer, des kaiserlichen Hauptmanns Tochter, und Piero Strozzi, der heimatlose Sprosse des florentinischen Fürstengeschlechtes.

*

Wie eine heftige Erregung hatte es Renea gepackt, da sie nach langen Wochen stumpfer Krankheit zum ersten Male, von Marthe Fink begleitet, der Muhme Haus und das enge Hofgärtchen hatte verlassen dürfen, worauf sie so lange beschränkt gewesen. Schon lange, seit die Spannkraft der Gesundheit allmählich in ihrem Blute wiedergekehrt, hatte sie mit wachsender Ungeduld das Stückchen Himmelsblau geschaut, das ihren Augen zwischen den engen Mauern erreichbar gewesen. Und ein starkes Verlangen nach endlicher Befreiung aus dieser Haft war siegreich geworden und hatte ihr solche Beredsamkeit verliehen, daß Marthe Finks Bedenken verflogen und sie die Genesene in die Stadt entführte. Aber so schwach und des Gehens ungewohnt waren Reneas arme Füße, so befremdend großartig und vor Fülle drückend war alles, was sie erblickte, daß Müdigkeit und Verstummen sie mitten in der Wanderung überwältigt hatten. Auf der Weite des Platzes mit seinem traumhaften Reichtum an Palästen und Fenstern, an Säulen und Menschen, mit dem Gewoge unbegreiflicher Formen ringsum, mit Farbengewühle, mit Zinnen und Zierat, Malereien, Kuppeln, Mosaiken und tausenderlei Schmuck, deren Dasein und Zauber kein Menschenblick zu entwirren und zu begreifen vermochte, — da hatte sie scheuer, ängstlicher Taumel angefaßt. Von selbst hatte sie Marthe um die Heimkehr gebeten, noch ehe sie sich so weit dem gigantischen Turme und den Portalen des Domes genähert hatten, um nach rechts hin den Palast des Dogen zu sehen, die zwei großen Säulen und das Meer, das in der Nachmittagssonne gegen San Giorgio hinausleuchtete. Beinahe beklommen war sie an der Seite der schwatzhaften Marthe heimgekehrt, hatte sich rasch in ihrem Kämmerchen vereinsamt und fühlte, als quölle es in ihrer erschütterten Brust von warmen Thränen tiefer Ergriffenheit. Und daß die Muhme sie nicht mit Fragen bedrängte, wußte sie ihr zu Dank. Bis spät in die Nacht hinein, auf ihrem Kissen, beschäftigte sie das Gesehene. Der Schlaf spann ihre Gedanken fort, aber der Morgen fand ihre Seele beruhigt, gekräftigt, mit gesunder Erwartung erfüllt. Beinahe so, wie es daheim das Kind oft lockend überkommen, erwachte ihre Neugierde, ein Wunsch, wie im Kinderherzen, sich geheimnisvoll, selige Wichtigkeit verbergend, davonzuschleichen und nach eignem Sinne suchend zu wandern. Und sie dachte wieder, wie köstlich es gewesen am Walde dort, auf der Heide, zwischen ihren Blumen und am Bache, dessen schäumende Wirbel Wasserblumen badeten und pfeilschnelle Waldvöglein, die ihre schimmernden Flügel daran netzten. Wohl wußte sie, nicht die Heide lag da draußen, nicht der Wald mit seinem wilden Wachstum, nicht der murmelnde Bach lief dort, und nicht die Vöglein sangen, wie in der fernen, armseligen Heimat. Aber eine plötzliche, fast gewaltsame Ahnung dehnte ihre Seele weit aus, daß es unendliche Größe und Schönheit auf Erden gebe, die von Menschen selbst ersonnen und von Menschenhänden erschaffen worden. Zitternd fast erfüllte sie das Verlangen, sie zu kennen. Eine große, demütige Dankbarkeit kam über sie, daß sie all das schauen sollte, und ihre Seele begehrte danach, es in sich aufzunehmen, zu verstehen und so, wenn auch als das winzige Körnchen eines einzigen Menschenherzens, dazu zu gehören. Alles, was sie von den Kinderjahren bis hierher gesonnen und erlebt, wollte sich zusammenthun, neue Verheißungen zu empfangen. Ihr war, als hätte sie deren Dasein immer geahnt, nur ihre Namen nicht gewußt, als seien es bis jetzt dunkle Rätsel gewesen, die vom Hauche göttlicher Offenbarung stammten. Nur Erwählte können sich ihnen nahen; sonst liegen sie wie unergründlicher Lichtschein hoch über den Häuptern der Menschheit. Zuerst wollte sie jenen unermeßlichen Tempel betreten. Dort wollte sie Gott danken für alles, was er ihr gegeben, Genesung ihres Leibes und die festliche Erhebung, die ihre Seele darum jubelnd feierte. Nicht wie das armselige Kirchlein zu Maran würde es sein; und doch dachte sie in diesem Augenblicke mit Rührung an dieses. In der Erinnerung sah sie hinein, als hätte sie eben die niedrige Thür geöffnet und das Sonnenlicht fiele blendend in die kleine Halle und erreichte und erfüllte mit einem einzigen Strahle den kargen Raum in grellem Tageslichte. —

Es war eine günstige Stunde, da Madonna Prospera und Marthe Fink sich rüsteten, um sich zu Tizian Vecellis Hause führen zu lassen, und sie allein zurückließen. Auch fiel ihr weder in den Sinn, daß die Sitte solch einsamen Gang verpönen könnte, noch daß die tausend gewundenen Gäßchen mit ihren Ecken und Winkeln ärgeres Wirrsal bilden mochten, als alle die Wege und Stege des Heimatwaldes. Wohl aber faßte sie, kaum waren die Muhme und Marthe gegangen, große Wagelust und mutiger Entschluß. Sie that an, wie es ihr am schicklichsten dünkte,

schlüpfte aus dem Hause und ging aufs Geratewohl fort. Der plötzliche Lärm und das Drängen von Menschen, als seien ihrer ungezählte Scharen in Bewegung, verwirrten sie zwar schon bei den ersten Schritten; aber züchtiglich gelassen, wenn auch pochenden Herzens, ging sie weiter ihres Weges. Immer tiefer kam sie in die Fremde hinein. Bald durch die engsten Gassen, bald über ein einsames Plätzchen, auf dem in vornehmer Ruhe irgend ein Patrizierhaus stand; bald über marmorne Brückchen, die mit zartem, kühnem Bogen dunkelgrünliches Wasser überspannten. Hin und wieder glitt eines jener schwarzen, schlanken Boote unter ihren Füßen weg; geputzte Menschen, Frauen in gleißenden Gewändern oder Männer in würdigem Staate saßen darin. Auch Arbeitsleute, Warenführer. Dort ein schwer befrachtetes Fahrzeug; ein Berg von hellgrünen Gemüsen drückte es tief ins Wasser. Da ein andres, mit Warenballen beladen. Und ein andres mit Bausteinen, und ein viertes mit einer Reihe schwerer Fässer, als führte es einen ganzen Keller. Stauungen gab es, und seltsames, geschicktes Gebaren der Bootsleute, um aneinander vorbeizukommen. Hin und wieder aber auch Geschrei, Geschimpfe und Gelächter. Menschen lehnten zusehend an den Brückengeländern, verschleierte Frauen huschten vorüber, lärmende Kinder balgten sich am Pflaster. Hausierende Händler stießen gellende Rufe aus, Pantoffel klapperten über Steinfliesen, Gesang ertönte aus offener Halle. Manchmal auch wurde Renea, unversehens ins Gedränge geraten, wider Willen irgendwohin geschoben. Ein bißchen ängstlich werdend, begann sie zu fürchten, daß sie sich doch nicht allein zurechtfinden werde. Sie begann um ihr Ziel zu fragen. Sankt Mark! Jeder stand ihr willig Rede; so hoffte sie sich endlich durchzuschlagen, von einem Wegweiser zum andern. Und mit einem Male, unversehens, wie auf einen Zauberschlag, that sich der große Platz vor ihr auf. Hunderte von Tauben flogen darüber hin. Sie zogen weite Kreise durch die Luft zwischen den zwei langen, glänzenden Palastreihen, die aussahen, als bildeten sie doch nur ein Ganzes. Scharen von blau und grünlich schillernden Tauben spazierten gurrend und gravitätisch über den Boden hin; ja, so dicht war ihre Menge, daß Renea zögerte, ihren Fuß zwischen sie zu setzen. Sie blieb stehen, ließ ihre Blicke herumwandern und fühlte ihr Herz vor Freude schlagen. Heute war sie nicht mehr zu schwach, nicht mehr zu betäubt von dieser Größe.

Ueber dem Platze schienen Wogen von Licht zu wallen, Heere zersprungener, flimmernder Lichtfünkchen. Und von den Pforten des Domes drüben erhoben sich Lichtstrahlen in goldenen Garben, von all den farbigen Steinen, von Alabaster, Bronzen und lauterem Golde. Aus den Bögen leuchteten Gemälde auf goldenem Grunde; darüber standen, stolz und herrlich schreitend, vier goldene Rosse, deren Leiber blendeten vor Glanz. Feines Netzwerk von blendendweißem gemeißelten Stein bekränzte den Saum der höchsten Bögen. In diesem steinernen Blumenwerke auf den Firsten des Tempels hatte sich eine Schar beflügelter Engel zwischen Rosen, Blumengewinden und güldenen Sternen gesammelt und schwebte mit den zarten, wesenlosen Körpern aufwärts in die Bläue des Himmels. Dahinter erhoben sich die Kuppeln, in herrlichem Graugrün ihrer kupfernen Dächer ernster und ruhiger den vielfältigen Wechsel der Stirnseite abschließend. Vor der Kirche, auf den Fliesen des Platzes, ragten drei grellrote Fahnenschäfte weit in den Himmel und trugen auf der Spitze das Banner des Heiligen, in karmesinroter Seide von Goldfäden kunstvoll gestickt den dräuenden Leu mit den gespreiteten Fittichen.

Langsam und ohne nun weiter die Umgebung der Kirche zu betrachten, schritt Renea auf die Thore zu. Und gleich nachdem sie die wenigen Stufen zum Vorraume hinter sich hatte, umgab sie merkwürdige Stille und Dämmerung. Die hohe Thür des Kirchenschiffes that sich auf, und jetzt stand sie wahrhaftig stille auf dem von Farbensteinen gewirkten Boden dieses Gotteshauses, und die Kuppeln und Emporen von Sankt Mark wölbten sich über ihrem in Demut sich neigenden Scheitel. Ihre Lippen fanden keine Worte, aber durch ihre Seele floß, fast wie ein heiliger Schauer von Unfaßbarem, eine lange und mächtige Welle stummen, inbrünstigen Betens, worein sich in diesem Augenblicke ihr ganzes Dasein lösen wollte. Und sie fühlte, daß sie etwas empfing, was keines lebenden Menschen Herz anders empfangen konnte, als in seinem ersten Gebete hier, an dieser Schwelle.

Dort, unter der fernsten und höchsten der Kuppeln, ragte ein gewaltiges goldenes Kreuz und ließ seinen Armen warme, sanfte Lichtstrahlen entströmen. Auf ihm blieben ihre Blicke lange haften, und sie wurden heiß und schwer von Thränen. Erst nach einer Weile versuchte sie zu fassen, was alles in so wunderbarer, göttlicher und doch trauriger, nie geahnter und dunkler Schönheit und Pracht sie umgab. Umsonst aber forschten ihre Blicke. Geschlechter um Geschlechter hatten in Jahrhunderten die leuchtendsten und feinsten Blüten ihrer Kunst hier gesammelt; es war nicht möglich, ihren verzückten Visionen zu folgen. Mit Schätzen war dieser Gottestempel gefüllt. Glänzendes Gestein in hellen und tiefen Farben bedeckte die Wände; Säulen mit prächtigen Kapitälen stützten die Empore; heilige Gestalten schwebten in goldener Luft an den Decken empor, wallend von farbenprächtigen Gewändern. Und alles, alles, ein ganzer, schier unermeßlicher Tempel, schimmerte, strahlte, erglühte in purem, gleißendem Golde! Die weiten Kuppelbögen fingen gleich riesigen Schalen das Licht des Himmels auf und ließen es aus ihrer Tiefe herniederschweben. Ein feiner Dunst, wie der letzte Hauch dargebrachter Opfer, zitterte hoch oben in den

Lichtstrahlen. Aus dem Schatten der Wände glänzten hie und da große, dunkle Buchstaben heiliger Schriftzeichen. Es mußten tausendjährige Wundersprüche sein, dunkle Gebetformeln bedrängter Menschenherzen, die das Schicksal oder die Schuld bedrückt; scheue, ängstliche Rufe nach Gott, dessen Zeichen an Wänden und Altären, auf den Säulen und in den Nischen widerscheinen, im leise bebenden Flammenlichte still verbrennender Opferkerzen. Und wenn es ganz, ganz still ist, dann hört man vielleicht bis zu der Tiefe der Menschen herab den Lobgesang der Cherubim, die hoch über der heiligen Halle im Licht von Gottes Tage schweben und seine Glorie singen immerdar. Beterscharen knieen auf den Marmorbildern des Estrichs; da strömen durch die Gotteshalle hin die Strahlen des goldenen Kreuzesstammes, sie wachsen fort, flammend und riesengroß; es breitet über den Menschenhäuptern weit und trostreich seine Arme das Zeichen der Erhörung . . .

Jetzt waren nur wenige Menschen in der Kirche. Selten bewegte sich ein Schritt über den Boden. Renea wählte sich ein abseits gelegenes Plätzchen, von dem sie doch den Chor mit dem Lettner erblicken konnte, den Hochaltar mit seinem säulengetragenen Baldachin und den Heiland am Kreuze.

Ihr Gemüt aber war zu unruhig, von dem Zauber dieses Heiligtums auch zu freudig gestimmt, um sich in Gebet zu versenken. Eine Art von Glücksgefühl begann sich in ihrer Brust zu lösen. Beinahe war es, als stände sie wie ein jubelnder Zuschauer vor glanzvollen Schaustücken, die edler Wettstreit begeisterter Schöpfer zu stande gebracht. Und ein Gefühl dämmerte in ihrer Seele, daß ihr Begreifen nicht vollkommen in der Ferne stände einem göttlichen Schwunge, der Menschenherzen mit solchem Feuer erfüllen kann, daß sie in herrlicher Kraft tausendfältig Schönes ins Leben rufen. Solcher Menschen ganzes Dasein muß dann im Lichte hinführen, wie eine Sternenbahn am Himmel. Die Auserwählten der Menschen stehen fast der Gottheit nahe, und was sie schaffen, werden unvergängliche Schätze und bleiben durch alle Zeiten eine Verkörperung des Segens, der auf ihrer Arbeit geruht.

Was nun ihre Augen feucht machte, war eine köstliche, süße, ahnungsvolle Bewegung, in der sie sich befand, und manchmal flog trotz der ernsten Umgebung ein ganz leises Lächeln freudvoller Dankbarkeit über ihre Züge.

So war aber ihr Wesen, daß ein sehr starker Eindruck sie gleich ganz erfüllte und kein Winkelchen für Nebengedanken frei zu lassen pflegte. Deshalb geschah es, daß Renea Grünhoffer, als sie die Kirche wieder verließ, angesichts der unvermuteten Dämmerung, die der Herbstabend nun auch in die Gassen zu senken begann, etwas befangen wurde, aber rüstig fortging, ohne zu achten, ob sie wohl auf dem früheren Wege sei, und ohne zu denken, daß sie ganz in gleiche Irrwege wie früher verfallen müsse. Wieder schloß eine Menschenwelle sie in sich und führte sie fort; wieder kamen stillere Plätze, dunkelnde Winkel, Kanäle und Brücken. Das Zwielicht aber ward stellenweise schon durch jene Lämpchen durchbrochen, die in Abständen vor Madonnenbildern hingen und die einzige spärliche Beleuchtung abgaben, wenn Venedig sich in den Mantel der Nacht hüllen wollte. Traten die vorübereilenden Menschen in ihren Lichtkreis, so wurden Umrisse und Farben wieder lebendig. Das Mädchen aber ging sorglos weiter, als befände sie sich auf schnurgeradem Wege zum Hause der Muhme. Etwas ängstlich wurde sie aber plötzlich, als sie bei einer Wendung gewahrte, daß ein Mann sich dicht hinter ihr hielt und als sie ebendenselben auch bei einer zweiten und dritten Wendung immer in der gleichen Entfernung folgen sah. An einer einsameren Stelle schoß er dann plötzlich vorüber, streifte beinahe ihr Gewand und blieb, als wartete er, wohin sie sich wenden werde, vor der nächsten Oellampe stehen. Renea sah, daß es ein helllockiger, bartloser Jüngling war, und obwohl sie ihren Blick nicht lange auf seiner Erscheinung weilen ließ, bemerkte sie wohl, daß er vornehme bunte Kleidung trug, ein pelzverbrämtes Mäntelchen um die Schultern, ein Barett ohne Feder und an der Seite einen Dolch, dessen Gehänge von einem Strahle der Lampe blinkte. Dies war gewiß ein junger venetianischer Edelmann. Ohne aufzusehen schritt sie an ihm vorüber. Der Verfolger jedoch erneute sein Spiel noch öfter. Er blieb zurück, eilte ihr nach, schritt dann rasch wieder voraus und wartete. Auch schien es, als kämpfte er mit sich selber, was am klügsten zu thun wäre. Indessen schien, je weiter sie kamen, sein Mut zu wachsen. Denn als sie nun wieder einmal an ihm vorbei mußte, hatte er sich nicht höflich nach der Seite gedrückt, um sie nicht zu behindern, sondern er verstellte ihr beinahe den Weg und faßte sie so nahe und eindringlich, mit unsicherer Kühnheit lächelnd, ins Auge, daß sie fühlte, wie alles Blut sich ihr über die Wangen ergoß, und mit einem Male verscheuchte zorniger Unwillen ihre Gemütsruhe. Dazu kam, daß sie im gleichen Augenblicke, als verbände sich alles zum Unheil, wohl inne wurde, wie sie sich abermals gänzlich verirrt habe, und nun begann sie sich in ihrer Hilflosigkeit wahrhaftig zu fürchten. Davon wußte der Verfolger jedoch natürlich nichts und kümmerte sich nicht darum. Er setzte seine Listen ebenso wie früher fort, und je mehr Eifer Renea darin merkte, desto höher stieg ihre Angst und ihr Zürnen. Und da ihr nun auch schien, als wäre sie gar lange schon unterwegs, ward ihr immer bänger. Indes leuchtete plötzlich ein rettender Gedanke in ihr auf; sie überlegte hin und her, ob es so gehen möchte. Sei es nun wie immer — einen Entschluß mußte sie fassen, und im Augenblicke, wo sie das gethan, führte sie ihn auch aus. Sie blieb stehen und wandte sich so rasch um, daß ihr zäher Begleiter beinahe an

sie rannte und mit einem verlegenen Worte rasch seitwärts trat. Renea aber mühte sich um große Gelassenheit, gar nicht, als sei sie ihm die längste Zeit schon spinnefeind, und sprach den Verdutzten ohne weiteres an.

„Ihr seid ein Edelmann," sagte sie möglichst sicher und mit weiblichem Vorbedacht, „und deshalb gewißlich immer bereit, einer Frau zu raten, wo sie dessen bedarf. Verzeiht, daß ich Euch darum bitten will, weil Eure Erscheinung mir Vertrauen einflößt!"

„Madonna!" entgegnete der Jüngling mit purpurnen Wangen, indem er sich mit großem Anstand vor ihr beugte, „gebietet, und ich stehe Euch zu Diensten!"

„Ich bin fremd in Venedig," fuhr sie fort, „und habe mich in den Gassen verirrt. Wolltet Ihr mir behilflich sein, mein Ziel zu finden? Ich will mich Eurer Weisung anvertrauen!"

Der Jüngling wurde immer verlegener. Es war schier ein gar zu gewaltiger Umschlag, daß er, der sie eben noch frech verfolgt hatte, nun ihr Beschützer werden sollte! Nebstdem machte ihn jetzt die unergründliche Vornehmheit ihres Wesens und der Liebreiz ihres Angesichtes gänzlich verwirrt vor Entzücken. Augen von so holder Schönheit und einen Mund von solcher Süßigkeit, dachte er, gab es gewiß in ganz Venedig nicht wieder! Auch hatte er schon genug gesehen, um zu wissen, daß diese zarte Farbe ihres Engelsantlitzes keine trügerische Kunst sein konnte, sondern die allerfeinste Sammethaut eines höchst vollkommenen Geschöpfes. Daß sie ihm aber mit solchem Vertrauen entgegentrat, beschämte ihn tief, und gleichzeitig spornte es ihn an, all seine Ritterlichkeit zusammenzunehmen, als wäre er viel älter denn seine neunzehn Jahre. Mit heroischem Entschlusse fühlte er, daß er sich nun keine andre Rolle anmaßen dürfe, als welche sie selbst ihm gnädig zuteilen möchte. Also zeigte er auf einmal höchst männlichen Ernst und bat bereitwillig:

„Laßt mich Euch dienen! Wohin suchtet Ihr den Weg?"

„Nach dem Hause, das meine Muhme, Madonna Prospera Nani, bewohnt," antwortete Renea.

Bestürzung malte sich bei diesen Worten auf des Jünglings Wangen, und ihre Röte wurde womöglich noch brennender. Er kannte Madonna Nani und dachte sich augenblicks, wie mißlich und beschämend es für ihn werden könnte, sich ungebührlich gegen jemand betragen zu haben, der zu ihrem Hause gehörte. Er sammelte sich etwas mühsam von dieser neuen Ueberraschung und sprach:

„O, da habt Ihr Euch freilich gar weit von Eurem Ziele entfernt! Seht, Ihr seid nämlich beinahe in entgegengesetzter Richtung gewandert! Nur noch wenige Schritte, und Ihr ständet am großen Kanale, bei der Brücke von Rialto, und wüßtet dann schon gar nicht mehr, wohin Euch zu halten." Um sich ein wenig herauszustreichen, fiel ihm eine kleine Lüge ein, und er setzte hinzu: „Ganz zufällig bin ich diesen Weg gegangen und bemerkte, an gar nichts denkend, wie absonderlich kreuz und quer Ihr durch die Gassen boget, über die Brücken ginget und ab und zu solch fremde Blicke auf Eure Umgebung warfet. Dies schien mir gar seltsam und weckte meine Neugierde ... Nun denke ich bloß," schloß er zögernd, „Ihr kennet mich ja nicht — ich bin Francesco, Jacopo Sansovinos Sohn; aber es schickte sich vielleicht nicht gut, wenn ich Euch geleitete —"

„Was sollte ich dann nur thun?" fragte Renea verwundert.

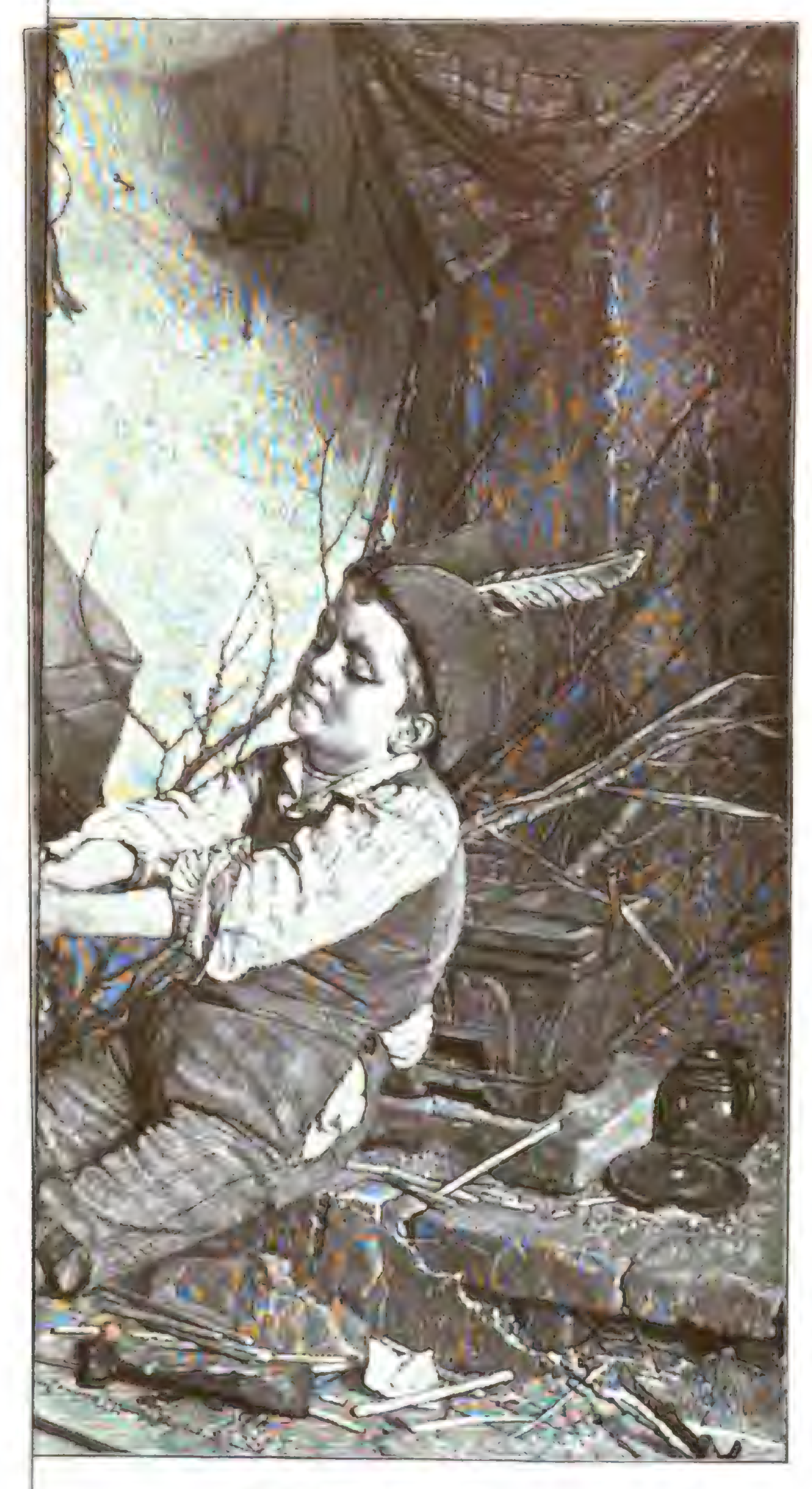
„Madonna!" sagte er mit dienstfertigem Eifer, „das beste wäre sicherlich, ich brächte Euch zu einer Gondel. Die Bootsführer sind mir fast alle bekannt. Ich stehe Euch gut dafür, daß Ihr in wenigen Minuten wohlbehalten zu Hause seid!"

„Nun gut, führet mich!" sagte sie. Und sofort schritt Francesco ihr voraus, als habe er nun kein andres Amt mehr, als ihr behilflich zu sein.

Sie hatte sich inzwischen ganz beruhigt, ja, das kleine Abenteuer begann ihr sogar Spaß zu machen. Zum erstenmal hatte sie jemand nach venetianischer Sitte „Madonna" angesprochen, und zum erstenmal war sie mit einem wahrhaftigen Venetianer zusammengekommen. Irrte sie nicht, so hatte sie übrigens den Namen Sansovinos schon gehört, und gewiß wollte sie erfahren, wer dieser vornehme, schmucke Knabe war. Nebenher dachte sie freilich, es möchte doch klüger gewesen sein, diese ganze Wanderung auf eigne Faust geheim zu halten, wenn nicht — o Himmel, wie wahrscheinlich war das! — die Muhme und Marthe Fink längst schon nach Hause zurückgekehrt und um ihr Verschwinden in heller Sorge wären.

An einem Plätzchen, wovon eine breite Treppe in das Wasser führte, unterhandelte Francesco mit einem der Gondelführer. Renea hörte, wie er ihm das Haus bezeichnete und ihm schließlich mit erhobener Stimme gebot, seinem Auftrage gewissenhaft nachzukommen. Der Mann sicherte ihm solches dienstbeflissen zu und gab ihm, gleich einem Wohlbekannten, dabei den Namen Messer Francesco. Dann reichte ihr dieser zierlich die Hand, um ihr in das Boot hineinzuhelfen. Sie dankte ihm. Er stand im Schein einer nahen Lampe auf der Treppe, nahm, als die Gondel flott geworden, sein Barett ab und neigte seinen hübschen Kopf zu ehrerbietigem Gruße. Dafür nickte sie ihm freundlich zu. Der Jüngling aber wünschte nichts sehnlicher, als daß seine Aufführung Madonna Prospera geheim bleiben möchte. Nur sollte die fremde Holde ihrerseits Francesco Sansovino in geneigtem Andenken bewahren! Schließlich hatte er sich ja doch — wenn auch wider Willen — so wohl benommen, wie es auch der höflichste Edelmann nicht anders hätte treffen können.

Erst als sie die Gondel am Hause Trifone Gabriellos verließ und glücklicherweise ein Geldstück bei sich fand, um den Fährmann zu ver-



G. Chierici

Wie wird das enden?

güten, gedachte Renea, wie absonderlich und nicht ohne Gefahr dies Erlebnis gewesen. Sie fühlte sich darum doppelt erleichtert, als sie die beiden Frauen noch nicht im Hause fand. Glücklicherweise hatte Madonna Prospera, von Tizians Hause in Birigrande stadtwärts kehrend, entdeckt, daß sie noch einige Wege zu machen hatte. Und zuletzt hatten sie die prächtigen Warenlager der lucchesischen Seidenhändler in der Calle della Bissa zu solchem Aufenthalt verführt, daß es darüber beinahe Nacht geworden. Dort hatte sie auch einen Einkauf für Renea gemacht und brachte dem erfreuten Mädchen einen feinen weißen Schleier heim, wie ihn die venetianischen Jungfrauen um den Kopf trugen; denn auch sie sollte sich nunmehr dieser kleidsamen Tracht erfreuen.

Renea aber beschloß, ihr kleines Abenteuer geheim zu halten und sich nie mehr in ein ähnliches zu verstricken.

*

Es kamen in dieser Zeit Stimmungen und Anregungen in Renea Grünhoffers Seele, die vielleicht nicht viel Wurzel in ihrer Natur hatten, oder deren Keime sie doch früher im einfachen Leben nie hatte verspüren können. Nun erschlossen sich daraus in dieser venetianischen Luft gleichsam fremdartige Blüten; aber sie standen wohl zu der Jugend ihrer blanken Stirn und über ihren hellblinkenden Augen.

Das Leben, das die Venetianer in ihrer volkreichen Stadt genossen, war voller Bewegung und Festlichkeit. Die Zeiten der herben Sinnesart der Väter und harter, tosender Schicksalsläufe, die blutigsten Eroberungen und die ernstesten Kriege lagen in den voraufgegangenen Jahrhunderten. Jetzt schien alles nur Reichtum und Lust. Voll von Festen und Schaustellungen war das Jahr. Der Adel fühlte die Regierungsgeschäfte nicht drückend schwer auf seinen sammetbedeckten Schultern; das Volk, das nie einen Anteil daran gehabt, war geschaffen wie nur eines, Freuden zu genießen. Und weil des Volkes eine Kinderseele ist, waren es zuvörderst Freuden für Auge und Ohr, glanzvolle Festzüge, jubelnde Spiele, Tanz, Musik, pomphafte Kirchendienste in Staat und Flitter, Beleuchtungen, wehende Teppiche und Fahnen, wo immer es nur einen Sinn haben mochte oder auch keinen, Lustbarkeiten aller Art, die man sich selbst veranstaltete, Geschenke, die der Doge und die Signoria unter die Menge warfen. Dabei waren die Blicke an langen Triumphthaten der Schönheit geschärft, alle Sinne an Wohllaut erzogen worden. Eine lange Zeit, reich an hochstrebenden Geistern, trieb ihre letzten, aber auch ihre reichsten Blüten. Kunst und Künstler waren eine adelige Macht, eine bestaunte Kaste geworden. Die feinsten und goldensten Fäden dieses Lebens entstammten ihnen. Und um diese Lichtpunkte scharte sich gern frohe Geselligkeit.

Man sehe nur jetzt, wo die ungeduldig erwartete Dämmerung endlich genug dicht geworden, daß man die großen Holzstöße in Brand setzen konnte, wie Tizian Vecelli und Jacopo Sansovino mitsammen den Platz betreten und gemächlich seine Länge hinabschreiten! Kaum sind sie erkannt, so wenden sich Blicke und Grüße, leutselig erwidert, von allen Begegnenden ihnen zu. Francesco, Jacopos Sohn, der an der Seite seines Vaters geht, fängt manchen Blitz aus holden Augen fürwitzig für sich auf. Nichtsdestoweniger bleibt er manchmal ein paar Schritte zurück, zu purer Augenlust und mit kindlicher Freude die Gestalten der beiden Männer zu betrachten. Beide sind fast von gleichem Alter und von ähnlicher Erscheinung, hoch gewachsen und von gelassener Vornehmheit der Haltung; Vecelli etwas schwerer in den Schultern und ergraut, Sansovino schlank und beweglich wie ein Jüngling, von lebhaften Mienen und dunkelm, blondrotem Haar. Er ist mit großer Sorgfalt und beinahe zierlich gekleidet, verschmäht auch den Mantel, während Tizian den seinen, von tieffarbigem Sammet, mit kostbarem Pelze verbrämt, scheinbar zu großem Behagen um die Schultern geschlagen. In langsamem Gehen sind beide Gestalten ganz vom Lichte der nun groß und stetig werdenden Flammen umrieselt.

Fremde Gesandtschaft zu ehren, hatte der Doge diese Freudenfeuer angeordnet, nachdem der Bucintoro, die Prachtgaleere, die Gastfreunde nachmittags vom Lido hereingebracht hatte. Mitten auf dem Platze waren in gleichmäßiger Entfernung voneinander zwei hohe Scheiterhaufen errichtet worden. Nun brannten sie lichterloh und beleuchteten mit ihren flatternden Flammenbannern in gelbrot wechselnden Strahlen den weiten Umfang des Platzes, die edle Masse seiner Bauten und die froh sich drängenden Scharen, die auf und ab lustwandelten, solches Schauspiel zu genießen. Dort, in der Tiefe, als hätte er Schatten um seinen Fuß und streckte bloß die Zinnen an seinem Haupte, ab und zu aufleuchtend, in den Feuerschein, lag still und verschlossen, in ernster Ruhe der Markusdom. Seine Pforten schienen dunkle Bögen, die in mystische Hintergründe führten. Zuweilen erreichte der Flammenschein auch sie und ließ plötzlich die weißen Marmorschäfte der Säulen erglänzen und flimmernde Goldbilder darüber erwachen.

Vor dem Kirchlein des heiligen Geminianus, am jenseitigen Ende des Platzes, hatte sich eine Gruppe von Zuschauern auf die Stufen der Treppe gestellt. Hier behütete Gian Paolo da Ponte seine Enkelin, Irene von Spilimberg, und ihre Spielgenossin, Tizians Lavinia, war Madonna Prospera Nani anvertraut. Neben dieser stand ihr Bruder, Trifone Gabriello und Giulia da Ponte. Bei ihnen war auch Renea und genoß den seltsamen Anblick mit staunenden Augen.

Tizian suchte mit den Blicken diese Gruppe. Aber oft von Freunden angehalten, näherten sie sich ihr nur langsam. Eben jetzt war Bembo, der Kardinal, zu den beiden Meistern getreten, die kränkliche Gestalt mühsam bewegend, und an

Giulia Gradenigo konnten sie nicht ohne weiteres vorüber, die, von zwei Dienern geleitet, sich unters Volk gewagt hatte; ein Page, ganz in flimmerndes Silber gekleidet, trug die lange Schleppe ihres Kleides. Dann kreuzte eine würdige Matrone ihren Weg und schloß sich der Gesellschaft an. Zu ihrer Rechten tänzelte ein kleines, hageres Greislein mit lächelndem Gesicht und Augen voll offener Lebenslust, Luigi Cornaro. Ihr zur Linken ging Piero Strozzi, mit welchem sie in ein anregendes Gespräch vertieft schien. Da, etwas abseits, stand eine lebhafte Gesellschaft. Einige Frauen in hellen, üppigen Gewändern, mit vielem Zierat an Kopf und Schultern, so daß sie jedem Blicke auffallen mußten, unterhielten sich laut und lachend mit einem dickleibigen, in gespreiztem Anstande sich gebarenden Freunde. Als jedoch Pietro Aretino die Kommenden gewahrte und just einen mitleidigen Blick Bembos auffing, ließ er seine Lustigkeit fahren und meinte, die Freundinnen leider verlassen zu sollen, da er Dringendes mit Meister Tizian zu sprechen habe, der da eben des Weges herankomme. Nach diesen Worten schlug Isabella Margolina den Ungetreuen mit ihrem Fächerfähnchen auf den Arm und wandte ihm schmollend den Rücken. Aretin jedoch kümmerte sich wenig darum und mischte sich unter die Bekannten. Er verließ aber die Männer sofort wieder, als sich nun Pasquale Loredan zu ihnen gesellte, mit seiner schönen Gattin Maria und Lauretta Tron, ihrer jugendfrischen Nichte. Und so strebten sie alle dem erhöhten Thore von Sankt Geminian zu, von wo die kleine Lavinia schon die Arme gegen den nahenden Vater streckte und der alte da Ponte mit der Hand herüberwinkte, auf daß sie sich leichter fänden.

„Sieh, Renea!“ sagte Prospera Nani, das Mädchen zu belehren, „dort kommt Tizian Vecelli und der Sansovino und Luigi Cornaro und der Rühmlichsten noch mehr. Der Stolze in dem schwarzen, höfischen Kleide ist der edle Piero Strozzi von Florenz. Ich kenne sie alle!“

Auch hätte sie dem aufhorchenden Mädchen gerne noch mehr erzählt; aber jener ganze Kreis schloß sich schon um sie, und dabei war Renea nicht an der Muhme Seite geblieben.

Den Mittelpunkt bildete jetzt Trifone Gabriello, den Bembo sofort in ein Gespräch zog.

„Ich weiß nicht, ob ich es loben oder tadeln soll, o Gabriello, daß Ihr das ehrenvolle Vertrauen ausschluget, welches der Senat Euch geboten. Zu verstehen vermag ich Euch aber gut. Ihr solltet zu Treviso Bischof werden. Was sollte Euch jedoch stärker zu fesseln vermögen, als die edle Geschäftigkeit Eurer Muße zu Bassano oder Muran! Bleibet Ihr nun ein Weilchen in unsrer Mitte?“

„Den Sankt Martinssommer will ich draußen auf der Insel Murano verbringen; ich habe meinen Garten dort schon allzu lange nicht wiedergesehen,“ entgegnete Gabriello vergnügt. „Vergesset nicht, daß ich alle meine Freunde erwarte. Meine Schwester und ihr Schützling machen uns die Wirtinnen, und Ihr erinnert Euch, daß um jene Zeit immer noch eine Reihe von milden Tagen kommt, wie ein Abschiedsgruß geschwundenen Sommers! Ich rechne auf euch alle!“

„Wißt ihr, wie er dem Senate geantwortet hat?“ mischte sich Aretin ein, um gefällig zu erscheinen. „Mitren und Kronen seien für andre, seine Lust dagegen sei die Schönheit der Felder und der murmelnden Bäche. Welche krystallene Seele hat dieser herrliche Mann!“

Inzwischen hatte Francesco Sansovino Piero Strozzi ein wenig zur Seite gezogen. Die Wangen des Jünglings glühten, und erregt flüsterte er dem Freunde zu:

„Beim Jupiter, Piero! Ich bin wie von Sinnen, — aber sie ist es! Sie ist es wahrhaftig! Sieh doch nur hin! Und sage du mir, ob du jemals schon dahier gleich lieblichen Zügen begegnet bist! Ich kann meine Blicke nicht ersättigen. Und ich finde doch nicht den Mut, zu ihr zu sprechen!“

„Wen meinst du denn, Schmetterling?“ lächelte Strozzi. „Denn mir deucht, nun habest du nicht gerade Lauretta im Sinn! Ist deinem wankelmütigen Herzen schon wieder ein neuer Stern aufgegangen?“

„Ich meine den Engel, den Prospera Nani behütet,“ entgegnete Francesco mit Inbrunst.

„Schau doch auf Lauretta!“ mahnte Strozzi. „O, mein Francesco, wie lange mag es her sein, daß du mir anvertraut, mit welcher Glut sie dir die Brust erfüllt?“

„Ach, Lauretta!“ sagte Francesco gedehnt. „Aber jene . . . o, daß ich sie wiedersehen kann!“

„Also hast du sie schon gekannt?“

„Ich — ich — sie muß mir einmal im Traum erschienen sein . . . Oder bin ich ihr doch irgendwo begegnet,“ stotterte Francesco. „Gewiß aber ist mir, als hätte sich meine Seele, ob ich sie nun kannte oder nicht, immer nur nach diesem Wunder sehnen können. Sieh, welch ein Augenpaar! Welch ruhiger, großer und nicht zerstreuter Blick! Was für ein Herz muß daraus sprechen! Wie hält sich ihre fürstliche Gestalt! Und welch ein Mund, Piero, welche Lippen! Ach!“

„Heißblütiger Schwärmer!“ lächelte der ältere Freund. „Wohlan denn, so gieb mir Zeit, dies Wunder, wie du es nennst, zu prüfen. Ich will um deinetwillen noch zum Schönheitsrichter werden. Laß sehen! Nun — ja, du hast nicht unrecht! Ein warm beredtes Augenpaar. Es muß sie leicht verraten können. Jetzt, sieht man, regt nichts ihr Gemüt, als jugendliche Neugier, Schauen, Hören. Sie deucht mir fremd, und doch wieder ist sie's nicht. Also: ihr Blick ist mir vielleicht zu weich. Als ob es ihr an Entschlossenheit fehlte. Ein Engel, sagtest du? Nicht übel! Diese Augen könnten in Verzücken himmelwärts schauen, wie die Maler sie zu einer Heiligen brauchen könnten. Aber halt! Die Brauen! Siehst du jenen Zug? Wie seltsam schön und lang geführt sie sind.

Und dicht. Ei, das überrascht mich, über diesen Augen. Denn nun sag' ich dir, dein Engel kann die Brauen drohend schürzen! Dann fällt ein rätselhafter Schatten über ihren Blick!"

„Piero!" sagte der Jüngling an seiner Seite bewundernd. „Wie verstehst du mir das alles zu sagen! Was aber noch?"

„Gut, laß uns weiter prüfen," meinte Strozzi. Teils unterhielt ihn selbst dies heimliche Beginnen, teils wollte er dem jungen Heißsporn zu Gefallen sein. „Die Stirn ist weiß und breit. Sie mag nicht ungern eigne Gedanken pflegen. Hörst du? Eigne Gedanken, die sind den fremden nicht immer willig; gar so verwegenen, wie du sie etwa hegen möchtest —"

„Ich?" machte Francesco unschuldig.

„Jetzt rückt sie ihren Schleier," fuhr Strozzi in seiner Betrachtung fort. „Die Hand ist groß und fein geformt. Das Haar muß rötlich sein, von jenem goldgesprengten Rot, das Eure Venetianerinnen, wenn's nicht anders geht, mit harter Mühe künsteln. Vielleicht Maria Loredan. Dort aber ist es keine Kunst! Die Wangen bläßlich; aber auch die feine Haut kennt, Gott sei Dank, noch keine Schminke! Der Mund? Du hast noch viel zu lernen, Francesco! Sieh, solch ein Mund, wie zart und sanft er scheint, hat viele Kraft in sich. Die Unterlippe ist rund und voll, doch nur gerade in der Mitte, als drückten sie zwei kosende Finger so zusammen. Das ist der Trotz, mein Freund! Es braucht nicht eben böser Trotz zu sein; nur der Trotz des Willens und verschließender Gedanken. Ich glaube, diese Lippen küssen schwer, und abschmeicheln lassen sie sich's nie! Willst du noch mehr?" schloß er, nicht übel unterhalten.

„Laßt uns nun den Platz hinuntergehen!" rief Maria Loredana. „Die Feuer sind dem Verlöschen nahe! Sansovino, Euer neuester Bau ist eben fertig geworden! Wie viel Schönheit hat ihm Eure unerschöpfliche Erfindung wieder umgegeben! Laßt uns die Loggetta im Feuerscheine betrachten, die Sansovino dem schwergefügen Campanile zierlich zu Füßen gestellt hat. Kommt, Strozzi —"

Statt diesem hatte sich aber Aretin an die Seite der Schönen geschmuggelt.

„Gehen wir, Madonna Maria," rief auch er und ermunterte mit Kopf und Händen die Plaudernden. Nichts sah Aretin unlieber gefährdet, als eine vergnügte Stunde mit liebreizenden Frauen und irgend laute, lebhafte Lustigkeit. „Unsre Gondeln warten an der Piazzetta. Bald wird die Serenade am großen Kanale herabgeschwommen kommen, der Fackelzug, die Sänger, die Musikanten. Wir dürfen nichts versäumen!"

Und alle setzten sich in Bewegung.

Noch zuckten die Flammen von den Feuerherden auf; sie sprangen, als weckte sie in kleinen Zwischenräumen neu schlagendes Leben, immer wieder aus den zusammengesunkenen Scheiterhaufen. Ein paar Männer stießen mit langen Stangen hetzend in die Glut. Und immer noch zerriß der Feuerschein, prasselnd angefacht, mit zuckendem Lodern das nächtige Dunkel, das nun hereingebrochen. Mit jähem Schatten wechselnd, ließ er Kirche und Paläste aufleuchten. Nur in die Pforten von Sankt Mark hatte sich die Nacht tief genistet. Hoch oben, als schwebten sie in sicherer Freiheit gegen den kühlen Himmel, blinkten, wenn die Strahlen ihre marmornen Flügel erreichten, geisterhaft die feinen Steingestalten der wallenden Engel.

Piero Strozzi hatte sich, mehr dem jugendlichen Freunde als sich selbst zu Liebe, mit Renea in ein leichtes Plaudern eingelassen. Da entdeckte er, wie bescheiden auch ihre Rede blieb, manchen Zug, den er mit seiner Menschenkenntnis verwundert an sein früheres scherzhaftes Urteil reihte. Denn Renea war unbefangen und lebhaft in diesem Gespräche geworden, fast als wäre es nichts so Neues für sie gewesen, mit Fremden zu verkehren. Darüber staunte im stillen Francesco. Dies unverhoffte Wiedersehen und die Erinnerung ihrer abenteuerlichen ersten Begegnung hatte ihn überdies verlegen gemacht. Er fand kein rechtes Wort, sich an ihren Reden zu beteiligen, ward auch von ihrer Seite verdrängt und fühlte mit einem Male etwas wie eiferndes Mißtrauen gegen den weltgewandten Freund. Und so gingen nun jene beiden nebeneinander über den weiten Platz dahin.

Renea nützte die Gelegenheit, etwas von denen zu erfahren, die sie um sich sah. Schon die ganze Zeit hatte nicht geringe Wißbegierde sie geplagt, und Madonna Prospera war ihr nicht mehr erreichbar gewesen. Freilich, wäre sie nun hier allein gestanden, sie hätte gern, statt dem Gedränge zu folgen, womit das Volk sich ineinander schob, von stillerem Standplatz in Sammlung den Märchenzauber dieses Anblicks genossen, der ihre ganze Umgebung, stärker als ein Traum, glänzend, fremdartig groß, prächtig und geheimnisvoll erscheinen ließ. Wie mußte es nun wohl drinnen in der Kirche sein? In dem Dunkel ihrer Hallen, wenn das Flammenlicht von außen durch die Kuppeln leuchtete und an den goldenen Wänden alle Farben aus dem Schlummer schreckte? Da bewegten sich die Gewänder der Heiligen; Leben kam in ihre bleichen Wangen; sie neigten die Häupter mit dem güldenen Strahlenscheine; sie schwebten vielleicht von den Wänden herab, und ihre Schatten bewegten sich durch das stumme Dunkel von Sankt Mark...

„Wollt Ihr mir behilflich sein, daß ich alle diese Menschen kennen lerne?" fragte sie nun. „Sagt, wer ist die würdige Matrone, schon hoch in Jahren, die sich nun eben, wie es scheint, von unsern Freunden trennen will?"

„Wie ich gehört habe, eine Heilige fast," gab Strozzi Auskunft. „Und auch sonst eine merkwürdige Frau. Zu Padua hat sie, gleich einem gelehrten Mann, wißbegierigen Hörern Doktrinen

vorgetragen. Und wer weiß, wie viele Jahrzehnte es sein mag, da war Cassandra ein junges, liebliches Mädchen und spielte dort oben im Palast vor dem Dogen und seinen Gästen auf silberner Leier, aus dem Stegreif so erstaunliche lateinische Poesien vortragend, daß alle Welt entzückt sie lobte. Es ist die Dichterin Cassandra Fedele!"

„Eine Dichterin!" rief Renea ergriffen aus. „Und eine jugendliche Schönheit! Und nun eine arme Greisin, die mit Mühe bloß ihren schwachen Körper aufrecht hält. Wie seltsam! Wie seltsam!"

„Ein andrer Dichter, nah bei ihr," sagte Strozzi. „Freilich wird er Euch minder würdevollen Eindruck machen. Seht den feisten Mann, fast hat er etwas von einem feilen Gaukler, wie er Maria Loredanas Lachen wach erhält mit Witzeleien. Aretino, der unreine Lästermund. Verschütteter Geist in einer rohen Töpferschale."

„Muß denn die Kunst nicht jeden adelig erheben?" fragte das Mädchen, ihrer Stimmung rasche Worte leihend. „Ich denke an das wenige, das mir selbst von ihr bekannt geworden. Da schien mir alles, als müsse dafür ein Aar mit leuchtenden Fittichen die Menschenseele gegen die Sonne tragen —"

Strozzi maß mit einem raschen Blicke seiner dunklen Augen verwundert das junge Mädchen an seiner Seite.

„Wohl zielt Ihr richtig mit solchem Gedanken," nickte er. „Gewiß macht die Kunst solchen Sonnenflug ... Einen gleichen auch verzückter Glaube. Und auch die Liebe! Was sonst auf Erden ist, das macht den Fuß nur bleiern an der Scholle haften und läßt uns gebeugten Hauptes durch das Dunkel gehen."

Renea schwieg. Sie folgte horchend diesen Worten. Und sie fühlte, als lagerten sich dieselben fest in ihr Gedächtnis.

„Jacopo Sansovino?" fragte sie dann. „Wer ist es? Ich habe schon öfter seinen Namen gehört."

„Venedigs großer Baumeister," entgegnete ihr Begleiter. „Ueberall findet Ihr seine herrlichen Werke. Dort, dem Palaste des Dogen gegenüber, auf dessen Balkonen Ihr nun schon Gestalten ausnehmen könnt, erhebt sich seine jüngste Schöpfung; ganz Venedig sieht mit Stolz ihr Werden. Und hier stehen wir soeben vor dem niedlichen Gedicht in Stein, das er erst kürzlich vollendet hat."

„O, stehet still, erstaunt, bewundert!" schrie jetzt Aretino und streckte beide Arme gegen den kleinen Bau, dessen Bronzen, Skulpturen in weißem Marmor und zierliche Ornamente vom Flammenlichte ganz hell umfangen waren. „Seht, und entzücket eure Augen an dem Zauber! Pallas, geharnischt, als die Weisheit dieses allerweisesten Staates. Merkur, Apollo, Gott der Harmonien! Dort, die Göttergestalt des Friedens! Pax tibi Marce, evangelista meus! Und Venus von Stein! Du lebst; ich sehe, wie sich dein holder Busen hebt und senket. Euch aber, Jacobus Sansovinus, will ich mit meinem Lobe, das Kaiser und Könige ehrt, zu den Sternen erheben; du Born unerschöpflichen Feuers, zweiter Vitruv!"

„Vergesset nicht, um Tizian Vecelli zu fragen," sagte indessen Piero Strozzi zu Renea. „Seht, er hat sich eben abgewandt, um nicht zu viel von Aretinos Bombast zu vernehmen. Welch eine Erscheinung! Dünkt Euch nicht? Der König aller, die den Pinselzepter führen, hier in diesem Künstlerstaate von Venedig; ein König über Fürsten. Wie er Euch betrachtet! — Ich kenne dieses strenge, scharfe Auge bei Tizian. Mit einem einzigen Blicke hat er Euch erfaßt, und könnte eine Menschenhand so schnell der Seele folgen, wie sein Gedanke schafft, so hätten nachkommende Geschlechter vielleicht ein Bild von Euch mit den andern unsterblichen zu bewundern, die er hinterlassen wird."

„Strozzi!" rief Maria Loredan und wandte sich wie suchend nach dem Kavalier. „Ich wollte Euch schon früher fragen und hätte es lieber gehört, als Aretinos vorwitzige Reden: wißt Ihr guten Rat, von wo wir morgen am besten den Brückenkampf besehen? Es ist diesmal bei Sankt Marcilian."

„Ich bitte euch alle zu mir!" fiel Luigi Cornaro ein. „Meine Loggia giebt weiten Raum; wir sehen gerade zur Brücke hinab."

„Dank, wir kommen!" rief der alte da Ponte, „und wir bringen selbst die Kinder mit. Es soll in diesem Jahr besonders festlich werden, wie man sagt."

Aber die schöne Maria hatte eigentlich bloß einen Vorwand gebraucht, Strozzi an ihre Seite zu locken. Nun bekümmerte es sie weiter, daß Lauretta Tron, ihr Nichtchen, mit so nachdenklichem Gesichte dastand. Sie kannte wohl ihr Geheimnis und fragte deshalb:

„Und Francesco? — Sansovino, wo ist uns Euer schmucker Sohn geblieben?"

Francesco jedoch stand dieweil im Rücken der andern, gleich als hätte er mit Absicht den Schatten aufgesucht. Mit übergeschlagenen Armen lehnte er an dem porphyrnen Säulenstumpf, von dessen Höhe ansonst die Gesetze der Republik verlesen wurden, und er machte ein so düsteres Gesicht und ließ seine Blicke so finster auf der Gesellschaft ruhen, als wäre etwas von dem strengen Geiste dieses Standplatzes in ihn gefahren. Bei Maria Loredanas Anruf schnellte er auf, schüttelte in bösestem Unwillen den Kopf und machte ein paar Schritte über die Piazzetta fort, als wollte er sich der Geselligkeit entziehen.

Piero Strozzi stand eben für einen Augenblick so vereinzelt, daß der Flammenschein seine ganze Gestalt und sein Gesicht grell beleuchtete. Er trug ein schwarzes florentinisches Gewand, einen ebensolchen kurzen Mantel und einen französischen Hut von schwarzem Sammet. Sein Gesicht war schmal, von dunkler Blässe und nur

die Oberlippe des fest geschlossenen Mundes von Bart beschattet. Sein dunkles Haar war kurz geschnitten. Eine kurze goldene Kette von dünnen, einfachen Gliedern über dem schmalen weißen Spitzenkragen an seinem Halse war der einzige Schmuck, den er trug. Und wenn er die magere, doch feste Hand über den Faustknopf seines Degens spielen ließ, blitzte manchmal der weiße Silbergriff. Er betrachtete jetzt, wie es schien, aufmerksam die Skulpturen, die Aretin in überschwenglicher Erklärung weiter beschrieb. Renea dachte, wie ernst und sinnend, ja beinahe finster seine Augen blickten. Da fielen ihr unwillkürlich die Worte wieder in den Sinn — „gebeugten Hauptes durch das Dunkel gehen“ —

Vor den zwei Säulen der Piazzetta tanzten die harrenden Gondeln auf leichten Wellen der Abendflut. Der ganze Hafen war von schwimmenden Lichtern erfüllt, jedes Boot trug die seinen, schwingende Papierlampen in allen Farben. Stimmengewirr, Anrufe, Ruderschläge, Singen, Lachen tönte. Jetzt trennten sich die Freunde und verteilten sich in die Fahrzeuge. Madonna Prospera nahm die Kinder und Renea mit sich. Erst als die Gondel von der Treppe stieß, gewahrte diese Francesco wieder. Der Jüngling stand wie dazumal auf einer der Stufen, entblößte sein Haupt und grüßte. Sie gedachte belustigt jener ihrer ersten Begegnung und konnte das Lächeln nicht zurückhalten, das sie darüber anwandelte. Dann zerstreuten und trennten sich die Boote allmählich und glitten den großen Kanal hinauf, dem Festzuge und der Musik entgegen, die sich von ferne her schon klingend verkündete.

Es dauerte nicht lange, dann war auch ihre Gondel eingeschlossen in der langsam sich hinschiebenden Menge der andern, die die ganze Breite des Kanals mit ihren zusammengedrängten schwarzen Leibern füllten. Die Kinder konnten sich nicht lassen vor Vergnügen. Renea empfand zugleich mit dem Reize, den diese leise Fortbewegung auf dem schwarzen Wasser bot, wobei man wie versteckt in der dunklen Tiefe der Boote saß, doch eine Art schweigsamer, aufmerksamer Beklommenheit. Sie dachte dann an die ehrwürdige, greise Gestalt Cassandra Fedeles und an Tizian Vecellis seltsam fesselnde, große Erscheinung. Einen König über Fürsten hatte ihn Piero Strozzi genannt. Sie dachte an das possierlich lärmende Wesen Aretins und auch an Maria Loredanas glänzende Gewänder. Es fiel ihr jener hagere Prälat mit dem wächsernen Gesichte ein, der teilnahmlos unter ihnen gestanden, mit unbewegten Blicken das Treiben betrachtend, als läge nur noch des Lebens Müdigkeit darin. Schneegrau war der Bart, der auf seine Brust herunterfiel, seine Schläfen kahl und eingesunken, seine Lippen bleich und herb geschlossen. Strozzi hatte ihn ihr nicht genannt.

„Du meinst den Kardinal, Renea?“ sagte die Muhme nun auf ihre Frage. „Aber es war doch Pietro Bembo, unser gepriesener und feinster Dichter!“

Das junge Mädchen richtete sich in tiefer Ueberraschung auf ihrem Sitze in die Höhe. Wie eine ferne, holde Erinnerung schlug der Name an ihr Ohr.

„Bembo?“ rief sie staunend aus. Ein ganzes Weilchen bedurfte sie, sich zurechtzufinden. „O, wie sollte solches möglich sein! Scheint er nicht nur ein hinfälliger Greis, dessen Freude an Leben und Schönheit abgestorben, der nur noch müde und gleichgültig die Tage an sich vorüberfließen läßt? — Wie ist es möglich! — Ich aber dachte, was ein solcher sinnet und erschafft, das müßte auch ihn selbst wie Unsterblichkeit durchdringen, — wie ist mir?“

Eine köstliche Erinnerung schwebte an ihrem Gedächtnisse vorüber und trug sie jetzt mitten aus diesem Gewühle der Fremde in die Stille der ländlichen Heimat fort, und noch weiter, — in die Stille, wo ihr Sinnen zu knospen und zu treiben angefangen. Es war das erste Mal, daß ein leises Heimweh ihr Herz zu beschleichen drohte, mitten in diesem Lichtstrom der Fremde, — denn ein zager, armseliger Lichtschimmer, aber doch warm und sehnsuchtsvoll, erhob sich in weiter Ferne. Sie sah jetzt nur ihn. Und die Erinnerung trug des Dichters Worte heran, die sie damals mit aller Mühe ihrer Seele zu erfassen gestrebt, und sprach sie leise in ihr Ohr:

„O Liebe, warum willst du so gemuten,
Daß in der gleichen Stunde Angst und Hoffen,
Vermischend süße Lust mit wehen Gluten,
In argem Spiel das Herze macht betroffen?“ . . .

Nun senkte sich die Nacht. Auf Madonna Prosperas Geheiß strebte die Gondel nun seitwärts, befreite sich aus dem Strome und legte sich am Hause Grimani zur Ruhe. Hier wollten sie das Gedränge an sich vorüberziehen lassen. Vorbei glitten die tausend Schiffe mit ihren schwankenden Lichtern, das Lachen und Schallen von Tausenden Stimmen; vorbei zog, verhallend an den Mauern der Paläste, die klingende Musik und dahinter eine geräumige Barke, voll von Fackeln und farbigen Lampen, mit Kränzen und Bändern geschmückt. Man erblickte darauf im Tanze sich drehende Paare. Die breite Wasserstraße wurde endlich wieder frei, und dunkler Glanz lief über sie hinab; weit unten flackerte und rauchte noch die Flammensäule widerscheinender Lichter; Wasser und Feuer vermählten sich in dem langsam dahinrinnenden Strome, bis das Ganze, Licht und Klang, in Dunkelheit und Ferne aufgegangen. Nur auf der Höhe der Rialtobrücke schimmerten ein paar Lichtchen und spiegelten sich wie zitternde Sterne im Wasser vor dem dunklen Brückenbogen. —

Früh am Nachmittage des nächsten Tages füllten sich die Halle und die feingesäulte, mit Teppichen gezierte Loggia an Cornaros Hause mit den Zuschauern zum Feste, die er gastfreundlich zu sich gebeten hatte. Zum ersten Male fand

sich da Renea in einer heiteren Schar von Mädchen, die der Sitte gemäß sonst nur selten in geselligem Kreise erschienen. Zwischen den Frauen war hier bloß Luigi Cornaro selbst und Francesco. Denn dieser hatte es trotz seiner schwärmerischen Neigung zu Piero Strozzi nicht über sich gebracht, diese Gelegenheit unbenützt zu lassen, wo er in Reneas Nähe sein konnte. Die eifersüchtige Schmerzensregung des gestrigen Abends hatte er einstweilen glücklich überwunden.

Auf dem Campo der Kirche hatte sich schon vieles Volk gesammelt; die Parteien, die zum Streite um die Brücke gelangen sollten, standen wartend links und rechts von dieser. Einige Tribünen waren aufgerichtet, mit kleinen Wimpeln geschmückt. Unter einem rotgestreiften Zeltdache saß der Schiedsrichter, von seinen Helfern umgeben. Posaunenbläser, deren Rufe das Spiel begleiten sollten, standen an andrer Stelle. Allenthalben in den Fenstern der Häuser lagen erwartungsvolle Zuschauer, kein freies Plätzchen schien vergessen. Ja sogar auf den Dächern waren einzelne Verwegene zu sehen, den köstlichen Anblick vom kühnsten Standpunkt zu genießen. Unter Cornaros Loggia aber, am Thore des Hauses, hatte sich die Dienerschaft gesammelt. Hier harrte auch Marthe Fink klopfenden Herzens der kommenden Dinge. Momi Campofrin hatte ihr anvertraut, daß er mit seines Herrn Erlaubnis auch in diesem Jahre neue Lorbeeren zu den alten häufen wolle; denn wie sie sich erinnern werde, sei er der Rühmlichsten einer beim Brückenkampf. Weiter vorn, am Rande des Kanales, hatte sich ein Häuflein von Patriziern gesammelt. Eben langte Alessandro Contarinis Gondel an, heute bloß von dem Mohren geführt. Der Prokurator winkte artige Grüße nach den Schönen auf dem Balkone. Jakob Soranzo, Bernardo Sagredo, Pietro Pesaro und andre Würdenträger standen dort in ihren langen, pfaublauen Mänteln, unter denen die roten Schuhe hervorsahen. Auch Piero Strozzis feine Gestalt war unter ihnen wahrzunehmen, ganz in schlichtes Schwarz gekleidet.

Madonna Prospera hatte Renea heute mit dem weißen Seidenschleier der Mädchen geschmückt. Als Francesco ihres lieblichen Kopfes ansichtig wurde, klopfte sein Herz hoch und ungestüm; weder für Lauretta Tron, die ihm hin und wieder verstohlen einen traurigen Blick zuwarf, noch für Maria Loredan, wie immer in stolzer Schönheit prangend, noch auch für Giulia da Ponte und die Mädchen, die sich bescheidener hinter diesen hielten, hatte er einen Blick. Und Renea — deuchte ihm — war die helle Güte und gewährte ihm, was er übrigens auch ohne dies gethan hätte, an ihrer Seite zu bleiben. Bald plauderten sie wie in alter Bekanntschaft miteinander; der Jüngling war voll seliger Freude. Schmetternder Trompetenstoß gab nun das Zeichen zum Beginn des Spieles. Zwei Ringer sprangen sich über die Brücke entgegen. Nur wenige Sekunden — dann kollerte der eine von ihnen überwältigt zu Boden und platschte über den geländerlosen Brückenrand ins Wasser hinab. Jubel brach allseits los; man klatschte in die Hände und schrie Beifall; die Frauen winkten mit ihren Tüchlein. Der Sieger blieb ein Weilchen auf der Brücke stehen, schwenkte seine rote Mütze und verneigte sich dankend nach allen Seiten. Gleich darauf folgte ein frisches Paar. Dieselbe atemlose Spannung, das gleiche Ende und erneutes Beifallstosen. Nun schien die ganze Luft schon zu zittern von froher, kampflustiger und neugieriger Spannung. Das nächste Paar verschlang sich im Augenblicke der Entscheidung in heller Verzweiflung mit Armen und Beinen; keiner wollte den andern lassen. Gelächter und Gejohle begleitete ihren ruhmlosen Fall. Beide mitsammen plumpsten in das aufplatschende Wasser und ließen einander nun eiligst fahren, um hüben und drüben nach dem Ufer zu streben.

„Die Aermsten!“ rief Renea. „Welch schauriges Bad, in der kalten Flut!“

„Seht, unter dem gestreiften Zeltdache thront der Richter,“ erklärte nun Francesco. „Er ist der älteste der Fischerzunft. Man nennt ihn den Dogen der Nicolotti. Er trägt, wie Ihr seht, ein rotes Gewand, rote Strümpfe und Schuhe, als Zeichen seiner Würde. Entsteht ein Streit, so hat er ihn zu schlichten. Und alle Menge, die Ihr seht, teilt sich in zwei große Parteien, denn ganz Venedigs Volk ist in zwei Lager gespalten. Rote Schärpen und Mützen tragen die Castellani; schwarze die Nicolotti. Ich kann Euch alles, was Ihr wünscht, von unsern Sitten und Gebräuchen erklären. Denn Ihr müßt wissen, ganz besonderlich zieht mich die Geschichte und das Leben dieser herrlichen Stadt an; ich will dereinstens Bücher davon schreiben,“ schloß er, um einmal doch auch von seinem eignen Werte etwas durchscheinen zu lassen.

Renea nickte zerstreut. Ein Baumlanger, dessen rote Mütze weit hinabfiel über den gebräunten Nacken, maß sich eben mit einem Gegner, wohl so groß und stark wie er. Der Zweikampf dauerte auch so lange, daß es fast mäuschenstill wurde ringsum. Der Prokurator Contarini sah wieder zum Balkone herauf, lächelte und deutete mit dem Arme auf die Brücke, die Aufmerksamkeit der Frauen für die beiden zu regen, die eben darum stritten.

„Contarini ist stolz auf seinen Gondolier,“ sagte Francesco, „der Lange dort ist sein Mann.“

Vom Hausthore unten hatte sich nun aber Marthe Fink losgemacht und mit Todesverachtung so weit vorgedrängt, bis sie die Kämpfenden frei erblicken konnte, was sie mit zitternden Augen und offenem Munde that. Ein langer Jubelschrei des Volkes löste endlich die Angst in ihrem Herzen beinahe in Thränen auf vor Freude. Allein auf der Brücke stand, stolz wie ein römischer Gladiator, Momi Campofrin und schwenkte mit dem bronzenen Arm in wilder Siegeslust die rote Mütze um seinen Kopf.

Nun aber kam ernste Fehde. Die Einzelkämpfe waren vorüber. An beiden Ufern machten sich geordnete Scharen bereit, um, in Haufen gegegeneinanderstürmend, sich Sieg und Ruhm zu holen. Kleine Schilder in der Linken und leichte, speerlange Holzstäbe in der Rechten, warteten sie auf das Zeichen zum Angriff. Die Bläser verhielten ihre kreischende Musik. Fast hing eine bange Stille über der Menge.

„Diese Spiele mögen Euch vielleicht seltsam und wild erscheinen," sprach Francesco, der in seiner heutigen Rolle, trotz deren Süßigkeit, auch gewisse männliche Würde spürte, „und doch haben sie preiswerten Sinn. Der Staat braucht kräftige Arme und flinke Leute allenthalben, auf den Werften, auf den Galeeren, zu den ruhmvollen Kriegszügen der Flotte. Spielend wird das Volk zu mutiger Gewandtheit großgezogen. Die Blicke werden rasch, die Herzen entschlossen, daß eine Gefahr sie nicht schwanken macht. Deucht Euch nicht?" — Und während sie mit scheu bedrängtem Atem neben ihm lehnte und hinuntersah, umschmeichelte er mit bewundernden Blicken ihre wohlgeformte Hand, verstohlen denkend, wie gerne er ein feines Ringlein auf einen dieser schlanken Finger schieben wollte. Ein rechtes, das solch köstlichen Lagers wert, wüßte er schon aufzutreiben, bei den Goldschmieden vom Rialto.

Renea hatte seine Worte kaum vernommen. Plötzliches Dröhnen schien vom Boden aufzusteigen. Die beiden Heerscharen hatten sich auf der Brücke einander entgegengeworfen. Bald hörte man, zu schreckhaftem Getöse anschwellend, den stumpfen Anprall der hölzernen Schilde, das Krachen zersplitternder Speere, dumpfes Gewirre von keuchenden Menschenstimmen, die sich, wie die ringenden Leiber, zu brodelndem Knäuel ineinander verschlangen; mitten hinein gellendes Triumphgeschrei. Doch da, plötzlich auch ein ernster, lauter, entsetzlicher Hilferuf — wie vom Rande des Sterbens! Befremdet und angstvoll hingen die Blicke des jungen Mädchens an der wüsten Scene. Denn nun schien es, als käme mit einem Schlage geheime innere Feindschaft eines ganzen Volkes zum Ausbruch. Von der Brücke stürzten links und rechts verdrängte, niedergeschlagene Kämpfer. Mützen und Speere und die buntbemalten Schilde schwammen zwischen auftauchenden menschlichen Köpfen im Wasser hinab. Immer neue Scharen, nicht endend, drängten sich den ersten nach. Die Brücke schien zu schwanken; die Ufer bebten. Schon waren alle, die es schauten, von erregter Unrast emporgerissen. Der alte Fischerkönig hatte sich ängstlich von seinem Sitze erhoben und stand unentschlossen. Aus dem Kreise der Senatoren drangen warnende Rufe, ungehört verhallend. Die Zuschauer drängten einander an den Rand des Ufers. Bedrohte Frauen und Kinder schrieen ängstlich. Auf der Brücke aber wankte ein Knäuel rasender Menschen, brüllend und in Wut sich ineinander grabend.

Renea richtete sich entsetzt auf und drückte beide Hände auf ihr Herz.

„Wie mir bangt! Wie mir bangt! — Das ist doch nicht mehr Spiel! — Seht, seht! O, wie entsetzlich!"

„Was ist das? Was ist das?" rief Francesco, unruhig werdend. „Ist das Volk von Sinnen?"

In diesem Augenblicke durchbrach ein schneidend greller Aufschrei das Getöse. Vom nächstgelegenen Dache war ein Ziegel mitten unter die Rasenden geschleudert worden. Blutüberströmten Hauptes stürzte ein Getroffener, erdrückt von andern, die auf ihn hinabgeworfen wurden, von der Brücke ins Wasser und verschwand. Besorgnis, Jubel, Angst und Entsetzen versanken nun aber in unbeschreiblichem Getobe Tausender von Menschenstimmen, als seien reißende Tiere zur Wut gereizt und entfesselt. Noch einmal flog ein Dachstein aus der Höhe. Vom Volke begannen Angstvolle zu fliehen. Das Kampfspiel wurde zu blinder Schlacht. Händeringende Frauen stürzten in der Menge. Blindlings stürmten andre hinweg. Die Senatoren wollten trennend in die Massen eilen. Ein Wall von Menschenleibern hielt sie eingeschlossen.

Von Cornaros Loggia drangen gleichfalls Rufe des Entsetzens. Maria Loredana war ohnmächtig auf den Boden gesunken. Wehklagend flohen andre von den Gästen in das Haus hinein, die blutigen Greuel nicht zu sehen. Lauretta Tron lehnte ängstlich schluchzend an Francescos Schulter. Renea stand, als wären ihre Glieder vom eisigen Schrecken starr geworden. Aber jetzt zuckte sie heftig zusammen, und ein leiser Schrei entfuhr ihren weißen Lippen.

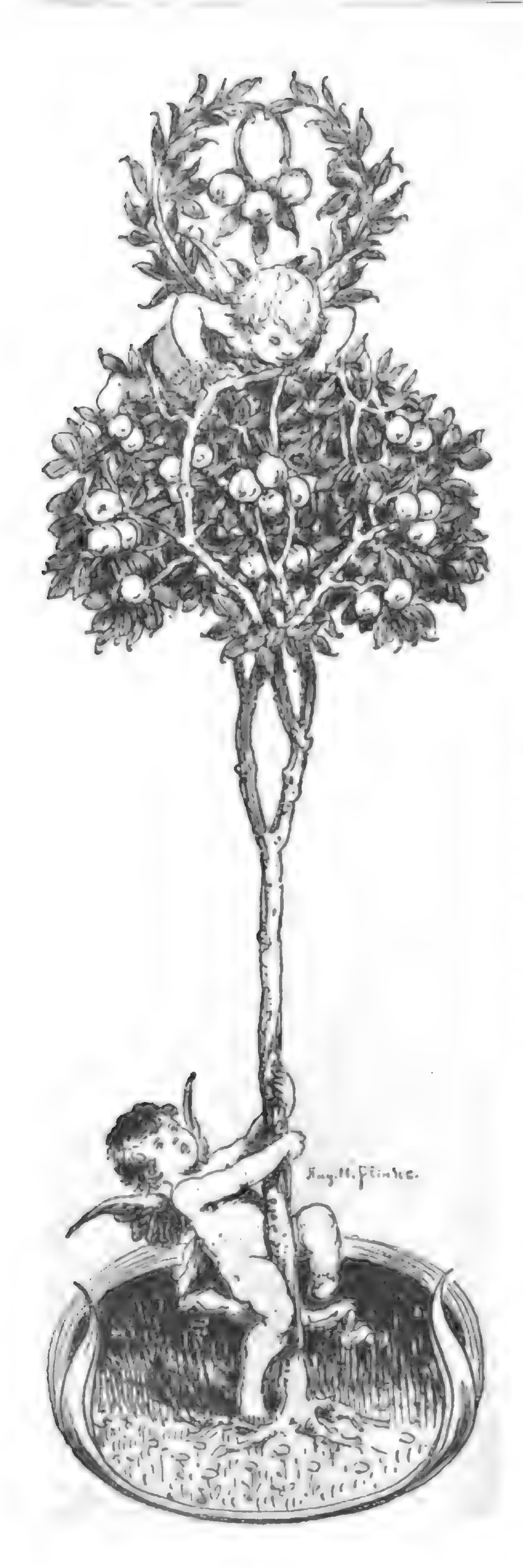
„Seht dorthin! — Mein Gott! Was will er beginnen?"

Mitten auf der Brücke hatte sich wie auf einen Zauberschlag ein freier Platz geöffnet. Dort stand, hoch aufgerichtet, den gezückten Degen über seinem Kopfe schwingend, von dem im Gedränge das Barett herabgerissen worden, ein Einzelner und erhob in diesem Augenblicke verblüfften Stillstandes drohend und laut schallend seine Stimme gegen die verblendete Menge. Es war Piero Strozzi.

Weithin und gebieterisch, als rufe er im Felde Truppen eherne Befehle zu, klangen seine Worte.

„Zurück! Haltet ein, ihr tollen Wüteriche! Der euch frevelhaft aus der Luft angegriffen hat, ist schon in Gewahrsam. Die Häscher des Zehnerrats stehen da. Wer nicht weicht, soll für Blutvergießen einstehen. Zurück, sage ich, zurück!"

So flammten seine Augen, und so einschüchternde Entschlossenheit lag in seiner Haltung, daß die Wilden wirklich schwankten. Aber es mochte nur für einen Augenblick sein, und die übermächtige Menge den Mutigen in sich zerdrücken.



Renca faßte, ohne den brennenden Blick von der Gestalt dort zu lösen, mit krampfender Hand Francescos Arm.

„Er ist allein!“ stieß sie atemlos hervor; „noch keiner regt sich! Geht, springt ihm bei!“

„Ihr meint?“ rief Francesco hastig und ratlos.

Ein paar Sekunden verrannen.

Da hatte sich die Schar der Wächter besonnen und den Augenblick der Stille benutzt. Man sah, wie sie die Unschlüssigen auseinander, fort von der Brücke, zurück in die Gassen drängten. Die Brücke wurde frei. Und nun erhob sich neuerdings eine Welle von Stimmen, ein einziger Jubel- und Beifallruf des angstbefreiten Volkes.

„Strozzi! Strozzi!“

Unwissend, was inmitten des Drängens Arges mochte geschehen sein, machten sie ihrem Herzen Luft. Alessandro Contarini gebot den Bläsern, alle ihre Kraft zu sammeln. Im betäubenden Hörnerschalle und immer sich erneuernden Zurufen löste sich langsam die Verwirrung. Der Fischerkönig gebot rasch des Festes Ende. Nun bahnten sich, scheu vorübergelassen, überall die Wächter des Zehnerrates den Weg durch die Menge und geboten dem Volke, sich zu entfernen. In aller Eile schleppte man, unter dem Schutze des Lärmens und Gehens, die Verwundeten vom Platze. Und so rasch war das Gemüt des Volkes zu frischer Laune gestimmt, daß sich um ein dahinziehendes Häuflein jetzt schon neue Heiterkeit entzünden wollte, veranlaßt durch eine teils schmerzliche, teils lächerliche Gruppe. Unter den im Kampfe Verletzten hatte man auch Momi Camposrin, den langen Gondolier des Prokurators, hervorgezogen. Ein Arm hing ihm gebrochen am Leib, und kaum vermochte sich der Brave auf den elend zerschundenen Gliedern aufrechtzuhalten. Zwei Kameraden stützten den kleinmütig Schweigsamen, um ihn wegzubringen. Ein rüstiges Frauenzimmer aber, das den Wackern an diesem Unglücksnachmittage, solange es nur gegangen, nicht aus den Augen verloren hatte, stürzte jetzt herbei und bettelte herzbewegend, daß solcher Liebesdienst ihr überlassen werde. Da ermunterte sich Momi und wurde schamrot. Ja, er vergaß sich sogar so weit, gar unliebsame Redensarten zu gebrauchen, um dem Spotte zu entgehen, daß ein heulendes Weibsbild ihn wie ein geprügeltes Bübchen beiseite führen sollte! Jedoch Marthe Finks christliches Herz war erhaben über solche Lieblosigkeit. Und da sie schon nicht anders helfen sollte, schob sie ihn sänftiglich im Rücken weiter, solcherweise den Transport zu erleichtern und zu beschleunigen. So also, mit einer kleinen Gefolgschaft lachender und witzelnder Zuschauer, die den verwundeten Krieger in seiner Ohnmacht fast zum Bersten brachten, entfernte sich das Häuflein über den rasch sich leerenden Platz.

(Fortsetzung folgt.)



In den Wäldern der Basilicata.

Text und Abbildungen

von

Georg von Urlaub.

Von Rom aus, wo ich in der Via degli Artisti am Monte Pincio mein Atelier aufgeschlagen hatte, faßte ich den kühnen Plan, für den kommenden Sommer eine Studienreise nach der Provinz Basilicata zu unternehmen. Der Ort, wo ich die Absicht hatte, auf drei Monate Quartier zu nehmen, war damals von Fremden noch gar nicht besucht: dieses Bergstädtchen Avigliano, in den südlichen Apenninen gelegen, hatte noch nicht das Glück, mit einer Eisenbahnstation versehen zu sein, auch gab es daselbst kein Gasthaus. Die Veranlassung zu dieser gewagten, abenteuerlichen Fahrt à la Salvator Rosa gab mir die begeisterte Erzählung meines Hausherrn in Rom. Derselbe war aus der Provinz gebürtig, ein feuriger Garibaldianer und Schwärmer für sein Land im Süden; er schilderte mir Bilder von so lebendiger, interessanter Färbung und höchst malerischen Eigenheiten, daß meine Neugierde aufs äußerste gespannt wurde und ich den sehnlichsten Wunsch hatte, diese Gegend kennen zu lernen. Meine Frau teilte dies Verlangen, und trotz Abredens ängstlicher Freunde machten wir uns, mit einer Empfehlung in der Tasche, auf die Reise.

Inzwischen hatten wir Zeit und wollten daher die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, erst dem himmlischen Capri einen längeren Besuch abzustatten. Wer kennt nicht das Zauberland der Maler, diese Perle von Insel mit all den farbenglühenden Bildern im Effekte südlicher Sonnenglut, wer hat nicht die mannigfaltigen Formen der schönen Olivenbäume bewundert, die gegen das tiefblaue, flimmernde Meer so graziös dastehen, wer war nicht entzückt, wenn abends beim Mondschein das Meer wie in Silber getaucht erglänzte? — Einige Monate verweilten wir daselbst, in stiller Arbeit versunken, bis endlich die Zeit zum Aufbruch kam. Wir fuhren nach Neapel zurück, von wo uns die Eisenbahn nach Potenza, der Hauptstadt der Basilicata, brachte. Ein Stellwagen führte uns alsdann nach dem Städtchen Avigliano, wo wir die erste Zeit fast wie Menschen von einem andern Planeten angeschaut wurden; die wunderlichsten Mißverständnisse und amüsantesten Begebenheiten entschädigten uns für die plötzliche Einsamkeit, in die wir nun geraten waren. Das bizarr Eigenartige und hauptsächlich das Malerische unsrer neuen Umgebung fesselte uns dermaßen, daß ich keinen Tag bedaure, den ich in diesen Bergen zubrachte. Unser römischer Freund hatte in vielen Dingen recht gehabt, doch hatte er uns nicht genügend gewarnt, denn der Zauber der Neuheit



In Avigliano.

Bewaffneter Bauer.


In der Kapelle der Madonna del Carmine.

und des Fremdartigen hätte uns leicht in eine gefährliche Situation bringen können, da wir erst später die Unsicherheit der Umgebung kennen lernten. Große Dienste erwies uns das Empfehlungsschreiben, ohne das wir gleich wieder hätten umkehren können. So aber besorgte uns der Freund unsres Freundes ein Logis, bestehend aus einem Schlafzimmer, großer Altane und Küchenraum, worin der dort übliche, höchst primitive Herd errichtet war; auch wurde uns ein dienstbarer Geist in Gestalt einer Witwe, einer treuherzigen Bäuerin, überlassen, die Maria Luigia hieß und uns allmählich so zugethan war, daß wir auf sie rechnen konnten.

Die Einwohnerzahl der Stadt betrug etwa 18000, die Honoratioren bestanden aus Aerzten, Gutsbesitzern und Priestern, alles übrige waren Bauern und Hirten, welche meistens die ganze Woche draußen bei den Herden oder auf den weitzerstreuten Weinbergen beschäftigt waren. Darum sieht man in diesem Felsenneste oft monatelang die Fenster an den mehrstöckigen Häusern mit Brettern vernagelt, was einen äußerst traurigen Eindruck macht.

Wir merkten bald, daß es mit der Sicherheit nicht weit her war, da alles bewaffnet zur Stadt ein und aus zog. Geht der Bauer aufs Feld, so nimmt er für alle Fälle seine lange Flinte mit, auch die reicheren Weinbergbesitzer bewaffnen sich, wenn sie aus der Stadt hinaus auf ihre Campagna reiten. Am meisten Grund zur Vorsicht haben die Großgrundbesitzer. Umgeben von gut bezahlten, mit Flinten bewaffneten Reitern, rasselt ihre Karosse hastig durch die holperigen Straßen zum zerfallenen Thore hinaus. Besonders ein in kurzer Zeit reich gewordener Mann, Besitzer von großen Herden und Ländereien, muß es gut verstanden haben, zu seinem Vorteil zu arbeiten. Als sogenannter armer Mann war er vor zwanzig Jahren in das Städtchen eingezogen, durch Wucher aller Art aber bald zu Geld und Land gekommen. Ansehen jedoch hatte er sich nicht erworben, und es hieß, daß ihm wiederholt Drohbriefe schlimmster Art zugegangen seien.


Hirtenhund.

Solche Zeichen der Empörung sind begreiflich, denn in ganz Süditalien sind die Feldbauern zu sehr in den Händen der Großgrundbesitzer; meistens bezahlen letztere den Bauer mit Naturalien, in der Basilicata unter andern mit Oliven, die am Auszahlungstermin sehr hoch angerechnet werden. Braucht nun der Bauer im Winter Geld, so verkauft er seine überschüssige Ware, bekommt aber jetzt dafür von seinem Padrone nur wenig klingende Münze.

Unser Faktotum Maria Luigia sprach oft von dem weiten, großen Walde San Cataldo, benannt nach dem Heiligen, der dort an einem lauschigen Platze an heilbringender Quelle eine kleine Kapelle hat. Auch erfuhren wir von unserm nächsten Nachbarn und Freund, einem alten Priester, der sehr um uns besorgt war, gar manches von diesem interessanten Ort, den die Aviglianesen und andre Städter gern zur Sommerszeit aufsuchen. Da wir uns diese Sehenswürdigkeit nicht entgehen lassen wollten, so fragten wir ihn um Rat, jedoch schien er nicht sehr für den Plan eingenommen zu sein. Der Aufenthalt wäre nichts für Forestieri, meinte er, auch sei es in der Stadt viel besser und sicherer; wir gingen so wie so in der nächsten Umgebung schon viel zu sorglos allein auf die Berge. Als er aber merkte, daß wir trotz seiner Mahnung auf unsrer Absicht beharrten, bat er uns zu warten, bis er an den Bruder des Sindaco geschrieben, den Forstmeister des Prinzen Doria, dem der Wald gehöre; dann würde der Aufseher uns dort in jeder Art behilflich sein, auch würde der Badebesitzer uns ein besseres Zimmer geben. Aber Betten und Kochgeschirr sowie Eßwaren, wie etwa Hühner, Maccaroni, Reis, Zucker, müßten mitgenommen werden, denn dort bekäme man nur Brot und Wein. Er versprach auch, einmal herüber zu kommen und nachzuschauen.


Unser geistlicher Freund.

Dieser liebenswürdige Mann war die Güte selbst. Er konnte nie einen Besuch machen, ohne etwas mitzubringen; bald hatte er einen besonders guten Wein, bald vorzügliches einheimisches Gebäck oder andre Geschenke zu vergeben. Eines Tages mußten wir ein kleines, weißes Hündchen annehmen, damit es uns in der Einsamkeit belustige.

Im Juli war der Tag des großen Madonnenfestes herangekommen, worauf wir sehr gespannt waren. Die Schutzpatronin von Avigliano, Madonna del Carmine, wurde in großer Prozession aus der Kathedrale aufs Land gebracht, wo sie

einige Zeit, gleichsam zur Villeggiatur, in einer kleinen Kapelle blieb. Diese Kapelle liegt ein paar Stunden von Avigliano entfernt, nicht weit von dem vielgerühmten See Lago Pesole, wo die Ruinen eines Jagdschlosses Friedrich Barbarossas noch heute zu sehen sind.

Wir mieteten uns einen Maultiertreiber mit zwei Reiteseln und machten uns früh auf den Weg, einen schmalen Pfad über das Gebirge wählend, wo wir Gelegenheit hatten, die großartige einsame Schönheit der Apenninenwelt in aller Pracht und Vielseitigkeit zu genießen. Dieser sonst einsame und nicht ganz geheure Weg war jetzt durch Pilger belebt; malerische Gruppen vereinigten sich, und je näher wir an den Ort der Bestimmung kamen, desto lebendiger wurde das fesselnde Bild. Die in allen Farben schimmernden Gewänder der Frauen und die verschiedenen Kostüme der Landleute aus allen Ortschaften bildeten in der Gebirgslandschaft eine herrliche Staffage. Man sah bewaffnete Reiter dahinsprengen, ihre langen, rotgefütterten Mäntel wallten im Wind, sie galoppierten an uns vorbei, denn ihre Aufgabe war, in geschlossener Reihe der Madonna Geleit zu geben. Diese jungen Männer, die gleichsam als Beschützer des kostbaren Heiligtums auftraten, hatten sonst wohl andres im Sinne, als fromm hinter der Madonna zu reiten. Mancher braunverbrannte kecke Jüngling hatte zu thun, sich und sein feuriges Tier im Zaum zu halten. Zu all diesem Leben, durchflutet von der Morgensonne, denke man sich die langgezogenen majestätischen Abhänge der Apenninen, das Aroma das Gebirgskräuter, eine herrlich balsamische Luft, deren kühlende Frische noch nicht der Mittagsglut gewichen war, und man kann sich vorstellen, wie entzückt wir waren. Stolz schritt Maria Luigia neben uns her, den Korb mit Kirschen und Wein auf dem Kopfe tragend, und freute sich, daß wir all die Herrlichkeit so bewunderten.


Bereitung des Cacio Cavallo.

Als wir an dem Sammelplatze ankamen, lagerten dort schon viele Bauern aus den umliegenden Ortschaften Avigliano, Barigiano, Melfi, Venosa und dem als dem Brigantaggio ergeben verschrieenen Ruoti. Die Prozession war mit allem kirchlichen Pomp aus der Schlucht des Berges heraufgekommen. Es war ein langer Zug von Andächtigen mit verschiedenen Fahnen, Kreuzen und Emblemen; weißgekleidete, verschleierte Jungfrauen trugen auf einer Trage alle der Madonna geweihten Kerzen, Bettler eilten in die harrende Menge und ließen kleine Abbildungen der Madonna für Geld küssen. Sie selbst, die Wunderthätige, war von Priestern in violetten Gewändern umringt, ihre Tragbahre mit Blumen umkränzt, und aus den Wolken des Weihrauchs glänzte weit sichtbar der gläserne Schrein, worin die Madonna, reichgeschmückt mit Opfergaben, stand. Diese Gaben bestanden aus goldenen Herzen, Spangen, Ketten und Amuletts; es waren wohl mehrere Kilo Gold, die da an der Statue um Hals und Brust hingen. Beim Erscheinen der Madonna warf sich alles auf die Kniee, die Priester sangen feierlich ihr Ora pro nobis, die berittenen Männer feuerten ihre Gewehre ab,


Gutsbesitzer, von Bewaffneten begleitet.

Mörser und knatternde Schwärmer erschütterten die Luft. Mit geballter Faust schlugen sich die Frauen aus dem Volke auf die Brust und riefen inbrünstig ihr „O Madonna mia, o Madonna mia!“ Die malerischen Eindrücke dieses Tages veranlaßten mich, einige größere Arbeiten an Ort und Stelle auszuführen, und so blieb ich länger, als ich anfangs beabsichtigte, in dem Städtchen.

Inzwischen hatte unser Freund, der alte Priester, den Badebesitzer in San Cataldo von unsrer bevorstehenden Ankunft unterrichtet. Am Tag der Abreise standen früh morgens unsre Saumtiere nebst Führer vor der Thür. Einer der Grauen wurde mit unsern Sachen beladen, die zwei andern bestiegen wir, und nun ging's über Berg und Thal, oft auf unwirtlichem, mit Gestein besätem Boden von spärlicher Vegetation. Unsre Magd trug auf dem Kopfe ihren großen, runden Korb, aus dem verwundert die Hühner herausschauten. Zu unsrer nicht angenehmen Ueberraschung bemerkten wir, als wir die Stadt Avigliano aus den Augen verloren hatten, daß einer der uns begleitenden Bauern einer großen Weinflasche, die er mitgenommen, eifrig zusprach. Die Folgen zeigten sich schon auf halbem Wege, denn er führte bei felsigen Geländen seinen mit Proviant in Bündeln und Körben beladenen Esel oft so nahe an die hervorstehende Wand, daß verschiedene Gegenstände herabgestreift und wir genötigt wurden, vieles in zerbrochenem Zustande liegen zu lassen; außerdem aber verloren wir viel Zeit, und es war zu befürchten, daß wir zu spät in den Wald gelangten. Durch Versprechung eines guten Trinkgeldes gelang es endlich, das Gleichgewicht des Lasttieres und des Führers und somit auch die Laune der ganzen Karawane wieder herzustellen. Eine gemütliche Rast uns zu erlauben, wagten wir wegen unsers Bruders Lustig nicht, denn er wäre am Ende gar im Rausche liegen geblieben. Wir kamen endlich glücklich an unser Ziel. Bevor wir an dem Saum des Waldes



Aufbruch zur Waldquelle San Cataldo.



anlangten, hatten wir erst eine Anhöhe zu durchreiten, die weithin mit mannshohen Farnkräutern bewachsen war, hie und da unterbrochen durch kleine Baumgruppen. Im moosigen Grunde zwischen Felsen zeigten sich sprudelnde Quellen. Bald schlängelte sich der Weg in das finstere Dunkel des Waldes, wo oft der Boden, in violetten Tönen schimmernd, nur spärlich Licht durch die Lücken der hohen Baumkronen erhielt. Wir ritten eine gute Weile zwischen diesen Waldriesen, wo früher das Wild, insbesonders Eber, in großer Menge gehaust hatte, bis wir endlich eine Lichtung erreichten. Hier angelehnt an eine Hügelwand, stand die kleine Kapelle San Cataldo. Nicht weit davon zeigten sich zwei niedrige, lange Steingebäude, aus rohem Material erbaut. Die Häuser waren in einzelne Zimmerräume abgeteilt, mit je einer Thür und Fensteröffnung ohne Glas, einfach mit festen Läden verschließbar. Zu jeder Thür führte, da das Terrain uneben war, eine fünfstufige primitive Treppe. Alles dieses, das überall wuchernde Farnkraut, der Hintergrund des Waldes, der verwahrloste Zustand der Häuser, macht einen ungemein düsteren Eindruck. Hier waren wir noch mehr weltentfernt als in dem auf sonniger Höhe der Berge liegenden Städtchen Avigliano.

Aus einer Gruppe von Männern und Frauen trat der Badebesitzer heraus, um uns zu begrüßen. Er mußte von unsrer Ankunft schon durch den Jäger und Waldaufseher unterrichtet worden sein, denn er wußte sogar, daß ich der Pittore Don Giorgio sei; auch andre Badegäste, lauter einfache Landleute aus der Provinz, umstanden uns neugierig und schienen nicht abgeneigt zu sein, dem südlichen, rasch aufflammenden Gefühle gemäß, „amicizia“ mit uns zu schließen, auch wollten sie alle beim Abladen behilflich sein. Inzwischen war auch der Jäger aus dem Walde erschienen und reichte mir gewissermaßen freundschaftlich die Hand. Dieser Mann hatte also den Auftrag gehabt, uns mit Rat und That zu unterstützen, er schien sich seiner Mission wohlbewußt und behandelte unser Zimmer, als wäre er selbst darin Herr. Er ließ sich eine Flasche Wein kommen, stopfte seine Pfeife, hockte sich an die Feuerstätte und schaute zu, wie wir auspackten, das Zimmer in einen Qualm von Tabaksrauch einhüllend. Dadurch aufgemuntert, kamen auch andre Gäste zu uns herein, und es dauerte sehr lange, bis die Leute begriffen, daß wir vom weiten Ritte etwas ausruhen möchten. Um



Prozession zu Ehren der Madonna del Carmine.

die Gastfreundschaft nicht im vornherein zu verletzen, mußte ich mit vieler Delikatesse den Endzweck meiner Wünsche, nämlich das Hinauskomplimentieren, angreifen. Es gelang mir aber erst, als die Flasche ganz leer und die Pfeife mehrere Stopfungen erfahren hatte.

Endlich waren wir mit unsern Sachen in diesem nüchternen Raum allein. Wir ließen uns mit stiller Resignation auf die harten Schemel nieder und betrachteten die leeren Wände. Doch trösteten wir uns mit der schönen, wilden Natur und nahmen die Unbequemlichkeit mit in Kauf, suchten uns auch häuslich einzurichten, und zwar fingen wir mit dem Fenster an, das kein Glas hatte. Auf unsre Vorstellung beim Badebesitzer erhielten wir in ein paar Tagen das Erwünschte. Ich glaube, der Priester Don Andrea aus Avigliano hatte dabei die Hand im Spiel und schon vorher dafür gesorgt, denn diese Arbeit wurde aus der Stadt zu prompt erledigt. Unsre Möbel bestanden nur aus zwei Stühlen, einer Bank, einem Tisch und ein paar Böcken nebst Brettern, worauf unsre Matratzen gelegt wurden. Das Küchengerät, ein paar Kasserollen und Teller, Messer und Gabeln hatten wir mitgebracht. Unsre Dienerin bekam den andern Raum. Schnell waren wir mit unsrer Einrichtung fertig, selbst die Hühner wurden nicht vergessen: sie bekamen nicht weit vom Herd ihre Stange, — somit war alles bereit, das fashionable Badeleben zu beginnen. Dieses war aber keinesfalls so bequem als an andern Orten. Es war entschieden mein Vorteil, daß ich zu den Gesunden gehörte und keiner Kur bedurfte. Das mineralhaltige Wasser war übrigens vorzüglich und wurde sehr rein gehalten. Auch sah man keine schwer Leidenden; die schlimmsten Kranken waren ein paar an Krücken einherhumpelnde alte Männer, die mehr von der Kraft des heiligen Cataldo, des Schutzpatrons der Quelle, erwarteten, als vom Wasser selber. Den übrigen Badegästen war dieser Waldaufenthalt eine kleine Abwechslung des Lebens voller Arbeit und Mühe, ein wonniges Dolce far niente von einigen Wochen.

Das Bad war von den Wohnungen in den Abhängen des Hügels ungefähr 25 Minuten entfernt gelegen und bestand aus zwei niedrigen Gebäuden. In dem einen waren mehrere ausgemauerte Wannen, das andre hatte ein großes Bassin, in das das warme Wasser jeden Morgen um vier Uhr frisch aus der Quelle hineingeleitet wurde. Das Auskleidezimmer entbehrte, wie man sich vorstellen kann, jeglichen Komforts. Es war eine aus rohem Gestein gemauerte niedrige Kammer, die ihr Licht nur durch ein Loch an der Decke empfing, darin eine wackelige Bank als einziges Möbel. Ein paar Stufen führten hinab zu einer Thür, hinter der sich das dampfende Wasser befand. Um die Bäder benutzen zu können, bevor die andern „Kurgäste“ sie gebrauchten, mußte man recht früh aufstehen. Der Weg führte von dem hochgelegenen Wohnhause stellenweise über holperigen Wiesengrund, teilweise auch durch eine niedergetretene Farnkrautwildnis. Man kann sich also vorstellen, was für Gefühle einen beschleichen mußten, wenn man den Schlangensegen der Gegend kannte. Ich machte mir nun das Vergnügen, morgens um fünf Uhr bei Stockdunkelheit mit meiner Laterne, bewaffnet mit einem guten Knüttel und dem schweren Badeschlüssel in der Größe des Schlüssels von Sankt Petrus, zu der Quelle zu wandern. Kam ich glücklich an dem Badehaus an und hatte sich mit nicht geringer Mühe die alte Thür geöffnet, so betrat ich nicht ohne eine Anwandlung von Gruseln den gefängnisartigen Bau. Das Thor wurde wieder verriegelt, beim fahlen Scheine meiner kleinen Laterne entkleidete ich mich und stieg in die dunkeln, rauschenden,



An der Waldquelle San Cataldo

dampfenden Gewässer des Styx. Draußen zirpten Tausende von Heimchen dem sternenreichen Himmel ihre einförmige Weise zu.

Dann und wann kam ein Priester zu uns herauf und celebrierte in der kleinen Waldkapelle eine stille Messe, um neue Wunderkraft und Segenswirkung von dem Schutzpatron für die gläubigen Seelen zu erflehen, was auch eines Tages fast zur Thatsache wurde. Ich saß gerade am Fenster, meinem beliebten Auslugplatz, als ich ein Schreien und Rufen vernahm und eine große Aufregung unter den am Waldsaum beschäftigten Frauen bemerkte. Vom Walde aus verbreitete sich durch vorauseilende Leute die Kunde, daß der gestern abend angekommene lahme Mann, den man heute morgen ins Bad hinunter getragen hatte, schon nach dem ersten Bade sich so gestärkt fühlte, daß er ohne Krücken den weiten und steilen Berg hinauf gehe. Die Frauen schrieen, aufgeregt gestikulierend, diese Botschaft den Nachbarn zu, manche hatten Thränen in den Augen, viele stürzten dem Genesenen entgegen oder liefen zur Kapelle, um zu beten. Auch wir eilten hinaus auf die Wiese, dem Kranken entgegen. Ich glaubte wirklich meinen Augen nicht zu trauen, als, umringt vom jubelnden Volke, ein älterer Mann, halb unterstützt, halb mit eigner Kraftanstrengung zu uns heraufkam; er hielt seine zwei Krücken gegen den Himmel, sein Blick war voll kindlicher Begeisterung und leuchtete in Seligkeit; er lächelte fast wie ein Verklärter und schien wirklich merklich gebessert zu sein.

Doch ziemlich erschöpft kam er in seiner Behausung an, den andern Tag sprach niemand mehr von der wundersamen Heilung, und wir erfuhren, daß der Kranke das Zimmer hüte; über eine Weile war er wieder so hinfällig wie zuvor. Man sah, was der Glaube nicht alles vermag. Der Lahme war so überzeugt von der Heilkraft des wunderwirkenden Wassers, daß er am ersten Tag seine physische Kraft überanstrengte und zur äußersten Anspannung brachte, später aber verfiel er wieder seiner Schwäche.

Die nächste Umgebung des Waldes hatte sehr viel Abwechslung durch das bergige Terrain, wohin wir unsre Exkursionen unternahmen; ich benutzte die Gelegenheit, ungestört die lohnendsten Skizzen und Aquarelle auszuführen. Wir wagten uns bei diesen Spaziergängen ziemlich weit weg, was unsre italienischen Nachbarn nie thaten. Jedoch war es schwer, diesem Reiz der Neuheit zu widerstehen, immer wollte man wissen, wie es hinter diesen Felsen oder jenen Bäumen noch aussieht; lohnende Fernsichten über die Kronen der Bäume in die herrliche Apenninenwelt ließen uns vergessen, daß wir mitten in einer einsamen Gegend waren, in der Vorsicht geboten war. Indessen hat ja der Künstler den Vorzug, von den Briganten für einen Vogel gehalten zu sein, der nicht der Mühe wert ist, gefangen zu werden. Meine Sorglosigkeit ging so weit, daß ich zur etwaigen Notwehr nicht einmal einen Taschenrevolver bei mir führte; meine spitzen Bleifedern und mein Taschenmesser waren das Schärfste, was ich besaß.

Während unsers Aufenthaltes in diesem Ort änderte sich öfters die Scenerie um uns. Leute verschiedenster Art aus der Umgebung von Melfi, Venosa, Avigliano kamen und gingen. Vor meinem Fenster sah ich täglich neue Bilder, bald angekommene neue Gruppen, die von den kleinen Eseln ihre Kinder, Koffer und Bettsachen abluden, bald sah man die in ihre großen Mäntel eingehüllten Männer mit hohen Gamaschen und kleinen, vorn in die Stirn gedrückten Hüten herumschlendern oder bei der Bretterbude, in der Wein ausgeschenkt wurde, stehen. Das Hauptleben begann aber in den späten Abendstunden, wo andre Menschenkinder der Ruhe pflegen. Da versammelten sich unter den nächsten Baumgruppen bei angezündetem Feuer mehrere Familien, die Leute lagerten sich auf den Boden und stimmten Gesänge an, von denen mir einer einen ganz besonderen, unvergeßlich schönen Eindruck hinterließ. Es war eine Art Kantate, bestehend aus reizenden, ineinander verwobenen Melodien; alt und jung sang mit, und geradezu entzückend wirkten die Kinderstimmen. Diese feierlichen Gesänge hatten etwas Erhabenes, es war wie eine Huldigung, dargebracht der Majestät des Waldes. Die ersten Male eilte ich hinaus, um aus der Nähe besser dieser Melodien mich zu erfreuen; der Mond warf seinen falben Schimmer über die Landschaft, und ich stand lange im Schatten der hohen Bäume, versunken in träumendes Sinnen.

Diese Abendversammlungen waren Friedensbilder, doch gab es auch andre. Eines Tages wurde nicht weit von der Lichtung ein junger Mann tot aufgefunden. Man erzählte uns, er wäre vom Schlag getroffen, doch wurde er auffallend schnell nach Melfi geschafft. Näheres erfuhren wir nicht, doch konnte man darauf zur Beruhigung der Gemüter ein paar Tage lang einen Carabiniere auf und ab reiten sehen.



Bei den Hirten im Walde.

In der ersten Zeit glaubten mehrere der anwesenden Leute, denen aus Avigliano gar manches über meine Beschäftigung zu Ohren gekommen war, ich sei ein Steuereinnehmer, der sich die Leute auf der Straße

notiere, denn zwischen Zeichnen und Schreiben machten sie anfangs keinen Unterschied. So auch hier. Im Walde wurden nach ihrer Ansicht die Bäume aufgeschrieben, die abgeholzt werden sollten. Diese Ansicht hatte für mich das Gute, daß die große Menge sich während der ersten Tage in respektvoller Entfernung hielt, doch nur zu bald wurde mein wahrer Beruf entdeckt. Wollte ich dann in der Nähe des Bades etwas Interessantes skizzieren, so war ich bald von einer dichten Mauer neugieriger Männer, Frauen und Kinder, sowie von deren obligaten Begleitern, Schweinen und Hühnern, umgeben.


Die Verfolgung.

Sehr erstaunte ich, eines Tages von meinem Beobachtungspunkte, dem Fenster, einen fein gekleideten Herrn zu sehen, der mit Melonenhut und englischem Palmerston, die Hand mit dem Spazierstock in der Rocktasche, auf und ab schlenderte und mit einigen Bauern und deren Familien, wie es schien, in Verkehr stand. Meine Neugierde wurde noch größer, als er bald darauf an unsrer Thür vorüber kam und mir ein „How do you do“ zusandte. Maria Luigia wurde nun beauftragt, zu erfahren, wer dieser Gentleman sei, und meine Phantasie malte sich schon alle möglichen Bilder aus, wie diese seltene Erscheinung in die Berge geraten war. Unsre Dienerin erfuhr fürs erste nur, daß es ein Amerikaner sei, der erst seit einigen Tagen aus Venosa herübergekommen wäre; er könne auch italienisch sprechen. Sollte das auch vielleicht ein Künstler, Archäologe oder sonst ein gebildeter Mensch sein, der sich, wie wir hier, das Leben im Walde ansehen wollte? Wir nahmen uns vor, bei der nächsten Begrüßung den Fremdling zum Abend aufs Zimmer einzuladen. Die Gelegenheit bot sich schneller, als ich erwartet hatte. Er selbst trat eines Tages, uns vor der Thür sehend, heran und gab uns in hastiger Rede, Englisch mit Italienisch mischend, zu verstehen, daß er sich freue, Forestieri hier anzutreffen. Es fiel uns zwar auf, daß er vermied, englisch zu sprechen, doch kommt es in den besten Familien vor, daß man seine Muttersprache der fremden, erlernten unterstellt. Wir luden ihn ein, den Abend zu uns zu kommen, was er auch mit Vergnügen annahm. Gegen sieben Uhr sah ich ihn schon, bewaffnet mit einem Fiasco Wein und einer Guitarre, ankommen, er winkte mir lustig zum Fenster zu, und schon von weitem schwenkte er seine Gegenstände, mir ein „If you please“ mehrmals zurufend.

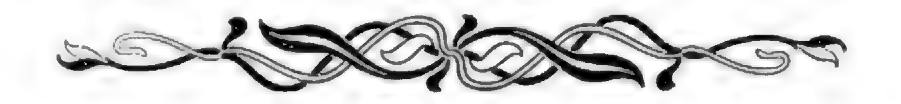
Doch die Geister, die ich rief, ward ich nimmer los. Er trank, sang und spielte, spielte, sang und trank, seine Flasche, zwei meiner Flaschen wurden von ihm und zwei Männern, die in seiner Begleitung gekommen waren, geleert. Keiner wankte, keiner wich, es wurde sehr spät, und ich entledigte mich des Besuches endlich nur dadurch, daß ich von Maria Luigia mir rasch noch mehrere Liter Wein kommen ließ und sie der Gesellschaft übergab mit der Bitte, sie auf das Wohl des Guitarre spielenden Amerikaners zu leeren, jedoch unter der Bedingung, daß dieses Fest am Saume des Waldes abgehalten werde. Es war die erste und letzte „Gesellschaft“, die ich in dem Walde gab.

Wir erhielten über den Herrn „if you please“, wie ich ihn nun nannte, auch verschiedene Nachrichten, die nicht gerade angethan waren, seine intimere Bekanntschaft zu wünschen. Es wurde uns erzählt, er sei ein geborener Italiener, seinem Berufe nach ein Handwerker, der in New York einige Jahre gearbeitet hatte; — was er jetzt treibe, wußte niemand zu sagen. Er verschwand dann bald wieder aus unserm Gesichtskreise, und niemand dachte mehr an diesen komischen Italiener mit englischen Kleidern, Melonenhut, Monocle und Guitarre.

Inzwischen war die Zeit mit Arbeiten, Malen, Zeichnen und Lesen rasch dahingeeilt. Volle sechs Wochen waren wir in diesen Wäldern herumgestreift und dachten nun ernstlich daran, in unser Städtchen zurückzukehren, wollten aber eine passende Gelegenheit abwarten, um nicht ganz allein heimzureisen. Noch eine originelle Sehenswürdigkeit hatten wir außerdem im Auge, nämlich den Besuch bei den Hirten im Walde, die den in der Provinz wie auch in ganz Italien so beliebten Käse bereiten, der unter dem Namen Cacio Cavallo in den Handel kommt. Uns machte dieser Ausflug viel Vergnügen, da wir allein noch nie so weit und tief in den Wald gedrungen waren; der Weg dauerte gute drei Stunden. Maria Luigia setzte den einen der Leute von unserm Besuch in Kenntnis, was wegen ihrer frei herumlaufenden gefährlichen Hunde nötig war. Ein Fäßchen Wein nebst Maccaroni nahmen wir als Geschenk mit und traten bei schönem Wetter unsre Wanderschaft an. Die Gegend, in die wir nun kamen, bestand stellenweise aus tiefen, dunkeln Waldungen oder aus Gestrüpp; kamen dazwischen Lichtungen vor, so waren sie mit Steinen und Geröll ausgefüllt; hie und da lagen umgestürzte, große Bäume, die viel dazu beitrugen, der ganzen Gegend ein äußerst wildes Aussehen zu geben. Diese stimmungsvolle Landschaft wurde durch den Reiz einer großen Einsamkeit erhöht. Wir hatten es nur der Ortskenntnis unsrer Dienerin zu verdanken, daß wir uns nicht verirrten, denn von einem Wege war keine Spur zu sehen. Nach zweieinhalbstündigem Marsche kamen wir wieder vor eine große Thalsenkung und sahen am Saume des uns gegenüberliegenden Waldes einen Mann mit zwei großen Hunden stehen; es war der eine Hirt, der uns

erwartete. Die zwei wachsamen Tiere hatten uns von weitem kaum gewittert, als sie mit Gebell den Berg hinab und auf uns zu rannten, doch ein geller Pfiff ihres Herrn, und in großem Bogen eilten sie zurück. Diese Hunde hatten vor kurzer Zeit, wie uns der Hirt später erzählte, einen Wolf abgefaßt, der die Hütten nachts umschlichen hatte. Der Führer geleitete uns durch die schattige, hohe Eichenwaldung zu seiner Behausung. Es waren drei zerstreut liegende, zwischen Bäumen gebaute Laubhütten höchst primitiver Art. Die Vögel des Waldes konnten zwischen den großen, luftigen Oeffnungen der Wände ein und aus fliegen, und zu unserm Ergötzen sahen wir einen winzigen Zaunkönig dreist in dem Raume herum hüpfen. Auf dem Lehmboden brannte ein Feuer unter einem großen Kessel, ein Mann war beschäftigt, mit einem Holzlöffel eine Masse in demselben herumzurühren; es waren dies die Bestandteile des Käses, die man so lange über dem Feuer rührt, bis sie zähe werden, worauf sie sich leicht zu jeder Form verarbeiten lassen. Am meisten flicht man zopfartige Stücke oder die bekannte große Käsebirne, Cacio Cavallo genannt. Auch die frische, vorzügliche Butter wird in einer Umhüllung von minderwertigem Käseteig konserviert; mit der Zeit wird die Käserinde steinhart. Wir blieben eine Weile bei diesen fünf vereinsamten Menschen, die an dem Wein- und Maccaroni-Geschenk große Freude hatten. Ich benutzte die leider sehr kurze Zeit, um so viel wie möglich zu skizzieren. Die Laubhütten interessierten uns am meisten, denn sie waren wie Reminiscenzen aus der Kinderzeit, da man noch Robinson auf der wüsten Insel spielte. Wir verabschiedeten uns von den treuherzigen Leuten, die uns bis zur nächsten Lichtung begleiteten, das Bellen der Hunde hörten wir noch weit hinter uns her durch die Waldesstille schallen. In der Dämmerung gelangten wir wieder ins Bad zurück und vernahmen von unsern Nachbarn, daß unser Freund, der alte Priester aus Avigliano, angekommen sei, um uns zu besuchen. Wir sandten Maria Luigia schnell zum Badebesitzer und waren hocherfreut, sie mit dem lieben Alten ankommen zu sehen. Schon von weitem nickte er uns freundlich zu, wir eilten ihm entgegen und baten ihn, abends bei uns zu bleiben, was er aber dankend ablehnte: er sei nur gekommen, uns etwas ganz allein anzuvertrauen. Er nahm uns nun unter den Arm, und auf und ab gehend, erzählte er uns erst von diesen und jenen Aviglianesen, die wir kannten, aber dazwischen kamen mit viel Vorsicht angedeutete Bemerkungen, daß es plötzlich nicht mehr sehr sicher in der Gegend sei, „è cosa di niente“, meinte der gute Alte, dem es allem Anschein nach schwer war, seine geliebte Heimat den Fremden gegenüber in schlechtes Licht zu setzen. Jedoch meinte er: „Es wäre besser, Sie kommen nach Avigliano zurück, Ihr Haus ist doch sicherer, die Carabinieri wohnen dicht neben Ihnen, und das ist viel wert.“ Auf unser dringendes Ausfragen erfuhren wir, daß eine noch nicht entdeckte Bande nachts schon ein paarmal allein wohnende Leute überrumpelt und ausgeraubt hatte. Der letzte Fall hatte die Stadt in große Aufregung versetzt. Man fand nämlich eines Morgens zwei alte Leute geknebelt und an den Bettladen gefesselt; halbtot von dem ausgestandenen Schrecken konnten sie nur mitteilen, daß acht fremde Männer mit geschwärzten Gesichtern sie plötzlich überwältigt, ihnen einen Knebel in den Mund gesteckt und sie beraubt hatten. Der Priester Don Andrea wollte gleich den andern Tag wieder zurück und forderte uns auf, mitzukommen; er selbst hatte schon für eine Begleitung gesorgt, und so wurde den andern Morgen gepackt. Nachmittags waren wir nebst dem Priester und einem bewaffneten Begleiter, sowie den zwei Maultiertreibern schon auf dem Weg zu dem Bergstädtchen Avigliano.

Wir blieben daselbst noch einige Zeit, und ich arbeitete weiter an meinen Bildern, aber wir waren nun vorsichtiger bei unsern Spaziergängen und verließen die belebte Hauptstraße außerhalb des Stadtthores äußerst selten. Der Sindaco sowie die andern uns befreundeten Herren kamen öfters, um nach uns zu schauen. Eines Tages fiel es mir auf, daß der Sindaco beim Heruntergehen der Treppe unsrer Wohnung das vergitterte Fenster untersuchte, doch sagte er nichts. Längere Zeit war es scheinbar ruhig, da durcheilte eines Morgens die fast unglaubliche Kunde die Stadt, daß die Madonna in der Kathedrale in letzter Nacht bei verschlossener Thür aller ihrer Goldopfergaben beraubt sei. Wie die Briganten das bewerkstelligt hatten, war ein Rätsel; sie mußten den hohen Turm erstiegen haben und von da aus in die Kirche eingedrungen sein. Den andern Tag eilte alles zur Kirche, denn der Erzpriester wollte von der Kanzel der Gemeinde eine Predigt halten. Fast unter Thränen ermahnte er die Gemeinde, bei der Entdeckung der Thäter fleißig mitzuhelfen. Die Madonna werde übrigens die Verbrecher schon zu finden wissen, beteuerte er. Aber man bekam weder das Gold zu sehen noch faßte man die Spitzbuben. Die Carabinieri patrouillierten mit verdoppeltem Eifer und schleppten aus den Bergen manch gefesselten Briganten oder sonst verdächtige Subjekte herbei. Eines Tages brachten sie von ihren Streifzügen auch eine Anzahl von Strolchen mit, die im Walde sich verschiedene Räubereien schuldig gemacht, daß sie aber auch an dem Kirchenraub beteiligt gewesen, konnte nicht erwiesen werden. Wir zogen es bald darauf vor, den Ort zu verlassen, und wieder begleitete uns unser lieber Freund, der Priester, bis zur Hauptstadt Potenza, was recht gut war, da bei der Abfahrt von Avigliano hinter unsern Wagen sich sehr verdächtige Leute zu schaffen machten. Ich war längst wieder auf deutschem Boden, als die Zeitungen Berichte brachten von der weitverbreiteten Brigantenverbindung in den calabrischen Grenzprovinzen, der man auf die Spur gekommen. Ich war gottlob geschützt gewesen, dank der dort noch herrschenden Volksanschauung, die dem heimatsfernen Wanderer Obdach und Schutz gewährt, — denn zu bemitleiden ist derselbe, als eine irrende Seele, die das Glück weit von der mütterlichen Heimat sucht.



Das Hofmann-Haus in Berlin.

In unsrer denkmalsfrohen Zeit ist es eine gute Abwechslung, wenn einem berühmten Manne nicht immer bloß ein bildnerisches Monument gesetzt wird. Die Deutsche Chemische Gesellschaft, diese größte, über 3000 Mitglieder zählende Vereinigung von Chemikern aller Länder, hat daher gut gethan, das Andenken ihres Mitbegründers und verdienstvollen ersten Präsidenten, des unvergeßlichen Professors August Wilhelm von Hofmann (1818-1892), in einer andern monumentalen Form zu ehren. Sie widmete ihm, unterstützt von Fachgenossen in der ganzen Welt, und namentlich von der deutschen chemischen Industrie, ein Haus, das seinen Namen trägt und den Zwecken dient, denen das Leben und Streben des gefeierten Forschers galt. Am 20. Oktober ist das Hofmann-Haus seiner Bestimmung übergeben worden. Das Bauwerk liegt im vornehmen Tiergartenviertel, in der kleinen, lauschigen Sigismundstraße. Die Ausführung war auf Grund eines engeren Wettbewerbes dem Baurat Otto March anvertraut, dem Berlin schon manche reizvolle Architektur verdankt. Die Fassade aus schlesischem Sandstein zeigt die Formen der Frührenaissance in einfacher, schön gegliederter Flächenbehandlung: die beiden Hauptgeschosse, zwischen denen in kleinem Fries die Inschrift „Hofmann-Haus" hervortritt, mit flach ausgebauchten Fenstern, die reiches Licht spenden und mit einem altanartigen Austritt bekrönt sind; das dritte Geschoß in abweichender Fensterordnung, belebt durch einen ornamentierten Fries, endlich das mit roten unglasierten Ziegeln eingedeckte Giebelstockwerk.

Das Hofmann-Haus in Berlin.

In das Haus teilen sich wissenschaftliche und industrielle Organisationen. Die beiden Hauptgeschosse sind das Heim der Deutschen Chemischen Gesellschaft; die zwei obersten, in sich durch eine Treppe verbundenen Stockwerke haben die Berufsgenossenschaft und der Verein zur Wahrung der Interessen der chemischen Industrie Deutschlands inne. Das Erdgeschoß bewohnt die Hausverwaltung. Das Innere des Bauwerkes atmet überall eine vornehme, trauliche Behaglichkeit und ist sehr zweckmäßig eingerichtet, auch mit elektrischem Licht und Warmwasserheizung versehen. Das Hauptportal führt gleich im Erdgeschoß zu der bequemen Kleiderablage und den mit Marmor ausgestatteten Toiletteräumen. Zur rechten Hand steigt die Treppe auf, die in hellgelbem Untersberger Marmor ausgeführt ist. Das erste Geschoß enthält die Geschäftsstelle der Deutschen Chemischen Gesellschaft und die Redaktion ihres Hauptorgans. Das zweite Stockwerk umfaßt nach vorn die schönen, in Holz getäfelten, nach den neuesten Erfahrungen eingerichteten Bibliothekräume. In derselben Höhe des Treppenhauses steht in einer Flachnische das in ruhiger Würde aufgefaßte Marmordenkmal A. W. von Hofmanns, der dozierend im Schmucke des Professorentalars erscheint; oberhalb der Nische veranschaulichen geistvolle Reliefs die studierende und experimentierende Chemie. Diese bildnerischen Arbeiten sind ein Werk von Hermann Hidding.

Der größte und wichtigste Raum des Hauses ist der Sitzungssaal, den man vom weißgetünchten, mit farbigem Smyrnateppich belegten Korridor des zweiten Geschosses betritt und den man auch durch Personenaufzug erreichen kann. Er erstreckt sich amphitheatralisch durch die beiden Hauptstockwerke und wird von der diskret bemalten Oberlichtdecke aus durch acht Kronen beleuchtet. Der Saal hat Eichenholztäfelung und 254 bequeme Ledersitze, die sich auf den Mittelraum und eine breite Galerie



August Wilhelm von Hofmann. Modelliert von Hermann Hidding.

auf beiden Seiten verteilen. Die lichten Wände sollen später mit Bildnissen großer Chemiker geschmückt werden. An der Vorderwand ist eine aufzurollende, 4 Meter große Leinwand für das Skioptikon angebracht. Dort steht auch der große, durch Soffiten beleuchtete Experimentiertisch. Dahinter liegt das Vorbereitungszimmer, das von einem unteren Laboratorium aus zugänglich ist. Dieses wissenschaftliche Untersuchungs-Laboratorium soll den Beamten der Gesellschaft dienen. Das in seiner Art vollkommene Bauwerk, für dessen Errichtung 600000 Mark zur Verfügung standen, wird den Stiftern dauernde Freude bereiten und der Chemie selbst hoffentlich eine Quelle reicher Fortentwicklung sein im Geiste A. W. von Hofmanns.



Das kunstgewerbliche und technologische Museum in Bozen.

Das kunstgewerbliche und technologische Museum in Bozen.

Mitten in der Stadt Bozen erhebt sich der alte ehemalige Herrensitz Hurlach, der nach Entwürfen des Malers Professor Alois Delug zu einem kunstgewerblichen und technologischen Museum umgebaut wird. Ueber den Kellerräumen wird eine Maschinenhalle eingerichtet, einige Säle sind für das Archiv und die Skulptursammlung bestimmt. Der Garten soll als botanische Anlage ausgestaltet werden. Am Westende des Gartens ist eine Halle für Wein-, Obst- und Blumenausstellungen geplant. Im Hochparterre wird eine tirolische Ehren- und Ruhmeshalle zu sehen sein; ferner wird man in andern Räumen Waffen-, Kostüm-, Werkzeug- und Instrumentensammlungen finden, dann Trachten und Volkstypen der einzelnen Thäler von Tirol. Professor Franz von Defregger hat in liebenswürdiger Weise seine sachkundige Mitwirkung zugesichert.

Kaiserin Friedrich.

Die Mutter des Deutschen Kaisers Wilhelm II., Kaiserin Friedrich, vollendet am 21. November ihr sechzigstes Lebensjahr, und weit über die Grenzen des Reiches hinaus, nicht zum wenigsten auch aus ihrem meerumspülten Geburtslande, werden ihr herzliche und aufrichtige Glückwünsche dargebracht werden. Sie dürfen um so inniger lauten, als während der letzten Wochen das Befinden der hohen Frau zu ernster Besorgnis Anlaß gab, aber die düsteren Wolken, die ihr Schmerzenslager überschatteten, entwichen, und es läßt sich hoffen, daß die Kaiserin Friedrich an ihrem Ehrentage sich der vollen Genesung freut.

Die hohe Frau erblickte im Buckingham-Palast zu London als erster Sproß des Prinzgemahls Albert und der Königin Viktoria das Licht der Welt, und große Freude herrschte darob in England, denn nunmehr schien wieder die direkte Thronfolge gesichert. Mit welcher Sorgfalt die Eltern die Prinzeß Royal, die in den ersten Lebensjahren nur von zarter Gesundheit war, überwachten, erhellt aus den Briefen des Prinzgemahls und noch mehr aus dem von der Königin geführten Hochlandstagebuch, in dem eine rührende Mutterliebe, zugleich aber auch eine hohe Anschauung von den Pflichten und Aufgaben der Eltern zum Ausdruck gelangt. Im Frühjahr 1851 sah die Prinzeß Royal Viktoria ihren zukünftigen Gemahl zum ersten Male, denn der Prinz Friedrich Wilhelm von Preußen begleitete seine Eltern auf der Reise nach England. Im Herbst 1855 kam er allein wieder, um die Hand der Prinzessin zu erbitten. Aus den Briefen des Prinzgemahls Albert an Baron Stockmar wissen wir, unter wie zarter, poetischer Form die Werbung erfolgte. Am 29. September machte die königliche Familie mit ihrem erlauchten Gast einen Ausflug in die Berge, und als die Kavalkade den Craig-na-Ban hinaufritt, fügte es sich, daß die beiden jungen Leute ein wenig zurückblieben. Die Unterhaltung zwischen ihnen verstummte, denn die Herzen waren zu bewegt; da fiel das Auge des Prinzen auf die am Wege blühenden weißen Heideblumen, deren Bedeutung in der schottischen Volksmeinung er wohl kannte. Ein Strauß oder Zweig von diesen Blumen, einem jungen Mädchen dargereicht, bedeutet die Frage: „Liebst du mich?“ und die Annahme: „Ja.“ Vom Pferde springend, brach Prinz Friedrich Wilhelm einen Zweig der lieblichen Blumen, reichte ihn seiner Begleiterin dar, und errötend nahm sie die Gabe in Empfang. Die Prinzessin war indessen noch nicht fünfzehn Jahre alt und noch nicht konfirmiert, und so wurde die Vermählung

um mehrere Jahre hinausgeschoben. Im St. James-palast zu London fand am 25. Januar 1858 die Trauung statt, und am 8. Februar erfolgte der feierliche Einzug des jungen Paares in Berlin. Dasselbe nahm zunächst auf Schloß Babelsberg seine Wohnung, teilte aber später seinen Aufenthalt zwischen dem Neuen Palais zu Potsdam und dem Kronprinzenpalais in Berlin. In diesem schenkte am 27. Januar 1859 die Prinzessin Viktoria ihrem Gemahl den ersten Sprossen, den heutigen Deutschen Kaiser. Die Glückwünsche, die dem beglückten Elternpaar von allen Seiten zugingen, beantwortete es mit den inhaltsvollen Worten: „Möge es uns gelingen, unter Gottes Beistand unsern Sohn zur Ehre und zum Wohle des teuren Vaterlandes zu erziehen.“

Die Prinzeß Royal von England wurde dem preußischen Thronerben eine kluge Beraterin und Helferin in allen Werken des Friedens. Gleich ihm bethätigte sie eine rege Teilnahme für die Wissenschaften und Künste wie für den Ausbau der Wohlfahrtseinrichtungen, und besondere Verdienste erwarb sie sich um die Förderung der weiblichen Erziehung und der Bestrebungen zur Ausdehnung des Frauenerwerbes. Der Letteverein mit seinen vielen Verzweigungen dankte sein Emporblühen vor allem der Kronprinzessin Viktoria, und die Begründung manchen Instituts zur Pflege der Kunst, das heute der deutschen Hauptstadt zur Zierde gereicht, ist auf ihre und ihres Gemahls Initiative zurückzuführen. Schon im Sommer 1871 war der Kronprinz Friedrich Wilhelm zum Protektor der königlichen Museen ernannt worden, und auf seine und seiner Gemahlin Befürwortung fand eine bedeutende Erweiterung der Sammlungen statt. Die Begründung des Berliner Kunstgewerbemuseums ist vornehmlich auf die Anregung der Kronprinzessin Viktoria zurückzuführen, wie dies auch dadurch anerkannt wurde, daß die feierliche Einweihung an ihrem Geburtstage, 21. November 1881, erfolgte.

Hohe Freude ist der Kaiserin Friedrich in ihrem gesegneten Ehebunde beschieden gewesen, aber auch herber Schmerz. Zwei Söhne wurden ihr in zartem Alter geraubt, und der schwerste Schlag traf sie mit der unheilbaren Erkrankung ihres Gemahls. In den Tagen des furchtbaren Leidens, welche die Kaiserkrone zu einer Dornenkrone wandelten, war sie ihm eine aufopferungsvolle Pflegerin, und in ihren Armen ist der edle Dulder sanft entschlafen. Seitdem lebt die hohe Frau in stiller Zurückgezogenheit, meist in ihrem Schlosse Friedrichshof bei Homburg. Dorthin richten sich zu ihrem sechzigsten Geburtstage heiße Wünsche des preußischen, des



Aufn. von Hofphot. T. H. Voigt Wwe., Homburg v. d. H.

Kaiserin Friedrich.

deutschen Volkes für volle Genesung, für einen ungetrübten Lebensabend. So viel Herbes die Kaiserin Friedrich hat erfahren müssen, in allem Leide wird es ihr ein Trost gewesen sein, wie herrlich sich das Wort erfüllt hat, das nach der Geburt ihres ältesten Sohnes gesprochen wurde: daß er herrsche zur Ehre und zum Wohle des teuren Vaterlandes.

Sch.



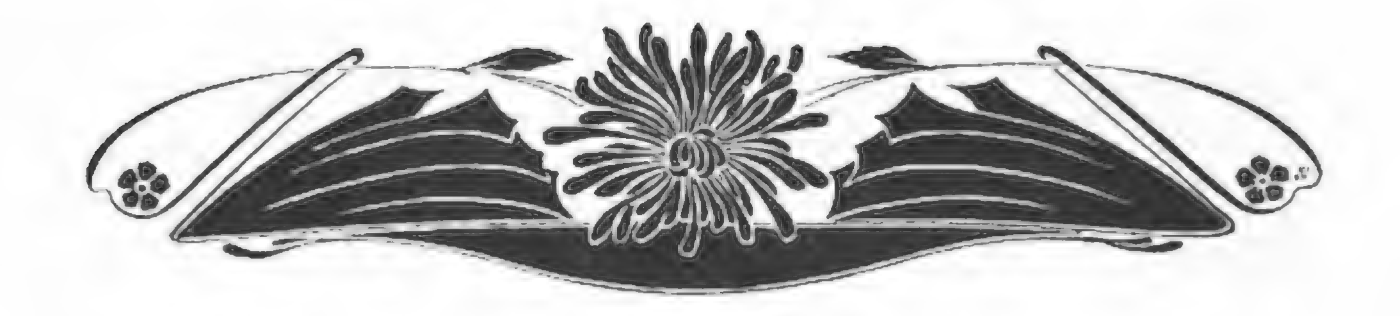
Das Hafendenkmal zu Münster in Westfalen.

Vor kurzem fand die feierliche Enthüllung des neuen Hafendenkmals zu Münster in Westfalen statt. Das eigenartige, der ganzen Umgebung angepaßte Denkmal hat eine Gesamthöhe von 7,60 Metern. Der Künstler, Bildhauer Ant. Rüller-Münster, aus dessen Werkstatt auch das Colomben-Denkmal zum Gedächtnis an die Gefallenen des Infanterieregiments Nr. 13 hervorgegangen ist, hat es verstanden, ein in jeder Weise wirkungsvolles Monument zu schaffen. Auf einem 5 Meter breiten Unterbau erhebt sich der 1,80 Meter hohe massive Sockel. Auf den beiden Seiten dieses Sockels sind, auf der oberen Stufe des Unterbaues ruhend, zwei mächtige Wasserschalen angebracht, in die sich aus Delphinenrachen in breitem Strahl das Wasser ergießt. Die Vorderseite des Sockels ziert auf einem halbkreisförmigen Abschluß in erhabener Schrift die Widmung: „Zum Gedächtnis an die Einweihung des Stadthafens Münster. 16. Oktober 1899. Gestiftet von Kaufleuten der Stadt." Auf der Rückseite ist ein Laufbrunnen für Trinkwasser angebracht. Auf dem Sockel erhebt sich ein schlanker, in seinen Formen schlicht gehaltener Obelisk, dessen obere vordere Seite das Wappen der Stadt Münster, von einem Lorbeerkranz umgeben, zeigt. Vor dem Obelisken, auf dem halbrunden Vorbau des Sockels steht die charakteristisch aufgefaßte Gestalt eines Schiffers mit wetterharten Zügen. Das Haupt bedeckt ein mächtiger Südwester, den Oberkörper umhüllt die Schifferjacke, die Beine sind mit hohen Wasserstiefeln bekleidet. Mit beiden Händen stützt sich die Figur auf einen schweren Anker, um den ein Schiffstau geschlungen ist, während der Blick gespannt in die Ferne gerichtet ist. Hinter der Figur sehen wir das Steuerrad mit Handspeichen und Kette. Die Gestalt des Schiffers hat eine Höhe von 2,25 Metern. Das ganze Denkmal ist in Stein ausgeführt, und zwar ist für den Sockel und den aus einem einzigen gewaltigen Steinblock ausgehauenen 4,55 Meter hohen Obelisken der wetterfeste Obernkirchener Stein zur Verwendung gekommen. Die Figur des Schiffers hingegen ist aus besonders widerstandsfähigem krystallischem Steinmaterial gefertigt. Einen wirkungsvollen Abschluß erhält das Denkmal durch den im Hintergrunde sich weithin ausdehnenden städtischen Hafen mit seinem bunten Leben und Treiben, seinen Schiffen und den am Ufer sich hinziehenden Lagerhäusern.



Das Hafendenkmal zu Münster in Westfalen. Von Anton Rüller.





Die Schrulle des Pastors.

Novellette von Paul Oskar Höcker.

Barbara hatte sich mit ihrem Verlobten gezankt. Mißmutig kehrte sie von dem kleinen Fischerhafen nach dem Damenstrand zurück.

Als sie in die Nähe des Strandhotels gelangte, wandte sie ihre trotzige Miene seewärts, um nicht Freds Mama sogleich wieder Rede stehen zu müssen. Frau Banquier Plagge hatte das Paar aber wie stets, wenn sie es einmal spazieren gehen ließ, mit ängstlichen Blicken vom Balkon der Strandhalle aus verfolgt. Eilig kam die stattliche alte Dame nun über den grünen Deich herüber. Barbara hörte ihr asthmatisches Atmen.

Natürlich blieben die erwarteten Fragen nicht aus.

„Warum bist du nicht mitgefahren, Barbarachen?"

„Ich hatte die Lust verloren."

„Trotzdem du nun schon die ganze Woche davon sprichst, du wolltest durchaus einmal im Segelboot hinaus?"

Barbara schwieg.

„Etwa weil Baumeisters mitkamen und der Landgerichtsrat mit seinen Töchtern?" Frau Plagges Ton war gekränkt, dabei aber sanft und mütterlich. Sie ergriff mit ihrer weißen, rundlichen kleinen Hand die kräftige, etwas gebräunte Rechte ihrer Schwiegertochter. (Es war eine schreckliche Unart von Barbara, sich in ihrer Toilette hier im Seebad so sehr zu vernachlässigen; am liebsten ging sie ohne Hut und ohne Handschuhe. Man sprach schon darüber.) „Sieh mal, meine süße Barbara, du mußt nicht so schroff gegen Alfred sein. Er hat dich so ungemein lieb. Wirklich."

Diesen butterweichen, gefühlvoll sein sollenden Ton konnte Barbara um alles in der Welt nicht leiden. Sie löste ihre Hand aus den weichen Fettpolstern und seufzte auf, mit ihren lebhaften braunen Augen die Ausfahrt des etwas schwerfälligen „Greif" verfolgend. Alfred, der backbords saß, hatte sich in einen dicken Plaid gewickelt. Man erkannte ihn nur an seinem kleinen Strandhütchen von rotem Filz.

„Wenn es Alfred Spaß macht, mit x-beliebigen fremden Philistern ..."

„Aber Barbara, mein Süßing, wie du nur gleich wieder so absprechende Urteile in den Mund nehmen kannst!"

„... Also meinetwegen mit ehrwürdigen, hochwohllöblichen Bürgern der guten Stadt Hannover an der Leine auf ein Stündchen vor Tisch hinauszusegeln, die Person für fünfzig Pfennige, — nun, mich langweilt das. Ja, es ödet mich, die Frau Baumeister über die Hotelpreise, die Gänschen vom Landgerichtsrat über die ‚Reunion' in der Strandhalle und die Herren übers Essen, immerzu übers Essen sprechen zu hören, oder umgekehrt höchstens über die Seekrankheit. Und ein Stündchen — ausgerechnet ein Stündchen segeln, wie lächerlich! Wenn ich mal segle, soll's ordentlich hinausgehen. So wie ich früher mit Vater immer gefahren bin."

„Dein guter Papa!" Frau Plagge legte in ihren seufzenden Ton eine linde Trauer, brachte es zu gleicher Zeit aber doch fertig, mißbilligend den Kopf zu schütteln.

Man schwieg eine Weile. Barbaras Blicke klammerten sich an das rostbraune Segel, das vor dem frischen Wind außerhalb des Hafens sofort eine lebhaftere Fahrt gewann. Endlich hob Alfreds Mama wieder an: „Uebrigens kannst du dem guten Jungen wirklich keinen Vorwurf daraus machen. Mir war es ja offen gestanden sowieso nicht ganz recht, daß ihr allein auf See wolltet."

„Auf See?" lachte Barbara. „Hier — in den Watten?"

„Immerhin konnte darüber gesprochen worden."

„O!"

Frau Plagge hatte für dieses „O" nicht die richtige Auslegung und fuhr in der Verteidigung ihres Sohnes fort: „Sieh mal, mein Liebling, ich war selbst Zeuge, wie der Herr Baumeister zu Alfred kam und ihn fragte, ob er sich mit seiner Frau an der Partie beteiligen dürfe. Nun, das konnte ihm Alfred doch nicht abschlagen."

„Nein, wie wird er denn! Keinem Menschen kann er etwas abschlagen. Er ist Wachs in den Händen andrer Leute; nur ich habe keinen Einfluß auf ihn. Tausend Entschuldigungen weiß er, wenn ich ihn mal um etwas bitte. ‚Das geht nicht, Kindchen — das schickt sich nicht, mein Süßing, — darüber könnte gesprochen werden, mein Herzchen!'"

„So erbittere dich doch nicht schon wieder, liebste Barbara! Ich glaube wirklich, das kalte Baden bekommt dir nicht, du wirst davon so nervös!"

Barbara nagte trotzig an ihren Lippen. Natürlich mußte nach irgend einem äußerlichen Grunde für ihr andauerndes Unbehagen gesucht werden. Daß sie

sich hier zum Sterben langweilte, daß sie mit sich und der Welt zerfallen war, weil sie das Kraftgefühl in sich, den Unternehmungsgeist, ihre Jugend, ihren Uebermut unterdrücken und sich ducken, ducken, ducken mußte, das sagten sich ihre lieben Verwandten nicht.

Frau Plagge pätschelte die gebräunten Wangen ihrer finster dreinblickenden Schwiegertochter und ließ sie dann gnädig ziehen, wenngleich mit innerlichem Groll darüber, daß sich Barbara die mütterliche Liebkosung nur mit sichtlichem Widerwillen hatte gefallen lassen. Hätte ihr Sohn Alfred, der als junger Banquier doch immerhin auf Geld sehen mußte, an dieser verzogenen, unausstehlichen Barbara nicht eine so glänzende Partie gemacht, wahrhaftig, Frau Plagge wäre im stande gewesen, dem jungen Ding endlich einmal ganz gehörig die Meinung zu sagen.

Trübe vor sich hinstarrend, gelangte Barbara bis zu ihrem Strandkorb.

Gottlob, sie war allein. Auch die schwatzhafte Pastorin mit ihren fünf Gören und ihren uninteressanten Mitteilungen über ihre Bleichsucht, über Eingemachtes, den christlichen Frauenverein von Itzehoe und über Kinderkrankheiten befand sich nicht in der Nähe. So, nun konnte sie eilends den Strandkorb bis dicht an den Steindamm schleppen, sich hineinwerfen, die Hände vors Antlitz schlagen und weinen, herzzerbrechend weinen ...

Eigentlich verdiente er's gar nicht, der patente, korrekte Herr Alfred, daß sie sich so um ihn grämte. Und doch — wie weh hatte er ihr gethan! Ahnte er nicht, warum es sie gedrängt hatte, endlich, endlich einmal mit ihm zusammen zu sein, in der freien Gotteswelt draußen, ohne die beaufsichtigenden, kalten, schwiegermütterlichen Augen und ohne das überflüssige Geschwätz der gleichgültigen Badebekanntschaften? Wenn sie sich in der Einsamkeit ausgesprochen hätten, vielleicht würde sie das einander näher gebracht haben. Denn jetzt standen sie einander so kalt, so leer, so fremd gegenüber. Und schon zu Weihnachten sollte die Hochzeit sein! Barmherziger Himmel, wie sie sich davor fürchtete, wie der Gedanke sie quälte, daß sie dann Zeit ihres Lebens Sklave der kleinlichen Empfindelei Alfreds sein würde und seiner Mutter. Seiner Mutter! O, gewiß, Frau Plagge überschüttete ja geradezu die Braut ihres Sohnes mit Sorgfalt und Zärtlichkeit. Aber Barbara war es, als ob sie aus einer ganz andern Welt stammte als jene; darum konnte man einander nie und nimmer verstehen, und die wortreiche Liebenswürdigkeit der gezierten alten Dame gereichte ihr nur zur Qual.

Schon in äußerlichen Dingen zeigten sich die Gegensätze. Barbara liebte und pflegte seit ihrer Kindheit den Sport in jeder Gestalt. Als sie aber nach dem Tode ihres Vaters, der am frühen Schlusse seines abenteuerreichen Lebens die berühmte Jachtwerft in Bremen innegehabt hatte, als das Mündel des Banquiers Plagge nach Hannover gekommen war, hatte sie's geradezu Kämpfe gekostet, von Onkel und Tante die Erlaubnis zu all den lieben, halsbrecherischen Künsten zu erhalten.

Plagges scheuten das kalte Wasser — das war ihr hervorstechendster Familienzug. Deshalb war auch Alfred so verweichlicht und so leicht erkältet. Seinetwegen hatte man dieses milde, langweilige Wattenbad aufsuchen müssen. (Alfred nahm natürlich nur Wannenbäder.) Ach, und ihr konnte das Klima nicht rauh genug sein. Wie satt sie des Himmels ewige Bläue hatte! Sie sehnte sich ordentlich nach jagenden, zerfetzten Sturmwolken und schwarzer, zischender, wild aufgeregter See. Und wenn sie nur ein einziges Mal so eine richtige, tüchtige Segelpartie weit, weit hinaus hätte mitmachen dürfen, wie früher mit dem flotten, wetterfesten, couragierten Papa ... Sie beugte sich vor, und wieder klammerten sich ihre sehnsüchtigen Blicke an eines der Fischersegel, die das Wattenmeer mit der aufkommenden Flut belebten ...

Aber das war keines der einheimischen plumpen Fischerfahrzeuge, das war auch nicht der „Greif“, in dem man, wenn Flut war, „à Person fünfzig Pfennig“ eine Stunde lang herumkreuzte, unter haarsträubenden nautischen Betrachtungen. Es war ein hübscher, flotter Lustkutter, scharf gebaut, mit einem prächtig weißen, großen Gaffelsegel. Das Bugspriet stand keck horizontal, der Außenklüver war ganz stattlich und auch die Stenge hübsch lang, die ganze Takelage vielleicht nur etwas zu schwer für den geringen Umfang des zierlichen, flachbodigen Fahrzeuges. Aber seetüchtig war es zweifellos. Soviel sie übrigens bemerkte, ward das Boot nur von einem Manne bedient.

Der Anblick des flotten Seglers heiterte Barbara ein wenig auf. Sie fühlte sich sofort als „Fachmann“ angeregt. Aufmerksam verfolgte sie den Einlauf des Kutters in den Hafen. Wem mochte das Boot gehören? Wenn sie, um zum Hafen zu gelangen und das Fahrzeug in der Nähe zu besichtigen, nicht wieder an der Strandhalle vorüber gemußt hätte...

Zögernd hatte sie sich erhoben.

„Ah, Fräulein Kottenhahn! Schönen guten Morgen wünsch' ich — es ist freilich schon Mittag — ich hab' Sie noch gar nicht gesehen heute! Wollten Sie nicht mit dem ‚Greif‘ hinaus? ... Fritz, nimm schön die Mütze ab und sag guten Tag. Häng dich nicht so an meinen Arm, Bertha. Klaus, Klaus, nicht so nahe ans Wasser. Willst du wohl! ... Nun, und werden Sie heute wieder baden, Fräulein Kottenhahn? Ja?“

Die Pastorsfrau war's, von allen fünf Orgelpfeifen umgeben. Barbara konnte nicht anders, als in leicht ironischem Ton mit ihr sprechen. Die gute Frau Rohlfing merkte es gottlob nicht.

„Ob ich baden werde, Frau Pastor? Zu gütig, Ihr Interesse. Ja, ich bade täglich, wie ich Ihnen bereits sagte. Deshalb ist man ja auch schließlich an der See.“

„Aber Ihr Herr Bräutigam badet doch nicht? Ja, er sieht auch sehr zart aus. Klaus, du wirst ins Wasser fallen! Erna, so tapse doch nicht durch alle Pfützen; du wirst dir das frische Kleidchen naß machen. Ja, sehr schönes Wetter heute. Nicht? Was lesen Sie da eigentlich, Fräulein Kottenhahn?“

Das ging wie ein Wasserfall, unaufhaltsam

plätschernd, dabei fast ohne jede Nuance. Barbara wollte nicht gar zu unhöflich sein, weil Mama Plagge sich so eng an die Pastorin angeschlossen hatte; sie entnahm deshalb den stattlichen Band dem Strandkorb: „‚Auch Einer', von Vischer."

„Ach nein, von Fischer?"

„Ja. Mit v, nicht mit f."

„I Gitt, i Gitt, zu komisch! Lottchen, pfui, ketsche nicht an den Nägeln. Hoffentlich giebt es heut zu Tisch eine bessere Nachspeise für die Kinder. Denn der Flammeri gestern ... Ja, was ich sagen wollte, neulich hab' ich auch ein sehr schönes Buch gelesen. Es hieß, es hieß ... Klaus, du kriegst Prügel, wenn du jetzt nicht kommst und artig die Hand giebst! Warten Sie mal ab, das war von ... je, nun hab' ich's vergessen. Wissen Sie, die Autoren und die Titel, — und ich hab' eigentlich so wenig Zeit zum Lesen ..."

Barbara fiel die Pastorin auf die Nerven. Sie mochte ja eine kreuzbrave Frau sein, aber eine Unterhaltung mit ihr war geradezu eine Tortur.

„Entschuldigen Sie mich nur, Frau Pastor. Ich wollte soeben nach dem Hafen, um — um ..."

„Ah, um nach dem ‚Greif' auszuschauen? Ja, so ein Bräutchen ... Fritz, du gehst wieder ganz einwärts. Wie der Junge damit seine Absätze krumm tritt ... Uebrigens bin ich auch grad auf dem Weg dahin. Da können wir ja zusammen ... Lottchen, nimm mal die Bertha an die Hand. Das Kind reißt mir noch den Arm aus!" Sie hakte vertraulich bei Barbara ein. „Kommen Sie, Fräulein Kottenhahn. Sie müssen mir noch ein bißchen erzählen. Ich interessiere mich so schrecklich für alle Bräute. I Gitt — schrecklich soll man eigentlich nicht sagen. Langsam, Fritz, nicht so rabantern ... Natürlich, ob ich's nicht kommen sah, da liegt er schon auf der Nase!"

Barbara ergab sich in ihr Schicksal. Uebrigens trug die Pastorin die Kosten der Unterhaltung ganz allein. Sie war heute noch zerfahrener als sonst, vermutlich weil sie ihren Mann erwartete, wie sie der jungen „Freundin", ein riesiges Interesse bei dieser für all ihre persönlichen Verhältnisse voraussetzend, sofort anvertraute.

Ueber den ganzen Haushalt der wackeren Frau Rohlfing war Barbara so ziemlich orientiert. Sie kannte alle Untugenden des Dienstmädchens Amanda, die üble Angewohnheit des Pastors, bis in die tiefe Nacht hinein zu lesen und zu qualmen; sogar über die ökonomische Verwendung des Wirtschaftsgeldes der Frau Pastor, die ein wahres Finanzgenie sein mußte, herrschte bei Barbara keine Unklarheit mehr.

Jetzt sollte sie auch endlich den Eheliebsten der Frau Pastor persönlich kennen lernen. Nach allem, was sie den ungeordneten, rein äußerlichen Ausführungen von Mutter Rohlfing entnehmen konnte, schien dieser Herr Pastor ein recht pedantischer, selbstherrlicher Schulmeister zu sein, genau so uninteressant, wie ihn diese kleingeistige, interesselose Frau Erna verdiente. Es fehlte ihm keines der philiströsen kleinen Laster und keine der vielgerühmten deutschen Philistertugenden. Na, überhaupt — er war eben der sogenannte seelengute Mann.

„Sehen Sie, Fräulein Kottenhahn, und dabei gerade die eine Schrulle, ist das nicht komisch?"

„Welche Schrulle?"

„Sagt' ich's Ihnen denn noch nicht?" Das breite, runde, gutmütige Antlitz der Pastorin umwölkte sich ein wenig. „Ich hab's ja wirklich gut bei meinem Mann und kann mich durchaus nicht beklagen. Aber wenn er sich nur das eine noch abgewöhnen wollte, dann wär' ich ganz glücklich: er liegt so schrecklich viel auf dem Wasser."

„So — Rudersport?"

„Nein, er segelt so gern. Nun will er sich gar noch ein neues Boot kaufen ... Lottchen, Bertha, wenn ihr euch nicht vertragt, sag' ich's sofort dem Vater ... Sehen Sie, das Boot da ist's. Richtig, es trägt auch schon den Namen: ‚Die Schrulle', so wie das alte hieß. Wissen Sie, das war nämlich eine Anspielung, weil ich doch immer so sagte."

Der Lustkutter hatte die Segel geborgen und aufgegeit. Langsam glitt er, ein schmales Kielwasser hinter sich herziehend, von der Strömung der aufkommenden Flut getragen, in den Hafen.

Barbara war enttäuscht. Herr Pastor Rohlfing der Inhaber dieses famosen Fahrzeugs! Sie mußte fast lachen, als die Frau Pastorin ihr anvertraute, daß ihr Mann heute hauptsächlich deshalb von Geesteheide bei Itzehoe herüberkomme, um ihr die von der Amanda fertiggestellte Kinderwäsche abzuliefern. So ersparte man immerhin die teure Wäsche im Hotel. Heiliger Neptunus!

„Seht, Kinder, da ist der Papa. Klaus, nicht so nahe an den Rand. Komm zu mir, Berthchen, wenn die unartige Lotte dich nicht bei sich dulden will. Ich hab's wohl gesehen, du bist schuld, Lotte. Ruhe jetzt! Ja, Fräulein, sehen Sie nur, so ein großes, teures Schiff. Wenn Stefan nicht die Erbschaft gemacht hätte, ging's ja überhaupt nicht. Aber auch so — das viele Geld für so 'ne Schrulle. Und dabei reden die Leute wohl gar noch darüber. Und wer weiß, der Herr Superintendent ... Lottchen, den Finger von der Nase! Pfui, wie kann man nur! Wenn der Papa das nun gesehen hat! ... Aber bleiben Sie doch, Fräulein Kottenhahn, ich möcht' Sie gern mit meinem lieben Mann bekannt machen!"

Barbara war es ganz unbehaglich zu Mute geworden. Die „Schrulle" hatte fast allen Reiz für sie verloren. Und sie wollte nicht Zeuge werden der intimen Familienscene: Ablieferung der Kinderwäsche, Bericht über Amanda, Küsse in üblicher Reihenfolge, hernach sofort Generalstrafpredigt für alle inzwischen von Frau Erna mitgeteilten Ruchlosigkeiten der Orgelpfeifen. Noch bevor Fritz in Gemeinschaft mit Bertha das ihnen von einem langaufgeschossenen, brünetten, fast schwarzbärtigen Mann zugeworfene Tauende um den Pfahl gewickelt hatte, schlich sie sacht weiter. Sie hatte auch bei den letzten Fischerbooten ihre Schwiegermutter bemerkt, die wahrscheinlich auf das Einlaufen des „Greif" wartete.

Die Hände auf dem Rücken, trat sie auf die kleine Mole hinaus, die die Hafeneinfahrt bezeichnete. Tief atmete sie die ihr so sympathische Mischung

der kräftigen Seeluft ein, mit dem Duft nach Krabben, Tang und Teer. Mit der Flut war eine Mütze Wind aufgekommen. Sie ließ die Haut ihres abgehärteten, kräftigen und dabei geschmeidigen Körpers gern von dem leisen Kälteschauer überrieseln. Da sie (zum gelinden Aerger von Tante Plagge) kein Korsett, sondern nur ein weiches, der natürlichen Taille sich anschmiegendes Mieder trug, so fühlte sie den wohlthuenden Strom der kalten Luft am ganzen warmen Körper entlang von den Füßen bis zum Hals und Nacken emporziehen. Es wirkte wie ein Luftbad auf sie. Ihre Brust weitete sich, sie fühlte sich freier und größer, und sie sah die Farben des von der Sonne beglänzten Meeres und Himmels viel kräftiger und frischer: das tiefe Blau mit den weiß überköpfenden kleinen Wellen, das sich in hundert Tinten abschattierte bis zum blendenden Silberschimmer der vom Auge übers Wasser nach der Sonne gezogenen Lichtstreifen. Und man schmeckte ordentlich das Salz auf den Lippen. Jetzt sich hineinwerfen dürfen, wie man ging und stand, aber nicht erst zum Damenbad müssen, wo das Wasser so seicht, das Gekreisch der „sich habenden" Frauen und Kinder so albern und der Geruch noch nicht getrockneter Wäsche und gescheuerten Holzes so störend war.

„Fräulein Kottenhahn! Fräulein Kottenhahn!"

Wenn man ihren Namen aufgeregt zweimal hintereinander rief, war es immer die Frau Pastor. Richtig, da kam sie gespreizt und wichtig, wie eine Deputation, mit vieren ihrer Sprößlinge auf sie zu; nur Fritz war zurückgeblieben und kletterte zwecklos im Boot herum. Die Arme ausstreckend, machte sie noch auf dem Festland Halt, ohne sich auf die Mole zu wagen oder die Kinder an sich vorüberzulassen.

„Eben sagt mir Ihre liebe Frau Schwiegermama, daß Sie so gern einmal eine größere Segelpartie machen wollten, Fräulein Kottenhahn. Mein lieber Mann nimmt Sie gewiß mit. Sehr schöner Segelwind sei da, sagt er, und er will sogleich wieder hinaus, bis heute abend."

Barbara konnte des Windes wegen nicht alles verstehen, was die Pastorin sagte; auch war ihre Rede von verschiedenen sanft verweisenden Apostrophen an die Kinder unterbrochen. Barbara kam also artig ans Land zurück.

‚Aha, Mama Plagge lenkt ein!' — das war ihr erster Gedanke. Ihr zweiter war der: ‚Wenn es gleich losging, dann würde Alfred, von seiner großartigen Fünfzigpfennigtour zurückkehrend, sie heute bei Tisch nicht antreffen.'

Zögernd näherte sie sich also wieder der „Schrulle".

Das Boot gefiel ihr ja. Sehr sogar. Wenn es nur nicht gerade ein Pastor, ein für sein wichtiges Leben und seine Gesundheit jedenfalls sehr pedantisch besorgter fünfköpfiger Familienvater und — der Gipfel des Entsetzens — der Mann von Frau Erna gewesen wäre, mit dem sie da hinaus sollte.

Herr Rohlfing war höflich, verleugnete das Schulmeisterliche, das Barbara bei ihm vermutet hatte, aber keineswegs; gleich seine ersten Worte, nachdem man einander vorgestellt war, zeugten davon: „Sie sind doch seefest, Fräulein — nicht wahr, Kottenhahn? Denn wir werden den Südwind nicht behalten, denk' ich, und pfeift's aus West, dann wird's ohne Schaukeln nicht abgehen."

Barbara lächelte. Der gute Mann nahm sein bißchen Wattenmeersport ja äußerst wichtig. Sie konnte sich's nicht versagen, ihm mit leichter Ueberlegenheit mitzuteilen, daß sie schon zweimal den Kanal, einmal ein Stückchen Atlantik und dreimal die Fahrt ums Kap Skagen herum genommen hatte.

„Mit dem Dampfer?" fragte der Pastor.

„Nein, an Bord der Jacht meines Vaters." Sie wies auf ein Brandzeichen im hellen dünnen Holz des Kutters. „Das Boot stammt übrigens auch von seiner Werft. Kottenhahn & Sohn."

„Ah, Sie sind . . ."

„Der Sohn!" fiel Barbara lächelnd ein. Bitter setzte sie hinzu: „Aber als solcher leider nur ein Mädel."

Der Pastor sah ihr überrascht ins Auge. Er schien Zutrauen zu ihr zu fassen. „Ja, wie gesagt, mein Fräulein, es wird mir ein Vergnügen sein. Und die ‚Schrulle' muß sich ja besonders geehrt fühlen, die Tochter des Erbauers an Bord zu wissen."

Frau Plagge kam sich nun ungemein großmütig vor, daß sie die Sache so arrangiert hatte. In größerer Gesellschaft zu fahren, machte Barbara kein Vergnügen, das Brautpaar ohne Begleitung hinauszulassen, war doch auch nicht recht angängig: nun, da machte sich's so schon mal am besten. Ein Pastor, also ein gesetzter, erfahrener Mann der Pflicht, überdies der Gatte der so ungemein anregenden und unterhaltenden Frau Erna, und schließlich der Vater dieser lieben Kinderschar! . . . Ja, nun fanden sich aber doch wieder neue Bedenken:

„Je, Barbara, mein Süßing, aber wir sollen doch gleich zu Tisch, und wenn Fred kommt, er wird sich ja so bangen, der arme, süße Kerl, und du wirst doch auch Appetit haben, mein Herzchen, und wenigstens etwas wärmer anziehen müßtest du dich!"

Der Pastor machte ein recht unglückliches Gesicht. „Es thut mir aufrichtig leid, aber so lange darf ich nicht warten. Um sechs Uhr ist schon wieder Ebbe, dann kommt man nicht über die Watten zurück."

Gewandt sprang Barbara ins Boot. „Da haben Sie mich, Herr Pastor!" sagte sie in frischem, fast übermütigem Ton. „Ich verzichte mit Wonne auf die Table d'hote."

Tante Plagge kreischte auf, denn das leichte Boot schwankte unter Barbaras ungeduldigen Füßen ganz bedenklich. Das junge Mädchen verlor aber ebensowenig die Balance als der geistliche Herr.

Nun jagte die besorgte Schwiegermama Pastors Aeltesten nach dem Hotel, um Barbaras Regenmantel, ihr Cape und ein paar Plaids zu besorgen. Dazwischen gab auch Frau Rohlfing ihrem Gatten allerlei Verhaltungsmaßregeln, fragte ihn aus, was Amanda in den Speisekorb gethan habe, warum sie denn nicht Frikandellen . . .

Da schoß Fritz, vom Oberkellner höchstselbst gefolgt, heran, und die den beiden Insassen des Bootes



Hans Stubenrauch

Abend.


LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY

in gleicher Weise peinliche Unterhaltung konnte abgebrochen werden. Eine stattliche Anzahl Neugieriger hatte sich um Frau Plagge und die Pastorsfamilie gruppiert, auch Badegäste, mit denen man nicht einmal auf dem Grüßfuß stand, gaben, angelockt durch die Aufregung der Damen und Kinder, ihr Interesse am Auslauf des Kutters kund. Es war das Tagesereignis.

Das Tau ward gelöst, der Pastor stieß kräftig ab, und noch vor der Mole setzte er das erste Segel. Ohne eine Weisung abzuwarten, hatte Barbara den Platz am Steuer eingenommen. Da sie die Bedeutung der Ruten und Tonnen kannte, überhaupt auch zur Zeit der Ebbe den Lauf der Priele kennen gelernt hatte, die während der Flut im Wattenmeer als Fahrstraße benutzt werden müssen, so vermochte sie gleich die ersten Manöver des Pastors fehlerlos zu unterstützen. Die Straße führte im Bogen um die dünenartige Fortsetzung des Herrenstrandes herum; Barbara drehte also die Pinne mit der einen Hand in die neue Richtung, mit der andern ergriff sie die Fallen der Stagsegel, um diese zu heißen, sobald der Pastor das Gaffelsegel bedient hatte.

Barbaras Augen leuchteten, ihre Wangen hatten sich ein wenig gerötet. Als die ausgespannten Segel nun beim Winde lagen und der Kutter rauschend den Hafen verließ, der Gischt am Kiel hoch aufspritzte und das Fahrzeug sich regelrecht zur Seite legte, nickte der Pastor ihr sichtlich befriedigt zu. Sie nickte wieder.

Vom Strand her vernahm man die hellen Kinderstimmen der Orgelpfeifen, ein gefühlvolles „Fahre wohl! Fahre wohl!" von Mama Plagge, die mit dem Taschentuch wedelte, und, wie auf Bestellung, ein letztes: „Lotte, jetzt giebt's aber auf die Hände!" von den nimmermüden Lippen der Pastorin. Barbara wandte sich nicht mehr nach dem Ufer um; ihre Blicke flogen wie trunken vor Seligkeit über das weite Wasser.

Schweigend ging die Ausfahrt vor sich. Der Kutter steuerte direkt auf die offene See zu. Man verständigte sich vorläufig nicht über die Fahrtrichtung. Das war ja gleichgültig, wohin es ging. Nur aus den Watten heraus, heraus aus dem Schutze des Landes, und dann den Wind gefangen, „mit raumer Schoot",*) um nichts, nichts von seiner treibenden Kraft zu verlieren und, losgelöst von Raum und Zeit, über die unendliche Fläche dahinzusausen!

Nach kaum zehn Minuten hatte die „Schrulle" Seewind. Erwartungsvoll sah Barbara nun den Pastor an. Der hatte sie gleichfalls schon eine ganze Weile lang still beobachtet, auch ihre gespannten Blicke taxiert, die sie der mehr und mehr belasteten Leinwand zuwarf.

Abermals schien es keiner Verabredung zu bedürfen. Denn sobald Rohlfing vorn den Segeldruck verminderte, unterstützte Barbara die Wendung durch das Ruder. Langsam drehte sich der Bug des Kutters nach Backbord. In dem Augenblick, in dem das Fahrzeug ganz vor dem Wind stand, schoß Barbara empor, um die Hintersegel umzubrassen. Sie griff mit kundiger Hand fest zu. Eins, zwei, drei, war das Manöver ausgeführt. Der Pastor lächelte befriedigt. Er wartete das Abfallen des Schiffes ab; im rechten Moment stellte er dann seinerseits die Vorsegel herum. Nun machte der Kiel mit dem Wind einen Winkel von ungefähr fünfundvierzig Grad. Noch ein paar tüchtige Schwankungen, verstärkter Gischt am Ruder, dann legte sich das Boot ganz zur Seite, und pfeilschnell durchschnitt es die kalte, strenge Luft.

Der „Greif" und die andern Wattensegler waren längst überholt, die Küste trat immer weiter zurück, nicht anders als ein schmaler, rötlicher Strich wirkte sie schließlich aus der Ferne.

Zwischen dem Gaffelsegel und der winzigen Kajüte Schutz gegen Sicht findend, hatte der Pastor seinen schwarzen Rock ausgezogen und war rasch in seine derbe Schifferjacke von blauem Düffel geschlüpft. Barbara, die indessen die Schnur des Ruders eingehakt hatte, um den Griff nicht fortwährend halten zu müssen, und die sich darauf behaglich zurücklehnte, war über die blitzschnell vor sich gegangene Metamorphose nicht wenig verwundert. Das Blau stand Herrn Rohlfing zu seinem braunen Teint ganz vorzüglich. Mit dem kurzen, dunkeln Vollbart und der weißen Leinenkappe, die sich von seinem schwarzen Haar so scharf abhob, hatte sein Gesicht eigentlich gar nichts Pastorliches mehr. Und nun fielen ihr plötzlich auch seine Augen auf. Es waren hellgraue, große Seemannsaugen, ernst und schwermütig, tief und doch fast kindlich. Der Blick dieser seltsamen Augen war scheinbar immer in die Ferne gerichtet, über den Gegenstand, den sie betrachteten, noch weit hinaus.

So saß das Paar eine ziemliche Weile lang schweigend da, unter der Stenge des Gaffelsegels einander ganz unverhohlen musternd. Barbara fühlte, daß sie dem Pastor durch die paar Handgriffe imponiert hatte, aber sie empfand auch, daß sie ihn vorhin unterschätzt, ihn ganz falsch beurteilt hatte. Es lag doch nichts Schulmeisterhaftes in seinem Wesen, sonst würde er ihr jetzt ein paar wohlwollende Worte über ihre „Befahrenheit" gesagt haben. Daß er ein fades Kompliment unterließ, rechnete sie ihm hoch an. Es gab überhaupt nichts Komischeres für sie als biedere Ehemänner, die in Abwesenheit ihrer Frauen galant sein wollen.

Dem Pastor schien das Schweigen sehr zu gefallen. Sein Antlitz hatte den verträumt angespannten Ausdruck eines Lauschenden angenommen. Sicher folgte sein Ohr dem eigenartigen Rhythmus der ewig sich wiederholenden Wellenbewegung. Das Rauschen der Segel bildete das Fundament dazu. Barbara wollte endlich ergründen, ob ihr Gegenüber wirklich an das, was sie sich vorstellte, dachte.

„Sie sind gewiß musikalisch, Herr Pastor?" fragte sie ihn plötzlich mit ihrer ernsten Altstimme.

Trotzdem er sie die ganze Zeit über angesehen hatte, fuhr er nun doch erschrocken zusammen, als habe er dem hübschen Mädchenbild da drüben überhaupt keine Stimme zugetraut. Er beantwortete ihre

*) Anmerkung: Wenn der Wind im rechten Winkel ins Segel fällt.

Frage nicht direkt, sagte vielmehr, wie seine Versunkenheit entschuldigend: „Es liegt ein großer, melodischer und harmonischer Reiz darin. Ich empfinde es jedesmal so. Das ist nicht nur Rhythmus, nicht nur Takt, wie es so ans Boot schlägt. Meinen Sie nicht auch?"

Sie hatte also recht gehabt: er war musikalisch. „Gewiß," sagte sie lächelnd, „aber die Natur giebt nur den Rhythmus gleichmäßig für alle. Melodie und Harmonie ist von unsrer Stimmung abhängig — oder von unserm Gedächtnis. Die Mehrzahl der Menschen, die diese Musik überhaupt verstehen, hört immer nur Mendelssohn heraus."

Lebhaft wollte er etwas einwerfen, doch dann nickte er bloß zustimmend und summte ein Motiv aus den „Hebriden".

Ganz ungezwungen kamen sie darauf ins Gespräch über die Tonmalerei der Romantiker. Barbara ward dabei etwas lebhafter. Man traf so selten einen Menschen, der sich mit derlei beschäftigte. Der Pastor schien dieselbe Empfindung zu haben. Er merkte bald, daß er ein Wissen vor sich hatte. Man sprach über die bizarren Instrumentaleffekte in Berliozschen Werken, über Schumanns Versuche, Naturlaute in der Musik wiederzugeben, und kam schließlich auf Beethovens Pastorale. Dabei nahm das weiche, warme Organ Rohlfings einen malenden Ton an. Barbara that seine schöne, geschulte Stimme ordentlich wohl. Durch ein paar Einwürfe wußte sie ihn immer wieder zum Fortfahren anzuregen.

„Haben Sie denn Musik studiert?" fragte er sie endlich frei heraus.

Sie sagte ihm, daß sie selbst nur ein wenig Geige spiele; alles, was sie wisse, habe sie von ihrem Vater gelernt. „Er meinte, das müsse man wissen und empfinden, um richtig hören zu können."

„Ja, das Zuhören!" sagte der Pastor mit leisem Seufzen.

Barbara konnte ein Lächeln nicht unterdrücken. Ob der geistliche Herr dabei an seine Frau dachte? Sie erschrak darüber, wie gramvoll plötzlich sein Gesicht geworden war, und das Lächeln erstarb auf ihren Lippen.

„Ihre Eltern leben nicht mehr?" begann Rohlfing nach einer Weile wieder.

„Vater starb vor drei Jahren. Auf Mutter entsinne ich mich nicht mehr. Ja, mein Vater war mein einziger Freund."

„Und Sie haben ein schönes Stück Gotteswelt an seiner Seite gesehen?"

Barbaras Augen leuchteten. Munter begann sie von ihren Reisen zu erzählen. Es lag jetzt aber nichts mehr von Renommage in ihrem Ton wie vorhin am Strande. Ein wirkliches Sehnen nach Mitteilung hatte sie erfaßt. Dabei bewies der Pastor, daß auch er die Kunst zuzuhören und anzuregen verstand. Ihr Respekt vor dem geistlichen Herrn wuchs. Wahrhaftig, dem hatte sie ein schweres Unrecht gethan, als sie ihn für einen philiströsen Pedanten, einen schulmeisterlichen Besserwisser gehalten hatte. Insgeheim bat sie ihm ihr vorschnelles Urteil ab.

Der Pastor gestand ihr, daß er in seinem ganzen Leben nicht weiter als bis nach Kiel, wo er auch studiert habe, gekommen sei. Während Barbara in Paris und Petersburg, London und Rom, Madrid und Konstantinopel gewesen war, hatte er außer Hamburg überhaupt noch keine Großstadt gesehen; nicht einmal Berlin kannte er.

„Ich könnte Sie fast darum beneiden, Herr Pastor!" sagte sie mit einem bitteren Lächeln. Und als er sie fragend ansah, fuhr sie düster fort: „Dann wäre mir's jetzt nicht so unsagbar schwer geworden, mich in den qualvoll engen Zirkel hineinzufinden . . ." Erschrocken über sich selbst brach sie ab. Wie kam sie dazu, sich diesem wildfremden Manne anzuvertrauen — dem Gatten von Frau Erna ihr Herz auszuschütten?

Sie mochte sich aber noch so sehr Gewalt anthun, ihr Ton fand von nun an die anfängliche Reserve nicht wieder. Mit diesem Pastor konnte man eben nur frei und offen reden — oder gar nicht. Er hielt sich selbst übrigens auch nicht zurück. Als er ihr sagte, daß der Wassersport ihn für die Reisen, die er sich nicht gestatten könne, reichlich entschädige, und er ihr dann von einzelnen besonders schönen Fahrten erzählte, die er noch auf seinem alten, bedeutend kleineren Boot ausgeführt hatte, strömte aus seiner Schilderung eine ehrliche, wohlthuende Wärme, eine mitfortreißende Begeisterung.

Nun waren sie schon zwei Stunden unterwegs. Der Pastor holte endlich den Speisekorb und eine Flasche Rotwein aus der kleinen Kabine und bat seinen Gast, mit zuzulangen. Barbara hatte Hunger und kam der Aufforderung ohne Zögern nach. Aber es schmeckte ihr nicht so recht, weil sie dabei an Frau Erna denken mußte. Unterm Gaffelsegel stießen sie dann mit den gläsernen Bechern auf fröhliche Weiterfahrt an. Stefan Rohlfing ließ sich, nachdem er selbst seine knappe Mahlzeit beendigt hatte, näher am Mast nieder, hielt das Gläschen zwischen beiden Händen fest und sagte:

„Sie haben mich wohl für einen recht garstigen Egoisten gehalten, Fräulein Kottenhahn, als ich meine Einladung zum Mitfahren so sauertöpfisch vorbrachte?"

„Offen gestanden — ja!" erwiderte Barbara munter. „Mir schien, Sie machten sich sehr wenig aus meiner Gesellschaft."

„Und den gleichen Eindruck empfing ich von Ihnen. Das thut aber nichts. Wir sind ja gut miteinander ausgekommen." Er sah ihr voll ins Gesicht. „Ich kann's Ihnen jetzt ohne Gefahr sagen: trotz aller christlichen Nächstenliebe bin ich nämlich im Begriff gewesen, ein ungenießbarer Weiberfeind zu werden."

Er sagte das in fast humoristischem Tone. Aber Barbara fühlte doch heraus, daß es mehr als Scherz war. Wieder stand Frau Erna vor ihrem geistigen Auge, und ein inniges Mitleid erfüllte das junge Mädchen. Zugleich stieg etwas wie Groll in ihr auf. Welch himmelweite Kluft trennte diese beiden Menschen! Frau Erna ahnte das ja gar nicht, hätte es auch nicht begreifen können, selbst wenn ein grausamer Störenfried es ihr gesagt hätte. Frau

Erna war ja so unbegreiflich zufrieden, und sie wäre vollkommen glücklich gewesen, wenn ihr Mann diese eine Schrulle nicht gehabt hätte — diese eine Schrulle!

„Sie können sich nicht so in meine Lage versetzen, Fräulein Kottenhahn, denn Sie haben viele schöne Erinnerungen, an denen Sie zehren dürfen. So oft Sie wollen, steht Ihnen die Flucht aus dem Alltag ins Reich der Phantasie offen. Da lassen Sie Reisebilder an sich vorüberziehen, sehen die Pracht des Orients, fremde Meere mit exotischen Städten oder die Gletscherwelt ... Ich habe nur mein liebes, kleines Segel, dem ich mich in Feierstunden anvertraue, um mich loszulösen vom Allzumenschlichen, um hier draußen stille Andacht zu halten. Sehen Sie, und ich fürchtete, eine fremde Dame würde mich aus meiner Einsamkeit herausreißen. Und hier auf dem Wasser will ich so ganz Egoist sein. Hier darf ich's sein. Drum war ich zuerst unwirsch, als Sie kamen. Seien Sie mir nicht böse."

„Ich bin Ihnen nicht böse. Da Sie mir das gestehen, sagen Sie mir ja auch, daß ich wenigstens keinen Mißklang in Ihre Einsamkeit gebracht habe."

„Ja, so sollen Sie's verstehen."

Nun schwiegen sie wieder, ganz dem Zauber der sphärenhaften Musik hingegeben. Der Wind war stärker geworden, und man vernahm jetzt wildere Motive als die gleichmäßig plätschernden Reminiscenzen an Mendelssohn und den behaglichen Sechsachteltakt seiner Gondellieder.

„Schade, daß die Freude so bald ein Ende haben muß!" ließ sich der Pastor nach einer Weile vernehmen. „Es geht auf fünf Uhr. Nach sieben kommt man nicht mehr über die Watten, der Ebbe wegen!"

„Wir sollen wenden? Schon?" Barbara war schier entsetzt. Aengstlich bittend sah sie den Pastor an. „Schenken Sie mir eine Gnadenfrist! Ich — ich kann jetzt noch nicht zurück!"

„O mein liebes Fräulein, der Mensch kann alles, was er muß, und was er will."

„So frägt sich's also nur, ob ich will, und ob ich muß. Mich zwingt nichts zur Rückkehr. Es sei denn, daß Sie ein Machtwort sprechen wollen oder müssen."

Er schüttelte lächelnd den Kopf. „Urlaub hätt' ich schon. Man sieht mir in dieser einen Hinsicht nach. Das ist eben meine Schrulle."

Sie kamen also endlich überein, erst zur Nacht mit der nächsten Flut heimzukehren.

Während sie noch darüber debattierten, fing der Kutter unversehens eine „Eule",*) und sie mußten rasch manövrieren, um wieder in den vorigen Kurs zu kommen. Der Wind hatte sich aber gedreht, hohler pfeifend kam er heran und rüttelte gewaltig an den Stagsegeln. Und nun war auch im Umsehen das ganze Seebild verändert. Während die blaue Meeresfläche sich vorher im Licht gebadet hatte, rief der leicht übergraute Himmel rasch eine allgemeine Trübung der Luft- und Wasserstimmung hervor.

Barbara geriet dadurch nur in um so lebhaftere und freudigere Bewegung. „Herrlich, herrlich!" rief sie leuchtenden Blicks.

„Das wußt' ich," meinte der Pastor schmunzelnd, „daß Ihnen der graue Marineton gleichfalls sympathischer ist als der blaue."

„Ja, für die Nordsee ist er echter!"

Rohlfing holte nun seine Karte aus dem wasserdichten Ueberzug und legte die Route fest. „Mit Westwind ist die Welt zu umsegeln!" sagte er unternehmungslustig. „Wir können um Süderoog herum sein, noch bevor die Ebbe eintritt, dann halten wir zwei Stunden lang auf Helgoland zu, westsüdwest, und wenn wir gehörig durchgepeitscht sind, eine blaue Nase und rote Hände haben, drehen wir bei und kehren wieder mit raumer Schoot, wie herwärts, in die Watten zurück. Einverstanden? Um zwölf sind wir dann daheim."

„Hochflut ist aber erst um drei in der Früh'!" warf Barbara ein.

„Bei diesem Blasius giebt's lange vor Mitternacht schon Wasser genug zur Einfahrt."

Die herzliche, fast kindliche Freude seines Bootsgastes erheiterte den Pastor sichtlich. Barbara war in der nächsten Zeit nur noch Aug und Ohr für Wetter, Wind und Segelrichtung. Da sie seit mehreren Jahren außer Uebung war, gelangen ihr ein paar Hilfsgriffe beim „Halsen" nicht, das bei der Durchfahrt zwischen den Halligen nötig wurde; der Pastor unterstützte sie also dabei. Sie war voller Bewunderung für seine Geschicklichkeit und den Mut, den er dabei an den Tag legte.

Endlich konnte man wieder still sitzen. Das Boot schwankte nun aber gehörig, so oft es einen der in regelmäßigen Zwischenräumen heranrollenden Schaumkämme durchschnitt. Auch pfiff der Wind so schneidend übers Wasser, daß die Unterhaltung fast unmöglich ward. Man konnte sich nur noch in kurzen Sätzen verständigen; war es doch, als ob die Worte mit jäher, rücksichtsloser Gewalt von den Lippen gerissen würden.

„Ah, nun wird das Lied zur Sinfonie!" rief der Pastor einmal. Barbara erwiderte nichts darauf. Ihr Ohr lauschte längst schon wieder der inneren Musik, die das majestätische Rollen, Rauschen, Brausen und Sausen in ihr erregte.

Mit verschränkten Armen saß der Pastor am Mast. Seine Augen blickten weit hinaus über die aufs Wasser sinkende Dämmerung. Da und dort auf den Halligen blitzten die Lichter von Blinkfeuern auf, man ließ sie im Rücken und nahm den Kurs in die schwarze See hinaus. Unterm Schutz des Gaffelsegels kam dann endlich wieder so eine Art Konversation zu stande.

„Sie sind verlobt, Fräulein Kottenhahn?" fragte der Pastor plötzlich.

Barbara sagte ein paar gleichgültige Worte über ihren Bräutigam; auch über seine Abneigung gegen jeden Sport. Ihr Ton ward dabei sarkastisch.

„Schade, daß Sie sich in diesem Punkte nicht verstehen; ich könnte mir's so wunderbar denken. Und es ist auch das Natürliche."

*) Unbeabsichtigte Segelwendung.

„Das sagen Sie, Herr Pastor?“

Es war das erste Mal, daß sie sich eine deutliche Anspielung auf Frau Erna erlaubte. Stefan Rohlfing erwiderte nichts; er stützte nur seufzend das Haupt in die Hand.

Wieder herrschte Schweigen im Boot; der Wind strich klirrend über den Kutter hin. Sein Pfeifen nahm bisweilen einen wimmernden Ton an. Das Erzittern der Drossen und Fangen klang wie entferntes Kinderweinen. Ein ehernes Lied aber, das mahnend ans Herz klang, setzte sich aus dem Rauschen und Brausen der Segel und dem Anprall der kleinen Sturzseen zusammen.

Ein ganz klein' wenig Gruseln kam nun doch über die beherzte Barbara. Sie konnte das Antlitz des Pastors nicht deutlich erkennen. Das Zwielicht ließ seine schlanke, hohe Gestalt mit dem dunkeln Bart und Haar und den wundersam hellen, sprechenden Augen schier geisterhaft erscheinen.

„Werden Sie auch wieder zurückfinden, Herr Pastor?“ fragte sie plötzlich voll Angst.

Da sah er sie ganz erstaunt an. „Sie fürchten sich? Sie?“

Sie nahm ihre ganze Kraft zusammen. „Nein, es war mir nur so, als ob Sie nicht mehr auf die Feuerzeichen an der Küste achteten.“

„Ich kenne die Gegend so genau.“

„Aber wäre es nicht Gottversuchung, wenn man tollkühn aufs Geratewohl hinausführe?“

Der Pastor schüttelte den Kopf. „Es giebt nur ein Gottvertrauen. Gottversuchen, das ist so eine überkommene Vorstellung aus der Anschauungswelt der Alten: den Neid der Götter herausfordern.“

„Nun, Herr Pastor, aber Ihren Mut muß ich doch bewundern: da Sie für gewöhnlich so mutterseelenallein auf dem Wasser treiben.“

„Ja, Fräulein Kottenhahn, außer dem Gottvertrauen muß natürlich auch Selbstvertrauen vorhanden sein. Und — man muß segeln können.“

„Und nie — nie wird Ihnen bange?“

Er erhob die Hände und wandte sich dem Winde zu, als wolle er sich tüchtig zerzausen lassen. „Ach, giebt's was Größeres und Erhabeneres, als so in nächster Berührung mit den Elementen zu sein, mit ihnen zu ringen? Bangigkeit erweckt das nicht, aber es drängt einen immer wieder, die Allmacht Gottes anzubeten, seine Gnade zu bewundern. Ach, und wenn ich das liebe Segel nicht hätte, das mich so oft aus dem grausamen dumpfen Einerlei des Werkeltages mitten hinein in großartige Feierstunden führte, — ach, wie klein und verzagt wär' ich dann schon längst geworden!... Das richtet mich immer, immer wieder auf. Es ist ein zweites, höheres Leben. Das giebt mir die Kraft, immer wieder mutig und unverdrossen all die drückenden Lasten und Kleinlichkeiten zu ertragen. Wie würd' ich sonst die Brücke finden von meinem prosaischen Elend hinüber auf die Insel der Seligen? Und ich soll ihnen doch allen Kunde bringen von da drüben! Es sind so viele unter meinen armen Pfarrkindern, die hienieden gar nichts haben als die Hoffnung auf die Gnade Gottes. Denen kann ich so aus ganzer Seele die Größe und Güte des Allmächtigen verkündigen, wenn sie so heißhungrig zu mir kommen, um von mir, dem Glücklichen, aufgerichtet zu werden.“

„Von Ihnen, dem Glücklichen?“ Sie sah ihn ganz ungläubig an ... „Und Sie finden stets die Worte, um die Unglücklichen aufzurichten?“

„Ja, sehen Sie, weil ich die Brücke weiß zu Gottes Gnade.“

Jedes hing nun wieder seinen Gedanken nach. Mit keinem Wort hatte der Pastor über seine Ehe gesprochen, die Person seiner Frau mit keiner Silbe berührt oder gar kritisiert, und doch war Barbara jetzt in alles eingeweiht, in die grausame geistige und seelische Vereinsamung dieses bejammernswerten Ehemannes. Als blutjunger Student hatte er sich mit der hübschen Nachbarstochter verlobt — das Datum wußte sie von Frau Erna —, und in seiner ersten Pfarre hatte er sie geheiratet. Für ihn war sein Beruf, auch das wußte Barbara jetzt, mehr als die Brotspenderin gewesen. Frau Erna hatte ihr gegenüber aber nie eine andre Seite seiner Thätigkeit als die materielle seiner knappen Einkünfte beleuchtet. Stefan Rohlfing war im Grunde ein Künstler von einer wahrhaft idealen Auffassung der Kunst, er war ein Poet — nichts von alledem, was über Klatsch und Durchschnitt ging, begriff sein Weib. Sie hatte fünf Kinder und hatte ihre Not mit ihnen. Aber trotzdem sie nichts, nichts besaß, das sie geistig über ihre eigne Magd erhob, fühlte sie sich glücklich. Ja, sie hätte keinen Wunsch mehr auf Erden gehabt, wenn ihr Mann nur von der einen Schrulle gelassen hätte!

Und diese eine Schrulle — sie war es, die dem Unglücklichen die Kraft gab, als rechtschaffener Hausvater und Bürger und Seelsorger jede seiner Pflichten zu erfüllen, mit unerbittlicher Strenge gegen sich selbst und — was das höchste war — ohne zu murren!

Es waren herrliche Stunden, die Barbara in der Aussprache mit diesem seltenen Menschen an Bord des kleinen Kutters erlebte. Es war keine fließende Unterhaltung zwischen ihnen im Gange. Sie verstanden einander so gut, daß es gewöhnlich von seiten des einen nur eines leisen, kurzen Hinweises bedurfte, um vom andern sofort begriffen zu sein. So pausierte das Gespräch häufig. Aber es war kein Stocken. Wenn sie schwiegen, spannen sie den Gedanken im stillen fort, und häufig erlebten sie's, daß sie dann bei derselben Folgerung beide ein Mitteilungsbedürfnis fühlten.

‚Endlich einmal ein Mann, ein Charakter, ein Prachtmensch!‘ sagte Barbara zu sich. Sie fühlte sich gehoben, beglückt, in rechter Feiertagsstimmung. Und sie wiederum galt in des Pastors Augen als das Weib, das er geahnt, an dessen Existenz zu glauben ihm aber sein Hauskreuz allgemach verleidet hatte.

Richtig kam es auch so, daß sie einander im gleichen Augenblick — nach einem kurzen, klaren Gedankenaustausch war es über das Wesen der Ehe, wie sie sein soll —, die Hand gaben und herzhaft drückten. Es war ihnen beiden selbstverständlich, und doch kam es eigentlich ganz unvermittelt.

Barbara atmete tief die kalte Seeluft ein. Sie war schon ziemlich verklamt; auch fühlten sich ihr blaues Cheviotkleid und das wollene Cape von dem feinen Sprühregen, den der Kiel aufwühlte, fast naß an. Dennoch war's ihr schier unfaßbar, als der Pastor endlich entschied: nun müsse man wenden.

Zehn Uhr vorüber. Längst war völlige Finsternis auf dem Wasser eingetreten. Ohne das an schönen Sommerabenden so phantastische Farbenspiel war die Sonne ins Meer gesunken, rund, kalt und glatt, und ebenso ordnungsgemäß und fast poesielos war mit dem neuen Wind der Himmel grau und die Luft trüb geworden. Zum Sturm kam's diese Nacht noch nicht, sonst wäre die Flut schon höher gestiegen.

Die Segelpartie wies also nicht das geringste Abenteuer auf, außer dem, daß man in der Höhe von Süderoog unbeabsichtigt eine „Eule" gefangen hatte, und doch, wie hatte die Fahrt Barbaras Stimmung gewandelt! Sie fühlte sich erfrischt, verjüngt, als ein ganz neuer Mensch.

Nachdem man den Kutter, nicht ohne tüchtige Anstrengung, in die neue Fahrtrichtung gebracht hatte, holte der Pastor wieder den Wein und den Speisekorb hervor. Barbara aß diesmal mit Appetit, ohne an Frau Erna auch nur zu denken. Freimütig dankte sie dann dem Pastor, als sie mit ihm anstieß, daß sie die paar Stunden hier vor dem Klüverbaum der „Schrulle" hatte zubringen dürfen.

Auch die Züge des Pastors waren hell und freundlich geworden. So etwas Zuversichtliches, Sicheres lag in seinem ganzen Wesen. „Ich habe Ihnen zu danken, Fräulein Kottenhahn." Es waren nur ein paar konventionelle Worte, aber wie er sie sagte!

Die „Schrulle" hielt auf zwei Blinkfeuer zu, die an ihrem charakteristischen Wechseln von den beiden Seglern sofort als die des kleinen Wattenbadhafens erkannt wurden. Je näher man der Küste kam, desto mehr Seezeichen gewahrte man, und desto mehr Lichter sprangen auf. Nun erkannte man bald auch die festlich erleuchtete Strandhalle. Glatt gewann die „Schrulle" den Priel und gelangte in seiner Strömung in den Hafen. Ganz von selbst, man konnte alle Segel streichen.

Barbara sprang aus dem Boot. Vom Hotel her, auf dessen Terrasse man den Ankömmling soeben erst bemerkt hatte, näherten sich Stimmen. Barbara erkannte darunter das Hannoverisch ihrer Tante. Rasch streckte sie dem Pastor noch einmal beide Hände hin.

„Dank, innigen Dank!"

Dann schritt sie mit einem verträumten Lächeln ihren Verwandten entgegen, erklärte ihnen aber gleich, daß sie müde sei und sofort in ihr Zimmer wolle. —

Als sie sich in der Frühe des andern Tages erhob und aufs Meer hinaussah, fiel ihr Blick sofort auf jene Stelle, wo sie gestern den Kutter verlassen hatte. Die „Schrulle" des Pastors war nicht mehr da. Gewiß befand sie sich schon wieder unterwegs nach Geesteheide. Vertretungsweise mußte der Pastor morgen in Itzehoe predigen.

Barbara kleidete sich an. Sie fühlte sich so wohl, so gesund, so gestärkt. Und auf ihrem Antlitz lag es wie Feiertag.

So trat sie in Tantes Zimmer.

„Nicht schmollen!" bat sie gleich in herzlichem Tone, als die alte Dame sie mit bedrohlicher Majestät empfing. „Ich hab' dir einen großen, befreienden Entschluß mitzuteilen."

Frau Plagge sah sie scheu von der Seite an.

„Ich werde Fred nicht heiraten."

Wie ein Donnerschlag wirkte das auf Freds Mama. Es gab eine lange, lange Auseinandersetzung. Frau Plagge forschte nach Gründen. Barbara wußte keinen andern als den geradezu kindischen anzugeben, den sie mit einem leisen, sarkastischen Lächeln vorbrachte: weil Fred nicht segeln könne, wolle sie ihn nicht zum Mann.

Was war das nur? Was sollte das heißen? Das war doch nur eine Schrulle, eine fixe Idee!

So wurde denn Fred citiert. Er war trostlos, ja, er weinte sogar. Aber er änderte nichts; Barbara blieb bei ihrem Entschluß.

Und noch am selben Tage wolle sie dem Bad den Rücken kehren, sagte Barbara. Sie war ja selbständig und bedurfte keiner Bevormundung. Vielleicht widmete sie sich der Musik, vielleicht begab sie sich wieder auf Reisen, sie wußte es selbst noch nicht.

„Barbarachen, mein Süßling, das alles, weil ihr euch ein bißchen gezankt habt? So nimm doch Vernunft an und bedenke die Folgen, den Skandal, den Skandal! ... Drei Jahre warst du mit Fred verlobt. Laß dir doch sagen, mein Herzing, so was schadet einem Mädchen. Gewiß, du bist reich, und an andern Bewerbern wird dir's vielleicht nicht fehlen, aber ob du je einen so herzensguten Menschen wie Fred ..."

„Tante, ich glaube nicht, daß ich jemals heiraten werde."

„Ach, du, mit deinen zweiundzwanzig Jahren! Und wenn ich nur wüßte, was er dir gethan haben soll, der arme Junge!"

„Nichts, gar nichts, liebe Tante. Aber sieh mal, ich will uns beide nicht unglücklich machen."

„Unglücklich! Weil er kein Sportsman ist? Barbara, Barbara, das ist eine fixe Idee!"

„Gewiß, Tantchen, eine Schrulle. Aber wenn sie mich nun glücklich macht?"

„Nun, wenn du mit Fred noch einmal sprächest. Er ist ja so gut. Vielleicht gestattet er dir auch in der Ehe ..."

Sie wehrte hastig ab. „Nein, nein, Tantchen, Männer können sich auch in der Ehe solche Schrullen erlauben, um einen Ausgleich mit ihrem Schicksal herbeizuführen, wir Frauen nicht, wenn wir verheiratet sind."

„Und nur um ungestört dieser Schrulle frönen zu können ..."

„... Bleib' ich ledig, Tantchen!" — —

Noch vor der Table d'hote reiste Barbara ab. Mutter und Sohn erschienen natürlich gleichfalls nicht zu Tisch. Sie scheuten das Gerede. Einsam, ganz niedergeschlagen saßen sie bei einander im Hotelzimmer und erörterten den unglaublichen Fall.

Wegen nichts und wieder nichts! Wegen einer nichtigen, kindischen Schrulle.

Das Einsegnungsgeschenk der Kaiserin Auguste Viktoria an den Prinzen Adalbert.

Nicht in Potsdam, wie ursprünglich bestimmt war, sondern in Homburg erfolgte am 18. Oktober, dem Geburtstag seines verewigten Großvaters Kaiser Friedrich, die Einsegnung des Prinzen Adalbert von Preußen. Am 14. Juli 1884 geboren, ist der Prinz der dritte Sohn des deutschen Kaiserpaares; er ist als Leutnant im 1. Garderegiment zu Fuß und als Unterleutnant zur See bei der Marine eingestellt. Von Hause aus zum Seeoffizier bestimmt, that er bei der Eröffnung des Kaiser Wilhelm-Kanals, am 25. Juni 1895, seinen ersten Dienst bei der von der ersten Matrosen-Division gestellten Ehrenwache. Das Geschenk, das die Kaiserin ihrem dritten Sohne zu seiner Einsegnung gewidmet hat, ist ein Bronzerelief, das nach einer im Berliner Museum befindlichen Arbeit des Venetianers Antonio Lombardo in Originalgröße wiederholt worden ist. Das Brustbild Christi, hinter dem ein Strahlenkreuz leuchtet, tritt hier aus dem oberen Abschluß einer Kanzel hervor, angethan mit leichtem Gewand und darüber gebreitetem Mantel. Der Kopf mit zurechtgestutztem Vollbart und herniederhängenden Locken zeigt unverkennbar italienischen Typus. Die linke Hand des Heilands ruht auf der Erdkugel, die rechte begleitet die Rede. Das Relief ruht in vergoldetem Bronzerahmen. Am oberen Rande erscheint das Monogramm Christi; an den Seiten ranken sich aus Vasen stilisierte Lilien auf. Unten ist der Spruch verzeichnet, der dem Prinzen mit auf den Weg gegeben ward: „Ebräer 13, 9. Es ist ein köstlich Ding, daß das Herz fest werde, welches geschieht durch Gnade.“ Die Ausführung des Geschenkes war dem Ziseleur Otto Rohloff vom Berliner Kunstgewerbemuseum anvertraut.



Mit Genehm. von J. C. Schaarwächter, k. Hofphot., Berlin.

Prinz Adalbert von Preussen.



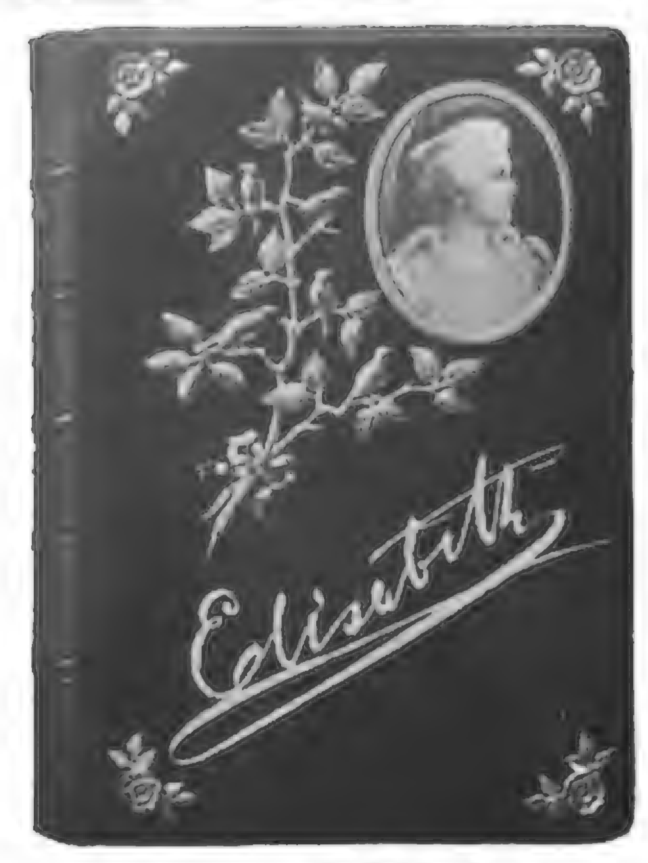
Das Einsegnungsgeschenk der Kaiserin für den Prinzen Adalbert von Preussen.

Die neue Kaiser Franzens-Brücke in Prag.

Dem Fremden, der heute nach mehrjährigem Fernsein wieder einmal die Landeshauptstadt an der Moldau besucht, wird sich, nachdem er in der Richtung des Quai die Ferdinandstraße passiert hat, eine wesentliche Veränderung im Landschaftsbilde darbieten: die alte Franzens-Brücke, welche, die Schützeninsel übersetzend, vom Ende der genannten Straße nach der Kleinseite, respektive Smichov führte, ist verschwunden und an deren Stelle ein Steinbau entstanden, der nunmehr den Verkehr über den hier ziemlich breiten Fluß vermitteln wird. Der Beschluß, die nach circa vierzigjährigem Bestande, namentlich in Bezug auf Sicherheit nicht mehr genügende alte Kettenbrücke durch einen Neubau zu ersetzen, wurde bereits im Jahre 1885 gefaßt und das alte Objekt durch die Prager Stadtgemeinde von der früheren Besitzerin, einer Aktiengesellschaft, käuflich erworben, doch kam es erst 1889 zu einer Konkurrenzausschreibung für geeignete Brückenprojekte und erst nach weiteren neun Jahren, im März 1898, zur Inangriffnahme des Baues. Von den eingereichten Projekten wurde dasjenige der Ingenieure Jos. Jarni, Georg Soukup und Ant. Balšánek — vom letzteren stammt speziell die Architektur — mit dem ersten Preise bedacht und zur Ausführung angenommen; im Jahre 1897 gelangten dann die vom städtischen Bauamt ausgearbeiteten Detailpläne samt dem Kostenüberschlage in Höhe von 1478532 Gulden zur Vorlage, und für das zur Aufrechterhaltung des Verkehrs während der Dauer des Baues herzustellende Brückenprovisorium wurde der erforderliche Betrag von 124000 Gulden bewilligt. Die Ausführung des Baues wurde im Wege der Submission der Firma G. Gregersen & Söhne in Budapest übertragen, deren Offert auf 1631966 Gulden lautete. Ein Steinmetzring, der sich damals gerade gebildet hatte, war die Ursache, daß der obengenannte Kostenüberschlag so bedeutend überschritten werden mußte, doch kommt von jenen Baukosten der durch das städtische Bauamt fest-



Die neue Kaiser Franzens-Brücke in Prag.



Das Buch einer Königin.

gesetzte Betrag für das Abbruchmaterial der alten Brücke in Abzug, das vom Bauwerber zu übernehmen war. Der sich ebenso stattlich wie geschmackvoll präsentierende Bau ist in den Pfeilern und Bogen aus Granit des Moldaugebietes hergestellt; zu den Nachmauerungen oberhalb der Bogen wurde Horschitzer Sandstein, zu den Pilastern über den Pfeilerköpfen zum Teil roter Granit verwendet. Bemerkenswert ist bei dem Bau die große Oeffnung von 42,73 Meter Spannung im Altstädter Moldauarm, deren Durchführbarkeit von Fachleuten vielfach angezweifelt wurde. Es ist dies einer der ersten Bogen, der in Oesterreich in dieser Weite zur Ausführung gelangt ist. Die Wölbungsart ist die gleiche, wie sie bei der steinernen Brücke zu Savonne in Frankreich angewendet erscheint, indem das Gerüst, durch Werkstücke belastet, von etwa sieben Ausgangspunkten gewölbt wurde. Die neue Prager Kaiser Franzens-Brücke stellt sich als imposantes Monumentalwerk dar und bildet eine weitere Zierde für die bekanntlich an malerischen Straßen- und Landschaftsbildern ohnehin reiche Hauptstadt Böhmens. Die festliche Einweihung der Brücke und die Uebergabe an den Verkehr wird in Kürze stattfinden.

Das Buch einer Königin.

Die Prinzessin Elisabeth von Bayern hat zu ihrer Vermählung mit dem belgischen Thronerben von einer Namensschwester, der Königin Elisabeth von Rumänien, ein kostbares Hochzeitsgeschenk erhalten, das man wohl als das teuerste Werk eines lebenden Autors bezeichnen darf. Es ist das Buch der Königin mit dem Titel „Meine Ruh". Aber diese Gedichte und Gedanken erscheinen in einem so reichen äußeren Gewande, wie es eben nur eine Fürstin sich gestatten darf. Der Juchtenband trägt einen von Hofgoldschmied Telge-Berlin hergestellten erlesenen Schmuck. Das von Fräulein Bastanier auf blauem Grund gemalte Medaillonbild ist von Brillanten eingefaßt und zur Seite umrankt von einem goldenen Buchenzweig, auf dem die Vöglein ihr Lied schmettern — eine Anspielung auf den Autornamen der Königin, Carmen Sylva (Waldgesang). Darunter steht der Namenszug „Elisabeth", aus funkelnden Brillanten zusammengesetzt. Die Eckenabschlüsse bilden Heckenrosen, die Lieblingsblumen der Königin.

Der kleine Pianist Pepito Rodriguez Ariolo.

In Paris erregt augenblicklich wieder einmal ein Wunderkind sensationelles Aufsehen, der kleine, in Ferrol in Spanien geborene, noch nicht vier Jahre alte Pianist Pepito Rodriguez Ariolo. Der kleine Mann — er zählt augenblicklich genau drei Jahre und sechs Monate — ist nicht nur ein glänzender Klavierspieler, sondern auch — Komponist! Er war etwa zweieinhalb Jahre alt, als er sich, ohne je Unterricht genossen zu haben, ans Klavier setzte und Melodien spielte, die er gehört. Alle waren korrekt, ohne jeden Fehler. Später improvisierte er Lieder und komponierte selbst. Die Mitglieder des psychologischen Kongresses, der kürzlich in Paris tagte, waren, als ihnen der Junge vorgeführt wurde, verblüfft über die Leistungen Ariolos. Sein Aeußeres läßt durch nichts darauf schließen, daß man es hier mit einer ganz phänomenalen Erscheinung zu thun habe. Er ist für sein Alter nicht allzu groß, seine Züge sind zart, und die langen Locken an den Schläfen lassen ihn im ersten Augenblicke als Mädchen gelten.



Der kleine Pianist Pepito Rodriguez Ariolo.



Die Schlittenfahrer in den Vogesen: Verschlitten von Langholz.

Die Schlittenfahrer in den Vogesen.

(Originalzeichnungen von P. Kauffmann.)

Das schöne Bergland der Vogesen, der alte deutsche Wasgenwald, der als ein Teil des oberrheinischen Gebirgssystems Deutschland von Frankreich scheidet, ist zu bekannt, als daß zu seiner Schilderung und zur Hervorhebung seiner Reize ein Wort verloren zu werden brauchte. Auf seinen Hängen, sowohl den nach Deutschland wie den nach Frankreich abfallenden, bietet ein eigentümlicher, nur dieser Gebirgsgegend eigner Erwerbszweig dem Auge des Wanderers eine Reihe höchst interessanter Erscheinungen dar, der der Schlittenfahrer oder „schlitteurs“, wie sie in dem französisch redenden Teile des Landes genannt werden. Es sind das Wald- oder Holzarbeiter, denen die spezielle Bestimmung obliegt, das auf den Höhen gefällte Holz in die tiefer gelegenen Thäler herabzubefördern. Sie bedienen sich dazu, wie das ihr Name schon besagt, schlittenartiger Fahrzeuge. Die Schlittenfahrer bilden unter sich Genossenschaften, die sich gewöhnlich einem Unternehmer zur Verfügung stellen und den von diesem für einen bestimmten Transport oder eine Reihe solcher gezahlten Lohn unter sich verteilen. Jede Familie bewohnt an der Stelle, wo das Holz gefällt wird, eine Hütte für sich, die aus Holzscheiten und Verschalungsstücken errichtet wird; sie umfaßt nur ein einziges Gelaß, in dessen Mitte der zum Zubereiten der Speisen dienende kleine gußeiserne Ofen steht, fast das einzige Hausgerät, denn die aus aufgeschichtetem Tannenreisig hergestellten Lagerstätten sind hierzu kaum zu rechnen. Man schläft in seinen Kleidern wie die Tiere des Waldes, die ja auch ihren Pelz nicht wechseln.

Man kann sich überhaupt nichts Armseligeres und Eintönigeres denken als die Lebensweise dieser Leute. Ein mitgebrachter Sack Kartoffeln muß für die nächste Zeit ausreichen; etwas Speck, Korn- und Schwarzbrot vervollständigt den Speisevorrat. Als Getränke dient fast nur Wasser. Von Zeit zu Zeit bringt ihnen eine Art von fliegenden Händlern ein Glas Kirschwasser; ein Bursche, dem ein stämmiges Grautier folgt, sorgt für die jeweilige Erneuerung des Brotvorrats.

Sobald die Hütte errichtet ist, beginnt für den Schlittenfahrer die Arbeit, die jedoch noch nicht die eigentliche seines Berufes ist, denn bevor es zu dieser kommen kann, muß erst ein gutes Teil Vorarbeit geleistet werden. Zunächst handelt es sich darum, die Schlittenbahn für den Holztransport herzustellen, was keine Kleinigkeit ist, denn dazu muß die ganze Gegend, der Strich und der Abfall der einzelnen Gebirgszüge auf das sorgfältigste studiert werden. Die Bahn muß so zu liegen kommen, daß sie fortlaufend eine geneigte Ebene bildet, auf der das Fahrzeug ruhig fortgleiten kann, ohne daß ein Ziehen desselben erforderlich oder an irgend einem Punkte seine Bewegung zu sehr beschleunigt wird. Es muß daher eine ganze



Abästen und fällen der Bäume.

beiden Schleifhölzern der Schlitten, die in direkte Berührung mit der Bahn kommen, giebt man einen sohlenartigen Ueberzug aus Holzbändern, die ersetzt werden, wenn sie durch die Reibung abgenutzt oder glühend geworden und ins Verkohlen geraten sind.

Da die Schlittenbahnen oft eine Länge von 4 bis 8 Kilometer haben, so werden die Schlitten, damit die Fahrt nicht zu oft gemacht zu werden braucht, ziemlich erheblich belastet, weshalb sie, wenn sie über die Bahn gleiten, ein entsetzliches Geknirsche hervorbringen, das kilometerweit vernehmbar ist. Wenn der Untergrund nicht die erforderliche Neigung hat, muß der Schlittenführer, der stets vorn auf seinem Schlitten sitzt, seine ganze Kraft zusammennehmen, um sein Fahrzeug vorwärts zu bringen; hat der Boden den erforderlichen Fall, so hält er es zurück und lenkt es dadurch, daß er seine Füße gegen die Leitersprossen stemmt, denn der Schlitten hat das natürliche Bestreben, die ihm gegebene Anfangsgeschwindigkeit zu beschleunigen. Sobald eines der Kniee des Schlittenführers aus der richtigen Lage weicht, sobald sein Schuh eines der Querhölzer übergleitet, gerät der arme Bursche in die größte Gefahr; der Schlitten geht über ihn weg, und die Folge sind Körperverletzungen der schrecklichsten Art; oft werden ganze Gliedmaßen vom Körper abgerissen oder bleiben nur an zerfetzten Muskelbündeln hängen. Da der Verwundete auf ärztliche Hilfe nicht rechnen kann, weiß er, daß sein letztes Stündlein geschlagen hat, und mit der mutigen Ergebenheit eines Mannes, der an das Dulden gewöhnt ist, fügt er sich in das traurige Verhängnis, das einem Leben voll Mühe und Not ein Ziel setzt.

Der größere Teil der Unfälle verläuft so rasch, daß es gar nicht möglich ist, den davon Betroffenen zu Hilfe zu kommen. Wenn der Schlittenfahrer den Lauf seines Fahrzeuges nicht zu mäßigen vermag, geht es ihm über den Leib, drückt ihm die Brust ein oder zertrümmert ihm den Schädel. Stemmt er sich, seine ganze Kraft zusammennehmend, gegen die von rückwärts auf ihn eindrängende Last, und ist er nicht im stande, ihr das Gegengewicht zu halten, so zerdrückt sie ihn sofort mit zermalmender Wucht. Er stirbt, wie vom Blitz getroffen. Manchmal setzen Wegkrümmungen die Schlitten der Gefahr der Entgleisung aus; wenn der Führer sie nicht der Kurve

Menge von Umwegen beschrieben, jeder steile Thalabsturz vermieden, Wasserfälle umgangen und Hindernisse aller Art überwunden werden, bevor das Ziel erreicht werden kann. Ist die Linie einmal bestimmt, so beginnen die Arbeiter mit dem Verlegen der Schlittenbahn, die wie eine endlose auf die Erde niedergelegte Leiter aussieht: Baumstämme bilden die Leiterbäume, die mit Einkerbungen versehen werden, damit die Sprossen hineingenagelt werden können; zwei Reihen von Pflöcken halten dann das Gestell an der Stelle fest, die es einnehmen soll. Wo eine Einbuchtung, eine Schlucht oder ein Gebirgswasser zu überschreiten ist, giebt man der Bahn Stützen durch Holzblöcke oder senkrecht eingerammte Pfähle, so Brücken und Viadukte bildend. Die erforderlichen Materialien werden von den Besitzern der abzuholzenden Waldstrecken geliefert.

Ist die Bahn verlegt, so gehen die Schlittenfahrer an die Herstellung ihrer Schlitten, wobei sie ihr besonderes Augenmerk auf die richtige Auswahl des Holzes richten, denn die Schlitten müssen trotz der ganz erheblichen Last, die sie zu tragen haben, leicht sein, weil sie von den Schlittenfahrern, wenn die Ladung abgesetzt ist, auf dem Rücken zurücktransportiert werden müssen. Den



Binden der Reisigbündel.

entlang zu steuern vermag, so stürzen sie mit ihm in die Tiefe ab.

Ein schwarzes Holzkreuz bezeichnet die Stelle, wo das Unglück geschehen ist.

Was aber wird nach dem Unfalle aus der Familie des Verunglückten? Was in der Regel aus Unglücklichen wird. Sie leidet, sie darbt, sie geht betteln, sie friert während des Winters und läuft das ganze Jahr hindurch barfuß einher. Wird ein Schlittenfahrer von einer ernstlichen Krankheit betroffen, so fällt er ihr gewöhnlich zum Opfer, da es nicht möglich ist, ihm ärztlichen Beistand zu teil werden zu lassen.

Wenn die Schlittenfahrer am Fuße des Gebirges angekommen sind und an der gemeinschaftlichen Abladestelle die Fahrzeuge ihrer Last entledigt haben, packen sie sich die Schlitten auf den Rücken und steigen auf demselben Weg, den sie herabgekommen, wieder zur Höhe empor. Dieser Rückweg, der sie mehrere Kilometer bergan führt, kommt ihnen



Zurückbeförderung der Schlitten.

faſt wie eine Erholung vor; ſie zünden ihre Pfeifen an und legen ſchweigſam den Marterweg nach der Höhe zurück.

Nicht jede Witterung eignet ſich für dieſe gefahrvollen Fahrten; ſollen ſie günſtig verlaufen, ſo muß der Himmel bedeckt ſein, doch ſo, daß keine Neigung zu Niederſchlägen vorhanden iſt. Wenn es zu warm iſt, iſt ſtets zu befürchten, daß die Schleifhölzer der Schlitten ſich durch die Reibung überhitzen, wodurch die Bandſtreifen unter ihnen zu glühen und zu verkohlen beginnen. Werden andrerſeits die Gleitbalken der Bahn vom Regen angefeuchtet, ſo wird durch die verminderte Reibung der Schlitten in ſeinem Lauf zu ſehr beſchleunigt und der Schlittenführer dadurch in Gefahr gebracht. Droht ein Gewitter oder ſtellt ſich ein längere Zeit anhaltender Landregen ein, ſo unterbrechen die Schlittenfahrer ihre Arbeit. Werden ſie während der Fahrt vom Regen überraſcht, dann bleibt dem Schlittenführer nichts andres übrig, als ſich durch einen kühnen Seitenſprung zu retten und den Schlitten ſeinem Schickſal zu überlaſſen. Letzteres erreicht ihn ganz unfehlbar: führerlos, überſchlägt er ſich und ſtürzt bei der erſten beſten Wegbiegung den nächſten Abhang hinab, oder er prallt gegen einen Baumſtamm oder einen Felsblock an und giebt, aus allen Fugen geſprengt, ſeine Ladung den vier Winden preis. Da er aber nur einen Wert von etwa ſechs Mark hat, läßt ſein Verluſt ſich immerhin verſchmerzen; die Ladung läßt ſich ja wieder zuſammenleſen, die Hauptſache aber iſt, daß der Schlittenfahrer ſein Leben gerettet hat.

Trotzdem giebt es aber auch freundlichere Augenblicke in dem eintönigen Leben dieſer armen Leute. An gewiſſen Tagen der Woche ziehen die Weiber und Kinder aus, nicht ſelten von den Männern begleitet, um dürres Holz in den Waldungen aufzuleſen und das Gras an den Berghängen zu mähen, oder um Brombeeren und duftige Walderdbeeren zu ſuchen. Da fällt dann auch wohl ein heiteres Wort, Blicke begegnen ſich, und es entſpinnen ſich zarte Beziehungen, die mehr als einmal ihren Abſchluß vor dem „Herrn Bürgermeiſter“ finden. Dieſe der harten Arbeit abgerungenen Augenblicke gewähren den vielgeplagten Leuten Troſt und Erholung: es ſind die Lichtſtrahlen, die in ein verkümmertes, zu Ausblicken in eine beſſere Zukunft kaum Raum gewährendes Daſein fallen.

Die geeignetſte Zeit für die Schlittenfahrten iſt der Herbſt, weil alsdann am meiſten die für die Ausführung derſelben erforderlichen



Schlittenfahrer-Hütte: Aeusseres.



Schlittenfahrer-Hütte: Inneres.


Verschlitten von Stammholz.

hat ihr Ende gefunden. Um sich den kargen Unterhalt zu verdienen, geben sie sich alsdann verschiedenen Beschäftigungen hin, die sich im Wohnraum ausführen lassen. Sie schnitzen Holzschuhe und stellen andre Holzarbeiten her, wie Kinderspielzeug und Käse- und Bonbonschachteln. Der Schnee bedeckt die Holzhütte vollständig; doch ist wenigstens Material zum Heizen des Eisenofens reichlich vorhanden, so daß die armen Leute in ihrer Bergeinsamkeit nicht zu frieren brauchen. Draußen aber verschneit jede Wegspur, die Natur hält ihren Winterschlaf, und der Schlittenfahrer verläßt seine Hütte fast nur noch, wenn es sich um die Erneuerung des Lebens-

Witterungsverhältnisse zutreffen. Sobald die ersten Schneeflocken auf die Nadeln der schlanken Fichten- und Tannenbäume fallen, ziehen die Schlittenfahrer sich in ihre Hütte zurück: ihre Arbeitszeit

mittelvorrats handelt. Mehrere Monate schließt er sich so von allem Verkehr mit der Welt ab, bis die ersten Frühlingsspuren ihn wieder heraus ins Freie locken.

G. H.


Schlittenfahrers Ende.



Nerven.

Novelle

von

Georg Freiherrn von Ompteda.

I.

Ich denke an die Vergangenheit, an die Zeit zurück, als ich noch Soldat war. Eine Menge lieber Erinnerungen steigen vor mir auf, und aus der großen Zahl beginnt vor allem sich eine Gestalt abzuheben — die Gestalt eines Freundes.

Er war im Dienstalter jünger als ich: Einjähriger unter den Rekruten meiner Schwadron. Als solchen lernte ich ihn zuerst kennen. Er fiel mir sofort auf durch sein ausgesprochenes Reittalent. Der lange, flache Oberschenkel, der weite Spalt, dazu etwas Weiches, Geschmeidiges im Sitz, alles so, wie wir Reitersleute es uns wünschen, um die Kunst zu üben.

Ich war Rekrutenoffizier und interessierte mich besonders für Graf Morsums Ausbildung. Täglich nahm ich ihn an die Longe, um ihm größere Festigkeit im Sitze beizubringen. Schließlich, im Frühjahr, setzte ich ihn öfters auf eines meiner eignen Pferde und ritt mit ihm spazieren. Er hatte ganz bedeutend Fortschritte gemacht und zwar derart, daß man ihm den jungen Reiter kaum anmerkte. Natürlich war er im Sattel rein passiv. Mit nervösen und heftigen Pferden wußte er ganz nett fertig zu werden, während es ihm noch nicht gelang, ein faules oder widerstrebendes Tier vorwärts zu bringen. Das pflegt sich erst nach Jahren im Sattel einzustellen. Mancher lernt es nie, das Reiten ist eben eine Kunst.

Bei solchen Ritten an schönen milden Abenden, wenn die Pferde mit langen Zügeln Schritt gingen, fingen wir an zu erzählen. Und ich erfuhr seine häuslichen Verhältnisse.

Eine Mutter besaß er nicht mehr. Sein Vater, der daheim in Ostfriesland jahraus jahrein auf seinem Schlosse saß, kümmerte sich nicht viel um den Sohn, der ein eignes Vermögen von seiner verstorbenen Mutter her hatte. So konnte Fritz Morsum eigentlich thun und lassen, was er wollte.

Es war natürlich, daß ich ihm zuredete, er möchte doch das Studium an den Nagel hängen und ganz bei uns bleiben. Zuerst freilich ohne Erfolg. Er schien andre Pläne zu haben.

Aber ich ließ nicht nach und fragte ihn eines Tages, als wir wieder miteinander auf einem Ritte waren: „Warum wollen Sie nicht bei uns bleiben? Nichts leichter als das. Treten Sie doch über. Ich garantiere Ihnen dafür, daß das Offiziercorps Sie mit Freuden aufnimmt. Ich habe schon mit dem Kommandeur darüber gesprochen. Er nimmt Sie sofort.“

Da schien er schwankend zu werden. Doch endlich blieb er bei seiner Weigerung. Natürlich kam ich nicht wieder auf den Gegenstand zurück. Er mußte wohl seine guten Gründe haben.

Der Sommer verging, und der Herbst kam mit den Manövern. Auch sie gingen vorüber, und die Einjährigen wurden entlassen.

Beim Abschiede spielte ich gegen Graf Morsum darauf an, ob er es sich nicht anders überlegt hätte und nicht dennoch bei uns bleiben wollte, denn wir Offiziere hatten den bescheidenen, netten jungen Mann — ich hatte ihn öfters zu uns ins Kasino eingeladen — liebgewonnen. Leider bekam ich von neuem einen ablehnenden Bescheid.

Zwei Jahre sah ich ihn nicht, da ich vom Regiment abkommandiert worden war. Als ich wiederkehrte, war er schon Offizier, Unterleutnant der Reserve, und machte gerade seine erste Frühjahrsübung.

Nun, wo die dienstliche äußere Schranke gefallen war, kamen wir uns schnell näher, und nachdem wir uns Du nannten, wiederholte ich meine Aufforderung, er, der so gut für uns und unsern Beruf paßte, möge doch übertreten. Dann

wären wir beide zusammen geblieben. Wir stimmten in so vielem überein, als ob wir ein einziger Mensch wären.

Er hatte die gleichen Interessen, die gleichen Zu- und Abneigungen wie ich. Wie ich ihn nun bestürmte und gar nicht locker ließ, rief er schließlich: „Es ist unmöglich! Ich kann nicht! Ich habe einen Grund, den ich dir nicht mitteilen kann."

„Warum nicht? Du hast mir doch einmal gesagt, mir würdest du alles sagen können?" fragte ich ihn.

Er schüttelte den Kopf: „Das? Nein. Das darf ich nicht!"

Ich konnte es nicht fassen: „Du, du darfst nicht?"

Da entfuhr es ihm: „Nein, sonst — sonst müßtest du mich verachten!"

Ich verstand ihn nicht, doch mehr war nicht aus ihm herauszubringen.

Seine Dienstleistung beim Regiment neigte dem Ende zu. Da erschien er einmal auf der Reitbahn bei meiner Eskadron mit einem Pferde, das ich nicht kannte, während ich eine Abteilung Fußdienst machen ließ.

Ich trat von den Leuten fort und an ihn heran: „Das ist ja ein neuer Gaul?"

Und er erzählte mir, er habe die Stute eben gekauft. Wie man das immer thut, sah ich mir das Tier genau an, um mein Urteil zu sagen.

Inzwischen war mein Dienst zu Ende, und ich ließ die Leute wegtreten. Dann bat ich den Freund, mir doch seine neue Erwerbung in verschiedenen Gangarten zu zeigen; erst wenn ich den Gaul in allen Gängen gesehen hatte, konnte ich mich äußern. Er ritt zuerst im Schritt das Viereck hinab, dann trabte er an, machte ein paar Volten, ging auf die andre Hand und sprengte zum Galopp an. Die Stute ging tadellos, und ich freute mich über den ruhigen, weichen, elastischen Sitz ihres Reiters.

Während ich aufmerksam zuschaute, trat plötzlich, fast ohne daß ich es gemerkt hatte, der Kommandeur an mich heran. Er erkundigte sich sofort nach Graf Morsums Gaul, der seinem sicheren Auge auf den ersten Blick als neues Pferd aufgefallen war.

Beim nächsten Vorüberkommen erst erblickte mein Freund den Oberst. Er parierte und grüßte. Und unser Kommandeur rief ihm zu: „Das ist ja wirklich ein anständiges Pferd! Wo haben Sie denn den her — oder die, es ist ja wohl eine Stute?"

„Ich habe sie gestern gekauft. Sie stammt aus Ostpreußen."

Der Kommandeur war neugierig geworden und bat Morsum, er möchte weiter reiten. Dann blieb er neben mir stehen und beobachtete. Mir war es, als gebe sich mein Freund ganz besondere Mühe, und ich sah, wie jedesmal, wenn er an uns vorüberkam, sein Blick über das Gesicht unsers Vorgesetzten glitt, der in der That nicht nur ein ganz hervorragender Pferdekenner war, sondern vor allem ein geradezu außergewöhnlich guter Reiter. Es war nur natürlich, daß vor diesem Kenner sich Morsum in möglichst gutem Lichte zeigen wollte, ganz abgesehen davon, daß der Oberst eben unser Kommandeur war.

In der Mitte der Reitbahn stand ein Hindernis, eine feste Bretterwand von ganz ansehnlicher Höhe, nicht übermäßig breit, und ohne Fang an den Seiten. Das heißt seitliche Verlängerungen, Arme schräg gestellt, um das seitliche Ausbrechen der Pferde zu verhindern.

Darauf führte nun Graf Morsum seine Stute zu, gewissermaßen als Abschluß des Vorreitens, wie man das gewöhnlich so zu thun pflegt, als Schlußeffekt, um nun auch zu zeigen, daß der Gaul ein guter, sicherer Springer oder doch wenigstens eingesprungen und im Gehorsam ist.

Das ist so kavalleristischer Brauch, was sich am besten darin zeigte, daß der Kommandeur sich zu mir wandte mit dem Scherzwort: „Nun kommt auch was fürs Auge."

Ruhig und sachgemäß ritt Morsum gerade auf das Hindernis los, setzte etwa vier bis fünf Pferdelängen vorher den Gaul in Galopp und kam bis dicht an die Bretterwand heran.

Ich freute mich schon über die gleichmäßig wohlabgemessenen Sätze, als die Stute urplötzlich, als sie sich eben zum Sprunge hätte heben sollen, wie angenagelt stehen blieb. Ihr Reiter kippte vornüber, aber blieb doch im Sattel. Er wendete den Gaul. Man sah seinem Gesicht den Aerger an. Er ritt ein Stück zurück, setzte sich zurecht, nahm das Pferd zwischen die Schenkel, drückte es an die Zügel und ritt zum zweiten Mal an.

Wieder näherte er sich dem Hindernis. Aber dieses Mal war er vorbereitet auf der Stute Versagen und gab ihr kurz davor ein paar scharfe Sporen, so daß sich das Pferd, das augenscheinlich wieder Miene gemacht hatte, stehen zu bleiben, hob, um zu springen. Aber es stieß mit den Vorderbeinen an. Im selben Augenblick berührte seine Nase den Sand, und die Kruppe sauste in Bogen herum. Der Gaul überschlug sich und lag.

Morsum hatte es fertig gebracht, trotzdem noch im letzten Augenblick aus dem Sattel zu kommen, und fiel nun zu Boden, halb auf den Kopf, halb auf die vorgestreckten Hände, rollte sich ganz unwillkürlich zusammen und stand einen Augenblick später wieder auf.

Er war etwas schmutzig geworden. Geschehen war ihm nichts. Er stäubte sich die Uniform ab und sprang sofort zu, daß der Gaul nicht weglaufen sollte.

Die Stute hatte sich erhoben, stemmte nun alle viere in den Sand, schüttelte sich wie ein Hund nach dem Bad, daß die Sattelblätter klappten, die Bügel klirrten, pustete vor sich hin und ließ sich willenlos beim Zügel nehmen.

Der Kommandeur hatte kein Wort verloren. Er lächelte schmunzelnd. Der Sturz hatte weiter nicht böse ausgesehen. Besonders angenehm ist ja so etwas natürlich nicht.

Nun aber erwachte in unserm Oberst der Kavallerist, und er sagte: „Lieber Graf, nu mal schnell wieder in den Sattel! Vorwärts!"

Fritz Morsum saß sofort auf, teilte die Zügel, ritt einen Bogen und steuerte wieder von der entgegengesetzten Seite auf das Hindernis los. Er wußte ja, daß es nun galt, zu springen so lange, bis das Tier glatt hinüberkam. Das war Erziehung für den Gaul wie für den Menschen. Ich bemerkte, wie er einen Augenblick zögerte und sich mit den Zügeln etwas länger abgab, als unbedingt nötig gewesen, und ich sah, daß er weiß geworden war wie eine Kalkwand.

Wir erlebten das oft. Ich hatte im stillen das Gefühl, er möchte vielleicht durch den Sturz ein wenig betäubt sein, daher käme die Hautfarbe. Aber nun packte er schon seinen Gaul an und ritt wieder los. Diesmal holte er etwas weiter aus auf den Rat des Kommandeus, der jetzt sozusagen Reitstunde gab, ihm dieses und jenes anriet, die Bewegungen regelte, Schenkel, Zügel und Gewichtshilfe angab.

Diesmal zog der Gaul förmlich das Hindernis an.

Der Oberst hatte Morsum gewarnt, er möchte vor dem Ausbrechen auf der Hut sein. Und ganz von selbst hatte er sich in der Nähe des einen Fanges aufgestellt, bereit, um das Ausbrechen des Pferdes zu verhindern, etwa die Arme zu erheben oder dergleichen.

Ich stand an der andern Seite. Die Stute kam heran, wurde sichtlich kürzer vorher, so daß unser Oberst, mit dem die Reiterpassion durchging, ungeduldig rief: „Nanu etwas Feuer dahinter!"

Ich meinte, es dem Gaul anzusehen, wie er lauerig wurde, rechts und links blickte, dem Gebiß auszuweichen und gegen die Schenkel anzudrängen suchte.

Aber Morsum ritt ihn entschlossen an, gab ihm noch ein paar kalte Eisen und brachte ihn richtig an das Hindernis. Die Stute hatte zwar ihren Sprung sehr verkürzt, hob sich aber doch noch im letzten Augenblick. Und der Oberst rief: „Nu ja — nu Kopf frei! Kopf frei! Donnerwetter! Kopf frei!"

Der Reiter benahm sich ganz richtig. Er gab, als das Pferd wirklich sprang, die Zügel nach, aber sei es nun, daß er doch etwas verfehlt, sei es, daß es eben die Ungeschicklichkeit des Tieres war, genug: der Gaul klappte wieder an, überschlug sich, und diesmal kam Graf Morsum nicht so recht aus dem Sattel, sondern im Sturz, bei dem seine rechte Schulter heftig den Sand berührte, fiel ihm die Kruppe des Gauls auf den Unterschenkel.

Aber er hatte die Zügel nicht losgelassen. Und der Oberst, der immer ein ermunterndes Wort liebte, meinte: „Na, lieber Graf, so ist's recht. Nur den Schinder nicht weglaufen lassen!"

Im ersten Augenblick stand Morsum nicht auf, weil das Pferd ihn noch behinderte. Wir sprangen beide herzu, um den Reiter frei zu machen. Und der Kommandeur meinte besänftigend: „So, nu warten Sie mal, Sie sind gleich 'raus. 's ist nichts. Aufs Knie ist's nicht gegangen, es schadet weiter nichts, wir wollen den Gaul schon in Ordnung bringen. Diesmal springt er."

Morsum war aufgestanden. Es schien in der That gar nichts zu sein, denn er konnte gehen. Er schüttelte sich, trat hin und her. Aber es dauerte doch einen Augenblick, bis er sich wieder auf das Pferd setzte. Und da mir seine außerordentliche Blässe auffiel, meinte ich, zum Kommandeur gewendet: „Herr Oberst, ich weiß nicht, ob er nicht schwindelig ist."

Morsum hatte das gehört und ging infolgedessen mit großer Entschlossenheit sofort auf sein Pferd zu, obgleich seine Augen tief in den Höhlen lagen und er trotz Anspannung aller Nerven, es sich nicht anmerken zu lassen, einen Ausdruck hatte, aus dem etwas wie das starre Entsetzen sprach.

Der Oberst lachte mich aus, während Fritz Morsum einen Bogen machte und den Gaul erst etwas herum ritt: „Nu, was wollen Sie denn? Da sitzt er ja wieder!"

Nun sollte erst gesehen werden, ob das Pferd etwa lahm sei, dann sollte er ihm einen Augenblick Erholung gönnen. Deshalb ging Morsum auf das Viereck, trabte seinen Gaul ab. Der Oberst beobachtete und meinte dann: „Er schont nicht! Er schont nicht! Also, nu gleich mal wieder 'rüber mit dem Schinder! Das wäre doch der Teufel, wenn die Bestie nicht spränge. Sie wird schon um ihre eignen Knochen bange sein. Es ist nichts besser für einen Gaul, als wenn er mal tüchtig fällt. Das merkt sich so ein Tier. Nu legen Sie mal einen Zirkel an. — So, hier um das Hindernis herum — nu mal wieder eine Volte. — Nu kommen Sie mal ganz nahe hier an dem Fang vorbei. — So ist's recht. — So ist's gut."

Jedesmal, wenn die Stute sich dem Hindernis näherte, pustete und schnaubte sie und blickte das Ding verdächtig an. Aber schließlich beruhigte sie sich. Nun gab der Oberst noch einmal Anordnungen, auf welche Art anzureiten sei, und wie der Reiter sich benehmen solle. Dann hielt er den Augenblick für gekommen. Und als sich Morsum gerade in der Anrittlinie zum Hindernis befand, rief unser Kommandeur, der sich wieder als Verlängerung des Fanges aufgestellt: „Nu mal los jetzt! Aber ein bißchen dalli! dalli!"

Die Stute kam heran, sprang, klapperte sozusagen mit allen vier Beinen dabei an, konnte auf der andern Seite beim Landen auch, wie der Kommandeur sagte, ihre Beine gar nicht auseinander sitzen, aber der Sprung war doch geschehen und glatt verlaufen.

„Nun loben. Nu ist's gut," meinte unser Oberst und ging nach ein paar Abschiedsworten ins Kasino.

Ich hatte bei dem Sprunge Morsums Gesicht genau beobachtet und meinte, einen Zug des



verbissenen Entsetzens auf seinen Lippen zu sehen. Diese hohl liegenden Augen, aus denen die größte Energie und trotzdem etwas wie ein Zurückzucken vor der Gefahr des Fallens lag, werde ich nie vergessen.

Fritz Morsum hatte sein Pferd abgegeben. Wir sprachen darüber, ob er sich weh gethan hätte. Er meinte: nein. Aber er war noch immer in einem Zustande gewisser Aufregung. Und als ich seinen Rock mit der Hand abklopfte, um den Sand zu entfernen, merkte ich, daß er am ganzen Leibe zitterte.

Er brach schnell ab und wollte auch ins Kasino gehen. Es war beinahe, als ob die nähere Betrachtung und Berührung ihm unangenehm wäre, als möchte er sich dem nicht aussetzen, ausgeforscht zu werden. Er sprach gar nicht mehr über das Vorkommnis.

Nun saßen wir im Kasino bei einem Glase Sherry und einem Butterbrot. Es waren nur noch zwei andre Herren anwesend. Der Kommandeur hatte sein Pferd bestellt, aber es verzögerte sich noch einen Augenblick, bis es kam. Und da fing er, wie es seine Art war, über den Fall, der ihm eben vorgekommen, zu sprechen an, über das Pferd, wie man es korrigieren solle, und hatte dabei ein freundliches Lob für den jungen Reiter, das Morsum jedoch nur mit größter Verlegenheit, purpurrot werdend, hinnahm.

Nun fing der Kommandeur an, dieses und jenes zu erzählen, und sagte dann, während wir um ihn herumsaßen und unser Glas leerten: „Ja, ja, meine Herren, fallen, das müssen wir Kavalleristen nu mal lernen. Auch das Fallen will gelernt sein, obgleich es natürlich nicht immer angenehm ist. Und ich muß sagen, ich erinnere mich aus meiner Praxis doch mancher alten Reiterseele, die Pech gehabt hatte und viel und unglücklich gefallen war. Solch eine hatte dann die Nerven verloren."

Wir wußten, welche Nerven unser Oberst besaß, und unwillkürlich machte ich mir den Schlußreim darauf: es kommt auch darauf an, was für einen Menschen es trifft. Denn bei diesem Manne hier uns gegenüber, dem auch schon Silberfäden das Haar durchzogen, hatten wir etwas von „Nerven" noch nie bemerkt.

Der Kommandeur fuhr fort: „Sehen Sie mal, wer keine Nerven hat, der hat eben auch Glück entwickelt. Ich bin verhältnismäßig immer glücklich gefallen. Ich kann ja von mir selber sagen, mir ist jedes Hindernis ganz wurst. Mir ist es ja auch immer wurst gewesen. Ich habe sozusagen kein Verständnis dafür, daß es einem Kavalleristen anders gehen könnte. Sehen Sie mal, meine Herren, das klingt so wie Renommieren . . ."

„O, Herr Oberst! — Ach, Herr Oberst!" machten die andern Herren.

Er aber fuhr fort: „Nein, nein, das ist mein vollkommener Ernst. Sehen Sie mal, warum soll man nicht zugestehen, daß man Nerven hat, wenn man sie hat? Ich kann Ihnen sagen — es ist ja bei einer andern Gelegenheit gewesen —, aber ich habe doch einmal in meinem Leben so etwas gemerkt, was Nerven sind. Und deswegen kann ich auch ruhig darüber reden. Ich möchte nämlich eine Theorie aufstellen. Ich glaube unbedingt, daß es sehr falsch ist, von Nerven verächtlich zu reden. Es giebt ja Leute, die stellen das auf so einen ähnlichen Standpunkt wie etwa die Feigheit. Aber das sind Leute, die das offenbar gar nicht verstehen. Feigheit ist das nicht, Feigheit ist etwas andres. Das können Sie mir glauben. Feigheit nenne ich, wenn jemand, sagen wir mal, Nerven hat und sie nicht bändigt, sondern sie zeigt und, wenn's brenzelig wird, vor der Gefahr davonläuft. Nerven an und für sich kann man sehr wohl haben, und eine Schande ist's so lange nicht, wie man sie beherrscht, wenn man über den inneren Schweinehund im Menschen Sieger bleibt. Derjenige, der vermöge seiner Konstitution nie an eine Gefahr denkt — meine Herren, seien Sie mal ehrlich! —, dessen Verdienst ist es doch gar nicht, wenn er im Augenblick der Gefahr sich ‚tapfer' zeigt, weil er sich vielleicht höchst mollig fühlt. Anders ist es, wenn der andre, dem in Augenblicken, wo es beinahe Matthäi am letzten ist, wirklich die Nerven ausgehen, sich doch beherrscht und mit keiner Miene zuckt. Das nenne ich wirklich Mut. Darin liegt Verdienst.

„Ich kann Ihnen aus meiner eignen Praxis etwas erzählen vom Jahre 1870. Ich führte damals die Schwadron, und wir standen bei — ja, weiß der Teufel, ich glaube Bezons — aber nicht das bei Paris — hieß das Nest. Ein Stück von mir entfernt hielt noch eine Schwadron Küraßiere. Wir hatten den Befehl bekommen, dort zu sein. Wir waren nämlich, wie es damals noch jedesmal besonders angeordnet wurde, Artilleriebedeckung. Da hielten wir denn abgesessen und warteten. Sehen Sie mal, dies Warten im Felde, das ist auch so eine Sache, das ist eine verfluchte Geschichte manchmal. Wenn man was zu thun hat, wenn man herumreiten kann, wenn man den Platz wechselt, das ist ganz anders. Aber so ganz gemütlich da halten bleiben und sich beschießen lassen! Nu, Gott, es giebt ja schließlich was Netteres, offen gestanden! Ich reite lieber eine Schnitzeljagd. Kurzum, jetzt waren uns gegenüber offenbar französische Batterien aufgefahren, und die fingen zu feuern an. Wir standen nämlich sehr dumm, man konnte uns sehen von drüben. Aber Gott, wir hatten Befehl, dort zu sein. Nu, da blieben wir eben da.

„Und nu fingen die Franzose an bum! bum! zu machen. Da kamen denn die niedlichen Spielzeuge von den Kerls da drüben durch die Luft gesaust und flogen pfeifend und zischend, daß man sie förmlich sah oder wenigstens ahnte, über unsre Köpfe weg. Hinter uns wühlten sie sich ihren Trichter in den Boden und krepierten. Bum! Bum!

„Es war zu weit, als daß uns die Sprengstücke getroffen hätten. Das war bis dahin nicht weiter unangenehm. Man mußte sich ja sagen, wenn sie etwas niedriger schössen, risse es uns vielleicht die Helmspitzen weg. Aber sie schossen eben nicht niedrig. Und schließlich, wir wären ja auch ohne Helmspitzen weiter geritten.

„Aber da fielen plötzlich die nächsten Schüsse weit vor uns, daß wir deutlich sahen, wie Dreck, Erde und Dampf sich mischten. Wir beobachteten die Geschichte immer mit dem Opernglase. Ich hielt ein Stück vor der Schwadron mit meinem Trompeter an der Seite. Da plötzlich fiel der nächste Schuß wieder hinter uns, aber schon verflucht nahe, so daß unsre Gäule doch mit den Köpfen zusammenzuckten. Und der übernächste Schuß wieder vor uns, aber eigentlich bedenklich nahe. Da wurde mir's klar, die Kerls da drüben schießen sich einfach auf uns ein. Sie schießen zuerst die sogenannte große Gabel, wie das der Artillerist nennt, — nicht wahr, meine Herren? und dann schießen sie die kleine Gabel, und dann schmeißen sie uns so ein Ding mitten in die Schwadron hinein. Das wäre also eben die kleine Gabel gewesen. Also, wir wußten ja nun, was wir zu erwarten hatten.

„Da kommt noch ein Schuß. Aber der war beinahe in der Schwadron. Und ein Sprengstück riß mir meinen Trompeter an meiner Seite aus dem Sattel, daß er sofort auf das Gesicht fiel und tot war.

„Nun kam der nächste Schuß — da sie jetzt recht hübsch eingeschossen waren, so hatten sie vielleicht gar keine große Eile damit — der traf die Schwadron ja ziemlich sicher.

„Sehen Sie, meine Herren, das war ein Gefühl, da hatte ich so was wie Nerven. Ich wußte, jetzt kommt's, und dem entgehen wir einfach nicht. Ich habe mir's natürlich gar nicht merken lassen. Aber ich kann Ihnen sagen, diese Einschießerei, die war mir ganz höllisch unangenehm, ganz höllisch! Das kann man ja ruhig zugeben. Ich glaube, wenn die Leutnants und die Leute bei meiner Schwadron ehrlich waren, hätten sie mir wohl auch gesagt, daß das nicht zu den Annehmlichkeiten des Lebens zählt. Da entschloß ich mich kurz und ritt hinüber zu dem andern Rittmeister von der Kürassierschwadron. Der kam mir schon auf halbem Wege entgegen. Und beinahe zu gleicher Zeit fragten wir einander, ob's denn nicht besser wäre, den Platz zu räumen, da wir doch hier offenbar als Versuchskarnickel von den Herren drüben angesehen wurden. Nachdem wir unsern Entschluß gefaßt hatten, hinter den Hügel zu gehen und uns etwas seitwärts von der Batterie aufzustellen, die wir bewachen sollten, um nicht gerade Kugelfang abzugeben, kamen schnell die Kommandos. Wir saßen im Sattel und, weiß der Teufel, beinahe hätte ich die Bewegung im Galopp ausführen lassen. Aber ich hatte so ein Gefühl wie: nein, du wirst dich doch vor den Kürassieren nicht lumpen lassen. Was sollten die doch denken. Und da die nur Trab ritten, ritten wir auch Trab.

„Na, wir kamen noch mit 'nem blauen Auge davon. Eine halbe Minute später sauste so ein Ding von da drüben herüber und krepierte gerade dort, wo etwa der Zugführer von meinem dritten Zuge gehalten hatte. Also meine Schwadron, mit der wär' es wohl Essig gewesen für den weiteren Feldzug.

„Nu will ich aber zu dem zurückkommen, weshalb ich Ihnen das erzähle, meine Herren. Sehen Sie, mir war scheußlich zu Mute! Vor allen Dingen, als mein alter, braver Trompeter da lag, die halbe Schulter weg — ach, das war nicht schön! Und ich hätte ja längst den Platz geräumt, aber vor dem verfluchten Kürassierrittmeister da drüben hatte ich Angst. Wir Dragoner durften uns doch nicht lumpen lassen! Wenn die es aushielten, daß die Kerls sich auf sie einschossen, na, dann konnten's die Dragoner auch aushalten. Und als wir nachher Platz gewechselt hatten, kann ich Sie versichern, meine Herren, und ich schäme mich dessen gar nicht, ich hatte, weiß Gott, auf dem ganzen Buckel ein nasses Hemd."

Der Oberst stand auf. Sein Pferd war gemeldet, und er sagte nur noch im Gehen: „Wissen Sie aber, was das Ulkige noch dabei war? Nachher, als wir in Sicherheit hielten, gestand mir der Kürassier, es wäre ihm auch sehr ungemütlich da gewesen. Er wäre gern fortgeritten mit seiner Schwadron, aber er hätte sich doch geschämt, es zu gestehen, und vor den Dragonern wollte er sich doch nicht lumpen lassen."

Der Oberst grüßte und verschwand.

Als ich nachher mit Fritz Morsum nach Hause ging, sagte er mir ein paar Worte der Anerkennung, fast der Liebe gegen unsern Kommandeur. Das wäre doch ein großartiger Mann, und die letzte Geschichte, die er erzählt, sei ihm wie aus der Seele gesprochen.

Ich fragte ihn noch, was denn eigentlich mit ihm wäre, ob er sich erholt, er hätte so blaß ausgesehen. Aber da meinte er sofort: „Nein, nein, das ist vielleicht vom Sturz gewesen. Blaß? O nein!" . . .

Aber er war doch blaß gewesen.

*

Das Jahr darauf — ich hatte Fritz, der mir wirklich ein Freund geworden, seitdem nicht wieder gesehen — war er wieder eingezogen. Es war Regimentsrennen. Unser Rittmeister hatte ein Pferd, das eigentlich wohl kaum sehr viel Siegesaussichten hatte. Er wollte es selbst reiten. Doch seine Frau geriet außer sich über diesen Gedanken. Es sei zu gefährlich, er könne das Genick brechen, ein verheirateter Mann — das ginge doch nicht.

Der Rittmeister war empört. Er wollte nicht, daß man überhaupt davon spräche, und daß andre den Grund erführen, warum er nicht ritte. Denn er, von dem jeder Mensch wußte, daß er

das Herz durchaus auf dem richtigen Fleck hatte, mochte doch nicht, daß es hieße, er ritte nicht, weil es die Frau nicht wünschte. Aber um des ehelichen Friedens willen gab er eben nach.

Gerade in dem Rennen, in dem das Pferd genannt war, starteten nur wenig andre Tiere. Weil das Feld so klein war, hatte der Kommandeur gebeten, um den Gästen, die gekommen waren, das Regimentsrennen mit anzusehen, doch etwas zu bieten, möglichst viele Herren möchten in den Sattel steigen. Deshalb kam kurz vor dem Rennen unser Rittmeister zu Fritz Morsum und sagte zu ihm:

„Sie sind ein so geschickter Reiter. Wollen Sie mir nicht einen Gefallen thun? Sehen Sie mal, wie jedes Frauenzimmer, behauptet natürlich meine Frau, als verheirateter Mann dürfe ich nicht reiten. Ich reite also nicht. Wollen Sie das Tier für mich übernehmen? Sie würden mir einen großen Gefallen thun."

Morsum konnte den Ritt kaum ausschlagen. Er hatte kein Pferd genannt. Wenn sein eigner Rittmeister das Vertrauen in ihn, den Reserveoffizier, setzte und ihm sein Pferd anvertraute, so wäre es wirklich fast unmöglich gewesen, auszuschlagen. Und jetzt, wo es galt, daß das Regiment möglichst zahlreich auftreten sollte, war erst recht eine Entschuldigung unmöglich. Morsum war leicht, das Gewicht sprach also auch nicht mit. Infolgedessen antwortete er: „Jawohl, Herr Rittmeister, es ist mir eine große Ehre, daß der Herr Rittmeister das Vertrauen zu mir haben. Ich werde also reiten."

Das Tier, um das es sich handelte, hatte allerdings keine Gewinnaussichten. Es war — und darin bestand der eigentliche Grund, weshalb die Frau Rittmeisters durchaus nicht ihren Mann darauf im Sattel sehen wollte —, wie sich unser Adjutant ausdrückte, „die reine Fallmaschine".

Vielleicht wußte das Morsum gar nicht. Aber als ich ihn vor dem Rennen traf und er eben daran ging, sich abwiegen zu lassen, merkte ich doch, daß er etwas davon ahnte. Und nun ward mir auch vollkommene Gewißheit, als ihm plötzlich ein andrer Herr des Regiments sagte: „Na, Morsum, ich wette, beim ersten Hindernis liegen Sie!"

Ein Ulan aus einer Nachbargarnison meinte lächelnd: „Wenn Sie nicht beim ersten liegen, wette ich, beim zweiten. Aber die größte Wette will ich darauf abschließen, daß Sie jedenfalls nicht durchs Ziel gehen. Ich habe nämlich das Tier bis zum Herbst im Stall gehabt."

Morsum lächelte nur. Aber er war, wie ich bemerkte, wieder bleich geworden. Und er trat auf die Wage, um das Gewicht festzustellen.

Als er, die Reitpeitsche in der Hand, neben mir stand, zog er mich abseits. Ich merkte, daß er sehr aufgeregt war. Seine Finger zitterten. Er fragte mich mit merkwürdig unsicherer Stimme eine Menge Sachen hintereinander, ohne überhaupt die Antwort abzuwarten, woraus ich entnahm, daß er bloß das Bedürfnis hatte, irgend etwas zu sprechen, die Zeit bis zu Beginn des Rennens hinzubringen. Er wollte wissen, ob er seine eigne Zäumung auflegen dürfe, ob es nicht besser sei, das Tier auf Kandare zu reiten. Dann kam er auf den Gedanken, ein Martingal wäre notwendig. Er fragte, ob der Gaul zum Ausbrechen neige, ob man ihn scharf beim Kopfe nehmen müsse wegen des Fallens.

Ich machte ihm Mut: „Ach, weißt du, die reden bloß so! Warum sollst du gleich daliegen? Ich glaube es nicht. Aber du siehst schlecht aus! Ist dir nicht ganz wohl?"

„O ja, ich wüßte nicht!"

„Aber beruhige dich, du bist blaß, du hast mir doch mal gesagt, du hättest mit dem Magen zu thun."

„Ja, aber der ist jetzt ganz in Ordnung."

„Ueberlege dir's doch, du kannst doch den Ritt noch immer ausschlagen. Ich glaube, so furchtbar böse wird der Rittmeister nicht sein. Und ein Rennen sollte man nur reiten, wenn man gesund ist."

Aber er wollte nichts davon wissen. Kurz darauf ging es zum Start.

Ich konnte ihn, da ich selbst mitritt, nicht weiter beobachten, denn ich mußte mich um mein eignes Pferd kümmern, das ich auch bloß steuerte, um das Feld zu füllen. Gewinnaussichten hatte ich nicht. Ich war durchaus darauf gefaßt, einfach hinterher reiten zu müssen.

Beim Start kamen wir nebeneinander, und mir fiel wieder Morsums Farbe auf. Er sah aus wie eine Kalkwand. Und der kleine Ziesow, der immer guter Laune war, fortwährend Witze riß und womöglich im Rennen noch Unterhaltung machte, sagte plötzlich zu Fritz: „Morsum, du siehst ja aus wie Dünnbier und Spucke."

Aber da mußten wir auch schon anreiten, und wenn Fritz hätte antworten wollen, so hätte er es jetzt wenigstens nicht mehr gekonnt.

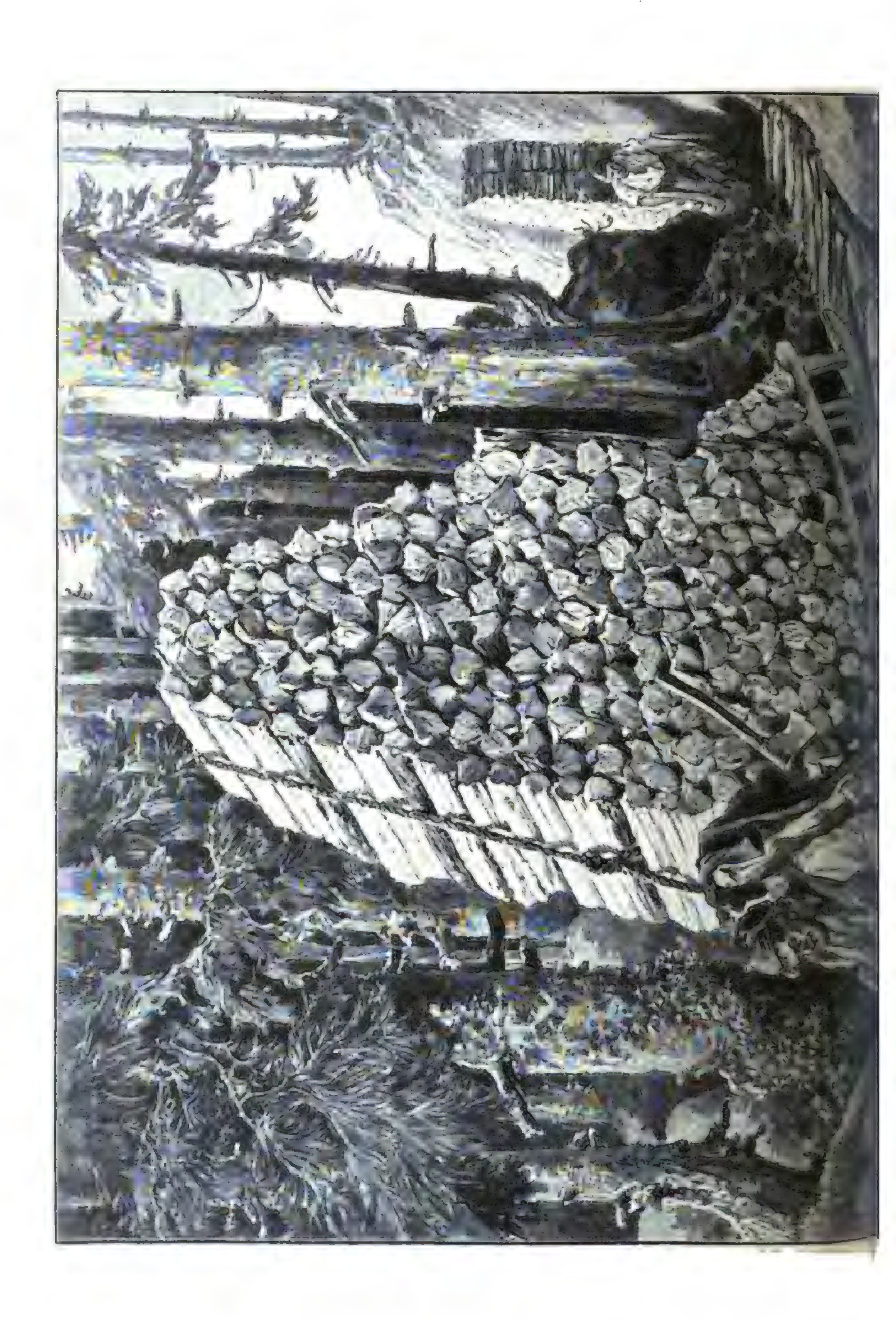
Der Gaul des Rittmeisters war eine Fuchsstute, ein etwas kitzliges, hochbeiniges, widerwärtiges Tier, das unser Rittmeister für ein Butterbrot erworben hatte und manchmal vor der Schwadron ritt. Da er ein vorzüglicher Reiter war, so hatte er das Tier bald bemeistert.

Da ließ unser Major, der startete, das Taschentuch sinken. Das Rennen begann.

Das Tempo war ziemlich gemütlich, und ich legte mich neben Morsum zurecht. Mein alter Bock war nicht schnell, aber ein todsicherer Springer. Vielleicht konnte ich den Freund über die Hindernisse führen.

Zuerst kam eine Steinmauer. Dann wurde plötzlich das Tempo schärfer. Richtig rief Ziesow unterwegs: „Kinder, wir wollen mal etwas einheizen, daß die Damen wenigstens was zu sehen kriegen, sonst können wir uns ja schämen."

Aber er brauchte selbst gar nicht das Tempo zu verschärfen, denn Morsum, der die Instruktion bekommen hatte, möglichst für ein scharfes Rennen zu sorgen, war plötzlich wie der Teufel vorn und





(Zu dem Artikel Seite 497.)

P. Kauffmann

Eine Schlittenbahn in den Vogesen.

führte. Der Fuchs ging, wie es schien, tadellos und nahm eine Bretterwand, die jetzt folgte, willig und ganz glatt.

Für mich war diese Reiterei so gemütlich, daß ich mir im stillen ruhig meine Gedanken machen konnte und mir das Rennen weiter nicht überlegte. So sagte ich mir, die beiden, die da vorhin wetten wollten, hätten mit den ersten beiden Hindernissen jedenfalls schon ihre Wette verloren.

Nun kam eine Hecke mit Koppelrick, ein Graben dahinter. Morsum führte noch immer. Der Fuchs machte vor dem Hindernis Miene auszubrechen, flatterte hin und her, aber Fritz zwang ihn hinüber, nur blieb das Tier dabei mit den Hinterbeinen hängen, und richtig lag er da.

Als ich hinterher sprang, vielleicht fünf Sekunden später, wäre ich beinahe auf Morsum gelandet, der neben dem Gaul auf der andern Seite auf dem Gesicht lag.

Ich hatte keine Zeit, große Betrachtungen anzustellen, und konnte nur noch etwas ausbiegen, um mir eine andre Stelle zum Sprunge zu suchen, der nun etwas schief geriet. Ich wußte ja, die Kameraden würden dazu kommen und ihm helfen. Aber während des ganzen übrigen Weges konnte ich die Stellung meines Freundes nicht vergessen: auf dem Gesicht mit ausgebreiteten Armen, ohne Bewegung, den Kopf seitwärts etwas eingezogen. Und das Tier schien auch im Graben zu liegen.

Ich ritt mein Rennen, bei dem es eben Gott sei Dank gar nicht darauf ankam, unter dem Eindrucke dieser Betrachtungen sehr schlecht nach Hause und kam auch richtig als stark getriebener Letzter ein. Aber das war mir ganz gleich, die Kameraden kannten die geringe Eignung meines Tieres als Rennpferd, und mir lag jetzt bloß das Schicksal des Freundes am Herzen.

Ich gab sofort das Pferd ab und lief nach dem Graben. Die andern hatten Fritz aufgerichtet, der am Boden saß und beide Hände auf sein Bein gelegt hatte.

Unser Assistenzarzt war sofort zur Stelle, untersuchte den Gestürzten, neben den ich mich hingekniet hatte, um ihm den Rücken zu halten, und sagte nur kurz: „Also schnell hereinbringen. Wir werden erst mal einen Notverband hier anlegen. Einfacher Schenkelbruch.“

Morsum schien sehr große Schmerzen zu leiden. Aber er verzog keine Miene, sagte nichts, war nur totenblaß und lächelte ein wenig gezwungen. Ich sah, er nahm sich höllisch zusammen, und ich zog das Taschentuch, wischte ihm die Stirn, die einige Schrammen aufwies, und stäubte die Erde aus seinem Haar. Die übrigen waren inzwischen — es war das letzte Rennen — wieder zu Pferde gestiegen oder hatten sich auf die Wagen begeben und fuhren nach der Garnison zurück.

Die Sache dauerte mit Morsum ihre festgesetzte Zeit. Schmerzen hatte er nicht, er mußte nur lange ruhig liegen. Das Bein heilte zwar normal, aber, wie sich erst nach dem Transport herausgestellt, hatte er noch dazu einen komplizierten Knöchelbruch erlitten. Als Fritz vollkommen geheilt war, stellte es sich heraus, daß er lahm ging. Damit war seiner reiterlichen Laufbahn ein Ende gesetzt.

Ich hatte erwartet, daß er sehr unglücklich sein würde. Jemandem, der so große Anlagen zum Reiten hatte, konnte es nicht einerlei sein, ob er nicht mehr im stande sein würde, in den Sattel zu steigen. Doch merkwürdigerweise schien er nicht besonders niedergeschlagen zu sein.

Er war noch vom Regiment abgefeiert worden, wir hatten ihm ein Abschiedsdiner gegeben. Nun trat er aus seinem Reserveverhältnis aus. Als er abreiste, begleitete ich ihn an die Bahn.

Wir sprachen noch, bis der Zug ging, über die Angelegenheit.

Er hatte etwas Verstecktes; ich fühlte, er freute sich eigentlich, des Dienstes ledig zu sein, mochte es aber vielleicht aus Scham, vielleicht aus Interesse für die Kameraden nicht eingestehen.

Ich sagte ihm: „Weißt du, du kommst mir eigentlich so vor, als brauchte man dich gar nicht so zu bedauern, oder du hast dich merkwürdig in dein Schicksal gefunden. Na, Willenskraft hast du, das haben wir gesehen. Wie du deinen Schmerz verbissen hast, als du da in dem Graben saßest, das war großartig. Wir haben dich alle bewundert.“

Er machte ganz erstaunte Augen und sagte schnell und erfreut: „So, habt ihr das?“

„Ja, es muß doch höllisch weh gethan haben?“

„Es that sehr weh!“ antwortete er nur.

Aber einer Aeußerung darüber, ob er ungern von uns schied, wich er aus. Mir war es peinlich, mich etwa einzudrängen in seine Gefühle. Ich ließ ihn also ganz ruhig, mochte er denken, was er wollte. Unser Abschied war kurz und herzlich. Dann dampfte er davon.

II.

Wieder waren ein paar Jahre vergangen, und ich hatte ihn nicht gesehen. Wir schrieben uns ab und zu. Aber wie es so geht auch unter guten Freunden, unsre Beziehungen waren nicht mehr dieselben. Er kam nicht mehr zum Regiment; ich war selbst beschäftigt, hatte meinen Dienst zu thun, und die Folge davon war, daß im Laufe der Zeit unsre Briefe sich immer spärlicher folgten und endlich ganz aufhörten.

Inzwischen trat eine große Veränderung in meinem Leben ein. Mein Vater starb, und ich war genötigt, unser Familiengut zu übernehmen, woran mir eigentlich wenig lag, denn ich war nicht zum Landwirt erzogen worden. Mein älterer Bruder hätte das Gut bekommen sollen, er war demgemäß ganz zum Landwirt erzogen worden. Da wurde er lungenkrank und zwar, weil er nicht gewohnt war, sich zu schonen, so schwer, daß die Aerzte sagten, mit einem ein- oder mehrjährigen Aufenthalt im Süden wäre es bei ihm noch durchaus nicht abgethan, sondern für seine Körper-

verfassung gebe es bloß ein Radikalmittel, nämlich ganz im Süden oder doch wenigstens in einem viel milderen Klima zu leben. Mit schwerem Herzen mußte er infolgedessen das Gut verlassen. Er siedelte nun ganz nach Italien über. Den Winter wollte er in Pegli bei Genua wohnen. Den Sommer über ginge er dann vielleicht ins Gebirge hinauf.

So war ich genötigt, plötzlich umzusatteln und Landwirt zu werden. Denn bei der Art nervösen Brustleidens meines Bruders war nach Ansicht der Aerzte an eine Wiederkehr desselben gerade in unsre Gegend in absehbarer Zeit nicht zu denken.

Nun war auch meine direkte Verbindung mit dem Regiment gelöst. Da erinnerte ich mich unwillkürlich — egoistisch, wie man ist — wieder meines alten Freundes, den ich im Drange der Dienstzeit nicht mehr gesehen, und schrieb ihm, mit meinen landwirtschaftlichen Kenntnissen stünde es noch höchst faul, ich suchte zwar möglichst zu arbeiten, aber einige freie Zeit bliebe mir immer übrig, und er möchte mich doch einmal besuchen.

Er kam auch wirklich. Aber er gefiel mir nicht. Sein ganzes Wesen, seine Art schien mir eigentümlich verändert. Uebrigens war es mit seiner Lahmheit nicht mehr schlimm, er konnte wenigstens mit mir auf die Jagd gehen und war den längsten Spaziergängen gewachsen.

Wir waren ganz allein auf dem Gute, und die Abende wurden uns lang. Zeitungen, Bücher — Nachbarschaft gab es wenig. Besuche beim Pastor, Schach oder Dame genügten schließlich nicht, um die Zeit totzuschlagen.

Wir saßen eines Abends in meinem Zimmer und schwatzten und schwatzten. So kam es, daß wir uns auch der Vergangenheit erinnerten. Und ich sprach wieder vom Regiment. Ich sagte, es sei doch schade, daß er aus dem Reserveverhältnis habe ausscheiden müssen, noch mehr sei es aber schade, daß er nie dazu wäre zu bewegen gewesen, überzutreten.

„Na, weißt du, ich glaube, zum aktiven Offizier hätte ich doch nicht gut gepaßt. Ich fühle mich so ganz wohl.“

„Aber ich finde nicht,“ antwortete ich, „daß du den Eindruck machst, als befändest du dich wohl.“

Doch er antwortete mit ziemlicher Heftigkeit, nein, ich irrte mich, er befände sich sehr wohl.

Dagegen war nun weiter nichts zu sagen. Wir fingen wieder an von seinem Sturze zu sprechen, und ich lobte noch einmal sein Verhalten, das mir wirklich beinahe heroisch erschien.

Doch er sagte plötzlich erregt: „Nein, wahrhaftig, da hast du aber doch nicht recht, denn ich kann dir sagen, mir war damals sehr eklig zu Mute. Ich kann mir nicht denken, daß ich eine besonders gute Rolle gespielt hätte.“

„Doch! Gerade! Und dann weißt du, allen Schneid und alle Nerven in Ehren, aber wenn man vorher weiß, daß so ein Luder wie der Fuchs die reine Fallmaschine ist, so ist's doch schließlich kein besonderes Vergnügen, das Biest zu reiten.“

Er richtete sich plötzlich auf: „Findest du das wirklich?“

„Na, ich glaube, das findet jeder vernünftige Mensch. Ich kann mir auch was Angenehmeres denken. Du setzest dich auf so ein Tier, hast's nicht zugeritten, bist an seinen Dummheiten nicht schuld, Gewinnaussichten hat's nicht, du reitest es bloß, um das Feld zu füllen, und riskierst deine Knochen, weil die Frau des Besitzers die ihres Mannes nicht daranhetzen will! Ich glaube, da würde ich mir doch sagen, ich habe mein Genick auch nicht gestohlen. Und was geht dich schließlich der Schinder an?“

„Ja, aber solche Ansichten kann man nicht äußern,“ antwortete Fritz lebhaft.

Erstaunt fragte ich: „Warum denn nicht?“

„Nein, das kann man doch nicht gut. Das wäre doch . . . nein —“

„Das sehe ich nun nicht ein. Das ist doch kein Mangel an Mut. Habe ich ein eignes Pferd in Arbeit und will das Tier meinem Willen beugen oder erziehen, na, da darf ich natürlich nicht danach fragen, ob es mir ein paar Rippen kostet, dafür bin ich eben Kavallerist. Aber in deinem Fall . . .“

Fritz antwortete nichts mehr. Er rauchte stumm seine Zigarre und blies den Rauch vor sich hin. Und erst nach einer ganzen Weile, während deren wir mächtig „gestumpft“ hatten, wie wir's früher als junge Leute nannten, sagte er, indem er mich fragend, fast lauernd ansah:

„Sag mal, ist nie beim Regiment über mich geredet worden?“

Ich blickte erstaunt auf: „Wieso denn?“

„Nun, ich meinte bloß so. Ich dachte, ich hätte vielleicht nicht schnell genug den Ritt angenommen.“

„Das wüßte ich doch nicht . . .“

Wieder schwieg er, bis er nach einer Weile abermals anfing: „Weißt du, der Kommandeur ist doch eigentlich ein famoser Mann!“

„Gewiß, der hat 's Herz auf dem richtigen Fleck.“

Fritz fuhr auf: „Ja, ja, allerdings, ja! Und da wundert einen oder freut einen — ich weiß nicht, wie man sagen soll — sehr, eine Ansicht, die er mal äußerte. Erinnerst du dich noch des Tages, wo ich einen neuen Gaul hatte, wie ich eingezogen war und ihn vorritt, sprang und ein paarmal fiel? Da gingen wir doch nachher ins Kasino, und da erzählte uns doch der Oberst eine Geschichte vom Krieg 1870/71? Weißt du noch?“

Ich lachte. „Ja, ja, natürlich, wie die Franzosen sich auf seine Schwadron eingeschossen haben und daß ihm dabei doch höllisch fatal zu Mute war.“

Fritzens Augen leuchteten auf: „Ja, das meine ich! Weißt du —“

Und nun wurde er lebhafter: „Weißt du noch, wie der Kommandeur sagte, wer gar keine ‚Nerven‘ hätte, der hätte überhaupt keinen richtigen Mut, sondern derjenige, der ‚Nerven‘ hätte, aber sie beherrschte, der wäre der eigentlich Mutige. Erinnerst du dich noch?“

„Gewiß.“

Fritz blickte mich lauernd an und sagte dann gedehnt: „Glaubst du nicht, daß er damit sehr recht hat?“

„Selbstverständlich! Vollkommen! Eine ungeprüfte Tugend ist keine Tugend. Weil jemand nicht gestohlen hat, ist's noch sehr die Frage, ob er noch zum Dieb geworden wäre, falls er nichts zu essen gehabt hätte. Vielleicht hat nur die Gelegenheit gefehlt. So ist's mit dem Mut doch auch.“

„Ja, ja,“ antwortete Fritz eifrig.

Unser Gespräch erstarb wieder. Wir saßen sehr lange in meinem Zimmer. Die Zigarre ging nicht aus, und es war ein so dichter Rauch geworden, daß man hätte mit dem Messer Stücke herausschneiden können. Ich war etwas müde und möchte nicht beschwören, ob ich nicht in meinem Lehnstuhl etwas einnickte. Aber sonderbar, wir fanden an dem Abend nicht den Entschluß, zu Bett zu gehen.

Ich raffte mich ein paarmal auf, doch weiß der Teufel, ich kriegte es nicht fertig. Immer sank ich wieder in meine halb schlummernde Stumpfheit oder stumpfsinnige Schläfrigkeit zurück. Natürlich hatte ich schon ein Loch mit der Zigarre, die ich weggelegt, in die Tischplatte gebrannt. Und da kam ich auf den Gedanken: ‚Nun ist's aber genug, mag's biegen oder brechen, jetzt gehst du in deine Falle.‘

Ich stand auf, gähnte, streckte die Arme, rieb mir die Augen, warf den Zigarrenstummel in den Aschenbecher und wollte eben zu Bett gehen, als Fritz plötzlich sagte: „Hör mal, ich würde furchtbar gern etwas mit dir besprechen.“

Nun blickte ich ihn erst genauer an und sah, daß er durchaus nicht schläfrig war wie ich, sondern einen sehr erregten Gesichtsausdruck zeigte, daß seine Augen tief in den Höhlen lagen, nervös spielte er mit der Uhrkette und hatte mir offenbar wirklich etwas Wichtiges zu sagen, das ihn diese Zeit über ernstlich beschäftigt, während ich da geträumt und gedöst hatte. Nun konnte ich, obgleich ich herzlich müde war, doch unmöglich dem Freunde sagen, ohne ihn zu kränken: ‚Alter Kerl, können wir das nicht morgen besprechen?‘

Es giebt Lagen, wo das unmöglich ist. Das hätte ihm auf ewig mir gegenüber den Mund verschlossen. Ich setzte mich also in meinen Lehnstuhl zurück, ein wenig brummig, indem ich mich aber äußerlich sehr zusammen nahm, um ein interessiertes Gesicht zu machen.

Fritz begann. Und was er mir sagte, war so, daß mich nach den ersten Sätzen schon alle Müdigkeit verließ und ich ihm mit gespanntester Aufmerksamkeit und tiefer Bewegung zuhörte:

„Du hast gemeint, ich hätte mich damals beim Sturze gut benommen. Das freut mich sehr. Und dann hast du erklärt, daß du der gleichen Ansicht bist wie unser Oberst, weißt du, mit dem, na also mit der ... mit dem ... mit der ... ich will's mal ‚Feigheit‘ nennen. Du wirst mich deswegen nicht anders ansehen, da ich eben gehört habe, wie du denkst. Also daß ich's nur gestehe: ich freute mich, nicht wieder in den Sattel steigen zu müssen, weil mir solche Sachen, wie zum Beispiel das Rennen, nicht angenehm waren.

„Ja, du machst ein erstauntes Gesicht, aber ich kann dir nur wiederholen — ich hatte ‚Nerven‘. Nennen wir's einmal, wie ich's vor mir selber nannte, geradezu ‚Furcht‘.“

„Das ist nicht möglich!“ warf ich dazwischen.

Doch er wehrte ab und fuhr fort:

„Ich kann dir die Versicherung geben, ich hatte Furcht. Jedesmal, wenn ich sprang, war es mir wie Schwindel, ein Gefühl, wie ich's wohl als Junge kannte beim Schaukeln. Wenn die Schaukel nach vorn geht, hatte ich so ein Gefühl, als ob ich plötzlich fiele, als ob ich jäh rettungslos in einen Abgrund sänke.

„Jeder einzelne Sprung war mir eine Folter.

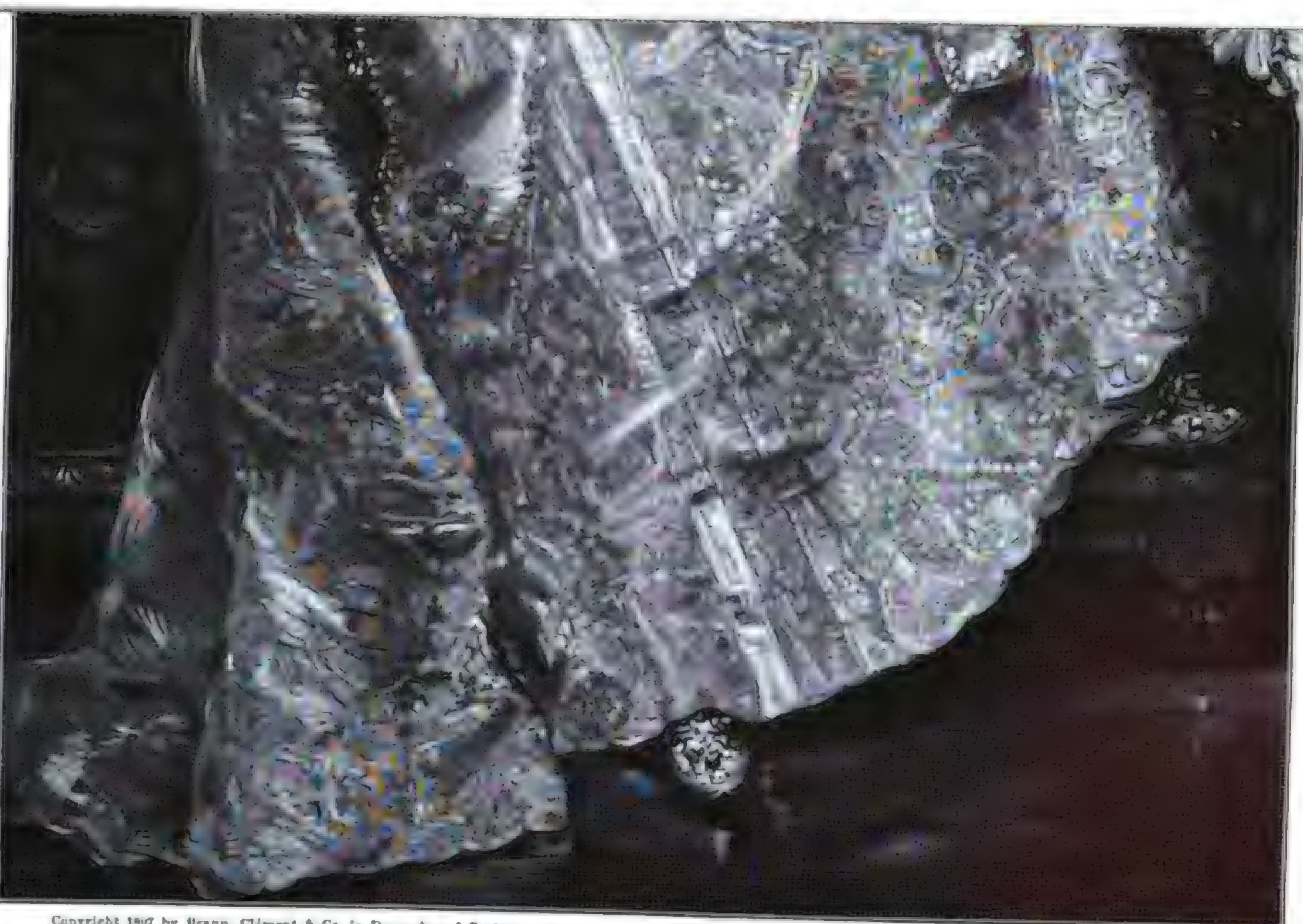
„Wenn mein Wille nicht stark gewesen wäre, ich hätte auch einfach gesagt: ‚Fällt mir gar nicht ein, nennt mich feige, sagt, was ihr wollt, nehmt mir den Reserveoffizier, denn ich bin ja nicht wert, die Achselstücke zu tragen, verachtet mich alle, aber ich springe nicht, ich springe nicht, und ich springe nicht!‘

„Wenn ich der Gefahr gegenüberstehe, so ist mein Hemd naß wie aus dem Wasser gezogen. Nur gelang es mir noch immer, mich zu beherrschen. Und doch kann ich dir sagen, damals, ich weiß das noch so genau, als mich der Kommandeur springen ließ: wäre das Tier ein viertes Mal gefallen, ich hätte unserm Oberst den Gehorsam verweigert.

„Ich habe dir ja dieses Geständnis längst einmal machen wollen, aber ich konnte nicht den Mut dazu finden. Der Mut hat mir auch dazu gefehlt. Ich habe nie Mut, ich habe nur Willen.

„Nun habe ich mir allerlei zurecht gelegt, um vor mir selbst anders dazustehen. Sieh mal, es giebt gewisse Sachen, zu denen gehört ein Mut, den Reiter wieder nicht haben. Kann man's zum Beispiel Furcht nennen, wenn du dem Löwenbändiger, der zu dir sagt: ‚Kommen Sie ruhig mit in den Käfig, ich garantiere, daß Ihnen nichts geschieht‘, antwortest: ‚Ich danke schön. Fällt mir nicht im Traume ein! Damit mich die Bestien zum Frühstück verzehren!‘? Der Löwenbändiger wird dich für feige halten. Und von seinem Berufsstandpunkt aus hat er recht.

„Oder du kommst bei einer Bergbesteigung an eine sehr schwierige und gefährliche Stelle, die Führer sagen dir: ‚Es kann Ihnen nichts passieren!‘ Trotzdem zuckst du zurück und magst nicht über den schmalen Grat hinweg oder über die schwindelnde Wand. Ja, dann hast du doch



Achille Fould

Der Zauberbecher.



zweifellos in den Augen der Führer Furcht und bist ein Feigling.

„Was ist also Feigheit, was Furcht? Es ist doch nur relativ! Ich habe mir ja das alles zu meiner Rechtfertigung überlegt. Und trotzdem, es ist nicht bloß das, es ist nicht beim Reiten allein, es ist bei allem. Ich kämpfe gegen mich an, die Furcht bleibt mir.

„Aber das ist nur die Einleitung. Ich glaube, wenn nicht etwas in mein Leben getreten wäre, das ich dir also jetzt offenbaren will, so hätte ich auch dir, dem Freunde, zu dem ich das größte Zutrauen habe, meine Schwäche nie eingestanden. Ich bin in eine Angelegenheit verstrickt worden, aus der ich, wie ich weiß, nicht wieder herauskomme, nicht lebend herauskomme. Ich bin sozusagen zum Tode verurteilt."

Erschrocken sprang ich auf und rief, die Hände zusammenschlagend:

„Aber nun hört's doch wirklich auf, Fritz. Was hast du nur heute abend, daß du mir solche Geschichten erzählst?"

Doch er antwortete einfach:

„Höre nur zu, dann wirst du das Weitere gleich sehen beurteilen, ob ich recht habe oder nicht.

„Ich muß zu dem, was ich dir zu sagen habe, etwas weiter ausholen.

„Ich befand mich jetzt, ehe ich zu dir kam, wie du weißt, ein paar Tage in Wien. Ich saß mit einem Bekannten, dem Bruder von dem kleinen Ziesow von unserm Regiment, beim Sacher. Wir unterhielten uns über alles mögliche, und dabei sprachen wir — ich weiß nicht, wie es kam — von diesen und jenen Völkerschaften Oesterreichs.

Wir hatten bei unserm Aufenthalt in Wien die verschiedensten Idiome gehört und Trachten gesehen, und ich weiß noch, daß Ziesow sagte: ‚Im Grunde genommen giebt es doch bloß zwei Hauptstämme in Oesterreich: die Deutschen und die Ungarn. Denn die Tschechen, diese Rasselbande, die kommen doch kaum in Betracht.'

„Ich antwortete, leider kämen sie in Betracht genug, um das Deutschtum in Böhmen einfach an die Wand zu drücken. Ich muß dabei erwähnen, daß wir nicht etwa angeheitert waren, denn der Bruder der kleinen Ziesow ist ein sehr vernünftiger, sehr nüchterner Mensch, vielleicht etwas zu nüchtern. Er könnte wohl einmal ein Glas Sekt vertragen, um etwas lebhafter zu werden und aufzuwachen. Na, und daß ich so gut wie nichts trinke, weißt du ja selbst. Ich glaube also behaupten zu können, daß unser Gespräch nicht übermäßig laut geführt wurde.

„Wir kamen von den Tschechen weiter auf die vielen Nationalitäten, die in und um Oesterreich gruppiert sind. Ich weiß nicht recht, was wir eigentlich sagten, ich glaube aber, daß wir von den Slawen im allgemeinen redeten, von der Slawengefahr, die den Germanen einmal drohen würde.

„Ziesow hat sehr ausgeprägte politische Ansichten, die aber durchaus nicht engherzig sind. Er ist ein Mensch von großem Wissen und von einer nicht gewöhnlichen Bildung. Und er setzte mir den Unterschied zwischen Rumänen, Serben und Bulgaren auseinander. Er meinte, wir würfen sie alle in einen Topf und hätten gar keinen rechten Begriff davon, daß es durchaus verschiedene Leute sind. Er sprach von der römischen Abstammung der Rumänen und solchen Dingen. Genug, ich kann dich versichern, daß das Gespräch sich durchaus in vernünftig objektiven Grenzen hielt.

„Da steht plötzlich am Nachbartisch ein Herr auf, tritt an unsern Tisch und bittet Ziesow um eine Unterredung. Wir wußten wirklich nicht, wie wir dazu kamen, und ich war außerordentlich erstaunt, als Ziesow zurückkehrte, sich wieder auf seinen Platz setzte mit der Frage:

„‚Ist Ihnen bewußt, daß wir beleidigende Aeußerungen über die Serben gethan haben?'

„Ich mußte lächeln: ‚Ja, wie kommen Sie denn darauf?'

„Er meinte mit gedämpfter Stimme: ‚Dieser Herr, der mich da eben angeredet hat, hat mir draußen in erregtem Tone Vorwürfe darüber gemacht, wir hätten es gewagt, über die Serben zu schimpfen.

„Von Schimpfen war keine Rede. Ich glaube sogar, daß wir, abgesehen von dem Worte Serben, gerade über dieses Volk kaum etwas gesagt hatten. Ich schüttelte den Kopf, aber wir wollten über das Serbenthema nicht weiter sprechen, denn wir hatten keine Lust, uns neuen Unannehmlichkeiten auszusetzen.

„Ziesow erzählte mir noch, es wäre bei dem Gespräche nichts weiter herausgekommen. Er hätte diesem Herrn, nachdem sie sich gegenseitig vorgestellt, erklärt, es wäre ihm nicht im Traume eingefallen, Schlechtes von den Serben zu reden. Er glaubte, damit wäre die Sache wohl erledigt.

Nun hatten wir die Absicht, aufzustehen und uns bald aus dem Staube zu machen. Uns war die Laune gestört, und die Nachbarschaft dieser Herren mit den slawischen Gesichtern war uns jetzt keineswegs angenehm. Du weißt, daß Ziesow nicht der Mann ist, vor irgend etwas zurückzuweichen. Aber er sagte mir leise, er wäre dafür, zu zahlen und zu gehen.

„Mich hatte die Sache aufgeregt. Und jetzt spielte mir mein Furchtgefühl, meine Veranlagung, meine Nerven, meine unglückselige Natur, einen Streich. Ein andrer hätte es vielleicht für selbstverständlich erachtet, wie das Ziesow eben that, sich zu entfernen. Aber ich tüftelte mir aus, wir müßten bleiben.

„Die Angst beherrschte mich, man könnte mir meine Nerven anmerken. Wäre ich ein sicherer, in mir selbst gefestigter Mensch, so würde ich ganz einfach davongegangen sein. So überlegte ich mir die Sache und überlegte und kam schließlich zu dem Entschluß, es würde feige sein, das Feld zu räumen, wir müßten die Serben vor uns gehen lassen.

„Ich teilte Ziesow meine Gründe mit. Wir blieben sitzen. Er war zwar nicht meiner Ansicht, aber er fügte sich meinem Wunsche. Wir tranken noch eine Tasse Kaffee, rauchten und unterhielten uns. Aber wie du dir denken kannst, kam unsre Unterhaltung nicht recht in Gang. Wenn man am Nebentisch eine ganze Gesellschaft von Leuten sitzen weiß, die offenbar die Ohren spitzen auf jede Silbe, die man sagt, na, da erstirbt einem natürlich das Wort im Munde.

„Ich merkte, wie die Herren am Nebentisch uns unausgesetzt beobachteten. Sie schienen nicht dieselbe Rücksicht zu wahren wie wir, sondern redeten offenbar fortwährend von uns. Aber sie waren insofern besser daran, als sie serbisch sprachen, während wir deutsch reden mußten. Ich denke mir wenigstens, daß es serbisch gewesen ist. Mein Gott, wer soll denn Serbisch lernen außer den Serben selbst!

„Wir saßen so gewiß noch zwei Stunden. Die Zeit wurde mir unglaublich lang. Und dabei überfiel's mich immerfort wie die Ahnung von etwas Bösem. Mit einem Wort: meine Natur regte sich. Ich empfand die Anwesenheit der Leute drüben, die vielleicht gar nichts Böses vorhatten, als eine stete Bedrohung. Wir hatten nichts mehr getrunken, wir rauchten nur mehr oder weniger stumm. Aber die Serben drüben ließen sich einen Schnaps nach dem andern geben, und ihre Stimmung wurde immer erregter.

„Es wäre vielleicht das beste gewesen, wir wären nun doch gegangen. Denn die Herren — es waren vier — hatten offenbar die Absicht, uns auszuhungern, wie man sagt. Sie wollten das Feld behaupten. Da sagte plötzlich, als wir noch einmal darüber sprachen, ob wir nicht jetzt thatsächlich gehen wollten, und als wir schon den Zahlkellner gerufen hatten, derselbe Herr, der sich vorhin an Ziesow gewandt, so laut, daß wir es hören mußten, in einem nicht sehr glücklich nachgemachten sogenannten ‚Jardeton': ‚Kolossal schneidig! Kolossal schneidig!'

„Ziesow und ich blickten uns an. Nun trat der Zahlkellner heran und machte die Rechnung. Da sagte wieder einer der andern Herren am Nebentisch: ‚So ein Berliner erlaubt sich alles. Die sollten bloß mal zu uns kommen!'

„Der Zahlkellner machte ruhig seine Abrechnung, aber die letzten Worte waren so laut gewesen, daß er sich unwillkürlich in halbem Erstaunen zum Nebentisch umwandte. Und in mir stieg die Wut auf. Das war doch eine zu große Unverschämtheit. Aber ich beherrschte mich noch, wenn mir auch alle Glieder schlugen. Ich war insofern in üblerer Lage, als Ziesow dem Kellner die Speisen nannte, während ich stumm dabei saß. Mein Begleiter konnte also wohl nicht so genau alles hören, ich mußte aber offenbar jedes Wort verstehen.

„Da rief der eine Serbe noch einmal: ‚Kolossal schneidig!'

„Mir war es, als ob der Zahlkellner, der wieder etwas zur Seite blickte, lächelte. Er hatte nämlich eben einen norddeutschen Ausdruck Ziesows nicht verstanden, und sie suchten eine Speise, die einen echten Wiener Namen trug, auf der Karte.

„Mich ärgerte es, in Gegenwart des Kellners uns hänseln zu lassen. Und wieder spielte mir meine Veranlagung insofern einen Streich, als es vielleicht für einen andern doch noch möglich gewesen wäre, solche Anrempeleien betrunkener Leute vornehm zu ignorieren. Ich weiß, daß ich am liebsten sofort gegangen wäre und die Leute gelassen hätte, wo sie waren. Aber das Gesicht des Zahlkellners ärgerte mich, brachte mich dazu, daß ich alle Selbstbeherrschung verlor, mich plötzlich zum Nebentisch hinüberwandte und fragte: ‚Meine Herren, sprechen Sie mit uns?'

„Der Serbe, der vorher mit Ziesow draußen gewesen war, erhob sich plötzlich: ‚Bitte, was wünschen Sie?'

„Ich blieb stehen: ‚Ich wünsche gar nichts.'

„‚Dann weiß ich nicht, warum Sie mit uns sprechen! Ich kenne Sie nicht, und ich wünsche Sie auch nicht kennen zu lernen!'

„Er setzte sich wieder hin, und die andern drei lachten. Das war mir zu viel. Jetzt unterbrach auch Ziesow das Gespräch mit dem Kellner und sagte zu mir ganz ruhig: ‚Ich weiß nicht, warum Sie sich darüber aufregen. Lassen Sie doch die Herren. Sie sind wohl kaum in einer Verfassung, daß sie einen kränken könnten.'

„Mir aber entfuhr ein unglückseliges Wort. Ich zitterte innerlich und äußerlich, beherrschte mich nicht mehr und sagte einfach, möglichst kalt, ich weiß aber, daß mir die Stimme vor Aufregung beinahe umschlug: ‚Das ist von Halbasiaten nicht anders zu erwarten!'

„Da erhob sich der Serbe drüben wieder, trat nun an mich heran und brüllte mich an: ‚Wir werden uns draußen sprechen.'

„Ich that jetzt gar nicht, als hätte ich ihn gesehen, sondern ging, nachdem wir bezahlt hatten, mit Ziesow davon. Im Lokal selbst wollte ich jedenfalls keinen Streit haben.

„Die vier Herren folgten uns augenblicklich, und nun kam es in der Garderobe zu einem heftigen Wortwechsel. Die Serben behaupteten, ich hätte ihre Nation beleidigt, ich hätte ihr Nationalgefühl verletzt, das wäre eine Kränkung, die sie nicht hingehen lassen würden. Schließlich gaben sie uns ihre Karten und forderten die unsrigen. Ich las auf der einen ‚Aristide de Kantorovich.'

„Es blieb uns nichts andres übrig, als auch ihnen unsre Karten zu überreichen. Ich nahm noch einen Bleistift und schrieb mit möglichster Fassung und Ruhe das Hotel darauf. Dann grüßten wir und gingen unsrer Wege.

„Ich konnte die Begegnung nicht vergessen. Ziesow behauptete immer, es würde ja gar nichts weiter daraus werden, und dann sei es doch sehr zweifelhaft, ob Rüpel dieser Art überhaupt satisfaktionsfähig wären. Was sollte schließlich dabei herauskommen!

„Eigentlich wollten wir am nächsten Tage Wien verlassen, aber daran war natürlich nicht zu denken, denn das hätte wie eine Flucht ausgesehen. Nun mußten wir erst einmal die Angelegenheit abwickeln.

„Am nächsten Morgen erschien im Hotel ein Herr, sehr anständig aussehend, ein Bojare, der irgendwo da unten ein Schloß besaß. Das kam später heraus. Natürlich war zuerst unsre Unterhaltung ziemlich förmlich, denn er sollte offenbar eine Forderung überbringen. Es ging dabei nicht gerade so streng zu, wie es nach unsern Begriffen nötig ist. Der Bojare, auf dessen Karte „Wassilij de Pitrovich" stand, hatte gute Manieren, war im großen ganzen sehr vernünftig und korrekt. Nur in einem Punkt eben gar nicht ernst zu nehmen, daß er immerfort behauptete, seine Landsleute wären von mir beleidigt worden und zwar auf die schwerste Art, denn ich habe ihr vaterländisches Gefühl gekränkt, und das Wort von Halbasiaten, auf serbische Unterthanen angewendet, wäre eine Beleidigung, wie sie schlimmer nicht gedacht werden könnte.

„Ziesow stellte ihm vor, es läge uns doch ganz fern, gegen seine Landsleute etwas zu sagen, sie hätten schon angefangen zu behaupten, sie wären beleidigt, als wir ihre Anwesenheit noch gar nicht bemerkt hätten, dann anzügliche Redensarten losgelassen im nachgeäfften Gardeleutnantston. Wenn ich also scharf geantwortet, so hätten sie es doch wirklich nur sich selbst zuzuschreiben.

„Dann meinte Ziesow — und das gab auch Herr von Pitrovich zu —, die Herren wären zweifellos angesäuselt gewesen. In diesem Zustande mache man aus der Mücke einen Elefanten. Es würde doch durchaus genügen, wenn ich erklärte, daß ich nicht die Absicht gehabt hätte, das serbische Volk zu beleidigen, und wenn die Herren ihrerseits erklärten, daß sie diese provozierenden, in schnarrendem Ton gesprochenen deutschen Worte bedauerten, da sie sich in etwas lustiger Dinerstimmung befunden hätten.

„Es erfolgte eine Hinundherrederei, bei der Herr von Pitrovich meinte, er könne nichts weiter sagen, als daß eine solche Aeußerung an solchem Orte keine Nation der Welt hingehen lassen würde. Gewiß würden seine Landsleute bereit sein, ihre, wie Herr von Pitrovich selbst meinte, wenig geschmackvollen Zurufe zurückzunehmen. Aber die Beleidigung von meiner Seite aus bliebe.

„Ziesow wollte ihm weiter zureden. Aber das sah doch beinahe aus, als wollte ich einer Begegnung mit den Waffen aus dem Wege gehen. Das durfte ich nicht und konnte ich nicht.

„Ich hatte innerlich das Gefühl, gerade ich und leider ich, wäre nicht der Mann, vielleicht der einzige Mann, der so etwas nicht beiseite schieben durfte. Glaubst du, daß der Gedanke an ein Duell mit diesen Leuten mir nicht nahe ging? Ich kann dir sagen, den Gedanken daran werde ich überhaupt nicht wieder los. Nicht, daß ich mich davor fürchtete, daß mir einer dieser Kerls eine Kugel durch den Kopf schösse! Ach Gott, das dauert bloß einen Augenblick, und dann wäre es ja aus. Nein, die fürchterliche Angst beherrscht mich jetzt, wie ich mich benehmen würde bei alledem, was vorhergeht. Ich könnte schwach werden, ich könnte meine Selbstbeherrschung verlieren, ich könnte in der furchtbaren Aufregung, in der ich mich sicher befinden würde — denn ich bin es schon jetzt —, vielleicht irgend eine Dummheit begehen, könnte vor dem Kommando schießen oder irgend etwas dergleichen.

„Und diese Ungewißheit vorher, die mir auf die Nerven geht, die mein Herz schlagen läßt, die mein Gehirn erregt, mich in den Träumen verfolgt, die mir auf den Magen gefallen ist, daß ich nicht mehr richtig esse und verdaue, diese fortwährend drohende Gefahr, die über mir schwebt, die über mich hereinbrechen wird, ich weiß nicht wann — denn sie bricht herein, sie kommt bestimmt — das kann einen ja wahnsinnig machen!"

Fritz saß mir gegenüber, war immer erregter geworden, und ich sah jetzt, wie bleich er war. Seine Hand zitterte, während sie nervös mit einem Falzbein auf dem Tische spielte, und er zog nun das Taschentuch, um sich den Schweiß von der Stirn zu tupfen.

Ich redete ihm zu und suchte die Sache ins Komische zu ziehen, meinte, es läge doch gar keine Veranlassung vor, sich mit ein paar Rowdies zu schlagen.

Aber Fritz sagte, davon sei gar keine Rede, es würde sich zweifellos um ein Duell handeln. Er habe sich erkundigt, mit was für einer Art Menschen er es zu thun hätte. Die Leute wären Studenten an der Universität in Wien, entstammten guten serbischen Familien, und es läge nicht der geringste Grund vor, eine Forderung ihrerseits abzulehnen. Dann zog er ein paar Briefe aus der Tasche: die Korrespondenz, die in der Angelegenheit geführt worden war.

Schließlich bat er mich, sein Sekundant sein zu wollen.

Nun sahen wir einen dieser Briefe nach dem andern durch, die Ziesow mit den Leuten gewechselt, vor allem mit Herrn von Pitrovich, aber auch noch mit andern, die die Vertreter der übrigen drei Herren zu sein schienen.

Offenbar bestand gar kein Zweifel — ich sagte das Fritz nicht, um ihn nicht aufzuregen, aber aus der Lektüre des Briefwechsels ging es hervor —, daß diese Serben sich wie ein Mann gegen ihn wenden wollten. Erlag er nicht der ersten Kugel des Herrn „Aristide de Kantorovich", so mußte er sich der Pistole des zweiten stellen, und ging er auch aus diesem Kampfe glatt hervor, so trat der dritte ein und endlich der vierte.

Ja, bei diesen rabiaten Menschen schien es mir durchaus nicht ausgeschlossen, daß es damit noch gar nicht erledigt sein würde. Gelang es keinem dieser vier, den Gegner zur Strecke zu bringen, so verwandelte sich am Ende der liebenswürdige Herr von Pitrovich in einen neuen

Gegner, und ging dem Fritz aus dem Wege, wer stand dafür, daß sie ihn nicht angreifen würden, daß sie ihn nicht irgendwo aufsuchten, ihn insultierten auf der Straße, im Theater, Gott weiß wo?! Er hatte das Nationalgefühl dieser Leute verletzt, nun trat einer nach dem andern in die Bresche.

Darüber war ja gar kein Zweifel, daß diese Aeußerung über „Halbasiaten" für die bildungsdurstigen Leute, die als Volleuropäer gelten wollen, eine Beleidigung war. Sie hatten — und darin konnte man doch nur den guten Elementen des jungen Balkanstaates beistimmen — die Absicht, sich von asiatischen Zuständen freizumachen. Sie wollten Europäer sein, wollten ein Kulturvolk werden, wollten an allem teilnehmen, was die Kultur bot, man wußte es ja durch die Zeitungen: am Spiel in Monte Carlo wie an den Freuden von Paris, aber ebensogut am Ehrpunkte der Europäer wie an ihrer Bildung, ihrem Wissen und ihren Einrichtungen.

Bei diesen jungen Studenten, bei dieser neuen Generation war gerade dieses Gefühl des etwa Zurückgesetztwerdens, wohl auch mit Recht, besonders ausgeprägt.

So schien mir beinahe, als wäre auch der Sache nicht aus dem Wege zu gehen. Ich war aber entschlossen, wenigstens des Freundes Interesse zu wahren, und nahm die Vertrauenssendung, die er mir zugedacht, an. Vielleicht gelang es mir, Bedingungen herauszudrücken, die günstig waren. Ich würde Fritz, der schon über diesen Gedanken nervös geworden wäre, gar nichts davon sagen, aber ich wußte, was meine Pflicht war. Mochte er seiner gesellschaftlichen Stellung halber und wegen dieses unglücklichen Bewußtseins der Feigheit, wie er es nannte, das Duell auskämpfen, wie er wollte, jedenfalls mußte meine Sorge sein, daß ihm die größte Sicherheit geboten ward und der Kampf einen regelmäßigen Verlauf nahm.

Ich versuchte Fritz, so gut ich konnte, zu beruhigen; es gelang allerdings nicht. Er nahm meine Hand und sagte, als wir uns an diesem Abend trennten:

„Thu mir bloß einen Gefallen und beschleunige die Angelegenheit. Nach unsern Begriffen müßte das binnen vierundzwanzig Stunden erledigt sein. Da ist die Qual nicht lange. Vierundzwanzig Stunden halten die Nerven am Ende durch. Aber siehst du, diese fortwährenden Unterhandlungen! Die Leute sind nicht da, — sind wieder in ihrer Heimat, und ich konnte doch auch nicht in Wien bleiben. Ziesow bietet alles auf, um die Sache zu hintertreiben, und jetzt sind drei Wochen vergangen, und wir sind noch zu keinem Ergebnis gekommen, — siehst du, das entnervt, diese fortwährende Erwartung, daß nun das Telegramm kommen könnte, das alles entscheidet. Es ist ja noch gar nicht regelrecht zur Aufstellung von Sekundanten gekommen. Zwischen Ziesow und den Leuten geht es immer hin und her.

„Ich bitte dich jetzt eins: reise einfach nach Wien. Dort ist die Sache geschehen, dort werden wir sie auskämpfen. Es ist viel besser, wenn es nicht in Deutschland geschieht. Wien ist von uns gleich weit entfernt; die kommen aus Serbien, ich aus Deutschland, wir sind auf neutralem Boden. Also nun thu mir eine Liebe, fahre gleich hin, beschleunige die Sache, so sehr du kannst, mache die schärfsten Bedingungen aus, daß wir gleich das erste Mal alles rein machen, daß die Leute sehen, wie wir nicht mit uns spaßen lassen, und daß sie vor allen Dingen nicht glauben — nur das nicht, nur das nicht, sonst meinetwegen alles! — daß ich Furcht hätte."

III.

Die Sache ging schneller ihren Lauf, als ich gedacht hätte. Als ich in Wien eintraf, war die Angelegenheit bereits so weit fortgeschritten, daß sich neben Herrn von Pitrovich noch ein zweiter Vertreter der Gegenpartei zur Stelle befand.

Ich kannte Herrn von Ziesow von früher, wenn auch nicht näher, und ich fand in ihm, wie Fritz gesagt, einen ruhigen, sicheren, zuverlässigen Menschen, der sich nicht einschüchtern ließ. Nachdem wir kaum eine Viertelstunde über unsre gemeinsame Sendung gesprochen hatten, setzte er mir klipp und klar seinen Standpunkt auseinander: ihm sei es darum zu thun, dieser Albernheit, wie er es nannte, aus dem Wege zu gehen und im Interesse unsers gemeinsamen Freundes die Sache beizulegen.

Ich konnte keine Meinung äußern, weil ich noch zu wenig wußte, wie die Dinge lagen. Im Innern war ich der Ueberzeugung, daß es zur Schlichtung schon zu spät sei. Aber wir würden ja sehen, was da wurde.

Wir wohnten im Hotel Continental, und da wir erst angekommen waren, die beiden andern sich jedoch schon in Wien befanden, so hatten die Serben die Liebenswürdigkeit, uns aufzusuchen.

Ich erinnere mich noch, als wäre es erst gestern geschehen, des Augenblicks, als die beiden Herren, die ihre Karten hereingeschickt, eintraten.

Herrn von Pitrovich fand ich genau so, wie er mir beschrieben worden und wie ich ihn mir vorgestellt: sehr elegant gekleidet, in einem langen Gehrock mit mächtiger modischer Krawatte, perlgrauen Handschuhen und einem tadellosen Cylinder, stand er im Zimmer. Er hatte nach österreichischer Art einen kleinen Backenbart, der sich aber mit einer Biegung nach vorn ziemlich weit an der Wange herunterzog, war durchaus Oesterreicher, und sprach auch ein sehr gutes, reines Deutsch, nur mit leichtem österreichischem Accent, der sich jedoch mehr in der Betonung als etwa in besonderen Worten geltend machte. Sein Begleiter, Herr von Boglovich, war ein großer, schlanker, bedeutend jüngerer Mann, der weit mehr dem Bilde, das wir uns von einem Serben machen, entsprach. Er hatte einen gelben Teint, außerordentlich dichtes, etwas struppiges, zu einer

Bürste abgeschnittenes schwarzes Haar, schwarze Augen und, was mir im Laufe unsrer Unterhaltung besonders auffiel, an beiden Händen tiefgelb gefärbte Fingerspitzen vom ewigen Zigarettenrauchen.

Die Zigaretten spielten überhaupt eine sehr große Rolle. Trotz des Ernstes der Lage wurden sie uns sofort angeboten, und aus den früheren Verhandlungen schien Herr von Ziesow zu wissen, daß ein Frühstück nötig sei. Es wurde den Herren sofort vorgesetzt, und Herr von Pitrovich sagte in liebenswürdigem Ton:

„Meine Herren, wenn Sie gestatten, wollen wir erst einmal ganz in gesellschaftlicher Art sprechen und uns rein als Privatleute gegenüberstehen. Ich denke, Sie werden nichts dagegen haben. Wir können später auf den Gegenstand unsrer Erörterung kommen."

Es wurde angenommen, und wir waren also jetzt „reine Privatmenschen". Die Serben entwickelten dabei eine sehr große Liebenswürdigkeit. Wir sprachen von ihrem Vaterland, während gefrühstückt wurde. Ich ließ mir erzählen, wie es dort zuginge, welchen Charakter die Landschaft trüge. Ich erfuhr einiges über Sitten und Gebräuche, über die Bauern, den Adel, das Volk, den Klerus.

Aus allem ging das Bestreben hervor, uns möglichst den Begriff beizubringen, daß wir es mit einem uns ganz gleichstehenden Kulturvolke zu thun hätten.

Herr von Pitrovich drückte sein Bedauern über die Angelegenheit aus, die uns hier zusammengeführt, und da wir nun also als Privatleute, wie die Serben es gewünscht, sprachen, so konnte ich mich nicht enthalten, zu sagen:

„Sie erlauben wohl, daß ich Ihnen auch rein als Privatmann etwas sage, es behandelt freilich den Gegenstand, weswegen wir uns hier treffen. Ich bin der Ansicht, die Beleidigung ist wirklich nicht so groß, daß es nötig wäre, ihr einen blutigen Ausgang zu geben."

Doch da stieß ich bei unsern liebenswürdigen Gegnern auf Widerspruch. Sie meinten, da wären unsre Auffassungen allerdings ganz verschieden. Eine Kränkung ihrer Nationalität würden sie von keinem Menschen auf der Welt dulden. Es sei ja zu bedauern, daß der Graf Morsum gereizt worden sei, aber das Wort sei nun einmal gefallen.

Wir wußten also, ehe wir die Verhandlungen begannen, woran wir waren. Ich machte infolgedessen keinen Versuch, in unserm Gespräch als „Privatmann" der Sache noch Erwähnung zu thun, und wir traten sehr bald in die Verhandlungen ein, wobei es äußerst komisch war, wie sich die beiden Serben plötzlich eine ganz andre Haltung gaben. Sie bekamen etwas Gesetzteres, Würdevolleres und Ernsteres. Wir nahmen am Tische Platz. Ziesow und ich nebeneinander, die beiden andern Herren uns gegenüber. Und Herr von Pitrovich sagte:

„Ich glaube, wir können die Angelegenheit ziemlich schnell erledigen. Es handelt sich darum — wie den Herren ja bekannt ist —, daß durch das Wort ‚Halbasiaten', das der Herr Graf Morsum auf meinen Mandanten, Herrn Aristide de Kantorovich, angewendet hat, eine thatsächliche Beleidigung vorliegt. Diese Beleidigung ist um so schwerer, als sie in einem öffentlichen Lokal stattgefunden hat. Herr von Kantorovich hat uns beauftragt, seine Ehre zu wahren, und ich thue dies, indem ich zugleich im Namen meines Kollegen, des Herrn von Voglovich, eine Forderung auf Pistolen überbringe."

Er verneigte sich dabei, und ich antwortete nur:

„Gestatten Sie, daß ich zuerst eine Bemerkung mache. Ich möchte bemerken, daß zuerst die Beleidigung festgestellt werden muß, und daß sich die Wahl der Waffen erst im Laufe unsrer Verhandlungen herausstellen wird. Wir sind das wenigstens so gewöhnt. Ich weiß nicht, wie die Herren darüber denken."

Herr von Pitrovich — der jüngere Serbe sprach kein Wort, sondern überließ die Verhandlungen dem älteren Kollegen — verneigte sich mit sauersüßem Lächeln und meinte:

„Gewiß, Sie haben da vollkommen recht. Aber nicht wahr, es ist doch Brauch, daß dem Beleidigten die Wahl der Waffen zusteht, und nach unsrer Ansicht ist jedenfalls Herr von Kantorovich der Beleidigte."

Ziesow entgegnete ganz ruhig: „Dann müßten wir also erst einmal wiederum feststellen, wer der Beleidigte ist. Uebrigens machen wir über diesen Punkt gar keine Schwierigkeiten."

„Nicht wahr?" Und dabei sah er mich fragend an, worauf ich nickte.

„Also, wir wollen zugeben, daß in der That Ihr Mandant, Herr von Kantorovich, der Beleidigte ist. Es würde ihm somit allerdings die Wahl der Waffen zustehen."

Die beiden Serben verbeugten sich.

Es folgten nun noch nähere Auseinandersetzungen, wobei wir uns eigentlich immer im Kreise herumdrehten. Wir suchten die Serben zu überzeugen, daß Herr von Kantorovich sich durchaus nichts vergebe, wenn er eine Bitte um Entschuldigung annehme. Andrerseits wieder wären wir der Ansicht, daß Graf Morsum mit größter Gemütsruhe um Entschuldigung bitten könnte. Dabei setzten wir den Wortlaut fest und schlugen vor, Morsum sollte in einem Schreiben ausdrücken, es thäte ihm von Herzen leid, in der Erregung einen Ausdruck gebraucht zu haben, der das Nationalgefühl der Herren am Nebentisch hätte kränken müssen.

Aber die Serben kehrten auf fürchterlichen Umwegen über Schnäpse und Zigaretten, über liebenswürdige Worte, über Dinge, die gar nicht dazu gehörten, immer wieder dahin zurück, es müsse geschossen werden.

Nachdem wir so ziemlich lange gekämpft hatten und bereits mehrere Stunden verflossen

waren, ohne daß wir von der Stelle gekommen wären, standen Ziesow und ich auf und zogen uns in eine Ecke des Zimmers zurück, besprachen die Sache miteinander und kamen zu dem Entschluß, daß eben nichts anders übrig bleibe, als das Duell anzunehmen.

Wir schlugen also die Bedingungen vor und waren bemüht, alles in möglichst milder Form einzurichten.

Ziesow sagte zwar einmal, als wir wieder nach langem Kampfe eine Pause gemacht hatten, leise zu mir: „Ich bin nun eigentlich der Ansicht, daß ein Duell nicht zum Scherze da sein soll. Es sollte überhaupt nicht dazu kommen, aber wenn es dazu kommt, dann mal zeigen, daß es kein Kinderspiel ist!"

Die beiden andern Herren wollten durchaus die allerschwersten Bedingungen durchsetzen. Ich glaube, wenn es nach ihnen gegangen wäre, so hätten sie einfach ausgemacht, die Gegner sollten sich auf einen Meter Entfernung schießen, zielen, solange sie wollten, Stecher, gezogene Waffen und Kugelwechsel bis zur Kampfesunfähigkeit beider Gegner.

Wir kämpften Zoll um Zoll, und unwillkürlich, während es uns gelang, dieses und jenes nach Hinundherreden von einer Stunde zu ermäßigen, dachte ich an meines armen Freundes Gesicht. Er stand mir immer vor der Seele. Ich sah ihn wie an dem Abend auf meinem Zimmer, wo er mir die Sache erzählt, wie seine Züge das Entsetzen malten.

Die Nacht war längst hereingebrochen. Wir hatten das elektrische Licht entzündet, die Vorhänge zugezogen. Der Kellner war noch einmal nach Zigaretten wie nach einem Imbiß geschickt worden.

Und als eine Pause eintrat, um zu essen, sagte Herr von Pitrovich mit verbindlichem Lächeln: „Wenn es den Herren recht ist, setzen wir jetzt die Verhandlungen aus und sind sozusagen wieder Privatleute."

Obgleich wir beiden Deutschen es nicht für am Platze hielten, mit den Vertretern des Gegners ein Abendessen einzunehmen, so war dem doch nicht gut aus dem Wege zu gehen, und der Körper siegte, denn jetzt, nach siebenstündiger Verhandlung, hatte ich in der That genug.

Unwillkürlich steckte die Redensart von den Privatleuten an. Ich machte nun geradezu davon Gebrauch und sagte in der Essenspause: „Meine Herren, auf Ihren Wunsch sind wir jetzt einfach Herr von Pitrovich, Herr von Ziesow, Herr von Boglovich und ich. Wenn ich Sie recht verstanden habe, nicht wahr, haben wir jetzt mit Herrn von Kantorovich und Graf Morsum eigentlich gar nichts zu thun? Meine Herren, ich nehme jetzt an, daß ich von dem Falle, den wir jetzt hier verhandeln, erst durch einen dritten hörte, und da würde ich zweifellos sagen: die Sekundanten sind dafür verantwortlich, daß die Austragung der Angelegenheit im Verhältnis steht zu der Schwere des Falles."

Herr von Pitrovich meinte: „Ja, ich denke, das ist auch der Fall, und ich habe höchstens das Bedenken, die Bedingungen, die Sie uns schon abgerungen haben, möchten nicht ganz im Verhältnis zu der Schwere des Falles stehen. Nach unserm Dafürhalten ist der Fall einer Beleidigung des Vaterlandes einfach gleich zu achten der schwersten Beleidigung: der Beleidigung durch einen Schlag."

Wir widersprachen zwar, aber es hatte keinen Zweck. Und nach einiger Zeit begannen die Verhandlungen von neuem, um plötzlich, als wir beide, Ziesow und ich, erklärt hatten, wir würden unter keinen Umständen einwilligen, daß die Entfernung der Barriere geringer würde als zwanzig Schritte, stand Herr von Pitrovich ganz erregt auf und sagte:

„Meine Herren, ich überlege mir, ob ich unter solchen Umständen nicht einfach mein Mandat in die Hände des Herrn von Kantorovich zurücklegen soll. Ich glaube, Herr von Boglovich denkt wie ich."

Der andre Serbe nickte. Ziesow und ich blickten uns an, und Ziesow sagte: „Ja, das thut mir sehr leid, aber wir müssen bei unsern Bedingungen bleiben."

Da wurde Herr von Pitrovich ganz heftig, gestikulierte mit den Händen und überstürzte seine Worte, während er sprach: „Meine Herren, ich möchte Sie aber darauf aufmerksam machen, daß Sie dadurch Ihrem Mandanten durchaus nichts nützen können, Sie verschlechtern bloß die Sache. Ich muß Ihnen die Mitteilung machen —"

Plötzlich unterbrach er sich, blickte Herrn von Boglovich an und sagte dann: „Nein, das würde allerdings über meine Befugnis hinausgehen. Ich könnte Ihnen das jetzt hier nicht sagen. Meine Herren, wir nehmen Ihre Bedingungen an."

Ich war wie erlöst, aber doch sehr erstaunt, und Ziesow sagte: „Also Pistole ohne Stecher, zwanzig Schritte Barriere, Schuß auf Kommando, dreimaliger Kugelwechsel."

„Jawohl!"

Wir waren sehr erstaunt über diese Wendung, und ich vermutete irgend einen Hintergedanken dabei.

Wir standen auf, und damit schien die Sache abgemacht zu sein. Ziesow sollte sich nun hinsetzen und unter Assistenz des Herrn von Boglovich ein Protokoll entwerfen.

Während die beiden Herren hiermit beschäftigt waren, trat ich mit Herrn von Pitrovich ans Fenster, das wir öffneten, so daß frische Luft hereinströmte. Die war entschieden nötig, denn ein Zigarettenrauch lag über dem Zimmer, daß man wirklich kaum ein Gegenüber erkennen konnte.

Ich war von dem Kampfe wie zerbrochen und sagte, denn wir waren ja jetzt wieder Privatleute, wie Herr von Pitrovich sich auszudrücken liebte:

„Wissen Sie, Herr von Pitrovich, ich bin eigentlich froh, daß es vorüber ist . . ."

Der Serbe lächelte: „Aber glauben Sie, ich nicht?"

„Ja, aber warum sind Sie denn so hartnäckig gewesen?"

„Wir mußten auf unsern Bedingungen bestehen!"

„Warum denn?"

„Es ist unsre Ueberzeugung. Es ist unser Auftrag, und dann erlauben Sie einmal, wir haben ja nachgegeben. Aber ich weiß nicht, ob wir dadurch die Sache nicht bloß verlängert haben."

„Wieso denn?"

„Ja, es wäre möglicherweise bei unsrer schweren Fassung mit einem Zweikampf aus gewesen."

„Das würde es doch auch so sein."

Herr von Pitrovich zog die Augenbrauen in die Höhe: „Pardon, sagen Sie das nicht."

Ich antwortete erstaunt: „Wir wollen hoffen, und das muß ja doch jeder Christ und schließlich jeder Mensch —, daß das Duell glatt abläuft. Damit wird dann die Sache erledigt sein."

Aber wieder sagte Herr von Pitrovich: „Pardon, sie ist nur erledigt für Herrn von Kantorovich."

„Und damit für uns alle."

„Gewiß, für uns, die wir Sekundanten sind, aber wissen Sie, dann kommen doch noch die andern Herren an die Reihe ... Wenn das Duell mit Herrn von Kantorovich stattgefunden hat, so ist einer der Herren aus dem Spiel. Aber dann sind noch drei übrig."

„Ich kann nicht verstehen, was die drei andern Herren damit zu thun haben."

„Die drei andern Herren?" fragte Herr von Pitrovich erstaunt, machte eine kurze Pause und sprach gedehnt: „Nun, die drei andern Herren werden dann der Reihe nach Graf Morsum fordern."

Ich wußte zunächst gar nicht, was ich antworten sollte. Endlich sagte ich: „Die können doch nicht alle einen und denselben Mann für dieselbe Angelegenheit fordern! Einer der vier Herren hat die Vertretung zu übernehmen, und wenn die Angelegenheit zwischen diesem, in diesem Falle dem Herrn von Kantorovich, erledigt ist, so ist damit die Sache vorbei."

Herr von Pitrovich zuckte die Achseln: „Da sind wir andrer Ansicht. Wenn Graf Morsum aus dem Duell, das wir heute festgestellt haben, unversehrt hervorgeht, oder ich will sogar sagen, mit dem Leben davon kommt, so weiß ich genau, daß er der Reihe nach von den drei andern Herren gefordert werden wird."

Da entfuhr es mir: „Erlauben Sie, das ist ja der reine Mord!"

Herr von Pitrovich wollte etwas entgegnen, aber ich ließ ihn nicht zu Worte kommen: „Ich habe Ihnen gesagt: Mord; das ist ein böses Wort, aber was ist es denn anders? Es ist doch die systematische Abmachung, daß dieser Mann nicht mehr am Leben bleiben darf!"

Herr von Pitrovich entgegnete: „Sie haben da eine sehr schlimme Auffassung. Ich glaube, ein andrer würde über das Wort, das Sie gebraucht haben, sich aufregen. Ich kann Ihnen nur sagen, ich finde es auch nicht gerechtfertigt. Und deswegen habe ich über das Wort ‚Mord' nichts zu erwähnen. Aber nicht wahr — Sie haben ja gesehen, wie ich in dieser ganzen Angelegenheit denke — nicht wahr, Sie werden das Wort nicht gegen Herrn von Boglovich, der vielleicht jünger und erregter ist, wiederholen? Es hat wirklich keinen Zweck. Ich habe Ihnen das bloß erzählt, damit Sie wüßten, wie die Sache liegt. Machen Sie keinen Gebrauch weiter davon und bringen Sie sich nicht selbst in Ungelegenheiten."

„Davor ist mir nicht bange!" erwiderte ich.

Aber Herr von Pitrovich sagte freundlich, indem er mir die Hand hinstreckte: „O, fassen Sie das nicht so auf. Ich habe Ihnen ja gesagt, mit mir ist ganz gut reden. Wir sind ja fertig jetzt, wir sind ja wieder Privatleute. Es mußten scharfe Bedingungen stattfinden in unserm Fall, und ich habe herausgedrückt, was ich herausdrücken konnte. Mein Amt ist mit dieser einen Sache erledigt."

Ich konnte mich noch immer nicht beruhigen im Gedanken an meinen unglücklichen Freund: „Aber denken Sie doch einmal, Herr von Pitrovich, damit wäre ja dem Grafen Morsum sozusagen das Todesurteil gesprochen."

Der Serbe zuckte die Achseln: „Ach, es ist ja überhaupt gräßlich, solch eine Geschichte. Das dürfte ich Ihnen ja eigentlich nicht sagen, denn Sie sind der gegnerische Sekundant. Aber sehen Sie mal: warum sagt er solche Sachen? Das können wir Serben uns nicht gefallen lassen!"

Die beiden andern waren mit ihrer Arbeit fertig, wir alle mußten das Protokoll unterzeichnen und trennten uns bald darauf, um uns in drei Tagen — bis dahin konnte Fritz in Wien zur Stelle sein — wieder zu treffen.

Als die Serben davongegangen waren, erzählte ich Ziesow, was mir Herr von Pitrovich gesagt. Ziesow geriet ebenfalls in große Aufregung. Einmal über das andre rief er: „Ja, das geht doch nicht! Das geht doch einfach nicht! Das ist unmöglich! Das dürfen wir nicht dulden!"

Aber wir waren darin einverstanden, daß vorderhand nichts dabei zu machen sei. Uns ging jetzt nur dieses eine Duell an. Aber wir wollten Fritz warnen, und war erst dieser Kampf vorbei, so würden wir jedes folgende Duell ablehnen. Aber wir hatten eigentlich nicht viel Hoffnung. Diese Leute waren eben verrannt, sie wollten Blut sehen. Er hatte das serbische Nationalgefühl angegriffen, und so ein Mann durfte nicht mehr unter den Lebenden bleiben!

Als wir zu Bett gingen, um den Versuch zu machen, zu schlafen, nachdem wir Fritz telegraphiert hatten, daß er kommen solle, ging mir die Sache immer noch im Kopfe herum, und ich konnte den Schlaf nicht finden.

Fritz hatte mir ja etwas Derartiges gesagt, hatte mir erklärt, er wäre zum Tode verurteilt.

Er ahnte also, wessen er sich von den Gegnern zu versehen hatte. Und das Grauen darüber packte mich dermaßen, daß mich in den Schlaf hinein Schreckgespenste verfolgten. Ich träumte, ich selbst hätte es mit den Serben zu thun, aber mir stand Herr von Pitrovich gegenüber. Ich schoß ihn tot. Dann trat Herr von Boglovich an seine Stelle. Den traf ich gleichfalls in den Kopf. Dann war plötzlich Herr von Kantorovich da, genau so, wie ihn mir Fritz beschrieben, und da hatte ich das Gefühl: dem entgehst du nicht, der trifft dich, da kannst du machen, was du willst. Und ich war dermaßen von dem Alpdruck bedrängt, daß, als wir einander gegenüberstanden im Traume und er die Pistole hob, ich nicht die Kraft hatte, die meine gleichfalls auf ihn anzulegen. Der Serbe schoß mich, ohne daß ich mich wehrte, ins Herz.

Schweißgebadet fuhr ich in die Höhe. Mein Traum war so lebendig gewesen, daß ich meinte, noch vor mir die rauchende Pistole zu sehen, die der andre hatte sinken lassen. Ich machte Licht und blickte verstört um mich. Ich lag ganz ruhig in meinem Hotelzimmer.

Friede war auf der Straße. Wien schlief.

Aber ich hatte das Bewußtsein, vorgeahnt zu haben, wie es dem armen Freunde ergehen würde, und hatte nur den einen Wunsch — als wäre bereits sein Schicksal entschieden —, daß er wenigstens auf anständige Art, einen Mut zeigend, den er gar nicht hatte, aus dem Leben schied.

(Schluß folgt.)



Kaiser Wilhelm II. auf der Hubertusjagd.

Seit vielen Jahren hatte sich die Hubertusjagd im Grunewald bei Berlin zu einer Art Volksfest gestaltet, zu dem am 3. November viele Tausende hinausströmten, aber in letzter Zeit war der Trubel derart ausgeartet, daß man die Verlegung nach andrer Stelle beschloß, und so fand in diesem Jahre die Hubertusjagd zum ersten Male nicht im Grunewald, sondern auf dem großen Truppenübungsplatz bei Döberitz, unweit Spandau, statt. Um zwölf Uhr mittags versammelten sich die Teilnehmer der Jagd auf dem Gutshof des Dorfes Ferbitz, unter andern der Kronprinz und die Prinzen Friedrich Leopold, Friedrich Heinrich, Joachim Albrecht und der Erbprinz von Hohenzollern. Der Kaiser erschien im Viererzug um halb ein Uhr, von Hornfanfaren begrüßt. Alsbald setzte sich der Jagdzug in Bewegung, hinter der Meute und den blasenden Piqueuren der Kaiser im roten Frack, gefolgt von dem sehr stark besetzten roten Feld. In Ferbitz und in dem Barackenlager waren Ehrenpforten errichtet. Zuschauer hatten sich nur in geringer Zahl eingefunden, und das lärmende Treiben, wie seither üblich, fehlte ganz.

Graf Hohenau. Kaiser Wilhelm. Kronprinz.



Momentaufn. von Ottomar Anschütz, Berlin.

Kaiser Wilhelm II. auf der Hubertusjagd.



Ausstellungsplakat.

Kunst auf dem Münchener Oktoberfest.

Von

Fritz von Ostini.

Wer dieses größte und feuchteste aller deutschen Volksfeste kennt, der wird sich zunächst über diesen Titel nicht wundern: Kunst! — aus allen Buden schreit sie uns da in die Ohren, von allen Wänden leuchtet sie uns entgegen! Dreihundert Werkel, ein paar Dutzend Blechorchester und ein paar Regimentsmusiken stehen in ihrem Dienst — ein Monstrekonzert, das Menschen rasend machen kann! Wenn wir den Ausrufern glauben dürfen, so haben da außen im Schatten der alten Bavaria die erlesensten Künstler der Welt ihren Wigwam aufgeschlagen, zweibeinige, vierbeinige und — mehrbeinige im Flohtheater! Alle Künste der Gymnastik, Equilibristik, der höheren und niederen Magie, Tättowierung, Illusion, Mimik, Dressur, Photographie bis zur rein passiven Kunst des Fettwerdens in den Buden der Mastkinder und Riesendamen werden geübt. Der Schießkunst wird in einem Dutzend Buden, der Reitkunst in ebenso vielen Karussells gefrönt, und es ist sogar eins dabei, in dem die Pferde einen höchst eigenartigen Galopp gehen — so etwa nach dem System der Echternacher Springprozession: einen Sprung vorwärts und einen zurück. Die Künste der lebenden Photographie spiegeln uns in zwei Buden die fabelhaftesten Aufnahmen vom Chinesenkrieg vor, wobei Taku merkwürdigerweise wie eine ehrwürdige gotische Stadt aussieht. Und was für Feste feiern die Pinsel der Dekorationsmaler auf den Plakaten der Schaubuden! Es wäre der Mühe wert, sie wörtlich zu katalogisieren und festzustellen, wie viele Werke der großen Kunst hier zur Marktschreierei verballhornt werden: da fehlt weder Rembrandts Anatomie noch Böcklins Faunenpaar, das eine schlummernde Diana belauscht; die Faune sind sogar aus Wachs — bitte, mit echtem Fell! Da ist des frühverstorbenen Hellquist „Gang des Huß zum Scheiterhaufen" und Anton von Werners „Kronprinz Friedrich an der Leiche des Generals Abel Douay"; da ist Defreggers „Andreas Hofer in der Hofburg zu Innsbruck", eine „Hypnotisierte", „Hero und Leander", „Königin Luise" — lauter Bilder, die wir aus Ausstellungen und Museen kennen! Da sind Kunstwerke aus Wachs — natürlich vor allem Buren —, vor deren naturtreuer Scheußlichkeit der Landmann in stummer Ehrfurcht steht, da werden Kunstgläser à la Köpping coram publico geblasen — also Kunst in Menge!

Aber alle diese Kunst ist auf der Oktoberfestwiese im Grunde seit etlichen Menschenaltern nichts Neues mehr, und wovon wir den Lesern erzählen wollen, das ist selbstverständlich etwas Neues.

In der ersten großen Schaubudengasse zwischen einer Truppe von drei brüllenden Niggers, die erstaunlich wild thun, und einem „griechischen Theater", dessen Ausrufer die unerhörtesten Genüsse verspricht, ragt ernst, in leuchtender Weißheit, mit gemaltem grünen Laubwerk und gelben Flächen, sowie zwei enormen Medusen- oder Sphinxhäuptern geziert, ein Bau in die Luft, der die Aufschrift trägt: „Moderne Kunstausstellung 1900". Einige Tage lang haben sich die Oktoberfestgäste gar nicht in diesen feierlichen Kunsttempel hinein getraut. Die einen meinten wohl, es würde ihnen da „langweilige ernste Kunst" vorgesetzt, die andern fürchteten, die hypermoderne Architektur der Bude maskiere nur irgend ein schnödes Wachsfigurenkabinett — nichts von alledem! Als endlich die Wahrheit bekannt geworden war und die Besucher ihren Obolus dran wagten, kamen sie mit so vergnügten Gesichtern wieder heraus, daß auch die andern Mut faßten, und von da ab war die Bude stets so stark frequentiert, daß eine gleiche Besucherzahl auf den Quadratmeter wohl die sämtlichen Münchener Ausstellungen eines Dezenniums zusammen nicht aufweisen können.

Es handelt sich in der That um eine sehr gelungene und in dieser Form neuartige Veranstaltung, und zwar eine echt künstlerische, hinter der eine Anzahl der talentvollsten jungen Akademiker und Maler Münchens steckt. Wenn die dramatische und lyrische Kunst schon den Weg auf das Brettl gefunden hat, warum sollen die bildenden Künste sich nicht auf die Vogelwiese wagen? Die „moderne Ausstellung" ist eine ganz köstliche Parodie — übrigens nicht


Pallas Athene, die Wächterin des Heiligtums.



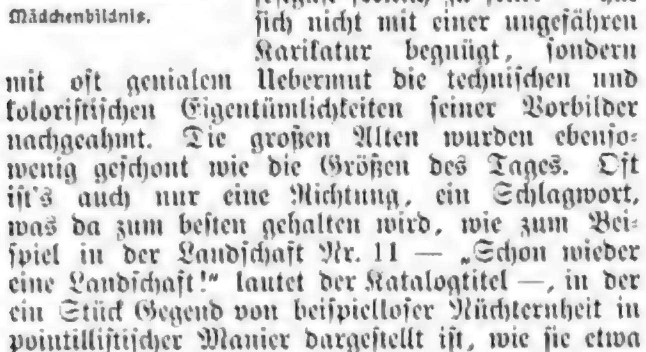
Tscherkessenritt.

nur auf ultramoderne Erscheinungen! — und eine gelungene Parodie ist schon der ganze Bau, der mit verblüffend einfachen Mitteln das bizarre Gebäude der Wiener Sezessionsausstellung karikiert. Ein alter Modellsteher, dessen lustig verkniffenes Gesicht allem andern auf der Welt eher gleichen mag als der Schutzgöttin von Athen, und der zudem den ganzen Tag über aus einer Tabakspfeife qualmt, wandelt in den Kleidern einer Pallas Athene vor dem Eingang auf und nieder als lebendige Parodie auf das bekannte Münchener Sezessionsplakat. Er sagt gar nichts, als höchstens die klassischen Worte: „Geh, zahl'n S' halt a Halbe!" und ist furchtbar vergnügt über seine Rolle.



Der Katalog weist gegen sechzig Nummern auf — jedenfalls mehr, als dem Durchschnittsbesucher nach der Durchwanderung der Bilderwüsten einer großen Ausstellung im Gedächtnis geblieben sind — und wie die offiziellsten Kataloge zerfällt auch dieser in die Unterabteilungen: Oelgemälde, Pastelle, Plastik, Architektur und Kunstgewerbe. Die Bilder sind alle in recht stattlicher Größe gemalt, und der Witz der Parodisten — für manchen Oktoberfestgast freilich zu fein! — hat sich nicht mit einer ungefähren Karikatur begnügt, sondern

Mädchenbildnis.



mit oft genialem Uebermut die technischen und koloristischen Eigentümlichkeiten seiner Vorbilder nachgeahmt. Die großen Alten wurden ebensowenig geschont wie die Größen des Tages. Oft ist's auch nur eine Richtung, ein Schlagwort, was da zum besten gehalten wird, wie zum Beispiel in der Landschaft Nr. 11 — „Schon wieder eine Landschaft!" lautet der Katalogtitel —, in der ein Stück Gegend von beispielloser Nüchternheit in pointillistischer Manier dargestellt ist, wie sie etwa Henri Martin geübt hat, oder in ganz toller Weise mit genau zirkelrunden Flecken auch der holländische Sensationsmaler Jan Toorop. Dieser ist übrigens auch in einem besonderen Bilde persifliert: „Frau und Schwiegermutter des Künstlers". Der Katalog giebt die Erklärung:

„Obiges Bild stammt aus der unglücklichen Ehe des Malers. Der Künstler gab mit haarsträubender Wahrheit die Intriguen seiner Schwiegermutter wieder, die er hauptsächlich in farbigen Linien ausdrückte."

Hier hängt ein Männerporträt Lenbachs, tief in Altmeistersauce getaucht, auffallend durch den genialen Strich; dort eine flotte Skizze nach der „Miß Saccharin" (natürlich soll's heißen „Saharet") von gleicher Hand. Lenbachs Eigenart in der Charakterisierung von Frauentypen, die bekannten Mittel, zum Beispiel die Augen recht stark wirken



Die Ausweisung.



lassen, und die Absichtlichkeit, mit der er das Skizzenhafte betont, die Virtuosität, mit der er „Zufälligkeiten“ berechnet, das alles hat hier der Parodist in harmlosem Uebermut getroffen. Nicht minder gelungen ist Leo Sambergers temperamentvolle, aber oft ein bißchen wilde Malweise parodiert, mit ihren dicken, schwarzen Schlagschatten



Die Unschuld.

und kaltblauen Reflexen, oder des Freiherrn von Habermann kecke, breite Pinselführung, aber auch seine Vorliebe für bizarre Auffassung im Porträt. Köstlich ist ein kleines englisches Damenbildnis im warmen Kolorit der Schotten gehalten — das hellste Licht im Bilde glänzt von den fischgrätigen Zähnen der Miß. Einige der besten Karikaturen gelten Franz Stuck — die Namen der betreffenden Künstler sind übrigens nicht etwa dem Bilde beigefügt oder im Katalog genannt; der Beschauer muß das Original im Zerrbilde schon selbst erkennen. Aus Stucks „Sünde“ ist die „Unschuld“ geworden — aber was für eine! Eine von denen, die im Straßendunkel abends die Passanten eindeutig anblinzeln. Aus dem bleichen Vampirleib des schönen Dämons ward eine Tricottaille von unbestimmter Farbe — wie eine Pelzboa aus der infernalischen Schlange. Auch ein älteres Bild Stucks, „Scherzende Faune“, ist drollig variiert, und ganz eminent gelungen ist die „Ausweisung“ — eine Reminiscenz an die „Vertreibung aus dem Paradiese“. Der allerneuesten Sittlichkeitsströmung ist dabei im weitgehendsten Maße Rechnung getragen. Der alte Adam hat eine dunkelblaue Militärhose an, und Eva ist jedenfalls nicht minder dezent gekleidet — es flattert freilich nur ein Zipfel ihres Hemdleins ins Bild hinein, das übrige sieht man nicht. Was die Wiedergabe von des Originals malerischer Besonderheit, von Strich und koloristischer Eigentümlichkeit anlangt, ist dies Bild vielleicht die Perle der Sammlung — aber die Karikatur auf Fritz von Uhde steht ihm nicht viel nach. „Kastor und Pollux“ heißt das schöne Bild, dessen durchsichtig bläuliche Winternachtstimmung jeden sofort an des Meisters poetische Weihnachtsbilder erinnert. Wie aber Uhde seine biblischen Gestalten in die armseligen Gewänder der Enterbten von heute zu hüllen liebt, so ist auch sein Dioskurenpaar ins Moderne übersetzt: zwei handfeste Einbrecher, die mit der Diebslaterne ihrem edeln Gewerbe nachgehen.

Den „Clou“ der Ausstellung nach Stoff und Umfang wie nach malerischer Kühnheit bildet das große Bild: „Auf der Alm, da giebt's koa Sünd'!“ In Wahrheit handelt es sich um ein erstes Menschenpaar unter dem Baum der Erkenntnis — welch letzterer in diesem Falle allerdings der seltenen Gattung der Rettichbäume angehört. Auch die Frucht, die Eva in der Hand hält, ist ein Rettich. Der Adam trägt seine paradiesische Tracht nur bis



Auf zur Brotzeit!

zum Gürtel, der untere Teil des Körpers steckt in Lederhosen und Wadenstrümpfen; Mutter Eva ist ganz als dralle Oberländerin bekleidet. Köstlich ist



Kastor und Pollux.

der verschmitzte Gesichtsausdruck dieser beiden Menschenkinder — vor dem Sündenfalle — gegeben. Das Ganze freilich ist mehr künstlerisches Capriccio ohne tieferen Sinn, als Parodie. Parodistisch ist nur die Farbe mit ihren grellblauen Schatten und den komplementären warmen Tönen des Lichtes. Aehnlich steht es auch mit dem tief symbolischen Stück „Kain und Abel" — zwei Schornsteine: der Rauch des einen steigt hell und heiter zum Himmel, des andern Rauch ist schwarz und schwer und qualmt nach unten. Das Auge eines modernen Meisters mit allen seinen Erscheinungen von Farbflecken und symbolischen Linien ist in zwölffacher Lebensgröße ebenfalls dargestellt und macht die bunte Merkwürdigkeit mancher Technik begreiflich. Eine witzige Persiflage auf die tolle Raumeinteilung, die manche belieben, ist das Porträt einer modernen Hausfrau mit dem fabelhaft realistischen Zuckerhut, der eigentlich die Hauptperson im Bilde darstellt; eine nicht minder humorvolle Verspottung der dunkeln, nebelhaften Manier des Franzosen Carriere ist in einem großen Rahmen gegeben, in dem man so gut wie gar nichts erkennt. In einem Rahmen aus „Dachauer Marmor" prangt ein Tierstück „Viecherei", das wohl der starkfarbigen, leuchtenden Pleinair-Malerei der Zügel-Schule einen kleinen Hieb versetzen soll; eine Bachlandschaft in einer Abendbeleuchtung, die alles mit goldigen Konturen umzieht, gilt dem Walter Leistikow und dem Otto Reininger zusammen. Vor der Größe Böcklins hat der Uebermut der Parodisten gewissermaßen Halt gemacht; sie haben ihn nicht verspottet, sondern travestiert. In seinem „Heiligen Hain" sehen wir statt der opfernden Priestergruppe Leute, die ein Bierfaß anzapfen, in seinem „Schweigen im Walde" reitet auf dem Einhorn eine höchst materielle Ruhmagd.

Die Schuhplattler auf dem Defreggerschen „Genre aus Tirol" sind nur ein wenig ins Derbe verzerrt — die schlichte, von allen Extravaganzen freie Kraft des Meisters giebt wenig Anlaß zur Parodie.

Natürlich ist auch dem Auslande mancher fröhliche Pritschenschlag versetzt. Die kühnen, farben-



lodernden Himmel des Glasgower Landschafters James Paterson sind in einem Tableau „Kämpfende Wolken" so gut nachgemacht, daß man das Bild fast ernst nehmen könnte, nicht minder gut die Geheimniskrämerei des Belgiers Fernand Khnopff in einem Bilde „Im Stahlmantel".

Der Pole Brandt und der deutsch-französische Russe Franz Roubaud werden in einem Kampf zwischen Tscherkessen und Polen gemeinsam hergenommen.

Die von einer ganzen polnischen Künstlergruppe gepflogenen kühnen Verkürzungen und gewagten Stellungen beim Darstellen galoppierender Pferde sind da gar lustig nachgemacht, und um sie noch drastischer zum Ausdruck zu bringen, läßt der Maler den einen Gaul mit unter dem Bauch zusammengebundenen Füßen einherspringen.

Das brennende Kolorit, das Richard Riemerschmid auszeichnete, solange er noch Landschaften malte — jetzt ist er ja ganz zum Kunstgewerbler geworden —, ist in einer Herbststimmung wiedergegeben, die ganz an Lenbachs Ausspruch von tollgewordenen Pastellkasten erinnert. Auf verschiedene Marinemaler kann das Flottenbild an der chinesischen Küste bezogen werden. Von der Flotte ist freilich nichts mehr zu sehen, als ein einsam im Abendrot schimmernder — Maßkrug. Aber wie vielsagend ist diese Spur! Sie weist uns darauf hin, daß eben der Transportdampfer mit dem bayrischen Chinabataillon vorübergefahren ist.

Eine wirklich geistreiche Anspielung auf die „Billigkeit" so mancher modernen Stücke dekorativer Art stellt das schmale und hohe Panneau Nr. 3 und so weiter dar. Es betitelt sich „Kleine Ursachen, große Wirkungen", schildert einen Schwan mit gelbem, spielendem Reflex in blauem Wasser und — zerfällt in drei Teile. Lassen wir den Katalog sprechen:

„Die Jury war von der eminenten Darstellung des Reflexes im Wasser auf diesem Bilde so begeistert, daß sie den Herrn Künstler beauftragte, zwei weitere Fortsetzungen anzufertigen, die unter Nr. 12 und 13 seitlich aufgehängt sind, nachdem die Ausstellung in ihrer Höhe für eine Anbringung übereinander nicht gereicht hätte."



Virginiade.

Das Bild ist also aufgeschnitten wie eine Wurst und gehört in dieser seltsamen Anordnung wohl zu den Stücken, über die am meisten gelacht wird. — Auch politische Scherze fehlen nicht, wie die famose Karikatur „Fußballspiel in Südafrika"; und dann hier eine Persiflage auf die Archaisten, dort das Bildnis eins berühmten Bergsteigers, von dem nur die genagelten Schuhe zu sehen sind, ein „Pleinair-Dichter" in mißverstandenem Jugendstil — und so weiter. Einige architektonische Scherze haben hauptsächlich lokales Interesse für den Münchener und können bei allem Witz der Zeichnung die krasse Wirklichkeit kaum übertreiben. Ganz ausgezeichnet sind die drei Statuetten, welche die plastische Abteilung ausmachen: ein Prometheus, frei nach Gasteiger, ein Mägdulein vom „dritten Geschlecht", das urdrollig ist, und ein Arbeiter, frei nach Constantin Meunier, der vielleicht die künstlerisch höchststehende Karikatur der Ausstellung genannt werden darf, so unübertrefflich ist die schwere, müde Haltung der Meunierschen Arbeiterfiguren, sowie jede Einzelheit seiner herben Modellierweise ins Komische übertrieben.

Die Ausstellung soll künftig in jedem Jahr wiederholt werden und künftig auch wohl mehr Parodien auf bestimmte Bilder der großen Ausstellungen bringen. Jedenfalls prächtig ist das Unternehmen geglückt, das wieder einmal eine Probe des goldigen alten, im harten Kampf ums Brot immer seltener werdenden Münchener Künstlerhumors darstellt.

Fassade des Ausstellungsgebäudes.



Die zwei Freunde.

Von **Balduin Groller.**

Ein Altersunterschied von fünfzig Jahren zwischen zwei Freunden, 's ist 'n bißchen viel, aber daß es schließlich darauf doch nicht ankomme, das bewiesen glorreich der kleine achtjährige Rudi und sein intimster Freund, der pensionierte General Arthur von Almássy. Sie waren unzertrennliche Freunde und konnten sich aufeinander verlassen. Den Altersunterschied haben sie als eine Störung niemals empfunden. Sie liebten sich und waren gelegentlich böse aufeinander, ganz wie zwei gleichaltrige Genossen. Nur wenn der letztere Fall eintrat, gestatteten sie sich eine Ausnahme von der allgemeinen Regel. Da mußte immer der Herr General nachgeben, obschon der kleine Rudi der gescheitere war. Das gab selbst der Herr General zu.

„Ich bleibe dabei, eine Entbindung ist immer eine sehr gefährliche und riskante Geschichte!" hatte der Herr General behauptet, als der kleine Rudi auf die Welt kam. Dieser Satz tiefer Lebensweisheit hatte ja viel für sich — im allgemeinen, auf den gegebenen Fall paßte er nur nicht ganz. Denn um jene Zeit starb Rudis Vater, und dieses Unglück hatte natürlich gar keinen Zusammenhang mit den Gefahren des Wochenbettes.

Der General hatte sich, als er in Pension ging, in die junge Wirtschaft des Ministerialsekretärs Rudolf Mauerbach eingemietet. Er bekam da zwei schöne, möblierte Stuben mit separatem Eingang und der Aussicht auf den Votivpark, so daß er auch noch die Kirchenparaden und alle militärischen Begräbnisse aus erster Hand genießen konnte. Das waren doch Annehmlichkeiten, ganz abgesehen davon, daß ihm seine Hausleute sehr wohl gefielen. Er war noch nicht recht warm geworden in seinem neuen Heim, als der traurige Todesfall sich ereignete. Er ging beim Begräbnis mit, und als er wieder nach Hause kam, meldete er sich bei der unglücklichen Wöchnerin zum Rapport und sagte:

„Gnädige Frau, ich kann nicht viel Worte machen, aber ich möchte Ihnen sagen, daß Sie sich auf mich verlassen können und sollen."

Von der Stunde an gewann das Leben des Generals eine andre Gestaltung und einen neuen Inhalt. Mit ritterlicher, niemals wankender Ergebenheit stellte er sich in den Dienst der beiden schutzlosen Menschen. Die junge Frau blühte nach halbwegs überstandenen seelischen und körperlichen Leiden zu erhöhter Schönheit und Frische auf, und oft sagte sich der General, der dafür wohl ein Auge hatte, im stillen: „Wenn ich nur nicht so ein alter Esel wäre!" Also daran war nicht zu denken, und da gab er sich denn einen mächtigen moralischen Ruck, wurde ein für allemal fertig mit dem, was er für eine Thorheit hielt, und suchte und fand Ersatz und Befriedigung in der schrankenlosen Ergebenheit, mit der er den Dienst für die junge Mutter und den kleinen Rudi aufnahm.

Er ging nie aus, ohne sich erst einen Zettel mit der Liste der Besorgungen mitgeben zu lassen. Er mußte alles schriftlich haben, er bestand darauf; denn er war ein Pedant der Ordnung, und er wollte immer beweisen können, daß er unschuldig sei, wenn einmal ein „Pallawatsch" herauskommen sollte. Er ging aber auch niemals, ohne vorher dabei gewesen zu sein, wie der kleine Rudi gebadet wurde; er mußte das alles sehen und alle Manipulationen lernen. Er war auch sehr gelehrig; er legte den Kleinen trocken, wenn's nötig war, und er konnte ihn stundenlang auf dem Arm herumtragen.

„Aber ich bitte Sie, Gnädigste, da giebt es nichts zu lachen!" beteuerte er. „Wenn die Kindsfrau einmal nicht zu Hause ist und Sie ausgehen wollen, was soll denn dann mit unserm Rudi geschehen, wenn ich nicht alles weiß und verstehe?"

Seine liebe Not hatte der General, als der kleine Rudi zu laufen anfing. Immer war er gebückt hinter dem Kleinen her, um auf ihn acht zu geben, daß er nicht falle und sich wehe thue. Von der gebückten Haltung bekam er dann immer einen roten Kopf, und das Kreuz that ihm weh, als hätte man es ihm abgeschlagen. Rudi gedieh gut und tollte schon recht wacker herum, und noch immer lief ihm der General ängstlich gebückt nach. Da legte sich aber endlich die Mama ins Mittel.

„Lassen Sie ihn nur laufen und springen, Herr General; das schadet ihm nicht."

„Aber er kann fallen, Gnädigste, und sich wehe thun!"

„Dann wird er schon von selber vorsichtiger werden. Ein Bub muß springen und laufen."

Der General blickte erstaunt auf, und dann kamen sie ins Reden über die Erziehung, und was sie sagte, klang für den General wie eine Offenbarung. Wie ganz anders war es doch zu

seiner Zeit gewesen, und um wie vieles klüger sind die Menschen doch seither geworden! Natürlich hat sie recht, tausendmal recht, die kluge junge Frau. Es giebt kein besseres Mittel, einen Jungen zu behüten, als ihn geschickt zu machen und ein wenig abzuhärten. Seine Hochachtung und Verehrung für Rudis Mutter wuchs ins Schrankenlose, als sie ihm noch weitere Grundsätze der Pädagogik entwickelte, jener nützlichen Kunst, von der er so gar keine Ahnung gehabt hatte. Ein Knabe muß sich austurnen können; das verlangt seine Natur. Um ein Kind folgsam zu machen, soll man ihm möglichst wenig verbieten; das viele Nergeln und Tadeln schadet nur, und namentlich soll man einem Kinde nicht, ohne es vorher wohl überlegt zu haben, eine Freude verderben.

Rudi gedieh. Als er sechs Jahre alt war, ließ man ihn seine wissenschaftliche Laufbahn beginnen, man schickte ihn in die Schule. Damit eröffnete sich für den General ein ganz neuer Pflichtenkreis. Er führte Rudi in die Schule, und auf dem Schulwege hatten sie immer ungemein wichtige Dinge miteinander zu bereden. Er holte ihn dann wieder ab, und zu Hause büffelten sie dann gemeinsam die Aufgaben, die Rudi aufbekommen hatte. Es ging alles ganz vortrefflich.

Eines schönen Tages — ob es ein schöner Tag war! — ein prangender Frühsommertag, und Donnerstag war es auch, also ein schulfreier Tag — Rudi war inzwischen acht Jahre alt geworden —, nahm der General seinen jungen Freund in den „wilden“ Prater mit. Dort gab es gerade, wie er wußte, größere militärische Uebungen, und diesen wollten sie mit ihrer überlegenen Sachkenntnis zusehen.

Hei, wie das alles funkelte im Sonnenlicht! Rudis Augen leuchteten nur so vor Entzücken. Und nun gar, — der General ging ganz nahe hin! Er sprach sogar — Rudi hätte aufjauchzen mögen — einen Obersten an, einen alten Waffenbruder, der mit seinen Dragonern dort kampierte. Der Oberst stand neben seinem Pferde, von dem er eben abgestiegen war, und hielt es am Zügel.

„Gutes Vollblut,“ sagte der General, das Tier mit Kennerblick prüfend. „Ich sehe es an der Art, wie es in die Fessel sinkt.“

„Ob es Vollblut ist!“ erwiderte der Oberst stolz. „Die zweite von der vorjährigen großen Pardubitzer!“

„Alle Achtung, dann ist's ja ‚Queen Maud‘!“

„Das will ich meinen! Ein Pferd von Klasse. Kostet aber auch ein Heidengeld!“

Rudi war eitel Entzücken: so nahe bei einem so hohen Tier stehen zu dürfen! Er zupfte den General am Rock: „Onkel!“

„Was willst denn, Rudi?“

„Hinaufsetzen! Bitt' dich, bitt' schön!“

Der General lachte, und der Oberst lachte mit, und sie hoben den kleinen Kerl auf das mächtige Tier. Nun hätte Rudi mit keinem König getauscht. Allerdings zum vollen Glück fehlte noch eins. Der Oberst hielt das Pferd schon wieder am Zügel.

„Loslassen!“ wagte Rudi schüchtern zu flehen. Seine Bitte wurde nicht vernommen, aber ein Zufall kam seinem Wunsche zu statten. In demselben Augenblicke sprengte nämlich eine junge Dame in einem enganschließenden schwarzen Reitkleid, nur von einem Reitknecht begleitet, heran. Der Oberst machte mit einem hörbaren Ruck Front und ließ dabei den Zügel los. Da, als hätte der leibhaftige Satan seine Hand dabei im Spiele gehabt, krachte die Salve einer ganzen Infanterie-Compagnie aus dem Gebüsch. „Queen Maud“ zuckt zusammen, legt die Ohren zurück, macht eine Wendung und fliegt wie ein von der Bogensehne geschnellter Pfeil mit ihrem Leichtgewichtreiter querfeldein.

„Haj, kutya lánczos!“ fluchte der General. Beim Fluchen kam er immer ins Ungarische; so gut flucht sich's ja doch in keiner andern Sprache. „Herunter vom Pferd!“ schrie er den fremden Reitknecht an und dann zu der Dame gewendet: „Bitte, Gnädigste, befehlen Sie dem Menschen —“

Die Dame winkte dem Reitknecht und dann setzte sie in prachtvollem Rush den Flüchtigen nach. Der Reitknecht steigt ab, der General schwingt sich aufs Pferd und macht sich in wahnsinniger Pace ebenfalls an die Verfolgung. Der Oberst war erst eine Sekunde wie gelähmt gestanden, dann aber begann er zu schimpfen, daß es nur so wetterte.

„Mein Pferd!“ schrie er. „Der Lausbub mit meinem Pferd! He, Ordonnanz, her mit einem Gaul!“ Die Ordonnanz war ihm nicht schnell genug, er brüllte wütend: „Vorwärts!“ und rasselte dann schnaubend zu Pferde davon.

Seine Leute müssen das „Vorwärts“ rein nicht richtig aufgefaßt haben. Denn nun erdröhnte das Feld, die Erde bebte, der Staub flog, und in den Lüften tönte und rauschte es — zwölfhundert Reiter jagten über den Plan. Das Dragonerregiment hat seinen Obersten noch niemals im Stiche gelassen. Ihm nach, Hurra, und ginge es in den Tod! Seit der großen Völkerschlacht bei Leipzig hatte man eine so prachtvolle Reiterattacke nicht gesehen. Der Oberst nahm wahr, was hinter ihm los sei, und er dachte sich, daß, wenn er jetzt nicht vor Wut zerspringen werde, er davor wohl für alle Zeit gefeit sein werde.

Es war eine wilde Jagd. Weit vorn „Queen Maud“ in mächtiger, raumgreifender Aktion. Im Anfange hatte sie wohl einige Versuche gemacht, das kleine Ding von ihrem Rücken abzuschütteln, sie aber bald als völlig aussichtslos aufgegeben. Man kann ein Gewicht abschütteln, aber nicht eine Feder. Rudi hatte die Zügel keinen Augenblick in der Hand gehabt. Bei dem unerwarteten Start war ihm das Herz nicht in die Pumphöschen gefallen, er half sich vielmehr mit rascher Geistesgegenwart, so gut er konnte. Mit der





Erzherzog Albrecht-Denkmal.

Radetzky-Denkmal.



Beethoven-Denkmal.



Maria Theresia-Denkmal.

Zum siebzigsten Geburtstage Kaspars von Zumbusch. (Text S. 531.)

rechten Hand hielt er sich am Sattelknopf fest, während die Linke sich in die Mähne einkrampfte. Die kräftigen kleinen Fäuste hielten fest, das spürte er, und das gab ihm auch eine gewisse Beruhigung, beinahe ein Gefühl der Sicherheit. Hinter ihm ritt die fremde Dame; sie ritt ein edles Tier, das sichtlich gewohnt war, hinter der Meute zu gehen. Denn das Terrain machte ihm keine Schwierigkeit, und mit großen, eleganten Sätzen verkürzte es zusehends den Abstand, der zwischen ihm und dem Führenden lag. Hinterdrein wie besessen der General, dann noch immer zeternd der Oberst, dem da bare fünfzehntausend Gulden in bedenklicher Art querfeldein sprangen, und zum Schluß die brausende Flut des Reiterregiments.

Der General ritt auf Tod und Leben, das Gemüt von schwerer Sorge und tiefer Bekümmernis erfüllt. Wenn dem Jungen etwas zustößt — heiliger Gott! — dann geht auch er nicht mehr nach Haus, er nicht. Mit dem Gedanken war er fertig. Denn einmal schon hatte er ähnliches erlebt, und da war es furchtbar klar in ihm geworden. Er hatte im letzten Herbst Rudi zu einer Regatta mitgenommen, und da war ihm das Kind in der leidenschaftlichen Anteilnahme an dem Endkampf, der sich vor seinen Augen abspielte, aus dem Boot in die Donau gefallen. Der General war seinem Rudi nachgesprungen und hatte ihn unversehrt aus der Tiefe heraufgeholt, aber da war es klar geworden in ihm: ohne seinen Rudi wäre er nicht nach Hause gegangen, und auch er hätte nicht weiter gelebt, wenn ihm sein Rudi so entrissen worden wäre. Jetzt forderte er seinem Pferde alles ab, aber das Auge hielt er unverwandt auf seinen Schützling geheftet. Er atmete etwas auf, als er an der schönen, gleichmäßigen Arbeit Queen Mauds bemerkte, daß sie nicht scheu sei, wenigstens nicht mehr; auch die Ohren hatte sie nicht mehr zurückgelegt. Wie sie jetzt, die breite Fahrstraße der Hauptallee überquerend, die beiden Straßengräben nahm, da sah er deutlich die ruhige, gutgeschulte Aktion der alten Steeplerin. Queen Maud war offenbar jetzt nur noch das Opfer einer irrtümlichen Auffassung. Die herrenlosen Steigbügel flogen in der Luft, und bei jedem Galoppsprung schlugen sie ihr rhythmisch gegen die Flanken, und Queen Maud mag das als sanfte Aufforderung aufgefaßt haben, die Pace zu halten.

Alle Wetter! Jetzt kommt sie in die Freudenau, auf den großen Turfplatz, und richtig, da ist sie auch schon auf der Hindernisbahn! Die Hürde im Einlauf wird glatt genommen. Barmherziger Gott! Jetzt kommt die Steinmauer! Queen Maud kommt spielend hinüber. Der verwetterte Junge sitzt ruhig, festgehakt wie eine Klette. Alle Achtung, gleich hinterher die Dame, und auch sie mit graziösem Schwung darüber weg. Nun aber wird die Donau sichtbar, die große Donau, die schreckliche Donau! Dem General wird es schwarz vor den Augen, auch er setzt noch über die Steinmauer weg, und dann — Gott sei gelobt! — sieht er die Reiterin auf gleicher Höhe mit Rudi, und im nächsten Augenblick hat sie Queen Maud am Zügel — gerettet!

In wenigen Augenblicken war der General bei ihnen.

„Armer Rudi, hast du dich sehr gefürchtet?"

„Nein, ich habe mich nicht gefürchtet, Onkel. Schön war's!"

Dem General schossen die Thränen ins Auge, und die Reiterin bog sich zu Rudi hinüber und küßte ihn. Dann wandten sie die Pferde und ritten langsam zurück. Vom Obersten und seinem Regiment war nichts mehr zu sehen. Der Gaul, den man dem Obersten gegeben, hatte mit den drei Vollblutpferden vor ihm auch nicht eine Minute leben können, und das Reiterregiment, — es war berühmt ob seiner Schneidigkeit im Reiten, aber man kann doch ein ganzes Regiment nicht gegen Vollblut loslassen!

Merkwürdig war es, daß der Oberst gar nicht schimpfte, als sie wieder im Lager anlangten, er sagte überhaupt nichts und stand nur da und machte Front, und alles machte Front. Die Reiterin wandte sich lächelnd an ihn:

„Sie werden uns sehr böse sein, Herr Oberst!"

„Aber — Majestät!" stammelte dieser.

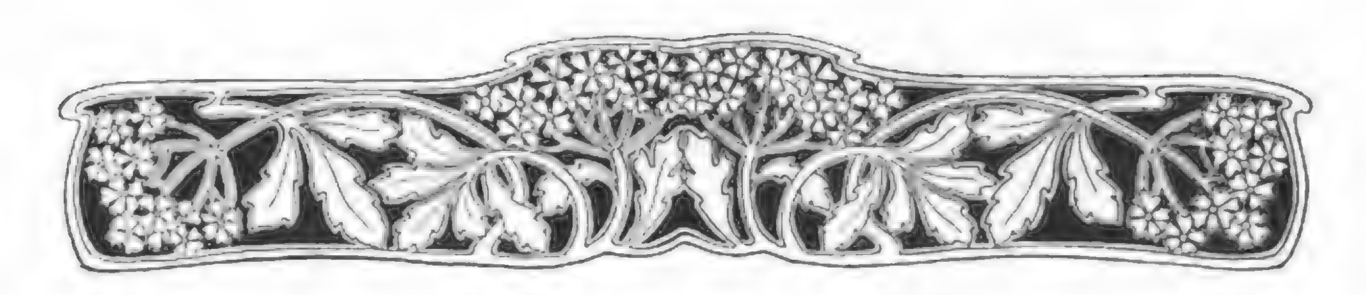
Majestät! Jetzt ging dem General ein Licht auf. Er hatte sich nach guter Offiziersart natürlich längst vorgestellt, aber er hatte nicht erfahren, wer die schöne Retterin sei. Na, schöne Geschichte! Das war die Gemahlin des mächtigen Beherrschers eines Oesterreich befreundeten Reiches.

„Sie werden vielleicht Unannehmlichkeiten haben, Herr Oberst," fuhr die hohe Frau fort. „Für diesen Fall reden Sie sich nur auf mich aus. Sagen Sie, ich sei an allem schuld gewesen, oder noch besser: schicken Sie den Höchstkommandierenden zu mir. Ich werde ihn schon besänftigen."

Rudi und der General mußten dann neben ihr hergehen, bis sie zur Fahrstraße kamen, wo die Hofequipagen warteten. In eine dieser mußten sich die zwei Freunde hineinsetzen. War das ein Aufsehen in der ganzen Gasse, als der Rudi und der General zu Hause in der Hofequipage vorfuhren! Und erst am nächsten Tage! Da kam die Majestät selber vorgefahren, um sich zu erkundigen, ob das Abenteuer dem Rudi nichts geschadet habe. Und zwei ihrer Photographien hatte sie auch mitgebracht, eine für den General und eine für den Rudi. Und das für Rudi bestimmte Bild war sogar in Brillanten gefaßt, und was noch mehr — es trug auch eine Aufschrift von ihrer Hand: „Ihrem lieben, tapferen Freunde Rudi —" und darunter den schönen Namenszug.

Wenn der Rudi und der General jetzt ihren Schulweg wandeln, dann grüßen sie verschiedene Leute nicht mehr. So stolz sind sie geworden, die zwei Freunde!





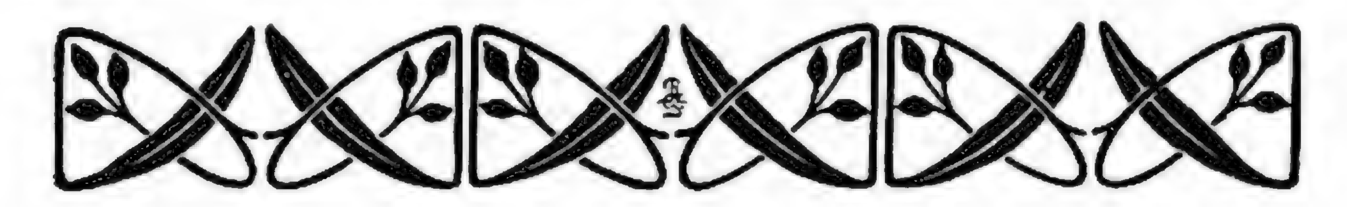
Kaspar Ritter von Zumbusch.

Am 23. November feiert Kaspar Ritter von Zumbusch, einer der größten Meister der monumentalen Plastik, seinen siebzigsten Geburtstag, und er beschließt mit dem heurigen „Ehrenjahre" seine Lehrthätigkeit als Professor der Wiener Akademie der bildenden Künste, deren Rektor er gegenwärtig ist. Ein Sohn Westfalens, erlangte Zumbusch seine Ausbildung in München und begann dort nach seiner Rückkehr von Rom im Jahre 1860 seine künstlerische Wirksamkeit. Es war eine Büste König Ludwigs II., die ihm die Zuneigung des kunstsinnigen Fürsten, sowie zahlreiche Aufträge desselben verschaffte. Berühmt geworden sind sein Denkmal für König Maximilian II. und die prächtige Statue des Grafen Rumford in München, sowie das Kriegerdenkmal in Augsburg. Doch erinnern noch viele andre bildnerische Werke, Porträtbüsten und Grabdenkmäler an jene Münchener Zeit. Eine neue Schaffensperiode begann für Zumbusch mit seiner 1873 erfolgten Berufung an die Wiener Akademie. Hier entstanden in kurzer Aufeinanderfolge seine die Wiener Plätze schmückenden großen Erzmonumente, zuerst das Beethoven-Denkmal mit der sitzenden Figur des Tondichters und den Gestalten des Prometheus und der Viktoria am Sockel. Zumbuschs bedeutendstes Werk bleibt das in gewaltigen Dimensionen aufgebaute Denkmal der Kaiserin Maria Theresia mit den den Sockel umgebenden Reiterstandbildern und lebensgroßen Statuen der berühmten Heerführer und Staatsmänner der Theresianischen Zeit. Das mit prächtigen Reliefs geschmückte Monument Feldmarschall Radetzkys, sowie jenes des Erzherzogs Albrecht, des Siegers von Custozza, letzteres ein Geschenk der österreichisch-ungarischen Armee zum fünfzigjährigen Regierungsjubiläum Kaiser Franz Josephs, zeigen dem Kenner, wie glücklich Zumbusch die Schwierigkeiten besiegt hat, die gerade in der Komposition von Reiterstandbildern gelegen sind. Was sämtliche von dem Künstler geschaffene Gestalten, ja sogar die Nebenfiguren seiner Werke auszeichnet, ist die frei von jeder Schablone aus dem ureigensten Empfinden heraus geschöpfte Durchbildung aller Formen. Der auf der Höhe seines Ruhmes stehende Meister ist kein Feind der modernen Kunst, an der er die phrasenlose Einfachheit zu schätzen weiß, und seinen Schülern prägt er die Rückkehr zur Natur ein, von welcher der Künstler ja auch nur ein Teil ist. Außer seinen monumentalen Werken hat Zumbusch viele Porträtbüsten geschaffen, wie die den Arkadenhof der Wiener Universität zierenden Marmordenkmäler der verstorbenen Professoren Billroth, Hye und Hasner. In Deutschland ist sein Name in neuerer Zeit durch die Kolossalfigur Kaiser Wilhelms I. auf dem Denkmal an der Porta Westfalica wieder viel genannt worden, und jetzt geht in des Künstlers Werkstatt das für Straßburg bestimmte Standbild des großen Kaisers seiner Vollendung entgegen. Kaiser Franz Joseph hatte Zumbusch schon früher den Ritterstand verliehen und zur Feier seines siebzigsten Geburtstages, den der Meister in voller Schaffenskraft begeht, werden seitens des Professorenkollegiums der Kunstakademie, sowie der zahlreichen einstigen und jetzigen Schüler mannigfache Ehrungen für den Künstler vorbereitet.

M. W.



Kaspar Ritter von Zumbusch.





Vor der englischen Erziehungsanstalt in Shanghai.



Der Ber...



Strasse in Nanking.



Bambus-Pf...

Bild...



Strafgefangene in Sutschou.



Kapitalverbrecher in Danking.



Der Riese von Hankow.



In Alt-Shanghai.

China.

...ood & Underwood in New York.

Aus China.

In das eigentliche China führen wir die Leser mit dem größeren Teil unsrer Abbildungen und zwar speziell in das Thal des Yangtsekiang und seiner Nebenflüsse, das heißt in jene Landstriche, welche durch das deutsch-englische Abkommen in den Vordergrund des öffentlichen Interesses gerückt sind. Für uns Deutsche ist neuerdings von besonderer Wichtigkeit die Stadt Hankau oder Hankow, an der Mündung des Flusses Han in den Yangtse gelegen. Der wichtigste Handelsplatz im mittleren China, zählt die Stadt etwa 800000 Einwohner und ist seit 1858 dem fremden Handel eröffnet. Während bis vor wenigen Jahren in dieser höchst bedeutsamen Flußstadt nur die Engländer, Russen und Franzosen eine Niederlassung hatten, und zwar noch innerhalb der Stadtmauer, ist jetzt außerhalb derselben ein großer viereckiger Platz für eine deutsche Niederlassung hergestellt, der nicht weniger denn 1150 Meter Flußfront hat und alle Bürgschaften für eine gediegene Entwicklung bietet. Die Deutsch-Asiatische Bank in Berlin hat zunächst 700 Meter Länge dieser Uferfront durch den preußischen Regierungsbaumeister Schönsee befestigen, ausbauen und mit sechs Treppenanlagen versehen lassen. Der Bau begann mit geschickter Benutzung des Niedrigwassers am 11. November 1899 und war schon am 1. April 1900 vollendet. Der europäische Handelsverkehr beläuft sich schon jetzt auf jährlich 150 Millionen Mark, und außerdem besteht ein lebhafter chinesischer Handel. Während neun Monaten im Jahr ist Hankau von größeren Seeschiffen zu erreichen; der Yangtse ist noch 1000 Seemeilen oberhalb Hankaus mit Dampfern befahrbar, und in diesem Umkreise ist das ganze Hinterland durch ein weit verzweigtes, gut schiffbares Flußnetz aufgeschlossen. Eine Bahn von Hankau nach Peking ist im Bau, eine andre von Hankau nach Kanton im Plane.



Theemühle (zur Bereitung des Ziegelthees).

Shanghai, der weitaus bedeutendste Hafen Chinas, ist zu bekannt, als daß es einer näheren Schilderung bedürfte. Nur kurz erwähnen wir, daß die Stadt, nahe der Mündung des Yangtse am Wusung belegen, etwa 400000 Einwohner zählt. Der Wert der Ausfuhr wurde vor etwa fünf Jahren auf 147 Millionen, derjenige der Einfuhr auf 316 Millionen Mark berechnet. Im Hinterlande von Shanghai liegt, ebenfalls zur Provinz Kiangsu gehörig, die Stadt Sutschou, das chinesische „Leipzig", denn hier steht der Buchhandel in Blüte. Vor dem Taipingaufstande zählte die Einwohnerschaft nach Millionen, heute jedoch ist nur noch ein Teil des ehemaligen Weichbildes mit Häusern bebaut und die Seelenzahl auf 300000 herabgesunken. Am See Tai belegen, ist die Stadt von zahlreichen Kanälen durchschnitten.

Als die Kornkammer des Himmlischen Reiches läßt sich die Provinz Hunan im Innern Südchinas bezeichnen. Von Ketten des Nanglinggebirges durchzogen, besteht die Provinz, die eine Einwohnerzahl von 21 Millionen hat, vorwiegend aus Hügelland, weist aber auch fruchtbare Ebenen auf, in denen vornehmlich Reis gebaut wird, ferner Thee und Baumwolle, auch sind reiche Steinkohlenlager vorhanden, die noch der richtigen Ausbeute harren. Die Provinz Hunan ist noch heute nicht völlig erforscht, und darum haben die Berichte, die der Weltreisende Eugen Wolf über diese terra incognita veröffentlichte, ein besonderes Interesse. Er kam in Gegenden, die nie vorher eines Europäers Fuß betreten hatte, und wie er unter der Tücke der hochmögenden Mandarinen litt, so mußte er sich gegen allerlei Unbill seitens des von den Behörden aufgehetzten Volkes wehren. Diese fesselnden Berichte haben heute hohen aktuellen Reiz, und darum ist es freudig zu begrüßen, daß sie jetzt bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart als Buch erscheinen. Das Werk, „In China" betitelt, bildet den ersten Band der „Wanderungen" des Weltfahrers.

Einige unsrer Abbildungen geben Scenen aus der grausamen Uebung der chinesischen Strafrechtspflege wieder, und höchst charakteristisch für die Zustände im Reiche der Mitte ist die Figur des Bettlerkönigs. Nirgend steht das Gildenwesen so in Blüte wie in China, und von alters her haben auch die Bettler ihre eigne saubere Zunft. An ihrer Spitze steht ein König, dessen Macht viel weiter geht, als Unkundige ahnen. Er schätzt die Reichen auf den Tribut ein, den sie der Bettlergilde zu entrichten haben, und wehe dem, der sich solcher Steuer zu entziehen sucht. Er wird durch Belästigungen aller Art — zum Beispiel legt sich vor den Laden eines Kaufmanns ein mit widerwärtigen Gebresten behafteter, unaufhörlich jammernder Bettler hin — so lange drangsaliert, bis der Steuerverweigerer zahlt. Der geschädigte Geschäftsmann könnte die Hilfe der Polizei anrufen, aber das thut er lieber nicht, denn sonst würde die verdrießliche Sache noch teurer.





Abwiegen der Theeblätter.



Sortieren des Thees.



Durchsieben des Thees.



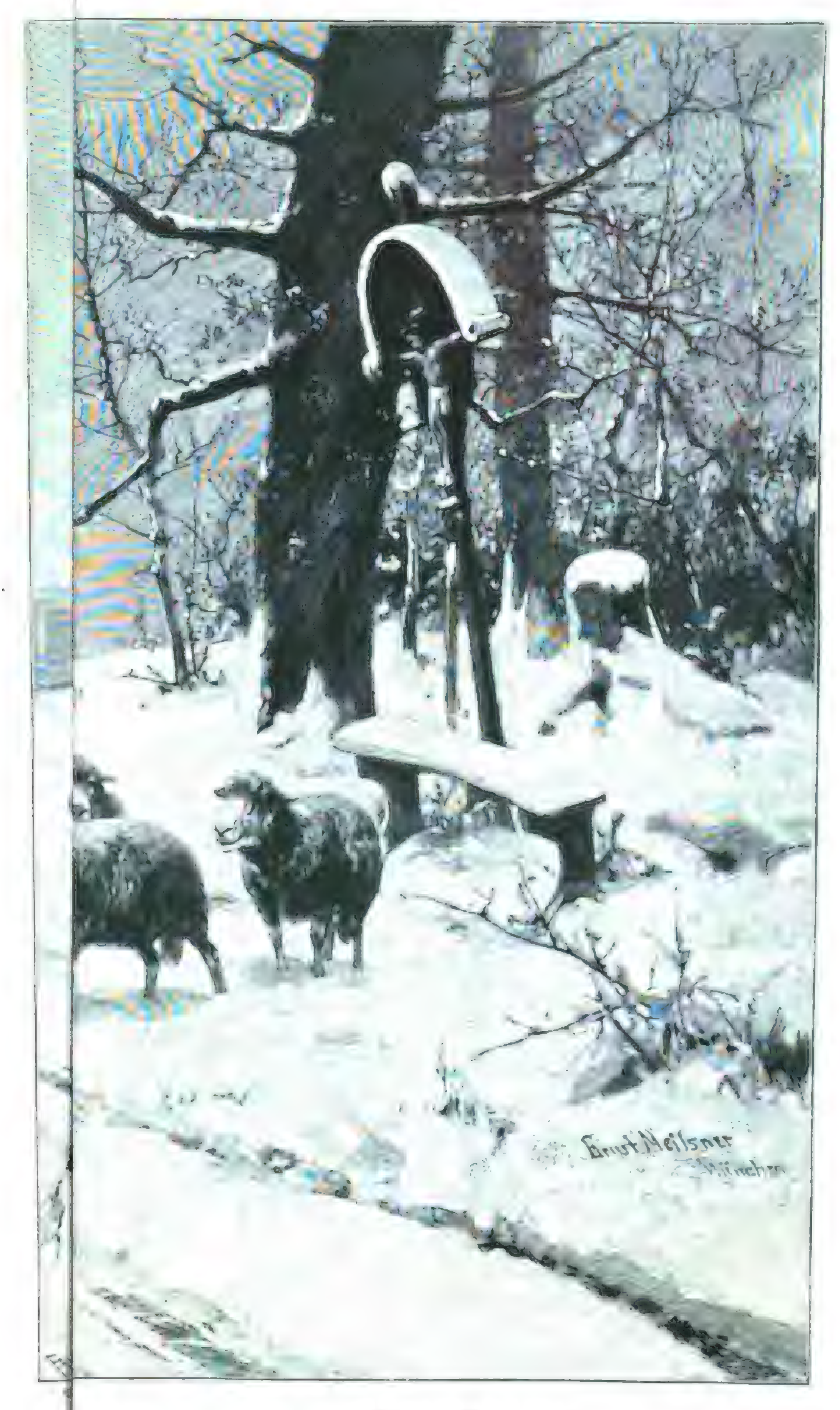
Verpacken zum Versand.

Bilder aus China: Theegewinnung.



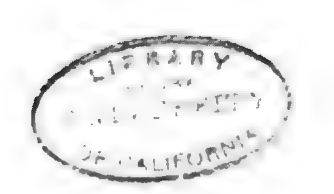
Die Parade vor dem Grafen Waldersee in Shanghai.

Graf Waldersee, der Oberbefehlshaber der verbündeten Truppen in China, traf am Abend des 21. September in Shanghai ein, feierlich begrüßt von den militärischen und diplomatischen Vertretern der Mächte. Am andern Morgen hielt er auf dem Rennplatze eine Parade über die Truppen ab. Es waren etwa 3000 Mann, die zum Teil ein etwas buntscheckiges Bild boten, denn unter den französischen Streitkräften befanden sich Anamiten in ihrer nationalen Tracht und unter den englischen Kriegern Angehörige verschiedener indischer Völkerschaften. Nachdem der Höchstkommandierende die Front abgeritten hatte, nahm er an einem mit einem Fähnchen bezeichneten Platze Aufstellung und ließ, den Feldmarschallstab in der Hand, die Truppen vorübermarschieren.



Ernst Meissner

Heimkehr.





Nur nicht romantisch!

Eine Märchen-Episode von Eugen Lirsch.

In einem großen, schönen Saal saßen am Mittagstisch drei Männer, alle drei schon ziemlich bejahrt, den Haarkranz um die nicht unbeträchtlichen Glatzen ergraut, Runzeln in den Gesichtern. Die drei waren gute Freunde und waren Könige. Aber die Kronen hatten sie abgelegt, denn die drückten, trotzdem sie atlasgefüttert waren, doch allzusehr die alten Köpfe. Und im ganzen weiten Saal war kein Hofschranze oder Diener, denn die Tafel war aufgehoben, und die drei saßen nun in gemütlichem Gespräch da, hatten jeder ein Glas funkelnden Weines vor sich stehen und vergaßen der Regierungssorgen. Und wie das so ganz natürlich ist, wenn man wieder einmal nach langer Trennung beisamm' sitzt und pokuliert, allgemach kamen sie auf die Vergangenheit zu sprechen und kramten allerhand Erinnerungen aus. Und der von den dreien, in dessen Schloß sie saßen, dessen Wein sie tranken, dessen Gäste die zwei andern waren, hob mit einem gewissen resignierten Lächeln sein Glas, winkte den Freunden zu und sagte: „Unsrer Jugend!" Und den drei alten Männern kamen Thränen in die Augen. Aber der Gastgeber setzte sein Glas nieder, schaute die Freunde liebreich an und ließ sich vernehmen:

„Ja, das waren lustige, schöne Zeiten, als unsre lieben Väter noch die schweren Kronen trugen und wir nichts andres waren als fröhliche Prinzen und in die Gefahren hineinsprangen, wie zur Sommerszeit ins Bad.

„Und wir kosteten die Gefahren und manchen Mädchenmund dazu, bis wir alle drei unser letztes Abenteuer bestanden und auf die Freite gingen. Bei dir wenigstens, Freund Walther, war das Abenteuer genugsam groß und trug deinen Ruhm in alle Lande."

„Meinen Ruhm?" kam's fragend von Walthers Lippen. „Das ist's ja eben, was mich so oft wurmt. Auch die Geschichten eurer Brautwerbungen sind weit bekannt, die Kinder selbst erlustieren sich dran, und die Mütter erzählen's ihnen mit so und so viel Uebertreibungen. Aber nicht wir sind dabei die Berühmten. Glaubt ihr denn, die Geschichten trügen unsre Namen, wir seien die Helden? Ach, bei Leibe nicht! Niemand weiß, daß ich Walther heiße und du Heinrich und du Hermann. Wir sind die braven, namenlosen Prinzen, einer just so wie der andre, die am Schluß der Geschichte kommen und sie zu gutem Ende bringen. Die Heldinnen, die Berühmten sind unsre Frauen, und die Mären heißen nach ihnen: ‚Aschenbrödel', ‚Schneewittchen', ‚Dornröschen'."

„Ja wahrhaftig, er hat recht," rief Hermann, der zweite Gast. „Und wißt ihr, was das schlimmste dabei ist? Unsern Frauen ist die Berühmtheit arg zu Kopfe gestiegen. Und überhaupt — seit unsern Hochzeiten haben wir uns nicht gesehen, und da hat sich manches anders gemacht, als wir dachten."

Die beiden andern nickten gleich schwermütig.

Und der Gastgeber Heinrich wies auf einen Prunktisch an der Wand:

„Ihr seht, was dort steht. Ein gläserner Pantoffel. Der, den ich im Lande herumtragen und ausrufen ließ, bis er meinem Aschenbrödel paßte. An den Pantoffel, der da als Erinnerungszeichen steht, hab' ich oft denken müssen. Und wie das Land, besonders mein Adel, über die niedere Abkunft meiner Königin gemurrt hat, daß sie ja eigentlich eine Küchenmagd gewesen, und wie ihre Patin, die Fee, sich in alles gemengt hat, selbst wenn wir Kinder kriegten, ihre zauberische Nase dareinsteckte, wahrhaftig, erbaulich war das nicht."

„Ja, ja," meinte König Hermann, „und ich hatte wieder andre Sorgen. Leider Gottes ist uns nur ein Sohn beschert, aber wißt ihr, wer dafür in unserm Schloß sein Wesen treibt von früh bis spät, auf den meine Frau stets und bei

allen Dingen schwört, an die sie bei allem zuerst denkt, daß selbst wir, Mann und Sohn, ganz tüchtig vernachlässigt werden? Die Zwerge sind's, die sieben Zwerge, mit den langen, weißen Bärten und den schlauen Aeuglein. Die haben sich — so wollt' es Schneewittchen — in unserm großen Schloßgarten ansässig gemacht, leben dort wie sieben Könige und ärgern und plagen mich ununterbrochen. Und wenn ich einmal gegen einen dieser alten Spitzbuben losfahren will, die mir nun bald dreißig Jahr auf der Kappe sitzen, nichts thun wie schlemmen, essen und trinken, und meinem Jungen Schabernack gelehrt haben von seiner frühesten Kindheit an, dann sagt meine Frau sittlich entrüstet: ‚Wie, die lieben Zwerglein, denen du's verdankst, daß du mich bekommen hast, willst du anfahren, sie, die meine Lebensretter waren, und deren Schuldner wir sind unser ganzes Leben lang!‘ Und so muß ich diese sieben Kerle dulden, trotzdem das ganze Land und alle Nachbarn sich über diese sonderbare Zierde meines Hofes lustig machen."

„Ach, und ihr beide seid doch noch gut dran," seufzte Walther; „aber mein Dornröschen hat bei zunehmendem Alter immer mehr vom Röschen verloren und vom Dorn angenommen, und dazu hab' ich eine Schwiegermutter auf dem Hals, die noch immer von ihrem ewiglangen, hundertjährigen Schlaf faselt und Anschauungen hat, die wahrhaftig hundert Jahr alt sind. Und Dornröschen selbst macht mich auch jetzt noch manchmal geradezu schauern, wenn ich bedenke, wie uralt sie eigentlich ist, und daß nur ein hundertjähriger Schlaf sie jung erhalten hat."



Das Carnot-Denkmal in Lyon.

„Kurzum, liebe Freunde," sagte Heinrich, „wir haben jeder unser Kreuz, wenn wir, oder vielmehr unsre Frauen, auch noch so sehr gerühmt werden."

„Und was folgt daraus?" rief Walther. „Daß wir unsre Söhne vor unsern Erfahrungen bewahren müssen. Wißt ihr, was wir einem jeden von ihnen als Wahlspruch, als Mahnwort auf den Weg der Brautschau geben sollten? Die Devise: ‚Nur nicht romantisch!‘ Um Gottes willen nichts Poetisches und Absonderliches! Alltäglich und gewöhnlich, das verspricht nicht viel, aber es hält das, was es verspricht. Am Anfange stehen keine großen Erwartungen, in der Folge kommen aber auch keine großen Enttäuschungen, und das ist die Hauptsache!"

„Ja, ja, du hast recht," erwiderte König Heinrich, „und ich hab's meinem Aeltesten, dem Konrad, genug auf die Seele gebunden. Fast genau dieselben Worte hab' ich zu ihm gesagt, als ich ihn vor etlichen Wochen hinausgeschickt hab' in die Welt, sich ein Weib zu wählen. Ich möcht' noch gern Enkelkinder auf den Knieen schaukeln und mich am Nachwuchs meines Stammes erfreuen, an den jungen, aufkeimenden Reisern. Bald soll er heimkehren und mir seine Wahl melden. Geb' es Gott, sie wär' eine so gute, wie du es gesagt, lieber Freund Walther, und nur nicht romantisch!"

Während sie so sprachen, stieg draußen ein Jüngling die Treppen hinan, langsam und zögernd und bei jeder Stufe innehaltend. Es war Prinz Konrad, groß und schlank und blond, mit blauen Augen, die sonst gar kühn zu schauen wußten,

aber jetzt einige Verlegenheit zeigten. Er war vor einer Stunde unangemeldet, in schlichtem Reisekleid zurückgekommen und hatte das Ende der Tafel abgewartet, sich dem Vater vorzustellen. Nun stand er vor der Thür und zauderte noch; er hörte drin wechselnde Stimmen. Die beiden Freunde seines Vaters, die er noch nie gesehen, wohl aber aus Erzählungen der Eltern als liebe Oheime verehrte, saßen drin, und das kam ihm nicht gelegen. Aber was half's? Kurz entschlossen trat er ein und flog dem erstaunten Vater um den Hals.

„Seht, das ist er, mein Bengel, mein Konrad! Nicht wahr, der gefällt euch?"

„Dein leibhaftig Jugendbildnis, Heinrich, so sahst du aus, als du einige dreißig Jahr jünger warst."

„Ja, ja, er soll mir ähnlich sein; die Mutter sagt's auch immer. Hast du die auch schon begrüßt, Konrad?"

„Nein, weiß Gott, Vater, ich hab's noch nicht gethan; zu allererst wollt' ich zu dir."

„Mir das Ergebnis deiner Reise mitteilen? Vor den guten Freunden kannst du ruhig und ohne Scheu sprechen. Mich hat's ohnedies verwundert, daß du mir nicht durch einen Reitenden Nachricht gegeben hast."

„Ich selbst wollte sie dir bringen. Ja, Vater, ich habe gefunden, was ich suchte. Ich bin verlobt."

„Und mit wem? Wie heißt sie? Wie sieht sie aus?" so schwirrten die Fragen der drei Alten durcheinander.

„Wie sie aussieht? Hier ihr Bildnis," und Konrad zog aus dem Wams ein Ebenholzkästlein, in dem eine Miniatur gebettet lag. Die drei steckten die Köpfe zusammen und betrachteten lange das Bild. Endlich ließ sich Walther vernehmen:

„Nehmt mir's nicht übel, Prinz, an großer Schönheit scheint eure Braut nicht zu leiden. Aber vielleicht ist das Bild schlecht?"

Konrad seufzte: „Es ist noch geschmeichelt."

„Wie, noch geschmeichelt? Aber mir ist der ganze Schnitt des Gesichts unbekannt," rief der Vater, „sie schaut in kein Fürstengeschlecht hinein, das ich kenne. Welches Land regiert ihr Vater?"

Konrad wurde sehr rot. „Das ist es ja eben, lieber Vater. Sie ist aus gar keinem Fürstenhaus, aus keinem königlichen Geblüt. Ihr Vater war Schatzmeister des Königs von Liparien, und ihr verstorbener Mann Schiffsreeder und Großkaufmann."

„Wie, was! Ihr verstorbener Mann?" kam's von Heinrichs Lippen, und er saß bleich und erstarrt da. Auch die beiden andern wußten sich nicht zu fassen. Endlich brachte Hermann es zuwege, zu sagen: „So ist sie also Witwe?"

„Witwe und hat ein achtjährig Söhnlein," murmelte Konrad.

„Ein achtjährig Söhnlein," schrie Heinrich, „ja, wie alt ist denn da das Weibsbild?"

„Sie behauptet, siebenundzwanzig," kam's von Konrads Lippen.

Da fuhr der Alte von seinem Sitz auf. „Das also hast du mir angethan, du undankbare Kreatur! Solch eine Schwieger bringst du mir ins Haus, aus niederem Stand, Witib, mit einem Rangen beladen, und weit älter als du, denn fünf Jahr mindest hat sie sich weggelogen, und garstig wie die Nacht!"

„Ja, aber Vater, Ihr waret es, der mir immer riet, nicht romantisch zu sein, sondern fein nüchtern. Und schließlich, die Mutter war auch aus blutarmem Haus und hat am Herde gearbeitet gleich einer Magd, und Oheim Walthers Frau hat hundert Jahr geschlafen, ist also sicherlich auch etwas älter denn er, und Oheim Hermanns Schneewittchen hat ihm zwar keinen achtjährigen Buben, aber sieben Zwerge ins Haus gebracht. Und dabei waret Ihr — Himmel, wie — romantisch, und du, Vater, hast mich immer strenge gemahnt, bei meiner Freite solle ich hübsch nüchtern und prosaisch zuwege gehen!"

„Aber bildschön waren unsre Frauen wenigstens!" schrie der alte König zornig.

„Und meine Braut," gab Konrad zurück, und jetzt lächelte er, „hat von ihrem Vater zehn und von ihrem Seligen zwanzig Millionen Zechinen."

Da schauten die drei Alten einander an, groß an, und dann wieder staunend auf Konrad; und plötzlich fuhr über des alten Heinrich Gesicht ein breites Lachen, und indem er dem Sohne die Hand reichte, sagte er, zu den beiden Freunden gewendet:

„Er hat's besser gemacht wie wir; unser Rat war gut: Nur nicht romantisch!"



Das Carnot-Denkmal in Lyon.

Am 24. Juni 1894 fiel Sadi Carnot, der Präsident der französischen Republik, in Lyon dem Dolche eines Anarchisten zum Opfer, und gleich darauf entstand der Plan, dem Ermordeten in der genannten Stadt ein Denkmal zu errichten. Die Subskription brachte einen so reichen Ertrag, daß sogleich ein Wettbewerb ausgeschrieben werden konnte, doch fand keiner der Entwürfe die Zustimmung der Preisrichter. Aus einem zweiten Wettbewerb im Juni 1896 gingen der Bildhauer Gauquié und der Architekt Naudin mit einem gemeinsamen Entwurf als Sieger hervor und wurden auch mit der Ausführung betraut. Unter großer Feierlichkeit erfolgte nun am 4. November auf der Place de la République die Enthüllung des Denkmals. Es hat eine Gesamthöhe von 18 Metern und ist in der Form eines Obelisken gehalten, dessen oberer Teil den Genius Frankreichs zeigt, in der linken Hand einen


Der Siegesbrunnen in Vohwinkel. Von Gustav Rutz.

Oelzweig, in der rechten eine Fahne, die sich zu dem überlebensgroßen Standbild Carnots herabneigt. Dieser ist in der Haltung dargestellt, wie sie ihm eigen war, wenn er bei festlicher Gelegenheit als Staatsoberhaupt erschien. Die Porträtähnlichkeit ist vorzüglich. Unterhalb des Standbildes ruht eine Frauengestalt, welche die Stadt Lyon personifiziert und deren Wappen mit einem Trauerflor umhüllt. Zu beiden Seiten des Sockels gewahrt man Jünglingsgestalten, von denen die eine das russische, die andre das französische Wappen hält; „Kronstadt“ steht auf dem einen, „Toulon“ auf dem andern Schilde. Diese Figuren versinnbildlichen die russisch-französische Alliance, die unter Carnots Präsidentschaft zu stande kam. Die Seitenflächen des Sockels sind mit dem Wappen der französischen Republik verziert, die Rückseite zeigt die Widmungstafel, darunter einen ruhenden Löwen, das Wappentier der Stadt Lyon. Die Gesamtkosten des Denkmals haben 350000 Franken betragen.

Der Siegesbrunnen in Vohwinkel.

Am 24. Oktober dieses Jahres fuhr das deutsche Kaiserpaar nach der Einweihung der Ruhmeshalle in Barmen und des neuen Rathauses in Elberfeld auf der Schwebebahn nach Vohwinkel zur Enthüllung des von dem Bildhauers Gustav Rutz in Düsseldorf geschaffenen Siegesbrunnens. Das Denkmal steht vor dem Kreisständehause auf einer 25 Meter breiten Plattform, die rückwärts von einer halbrunden Taxusanlage umgeben ist. Vorn an den Ecken stehen Pfeiler mit Feuerbecken; daneben liegen 5 Meter breite Treppen, die vordere Böschung hinaufführend. Das Wasserbecken in der Mitte endet nach vorn als Kaskade in der Böschung. Den Uebergang vom Becken zur Kaskade bildet ein 2,60 Meter langer Fries, auf dem die aufgehende Sonne die Burg Hohenzollern und einen blühenden Baum beleuchtet. Mit mächtigen Quadern steigt das Postament aus dem Wasserbecken: darauf liegt ein Kettenfries, unterbrochen von wasserspeienden Löwenköpfen, und den Abschluß nach oben bildet ein den Reichsadler tragendes Gesimsstück. Die in Ueberlebensgröße dargestellte, in Geislingen gegossene


Phot. von P. Luhn, Barmen.
Die Ruhmeshalle in Barmen.

Germania hat die edle Haltung einer Walküre. Ein geflügelter Helm bedeckt das Haupt, die Brust ist gepanzert, um die Hüfte hängt das Schwert, und von den Schultern wallt der Hermelinmantel herab, reich mit Adlern und Verzierungen in keltischem Stile geschmückt. Die Linke umfaßt das Medaillonbildnis Kaiser Wilhelms I.

Die Ruhmeshalle in Barmen.

Gleich nach dem Tode der beiden ersten Kaiser des wiedererrichteten Deutschen Reiches beschloß die Bürgerschaft Barmens, ihnen und ihren Thaten eine Ruhmeshalle zu errichten, die jetzt fertiggestellt ist und durch den Besuch des Kaiserpaares ihre Weihe erhalten soll. Der mächtige Monumentalbau auf dem von der Stadt unentgeltlich hergegebenen Karlsplatze besteht aus der eigentlichen Ruhmeshalle, einem auf quadratischer Grundlage errichteten Kuppelbau mit Vorhalle, Portikus und Freitreppe — die Front nach Osten — und zwei nach Norden, beziehungsweise Süden angegliederten Flügeln, deren Räume vom Barmener Kunstverein, der städtischen Bibliothek und dem Bergischen Geschichtsverein benutzt werden. Der in der Front 52,6 Meter breite, bis zu der von einer Kaiserkrone gekrönten Kuppel 37 Meter hohe Sandsteinbau von schöner, hellgrauer Farbe mit dunkelm Sockel aus Granit und Basaltlava lehnt sich in der architektonischen Gliederung an die italienische Renaissance an. Seinen Hauptschmuck bilden die beiden Figurenfriese zwischen den Rundbogenfenstern und dem Hauptgesimse an der Vorderseite der Seitenflügel, das Hochrelief im Giebelfelde des Portikus und die beiden zum Auffluge ansetzenden Steinadler auf den polygonartigen Vorbauten neben dem Portikus. Durch ein kunstvoll geschmiedetes Thor gelangt man in die Vorhalle und aus dieser über drei Marmorstufen, die zwei der vier Kuppelpfeiler miteinander verbinden, in den zur Aufnahme der Kaiserstandbilder bestimmten Raum. Die andern drei Pfeilerzwischenräume sind durch säulengeschmückte, mit Architraven gekrönte Mauern abgeschlossen, so daß drei Nischen entstehen. Dem Eingange gegenüber steht die von Johannes Boese modellierte Figur Kaiser Wilhelms I. im Krönungsmantel, das Reichsschwert mit der Rechten umfassend, in der Linken die Gründungsurkunde des Deutschen Reiches haltend; in der linken Nische erhebt sich das Standbild des Kaisers Friedrich III. (von Emil Cauer) im Mantel des Schwarzen Adlerordens und mit dem Feldmarschallstabe: die Nische rechts ist noch frei. Die auf Postamenten stehenden, in $1^3/_4$ Lebensgröße aus carrarischem Marmor lebenswahr gemeißelten Standbilder machen in dem ruhig-feierlich stimmenden Raum unter dem vollen Tageslicht der Kuppel einen ganz andern Eindruck als Denkmäler im Freien, selbst mit dem schönsten Hintergrunde. Der Entwerfer und Erbauer der Halle, Direktor E. Hartig von der Königlichen Baugewerkeschule in Barmen, hat seinen Zweck erreicht: unwillkürlich zögert der Fuß, die Sprache dämpft sich, und der Beschauer wird zu Betrachtungen angeregt, auf die er im Freien kaum verfallen würde. Die Stadt Barmen kann stolz sein auf den klassisch-schönen Bau, der innerhalb drei Jahren ausgeführt ist und einschließlich der Standbilder, Friese und so weiter nur 600000 Mark gekostet hat. Diese Summe ist durch Beiträge der Bürgerschaft und des Barmener Kunstvereins aufgebracht worden.

J. C. Hilgermissen.



Inneres der Ruhmeshalle in Barmen.



…on Erdmann Hartig.



Das Denkmal für das dritte Garderegiment zu Fuss bei St. Privat.

Am 25. September hat bei St. Privat die Enthüllung des Denkmals für die am 18. August 1870 daselbst gefallenen Angehörigen des dritten preußischen Garderegiments zu Fuß stattgefunden. Mit diesem von dem Berliner Bildhauer Hans Weddo von Glümer geschaffenen Kunstwerke haben die Schlachtfelder in der Umgebung von Metz eine weitere würdige Zierde erhalten. Das Denkmal versinnbildlicht die Aufgabe, die das Regiment an jenem Schlachttage zu erfüllen hatte: die zähe Verteidigung einer einmal eroberten Position. Auf felsenartigem Unterbau erhebt sich ein Sarkophag, bewacht von einem nach Westen blickenden, einen Lorbeerkranz in seinen Tatzen haltenden Löwen. Die Namen der sämtlichen bei St. Privat gefallenen Angehörigen des Regiments sind auf drei großen Tafeln verzeichnet. Das Material zu dem Löwen und den symbolischen Emblemen lieferten erbeutete französische Kanonen, der Sockel besteht aus Granit.



Max Müller.

In Oxford verschied am 28. Oktober Professor Friedrich Max Müller, der berühmte Sprachgelehrte und Sanskritforscher. Ein Sohn deutscher Erde, aber schon seit fast 50 Jahren in England lebend, hatte er sich die Liebe zu seinem Geburtslande bewahrt und sich der deutschen Wissenschaft stets förderlich erwiesen, und erst in jüngster Zeit stellte er sich mit seiner Parteinahme für die britische Vergewaltigung der afrikanischen Burenrepubliken in Gegensatz zu der deutschen Volksanschauung, womit er bekanntlich den entschiedenen Widerspruch Theodor Mommsens hervorrief. Die Verdienste Max Müllers um die Wissenschaft werden dadurch nicht beeinträchtigt, und unvergessen wird auch bleiben, daß er in den kritischen Jahren 1870—1871, im Gegensatz zu einer starken Strömung in England, mit Entschiedenheit für die Rechte Deutschlands eintrat. Am 6. Dezember 1823 zu Dessau als Sohn des Dichters Wilhelm Müller geboren, den man zur Unterscheidung von andern Poeten des gleichen Namens den Griechen-Müller zu nennen pflegt — nach den Gedichten, mit denen er in die philhellenische Bewegung der zwanziger Jahre eingriff — und dessen Lieder in den Kompositionen von Franz Schubert (Müllerlieder, Winterreise und so weiter) noch heute viel gesungen werden, Max Müller widmete sich auf der Universität Leipzig der Philologie und trieb besonders Sanskritstudien, als deren erste Frucht 1844 eine deutsche Uebersetzung der indischen Fabelsammlung „Hitopadeça" erschien. Nach kürzerem Aufenthalt in Berlin und Paris ging er 1846 nach England, wo ihn die Ostindische Compagnie mit der Herausgabe des ganzen Rigweda, des ältesten indischen Litteraturwerkes, nebst dem Kommentar des Sayana betraute. Der junge Gelehrte nahm nun seinen Aufenthalt in Oxford, wurde daselbst 1854 ordentlicher Pro-



Phot. Elliott & Fry, London.

Max Müller



Mit Genehmigung der Deutschen Buchhandlung [illegible] in Metz.

Das Denkmal für das dritte Garderegiment zu Fuss bei St Privat.

fessor für neuere Sprachen und Litteraturen und 1869 Professor für vergleichende Sprachforschung. Nach Begründung der Universität Straßburg wurde er dorthin berufen und hielt auch Vorlesungen, kehrte aber bald nach Oxford zurück. Seine Lehrthätigkeit gab er 1876 auf, um sich ganz der Herausgabe der „Heiligen Bücher des Ostens“ zu widmen, einer englischen Uebersetzung antiker orientalischer Religionsschriften, die mehr als 70 Bände zählt. Mehrere der Uebertragungen rühren von Müller selbst her. Daneben veröffentlichte er noch eine große Reihe andrer Werke sprachwissenschaftlichen Inhalts und fügte hierzu Schriften auf dem Gebiete der vergleichenden Religionsgeschichte. Auch der Belletristik blieb er nicht fremd; seine Erzählung „Deutsche Liebe“ erlebte zehn Auflagen. Eine Ausgabe seiner „Ausgewählten Werke“ in deutscher Uebertragung liegt in 12 Bänden vor. Im Jahre 1896 wurde Max Müller zum Mitgliede des englischen Geheimen Rats ernannt. Er war Ritter des preußischen Ordens pour le mérite und auswärtiges Mitglied des Institut de France.



Erzherzog Karl von Oesterreich.

Zum ersten Male geschieht es im österreichischen Kaiserhause, daß ein Prinz desselben den öffentlichen Schulunterricht besucht. Es ist der dreizehnjährige Erzherzog Karl, ältester Sohn des



Aufn. von Hofphot. C. Pietzner, Wien

Erzherzog Karl von Oesterreich.

Erzherzogs Otto und seiner Gemahlin Maria Josepha, Prinzessin von Sachsen. Der junge Prinz, der nach menschlicher Voraussicht dereinst den Kaiserthron einnehmen wird, ist Schüler des Gymnasiums zu den Schotten geworden, und zwar wohnt er speziell den Unterrichtsstunden bei, die der Professor Fellner erteilt.

Die goldene Jahrhundertfeder des Papstes.

Am 21. Oktober empfing Papst Leo XIII. eine Abordnung, die ihm ein eigenartiges Geschenk darbrachte: eine goldene, mit kostbaren Steinen verzierte Feder, die dazu bestimmt sein soll, daß der Papst mit ihr das „erste Datum des neuen Jahrhunderts“ niederschreiben möge. Die Spender gehen nämlich von dem Gedanken aus, daß das neue Jahrhundert nicht schon mit dem 1. Januar des laufenden Jahres begonnen hat, sondern mit dem gleichen Tage des nächsten Jahres seinen Anfang nimmt. Nach einem Entwurf des Malers Jugaldo im gotisch-italienischen Stile des elften Jahrhunderts von der Juwelierfirma Gebrüder Giardano in Neapel ausgeführt, hat der Federhalter eine Länge von 25 Centimetern. Er stellt in Miniatur eine sogenannte „Salomonische Säule“ dar, die am Schafte zur einen Seite eine Putte mit Palmenzweig und Wappen des Papstes, zur andern die Tiara mit den Petrusschlüsseln zeigt. Darüber erhebt sich ein gotischer Miniaturtempel, dessen vier Seiten in winzigen Statuetten die Madonna immaculata, den heiligen Januarius (Schutzpatron von Neapel), St. Peter und St. Paulus zeigen. Oberhalb des Tempels steht die Figur des Heilandes, der mit dem linken Arm das Kreuz umfaßt. Die kostbare Spende ist durch eine Sammlung beschafft worden, die das neapolitanische Journal „Il Croce“ angeregt hatte.



Die goldene Jahrhundertfeder des Papstes.





Bibliographische Rundschau.

Von

Ludwig Holthof.

Kunstgewerbliche und künstlerische Veröffentlichungen.

„My house is my castle," sagt der Engländer, der Deutsche: „Mein Haus, mein Heim" oder „Eigner Herd ist Goldes wert." Die deutschen Aussprüche lauten nicht so anspruchsvoll und so positiv wie der englische, und das hat seinen guten Grund: der Wunsch nach einem eignen Heim läßt sich in Deutschland nicht so leicht verwirklichen wie in England, wenigstens nicht für den Städtebewohner. In der Mehrzahl der Fälle ist der letztere, selbst wenn er über eignen Grundbesitz verfügt, genötigt, mit einem oder mehreren Genossen, manchmal sogar mit einer Vielzahl solcher zusammenzuwohnen. Das Haus zum Alleinbewohnen oder das Einfamilienhaus ist bei uns ein Luxus, den sich verhältnismäßig nur wenige gestatten können. „'S ist wahr, und es ist schade, und schade, daß es wahr ist," denn gerade in Deutschland, wo der Sinn für Häuslichkeit und Familienleben sich so stark entwickelt hat, sollte diesem Sinne auch ein weiter Spielraum zur Bethätigung angewiesen sein. Vieles mag zu dem mit Recht beklagten Mißstande die Art der Entwicklung unsrer größeren Städt beigetragen haben, und er mag andrerseits in Besonderheiten unsrer wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse wurzeln, aber als eine absolute Notwendigkeit ist er aus allen diesen Faktoren nicht hervorgegangen. Das beweist am besten die lebhafte Bewegung für die Errichtung bürgerlicher Einfamilienhäuser, die sich mehr und mehr in allen größeren Städten, und in den sogenannten Großstädten am intensivsten, bemerkbar macht und bereits nach mehr als einer Richtung hin gute Früchte gezeitigt hat.

1. Abb. Hönig & Söldner, München.

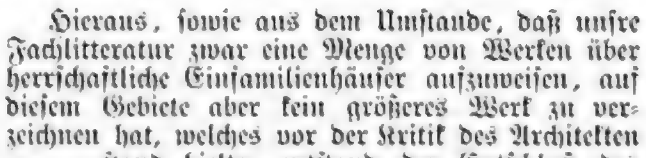
In wie weitem Umfange bei uns das bürgerliche Einfamilienhaus als Bedürfnis empfunden wird, und wie sehr diesem Bedürfnis sich die Aufmerksamkeit unsrer Architekten zugewandt hat, zeigt uns ein wertvolles Sammelwerk, dessen Studium wir allen denjenigen, die sich aus irgend einem Grunde für die Errichtung bürgerlicher Einfamilienhäuser interessieren, und das dürfte vor allem der größere Teil unsers sogenannten bürgerlichen Mittelstandes sein, nicht genug ans Herz legen können, die großartig angelegte Sammlung von Entwürfen deutscher Architekten für Einfamilienhäuser des gebildeten Mittelstandes, die der Münchener Architekt August Exter unter dem Titel „Das deutsche bürgerliche Einfamilienhaus" im Verlage der Baumgärtnerschen Buchhandlung in Leipzig hat erscheinen lassen.



2. Abb. Meier & Werle, Berlin.

In dem Werke übermittelt der Herausgeber der Oeffentlichkeit das Ergebnis eines von ihm im Jahre 1897 in der Absicht ausgeschriebenen Wettbewerbs, dem Architekten bei der Aufgabe, dem Mittelstande ein wohnliches Heim zu schaffen, eine Unterlage zu bieten. Das bürgerliche Einfamilienhaus, so führt er in den dem Werke beigegebenen Erläuterungen aus, ist bestimmt, der erheblichen Anzahl derjenigen, die in großen Städten 400 bis 1000 Mark Miete zahlen, ein eignes Heim zu

schaffen. Kleinere Wohnhäuser können als Arbeiterhäuser, größere als Herrschaftshäuser bezeichnet werden. Das bürgerliche Einfamilienhaus soll mithin Privat- und Staatsbeamten, Geschäftsleuten, sogenannten kleineren Rentnern, Künstlern und so weiter eine Heimstätte bieten. Das Wohnbedürfnis dieses gebildeten Mittelstandes verlangt aber verschiedene Arten von Wohngebäuden, für die der Herausgeber sechs Kategorien aufgestellt: 1. solche mit drei Zimmern und Küche, 2. solche mit vier Zimmern, Küche und Kammer, 3. solche mit fünf kleineren Zimmern, Küche und Kammer, 4. solche mit fünf kleineren Zimmern, Küche und mehreren Kammern, 5. solche mit wohnlicher Diele, fünf größeren Zimmern, Küche und Kammern, und 6. solche mit wohnlicher Diele, sechs größeren Zimmern, Küche und Kammern.



1. Abt. H. Görke, Düsseldorf.

Entsprechend dieser Kategorien zerfällt das Werk in sechs Abteilungen, deren jede ein für sich abgeschlossenes Ganzes bildet und im Buchhandel auch einzeln zu beziehen ist.

Nach den Erfahrungen des Herausgebers kehren die Anforderungen bezüglich der Maße der einzelnen Räume je nach den sechs Kategorien stets als die gleichen wieder. Diese Maße sind in dem jeder Abteilung des Werks im Auszuge beigegebenen Programm des Wettbewerbs von 1897 niedergelegt, das in dieser Form einen nicht unerheblichen Wert beanspruchen darf und für jeden, der sich mit dem vorliegenden Gebiete der Bauthätigkeit zu beschäftigen hat, willkommene Anhaltspunkte darbietet. Beiläufig die Bemerkung, daß für den erwähnten Wettbewerb 850 Architekten die Grundlage verlangten und 150 Architekten gegen 500 Pläne einsandten, jedenfalls ein interessanter Beleg dafür, daß in unsrer Architektenwelt das Problem des bürgerlichen Einfamilienhauses mit mehr als gewöhnlicher Lebhaftigkeit ins Auge gefaßt wird.



4. Abt. G. Steinlein, München.

Hieraus, sowie aus dem Umstande, daß unsre Fachlitteratur zwar eine Menge von Werken über herrschaftliche Einfamilienhäuser aufzuweisen, auf diesem Gebiete aber kein größeres Werk zu verzeichnen hat, welches vor der Kritik des Architekten stand hielte, entstand der Entschluß des Herausgebers, die besten Leistungen des Wettbewerbs zu veröffentlichen, dadurch dieselben weiteren Kreisen zugänglich zu machen und auf diese Weise die Veranlassung zu geben, daß sich die deutsche Architektenwelt mehr und mehr diesem Gebiete zuwende und dahin strebe, für unsern Mittelstand Typen spezifisch deutscher Einfamilienhäuser zu schaffen.

Bei dem Entwerfen derartiger Pläne ist, wie der Verfasser sehr richtig hervorhebt, vor allem im Auge zu behalten, daß die beschränkten Mittel den Architekten geradezu zwingen, sich die größte Selbstbeherrschung aufzuerlegen und die Phantasie so streng wie möglich zu zügeln. Der Grundriß muß möglichst zusammengedrängt, die Dachform möglichst vereinfacht werden: mit den Mitteln, mit denen die äußere und innere Wirkung erzielt werden soll, muß äußerst haushälterisch umgegangen werden. An diesen Klippen sind in dem Wettbewerb die meisten Konkurrenten gescheitert. Die einen gingen weit über das Maß des Zulässigen hinaus, andre ließen sich zu nicht zu rechtfertigender Nüchternheit der äußeren Form verleiten. Eine große Anzahl der Entwürfe zeigt jedoch im wesentlichen das richtige Erfassen der Grundbedingungen. Die prämiierten Entwürfe entsprechen durchwegs der gestellten Forderung. Es war indes geboten, wie es geschehen, auch die lobend erwähnten zu veröffentlichen, weil sie, wenn sie auch in der erwähnten Hinsicht zu wünschen übrig lassen, doch mancherlei Vorzüge aufweisen, die ihre Veröffentlichung rechtfertigen. Letztere war auch deshalb zu wünschen, weil nur auf diesem Wege der gesamte geistige Gewinn der Konkurrenz der Oeffentlichkeit zugänglich gemacht werden konnte. In einer jeden Abteilung gelangt übrigens neben dem Programm auszugsweise auch das Urteil des Preisgerichts soweit zum Abdruck, als sich die Beurteilungen auf die in der betreffenden Abteilung veröffentlichten Entwürfe beziehen. Als Anhang wird schließlich mehreren der Abteilungen eine kleine Anzahl von Entwürfen beigegeben, die in dem Atelier des Herausgebers von den Münchener Architekten Pinagel, Weißer und Rauschenberg entworfen worden sind. Diese Entwürfe haben zum Teil als Unterlagen bei Aufstellung des Programms gedient und entsprechen speziell den Bedingungen,



6. Abt. R. Senf, München.

die als unbedingt beim Entwerfen solcher Pläne einzuhaltende bezeichnet worden sind. Es dürfte auch dem Laien nicht schwer fallen, mit diesen Hilfsmitteln genau zu erkennen, welche Vorzüge und Nachteile den einzelnen zur Veröffentlichung gelangenden Plänen des Wettbewerbes eigen sind, um gegebenen Falles erstere zu verwerten und letztere zu vermeiden.

Diesen im Atelier des Verfassers ausgeführten Plänen ist auch eine Angabe über das beigefügt, was die Ausführung derselben in München, beziehungsweise in der Villenkolonie Pasing ohne Platz ungefähr kosten würde (von 6500 aufsteigend bis zu 27000 Mark). In diesen Preisen sind inbegriffen der Gewinn des Architekten und Unternehmers, ferner die Kosten für Schwemmkanalisation, Wasserleitung, elektrische Beleuchtungsanlage und für Oefen. Dabei ist angenommen, daß die Böden und Treppen aus weichem Holz und die Steinböden aus Solenhofer Platten hergestellt werden.

Um einigermaßen einen Begriff von dem Charakter der herzustellenden Bauwerke zu geben, fügen wir unsern Ausführungen die perspektivischen Ansichten der in den sechs Abteilungen je mit dem ersten Preise gekrönten Entwürfe bei. Die Urheber der Pläne werden unter den einzelnen Abbildungen genannt.


5. Abt. L. Stadler, Berlin.

Hat die vorstehende Veröffentlichung uns Anlaß gegeben, uns mit einer Zukunftsfrage unsers einheimischen Baugewerbes zu beschäftigen, so leitet eine andre, gleichfalls die deutsche Architektur betreffende unsern Blick rückwärts. Sie betitelt sich „Bauernhäuser aus Oberbayern“ und hat den Architekten Otto Aufleger zum Herausgeber (München, Architekturbuchhandlung von L. Werner). Die leider nicht zu leugnende Thatsache, daß im bayrischen Gebirgslande und den angrenzenden Thälern die kunstvoll gemalten und die nicht minder kunstvoll in Holzarchitektur aufgeführten Häuser, Zeugen einer alten, charakteristischen, volkstümlichen Kunst, mehr und mehr schwinden, hat den Herausgeber veranlaßt, die besten der auf diesem Gebiete noch vorhandenen Häuser photographisch aufzunehmen und durch Veröffentlichung dieser Aufnahmen einem in Fachkreisen gefühlten Bedürfnisse nach echten, guten Vorbildern ländlicher Wohnhäuser entgegenzukommen. Das Werk, von dem einstweilen die erste, 25 Tafeln in Phototypie auf Kupferdruckpapier enthaltende Lieferung in eleganter Mappe vorliegt, soll im ganzen drei derartige Lieferungen, sowie ein von dem Kunsthistoriker Dr. Ph. Halm verfaßtes Vorwort bringen. Von dem, was bisher erschienen, ist nur das Beste zu sagen; die 25 Blätter veranschaulichen Gesamtansichten interessanter Haustypen aus Mittenwald, Wallgau, aus dem vorderen Ries, aus der Jachenau, aus Oberammergau, Oberreglfing, Moosrain, Hangenberg, Oberaudorf, Walchsee (Tirol) und Durchholzen bei Walchsee und machen in ihrer tadellosen graphischen Ausführung sämtlich den Eindruck vornehmer Kunstblätter. Das Werk wird daher nicht nur bei Fachleuten, sondern, wie wir fest überzeugt sind, auch in Liebhaberkreisen hoch willkommen geheißen werden. Sobald es seinen Abschluß gefunden hat, werden wir auf seinen Inhalt, der später außer Gesamtansichten auch Grundrisse, sowie konstruktive und dekorative Details (zum Teil in Farben) umfassen soll, näher zurückkommen.

Wer sich heutzutage dem Studium der Kunstgeschichte widmet, findet Hilfsmittel vor, von denen man sich vor wenigen Jahrzehnten noch nichts träumen ließ. Die Photographie und die verschiedenen Arten des photographischen Kunstdrucks haben es ermöglicht, daß auch derjenige, der mit Glücksgütern nicht gesegnet ist, sich die in den verschiedenen großen Sammlungen der zivilisierten Länder zerstreuten Kunstkleinodien in guten und getreuen Nachbildungen verschaffen kann. Bisher fehlte nur eines: soweit die Malerei in Betracht kam, konnte den Reproduktionen, so tadellos sie auch waren, der Reiz der Farbe nicht verliehen werden. Nun ist auch diese Schranke gefallen und ein Problem gelöst, um das man sich so lange fruchtlos abgemüht hat. Der Verlag von E. A. Seemann in Leipzig-Berlin überrascht uns mit einer Sammlung, „Alte Meister“ genannt, in der zu einem Preise, zu dem bisher kaum gewöhnliche photographische Drucke zu beschaffen waren, Nachbildungen klassischer Gemälde geliefert werden, die nicht nur photographisch getreu sind, sondern auch den vollen Farbenreiz ihrer Originale atmen. Die beiden einstweilen erschienenen Lieferungen enthalten je acht farbige Reproduktionen nach Bildern von Rembrandt, van Eyck, Terborch, Fra Bartolomeo, Raffael, Tizian und andern, die in ihrem Kolorit so vorzüglich gehalten sind, daß sie, aus einer gewissen Entfernung betrachtet, thatsächlich den Eindruck von kleinen Gemälden machen. Das Geheimnis ihrer Herstellung beruht auf der Anwendung des photographischen Druckverfahrens, das unter dem Namen des „Dreifarbendrucks“ bekannt ist. In diesem Verfahren, das auf die Grundgesetze des Farbensehens zurückgeht, gipfelt eigentlich alles, was bisher die Bestrebungen zur Herstellung der Farbenphotographie an praktisch verwertbaren Ergebnissen geliefert haben. Die erste Idee zu einem derartigen Verfahren tauchte schon kurz nach Erfindung der Photographie auf, aber es dauerte geraume Zeit.

bis sie auch nur in der primitivsten Weise verwirklicht werden konnte. Wer sich der Versuche erinnert, die vor etwa einem Vierteljahrhundert der Münchener Photograph Albert zur Erzielung eines Dreifarbendrucks anstellte, und mit diesen Versuchen das vergleicht, was in den Seemanschen „Alten Meistern“ erreicht worden ist, der muß gestehen, daß das, was damals ein bloßes Stammeln gewesen ist, sich jetzt in ein regelrechtes, jede Nuance des Sprachlauts wiedergebendes Sprechen verwandelt hat. Es mag sein, daß das Verfahren noch weiterer Vervollkommnung fähig ist, aber das kommt gegenüber dem Staunenswerten, was mit ihm in der Seemannschen Sammlung erreicht worden ist, nicht in Betracht. Eine Massenherstellung von farbigen Reproduktionen, wie sie in dieser vorliegen, bedeutet einen Fortschritt in unsrer Bilddrucktechnik, dessen man sich lediglich freuen kann, weil er Zeugnis von einer positiven Leistungsfähigkeit ablegt, die zur Behauptung ihres Ansehens nicht nötig hat, Wechsel auf ihre Zukunft auszustellen. Die Seemannsche Verlagshandlung beabsichtigt, wie aus einem den beiden ersten Lieferungen beigegebenen Prospekt hervorgeht, nach und nach die berühmtesten Oelgemälde der Welt in der Sammlung „Alte Meister“ zu veröffentlichen, und zwar alljährlich 40 Tafeln. Schon in dem ersten Jahrgange sollen alle bedeutenderen Meister vertreten sein. Dabei ist der Preis für diese kleinen Kunstwerke so billig gestellt (40 Blatt in eleganten Passepartouts eingerahmt kosten in fünf Mappen nur 20 Mark, also das Blatt nur 50 Pfennig), daß die Anschaffung oder der jährliche Bezug der Sammlung auch einem Kunstfreunde möglich ist, der über nur bescheidene Mittel verfügt.

* * *

Neuheiten der Deutschen Verlags-Anstalt.

Der erst unlängst besprochenen Reihe hübscher und handlicher Romanbände hat die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart eine weitere folgen lassen. Ernst Muellenbach, der frohgemute rheinische Erzähler, der sich durch seine beiden auf dem Boden des alten „heiligen“ Köln abspielenden Werke „Die Siebolds von Lyskirchen“ und „Das Schutzengelchen“ einen so weiten Kreis von Freunden und Verehrern erworben hat, ist in derselben durch seinen neuesten Roman „Aus der Rumpelkiste“ vertreten. Auch in diesem Werke bewegt der Verfasser sich auf dem ihm so wohl vertrauten heimischen Gebiete des niederrheinischen Landes, von dem er uns zu einer dem Rheinländer ans Herz gewachsenen alten deutschen Universitätsstadt führt. Sind die in dem Roman veranschaulichten Begebenheiten, eine interessante Familiengeschichte, meist auch ernster Natur, so kommt in ihrer Darstellung der gute Humor des Erzählers doch überall zur Geltung, besonders in der Schilderung des akademischen Lebens und Treibens in der angedeuteten Musenstadt. Gräfin A. von Klinckowström vergegenwärtigt uns in ihrem jüngsten Roman „Die Eidechse“ wie in ihrer unlängst besprochenen Erzählung „Der lange Erzengel“ die Kreise der Künstlerwelt und zunächst die der künstlerischen Bohème in dem Sünderbabel am Seinestrand, aus denen sie eine junge deutsche Künstlerin den Weg zur Heimat und zu sich selbst zurückfinden läßt. Der Reiz des interessanten Werkes liegt nicht zum geringsten Teil in dem guten und flotten erzählerischen Vortrag. Zwei eigenartige Probleme sucht Agnes Schoebel in den Novellen „Die Ikariden“ und „Mystische Vermählung“ zu lösen, die in einem Sammelbändchen unter dem Titel „Uebersinnliche Liebe“ vereinigt sind. Zeigt die Verfasserin in der ersten dieser Novellen, wie die weibliche Psyche bei dem noch so berechtigten Drange nach Freiheit und Unabhängigkeit mit ihrem Bemühen scheitert, sobald sie sich bei dem Hinausstreben über die überlieferten Grenzen der weiblichen Bestimmung in Widerspruch mit sich selbst setzt, so führt sie uns in der andern die eigentümliche Erscheinung einer Künstlerliebe vor, die einer aus dem Leben Geschiedenen gewidmet ist. An der einen wie der andern Novelle fesselt vor allem die feine Art, mit der die Verfasserin in das menschliche Seelenleben eindringt, um es in seinen geheimsten Regungen zu erfassen und aus diesen ihre künstlerischen Probleme zu gestalten.

Ein neues, dankenswertes Unternehmen — dankenswert nicht zum geringsten Teile deshalb, weil es uns zeigt, daß sich in Deutschland Unterhaltungslitteratur auch zu billigem Preise herstellen und vertreiben läßt — tritt uns in einer Serie von Romanbändchen entgegen, die tadellos ausgestattet und in festem Heftband zu dem Preise von nur 50 Pfennig verkauft werden. Die bis jetzt ausgegebenen Bändchen enthalten drei bemerkenswerte belletristische Erscheinungen, die Kriminalnovelle „Das Pharaonenarmband“ von Auguste Groner, den Roman „Auf der letzten Schäre“ von Gustaf af Geijerstam, aus dem Schwedischen übersetzt von Francis Maro, und den Roman „Frauenehre“ von Adolphe Chenevière in autorisierter Uebertragung von Ina Bach.

Mit einem allerliebsten Werke beschenkt uns zur diesjährigen Weihnachtszeit Tony Schumacher, die sich mit ihren reizenden Gaben gemütvoller Erzählungskunst längst schon die Herzen von alt und jung erobert hat. Es führt den Titel „Was ich als Kind erlebt“ und setzt sich aus einer Reihe chronikartiger Aufzeichnungen, Briefen und Tagebuchfragmenten zusammen, Ueberliefertes und Selbsterlebtes, große und kleine Begebenheiten, wie sie sich der gemütvollen Erzählerin eben aufdrängen, in bunter Reihe aneinanderfügend. Das hübsch ausgestattete und mit reichem Bildschmucke versehene Buch kann übrigens zum Teil auch als Geschichtsquelle dienen. Die Verfasserin, eine Großnichte Justinus Kerners, ist in ihrem Leben mit einer Reihe bemerkenswerter Persönlichkeiten zusammengetroffen, über die sie manches zu berichten weiß, was sich bisher der Oeffentlichkeit entzogen hat. — In seinen „Ausgewählten Gedichten“ hat Ernst Ziel eine Auswahl seiner seit etwa dreißig Jahren veröffentlichten Poesien zusammengestellt, der er einige bisher noch nicht gedruckte Dichtungen anfügt. Den vielen Freunden des Dichters wird diese Ausgabe um so willkommener sein, als sich in ihr das Beste aus der epigrammatischen und Spruchlyrik Ziels zusammengedrängt findet. — Adolf Graf Adelmann schließt mit dem Bande „Aus Italien. — Sieben Monate in Kunst und Natur“ die bis zu sechs Bänden gediehene Serie seiner

„Gesammelten Werke“ ab. Wie in den früheren, so bewährt sich auch in diesem Buche der Verfasser als einen Darsteller, bei dem angenehm das frische, natürliche Empfinden für das Schöne in Kunst und Natur auffällt.

Zeitgemäß wie kein andres kommt ein Werk von Eugen Wolf, dem vielgereisten Manne, „Meine Wanderungen“, von dem einstweilen der erste Band, „Im Innern Chinas“, vorliegt. Die bezopften Söhne des Himmlischen Reichs haben uns in der jüngsten Zeit viel zu schaffen gemacht und werden das, wenn sich endlich auch eine günstige Wendung in dem unerfreulichen Kapitel „Chinesische Wirren“ anzubahnen scheint, voraussichtlich noch lange thun. Unter diesen Umständen können Aufschlüsse, wie das Wolffsche Buch sie giebt, nur willkommen geheißen werden. Der Verfasser ist in China bis zu Gegenden vorgedrungen, die bisher noch keines Europäers Fuß berührt hatte, und er hat Land und Leute mit dem vorurteilslosen und klaren Blick, wie nur die Praxis des Weltreisens ihn verleiht, zu beobachten Gelegenheit gehabt. Er ist daher im stande, uns das moderne China vom Standpunkte eines modernen, von doktrinären Vorurteilen nicht angekränkelten Menschen zu schildern, und das verleiht seinem Buche ein besonderes Gepräge und einen besonderen Wert. Letzterer wird erhöht durch eine Anzahl interessanter Illustrationen, die zum Teil auf photographischen Originalaufnahmen des Verfassers beruhen, und die Zugabe einer guten und zuverlässigen Karte von China.

Wie das Wolffsche Chinabuch, sind auch zwei weitere Werke für eine Verbreitung in weitesten Kreisen bestimmt, obwohl sie ganz andre Gebiete berühren, indem das eine unsern leiblichen, das andre unsern moralischen Menschen ins Auge faßt. Ersteres, von Dr. med. E. Sturm herrührend, führt den Titel „Die natürliche Heilweise“ und kündigt sich als einen „Ratgeber für gesunde und kranke Menschen zur Selbstbehandlung ohne Anwendung von Arzneien“ an. Sein Urheber beleuchtet von dem Standpunkte moderner medizinischer Wissenschaft aus das therapeutische Verfahren, das unter möglichster Vermeidung sogenannter Arzneimittel die Gesundung des erkrankten Körpers vorzugsweise durch eine angemessene Diät, durch Massage, Bewegungskuren, Schwitz-, Luft- und Lichtbäder herbeizuführen sucht. Als das beachtenswerteste an dem Werk erscheint uns die in allgemein verständlicher Form gehaltene überaus klare Schilderung des menschlichen Körpers und der Funktion seiner einzelnen Organe, die durch eine Reihe guter Abbildungen und zwei sogenannte Papierphantome unterstützt wird. Lobenswert ist auch die Tendenz des Autors, dem Leser mehr den Weg zu zeigen, wie er sich vor Erkrankung zu hüten, als den, wie er sich derselben zu entledigen hat. — Das zweite der angedeuteten Werke ist eine gemeinverständliche Erläuterung unsers neuen „Bürgerlichen Gesetzbuches“. In zwei stattlichen, solid ausgestatteten und ebenso solid gebundenen Bänden giebt der Urheber des Werkes nicht nur den Wortlaut unsers neuen Bürgerlichen Gesetzbuches und der seine Einführung betreffenden Gesetze, sondern auch einen für Juristen nicht minder wie für Laien schätzenswerten Kommentar. Auf letztere ist derselbe allerdings in erster Linie berechnet, und mit gutem Recht. Denn nun, da wir in dem politisch geeinten Deutschland auch zu der Wohlthat einheitlicher, für das ganze Reich maßgebender gesetzlicher Normen gediehen sind, thut, wie der Verfasser sehr richtig hervorhebt, nichts so not, als daß das neue Recht nicht ein „Juristenrecht“ bleibe, sondern ein richtiges „Volksrecht“ werde. Hierzu aber ist erforderlich, daß sich jeder, wes Berufes oder Standes er auch immer sei, mit den neuen gesetzlichen Bestimmungen vertraut mache. „Unkenntnis des Gesetzes schadet“, ist ein alter Rechtsgrundsatz, dessen Nichtbeachtung schon manchem Nachteil gebracht hat. Eine große Erleichterung zur Benützung des Werkes gewährt das umfangreiche und eingehende Sachregister. Als eine recht praktische Zugabe erscheinen auch die mitgeteilten Formulare, zum Beispiel für die Abschließung der verschiedenen Arten von Verträgen, die Testamentserrichtung und so weiter, die das Werk zu einem fast unentbehrlichen Berater für das tägliche Leben stempeln. In der Handbibliothek des bürgerlichen Hauses dürfte dieser Ausgabe unsers neuen Gesetzbuches eine bestimmte, unverrückbare Stelle anzuweisen sein.





Phot. Heydenhaus & Robert, Wien.

Graf und Gräfin Conyay im Schlosspark zu Kalksburg bei Wien.

Das Kaiser Wilhelm-Denkmal in Hildesheim.

Auf einem Schmuckplatze der 50 Meter breiten Sedanstraße in Hildesheim erhebt sich unmittelbar über der Straßenfläche der Sockel des neuen Kaiser Wilhelm-Denkmals. Vorn steht die Widmung; an den beiden Langseiten stellen Reliefs dar, wie germanische Krieger dem ersten Besieger der Römer, Hermann dem Cherusker, die römische Kriegsbeute (den Hildesheimer Silberfund) überbringen und ein Hirtenknabe den alten Barbarossa aus dem Schlafe rüttelt, gleichzeitig nach oben auf das Denkmal deutend. Auf der rauhen Felsendeckplatte des Sockels liegt der besiegte Drache der Zwietracht. Ueber ihn weg reitet auf stolzem Vollblutpferd den Kaiser im Kürassierpanzer mit lobeergeschmücktem Adlerhelm, rückwärts vom faltenreichen Mantel umhüllt, in der Rechten den Feldherrnstab. Rechts neben ihm steht die Idealgestalt der Germania mit markigen Zügen, den linken Fuß auf den Kopf des Drachen setzend, in der Linken die Kaiserkrone emporhaltend, mit der Rechten auf das Reichsschwert sich stützend. Das von Professor Otto Lessing in Berlin geschaffene, in der Gladenbeckschen Gießerei daselbst aus Edelbronze gegossene Werk zeigt reich bewegtes dramatisches Leben. Wie bekannt, erfolgte die Enthüllung in Gegenwart des Kaiserpaares. Der Rathausplatz mit seinen weltberühmten Bauten, das Rathaus mit den prächtigen Fresken von Professor Prell in Dresden, der ehrwürdige Dom mit seinen unvergleichlichen Kunstschätzen sind ja nur ein Teil dessen, was Hildesheim seinen Besuchern bieten kann; aber das Kaiserpaar war tief ergriffen von dem Geschauten, und die Kaiserin sprach dem nahezu achtzigjährigen Bischof Wilhelm die Hoffnung aus, ihn noch mehr als einmal wiederzusehen.



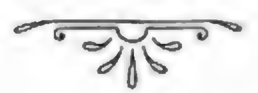


Phot. von Karl Kesselhuth, Hildesheim.

Das Kaiser Wilhelm-Denkmal in Hildesheim. Von Otto Lessing.

Brautbesuch der Königin Wilhelmina von Holland auf Schloss Lensahn.

Bald nach ihrer Verlobung mit dem Herzog Heinrich von Mecklenburg-Schwerin machte die Königin Wilhelmina Besuche bei den Verwandten ihres Bräutigams. In den ersten Novembertagen weilte das junge Paar auf Schloß Lensahn, dem Besitztum des Großherzogs August von Oldenburg, wo sich auch andre nahe Verwandte eingestellt hatten. Auf unserm Bilde gewahren wir neben den Verlobten die beiderseitigen Mütter, links die Königin-Witwe Emma von Holland, rechts die Großherzogin Marie von Mecklenburg-Schwerin, dritte Gemahlin des 1883 verstorbenen Großherzogs Friedrich Franz II. Neben dieser Gruppe sehen wir den Großherzog August von Oldenburg mit seiner Gemahlin Elisabeth, der Schwester des Bräutigams.





Aufn. von Hofphot. Heubskel, Schwerin i. M. | Großherzog August von Oldenburg | Großherzogin Elisabeth von Oldenburg | Königin-Mutter der Niederlande | Herzog Heinrich von Mecklenburg | Königin Wilhelmina der Niederlande | Großherzogin Marie von Mecklenburg

Brautbesuch der Königin Wilhelmina von Holland auf Schloss Lensahn.

Prinz Christian Viktor von Schleswig-Holstein.

Dem Typhus erlag in Pretoria Prinz Christian Viktor von Schleswig-Holstein, ältester Sohn des Prinzen Christian und seiner Gemahlin Helena, Tochter der Königin Viktoria von England. Am 11. Oktober 1867 auf Schloß Windsor geboren, trat der Prinz gleich seinem Vater in das englische Heer ein und zog zu Beginn des südafrikanischen Krieges als Hauptmann im Kings Royal Rifle-Corps mit ins Feld. Seine Truppe gehörte dem Heere des Generals Buller an, und in den Kämpfen in Natal erhielt der Prinz wiederholt Gelegenheit, sich auszuzeichnen. In der Schlacht am Vaalkrantz erlitt er durch eine in seiner Nähe krepierende Granate eine Kontusion, ohne jedoch ernstlich verletzt zu werden. Der Prinz war unvermählt.



Prinz Christian Viktor zu Schleswig-Holstein.

Die neue Eisenbahnbrücke bei Worms

erschließt dem Verkehr einen sehr wichtigen Weg über den Rhein. Unter Leitung des Regierungs- und Baurats Geibel im März 1898 begonnen, wurde dieselbe am 1. Dezember dem Verkehr übergeben. Die Strombrücke ruht auf drei Pfeilern, von denen der mittlere 116,80 Meter, die beiden andern 107,20 Meter Stützweite haben. Das Vorland machte die Ausführung von 17 Flutöffnungen mit je 34,50 Meter Stützweite notwendig. Die Eisenkonstruktion stammt von Harkort in Duisburg, der Bau der Pfeiler von der Firma Schneider in Berlin. Die Gesamtkosten der Eisenbahnbrücke belaufen sich auf rund 3300000 Mark, wozu noch für die Zufahrtsrampen etwa 2 Millionen Mark kommen.

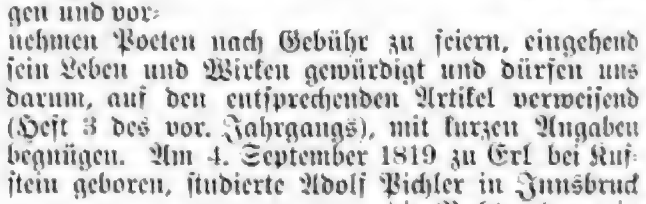


Phot. [illegible], Worms.

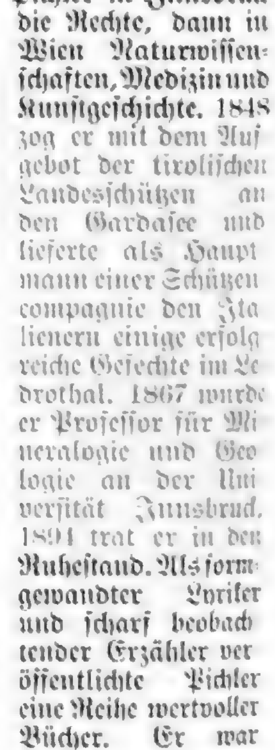
Die neue Eisenbahnbrücke bei Worms.

Adolf Pichler.

In Innsbruck verschied am 15. November Adolf Pichler, der gefeierte tirolische Dichter. Wir haben im vorigen Jahre, als es sich darum handelte, den achtzigsten Geburtstag des eigenartigen und vor-



nehmen Poeten nach Gebühr zu feiern, eingehend sein Leben und Wirken gewürdigt und dürfen uns darum, auf den entsprechenden Artikel verweisend (Heft 3 des vor. Jahrgangs), mit kurzen Angaben begnügen. Am 4. September 1819 zu Erl bei Kufstein geboren, studierte Adolf Pichler in Innsbruck



die Rechte, dann in Wien Naturwissenschaften, Medizin und Kunstgeschichte. 1848 zog er mit dem Aufgebot der tirolischen Landesschützen an den Gardasee und lieferte als Hauptmann einer Schützencompagnie den Italienern einige erfolgreiche Gefechte im Ledrothal. 1867 wurde er Professor für Mineralogie und Geologie an der Universität Innsbruck. 1894 trat er in den Ruhestand. Als formgewandter Lyriker und scharf beobachtender Erzähler veröffentlichte Pichler eine Reihe wertvoller Bücher. Er war



Phot. Aug. Wilde, Innsbruck.

Adolf Pichler.

einer der besten Kenner der Sitten und Schönheiten wie der Geschichte seines Heimatlandes und ein edler, tief empfindender Mensch.

Das Luther-Denkmal in Hannover.

Am 10. November, dem Geburtstage Martin Luthers, wurde in Hannover ein Denkmal des Reformators enthüllt, das in mannigfacher Weise von den Monumenten abweicht, die ihm sonst errichtet worden sind. Auf dem Hintergrunde der ehrwürdigen, altersgrauen Marktkirche, die Front dem Marktplatz und dem Rathause zugewandt, erhebt sich auf vorgeschobenem Bankett und dreistufigem Unterbau das Denkmal in einer aus drei Figuren bestehenden Gruppe. Hoch gegen das mittlere Seitenfenster des Gotteshauses ragt zwischen den auf niedrigere Postamente gestellten sitzenden Seitenfiguren der Herzogin Elisabeth und Ernst des Bekenners auf erhöhtem Sockel die Gestalt des Reformators auf. Der Künstler hat auf die gefestigte Ruhe, mit der andre Bildhauer Luther charakterisiert haben, zu Gunsten einer mehr dekorativen Wirkung verzichtet und die Figur in bewegter Haltung dargestellt: die Rechte erhoben, mit der Linken die Bibel an die Brust drückend. Im Gegensatze zu der Hauptfigur in ihrer dramatischen Pose sind die sitzenden Nebenfiguren in plastischer Ruhe dargestellt. Die Fürstin, deren Hände gefaltet in ihrem Schoße ruhen, schaut nach links empor, als lausche sie den Worten Luthers; Ernst der Bekenner hält in der Rechten sein Schwert. Das mittlere Postament, das mit den seitlichen durch schmale Zwischenwände in Verbindung gebracht ist, trägt in einer gotisierenden Umrahmung ein Relief, das die Einführung der Reformation in Hannover versinnbildlicht. Der Urheber des Entwurfes, Professor Dopmeyer, ist vor Fertigstellung seiner Arbeit am 9. November 1899 durch den Tod abberufen worden, so daß er nur die Modelle zu den Nebenfiguren und dem Relief vollständig gußfertig hinterließ. Für die unvollendet gebliebene Lutherstatue stand aber ein ausgeführtes Hilfsmodell von seiner Hand zur Verfügung, so daß die Ausführung unter künstlerischer Ueberwachung durch Professor Hartzer-Berlin ohne Schwierigkeiten ganz im Sinne des heimgegangenen Meisters erfolgen konnte.

Das neue Museum in Altona.

Am 26. Oktober 1888 waren vom Altonaischen Unterstützungs-Institut 78000 Mark der Stadt Altona unter der Bedingung zur Verfügung gestellt worden, daß die Stadt bis spätestens zum 1. Oktober 1892 Baulichkeiten für ein Museum herstelle. Dieser Termin wurde jedoch verlängert und im Jahre 1898 auf dem Kaiserplatz mit dem Bau begonnen. Das nach den Plänen der Architekten Reinhardt und Süssenguth in Charlottenburg ausgeführte Gebäude hat im Erdgeschoß außer einer weiten Halle die Räume für die Verwaltung, Bibliothek- und Lesezimmer und die Ausstellungsräume für die naturhistorische Abteilung des Museums. Im oberen Geschoß befinden sich außer einem für 250 Personen berechneten Auditorium die Räume für die kulturhistorische Abteilung, in der die kulturelle Entwicklung der Provinz Schleswig-Holstein in Zimmereinrichtungen, Trachten,



Phot. Karl F. Wunder, Hannover.

Das Luther-Denkmal in Hannover

Wirtschaftsgeräten und so weiter zur Darstellung gelangen soll. In den Kellerräumlichkeiten wird die Fischereiausstellung ihren Platz finden. Die Eröffnung des neuen Museums wird voraussichtlich im Frühjahr des Jahres 1901 stattfinden.

Kardinal Simar.

Seit dem Tode des Kardinals Crementz, Erzbischofs von Köln, hatte Deutschland nur einen einzigen im Reiche residierenden Kardinal, den Breslauer Fürstbischof Kopp. Hierin ist nun Wandel geschaffen dadurch, daß auch der Nachfolger des Erzbischofs Crementz, Dr. Hubertus Simar, zum Kardinal erhoben worden, und die Thatsache erscheint um so bemerkenswerter, als Dr. Simar erst vor etwa Jahresfrist auf den erzbischöflichen Stuhl in Köln berufen wurde. Am 14. Dezember 1835 zu Eupen im Regierungsbezirk Aachen geboren, empfing Dr. Simar 1859 in Köln die Priesterweihe und kam als Kaplan an die Bonner Stiftskirche. Nach anderthalb Jahren folgte er, nachdem ihm schon 1858 von der theologischen Fakultät der Akademie zu Münster die Würde eines Lizentiaten zuerkannt worden war, einem Rufe als Repetent an dem Bonner erzbischöflichen theologischen Konvikt, während er gleichzeitig in dieser Stellung als Privatdozent Vorlesungen über das Neue Testament hielt. 1865 zum außerordentlichen Professor ernannt, erhielt er 1867 von der Münsterschen Akademie den Ehrendoktor und wurde 1880 zum ordentlichen Professor der Dogmatik ernannt. 1887 erhielt er vom Papst Leo die Würde eines Hausprälaten. Zum Nachfolger des Bischofs Drobe von Paderborn wurde er 1891 gewählt und 1892 geweiht. Im vorigen Jahre erfolgte, wie erwähnt, seine Berufung auf den erzbischöflichen Stuhl in Köln.

Ernst Eckstein.

Einer der vielseitigsten und meist gelesenen Schriftsteller ist mit Ernst Eckstein dahingegangen, der am 18. November in Dresden verstarb. In Gießen am 6. Februar 1845 geboren, studierte er in seiner Vaterstadt und auf mehreren andern Universitäten Philologie und Philosophie und wandte sich 1868 nach Paris, von wo aus er sein Erstlingswerk, das humoristische Epos „Schach der Königin“, der Oeffentlichkeit übergab. Es folgten rasch Schriften ähnlicher Art: „Die Gespenster von Varzin“, „Der Stumme von Sevilla“, „Venus Urania“, sowie zwei Bände feinsinniger Novellen. Während der Jahre 1872/74 lebte Eckstein als Mitarbeiter der „Neuen Freien Presse“ in Wien und siedelte 1875 nach Leipzig über, wo er die „Deutsche Dichterhalle“ redigierte und das Witzblatt „Schalk“ begründen half. In der Zwischenzeit hatte er seinen großen „Schlager“ gemacht. Aus einem Bändchen der Humoresken „Aus Sekunda und Prima“, das vielen Anklang fand, wurde der übermütige Scherz „Ein Besuch im Karzer“ besonders abgedruckt, und dieses Büchlein, von drolligen Bildchen begleitet, erzielte einen ungeheuren Erfolg, gelangte sogar als Schwank auf die Bühne. Aber auch als ernster Poet errang Ernst Eckstein Anerkennung. Er wendete sich der erzählenden Dichtung zu und schrieb fortan fast jedes Jahr einen neuen Roman; die Stoffe entlehnte er teils der antiken Welt, teils dem modernen Leben, und nach beiden Richtungen durfte er sich des Erfolges freuen.



Das neue Museum in Altona.

Dr. Frhr. Oswald von Richthofen.

Der neue Staatssekretär des Auswärtigen ist am 13. Oktober 1847 zu Jassy in Rumänien geboren, wo sein Vater damals preußischer Gesandter für die Moldau und Walachei war. Nach Absolvierung

des Gymnasiums trat er 1866 als Einjähriger bei dem 2. Garderegiment in Berlin ein und hörte zugleich juristische Vorlesungen an der Universität. Wie er an dem Feldzug gegen Oesterreich teilnahm, so kämpfte er auch als Reserveleutnant im 2. schlesischen Grenadierregiment Nr. 11 im Kriege gegen Frankreich mit und erwarb das Eiserne Kreuz. Nach Beendigung des Feldzuges wurde er als Referendar bei der Kreisdirektion in Erstein angestellt und im folgenden Jahre dem Bezirkspräsidium des Unterelsaß beigegeben. Ende Dezember 1873 bestand er zu Colmar die große Staatsprüfung, die erste, die unter deutscher Verwaltung im Elsaß abgehalten worden ist. Bald darauf verlieh ihm die juristische Fakultät der Universität Straßburg den Doktortitel. Von 1876 bis 1885 gehörte er dem Auswärtigen Amte, zunächst als ständiger Hilfsarbeiter, dann als vortragender Rat an. Nachdem Fürst Bismarck gegen den Widerspruch Englands die Zuziehung eines deutschen und eines russischen Kommissars in die bis dahin nur von den vier andern Großmächten gebildete ägyptische Staatsschuldenverwaltung durchgesetzt hatte, ward Freiherr von Richthofen zum deutschen Mitglied dieser Verwaltung im Februar 1885 ernannt, und in dieser Stellung ist er über elf Jahre geblieben. Er war bei den Verhandlungen über die Aufnahme neuer internationaler ägyptischer Anleihen, bei der Schaffung des ägyptischen Staatsreservefonds und vor allem bei der Umwandlung der ägyptischen privilegierten und der Daira-Anleihe in erster Linie beteiligt, und es ist ihm dabei gelungen, die Gleichstellung Deutschlands Frankreich und England gegenüber auf jede Weise zu wahren. Mit besonderem Nachdruck hat er die deutsch-ägyptischen Unternehmungen, namentlich die deutschen Bahnbauten unterstützt und den Abschluß des deutsch-ägyptischen Handelsvertrages gefördert. Im Oktober 1896 wurde Freiherr von Richthofen zum Direktor der Kolonialabteilung ernannt, doch schon im Dezember des folgenden Jahres zum Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amt berufen.


Phot. Theo Schafgans, Bonn
Kardinal Dr. Simar.

Aufn. von Hofphot. Hoffert, Berlin
Ernst Eckstein

Heinrich Porges.

Mit dem Tode von Heinrich Porges, der am 17. November in München dahinschied, hat die deutsche Tonkunst einen schweren Verlust erlitten. Geboren am 25. November 1837 in Prag, wendete Porges sich schon in früher Jugend der Musik zu. Sein erster Lehrer in dieser Kunst war der Pianist Cölestin Müller; Rummel unterrichtete ihn in der Harmonielehre und Zwonar im Kontrapunkt. Sein Wissensdrang trieb ihn aber, sich auch auf andern Gebieten Kenntnisse zu erwerben; er besuchte die Universität, wo er philosophischen Studien oblag. Voll idealen Sinnes schloß er sich der die höchsten Ziele erstrebenden Weimarer Kunstrichtung an, die an ihm ein unermüdlich thätiges Mitglied, ja bald ihren Vorkämpfer gewann. Zu jener Zeit schon wirkte Porges auch als Schriftsteller für die von ihm vertretene Sache; in der „Zukunftsmusik-Zeitung" veröffentlichte er begeisterte Artikel, die auf die Bedeutung von Wagner, Liszt und Berlioz als die Vertreter der modernen Kunst hinwiesen. Später siedelte er nach Wien über und trat dort in regsten Verkehr mit Richard Wagner. Es kam die Zeit, da König Ludwig II. von Bayern sich für Wagners Kunst zu interessieren begann. Porges, der für den König eine Studie über den „Tristan" verfaßte, wurde von dem kunstbegeisterten Monarchen fast gleichzeitig mit Wagner nach München berufen, der Stadt, die seine zweite Heimat werden sollte. Im Jahre 1871 ehrte König Ludwig sein Wirken durch die Ernennung zum Musikdirektor. Ganz hervorragende Verdienste hat Heinrich Porges sich um die Bayreuther Festspiele erworben: in Wort und That hat er stets für die ihm heilige Sache


Aufn. von W. Höffert, Hofphot. Berlin
Staatssekretär Frhr. Otto von Richthofen.



Heinrich Porges.

geworben und gekämpft, ein nimmer ermüdender Apostel der neuen Kunst. In drei Schriften: „Beethovens IX. Symphonie unter Wagner in Bayreuth“, „Das Bühnenfestspiel in Bayreuth“ und „Die Bayreuther Bühnenproben 1876“ hat er wertvolle Beiträge zur Geschichte jener Zeit geschaffen. Seine werkthätige Hilfe lieh er dem gewaltigen Werke, indem er schon bei den Festspielen von 1876, wie auch bei allen späteren beim Rollenstudium der Sänger aufs eifrigste beteiligt war.

Arthur Sullivan.

Mit Sir Arthur Sullivan, der am 22. November dahinschied, hat England den bedeutendsten seiner modernen Tonmeister verloren. Am 13. Mai 1842 in London geboren, studierte er als Stipendiat der Mendelssohn-Stiftung an der Royal Academy of Music und sodann, von 1858 bis 1861, am Konservatorium in Leipzig. Frühzeitig offenbarte sich seine außergewöhnliche Begabung; schon mit neunzehn Jahren wurde er als Nachfolger Bennetts als Professor für Komposition an die genannte Akademie berufen, 1876 wurde er Direktor der National Training School for Music und bald darauf Vorstandsmitglied des Royal College of Music. Als Komponist war Sullivan von außergewöhnlicher Fruchtbarkeit; seine Ouverture zu Shakespeares „Sturm“ stammt noch aus seinen Leipziger Studienjahren. In der Folge schrieb er Oratorien und Kantaten, Konzerte und Lieder. Seine große Volkstümlichkeit verdankte er jedoch seinen Operetten, von denen sich in Deutschland allerdings nur der „Mikado“ durch seinen Melodienreichtum und seinen ansprechenden Humor dauernd auf dem Spielplan behaupten konnte. In England und Nordamerika erzielten auch seine andern Operetten ungewöhnliche Erfolge, an denen einen nicht geringen Anteil die humorvollen Texte aus der Feder des Dichters Gilbert hatten. Zu Beginn der siebziger Jahre beherrschte in England eine musikalische Posse die Bretter, die ganz unsagbar platt und stumpf war und fast roh genannt werden konnte. Gegen diese Erzeugnisse stachen Gilberts drollige, feingeschliffene Textbücher, die mit der nüchternen Welt den reizendsten Schabernack trieben, ebenso glänzend ab wie Sullivans feine, geschmackvolle Musik. Ganz durchschlagend wurde aber erst der Erfolg, als Gilbert und Sullivan den dritten im Bunde, den Theaterleiter D'Oyly Carte, entdeckt hatten. Man kann sagen, daß diese drei ungefähr anderthalb Jahrzehnte die Londoner Welt, in der man sich ohne zu große Anstrengung unterhalten will, die Welt der leichtgeschürzten Muse, unumschränkt beherrschten. Dann kam ein Zerwürfnis. Der Dichter Gilbert, ein nicht ganz leicht zu behandelnder Mann, trennte sich von den beiden andern. Die Zeit der sauberen, geschmackvollen englischen komischen Oper war wieder einmal vorüber, die sogenannte musikalische Komödie kam in Aufnahme, und im Gegensatz zu den früheren Triumphen folgten Tage verfehlter Spekulationen und starker Verluste, bis das Triumvirat sich 1893 wieder vereinigte und im Savoy-Theater Gilbert und Sullivans neue Oper „Utopia“ aufführte. Auch in der großen Oper hat sich Sullivan erfolgreich versucht, so mit „Ivanhoe“, der 1891 in London zum ersten Male in Scene ging und auf Wunsch Kaiser Wilhelms II. auch in Berlin zur Darstellung gelangte. Die Aufführung seines letzten Werkes „The Esmerald Isle“ erlebte Sullivan nicht. Seine Verdienste um die Förderung der Tonkunst in England waren 1883 von der Königin Viktoria durch Verleihung des Ritterstandes anerkannt worden.



Arthur Sullivan.

Für müssige Stunden.

Rätsel.

Kaum jemals es in dieser Welt
Sich einem Leben nicht gesellt.
Und wenn es Schritt und Tritt verbunden,
So hätten wir's oft gern gefunden.

Ob auch in seinem großen Reich
Ein jeder wohl dem andern gleich,
Freiwillig streben doch nicht viele
Hin nach dem unbekannten Ziele. M. Sch.

Trennungsrätsel.

Ich weiß nicht, was mich zieht so stark
Nach einem kleinen Ort der Mark:
Nicht zeigt sich üppig dort Natur,
Kein Berg, fast alles ebne Flur,
Nur spärlich Wald, doch reichlich Sand,
Und sonst auch gänzlich unbekannt —
Und dennoch lieb' ich es, das Wort,
Das Wort (getrennt) an jenem Ort. S.

Charade.

Ob auf die Ersten Müh' verwandt,
Ob schlicht sie fabrizieret,
Sie werden meist von kräft'ger Hand
Zu gutem Zweck geführet.

Die Dritte weder Halm noch Blatt,
Zählt auch nicht zu den Blüten,
Und doch im Pflanzenreich sie hat
Ein wicht'ges Amt zu hüten.

Nicht Roß, nicht Rad das Ganze nennt,
Obwohl es auserlesen
Zu einer Art Reitinstrument
Nicht grad für zarte Wesen. M. Sch.

Worträtsel.

Die ersten vier Zeichen laß tauschen
Die Plätze, du wirst's nicht bereun,
Sobald du befriedigt darfst lauschen,
An dem, was geboten, dich freun.
Die andern drei Silben gestalten
Sich zu einem machtvollen Wort,
Aus dem alles Große entfalten
Und bilden sich muß fort und fort.
Des Ganzen bewunderte Blüten
Gedeihen auf südlicher Flur,
Doch Kunst weiß sie herrlich zu bieten,
Versagt sie uns auch die Natur.

Rätsel.

Wenn es ein Zeitwort ist,
Soll es zu jeder Frist
Wack'res der Mann.
Doch auch als Hauptwort schnell,
Wendet der Schustergesell
Fleißig es an. F. M.-S.

Silbenrätsel.

Es schwelgen in Tönen gar vielerlei,
Bald ernst, bald heiter die ersten zwei;
In bunten Reigen ziehn sie hinaus,
Ergötzen drei, vier im stattlichen Haus.

Die sitzen schweigend in Reih' und Glied
Und schauen und lauschen auf Ton und Lied;
Studieren sie aber Gesicht und Gewand,
Dann nehmen 1, 2, 3, 4 sie zur Hand. T. G. A.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Heft 4:

Des Silbenrätsels: Levkoje (Detlev).
Des Umstellrätsels: Enghien — Genien.
Des Worträtsels: Ergriffen.
Des Anagramms: Heiland — Dahlien.
Des Rätsels: Erde, Erbe, Erle.
Des Worträtsels: Schaft.
Der Charade: Federlesen.

Schach. (Bearbeitet von E. Schallopp.)

Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, in Zuschriften, welche die Schach-Aufgaben und -Partien betreffen, dieselben stets mit der **römischen Ziffer** zu bezeichnen, mit der sie numeriert sind.

Partie Nr. VII.

Gespielt im Stichkampf des internationalen Meisterturniers zu München am 15. August 1900.

Spanische Partie.

Weiß: K. Schlechter-Wien.
Schwarz: H. N. Pillsbury-New York.

Weiß.	Schwarz.		
		29. b2—b4	a5×b4
1. e2—e4	**e7—e5**	30. a3×b4	Sh7—f6
2. Sg1—f3	**Sb8—c6**	31. Se4×f6†	Df5×f6
3. Lf1—b5	a7—a6	32. f2—f3	Lh4—g5
4. Lb5—a4	Sg8—f6	33. De2—d2	e5—e4! [8]
5. 0—0	d7—d6	34. f3×e4 [9]	Df6—e5†
6. d2—d4	Lc8—d7	35. Kh2—h1	Tf7—f2
7. Tf1—e1	Lf8—e7	36. Dd2—e3! [10]	De5×e3 [11]
8. c2—c3 [1]	0—0	37. Te1×e3	Lg5×e3
9. Sb1—d2	Tf8—e8	38. Te3×e3	Tf2—c2
10. d4—d5 [2]	Sc6—b8	39. e4—e5	d6×e5
11. La4—c2	Te8—f8 [3]	40. Te3×e5	Tc2×c4
12. Sd2—f1	Sf6—e8	41. d5—d6	c7×d6
13. h2—h3 [4]	f7—f5	42. Te5—b5	Tc4—c6
14. e4×f5	Ld7×f5	43. Tg1—a1	Tf8—f2
15. Lc2×f5 [5]	Tf8×f5	44. Ta1—a3 [12]	Tf2—d2
16. Sf1—g3	Tf5—f7	45. Tb5—f5	d6—d5
17. Sg3—e4	h7—h6	46. Ta3—f3	Tc6—c1†
18. c3—c4	b7—b6 [6]	47. Kh1—h2	Tc1—c2
19. Lc1—e3	a6—a5	48. Tf5—f8†	Kg8—h7
20. Kg1—h2	Sb8—d7	49. Tf3—g3	Tc2—c7
21. Te1—g1 [7]	Se8—f6	50. Tf8—d8	b6—b5
22. Sf3—d2	Sf6×e4	51. Td8—b8? [13]	Tc7—d7!!
23. Sd2×e4	Sd7—f6	52. Tb8×b5	d5—d4
24. Se4—g3	Dd8—d7	53. Tg3—f3	d4—d3
25. Dd1—e2	Sf6—h7	54. Tb5—c5	Td2—e2
26. Sg3—e4	Dd7—f5	55. Tc5—c3	d3—d2
27. Ta1—e1	Ta8—f8	56. Tc3—d3	d2—d1D
28. a2—a3	Le7—h4	Weiß giebt die Partie auf.	

[1]) Hier verdient wohl 8. Sb1—c3 den Vorzug. Jedenfalls darf dann 0—0 wegen 9. La4×c6 Ld7×c6 10. d4×e5 d6×e5 11. Dd1×d8 Ta8×d8 12. Sf3×e5 Lc6×e4 13. Sc3×e4 Sf6×e4 14. Se5—d3! f7—f5 15. f2—f3 Le7—c5† 16. Sd3×c5 (oder, falls vorher Tf8×d8 16. Kg1—f1 mit Offiziergewinn) Se4×c5 17. Lc1—g5 Td8—d5 18. Lg5—e7 Tf8—f7 19. c2—c4 nicht geschehen, und nach 8. . . . . e5×d4 9. Sf3×d4 steht Weiß sehr gut.

[2]) Dieses Vorrücken empfiehlt sich in Partien dieser Art weniger.

[3]) Um Sf6—e8 und f7—f5 vorzubereiten. Daß das schwarze Spiel den doppelten Tempoverlust (Sb8—c6—b8 und Tf8—e8—f8) vertragen kann, ist ein Beweis dafür, daß Weiß mit c2—c3 und d4—d5 nicht die richtigen Wege eingeschlagen hat.

[4]) Den Vorzug verdiente 13. Sf1—g3, worauf g7—g6 14. Lc1—h6 Se8—g7 die Folge sein konnte.

[5]) 15. Sf1×g3 Lf5×c2 16. Dd1×c2 war vielleicht besser.

[6]) Schwarz beugt den Durchbruchsversuchen (c4—c5, eventuell zuvor b2—b4) vor.

[7]) Weiß will nun einen Angriff auf den König einleiten; aber Schwarz vergönnt ihm keine Zeit dazu.

[8]) Schwarz macht seinen Stellungsvorteil in geistreichster Weise geltend.

[9]) Oder 34. Le3×g5 h6×g5 35. f3×e4 g5—g4 oder auch sofort Dg5—e5† mit vorzüglichem Spiel für Schwarz.

[10]) Bei 36. Dd2—d3? Tf8—f3!! ist Weiß schnell verloren.

[11]) Lg5×e3 37. De3×e3 Tf8—f3 38. De3×f3! Tf2×f3 39. g2×f3 wäre für Weiß günstig.

[12]) Auf 44. Ta1—a6 folgt Tc6—c2 und Schwarz gewinnt.

[13]) Dieser Turm mußte die d-Linie besetzt halten, um den gefährlichen Freibauern zu behindern. Schwarz macht sich den Fehler sofort in entscheidender Weise zu nutze.

Partie Nr. VIII.

Gespielt im Stichkampf des internationalen Meisterturniers zu München am 14. August 1900.

Russische Partie.

Weiß: H. N. Pillsbury-New York.
Schwarz: K. Schlechter-Wien.

Weiß.	Schwarz.		
		18. Lf4×e3	Tf8—e8!!
1. e2—e4	**e7—e5**	19. Le3—d2 [7]	Tb8×b2
2. Sg1—f3	**Sg8—f6**	20. Sb1—a3	Lg7—f8
3. d2—d4	Sf6×e4	21. Ld2—e3	Te8×e3 [8]
4. Lf1—d3	d7—d5	22. Tf2×b2	Lf8×c5
5. Sf3×e5	Sb8—c6	23. Kg1—h1	Lc5×a3
6. Se5×c6	b7×c6	24. Tb2—b8†	Kg8—f7
7. Dd1—e2	Dd8—e7	25. h2—h4	La3—c5
8. 0—0	g7—g6	26. c3—c4	Te3—c3
9. Ld3×e4 [1]	De7×e4	27. Ta1—d1	Tc3×c4
10. De2×e4 [2]	d5×e4	28. Td1—d7†	Kf7—e6
11. Tf1—e1	f7—f5	29. Td7×h7	Tc4—c1†
12. f2—f3	Lf8—g7	30. Kh1—h2	Lc5—d6†
13. c2—c3	0—0	31. g2—g3	Tc1—c2†
14. Lc1—f4 [3]	c6—c5!	32. Kh2—h1	La6—e2
15. d4×c5	Ta8—b8	33. Tb8—b3	Ld6×g3
16. Te1—e2 [4]	Lc8—a6	34. h4—h5	f5—f4
17. Te2—f2? [5]	e4—e3!! [6]	Weiß giebt die Partie auf. [9]	

[1]) Der Abtausch ist besser als 9. Tf1—e1, worauf Schwarz sich mit Se4—d6 10. De2—d1 Lc8—e6 sicher stellt.

[2]) Weiß verspricht sich zu viel von der Bauernstellung. Er hätte mit 10. Lc1—e3 und 11. Sb1—c3 auf Angriff spielen sollen.

[3]) Hiernach leitet Schwarz sehr geschickt einen Angriff ein. 14. f3×e4 verdiente den Vorzug.

[4]) Mit 16. b2—b4 Tb8×b4 17. c3×b4 Lg7×a1 ergaben sich interessante Verwicklungen, deren Durchrechnung mehr Zeit erforderte, als den Spielern zu Gebote stand.

[5]) Man sieht es diesem Zuge nicht an, daß er den entscheidenden Fehler darstellen sollte; und doch scheint dies der Fall zu sein.

[6]) Dieses schöne Opfer und die daran sich anschließende Fortsetzung übersah Pillsbury.

[7]) Wäre der Turm vorher nach d2 gegangen, so stand dem Läufer jetzt das Feld f2 offen. Schwarz hätte dann von dem Opfer e4—e3 Abstand nehmen müssen.

[8]) Ein wunderhübscher Schluß zu einer von Schlechter fein gespielten Partie.

[9]) Es droht Te2—e1† 36. Kh1—g2 Le2—f1† und 37. . . . . Lf1—h3 matt.

Notizblätter.

Tonkunst.

Die Wiederkehr des Tages, da vor 200 Jahren der Kurstaat Brandenburg zum Königreich Preußen erhoben wurde, hat Dichter wie Tonmeister in Bewegung gesetzt. Hoher Schwung nun belebt die Festkantate „Die Zollern und das Reich“, Dichtung von Heinrich Winkler, Komposition von Karl Zuschneid (Quedlinburg, Vieweg). Für gemischten Chor mit Orchester- oder Klavierbegleitung gesetzt, dürfte das Werk überall, wo es vor empfänglichen Hörern zum Vortrag gelangt, eine starke Wirkung erzielen.

Spiel und Sport.

Im Verlage von Hugo Moser in Stuttgart ist eine originelle, sinnreiche Neuheit auf dem Ansichtskartengebiete erschienen: originell infolge der Möglichkeit, sieben verschiedene Ansichten einer Stadt auf **einer** Karte zur Anschauung zu bringen, sinnreich wegen des an der Karte angebrachten einzigartigen Verschlusses. Die Neuheit wird „Kartenstern“ genannt, weil diese zusammenlegbare Ansichtskarte ausgebreitet einen Stern von etwa dreifachem Umfang einer gewöhnlichen Postkarte bildet. Die Karte kann jedoch zusammengefaltet werden und bildet dann der Verschluß ein Kleeblatt. Hierdurch ist auch die Möglichkeit gegeben, daß diese Karten eben mittels dieses Kleeblattes verschlossen werden können, da dasselbe gummiert ist. Sodann haben diese Karten vor den andern den Vorzug, daß die Abbildungen während der Expedition keinerlei Gefahr des Schmutzigwerdens ausgesetzt sind, auch beträgt das Porto dieser Karten, selbst wenn sie mit einer fünf Worte umfassenden Widmung versehen werden, nur drei Pfennige.

Briefmappe.

E. B. in C., Rumänien. Die Momentbilder müssen uns zur Prüfung auf ihre Verwendbarkeit vorgelegt werden.

N. L. in Valparaiso. Verbindlichsten Dank für gute Meinung und freundliche Anerkennung! Ihren Wünschen ist inzwischen, wie Sie sich überzeugt haben dürften, entsprochen worden.

E. U. in M. Eine Sammlung empfehlenswerter Vorlagen enthalten die von Fr. Lechleitner entworfenen „Musterblätter für Einlegearbeit oder Holzmalerei“ (München, Mey & Widmayer, ℳ 2.—). Das Heft giebt auf 24 Blatt die verschiedenartigsten Muster und erteilt auch Anweisungen für die Ausführung der genannten Arbeiten.

A. H. in D. Sie finden das Gewünschte in dem von M. Unterbeck herausgegebenen Büchlein „Der Haus- und Familienkorrespondent“ (Stuttgart, Schwabacher, ℳ 1.50). Unter Beifügung vieler Probeformulare, Brief- und Gesuchsentwürfe, Eingaben an Behörden und so weiter giebt es praktische Anleitung zur schnellen und formgerechten Erledigung allen Schreibwerkes in privater wie geschäftlicher Angelegenheit.

H. Th. in St. Wir können die gewünschte Auskunft nicht erteilen.

Dr. E. G. in P. Uns nicht bekannt.

J. D. in St. Petersburg. Genaue Auskunft dürften Sie durch die Redaktion der Zeitschrift „Sport im Bild“ (Berlin) erhalten.

„Renny“. Warm empfunden, doch in der Form nicht vollkommen. So müssen wir, verbindlichst dankend, verzichten.

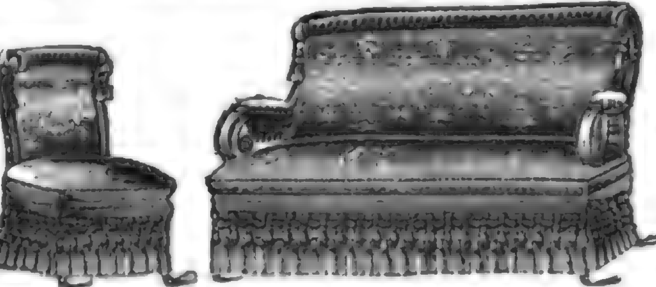
J. v. M. in M. Wir wollen sehen, wie sich Ihrer Anregung Folge geben läßt.

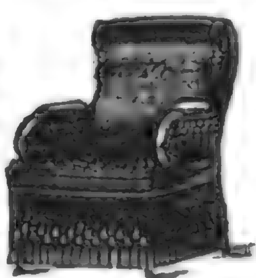
Franz Sch. in D., W. G. in M., Georg R. in L., K. P. in M., M. K. in M., Therese S. in Wien, Erich S. in E., Hugo K. in Berlin, J. S. in Basel, H. M. in U., Erich L. in G., H. H. in W., „Franco“, W. F. in H., L. v. G. in M. Mit Dank abgelehnt.

Verantwortlicher Redakteur:
Ernst Schubert in Stuttgart.









Ein Trick.

„Ach, Frau Müller, eine Frage,
Denn ich wund're mich im stillen,
Dass Ihr Mann fast ohne Ausnahm'
Ihre Wünsche thut erfüllen.

Wenn Sie einen Hut sich wünschen,
Ist er da in kurzer Zeit.
Alles können Sie erlangen,
Selbst das allerbeste Kleid.

Sagen Sie, auf welche Weise,
Oder welchen neuen Trick
Sie bei Ihrem Gatten brauchen,
Möcht' versuchen auch mein Glück."

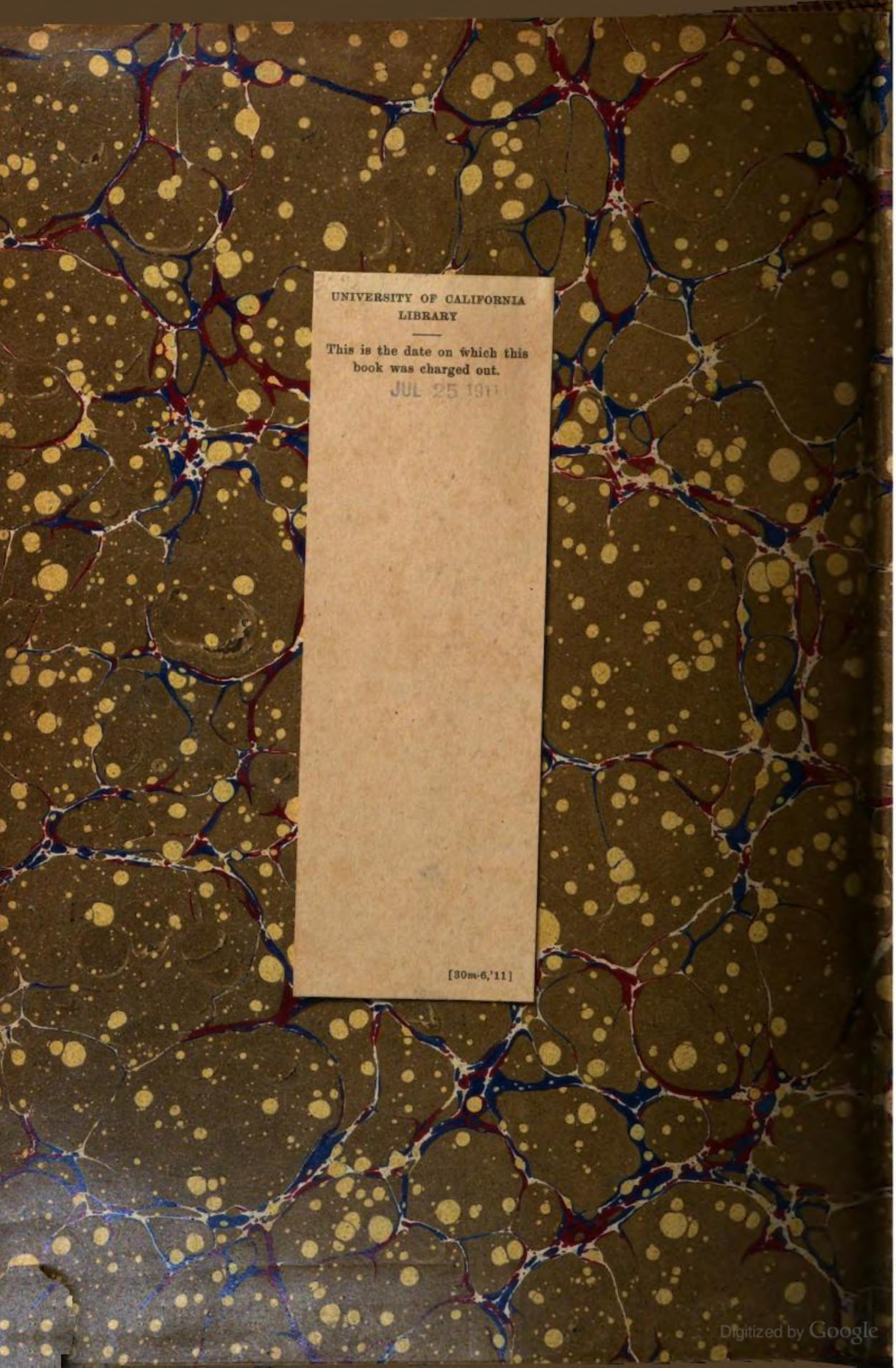
„Nachbarin, dieses Geheimnis
Gebe gern ich Ihnen preis:
Ich den Augenblick benutze,
Wo ich ihn in Stimmung weiss.

Gute Launen zu erzielen,
Ist bei Männern gar nicht schwer:
Sorgen Sie nur für den Gaumen
Und gefügig wird Ihr Herr.

Beim Nachmittagskaffee geb' ich
Victoria-Zwieback bloss,
Dann erfüllt er meine Bitten
Jedesmal bedingungslos

Drum geben Sie Ihrem Gatten
Nur einmal von dem Gebäck,
Und ich wette, liebste Freundin,
Sie erreichen Ihren Zweck."

Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.


UNIVERSITY OF CALIFORNIA
LIBRARY
This is the date on which this
book was charged out.
JUL 25 1911
[30m-6,'11]
Digitized by Google